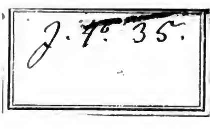
DAS WOHLFEILSTE PANORAMA DES UNIVERSUMS ZUR ERHEITERNDEN BELEHRUNG FÜR...







Das

Panorama des Universums

zur

erheiternden Belehrung

für

Jedermann und alle Länder.

Zwölfter Band.
(Der neuen Folge neunter Band.)

Redigirt von Franz Klutschak.

Prag, 1845.
Verlag, Druck und Papier von Gottlieb Haase Söhne.

Inhalt.

Geschichten, Erzählungen, Sagen, Memoiren u. dgl.

Länder, Völker, Gegenden, Städte.

Miscellen.

Den mit * bezeichneten Artikeln liegen Abbildungen bei.

Der Feuerdrache.

Bilder aus dem Leben der Ukrajner. Nach dem Russischen.

1. Die Heimkehr von der Wallfahrt.

Durch ganz Kiew hallt die ungeheure Glocke der Pecerskaja Lawra *; die Sonne steht im Westen, rings ist Alles noch hell und festlich. Vor den Augen funkelt die überreiche Fronte des prachtvollen Gotteshauses, dessen zahlreiche Kuppeln den Lichtglanz zurückstrahlen und dem geblendeten Auge als Knäufe einer ungeheuren Goldkrone erscheinen. Unzähliges Volk drängt sich auf dem Vorhofe: Bulgaren in Kurtken mit Aufschlägen, Moldauer mit ihren vollwangigen Kukonen (Weibern), Nordrussen aus den fernsten Gouvernements, Ukrajner mit Haarschöpfen und lang herabhängenden Schnurrbärten. Alle diese sitzen im Schatten der Bäume oder ergehen sich in zahlreichen Gruppen auf dem Vorhofe, als fürchtete jeder in diesem Gedränge von Pilgrimen sich zu verirren und seine Kameraden zu verlieren. Nur ein junger schlankgewachsener Bursche in blauem Zupan und einem alten ausgenähten Gürtel stand abseits, ganz einsam; wie ein Waise mitten in diesen Volksschwärmen. Vor kurzem erst hatte er das Cumakiren ** aufgegeben und sein theerbeschmiertes Hemd mit einem blauen Zupan, den einfachen Strick mit dem breiten Gürtel vertauscht. Auf der Heimkehr machte er einen Abstecher nach Kiew, um die heiligen Stätten zu besuchen und Gott für den Segen, den er auf seiner Arbeit ruhen ließ, und für das glückliche Ende des Dienstes zu danken. Die heilige Stadt mit ihren goldbedachten Kirchen und Glockenthürmen, ihren wunderbaren Bergen und Thälern kam ihm zauberhaft vor. Doch bald verdroß ihn dieses ewige Lärmen und Jagen, in welchem er sich nach einem ruhigen Leben nun plötzlich befand, und so fühlte er sich denn in diesem lärmvollen Volksgetümmel eben so einsam, wie sonst bei seinen Reisen auf der menschenleeren Steppe, wenn die Salzfuhrleute vor Nacht ihr Lager aufschlugen, wenn der Abend zu dunkeln begann und am rosenrothen Himmel Schwärme von Kranichen und Wildenten aufflogen, als wollten sie den Reisenden den Weg zur Heimat zeigen. Plötzlich jedoch belebten sich seine Wangen, seine Augen hafteten auf einem Punkte, er sah und sah und traute kaum selbst seinen Blicken.

Ein Mädchen von nie geschauter Schönheit, roth wie die Morgenröthe, wie rosenfarbener Gartenmohn, voll, frisch, in der Blüthe der Jahre und der Gesundheit, ging an ihm vorüber. Ein hellfarbiges Merinokorset umschloß ihren schlanken Wuchs, ein schneeweißes Hemdchen barg zauberisch die unter'm Korset emporschwellenden Formen, und die Aermel, Schwanenfittigen gleichend, stolz mit farbigen Mustern ausgenäht, boten einen bewundernswerthen Anblick. Bunte Bänder bildeten mit Gartenblümlein und Waldreben in den Haaren eine stolze Krone auf der lieblichen Stirne und flatterten wie ein zerstäubter Regenbogen in den Lüften.

Neben ihr ging ein Greis, dessen Gestalt etwas absonderliches hatte, sein graues Haar wehte der Wind nach hinten, sein dunkelrothes Gesicht mit hängenden Augenbrauen und weißem Schnurrbart und mit scharfeingedrückten Furchen trug das Gepräge einer Ukrajnischen Physiognomie aus alter Zeit. Die Gestalt war nicht vom Alter gebeugt, wer aber die tiefen Runzeln der hohen Stirne genauer ansah und die ausdrucksvollen Augen, die einst in der weiten Steppe so scharf jeden Tataren erspäht, — der konnte ihm leicht einige Jahrzehende anmerken. Der Greis schritt langsam neben dem Mädchen einher; wie in tiefe Gedanken versunken, machte er große Schritte über die alten Grabsteine, die da statt gewöhnlichen Pflasters neben einander gereiht lagen, und von deren Inschriften er mit seinen breiten Hufeisen vielleicht die letzten Spuren hinwegkratzte.

Der Bursche im blauen Zupan wollte den Alten anreden, als plötzlich alle Glocken erklangen und alles im Vorhofe versammelte Volk sich vor der Hauptthüre zusammendrängte und langsam in die Kirche einzutreten begann. Doch wich der Bursche dem Greis nicht von der Seite und wandte die ganze Vesper hindurch kein Auge von dessen Begleiterin ab. Als zufällig ihr Blick den seinen traf, da fühlte er sein heißes Blut zum Herzen jagen, und dieses so heftig erbeben, daß er unwillkürlich die Hand an die Brust legen mußte.

»Aj,« dachte er, »das ist gewiß sie, die mir bestimmt ist, und die Du, wie meine selige Base plauderte, weder zwischen Gärten verfehlen, noch ihr im Reiten auszuweichen vermagst. Wie das im Herzen brennt! Es muß doch wahr seyn, daß, welche einmal einem bestimmt ist, mit **einem** Blick das Herz in Flammen setzt, mit einem Lächeln den Kopf verwirrt... Ja, sie muß es seyn!« Und er nahm sich's fest vor, wie die Vesper geendet seyn würde, den Alten nach seiner Heimat zu fragen.

Der Gottesdienst ist zu Ende, das Volk eilt in Schwärmen heraus, wie Bienen aus dem Bienenkorb; einige gingen heim, andere zerstreuten sich im Vorhofe. Mit unruhig pochendem Herzen trat der Bursche zu dem grauhaarigen Greise, nahm vor ihm die Mütze ab und verbeugte sich. Auch der Greis lüftete die Mütze und erwiederte die Verbeugung.

---

* Wörtlich Höhlenkloster, mit berühmten Katakomben, in denen mehr als hundert griechische Kirchenheilige ruhen.

** Tschumakiren, als Cumak dienen. Die Cumaken sind Fuhrleute, die in Rußland Meersalz verführen.

»Aus welchem Orte seyd Ihr, Großväterchen?« fragte der Bursche und schrie fast vor freudiger Uiberraschung auf, als er hörte, daß sie aus dem Städtchen Woronež * seyen

»Schaut doch, auch ich bin ja aus Woronež.«

Der Alte blinzelte das Auge zu, um ihm schärfer in's Gesicht zu sehen und — zuckte die Achsel. »Ich kann mich Eurer nicht entsinnen.«

»Aber ich erkannte Euch doch, wie sehr Ihr Euch auch geändert habt. Nicht wahr, Ihr seyd Peter Čajka?»

»Ja wohl, Peter Čajka.«

»Und ich — kennt Ihr den Nicipor Bolšak, ich bin sein Sohn.«

»Wie sollte ich den Bolšak nicht kennen? Waren wir doch mit seinem Vater und Deinem Großvater also in unsern jungen Jahren Kosaken.«

Und beide erfaßten einander bei den Mützen und begannen sich zu küssen.

»Und wo warst Du, daß ich Dich so lang nicht sah? Ist doch unser Woronež noch nicht so groß, daß wir einander nicht manchmal wenigstens begegnen müßten. Ich denke Deiner, wie Du noch so, schau so klein warst. Freilich wohnen wir weit von Euch, und ich komme aus meinem Bienenkorb fast gar nicht heraus.«

»Ich kehre eben von der Reise heim. Drei Jahre lang habe ich Salzfuhrwerk getrieben . . .«

»Da thatest Du wohl, daß Du zum väterlichen Gut auch Deinen Theil beiträgst. Dein seliger Großvater that auch so, selten blieb er am Flecke sitzen, sondern miethete bald einen Baštan **, bald brannte er Theer, und sorgte immer, wie er etwas für die Kinder ersparen konnte. Er war ein wackerer Mann, eine gute Seele! möge er in's himmlische Königreich eingehn! Wir führten auch Brod und Salz mit einander.«

»Ihr kennt also Großväterchen unsre Familie gut?«

»Die Alten kannte ich trefflich, mit den Jungen weiß ich mich nicht mehr aus. Es kamen andre Zeiten; Dein Vater, nimm mir's nicht übel, ist ein Brummbär, geht herum wie ein irrendes Schaf; mit ihm kann man nicht einmal Schnaps trinken, denn eher schläft man bei ihm über'm Gläschen ein, als daß man sich aufheitert. Dazu suchte mich das Unglück heim, zwei Söhne starben mir, die Wirthschaft wurde vernachläßigt, mit meinen alten Knochen mußte ich mich da und dort herumschlagen, und mußte mich noch kümmern um die Witwe und eine kleine Waise, die mir der jüngere Sohn hinterlassen. Sieh, wie ich mir sie schon erzogen habe und doch zählte sie bei des Vaters Tode erst zwei Jahre.«

Mit Wohlgefallen wies der Greis auf das Mädchen, welches roth wurde wie eine Erdbeere, und die Augen senkte, mit denen sie bisher den stattlichen Burschen neugierig gemustert hatte.

»Ihr habt eine liebliche Enkelin!« platzte Iwan aus, ohne bedacht zu haben, ob er sich damit auch nützen werde; rasch aber fügte er verbessernd hinzu: »Wie nennt man sie?«

* Nicht zu verwechseln mit Woronesch, dem Hauptort des gleichnamigen Gouvernements. Hier ist ein Flecken nicht fern von Gluchow im Gouvernement Tschernigow gemeint.

** Gärtchen in einer Vertiefung der Steppe, wo meist Kürbisse wachsen.

»Marusja,« erwiederte der alte Čajka. »Nun, Marusja, und Du? Zählst Du den Sand, daß Du nicht aufblickst? Sieh doch, welch' ein Geselle! Schämst Dich nicht vielleicht gar, er ist ja unser Landsmann! Du gehörst nicht mehr zu denen, welche immer hinter'm Ofen hocken und die Leute nur durch die Ofenspalten begucken. Es ist Zeit, Dich in der Welt zu zeigen; wenn nicht diesen, so werden im nächsten Herbst, ehe Du dessen gewärtigst, sich die Freiwerber in die Hütte drängen.«

Das Mädchen brannte vor Scham ob solchen Offenbarungen und fast traten ihr Thränen in die Augen. Iwan fühlte Mitleid mit seiner verschämten Landsmännin, und fragte sie, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen, wann sie Kiew verlassen würden.

»Morgen nach der Messe,« erwiederte der Greis, »und jetzt gehen wir noch einige Blechmünzen und Kreuzchen zu Wallfahrtsgeschenken einkaufen.«

Iwan bat, ihn zum Reisegefährten aufzunehmen. Der Alte willigte gern ein. Nachdem sie noch ein wenig geplaudert, verabredeten sie, morgen im Kloster zusammen zu treffen und schieden dann, um ihren Verrichtungen nachzugehen.

Die Sonne erhob sich über den blauen Wäldern und der helle Gottestag brach an zur Freude aller Welt. Iwan stand auf, wusch sich, betete gegen die Lawra gewendet zu Gott, dankte dem Wirthe für Brot und Salz und begab sich in's Kloster, um unmittelbar von dort die Heimreise anzutreten. Bald kamen auch seine Landsleute dort an. Nachdem sie noch den Frühgottesdienst angehört und noch einmal sich vor den Gräbern der heiligen Fürbitter, die in der großen Kirche ruhen, verbeugt, machten sich unsere Wallfahrter auf den Weg. Alle schwiegen, als sie aus Kiew hinausschritten, andächtige Gefühle erfüllten ihre ganze Brust.

Nachdem sie die lange Dnepr-Brücke überschritten, wandten sie sich noch einmal um und machten gegen die heilige Stadt drei tiefe Verbeugungen. Einige Minuten blieben sie schweigend stehen, versunken in das vor ihnen aufgerollte, unvergleichliche Bild. Rechts knapp über dem Spiegel des Dnepr breitete sich Podol * aus mit seinen Klöstern, Kirchen und Glockenthürmen, und dem Riesengebäude der geistlichen Akademie. Hinter Podol am Rande des Horizontes blauten die Wälder einige hundert Werste weit nach Lithauen sich hinziehend und die hohen Gebäude, die über das Häusergedränge emporragten, sahen aus wie gemalt auf dem Hintergrunde des blauen Himmels. Von Podol an zieht sich dem rechten Ufer entlang eine ununterbrochene Reihe grünbewachsener Hügel, geschmückt mit Hainen breitästiger Linden oder schattigem Haselgebüsch, unten am Wasser aber mit Silberweiden eingesäumt. Auf dem höchsten Gipfel dieser Hügel, wo die Natur in mannigfaltigem Wechsel helleren und dunkleren Grüns das anmuthigste Plätzchen geschaffen, erhebt sich als die Krone des ganzen prächtigen Kiew die goldglänzende Lawra. Weit und breit strahlen ihre Kuppeln und nichts auf der Welt gleicht ihrem Glanze. Gleich der Sonne,

* Ein Stadttheil von Kiew.

wenn sie ihre Strahlen ausschießt, überschüttete sie den glatten Spiegel des blauen Dnepr mit ihren Funken und besäete ihn gleichsam mit Goldstaub.

»Nun Kinder, was blickt Ihr so fleißig auf Kiew?« rief endlich der alte Čajka »Trennt Ihr Euch so ungern davon? Trauert nicht, Ihr könnt es ja mehr als einmal wiedersehen, so oft Ihr wollt. Ich aber kann mir's nicht verhehlen, daß ich zum letzten Mal den Dnepr und die heilige Lawra schaue.«

»Und wer hat, Großväterchen, das schöne Kloster erbaut?« fragte Marusja und zum ersten Mal hörte Iwan ihre Stimme.

»Die Höhlen (Katakomben) gruben die heiligen Anton und Theodosius aus und das Kloster erbauten zwölf Brüder, die in den Höhlen ruhen. Du sahst sie ja. Diese zwölf Brüder also bauten, sobald sie den Bau der Kirche und des ganzen Klosters beendet hatten, den hohen Glockenthurm der Lawra. Dabei half ihnen Gott durch ein besonderes Wunder, denn was sie bei Tage aufgemauert, ließ sich bei Nacht von selbst in die Erde herab, so daß sie gar nicht, wie gewöhnliche Maurer, erst einen Grund zu legen brauchten So bauten sie, immer auf fester Erde stehend, selbst die höchsten Säulen, die Du dort unmittelbar unter der Kuppel siehst. Da erschien eines Nachts einem der Brüder die Mutter Gottes und befahl ihm, die Mauern nicht mehr höher zu führen, denn in der ganzen Welt werde bereits kein Gebäude seyn, höher als dieser Glockenthurm. Setze schon die Kuppel auf, sprach sie, und decke sie mit gediegenem Gold. So sagte sie und verschwand am Himmel. Der ältere Bruder stand auf, betete zu Gott, weckte die Brüder und sie machten sich an die Arbeit. Bald war die Kuppel vollendet, mit Gold beschlagen und darauf ein Kreuz aus reinem Gold aufgerichtet. Sobald dies Alles fertig war, stieg der ganze Thurm aus der Erde auf und stellte sich so hin, wie er noch jetzt steht. Die Nacht hatten alle Brüder denselben Traum, allen erschien die Mutter Gottes und Alle fragte sie, welche Gnade sie sich von Gott für ihre Arbeit erbitten wollten. Eilf Brüder wünschten nichts anderes als in den von Anton und Theodosius ausgegrabenen Höhlen sich zur Ruhe zu legen, der zwölfte aber flehte um Reichthum und wollte sich noch auf Erden gütlich thun. Als ihm aber auf der Welt schon Alles überdrüßig geworden und er zu den Brüdern kam, um sich auch zur ewigen Ruhe zu legen, sah er, daß sie ihm keinen Platz mehr gelassen, konnte beim Niederlegen die Füsse nicht ausdehnen, und schlummerte mit gekrümmten Beinen ein. Und so liegt er noch jetzt da.«

Der Alte murmelte noch etwas vor sich, verbeugte sich dann noch einmal gegen die Pečerskaja Lawra und sagte: »Gehen wir Kinder, der Weg ist weit, wir dürfen nicht säumen.«

Der Weg von Kiew nach Browary zieht sich durch einen dichten Föhrenwald auf lockerem Sandboden. Mit jedem Schritte wird die Gegend unfreundlicher, mit jedem Schritte die Seele des heimkehrenden Pilgers trauriger. Fast von jeder Anhöhe blickten unsre Wanderer zurück, und jedesmal erschien ihnen Kiew matter und ferner. Dabei blickten Iwan und Marusja einander oft an. Marusja erröthete Anfangs, so oft ihre Blicke mit jenen Iwans zusammentrafen, aber gegen Abend war sie mit ihrem Reisegefährten schon so bekannt geworden, daß sie ihm bereits mit kindlicher Einfalt zulächelte. Und obwohl sie noch kein Wort gewechselt, verstanden sie einander doch so, als hätten sie Monate mitsammen verlebt.

Abends erreichten sie ein Dörflein, das zu beiden Seiten des Weges auf Sand gebaut war. Armselige, mit gelbem Lehm beklebte Hütten standen traurig eine neben der andern, man sah keinen ehrlichen Zaun, nicht einmal ein Gärtchen, wie das in kleinrussischen Dörfern Gebrauch ist; nur mitten im Dorfe beugten sich zwei Weiden über den Brunnen und warfen ihre abendlichen Schatten über den breiten Weg.

»Wie können nur die Leute in so ödem Orte leben,« seufzte Marusja. »ich würde hier sterben vor Sehnsucht nach unsrem Woroněž.«

»Das scheint Dir, mein Mühmchen,« erwiederte der alte Čajka, »aber frage sie nur, ob sie wohl ihren nackten Sand verlassen und in unser Woroněž, wo man bei jedem Schritt auf Gärten stößt, übersiedeln möchten. Gewiß nicht. Ihnen sind diese zwei Weiden lieber, als alle Wiesen und Gärten andrer Gegenden und die Mädchen in diesen armseligen Hütten singen eben so gerne Lieder und hören eben so gerne Sagen aus alten Zeiten, wie Du in Deinem weißgetünchten, blumengeschmückten Kämmerchen. — Doch wo sprechen wir ein, Iwan?«

»Dort in der Hütte neben den Weiden, sie scheint besser als die andern zu seyn.«

Čajka willigte ein. Die Hütte war wirklich vielleicht die beste im Dorfe. Die Bänke an zwei Wänden waren rein gescheuert; im Eck über dem Tische hingen Bilder unter Vorhängen, deren schön ausgenähte Enden zu beiden Seiten hinabhingen. Auf den Brettern, die als Bett dienten, saß beim Spinnrocken ein Mädchen in weißem Hemde und blauer Schürze, schaukelte mit dem Fuß die an der Decke befestigte Wiege und sang dazu ein Lied. Als sie die fremden Leute eintreten sah, verstummte sie. Hinter'm Ofen, in welchem Feuer brannte, saß ein Weib in mittleren Jahren, in Haube und Kopftuch, augenscheinlich die Wirthin selbst.

Unsere Wallfahrter traten ein, beteten zuerst vor den Bildern, wie sich's für Leute, die von einem heiligen Ort zurückkehren, geziemt, und begrüßten erst dann die Hauseinwohner und baten um Erlaubniß zum Uibernachten. Sobald die Hausmutter hörte, daß sie Pilgrime seyen, bat sie mit ächt kleinrussischer Freundlichkeit, nur vorlieb zu nehmen, und begann auch gleich die Bänke abzuwischen, obwohl sie gar nicht bestäubt waren, denn so will's die Sitte einer ordentlichen Wirthin. Der alte Čajka gab sich mit der Wirthin in's Geplauder und auch die beiden Mädchen wurden bald so vertraut, daß die Haustochter ihr Lied wieder anstimmte.

»Ein schönes, ein altes Lied,« rief Čajka, »von wem hast Du's gelernt Mädchen?«

»Vom seligen Großväterchen, der es oft sang.«

»Und ist er schon lange todt?«

»Ein Jahr und zwei Wochen.«

»Und dazu starb er noch in der Fremde,« fügte die Wirthin hinzu, »und wir blieben verwaist ohne seinen letzten Segen. Gott schenke ihm das himmlische Königreich.« Sie seufzte und fuhr fort: »Der Selige lebte und starb wunderlich. Ja sehr wunderlich. Wem wir

noch von seinem Tode erzählten, der zuckte die Achseln und schwieg. Seht, mein Vater konnte schön auf der Bandurka spielen; niemand hat es ihn gelehrt, und er selbst hat sich die Bandurka verfertigt. In seiner Jugend hielt er Heerden und ackerte das Feld, als aber meine selige Mutter starb und ich heiratete, verkaufte er uns die ganze Wirthschaft und beschäftigte sich fortan nur mit seiner Bandurka; den ganzen Tag spielte er dort unter den Weiden, die am Brunnen stehn. Er kannte eine Menge Lieder und alter Sagen, immer sammelte sich eine Masse Volks um ihn, Wanderer blieben bei ihm stehen und Leute aus unserm Dorf, vorzüglich wenn's Sonntag oder ein Feiertag war. Und so hatten sich alle an ihn gewöhnt, daß, wenn er bisweilen mit seiner Bandurka in fremden Dörfern herumzog, es hier allen leer und öde däuchte und jeden Augenblick Leute zu uns kamen und fragten, wann der Großvater wiederkehren würde. Nur brachte uns sein Erwerb keinen großen Nutzen. Hatte er noch so viel Geld bekommen, immer schenkte er es dem ersten Besten, der ihn darum ansprach, und brachte selten etwas nach Hause. Es war ein wunderbarer Alter! So kam ihn auch voriges Jahr im Lenz die Lust an, nach Kiew zu wandern. Ich mit meinem Manne traten zu ihm und sagten: »Wo wollt Ihr hingehn, Vater? seyd doch so krank und wollt noch wandern in solcher Hitze und über solchen Sand?« — »Ich geh, und so wird's geschehn.« — Wenn er sich einmal auf etwas versessen hatte, da half nichts mehr; er ging. Wir begleiteten ihn und baten die Nachbarn, die auch nach Kiew gingen, dort auf ihn zu achten. Eine Woche verging, eine zweite, er kehrte nicht heim! und sonst kamen doch unsere Insassen schon immer nach einer Woche aus Kiew zurück. Nun, dachten wir, der Alte läßt sich's wohl seyn und auch seine Gefährten haben keine Eile. Eines Abends sitze ich und meine Tochter da in der Stube; der Mann war nicht zu Hause. Ich denk's noch wie heute — die Sonne war schon ganz zum Untergang geneigt und strahlte so hell durch die Fenster herein, daß die Bilder wie Gold glänzten. Unter den Bildern hing des Vaters Bandure, mit einem weißen Tuch verhängt. Plötzlich fällt das Tuch von der Bandure, als hätte Jemandes Hand es herabgeworfen und gleich darauf erklingt die Bandure von selbst so laut, wie sonst, wenn der Großvater darauf spielte. Wir schraken beide zusammen. Mein Mann kam, ich erzählte ihm's und auch er erschrak. Und wir alle legten uns mit der Ahnung nieder, daß dies nichts Gutes bedeute. Was wir geahnt, geschah auch. Vier Tage drauf kehrten unsere Leute aus Kiew zurück und meldeten uns, daß der Vater aus der Welt geschieden sey. Und was sie von seinem Tode erzählten! Wie sie in Kiew waren, kam einmal der Vater aus der Messe zurück und begann sein Lieblingslied zu singen:

Oj, setzt' das Käuzchen auf das Grab sich

— und sprach dann zu ihnen: »Wißt Ihr was Brüder? ich sterbe jetzt, nur thut mir's leid, daß ich meine Bandura nicht bei mir habe, ich hätte gern mein Lied vom Käuzchen vor dem Tode noch einmal gespielt.« Dies sagend, legte er sich auf die Bank hin und ließ die Hände sinken. Sie sprangen zu ihm, er aber hatte unterdeß Gott seine Seele übergeben.«

Unter Schluchzen sprach die Wirthin die letzten Worte und trocknete sich mit dem Hemdärmel die Augen. Der alte Čajka und seine Reisegefährten saßen in tiefen Gedanken über den wunderbaren Vorfall; Alles war still in der Hütte, nur im Fenster summte eine Biene, die unvorsichtig in die Stube geflogen war, und nun durch's Fenster in die Freiheit durchbrechen wollte.

Vielleicht hätte das Schweigen noch lange gedauert, wäre nicht die Wirthin aufgestanden, um das Nachtmahl auf den Tisch zu stellen. Die Gäste setzte sie auf den Ehrenplatz hinter'm Tisch unter den Bildern und traktirte die Männer mit Schnaps und bat sie zu essen was Gott beschert. Auf der Reise ist der Mensch nicht wählig, drum schmeckte auch unsern Pilgern das einfache ländliche Mahl trefflich.

Als sie vom Tische aufstanden, dankte Čajka der Wirthin und sprach, da sie vorhätten morgen früh mit Morgengrauen aufzubrechen, so wäre es besser noch heute die Herberge zu bezahlen. Dessen aber wehrte sich die Hausmutter standhaft und nahm nichts als einige Kreuzchen und eine Blechmünze von der Kiewer Wallfahrt.

Andern Morgens, kaum daß sich der östliche Himmel zu röthen begann, waren unsre Wallfahrter schon auf dem Wege. Als sie etwa zwei Werste gegangen, bogen sie von der Straße rechts ab, wo der Weg näher und die Dörfer freundlicher waren.

Vor ihnen breitete sich wie ein weißes Meer blühendes Heidekorn aus und füllte die Luft mit honigartigem Dufte. Frühnebel verhüllten die Ränder des Horizontes, so daß sich die weiße Ebene endlos nach allen Seiten hinzudehnen schien; nur vor den Wanderern im Osten durchbrach das Morgenroth den dichten Nebelschleier und hinter ihnen gruppirten sich die dunklen Umrisse der Weiden auf der Straße, welche sie eben verlassen. Allmälig wurde es immer lebendiger und heller, ein frisches Lüftchen erhob sich und der Nebel kräuselte sich über die Niederungen. Als sie noch drei Werste gegangen waren, kamen sie in einen Birken- und Eichenwald. Dort lag noch Alles in tiefem Schlafe. Die bethauten Bäume beugten sich über den schmalen Weg und verursachten eine kühle Dämmerung, die blauen Glöcklein zwischen dem hohen Grase begannen kaum ihre Kelche zu öffnen. Selten nur kamen unsre Pilger in feuchte Tiefen, auf welchen noch der Morgennebel lag. Von Zeit zu Zeit ertönte aus dem Waldesgrund das Krächzen einer Krähe oder das Hacken eines Spechtes in die Baumrinde; sonst aber belebte kein Ton den schlummernden Wald.

»Großväterchen, was war's, das auf der Bandurka spielte?« fragte plötzlich Marusja. »Mir geht die Erzählung der Bäuerin gar nicht aus dem Kopf.«

Der Großvater senkte nachdenkend den Kopf und sagte dann: »Die Seele spielte, mein Mühmchen.«

»Wie denn die Seele?« rief das Mädchen verwundert.

»Und weißt Du das nicht? Und denkst doch noch, wie Deine selige Großmutter von dem Säbel ihres Vaters erzählte, der an demselben Tage . . .«

»Nein, davon hat Großmütterchen mir nichts erzählt. Und wenn sie's that, ich war noch klein, und hab's vergessen. Erzähle Du mir's, Großväterchen.«

»Gut denn, so höre. Der Vater Deiner seligen Großmutter, mein Schwiegervater, war seiner Zeit ein Kosake, ein prächtiger Kosak. Daheim kamen Alle, die Streit hatten oder einen Rath brauchten, zu ihm, wie zu einem Popen, denn er war ein kluger Kopf. Im Kriege stand er immer an der Spitze der Wagehälse, die weniger für ihre Bequemlichkeit sorgten, dafür aber auf jeden Türken oder Tataren losstürzten, den sie erblickten, mochte er noch so stark seyn. Alle wußten, welch' ein tapfrer Kosak Stepan Zurba, Dein Großahn, war und selbst der Obrist erbot sich mehr als einmal, ihn zu erhöhen, bald zum Assawul, bald zum Aeltesten, ja einmal sogar zum Hauptmann, aber was, er wollte nicht. »Wozu brauche ich Eure Würden?« sprach er. »Wenn ich Hauptmann wäre, müßte ich jeden Augenblick im Lager seyn und gehen, wohin sie mich schicken. Jetzt aber bin ich frei wie der Wind im Felde. Ich sammle einige Freiwillige um mich und — heida, wohin die Augen gelüstet! — Und Beute mache ich, daß sich jeder Hetman deren rühmen könnte.« Er sprach auch wahr, wenn auch voller Wunden und ganz zerhauen, mit leeren Händen kam er nie; bald brachte er goldne oder silberne Waffen, bald volle Tröge der kostbarsten Scharlachzeuge.

Als alle sahen, daß keine Macht Deinem Großahn widerstehn konnte, und daß sein Roß, kaum in der Schlacht, wie ein Kriegsgespenst sich auf das grobe Geschütz stürzte, dachten sie, Stepan Zurba müsse ein Zauberer seyn. Und doch war er ein so guter Christ, wie irgend ein Mensch, nur besaß er einen Säbel, mit dem er den Tod nicht fürchtete. Zu diesem war er auf sonderbare Weise gekommen. Er ritt einst über's Feld, einen Feind zu suchen, und trabte eben am Rande eines tiefen, verwachsenen Erdrisses; da vernahm er ein Stöhnen darin. Sogleich springt er vom Pferde und kriecht hinunter. Er sucht — ein Kosak liegt da, grau wie ein Weihe, ganz zerhauen und zerschossen, und neben ihm ein todtes Pferd. Als der Deinen Großahn erblickte, hob er den Kopf und sagte: »Höre guter Mensch, hast Du eine Christenseele in Dir, so erweise mir die letzte Gnade, trage mich aus diesem Erdriß, begrab' mich im freien Felde und richte darüber ein Kreuz, wenn auch nur aus Reisig auf, damit ich doch ein christlich Grab finde! Dafür vermach' ich Dir Kostbares. Siehst Du diesen Säbel? Nicht das goldne Heft, nicht die theuren glänzenden Steine machen ihn kostbar. Aber wenn Du mit diesem Säbel in einen Kampf stürzest, so hast Du den Tod nicht zu fürchten; merk' Dir das. Mach' über mir ein Kreuz und leb' gesund . . .« Sprach's und starb auch den Augenblick. Der Großahn trug ihn aus dem Erdriß heraus, grub ihm mit dem Säbel ein Grab, legte ihn hinein, sagte ein Gebet her, das er kannte, machte aus seiner Kosakenlanze ein Kreuz, stieß es mit der Spitze in die Erde, und hing ein weißes Tuch daran, auf daß gläubige Menschen sähen, daß hier ein Kosak liege. Darauf nahm er den Säbel und ritt weg. Als er in's Lager kam und seinen Kameraden den Säbel zeigte, wunderten sich alle darüber, keiner hatte je einen solchen gesehen. Und die alten Kosaken waren doch tüchtige Kenner, sie brauchten blos die Klinge zu sehen, und ohne die Inschrift zu lesen, wußten sie gleich, aus welchem Lande sie stammte und wann sie geschmiedet wurde. Hetmane und Assawuls kamen, die kostbare Waffe zu sehen, aber keiner las die darauf gravirten Worte, keiner wußte, welches Volk solche Schwerter trage. Und mit diesem Säbel hieb Dein Großahn einige zwanzig Jahre herum, und damals war jedes Jahr Krieg. Zuletzt hatte der Säbel schon solche Scharten und Zähne, daß er ihn endlich beim letzten Feldzug daheim ließ. Die selige Schwiegermutter redete ihm freilich zu, er solle ihn nicht zu Haus lassen, aber Dein Großahn war keiner von denen, die einem alten Weibe gehorchten. »Was wird mir der Säbel helfen? Soll ich damit vielleicht am Feinde herumsägen?« So lachte er und ritt mit einem andren Säbel fort. Sie kamen auf's Schlachtfeld. Dein Großahn mußte wie immer der Erste Feindesblut verkosten. Er sammelte einige Freiwillige um sich, ordnete sie zu einem Keil, erhob sein Geschrei und fuhr mitten in das türkische Heer drein. Lange kehrte seine Handvoll nicht zurück, man hörte nur Geschrei und Schüsse mitten im Feindesheer, endlich schwankten die ersten Reihen desselben, öffneten sich und heraus flog auf seinem schönmähnigen Rosse Dein Großvater nur noch mit einem Fünftel seiner Kameraden. Die Unsern schrieen auf und klatschten in die Hände — da pfiff irgendwoher vom Feind eine Kugel ihm gerade in den Kopf. Er erbebte, sank nach vorwärts, umfaßte das Pferd am Hals, und so brachte ihn sein Roß schon todt in's Kosakenlager. Und zur selben Stunde saß die selige Schwiegermutter zu Hause mit den Töchtern und nähte Hemde für ihn, weil er gewöhnlich alle Wäsche, die er mit in den Krieg nahm, so zerfetzte und mit Blut befleckte, daß man sie mit Schauder in die Hand nahm. In dem Augenblick schlägt etwas auf die Erde hin; die Weiber sehen sich um, es war der Säbel. Er war von der Wand gefallen und entzweigebrochen. — Nun erräthst Du doch, was das bedeutete?«

Der Alte schwieg und versank in tiefes Sinnen. Iwans junges Blut war bei der Erzählung ganz entbrannt, und er sehnte sich in jene alten, herrlichen Zeiten, wo der Kosake noch recht austoben konnte. Marussja aber frug wie aus einem Traume erwacht:

»Wie sagtest Du, Großväterchen? Die Seele spielte auf der Bandure? das verstehe ich nicht.«

»Die Sache ist ganz klar,« erwiederte der Greis. »Die Seele kam, ehe sie in jene Welt flog, noch Abschied nehmen von ihrer Familie und gab sich durch das Fallen der Bandure zu erkennen, so wie die Seele Deines Großahns durch den Sturz des Säbels.«

So wanderten unsere Pilger noch einige Tage, die Länge und Mühsal der Reise sich durch Gespräche verkürzend, und hie und da zur Erholung bei einem Bekannten einsprechend, der sie mit warmer slawischer Gastlichkeit aufnahm. Da wurde getafelt, gezecht, erzählt und gesprochen, und während die Alten immer tiefer in die Krüge, sahen Iwan und Marussja einander immer tiefer in die Augen. Noch ehe sie ihre Heimat

erreicht hatten, war es keinem der Beiden ein Geheimniß mehr, daß er geliebt wurde.

Eines Tages waren sie bei Binder Omelko, der früher in Woronež gelebt, nun aber mit seinen Töchtern sich in Baturin niedergelassen hatte, eingekehrt. Čajka war fröhlicher Dinge und zechte mit Omelko und einigen Nachbarn lustig bis tief in die Nacht. Endlich erinnerten sie sich, daß es Zeit sey, an's Schlafen zu denken, und Binder Omelko begleitete den alten Čajka in das Gartengebäude. Unterwegs versicherten sie einander eifrig und feurig ihrer Freundschaft und küßten sich bei jedem Schritte. Plötzlich aber stießen sie auf ein anderes Pärchen, das gleichfalls heiße Küsse wechselte.

Der Mondschein hatte diese Nacht den Schlaf von den Augen der Liebenden verscheucht und Iwan war vor das Fenster Marusja's gekommen, um auf der Bandura dem Liebchen ein Ständchen zu bringen.

»Ei, recht hübsch, Mühmchen,« rief Čajka, vor Uiberraschung kaum Worte findend, »so also geht man wallfahrten? Noch sind sie nicht einmal zu Hause, und schon geht das Liebeln an!«

Er schüttelte das Haupt. Marusja bebte vor Angst. Des Greises strenges Antlitz, mit dem grauen Haar und den weißen hängenden Brauen stand vor ihr im Mondglanz wie ein drohender Geist; seine Seheraugen (denn er galt für einen jener Seher, deren Scharfblick kein Geheimniß entgeht) drangen bis tief in ihr Herz, so daß sie seinen schrecklichen Blick kaum zu tragen vermochte und der Kopf ihr zu schwindeln begann. Iwan ließ ihre Hand los und trat zwischen sie und den Greis.

»Großväterchen!« sprach er, »thut Eurer Enkelin nicht Unrecht; ich allein bin schuldig, ich kam hieher unter ihr Fenster und lockte sie durch ein Lied heran, ich werde alles verantworten.«

»Höre Kosak, zu verantworten gibt's wohl noch nichts. Ich bin keiner von jenen, die, wenn sie alt geworden, nichts zu thun wissen, als der Jugend die Liebeslust zu trüben. Ich bin auch Kosak gewesen, und weiß: der Molodec * muß sogar lieben. Auch wehre ich dem Mädchen nicht, bisweilen und allenfalls auch bei Nacht, mit dem Burschen stehen zu bleiben. Aber alles zur Zeit. Wir kehren jetzt von heiligen Stätten heim, und es ist Sünde, nun an Liebe zu denken. Die ganze Zukunft ist Euer, Ihr habt in Woronež Muße genug zum Kosen. Aber jetzt ist's unziemlich, unziemlich...« wiederholte er dumpf und den Kopf schüttelnd. »Ein schlechter Anfang nimmt auch kein gutes Ende.«

»Großväterchen«, rief Iwan.

»Ein schlechter Anfang nimmt kein gutes Ende,« sagte der Greis im Sehertone, ohne auf Iwan zu hören. »Solche Gelegenheiten paßt der Höllengeist ab, vor dem jeder auf der Hut seyn soll.«

»Freilich, nicht anders! daß er in seinem Gestank ersticke!« bekräftigte Binder Omelko, der auf den Füßen schwankte, wie ein Baum im Winde, und nichts von Allem begriff.

»Geht jetzt schlafen, Kinder. Gott gebe, daß hiemit Alles ein Ende habe!« sagte Čajka. »Komm' Bruder Omelko.«

* Bursche, Junggeselle; ein Beinamen, den sich die Kosaken geben.

Sie gingen aus einander und andern Morgens war nicht mehr die Rede von diesem Vorfall.

Unter solchen Zwischenfällen erreichten die Pilger endlich Woronež, ihre Heimat.

2. Der Feuerdrache.

Es braust und saust ganz Woronež, aber nicht von Sturm und der Windsbraut, sondern von muthigen Liedern und Tänzen. Ein fröhliches Häuflein Burschen tummelt sich beim Mondschein auf den Gassen herum. Weithin hallt die Musik, das Stampfen der Tänzer, Gelächter und frohes Geplauder. Dem Häuflein ging Iwan voran mit seiner Bandura, mit der er in jener Mondnacht das Liebchen an's Fenster gelockt, hinter ihm gingen zwei Geiger und Einer mit einer kleinen Trommel; aber weder das Gequiek der Geigen, noch das Gerassel der Trommel übertönte die Klänge der Bandura. Durch Gesang und Jauchzen forderten die Bursche alles auf, sich zu ihnen zu schlagen. So ward der Haufe, je weiter er kam, immer größer. Endlich theilte er sich in zwei Hälften, die eine schritt durch die große Gasse weiter, die andre folgte Iwan in ein enges Gäßchen, das sich am Teiche hinzog. Das Gäßchen war zu beiden Seiten von Obstbäumen beschattet, und die Schatten waren um so dichter, je heller sich die unbeschatteten Gegenstände im Mondlicht badeten. Iwan und seine Gefährten hielten vor einer niedrigen Hütte, über welche zwei Birken ihre Zweige senkten. Auf dem Dache nisteten Störche, auf der Thüre war ein tapferer Zaporoger in seiner Čuba und rothen Scharawaren (Pluderhosen), eine Bandura in der Hand, gemalt. Aber nicht darum hielt Iwan vor dieser Hütte, sondern — weil drin Marusja wohnte.

Kaum vernahm sie die bekannten Töne der Bandura, so kam sie in leichter ländlicher Tracht herausgelaufen, im rothen Tuch, weißen Hemdchen mit gestickten Aermeln, und die Haare mit einem breiten Bande umwunden. Nach ungezwungener Dorfsitte umarmte Iwan seine Marusja ohne weitere Umstände und küßte sie auf den vollen Mund. Die Mädchen stellten sich um ihre liebe Gefährtin. Iwan stimmte ein neues Tanzlied an, einige Stimmen begleiteten ihn im Chore, andere tanzten, der ganze Haufe zog weiter und ein lautes Echo vom Teiche begleitete ihn.

Als sie der Hütte naheten, in welcher heute der Spinnabend seyn sollte, blieben plötzlich Alle vor Schrecken stehen; die Lieder verstummten und Iwan brach mitten im Akkorde ab. In Osten hellte sich plötzlich der Himmel auf, aus dem Walde flog eine feurige Schlange, bestreute die ganze Gegend mit Funken, zog zischend eine weite weite Wellenlinie und verbarg sich endlich hinter'm zweiten Walde. Was ist das? was bedeutet das? fragten Alle und Keiner wußte Antwort. Inzwischen waren auch die in der Hütte bereits versammelten Bursche und Mädchen herausgetreten und halfen den Lärm vermehren. Der Fragen und Meinungen war kein Ende, ähnliche, ungewöhnliche Ereignisse wurden erzählt, aber niemand wußte mit Gewißheit zu sagen, was es eigentlich für eine Erscheinung gewesen. Endlich erinnerte Einer, es wäre Zeit, den Spinnabend zu beginnen, und Alle begaben sich in die Hütte.

Einige Mädchen streiften die Hemdärmel auf, und begannen Pilze und Warenucha * zu kochen, andre setzten sich zur Arbeit, einige spannen, andre nähten Aermel mit farbigen Fäden aus. Die Bursche setzten sich zwischen sie und scherzten und trieben allerlei Possen. Lautes Gelächter begleitete jeden wohleingefädelten Scherz. Um den spitzen Anspielungen der Bursche zu entgehen, stimmten endlich die Mädchen ein Klagelied an, welches eine betrübte Mutter gedichtet hatte, als sie ihren Sohn, der in's Feld zog, begleitete. Iwan accompagnirte sie auf der Bandura.

Volkslieder haben für die Ukrajner einen besonderen, dem Fremden unbegreiflichen Sinn. Der einfache Dorfbursche, der keinen Begriff hat von der Geschichte seines Volkes, braucht nur die empfindungsvollen Lieder von den Kosaken zu hören, um sich sogleich mit lebendigem Gefühl in deren vergangenes Leben zu versetzen. Darum horchten auch jetzt, als die Mädchen sangen, Alle lautlos und stumm. Als sie aber geendet, stimmten die Burschen sogleich ein anderes, ein lustiges Lied an, die Musik fiel tapfer ein, Bursche und Mädchen stellten sich in die Reihen, und der Tanz erbrauste. Ein Tanz jagte den andern, ruhten einige Paare aus, gleich traten andere an deren Stelle. Die nicht tanzten, saßen paarweise auf den Bänken und führten unter'm Schutze der lauten Tanzmusik verliebte Gespräche. Die geräumige Hütte war gedrängtvoll, doch darum kümmerte sich Niemand, jeder sagte zu seinem Liebchen was ihm gefiel, und fürchtete nicht behorcht zu werden, und erscholl auch einem oder dem andern knapp vor den Ohren ein tüchtiger Schmatz, er wunderte sich nicht darüber und sah sich nicht um, besonders, wenn neben ihm sein Liebchen saß, das ihm diese Schonung vergelten konnte.

Bald waren die Pilze mit Schmetten und die süße Warenucha gekocht. Bursche und Mädchen setzten sich dicht um den langen Tisch, und nachdem sie sich gestärkt, waren sie noch lustiger als zuvor. Die Tänze begannen von neuem und weithin hörte man das Jauchzen und Stampfen. So sorglos überließ sich jeder der Lust, als wüßte keiner was Noth und Elend, und wie bitter oft das Leben auf der Welt sey. Darum baten auch die Mädchen schon vom Frühstück an ihre Frauen Mütter, sie zum Spinnabend zu lassen, und die Bursche achteten nicht darauf, daß sie morgen schon mit Sonnenaufgang in die Robot gehn mußten, und schwärmten auf den Spinnabenden oft die ganze Nacht.

Einige Pärchen, welche zu tanzen aufgehört hatten, saßen in einem Winkel dicht beisammen, und erzählten einander von Zaubereien und Gespenstern, deren ein Spinnabend eben so wenig als der Lieder entbehren kann. Diese Lieder und Schauermärchen dienen auf dem Lande als Wecker des Geistes, der sonst in einen kläglichen Starrschlaf versinken würde.

»Und an wem ist heute die Reihe, Märchen zu erzählen!« erscholl es in der Gruppe. — »An Iwan Kostrjučenko, Iwan Kostrjučenko,« erwiederten Viele und gleich darauf wurde Iwan Kostrjučenko in die Mitte geführt und auf ein dreibeiniges Stühlchen gesetzt. Alle verstummten, damit er seine Gedanken sammeln könne.

* Pirogen (eine sehr beliebte Mehlspeise) aus Hirsemehl.

»Was soll ich Euch erzählen?« hub Kostrjučenko an und richtete sich die Haare. »Märchen habe ich keines in Bereitschaft, dafür aber sollt Ihr eine wirkliche Begebenheit hören. Nur verhorcht Euch nicht daran, Mädchen, denn in meiner Geschichte liegt etwas, darob Alle einschrumpfen wie der, welcher auf Ziegenfüßen geht ...«

»Fang' an, und mach Dir selbst bange, wenn Du willst!« riefen die Mädchen, denen bei solcher Bemerkung kalter Frost über die Haut lief, und deren Phantasie augenblicklich auf jegliche Hexerei vorbereitet war.

»Seht,« fuhr Kostrjučenko fort, »heut war ein Herr bei uns, aus fernem Lande, bis hinter'm Dnępr wo her, ein gesprächiger Herr; die Erzählungen schüttelte er wie aus dem Aermel, als ob sie ihm Jemand hinten einflüsterte, und alle so schauerlich und schön, daß ich darob fast den Spinnabend versäumte und erst kam, als die Pilze schon kalt waren.«

»Laß die Pilze und erzähle rascher,« riefen ihm ungeduldig die Mädchen zu.

»Ich soll Euch also erzählen und nicht früher Furcht einjagen? Hättet Ihr nur unsern Gast selbst gehört; eh' der etwas Schauerliches erzählt, macht der Euch früher so ängstlich, daß Ihr Euch umzuschauen fürchtet; wenn ihm einmal die Zunge in Lauf kommt, da hört Ihr erst Eure Wunder. Nun also, der Gast kam zu uns und bald entspann sich zwischen ihm und meinem Vater, der auch ein Meister in Märchen ist, ein Streit darüber, wie sich Schätze offenbaren. Mein Vater sagte, sie offenbarten sich von selbst; der Gast aber versicherte, sie offenbarten sich nicht von selbst, sondern nur nach dem Willen dessen, der sie verborgen hat, und wer sie heben solle, sey immer schon voraus bestimmt, und höbe sie Jemand anderer, so hebe er nur Noth und Elend damit. Bei der Gelegenheit erzählte er uns einen Vorfall, den Ihr gleich hören sollt.

Vor langer Zeit lebte hinter'm Dnępr in der Ukrajna ein großer polnischer Herr. Anfangs trieb er sich in der Welt herum als armer Edelmann und diente für ein Stückchen Brot; auf einmal aber wurde er reich, Niemand wußte wie, und so mächtig, daß ihm auf weit und breit Niemand gleich kam. Kaum war er nun Herr geworden und hatte sich Bauern gekauft, so nahm er auch herrische Sitten an, peinigte und schund die Leute, verführte junge Mädchen, kreuzigte die Burschen so mit schwerer Arbeit, daß sie nicht einmal wußten, was Gottes Festtag sey, und gab ihnen dafür nicht einmal so viel, als in's Auge fallen kann. Von früh bis Abends widerhallte das Haus vom Lärm der Tänze und Gelage, Gäste kamen Gott weiß woher und Gott weiß was für Leute, der ganze Hof stand voll Pferde und Kutschen, sie lärmten, tranken und verloren sich wieder, ohne daß eine Spur von ihnen geblieben wäre; er aber hauste dann wieder allein in seiner Wohnung bis zum nächsten Festtag, und bedrückte das arme Volk nach wie vor. Jeden braven Mann grauste es an seinem Hofe vorüber zu gehen, denn aus seinen Fenstern hauchte eine teuflische Kühle und in jedem Winkel erschienen dämonische Gestalten. Die Leute erzählen, er sey gegen's Ende seines Lebens milder geworden; die grauslichen Gäste fuhren nicht mehr in's Schloß, und er saß ganze Tage da, das Haupt auf den Tisch gestützt. Augenscheinlich war dem alten Sünder die Reue angekommen.

Endlich eines Nachts flog bei einem furchtbaren Sturme eine ungeheure Eule auf das Dach seines Schlosses, und ihr unheilweissagendes Gekreisch übertäubte selbst den Sturm.

Dieselbe Nacht verschwand der schlimme Herr, der Teufel war in Gestalt der Eule herangeflogen und hatte seine Seele in die Hölle entführt. Und da er weder Familie noch Verwandte hatte, so kamen die Bauern nach einigem Bedenken und Berathen überein, ihn selbst zu begraben; um aber nicht den geweihten Kirchhof zu entheiligen, begruben sie ihn über'm Fluße an einem solchen Absturz, daß der Kopf schwindelt, wenn man nur herunter schaut. Nachdem sie so des bösen Herrn losgeworden, lebten die Bauern friedlich und dankten Gott für jeglichen Tag. Es liefen freilich im Dorfe Gerüchte, der Herr gehe des Nachts herum, in einer Hand und auf dem Kopfe Lichter tragend, und wolle in sein Schloß dringen, in welchem aus Furcht Niemand wohnte; aber ein Todter ist nicht Allen so furchtbar, wie ein Lebendiger. Sein Andenken war bald und gänzlich verschwunden. Viel Zeit flog darüber hin, vielleicht hundert Jahre. Der Herr erschien nicht mehr. Nur manchmal erzählte ein altes Mütterchen bei der Früharbeit, sie habe in ihrer Jugend von dem bösen Herrn gehört, der einen rostigen Bart, rothe Lippen und Augen wie ein Ochse gehabt. Auf einmal verbreitete sich unter'm Volke die Sage, hinter'm Dorfe, über dem Absturz, wo der Herr begraben worden, brennten neun Feuer; ein großer Schatz müsse dort liegen. Wen gelüstet nicht nach einem Schatze? Aber wer sollte wieder des Nachts sich auf diesen Absturz wagen, wo der unreine Geist nur im Vorbeigehen mit dem Ellenbogen einen zu tupfen brauchte, um den guten Mann hinab in das Wasser zu stürzen? Auch durfte nur einer graben, denn zweien oder dreien zeigt sich der Schatz nicht — so erzählten erfahrne Leute. Lange fand sich Niemand, diesen Schatz zu heben; endlich trat ein Wagehals auf, dem offenbar das Leben nicht so theuer war wie andern, denn er war verwaist. Er nahm fünf Gefährten mit sich, kräftige Bursche, und stellte sie hinter'm Dorfe am Kreuz auf, damit sie, falls ihm etwas Böses begegnen sollte — auf sein Geschrei zu Hilfe kämen. Er nahm einen Spaten in die Hand, brannte, um den Muth aufzufrischen, die Pfeife an und ging auf die Lehne den Schatz zu holen. Oben angekommen, erblickte er bald neun Flämmchen, welche ganz knapp am Rande des Abgrunds brannten. Die Nacht war finster, ein scharfer Wind pfiff über die Felder, unten brauste der Fluß, der ganze Himmel war mit Nebelwolken umzogen. Wie er zu den Flämmchen hintrat, erloschen sie plötzlich, er aber setzte seinen Spaten an derselben Stelle an, und begann zu graben. Die lockern Erdschollen stürzten in den Strom, mit einem so starken Geräusch, daß ihn jedesmal der Frost überlief. Plötzlich stieß der Spaten an etwas Hartes an, und den Armen stieß es noch heftiger an's Herz. Er warf die Erde zur Seite und erblickte einen ungeheuren Kessel, mit einem runden Deckel bedeckt. Als er diesen mühsam mit beiden Händen gehoben hatte, zeigte sich lauter reines Silber im Kessel, worüber er in so maßloses Entzücken gerieth, daß er sogar seiner Furcht vergaß und den Deckel aus aller Kraft in den Abgrund schleuderte. Als das Wasser über dem Deckel zusammenrauschte, klang es wie Teufelsgelächter.

Ihn aber kümmerte dies nicht. Er raffte für jeden Fall einiges Geld in die Mütze und lief zu seinen Kameraden, damit sie ihm hälfen, den Kessel aus der Erde ziehen und in's Dorf tragen. Kaum aber war er an den Fuß des Hügels gekommen, stellte sich etwas Weißes vor ihn: ein bleiches Gesicht, fuchsiger Bart und Augen wie ein Ochs. Der Waise erkannte den bösen Herrn, schrie vor Schrecken auf und stürzte auf die andere Seite; — aber auch da kam der Herr ihm entgegen — stand vor ihm und berührte doch nicht den Boden. Der Waise warf die Mütze mit dem Geld weg und verbarg sich die Augen: den Herrn sah er nun zwar nicht, hörte aber sein gespenstisches Kichern, als ihm die Rubel zu Füßen klangen. Er öffnete wieder die Augen — der Herr stand immer vor ihm; er schwenkte um und lief auf's Dorf zu — aber auch da wieder stand der Herr mit seinen gräßlichen Augen vor ihm, über der Erde schwebend, der weiße Leichenkittel im Winde flatternd, und die Augen unverrückt den armen Waisen durchbohrend. Endlich erreicht der geängstigte Bursche das Kreuz, wo seine Gefährten schliefen, als wenn sie erschlagen wären, wirft sich auf die Kniee, umarmt das Kreuz, sagt alle Gebete herunter, die er nur weiß: aber der Herr fürchtet sich nicht einmal vor dem Gebete, starrt ihn unverrückt an, und lächelt, daß dem Armen zu Muthe ist, als stäche ihn jemand mit Nadeln durch's Herz. Zuletzt begann sich ihm der Kopf im Kreise zu drehen, vor den Augen ward es ihm dunkel und besinnungslos sank er zu Boden. Als man ihn den zweiten Tag fand, war er sinnverwirrt, und wußte nichts mehr von der vorigen Nacht. Erst nachdem er ein wenig zu sich gekommen, erzählte er Alles haarklein, wie er grub, wie er dem Herrn begegnete, und wie er ihm nach keiner Seite entgehn konnte. Dann begann er wieder verwirrt zu sprechen, mit fremder Stimme zu schreien, wollte aus der Hütte herausstürzen, als jage ihn Jemand, und nachdem er sich eine Woche so gequält, übergab er Gott seine Seele. — So geht es Mädchen!«

»Und der Kessel?« fragten einige Stimmen.

»Der Kessel liegt jetzt noch über dem Abgrund, denn Niemand erkühnte sich mehr, zu dem verwunschenen Gelde hin zu schleichen. Regen unterwuschen die Erde um ihn, er überstürzte und hängt über dem Fluße. Aber des Teufels Macht läßt ihn zum Gespötte der Menschen nicht in's Wasser stürzen. Wer auf dieser Seite des Flußes geht, sieht ihn deutlich, als hätte er ihn auf der flachen Hand, das verwunschene Silber blitzt im Sonnenschein mit Zauberglanz, aber die alten Leute rathen, es solle Niemand zu sehr in diesen Glanz starren, denn der Glanz zieht die Seele an sich.«

Als Kostrjucenko geendet hatte, blickten ihm alle seine Zuhörer schweigend in die Augen, als wollten sie darin den ganzen Sinn der wunderbaren Erzählung lesen. Jeder fürchtete, fest auf einen Punkt zu schauen, damit ihm ja nicht etwa der gespenstige Herr erscheine. Aber diese Furcht vermochte doch nicht die entzündete Wißbegier zu ersticken.

»Und erzählte der ferne Gast nicht auch von dem Feuer, das heute über den Himmel flog?« fragte einer

der angsterstarrten Burschen. »Oder weiß er selbst, was das war, das flog?«

»Freilich,« erwiederte Kostrjučenko, »das hielt mich auch so lange zu Hause zurück. Wißt Ihr, was flog?«

»Und was? und was?« riefen Alle.

»Der Feuerdrache.«

»Der Feuerdrache? so also sieht er aus?« rief's von allen Seiten. »Daß wir ihn nicht gleich erkannten! Nicht wahr, er bringt den Reichen Geld!«

Die Erwähnung des Feuerdrachen hatte auch die Tänzer herbeigelockt, Alles drängte sich in den Winkel um Kostrjučenko, Geige und Trommel, Jauchzen und Stampfen war verstummt und in der vor einem Augenblick noch so lärmvollen Hütte herrschte nun plötzlich die tiefste Stille. Alles erwartete eine neue wundervolle, schaudererregende Erzählung; Alle drängten sich so eng an einander, als wollten sie gegen die Gespenster eine undurchdringliche Phalanx bilden. In dem ernsten Augenblick hub Kostrjučenko an:

»Zuvor muß ich Euch sagen, Brüder, daß der Feuerdrache nicht immer gleich ist: einmal bringt er den Reichen Geld, ein andermal übt er Zauber an den Schönen und fliegt zu ihnen des Nachts. Mit Geld flog solch ein Feuerdrache oft zu unsrem Hawrilka, der die Trojickaja-Kirche bauen wollte; aber Gott fand keinen Gefallen an dem unreinen Opfer und deßwegen fand man jeden Morgen alles Bauholz im Sumpfe umhergestreut. Doch das wißt ihr alle, nun aber horcht, was sich vor Kurzem in einem Dorfe hinter'm Dnepr zugetragen. Dort lebte ein Kosak, weder reich noch arm, ein ganz gewöhnlicher Mensch; er besaß eine Hütte, ein Gärtchen, ein Stück Feld, zwei Paare Ochsen, einige Stück . . . Was bedurfte er mehr? So lebte er behaglich. Der Kosak hatte auch eine Tochter und die war sehr schön, als wäre sie aus andrem Blute, etwa ein Herrenkind — so schön, wie unsre Marussja da.«

Alle sahen sich nach Marussja um und sie selbst zuckte bei dieser Vergleichung zusammen; in den schlichten Worten des Burschen schien ihr in diesem Augenblick ein furchtbarer Sinn zu liegen.

»Das ist jedoch noch nichts Besonderes, daß sie schön war,« fuhr Kostrjučenko fort; »die Hauptsache war, daß sie auch einen sehr schönen Burschen liebte. Auch darin liegt nichts Besonderes, daß sie ihn liebte, wohl aber darin, daß sie sich bei den Spinnabenden in ihn verliebt, in den Bußtagen, während der großen Faste. Und beide vergaßen, daß sie eine große Sünde begehen, wenn sie nicht auf den Gottesdienst merken und in der Kirche einander fortwährend ansehen und anlächeln. Darauf kam der Charfreitag und die Zeit der Beicht. Das Mädchen besann sich, daß es nicht gut sey, zu solcher Zeit zu liebeln und wußte nicht, sollte sie es dem Popen bekennen oder nicht. Sie sann und sann, bis sie aussann, sie werde es nicht bekennen, damit ihr der Pope nicht eine große Buße auferlege und die Absolution zurückhalte. Sie bekannte also nichts, aber zur Vesperzeit wurde ihr so traurig um's Herz, als müßte sie sterben: das Licht ward ihr unlieb, als ziehe es die Seele aus ihr, sie konnte die Vesper nicht zu Ende hören, verließ die Kirche und ging auf den nahen Kirchhof. Dort sank sie auf das Grab der Mutter und begoß es mit Thränen. Lange weinte sie über dem stummen Grabhügel, als könnte ihr dieser Trost geben, endlich ermattete sie und schlummerte allmälig ein. Im Schlummer hatte sie einen Traum, als träte aus der Mohyle ihre Mutter heraus und spräche also zu ihr: »Warum kömmst Du hieher? Dein Weinen stört meine Grabesruhe. Und Du glaubst, es sey todten Gebeinen leicht, aus dem Grabe aufzustehen? Geh, mein Kind, laß mich allein . . .« — »Mutter was soll ich thun?« fragte das Mädchen und faßte sie beim Leichenkleide. — »Was Du thun sollst?« erwiederte die Todte. »Hüte Dich vor Golde.« — Sprach's, die Erde dröhnte unter ihr, und sie sank wieder in's Grab. Als das Mädchen erwachte, wußte sie nicht, hatte sie geträumt oder war ihr die Mutter wirklich erschienen. Es war schon Nacht, durch das Laubdickicht schimmerte hie und da ein Sternlein, die Grabkreuze sahen im Dunkel gespenstig aus. Sie raffte sich auf und lief ohne umzublicken nach Hause; fast entgeistert sank sie auf ihr Bett. Andern Morgens sollte sie in die Frühmesse gehen und ging nicht, sie sollte in's Hochamt gehen und ging auch nicht, sie fürchtete sich in Gottes Kirche zu zeigen und wußte doch selbst nicht, warum sie sich so fürchte. Um es indeß vor den Hausleuten zu verheimlichen, putzte sie sich auf und ging aus, wie zur Kirche. Sie ging und wußte selbst nicht wohin. Plötzlich fließt vor ihr ein Bächlein. Sie blickt um sich und steht hinter'm Dorf am Brünnlein; das Brünnlein schießt mit heller Fluth hervor und rauscht über's Gestein. Uiber dem Brünnlein steht eine Weide und beginnt gerade ihre Knospen zu öffnen. Das Mädchen setzt sich unter der Weide hin und blickt in's Wasser: im Wasser leuchtet's und brodelt's und die helle Fluth wirft einen Ring auf den Sand. Der Ring war golden, mit einem rothen Steine besetzt. Sie blickte in den Stein, darin war es hell und geräumig wie in einem Herrensaal. Das däuchte ihr seltsam, sie beschaute den Ring rundherum; der Ring war ein gewöhnlicher Goldreif, nur im Steine lag ein Zauber. Je länger sie in den Stein blickte, desto geräumiger ward dessen Inneres: so daß sie darin schon eine ganz andre Welt sah; sie horcht, und immer deutlicher glaubt sie in dem Ring etwas zu hören, und kann sich doch nicht überzeugen, ob sie wirklich etwas höre. So oft sie aber in den Stein sieht, wird ihr leichter um's Herz und sie vergißt auf ihre Qualen; kaum blickt sie anderswohin, gleich kommen die früheren Gedanken und stimmen sie traurig und düster. Sie nimmt den Ring nach Hause und kann sich nicht sattsehen an ihm, kann sich nicht satthören an seiner Zaubermusik. Die Hausleute wußten nichts, sondern merkten nur, daß das Mädchen still und seltsam geworden. Wenn sie ihre Tagesarbeit geendet hatte, ging sie immer, niemand wußte wohin, oder schloß sich in die Kammer ein und saß Stundenlang darin einsam. So vergingen etwa fünf Wochen; der Sommer kam, Bursche und Mädchen versammelten sich bei Tag zum Chorowod *, bei Nacht auf den Gassen; sie aber war nirgends zu sehen, als hätte sie sich losgesagt von der Welt und den Leuten. Aber schon begann man sich im Dorfe zu erzählen, der Feuerdrache fliege zu dem Mädchen. Andere hatten des Nachts eine feurige Schlange, in Gestalt eines Wagens,

* Ein russisches Volksspiel mit Tänzen und Gesängen.

ganz in Funken glühend, über ihrem Hofe schweben und langsam sich herablassen gesehen. Wieder andre versicherten, es sey — ob nun ein Wagen oder kein Wagen — jedenfalls etwas Langes und Feuriges aus dem Grabhügel hinter'm Dorfe aufgestiegen und schnurstraks in's Dorf geflogen; zu wem, wußten sie nicht. Wieder andere hatten einen Feuerdrachen mit zwölf Köpfen gesehen. Und jene hatten am meisten Recht, welche die Feuerschlange aus dem Grabhügel fliegen sahen, denn noch jetzt flimmern über jener Mohyle Funken, als schlüge jemand Feuer mit zehn Steinen und Stählen. Wie das Volk von etwas zu posaunen anfängt, so wird auch wirklich bald etwas daraus. Eines Tages schnitten alle auf dem Feld Getreide, auch die Maid, zu welcher der Feuerdrache flog. Als die Sonne schon über den Mittag hinaus war, legten sie sich alle zur Ruhe, nur sie stieg — ich weiß nicht warum — auf den Grabhügel, der die Funken sprühte. Kaum stand sie dort, gleich begann sie's zu quälen: die Füsse wuchsen ihr an den Boden fest, daß sie sich nicht loszureißen vermochte, und von oben zog sie etwas in die Höhe, so stark, daß ihr schier die Adern rissen. Auf ihr Geschrei liefen Leute in Menge zusammen, aber niemand wußte ihr zu helfen, ja Viele durften gar nicht nahe treten. Und sie zuckte und schrie, daß die Haare zu Berge standen. Was sie eigentlich so in die Höhe zog, konnte kein Mensch errathen; man sah nur hoch am Himmel etwas wie einen Funken blitzen, dann wieder mit dem blauen Himmel verschwimmen und abermals aufblitzen. Wer konnte wissen was das sey. Auf einmal rennt von ferne ein altes Weib heran, fast athemlos und schreit schon von weitem, man solle dem Mädchen den Ring vom Finger nehmen. Man wollte dies thun, aber es ging nicht. Die Alte schreit, man solle ihr den Finger mit dem Ringe abschneiden, nur so könne man sie von dem unausweichlichen Tode retten. Aber wer hat den Muth in das Fleisch eines lebendigen Menschen zu schneiden. Einer munterte den Andern auf, Keiner wagte sich daran. Das Sternlein, das oben flimmerte, senkte sich allmälig herab, und schon sah man, daß es kein Sternlein sey, sondern ein schlangenartiges Feuer, das mit seinem Schweife sich krümmte und wand und dabei immer tiefer und tiefer sich senkte. Plötzlich schrie das Mädchen mit schrecklicher heiserer Stimme: »Ha, es zieht die Seele aus mir!« und sank todt nieder. Ein leichter Dunst stieg von ihr empor und der feurige Glanz erlosch mit einem Male. Da sahen es Alle, daß der Feuerdrache die Seele aus ihr gezogen. Unter'm Volke aber ward ein Geflüster laut, daß die Alte, die so plötzlich, man wußte nicht woher, herbeigerannt war, große Aehnlichkeit mit der längstbegrabenen Mutter des Mädchens hatte. Sie sahen sich nach ihr um, suchten sie — sie war verschwunden. Alle überlief ungewöhnlicher Schauer. Sie ließen die Garben auf dem Felde zerstreut und liefen in's Dorf. Andern Tages faßten sie jedoch Muth und gingen sämmtlich hinaus auf's Feld, wo sie das todte Mädchen in demselben Grabhügel begruben, auf dem sie noch immer lag. Ein Kreuz aber erlaubte der Pope nicht aufzurichten. Und noch bis heute sprühen Funken auf diesem Hügel und banges Stöhnen dringt aus dem Innern desselben und hallt weit über's ganze Feld, so daß die Hirten, die dort übernachten, sich die Ohren verstopfen, um nichts zu hören.«

Kostrjucenko brach ab. Alle waren wie verzaubert, Keiner muckste. Iwan wollte die verdüsterte Gesellschaft aufheitern, fuhr über die Saiten der Bandura und wollte ein fröhliches Lied anstimmen; aber die Bandura tönte so traurig, daß alle zusammenschraken. Sie sahen sich nach Marusja um — bleich wie die Wand starrte sie auf Iwan und Thränen drängten sich ihr in's Auge.

»Welch' ein Lied spielst Du da, Iwan?« schrie sie in höchster Angst und konnte kein Wort weiter sprechen.

Iwan hielt inne und erschrak, als er sie anblickte.

»Warum frägst Du, was das für ein Lied sey? was fürchtest Du?«

»Hörtest Du denn nicht, was Deine Worte sagten?«

»Und was sagten sie?« frugen Alle.

»Ich selbst weiß es nicht,« sagte Marusja sich erholend. »Vielleicht däuchte es mir nur so, aber sie lauteten so schauerlich . . .«

Und das däuchte nicht ihr allein; alle hatten in dem Liede eine gespenstige Stimme erhorcht. Erschreckt durch das, was sie gesehen und gehört, begannen sie aus einander zu gehen. Auf dem Wege sprachen alle vom Feuerdrachen; aber da war kein Gejauchze wie sonst, wenn die fröhliche Jugend heimkehrt und kein Mund that sich auf zum Singen.

Iwan begleitete seine Marusja in das enge Gäßchen. Die Bandura, die ihm über die Schulter hing, erklang in langen leisen Tönen, so wehmüthig und schmachtend, daß Marusja sie nicht ruhig hören konnte und ihren Geliebten bat, er möchte doch die Bandura wo liegen lassen, niemand würde sie nehmen, denn alle wüßten, daß sie ihm gehöre.

Iwan hängte die Bandura an den Ast eines Apfelbaumes, der aus dem nachbarlichen Obstgarten sich über die ganze Gasse hinüberbog, und begleitete die verdüsterte Marusja nach Hause. Schweigend nahm er Abschied von ihr, seufzte, als er sie küßte, und ging fort, ohne sich umzusehen. Die Bandura hing aber nicht mehr da, er suchte sie überall — es war, als hätte sie der böse Geist weggetragen. Das Verschwinden der Bandura dünkte ihn ein unheilweissagendes Zeichen. Angst erfaßte ihn unter diesen dichten Schatten der Gärten und, ohne sich umzuschauen, rannte er so sehr er laufen konnte nach Hause.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Die englischen Sträflinge in Neu-Südwales.

Von einem Deportirten.

Sobald der Verbrecher an Bord des Bayschiffes (d. h. des Schiffes, welches zur Deportation nach Botany-Bay bestimmt ist) kommt, legt er seine alten Kleider ab und bekommt neue. Ist die hinlängliche Zahl von Sträflingen beisammen, so werden sie durch Namenaufruf gemustert, und man läßt sie einzeln in's Zwischendeck hinabsteigen, wo man ihnen doppelte aber nicht sehr schwere Ketten anlegt. Sie werden nun in Ge-

sellschaften zu sechsen eingetheilt und jede solche erhält ihre Kammer oder Kabine. Die Kabinen sind fünfzehn bis zwanzig Fuß lang und enthalten für jeden Sträfling ein Lager mit zwei Decken. Zwei Reihen solcher Kabinen über einander laufen rund um das Schiff. In der Mitte des Schiffes sind Hängmatten für Greise und Sträflinge mit wehen Füßen. Auf dem Decke ist das Spital, wo die Erkrankten sehr gut verpflegt werden. Denn der Chirurg erhält für jeden Mann, den er bei der Landung heil und gesund abliefert, einen halben Sovereign (4 fl. 45 kr. C. M.).

Die Schiffe sind äußerst reinlich. Jeden Morgen werden die Decke abgekratzt und gewaschen, jede Kabine von ihren Inwohnern gereinigt. Hierauf werden die Sträflinge zu vierzigen auf's Deck geführt, wo sie ihr Bettzeug ausklopfen und lüften. Zwei sind fortwährend mit der Wäschreinigung beschäftigt.

Hunger leiden die Sträflinge auf dem Schiffe wahrhaftig nicht. Sie bekommen täglich Rind- oder Schweinfleisch mit Gemüse oder Pudding und ein halbes Pfund Zwieback, Sonntags ein Pfund Roastbeef und ein Pfund Plumpudding. Auf dem Decke dürfen sie rauchen, jeden Abend erhält der Mann dreiviertel Seidel Portwein.

Die Ankunft des Bayschiffes in Sidney wird durch Aufziehen einer Flagge auf der Landspitze South-Heath verkündigt. Sobald das Schiff in der Mitte des Hafens ankert, so begeben sich der Schiffskapitän mit den Depeschen und englischen Zeitungen zum Governor. Kaum haben sie das Schiff verlassen, so legen sich eine Menge überfüllter Barken um dasselbe her. Man läßt alle Sträflinge auf's Deck steigen, aber keiner von den Besuchern darf einen Fuß an Bord setzen. Nun hört man von allen Seiten rufen: »Wen bringt ihr mit? Ist niemand aus dem und dem Orte oben? Wie geht es dem und dem?« Selten ist es, daß die Sträflinge nicht jemand Bekannten finden. Haben die Besucher ihre Neugierde befriedigt, so fahren sie wieder nach der Stadt; manche kommen nach einiger Zeit zurück und bringen ihren Bekannten Früchte, Gemüse, frisches Fleisch.

Niemand darf, wie gesagt, an Bord, um alle Einverständnisse zu hindern. Wie leicht könnte jemand einem Sträflinge sagen: »Bist Du, Freund, ein guter Arbeiter, so sage es ja nicht, sonst behält Dich der Governor für den öffentlichen Dienst vor,« oder: »Sage, daß Du dies oder jenes Handwerk kannst; es fehlt gerade in Sidney und man wird Dich nicht nach Paramatta schicken.«

Vier Tage nach dem Einlaufen werden neue Kleidungen (die auf dem Schiffe getragenen bleiben für die nächste Sendung zurück), ein Bett und gute Decken vertheilt. Nun werden die Sträflinge gewaschen und rasirt, die Haare werden ihnen geschnitten und der Aufseher der öffentlichen Arbeiten, von einem Schreiber begleitet, mustert sie. Er fragt jeden nach dem Namensaufrufe: »Welches ist Euer Handwerk? Welche Arbeit versteht Ihr? Hat man Euch an Bord gut behandelt? Habt Ihr eine Klage, so sprecht ohne Scheu.« Kommt eine Klage vor und wird begründet gefunden, so erwähnt ihrer der Aufseher in seinem Berichte und der Kapitän, oder der Arzt, oder beide erhalten vom Governor tüchtige Nasen.

Nach der Musterung werden alle Sträflinge an's Land gebracht; großes Getümmel und Gedränge entsteht auf dem Hafenplatze. Es gibt Erkennungsscenen, Händeschütteln, Glückwünsche von allen Seiten. Das Gepäck wird auf einen Haufen gestapelt, unter militärischer Bewachung, sonst würde es bald verschwinden.

Auf dem Marktplatze passiren sie abermals die Schau und diesmal vor dem Governor selbst, worauf er eine kurze Anrede hält. Sie müßten sich — sagt er — glücklich schätzen, in ein so schönes Land zu kommen; er hoffe, sie würden sich bessern, und die wirklich Gebesserten könnten sogar Wohlstand erringen; sie würden je nach ihrer Fähigkeit vertheilt und beschäftigt werden; hätte jemand in der Folge über unverdiente schlechte Behandlung zu klagen, so brauche er sich nur an den Ortsbeamten zu wenden und würde sogleich Gerechtigkeit erlangen.

Wenn der Governor sich entfernt hat, vertheilt der erwähnte Aufseher die Deportirten. Ein Theil wird in die Niederlassungen des Innern geschickt, nach Paramatta, Windsor und Georges-River, die andern bleiben in Sidney theils auf Rechnung der Regierung, theils der Privaten, die für sie gut sagen, zurück.

Selten werden Diebe in's Innere geschickt; wer in Europa Dieb vom Handwerk war, findet hier leicht Unterkunft. Die Herren von Sidney nehmen lieber einen offenen Dieb in Dienst, als einen von den vorgeblichen ehrlichen Leuten, die in die Kolonie geschickt werden, »weil sie zu Hause nichts verbrochen haben.« Auf jenen können sie rechnen; er weiß seines Herren Habe zu hüten und ist selbst der letzte, der sie anrührt.

Wer in Botany-Bay ein Verbrechen begeht, wird gerichtet, gerade wie in England, und ist er schuldig befunden, zum Galgen oder zu Zwangsarbeiten verurtheilt. Auch diese Zwangsarbeiten haben nicht viel Fürchterliches. Der Sträfling arbeitet von Sonnenaufgang bis Untergang und bringt die Nacht im Kerker zu. Er trägt eine eigenthümliche Kleidung; Weste und Beinkleid auf einer Seite braun, auf der andern weiß. Seine Fesseln sind doppelt, aber nicht sehr schwer; die Nahrung ist gesund und reichlich, — wöchentlich sieben Pfund Rindfleisch, fünf Pfund eingesalzenes Schweinfleisch, zwölf Pfund Mehl, zwei Pfund Farinzucker und Gemüse in Menge. Die Kartoffeln sind die besten der Welt und er bekömmt deren, so viel er verlangt.

Für schwerere Verbrechen gibt es besondere Straforte; so z. B. Coal-River, vierhundert englische Meilen von Sidney. Hier arbeiten die Sträflinge bis an den halben Leib im Wasser in den Kohlengruben. Sie werden auf vier, sieben, vierzehn Jahre, selbst auf Lebenszeit verurtheilt. Während dieser Strafe wird aber die Deportationszeit aus Europa nicht gerechnet; diese beginnt erst wieder, wenn jene überstanden ist.

Thut der Sträfling auch hier nicht gut, so schickt man ihn an noch schlechtere Orte, denn auch solche gibt es. Einer besonders hat die allerhärteste Arbeit. Die Sträflinge müssen hier aus Muschelschalen Kalk brennen. Der Kalk dringt in die Augen und blendet sie, in die Lunge und zerfrißt sie. Der stärkste Mann hält es nicht lange aus.

Wurde ein Mord begangen, was ziemlich oft, besonders unter den Irländern vorkommt, wird der Ver-

brecher in Sidney abgeurtheilt, aber am Orte des Verbrechens hingerichtet.

Die der Landarbeit zugewiesenen Deportirten haben dasselbe Tagewerk, wie in England; sie leben wie ihr Herr, erhalten jährlich 20 Pfund St. (200 fl. C. M.) Lohn, und werden von ihm gekleidet oder finden sich dafür mit 3 Pfund (30 fl. C. M.) ab. Ist der Arbeiter mit seinem Herrn unzufrieden, so kann er jeden Augenblick in den öffentlichen Dienst übertreten. Nach dem Tagewerke hat er seine Zeit für sich und wird gezahlt, wie ein freier Mann. Ein fleißiger Arbeiter ist mit seinem Tagewerke in höchstens vier Stunden fertig. Ist er in Regierungsarbeit, so erhält er keinen Lohn, nur Kost, zweimal jährlich ein neues Kleid und alle drei Jahre ein neues Bett mit zwei Decken und einem groben Fußteppich.

Die Strafarbeiter beginnen ihr Tagewerk im Sommer um sechs, im Winter um acht Uhr.

Sonntags müssen alle Regierungsarbeiter in die Kirche gehen. Sie versammeln sich in Zügen vor der Kirche; jeder Zug hat seinen Führer. Sind sie versammelt, so besichtigt sie der Ortsaufseher, fragt, ob alle zugegen sind, und ist einer abwesend, nach dem Grunde. Ist Jemand schlecht rasirt oder hat unreine Wäsche, so wird er in's Gefängniß geführt und sitzt bis zum andern Tage. Beim Rückfalle wird er acht Tage lang immer, sobald der Abend anbricht, eingesperrt. Die nämliche Strafe trifft den, der ohne Erlaubniß von dem Gottesdienste ausbleibt; genügt das nicht, so bekommt er eine Anweisung auf 25 Hiebe mit dem Steigriemen. Wer die einmal einkassirt hat, ist nicht leicht das zweite Mal danach lüstern.

Hat der Deportirte seine drei Jahre lang gedient, ohne Anlaß zur Klage zu geben, so kann er ein Wohlverhaltungs-Zeugniß verlangen und auf dieses hin für eigene Rechnung arbeiten, bekommt aber keine Rationen mehr aus dem Magazine. Um in Sidney arbeiten zu dürfen, bedarf es einer Bewilligung vom Governor; sie wird auf eine Bittschrift ertheilt, die der bisherige Herr des Deportirten, der Geistliche und der Friedensrichter mit unterzeichnet haben müssen. Nach vier- bis fünfjährigem gutem Verhalten kann der Deportirte gänzlich begnadigt werden und darf mit seinem Freibriefe hingehen, wo er will.

Die Frauen untergehen bei der Ankunft in der Kolonie dieselben Förmlichkeiten, wie die Männer. Jeder freie oder befreite Kolonist kann eine dieser Frauen zur Arbeit erhalten, wenn sie selbst einwilligt. Die in Sidney nicht unterbracht werden können, schafft man nach Paramatta, wo sie Wolle sortiren, krampeln und spinnen müssen. Diese Arbeit dauert von acht Früh, bis drei Nachmittags. Auch verfertigen sie die groben Stoffe für die Sträflingstracht. Zu essen bekommen sie fast so viel als die Männer. Sie werden gut behandelt, aber die Faulen müssen im Gefängnisse schlafen, bis sie mit dem Aufgegebenen fertig sind. Die Diebinen werden nach Coal-River geschickt, wo sie aber nicht in den Minen arbeiten, sondern Frauenarbeiten verrichten, freilich mit einem eisernen Halsbande.

Was alle deportirten Frauen am sehnlichsten wünschen, ist, nach Sidney mit der Erlaubniß zu kommen, zu thun, was ihnen gefällt. In Sidney finden sie sich zusammen, wie in England, putzen sich, lungern in den Kneipen herum, tanzen, singen und trinken. Um frei zu seyn, bemühen sie sich um eine Heirat. Junge hübsche Mädchen haben schon, kaum in Paramatta angekommen, hinfällige Greise, oder gar zerlumpte Bettler geheiratet, die fünf bis sechs Meilen von den Häusern entfernt in den Wäldern schliefen. Sie heirateten sie blos, weil es Befreite waren und sie durch die Heirat selbst frei machten. Kaum hat eine solchergestalt verheiratete Frau einige Tage mit ihrem Manne gelebt, so findet sie einen Vorwand (um einen Vorwand ist keine Frau verlegen) nach Sidney zu gehen, läßt sich von dem alten Geprellten Geld geben und dann Adieu auf Nimmerwiedersehen.

Die Constables durchsuchen in Sidney alle Kneipen und wenn sie eines von diesen verlorenen Mädchen ohne Ausweis, d. i. ohne Dienst oder Trauschein finden, so führen sie sie in's Gefängniß, von wo sie nach Paramatta zurückgeschickt wird. Ist sie das erstemal durchgegangen, so kommt sie ohne weitere Bestrafung durch; bei einem Rückfalle wird sie in's Gefängniß gesteckt, und darf nur gefesselt ausgehen.

Werden Mann und Frau zusammen deportirt, so sind sie nicht gezwungen, beisammen zu bleiben; lebt die Frau aber mit einem anderen Manne, so kann sie der Mann sich bringen lassen, wenn er zwei freie Männer als Zeugen stellt, daß sie sie als seine Frau kennen.

Ein Mann wird in der Kolonie, wie die Frau, durch Heirat mit einer Freien auch selbst frei. Es genügt sogar, daß seine Frau, die frei in England lebt, ihm nachreist und in der Kolonie wohnt. Sie emancipirt dadurch ihren Mann.

Heiratet eine Deportirte einen Deportirten, so ändert sich ihrer beider Lage nicht. Da aber die Regierung Heiraten in der Kolonie nach Möglichkeit begünstigt, hat das neue Paar im Falle guter Aufführung Hoffnung auf frühere Begnadigung. In der That thut das Gouvernement alles, eheliche Verbindungen unter den Deportirten zu fördern, und nimmt die Sorge für die aus solchen Ehen entsprungenen Waisen auf sich.

In Sidney besteht ein sehr schönes Waisenhaus für Knaben der erwähnten Art, in Paramatta eines für Mädchen. Letzteres ist ein großes Gebäude von Bruchsteinen und kann fünfzig bis sechzig Kinder aufnehmen. Man erzieht sie mit Sorgfalt, beständig mit Rücksicht darauf, sie in häuslicher Bedienung gewandt zu machen. Sind sie in dem Alter, in Dienst zu treten, so unterbringt man sie in den anständigsten Familien von Sidney und Paramatta und läßt sie nur einen Vertrag unterzeichnen, der sie drei Jahre in Dienst zu bleiben verpflichtet. Es ist herkömmlich, daß eine Familie, die einen Dienstboten braucht, sich an das Waisenhaus wendet. Ein Mädchen, das stets wohlverhalten ihre drei Jahre ausdient und sich verheiraten will, erhält vom Governor eine Aussteuer, wenn er nämlich ihre Wahl billigt. Die Neuvermählten erhalten ein Grundstück von dreißig Ackern Landes und drei Kühe, ist der Mann ein Sträfling, so wird er in Berücksichtigung dieser Verbindung freigesprochen. Indeß — man muß es gestehen — ist es selten, daß ein in jener Anstalt erzogenes Mädchen ihre drei Dienstjahre aushält, besonders wenn sie hübsch ist. Meistentheils vernachlässigt sie ihre Oblie-

genheiten, schenkt den Schmeichelreden der Männer nur zu leicht Gehör, bekommt Geschmack am Putze und nimmt gewöhnlich kein gutes Ende. Im Allgemeinen haben die im Waisenhause erzogenen Mädchen einen Widerwillen gegen die Arbeit. Bei uns zu Lande verrichtet ein Dienstmädchen in der Stunde mehr, als dort zwei. (Revue de l' Orient.)

Die beiden Diebe.

Erzählung nach dem Französischen des Marie Aycard.

I.

Es war beiläufig neun Uhr Abends und der letzte Schein eines herrlichen Julitages erhellte noch matt die reichbelebte St. Martinsstraße in Paris, als ein junger Mann, dem ein bis an das Kinn zugeknöpfter blauer Uiberrock und weiße Beinkleider, vor Allem aber ein wohlgepflegter blonder Schnurrbart ein militärisches Ansehen verlieh, über die Straße eilte, um in das Magazin der Madame Amelin, einer ziemlich bekannten Verfertigerin künstlicher Blumen, einzutreten. In der Mitte der Straße stand zum Unglücke das Wägelchen eines Wasserführers, an welches in demselben Augenblicke ein Kabriolet so heftig stieß, daß das Wasser aus dem Fasse und auf das bemeldete weiße Beinkleid spritzte. Ungeachtet dieß mit Rücksicht auf die Jahreszeit eben kein Unglück zu nennen war, so entbraunte der junge Mann doch in heftigem Zorn über dies unangenehme Zusammentreffen von Umständen, besser gesagt, von Kabriolet und Wasserfaß, und hob schon die Reitgerte, um den Wasserführer zu züchtigen, als ihn dieser mit den wenigen Worten: »Um Vergebung, mein Herr Officier,« entwaffnete. Der Zorn wich einem milden Lächeln, in welchem sich die Spitzen des blonden Schnurrbarts auf anmuthige Weise hoben und senkten. Man schrieb damals das Jahr 1818, und alle, die sich dieser Zeit erinnern, werden wissen, daß eine Menge junge Leute sich trotz des herrschenden tiefen Friedens ein kriegerisches Ansehen zu geben bestrebten, von welchem das Wesen ihrer Berufsgeschäfte nicht selten kläglich abstach. Nie früher hatten die Handelskommis (von übelwollenden Spöttern Calikots genannt) längere Schnurrbärte und heller klirrende Sporen getragen; und auch unser junge Mann gehörte dieser höchst schätzbaren Klasse der bürgerlichen Gesellschaft an, mit andern Worten, Gideon Martin war Kommis in einer Handlung des Boulevart Montmartre. Die Worte: Mein Herr Officier, waren demnach Balsam für sein Ohr und statt sich in einen übrigens nutzlosen Streit einzulassen, ging er auf den Wasserführer zu, legte ihm mit freundlicher Vertraulichkeit die Hand auf die Schulter und sprach:

»Es hat nichts auf sich, mein Alter, ich sehe ein, daß Du nichts für die Ungezogenheit Deines Fasses kannst. Doch thue mir den Gefallen und geh hier in das Blumenmagazin, das, wie Du hier auf der Tafel geschrieben siehst, »zur bengalischen Rose« heißt. Du wirst dort ein junges Mädchen, finden . . . sage mir, ob sie allein oder ob eine Frau von beiläufig vierzig Jahren bei ihr ist.«

Der Wasserführer ließ sich zu diesem Liebesdienst bereit finden, und ging seinen Auftrag auszurichten, während welcher Zeit Gideon sein Beinkleid mit seinem Seidentuche trocknete und mit Wehmuth auf seine Stiefel sah, deren tadellosen Glanz die verrätherische Fluth getrübt hatte. Er hatte den rechten Mann für sein Geschäft gewählt, denn in Kurzem kam der Wasserführer mit der angenehmen Nachricht zurück, die junge Schöne sey allein. Ein Geldstück lohnte den Boten und sofort trat Gideon mit der Sicherheit und dem Muthe eines Husarenrittmeisters, der an der Spitze seiner Escadron ein Infanteriecarré angreift, in den Blumenladen. Wäre das Schicksal gerecht, so hätte unser Gideon zehn Jahre früher zur Welt kommen müssen und gewiß Gelegenheit gefunden, seinen Muth (eine Eigenschaft, die ihn in der That zierte) als Krieger zu bewähren, ein Beruf, zu dem ihn seine körperliche Gewandtheit und Kraft sowie seine Geschicklichkeit in der Führung der Waffen und in der edlen Kunst des Pferdebändigens auffallend eignete. Da er zugleich den unschätzbaren Vortheil besaß, in der Gascogne an den Ufern der Garonne das Licht der Welt erblickt zu haben, dieser Fluß aber bekanntlich allen, die von seinen Fluthen trinken, eine besondere Zuversicht einflößt, so unterließ er auch keine Gelegenheit, die erwähnten Vorzüge im hellsten Lichte glänzen zu lassen. Ein einziger Fehler verdunkelte in etwas diesen Glanz; Gideon war ein Spieler, aber nur, wenn er nicht verliebt war. Auch gegenwärtig, seit den letzten drei Monaten, war Gideon ein seltenerer Besucher der Tabagie als früher, spielte nicht mehr so häufig Piquet, Domino oder Billard, kurz er war in Clarisse Amelin sterblich verliebt und traf sie lieber allein als in Gesellschaft ihrer Mutter. Mit keckem Muthe trat er auch jetzt bei der Dame seines Herzens ein, setzte sich auf einen Sessel an ihre Seite, ergriff ihre, mit der Anfertigung einer kunstvollen Blume beschäftigte Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. »Was sagen Sie zu meinem Boten,« hob er endlich an, »habe ich nicht eine glückliche Wahl getroffen?«

»Sie haben also den Menschen hergeschickt, der mir solchen Schrecken einjagte? und warum thaten Sie es? um zu wissen, ob meine Mutter hier ist oder nicht? können Sie uns nicht besuchen, wann es Ihnen gefällig ist? wurden Sie noch jemals unfreundlich empfangen?«

»Es ist wahr,« erwiederte Gideon, Clarissens hübsches Händchen festhaltend, was er in Madame Amelins Gegenwart wohl hätte bleiben lassen, »aber ich fürchte die Predigten zu sehr.«

»Lieber Gideon, derlei Predigten muß man ohne Murren anhören, und wenn man kann, eine heilsame Nutzanwendung davon machen. Wissen Sie wohl, daß alle Leute, die Sie kennen, Sie meiner Mutter einstimmig als einen Taugenichts schildern?«

Gideon wußte recht wohl, daß dies kein Grund sey, einem jungen Mädchen zu mißfallen, entgegnete demnach nichts auf diesen Vorwurf, sondern klopfte mit selbstgefälliger Miene seine Wade mit der Reitgerte, beugte sich dann rasch zu Clarissen nieder und raubte ihr ein Küßchen.

»Es mag darum seyn,« sprach diese abwehrend aber lächelnd, »ich meines Theils bin ruhig, und weiß wohl, daß, sind wir erst einmal verheiratet, Sie in sich gehen und nach meinen Wünschen leben werden, aber meine Mutter

ist entsetzlich böse auf Sie, denn erst heute Morgens hat sie in Erfahrung gebracht, daß Sie Spielschulden haben.«

»Spielschulden! ... nun da wollte ich doch darauf wetten, daß der verdammte Grosson, der Kaffeeschänker am Boulevart, mich verklatscht hat?«

Clarisse nickte bejahend.

»Nun beim Himmel, er soll sein Geld bekommen, ich kann ihn zahlen und ich will es, aber Ihre Mutter hätte dies unangenehme Thema zu einer endlosen Strafpredigt ausgesponnen, deßhalb vermied ich mit ihr zusammenzukommen. Jetzt indeß lassen Sie uns von Morgen sprechen. Morgen ist Sonntag und da wollen wir zusammen auf das Land fahren, ich hoffe, Ihre Mutter wird nichts einwenden. Was ziehen Sie vor, St. Cloud oder St. Germain? In St. Cloud haben wir den Park, die schönen Springbrunnen, treffliche Krebse und schmackhafte Gründlinge zu erwarten, nach St. Germain locken der Wald, die schöne Terasse und ein köstliches Mittagessen im Hôtel de Toulouse. Entscheiden Sie Clarisse, wohin wollen Sie lieber?«

Ehe das Mädchen noch eine Wahl treffen konnte, hörte man Madame Amelin sich nahen. Gideon schob seinen Sessel in eine bescheidene Entfernung und Clarisse griff wieder zu ihrer Blume. Beim Anblick des jungen Mannes verfinsterte sich Madame Amelins sonst immer heiteres Angesicht wesentlich und mit trockenem Tone frug sie: »Sie hier, Herr Martin?«

»Ja Schwiegermama,« erwiederte dieser aufstehend und sich ihr mit ausgebreiteten Armen nähernd; »ja Schwiegermama, ich bin gekommen, Sie für morgen zu einem Ausflug nach St. Cloud oder St. Germain einzuladen.«

»Oh Mama, morgen sind die Springbrunnen in St. Cloud in voller Thätigkeit,« rief Clarisse dazwischen.

Gideon erkannte, daß Clarisse gewählt habe und fuhr fort: »Schwiegermama, Sie sollen eine wundervolle Omelette soufflée genießen, ich selbst bringe den Rhum mit, einen Rhum, wie ihn niemand in ganz Paris hat, ein Geschenk meines Onkels Martin.«

»Das ist wohl der Onkel, den Sie beerben sollen?« warf Madame Amelin spöttisch hin.

»Ja derselbe, Schwiegermama, ich werde früher oder später sein Erbe. . . versteht sich bis er gestorben seyn wird, er hat keine Kinder, und ich, sein Neffe, bin sein einziger Verwandter.«

Madame Amelin hatte inzwischen Zeit gefunden sich zu sammeln und antwortete trocken: »Mein Herr, ich mache keine Lustfahrten mit Taugenichtsen.«

Gideon errieth sogleich, was zu thun sey und griff in die Tasche, aus der er eine Handvoll Thaler herauszog, die er Madame Amelin mit der Frage vorwies, ob dies wohl hinreiche, Grossons erbärmliche Forderung zu befriedigen. Zu einer andern Zeit dürfte dieser lakonische Beweis genügt haben, aber zum Unglücke für Gideon kam Madame Amelin gerade von einer Unterredung, die allen ihren Plänen eine andere Richtung gab. Sie war zwar sonst den Landpartien und Omelettes soufflées mit Rhum keineswegs abhold, hatte auch bisher Gideons Bewerbung um Clarissen begünstigt, aber es hatten sich Anträge gefunden, die den seinen nur zu sehr in Schatten stellten. Madame Amelin bemerkte also blos, es sey bereits spät und sie müsse den Laden schließen. Auf eine bescheidene Einwendung Clarissens ward dieser nur eine herbe Zurechtweisung und auf Gideons Wunsch, Clarissen bei der Schließung des Ladens helfen zu dürfen, die Weisung, sie bedürfe hiezu keiner Hilfe und am wenigsten der seinen, ja sie würde es gar nicht ungern sehen, wenn er sich entfernte. Obwohl Gideon allgemach die Geduld auszugehen begann, erkannte er doch, es sey hier gerathener, Madame Amelins Zorn mit Artigkeit und Gelassenheit zu begegnen. Er glaubte in ihrem Benehmen die Nachwirkung irgend einer unangenehmen Nachricht, einer ausgebliebenen Zahlung oder dergleichen zu erkennen, strich demnach seinen Schnurrbart aufwärts und sprach im höflichsten Tone: »Ich gehorche Ihren Befehlen, Schwiegermama, und entferne mich, in der Hoffnung, Sie morgen in besserer Laune für unsre Lustfahrt nach St. Cloud zu finden.« Hierauf küßte er mit aller Inbrunst eines zwanzigjährigen Liebhabers Clarissens Hand und entfernte sich unter Sporengeklirr. Clarisse zündete traurig die Lampe an, schloß das Magazin und setzte sich dann mit gekreuzten Armen und jenem Anschein völliger Gleichheit, zu welchem die Schwäche der Eltern ihren Kindern so häufig den Muth gibt, mit der Frage vor ihre Mutter:

»Aber Mütterchen, was hat Dir denn Gideon diesen Abend gethan, daß Du ihn so schnöde behandelst?«

»Er ist ein Taugenichts,« war die Antwort, »ein Spieler, ein Schuldenmacher, und soll mir keinen Fuß mehr über die Schwelle setzen. Weine nicht mein Goldkind, laß' uns von dem jungen Thunichtgut schweigen, in Kurzem sollst Du Madame Migaut heißen, und statt nach St. Cloud zu fahren, wollen wir nach Brasilien, nach Rio Janeiro reisen, statt mit Blumen uns mit Diamanten schmücken, Migaut wird Dich reich, wird Dich glücklich machen.«

Jetzt wurde es klar vor Clarissens Augen und sie sah den Zweck von Herrn Migauts häufigen Besuchen bei ihrer Mutter ein. Doch eben so fest war ihr Entschluß, dem Willen ihrer Mutter nicht zu gehorchen, Gideon zu beweisen, wie aufrichtig, tief und uneigennützig ihre Liebe zu ihm und welcher Opfer seine Clarisse fähig sey. Nicht jeden Tag hat ein Mädchen in ihrer Lage Gelegenheit, die Hand eines reichen Banquiers (dies war Migaut) auszuschlagen, allen Lockungen des Uiberflußes die Standhaftigkeit eines treuen Herzens entgegenzustellen. Madame Amelin war nicht reich, sie verfertigte künstliche Blumen, die starken Absatz nach Brasilien fanden, und Migaut war der Vermittler ihrer Geschäfte dahin, hatte sich auch zu jeder Aushilfe stets willig herbeigelassen. Seine Hand ausschlagen, hieß eine der ergiebigsten Erwerbsquellen ihrer Mutter versiegen machen, und Clarisse sah wohl ein, daß es nicht ohne harte Kämpfe abgehen würde; dennoch siegte ihr besseres Gefühl und sie erklärte rund heraus, daß sie unter keinem Verhältnisse in die beabsichtigte Verbindung mit Migaut willigen werde.

»Was fällt Dir ein,« rief Madame Amelin, »wohin denkst Du, Herrn Migaut willst Du ausschlagen? einen schönen Mann von kaum vierzig Jahren, einen Mann, der sein ganzes Vermögen zu Gelde machen und mit Dir nach Brasilien ziehen will, wo Du gleich einer Königin über eine Schaar von Sklaven herrschen wirst. Migaut ist ein anderer Mann als Dein Gideon, der

kaum 1800 Francs Gehalt hat, und nichts kann, als in einem fort von seinem Onkel Martin (vielleicht einem Bettler gleich ihm) und der reichen Erbschaft, die ihm nach dessen Tode zufallen soll, schwätzen. Uibrigens ist er ein Spieler, und Dein Unglück an seiner Seite mehr als gewiß.«

Während Mutter und Tochter über Gideon stritten, rannte dieser ohne eine Ahnung des Unglücks, das über ihn verhängt wurde, ja selbst ohne Ahnung, daß er einen wichtigen Nebenbuhler zu bekämpfen habe, in vollem Zorn nach Grossons Kaffeehaus. Er hatte sich vorgenommen, dort wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft einzufallen und dem würdigen Grosson mit der Reitpeitsche das Fell zu gärben. Denn Grosson mußte ihn verschwärzt haben, deß' war er gewiß, ungeachtet Gideon selbst nicht umhin konnte, Mad. Amelins Vorwürfe in einzelnen Punkten für gegründet zu erklären. Er hatte Schulden über Schulden, eine Schaar von Gläubigern: Schneider, Schuster, Handwerker aller Art, sein Hausherr, Gerichtsdiener, Wucherer, kurz alle jene Schrecken unbedachter verschwenderischer Jugend folgten ihm auf Schritt und Tritt, ja selbst die Reitgerte, mit der er die Luft übungsweise durchsägte, war er noch schuldig. Und bei Alledem, was war die Gesammtsumme seiner ganzen Schuldenlast? Lumpige 3000 Francs! wegen dieses elenden Betrages ward er gleich einem Fuchs rastlos umhergehetzt, mußte er tausendfache Schmach erleiden, seine Freiheit gefährdet, seine Verbindung mit Clarissen vereitelt sehen! Andererseits war er jung, hübsch, gesund, besaß Clarissens Liebe, und durfte demnach hoffen, daß sein Elend ein Ende nehmen, ja daß sich ihm wohl eine glückliche Gelegenheit bieten dürfte, seine Schulden zu zahlen und zu einigem Gelde zu kommen. Im gegenwärtigen Augenblick hatte er 150 Francs in der Tasche, mit dieser Summe wollte er Grossons Forderung tilgen (der übrigens den verdienten Hieben nicht entgehen sollte) und dann blieb ihm noch genug zu der beabsichtigten Lustfahrt nach St. Cloud, denn noch hoffte er, daß seine Schwiegermutter sich über Nacht eines Bessern besinnen dürfte. Sollte sie übrigens nicht nachgeben, so faßte er den wohlüberlegten Entschluß, mit Clarissen durchzugehen. Unter diesen und ähnlichen Gedanken erreichte er Grossons Kaffeehaus und trat ein. Grosson thronte nicht selbst an dem schönen reichgeschmückten Comptoir, sondern überließ diese Sorge einem jungen hübschen Mädchen, deren große Augen und freundliches Lächeln seine Gäste fesselte. Er selbst überwachte, schwarz angethan, die Serviette über dem Arm, die Aufwärter, bot seinen Gästen zu schnupfen und berechnete mit erschreckender Genauigkeit die Dauer der Partien auf seinem Billard. Gideon ging gerade auf die Göttin des Comptoirs zu, die ihm mit liebenswürdigem Lächeln seine lange Abwesenheit verwies.

»Guten Abend, mein schönes Julchen,« erwiederte unser Held mit einer Vertraulichkeit, die Clarissen verletzt haben würde, wäre sie Zeugin gewesen, »Sie werden von Tag zu Tag schöner, aber ich bin eigentlich nicht gekommen um Ihnen Schmeicheleien zu sagen, sondern um Herrn Grosson durchzugärben.«

»Herrn Grosson durchgärben!« wiederholte Julchen entsetzt.

»Ja, wie ich sagte; werden Sie es glauben, daß der Elende mich bei einer höchst würdigen Frau, deren Tochter ich demnächst heiraten soll, in den übelsten Ruf gebracht hat, und das wegen elender 30 Francs, die ich ihm zu zahlen vergessen hatte.«

»Sie werden sich also verheiraten, Herr Gideon,« frug das Mädchen neugierig und rechnete zugleich aus einem Aufschreibebuche, das ihr zur Seite lag, die verschiedenen Posten zusammen, welche Gideon schuldete, und die 43 Francs 50 Centimes betrugen.

»43 Francs 50 Centimes, gut, die will ich sogleich zahlen, und dabei auf Grossons Trinkgeld nicht vergessen,« sprach Gideon mit einem bedeutungsvollen Schwunge seiner Reitpeitsche.

»Ah gehen Sie Händelsucher,« wehrte Julchen ab, »zahlen Sie mir die Rechnung und lassen Sie Herrn Grosson in Ruhe; ich verspreche Ihnen, er soll zu der Dame hingehen und sein Unrecht gegen Sie wieder gut machen.«

»Ja nach seiner Weise, er wird ihr erzählen, daß ich der beste Billardspieler in seinem Kaffeehause bin, nein, nein, ich will ihn lehren, sich nicht mehr in meine Angelegenheiten zu mischen.«

»Lassen Sie Herrn Grosson seyn, und sagen Sie mir lieber, ob Ihre Braut hübsch ist.«

Ehe er noch antworten konnte, riefen mehre Stimmen aus dem Hintergrunde des Kaffeehauses:

»Gideon, Gideon, komm her, es handelt sich um eine großartige Partie mit Doublé.«

Es waren seine gewöhnlichen Gefährten, die ihn erblickt hatten und nach ihm schrieen. Er ließ Julchen ohne Antwort und ging nach dem Billard zu; fünf bis sechs junge Leute in Hemdärmeln, mit Billardstöcken in den Händen, schienen nur auf Gideons Ankunft zu warten, um über einen zweifelhaften Stoß zu entscheiden. Die Gläser wurden von Neuem gefüllt und Gideon aufgefordert, in einer Partie einzutreten, in welcher nur seine bekannte Geschicklichkeit das Gleichgewicht herstellen konnte. Seine beiden Gegner waren ihm unbekannt; seinen Spielgefährten kannte er nur oberflächlich, aber zahlreiche Freunde unter den Zuschauern nickten ihm zu, den Vorschlag einzugehen. Da es ihm unangenehm war mit Fremden zu spielen, und der junge Mensch, der sein Partner seyn sollte, als ein schlechter Spieler bekannt war, so stand Gideon schon im Begriffe, die Partie auszuschlagen, als der eine seiner Gegner mit dünkelvoller Miene obgleich in höflichem Tone hinwarf: »Dieser Herr soll also gegen uns spielen? wohlan, er soll 10 Points vorhaben.«

Nie war Gideon in Grossons Kaffeehause eine ähnliche Schmach geboten worden. Unter den Zuschauern erhob sich ein Gemurmel des Erstaunens und alle Blicke schienen zu fragen: »Willst Du diesen Uibermuth so gelassen hinnehmen, Gideon!« Der Zufall fügte es, daß Grosson selbst in diesem Augenblicke an das Billard trat und — sey es um Gideon, dessen Reitpeitsche er fürchten mochte, durch Schmeicheleien zu versöhnen, sey es, weil er ihn wirklich für einen ausgezeichneten Spieler hielt — laut erklärte, daß er keinen stärkern Spieler kenne und der Antrag des Vorgebers ein unstatthafter sey. Man kam überein, die Partie um 50 Franks zu spielen. Das Billardgeld sollte der Verlierende zahlen. Die Partie erregte unter den gewöhnlichen Gästen be-

deutende Theilnahme, denn Gideon sollte den Ruf der Gesellschaft aufrecht erhalten. Das edle Billardspiel ist darin dem edlen Schachspiel ähnlich, daß sich der Sieger gewöhnlich mit dem Ruhm seiner größern Geschicklichkeit begnügt und der Verlierende blos das Spielgeld bezahlt; hier aber war es anders, und Gideons Mitspieler fand die Sache so bedenklich, daß er sich zurückziehen wollte und nur auf Gideons Zusicherung, daß er allein den Verlust tragen wolle, sich endlich bereit finden ließ, den Kampf einzugehen. Gideon begann die Partie mit einem jener glänzenden Stöße, die die Bälle wie vom Blitz getroffen in die Löcher schmettern. Das Spiel seiner Gegner war nicht so kühn, aber klug berechnet, ruhig, nie vergaben sie etwas, waren stets gesammelt, und jeder Stoß in seinen Folgen bemessen. Da Beide von gleicher Stärke waren, so unterstützten sie ihr Spiel wechselseitig, während Gideons Mitspieler den Geist des seinen nicht faßte und dessen schönste Pläne durch seine Ungeschicklichkeit verdarb. Gideon verlor die erste Partie, die zweite begann unter ihm ungünstigen Verhältnissen; je mehr er in Eifer gerieth, desto mehr verließ ihn seine Geistesgegenwart, desto unsicherer wurde sein Stoß; mehre Gläschen Liqueur, die er rasch hintereinander hinabstürzte, vermehrten nur seine Befangenheit, statt sie zu entfernen, er verlor hinter einander vier Partien. Von Neuem boten ihm seine Gegner die ausgeschlagenen zehn Points an, auch dießmal verwarf er den Antrag, aber schlug vor, um erhöhte Sätze weiter zu spielen. Seine Gegner weigerten sich keinen Augenblick und das Spiel dauerte ununterbrochen fort, bis Grosson um zwei Uhr Nachts erklärte, er müsse das Kaffeehaus schließen. Die Rechnung wurde gezogen und es ergab sich, daß Gideon 900 Francs verloren hatte! er, der wie wir wissen, nur 150 Francs besaß. Obgleich von geistigen Getränken etwas erhitzt, sah er doch das Mißliche seiner Lage wohl ein: er war der Schuldner zweier ihm gänzlich Unbekannten, und jedermann weiß, daß eine Spielschuld heilig, ihre Zahlung unaufschieblich ist. Er trat also auf seine Gegner zu, gab ihnen die erwähnten 150 Francs und äußerte, es werde eben nicht auffallend erscheinen, daß er nicht 900 Francs bei sich habe, wollten sie aber so gütig seyn, ihm ihre Namen und Wohnung zu sagen, so werde er nicht ermangeln, mit dem Morgen seine Schuld zu berichtigen. Dieser Antrag ward auf das höflichste angenommen und man trennte sich. Gideon vergaß Herrn Grosson durchzuwalken, ja er wußte es diesem nicht wenig Dank, daß er ihn nicht an seine Schuld erinnert hatte, und bereute nur, nicht wenigstens diese bezahlt zu haben, wie ihm Julchen so wohlmeinend gerathen. Alle seine Freunde entfernten sich, nicht ein einziger kam zu ihm, drückte ihm die Hand oder tröstete ihn über seinen Unstern; wahrscheinlich fürchteten sie, er werde sie um die abgängigen 750 Francs angehen.

Die Nacht war finster, die Luft schwül, und Gideon begann über die Verschlimmerung, welche in den letzten Stunden in seiner Lage eingetreten, ernsthaft nachzusinnen. Traurig ging er am Boulevart entlang, da trat plötzlich ein Mann, der ihm schon aus dem Kaffeehause nachgefolgt war, mit den Worten an ihn heran:

»Mein Herr, ein Zufall hat mich diesen Abend in das Kaffeehaus geführt, wohin ich sonst nie gehe. Ich habe dort den ganzen Vorgang und Ihr Spiel genau beobachtet, Sie spielen vortrefflich und weit besser als ihre beiden Gegner.«

»Meinen Sie Herr?« erwiederte Gideon, einen Schritt zurücktretend und im Begriff, die ganze Last seines Aergers auf den unwillkommenen Lobredner fallen zu lassen, »meinen Sie wirklich?«

»Das heißt, die Partie war nicht gleich, Sie hatten einen Mitspieler, der Ihnen nur schadete, Ihr Spiel verdarb und Ihren Gegnern einen leichten Sieg bereitete; aber ich bleibe bei meiner Behauptung, daß Sie dennoch stärker spielen als Ihre Gegner.«

»Sind Sie selbst ein Billardspieler?«

»Zu meiner Zeit war ich ein guter,« antwortete der Unbekannte, »jedoch nie kam ich Ihnen gleich. Bei alledem haben Sie aber 900 Francs verloren, ein ungeheures Geld im Verhältniß zu Ihrer Jugend.«

»Ja, das ist leider nur zu wahr,« rief Gideon, den seine halbe Trunkenheit zur Vertraulichkeit stimmte und der überdieß, wie ein Ertrinkender, sich an jeden Strohhalm von Hoffnung anklammerte, »ich habe heute viel verloren, aber wollte Gott, das wäre Alles was mich quält.«

»Sie haben also noch andre Schulden! .. doch diese ist die dringendste, Sie haben sich verbindlich gemacht, um 7 Uhr früh 750 Francs zu zahlen, wenn ich recht gehört habe und haben ohne Zweifel diesen Betrag bei sich.«

»Ich? ich habe keinen Sou, vielweniger 750 Francs.«

»Das ist höchst unangenehm, denn Ihre Gegner haben, Alles wohl erwogen, ehrenhaft gespielt und Spielschulden sind heilig zwischen Männern von Ehre.«

»Ich werde ihnen einen Wechsel ausstellen und sie mögen warten, gleich den Uibrigen.«

»Sie rechnen also darauf, daß Ihr Vater Sie aus der Noth reißt.«

»Mein Vater und meine Mutter sind beide todt, ich stehe allein auf der Welt, meine Freunde sind mehr oder weniger mit mir in gleicher Lage, und ich bin 4000 Francs schuldig, so steht es mit meinen Angelegenheiten und hiemit habe ich die Ehre mich Ihrem geneigten Andenken zu empfehlen.«

»Noch einen Augenblick, mein Herr,« fiel der Unbekannte rasch ein, »vielleicht läßt sich Alles noch in das rechte Geleise bringen.« Mit einem Satz war Gideon wieder bei seinem sonderbaren Gönner und rief, mit warmer Aufwallung dessen Arm erfassend:

»Wie, Sie sprechen von einer Ordnung meiner Angelegenheiten? sollten Sie etwa gesonnen seyn, mir den nöthigen Betrag vorzustrecken?«

»Warum nicht?«

»Herr, Sie sind ein Diamant, ein Phönix, eine noch nicht da gewesene Naturerscheinung, ich bin entzückt über Ihre Bekanntschaft, sagen Sie mir, ich beschwöre Sie, Ihren Namen, Ihre Wohnung, morgen bin ich bei Ihnen. Fünftausend Francs brauche ich, muß sie haben.«

»Sie sollen sie haben.«

»Ach mein Herr, wie soll ich Ihnen danken. Ich will Ihnen einen Wechsel ausstellen; Sie selbst sollen die Zinsen bestimmen, und ich schwöre es Ihnen, Sie sollen gezahlt werden . . . früher oder später. Mein Ehrenwort darauf.«

»Ich bin kein Wucherer,« sprach beleidigt der Fremde.

»Um Vergebung, ich wollte Sie nicht verletzen, aber Geld ist Waare und es ist natürlich, daß . . .«

»Man den Preis so hoch ansetzt als man will,« ergänzte der Fremde, »das ist ganz recht; auch ist mein Vorschlag keineswegs ganz uneigennützig; ich gebe Ihnen 5000 Francs ohne Wechsel, ohne jeden Anspruch auf Rückzahlung, aber unter einer einzigen Bedingung.«

»Die wäre?«

»Sie sehen ein,« fuhr der Fremde, seiner Sache nun schon ganz gewiß, in seinem Antrage fort, »daß man nur in den Märchen der Tausend und einen Nacht edlen Menschenfreunden begegnet, die in den Kaffeehäusern herumschweifen und den Spielern, die verloren haben und nicht zahlen können, die eigene mit Zechinen wohlgefüllte Börse bieten. Selbst Kalif Harun-al-Raschid, großmüthigen Angedenkens, ist schon lange den Weg alles Fleisches gegangen, und Sie wissen vermuthlich recht wohl, daß Ihnen Niemand 5000 Francs auf Ihr ehrliches Gesicht und gegen Ihre Unterschrift als einzige Sicherheit borgen wird.«

»Nun Herr, was verlangen Sie von mir für eine solche unschätzbare Gefälligkeit?«

»Ich biete Ihnen 5000 Francs, und Alles was ich dafür von Ihnen will, ist Folgendes. Ich gehe jetzt nach meiner Wohnung, Sie werden mir folgen und sich das Haus wohl merken. Ich wohne im ersten Stockwerk . . . im Erdgeschoße wohnt niemand . . eine Viertelstunde nach meiner Nachhausekunft kommen Sie zu mir, aber . . . durch das Fenster.«

»Durch das Fenster!« rief Gideon, »wie ein Dieb!«

»Nicht anders,« antwortete kaltblütig der Fremde. »Die Fenster des Comptoirs gehen nach der Straße hinaus, durch eines derselben müssen Sie einsteigen. Sie werden meine Kasse offen und die versprochenen 5000 Francs bereit liegen finden, die nehmen Sie und entfernen sich wieder auf demselben Wege.«

»Durch das Fenster?«

»So ist's.«

»Herr,« rief Gideon, seinen Mann am Rockkragen fassend, »vor kurzem haben Sie sich erzürnt, weil ich in Ihnen einen Wucherer zu sehen glaubte, und Sie halten mich für einen Dieb!«

Der Fremde machte sich sanft los und sprach: »Wen nennen Sie einen Dieb? Ein Dieb ist ein Mensch, der fremdes Eigenthum stiehlt; Sie aber sind ein rechtschaffener junger Mann, dem ich aus freiem Antrieb 5000 Francs schenke, die mein unbestreitbares Eigenthum und Ihnen nöthig sind; aber ich gebe Ihnen diesen Betrag nur unter der Bedingung, daß Sie ihn durch das Fenster abholen.«

Längere Zeit gingen beide schweigend neben einander fort; Gideon dachte über den sonderbaren Antrag nach, sein Begleiter behielt die ruhige Fassung eines Mannes, der an seinem Handel nichts mehr zu ändern gesonnen ist. So kamen sie über den Boulevart Poissonière, den Boulevart Montmartre, den Boulevart Italien an die Rue Louis le Grand, in welche der Fremde einbog. Gideon folgte ihm; nach wenigen Schritten klopfte der Fremde an ein Hausthor, das sofort geöffnet wurde, und verschwand mit den leisen Worten: »Wir sind zur Stelle.« Das Thor flog donnernd zu und Gideon sah sich allein.

Es war drei Uhr Morgens. Obgleich der Tag im Juli zeitig anbricht, so lag doch noch die ganze Stadt in einer um so tiefern Finsterniß begraben, als die Menge des Oels für die Straßenbeleuchtung nach der längern oder kürzern Dauer der Nacht bemessen wird, und es im Vortheile der Beleuchtungspächter liegt, die Sonne ungemein früh aufgehen zu lassen. Alles ringsum war ruhig, still und verlassen; nicht ein einziger Wagen rasselte in der Straße Louis le Grand oder in der Nachbarschaft, nicht eine Patrouille ließ sich blicken.

Gideon setzte sich unter das Schirmdach eines Ladens und begann darüber nachzusinnen, ob die Sache der Mühe lohne und die Gefahr nicht größer sey als der Vortheil. Es war kein Diebstahl, zu dem er sich hergeben sollte, denn zwischen ihm und dem Eigenthümer des Geldes war ein Uibereinkommen getroffen worden, aber die Handlung, die er zu begehen im Begriffe stand, trug alle Merkmahle eines Einbruches, und wer verbürgte ihm, daß die versprochene Summe wirklich das Eigenthum des Fremden sey? In diesen letztern Umstand setzte jedoch Gideon, wie wir zu seiner Ehre beifügen müssen, keinen Zweifel. Der Mann, der sich so gutwillig bestehlen ließ, mußte ferner doch einen Zweck dabei haben, aber welchen? Sollte es ein Feind seyn, der ihm eine Schlinge legte? — Gideon war sich keines solchen bewußt, denn nie war er fremdem Glück, ja selbst nur fremdem Vergnügen hemmend in den Weg getreten. Uibrigens war er gewandt, kräftig und nicht dazu gemacht, sich ein solches Spiel mit ihm zu erlauben. Warum sollte er nicht lieber glauben, daß ein reicher, sehr reicher Mann an seiner bedrängten Lage Antheil nehme und ihm einen Dienst unter Umständen zu erweisen sich vorgenommen habe, welche Entschlossenheit und vor Allem Vertrauen auf den Mann, der ihm die hilfreiche Hand bot, nothwendig voraussetzten. Die Jugend glaubt ja so gern an die Theilnahme, die sie einflößt und kennt den Werth des Geldes so wenig, daß alle diese nicht sehr hältigen Gründe ihm unumstößlich erschienen, um so mehr als es ihm wünschenswerth seyn mußte, sie genügend zu finden. Noch nicht ganz entschlossen, was er thuen, was lassen solle, warf er einen Blick nach dem Hause, in das er einsteigen sollte.

In diesem Augenblick öffnete sich ein Fenster im ersten Stockwerk.

II.

Das Fenster wurde langsam geöffnet, die beiden äußern Flügel drehten sich geräuschlos in ihren Angeln, und ein matter Lichtschein erhellte das Gemach. Nun blieb Gideon kein Zweifel mehr, daß die Sache ernsthaft sey und der Fremde sein Wort zu halten gedenke. Einen Augenblick später entrollte sich eine Strickleiter und stieß bald mit ihrem Ende auf dem Straßenpflaster auf. Diese rasche Behebung aller Schwierigkeiten brachte Gideon auf den Gedanken, daß man ihm vielleicht eine Falle lege, aber gerade dieser Gedanke verscheuchte alle fernern Bedenklichkeiten und trieb ihn an, das Abenteuer zu bestehen. Man hatte in dieser Zeit die unglücklichen Calicots wegen ihrer Nachäffung militärischen Wesens zur Zielscheibe des Spottes im Leben und auf der Bühne

gemacht, nicht selten hatten solche Neckereien blutige Folgen, denn die Herrn Kommis erhoben es zu einem Ehrenpunkt, ihre Bärte und Sporen gegen derlei Angriffe zu behaupten. Gideon, durch sein Unglück im Billardspiel gereizt, faßte den Entschluß, der Sache auf den Grund zu gehen, und wehe dem Fremden, sollte er es versucht haben, ihn in Gefahr oder Verlegenheit zu verwickeln. Rasch klomm er an der geschmeidigen Strickleiter empor, stieg über die Fensterbrüstung und sah sich in wenigen Augenblicken bei dem Fremden, der ihm den abenteuerlichen Vorschlag gemacht. Dieser war bemüht, einen ungeheuren Hund zurückzuhalten und ihn durch Schmeicheleien und Gewalt am Bellen zu hindern. Leise flüsterte der Fremde: »Sind Sie endlich hier, das ist recht. Schweig Medor, schweig; fürchten Sie sich nicht, mein Herr.«

»Fürchten?« erwiederte Gideon, einen kleinen Dolch, den er stets in der Brusttasche trug, fest ergreifend; »Sie wissen nicht mit wem Sie zu thun haben.«

»Schön, ich sehe, ich habe mich nicht getäuscht; Muth ist bei dem was Sie vorhaben die Hauptsache. Hier steht die Kasse, greifen Sie zu.«

Mit steigendem Erstaunen schritt Gideon beim ungewissen Schimmer einer Lampe, die im anstoßenden Zimmer braunte, auf die Kasse los, deren Deckel seiner Hand ohne Widerstand wich; obenauf lag ein kleines seidenweiches Paquet, das er ergriff.

»Das ist's was Sie brauchen,« sprach der Fremde leise; »aber jetzt machen Sie daß Sie fortkommen, kaum noch vermag ich Medor zurückzuhalten.«

Um sich zu überzeugen, daß er in dem gefährlichen Handel nicht der Betrogene sey, näherte sich Gideon der Lampe und sah, daß er wirklich fünf Bankbillets, jedes zu tausend Francs, in der Hand hielt.

»Machen Sie daß Sie fortkommen,« wiederholte der Fremde dringend, »Sie haben was ich Ihnen versprochen, und die Augenblicke sind kostbar. Das Geld gehört Ihnen, ohne Schuldverschreibung, ohne Dank, aber jetzt eilen Sie, denn ich habe kaum mehr die Kraft den Hund länger zu halten; entreißt er sich mir, so sind Sie ein Kind des Todes.«

Gideon erkannte an den heftigen Bewegungen des wüthenden Thieres, daß in der That keine Zeit mehr zu verlieren war. Er nahm sich vor, Hausnummer und die Straße wohl zu merken, denn im Herwege hatte er beide nicht beachtet. Mit der Behutsamkeit eines Menschen, der einen Schatz bei sich trägt, stieg unser Held die Strickleiter hinab und befand sich bald wohlbehalten auf der Straße; aber kaum berührt sein Fuß das Pflaster, so hört er Medors wüthendes Geheul und Bellen und des Fremden Stimme, der mit der Kraft der Verzweiflung »Diebe! Diebe! Mörder! Räuber!« schreit. Zugleich fällt ein Schuß, der die Schläfer ringsum weckt und Alles in Aufruhr bringt. Gideon ergreift entsetzt die Flucht, auf Hausnummer und Straße vergessend; über seinem Haupte öffnen sich Fenster, aus denen erschrockene Gesichter sehen, hundert Stimmen rufen nach der Wache, und niemand brüllt heftiger und anhaltender als der verhängnißvolle Fremde. Gideon rennt wie ein Wahnsinniger bald gerade aus, bald durch ein Seitengäßchen und hält erst auf dem Boulevart an, um Luft zu schöpfen und sich etwas zu erholen. Indessen ist der Tag angebrochen, das Boulevart ist wohl einsam, aber es ist nicht mehr finster. Gideon ist unschlüßig, ob er nicht zurückkehren und allen Leuten den Grund des allgemeinen Auflaufs erklären soll; aber die Wahrheit ist in seinem Falle so unwahrscheinlich, und sich seinen Verfolgern so blindlings und vertrauensvoll in die Hände liefern, wenigstens sehr gewagt. Er war einer furchtbaren Gefahr glücklich entronnen, er hatte in der Tasche, was ihm Freiheit und gerechte Hoffnung auf Clarissens Hand geben konnte, es wäre also thöricht gewesen, so viel auf das Spiel zu setzen, in welchem die Karten so wenig glücklich für ihn lagen. Er beschloß vor Allem seine gestrige Spielschuld so wie Grossons Rechnung zu bezahlen, um dann seine Schwiegermama und Clarissen nach St. Cloud zu führen. In diese lachenden Pläne vertieft, gelangte er unvermerkt an ein Haus von höchst bescheidenem Aussehen im Faubourg St. Denis, in dem er im fünften Stockwerke ein Stübchen inne hatte. Der Faubourg St. Denis ist ein früh belebter Stadttheil und demnach fand auch Gideon, ungeachtet es noch kaum vier Uhr geschlagen hatte, den Hausmeister in voller Arbeit beim Ausfegen. Dieser Frühaufsteher war ein alter Soldat, und hatte Gideon, ungeachtet er sich manchmal über dessen Schnurrbart lustig machte, nicht ungern.

»Ah, siehe da, Herr Gideon,« rief er diesem entgegen, »so zeitig nach Hause! es scheint, daß diese Nacht viel im Laden zu thun war. Sehen Sie doch, Ihr stattlicher Bart ist auf der rechten Seite ganz aufgegangen, ein wenig Bartwichse wird das in Ordnung bringen... und wie sieht Ihr Rock aus, der wird tüchtig durchgeklopft werden müssen. Nun, da es ohnehin zum letztenmal ist, daß ich Sie bediene, so soll's auch so gut seyn, als ich's vermag.«

»Zum letztenmale? was soll das heißen, Jerome?«

»Das heißt, daß die Hausfrau entschlossen ist, Ihnen die Wohnung zu kündigen und diese einer kleinen Wäscherin zu überlassen, denn sehen Sie Herr Gideon, die Weiber sind ruhiger und zahlen pünktlicher.«

»Sagen Sie der Hausfrau, sie soll mir noch heute ihre Rechnung schicken: ich werde sie zahlen, und was die Kündigung betrifft, so bekömmt sie diese vielleicht noch früher von mir.«

»Desto schlimmer, Herr Gideon, aber wo zum Teufel haben Sie sich herumgetummelt? Ihr Rock sieht ja aus, als ob Sie alle Wände damit abgefegt hätten, er ist ja ganz weiß.«

Mit diesen Worten bemächtigte sich der sorgsame Hausmeister des Rockes, den Gideon seiner reinigenden Hand überließ, und nach seinem Stübchen stieg, nachdem er dem Hausmeister wiederholt eingeschärft, er solle ihn vor 12 Uhr wecken. Kaum in seinem Stübchen angelangt, warf sich der junge Mann auf sein Bett, er wollte einige Stunden schlafen, um frisch und wohl ausgeruht seiner Schwiegermama und Clarissen unter die Augen zu treten. Aber nach einer so aufgeregten, wechselvollen Nacht wie die verflossene ist es nicht leicht einzuschlafen, tausend Gedanken durchkreuzen, verwirren sich, mit fieberhafter Schnelligkeit strömt das Blut durch die Adern, es ist unmöglich, Ruhe und Schlaf zu gewinnen. Gideon wand sich auf seinem Lager gleich einem Aal in der Hand des Koches; er schloß die Augen, um die quälenden Bilder zu verscheuchen, doch stets kamen

sie wieder zurück; unaufhörlich glaubte er das Geheul Medors, den Hilferuf des Fremden, die Tritte seiner Verfolger zu hören. Übrigens stand es in den Sternen geschrieben, daß er an diesem Morgen keine Ruhe finden sollte, denn kaum schlug es sieben Uhr, so klopfte Jemand an seiner Thüre und trat ohne viele Umstände ein.

»Hol' Euch der Teufel,« rief Gideon, den Eintretenden für Jerome haltend, erbost aus, »habe ich nicht gesagt, daß ich nicht vor 12 Uhr geweckt seyn will!«

»Gott sey gedankt, endlich treffe ich Sie einmal zu Hause an,« erwiederte eine fremde Stimme; »ich bin entzückt über diesen glücklichen Zufall, denn Herr Pichon würde mir keine Ruhe gegönnt haben, bis ich Sie zu ihm gebracht, und hätte ich nach St. Cloud fahren müssen.«

»Heute?«

»Ja heute.«

Gideon hob ein wenig den Kopf und setzte sich endlich im Bette aufrecht, um seinen zeitigen Besucher näher zu betrachten. Er sah einen kleinen blondhaarigen jungen Mann vor sich, dessen Aermel das Faustgelenk vergeblich zu erreichen strebten, und dessen Weste in feindseliger Stimmung mit seinem Beinkleide stand, worauf die weite Kluft zwischen beiden zu deuten schien. Diese sonderbare Erscheinung verbeugte sich tief vor Gideon und sprach endlich:

»Ich bin Josse, der kleine Josse, dritter Schreiber bei Herrn Pichon, Notar, Nr. 82, Rue Grenétat.«

»Der kleine Josse?« wiederholte Gideon sinnend.

»Ja mein Herr, Ihnen zu dienen, denn ich habe wohl die Ehre mit Herrn Gideon Martin zu sprechen?«

»Der bin ich allerdings, was ist Ihr Begehren?«

»Schon seit drei Tagen suche ich Sie wie eine Stecknadel; Herr Pichon läßt Sie bitten ihm die Ehre Ihres Besuches zu gönnen.«

»Ich kenne keinen Notar auf der weiten Welt,« antwortete Gideon, auf den der bloße Name eines Gerichtsbeamten einen unangenehmen Eindruck machte; »Sie irren sich in der Person.«

»Ich weiß, daß Sie Herrn Pichon nicht kennen, aber Sie sind Herr Gideon Martin, und demnach irre ich mich nicht.«

Diese Schlußfolgerung schien über jede Einwendung erhaben und beunruhigte Gideon in etwas, aber ein kurzes Nachdenken riß ihn aus dieser augenblicklichen Bestürzung: ein Notar ist ja kein Gerichtsdiener, und überdieß war es Sonntag, ein Umstand, der Gideons Freiheit vor jedem Angriff eines unerbittlichen Gläubigers bis zum Morgen schützte. Er sprach also gefaßt: »Wohlan, ich werde noch heute zu Herrn Pichon kommen, und bitte Sie, ihn davon in Kenntniß zu setzen.«

»Oh mein Herr, wenn ich Sie nicht mit mir bringe, so entläßt mich Herr Pichon heute den ganzen Tag nicht, und ich habe Pulcherien, der Tochter des Thürhüters in Herrn Pichons Hause, versprochen, heute mit ihr nach St. Cloud zu fahren.«

Gideon besaß soviel Menschlichkeit, die Freude des armen Josse nicht stören zu wollen, stand rasch auf und zog sich an. Doch konnte er sich nicht enthalten zu fragen: »Was will eigentlich Herr Pichon von mir, oder was hat er mit mir vor?«

»Ich weiß es nicht, nur scheint er eine Zusammenkunft mit Ihnen sehr dringend zu wünschen und aus dieser seiner übermäßigen Begierde nach Ihrer Bekanntschaft,« fügte Josse spöttisch lächelnd hinzu, »scheint hervorzugehen, daß ihm sehr viel daran liegt.«

Sollte das wieder ein Abenteuer werden, wie das der vergangenen Nacht? war Herr Pichon vielleicht auch Besitzer eines angenehmen Hausthieres à la Medor, und nur um Jemanden, auf den er ihn hetzen könnte, verlegen? Diese und ähnliche Gedanken zuckten durch Gideons Kopf, während er sich anzog und der kleine Josse, dritter Schreiber bei Herrn Pichon, Notar, ihm in folgender Weise seine eigenen Herzensangelegenheiten zum Besten gab.

»Sehen Sie, daß ich heute mit Pulcherien nach St. Cloud fahre, ist beinahe eine Entführung zu nennen, denn man erlaubt mir wohl, sie nach der Kirche zu begleiten oder einen Gang auf dem Boulevart mit ihr zu machen; aber St. Cloud ist zu weit für ihre Eltern und vollends für den Lancier, ihren Vetter. Er spricht immer davon, er wolle Pulcherien heiraten und eine Marketenderin aus ihr machen; Sie können sich keinen Begriff von seiner rasenden Eifersucht machen.«

Bald war Gideon mit seinem Anzuge in Ordnung und auf dem Wege nach der Wohnung des Notars. Sein kleiner Begleiter eilte dermaßen, daß sie diese in wenigen Minuten erreichten. Aus einem Fenster im Hofraume blickte zwischen Blumen ein allerliebster Mädchenkopf heraus. Josse gab unserm Gideon durch einen Wink zu verstehen, dieß sey Pulcherie. Mit gänzlicher Nichtachtung der hohen Festlichkeit des Tages flickte ihr Vater alte Schuhe und schien sich damit viel eifriger als mit dem Gedanken zu beschäftigen, wie und wo sein Töchterchen wohl den Tag auf unterhaltende Weise zubringen werde. Gideon stieg nach der Wohnung Pichons im ersten Stockwerke. Die Schreibstube war leer, ein Diener wies ihn mit dem Finger nach der Thüre von des Notars Kabinet und bemerkte, dieser sey gegenwärtig mit der Auffetzung eines Heiratskontraktes beschäftigt und zwei Klienten bei ihm, würde aber sogleich nach Beendigung dieses Geschäftes erscheinen. Josse war spurlos verschwunden. Gideon näherte sich einem Fenster, das nach dem Hofe hinausging, und erblickte den kleinen Schreiber, der seine Handschuhe anzog und mit dem Kopfe ein leicht verständliches Zeichen gegen Pulcheriens Fenster machte. Mit einem Satze war das Mädchen aus ihrem Zimmer im Hofe und nahm eben den Arm des jungen Menschen, als ein Lancier von ungemeiner Körperlänge und martialischem Wesen an dem Hauseingange sichtbar wurde. Rasch zog Pulcherie ihren Arm zurück. Josse machte eine halbe Wendung und rannte nach der Schreibstube, wo er Gideon mit den unwilligen Worten anredete: »Das verdanke ich Ihnen, ich bin zu spät gekommen, der dumme Teufel von Vetter ist da und Alles für mich aus.«

»Das thut mir leid,« antwortete Gideon kalt; »wir hätten uns in St. Cloud begegnet, denn auch ich will heute mit meiner Geliebten hinaus.«

»Mit Ihrer Geliebten!« rief Josse wüthend, »wenn der Himmel gerecht ist, so wird sie Ihnen heute auch entführt, wie mir die meine.«

»Ich lasse mir sie nicht von der Nase wegfischen, wie Sie, darauf schwöre ich.«

Der kleine Schreiber war nicht der Mann, einem titanischen Lancier die Stirne zu bieten, bittere Thränen zeugten von dem durchbohrenden Gefühle seiner Ohnmacht.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Kabinets. Der Notar begleitete seine beiden Klienten, wandte sich dann zu Gideon und reichte ihm die Hand. Notar Pichon war ein Mann von beiläufig 60 Jahren, groß von Gestalt und streng von Zügen, sein Ernst wich jedoch nicht selten einem satyrischen Ausdruck. Ein eifriger Anhänger der Revolution und ihrer Grundsätze, war er dem Kaiserreich wie der Restauration spinnefeind, übrigens ein Mann von tadelloser Rechtlichkeit und von der Volksklasse sehr gesucht. Er setzte seinen Stolz darein, mehr Prozesse zu verhindern, als Verträge zu schließen. Gideon fest bei der Hand haltend, hob er an:

»Werde ich Ihrer endlich ansichtig, Herr Gideon Martin, ich dachte Sie mir nicht so jung, oder besser gesagt, ich hoffte Sie zehn Jahre älter zu finden, obgleich ein Mensch, der die Miethe schuldig bleibt und mehr im Kaffeehause als in seinem Kaufladen ist, nicht leicht älter seyn kann als Sie, denn wäre er dieß, so fände man keine Entschuldigung für seine Lebensweise. Bei alledem wollte ich wetten, daß man Ihnen zuviel thut, Sie verläumdet, denn der kleine Josse, mein Kundschafter, mein Spürhund, hat Sie wohl zwanzigmal vergelens im Kaffeehause gesucht.«

»Ich pflege nicht so oft da zu seyn, mein Herr« antwortete Gideon, in dem ein leiser Verdacht gegen Herrn Pichon aufstieg, »auch gestern kam ich erst sehr spät hin, kurze Zeit bevor ich mich nach Hause begab.«

»Nun wohl, Sie sind also Gideon Martin?«

»Ja mein Herr.«

»Von Bordeaux gebürtig?«

»Ja mein Herr.«

»Ihre Eltern sind todt?«

»Leider bin ich verwaist.«

»Nun so vernehmen Sie was ich Ihnen zu sagen habe.«

Der Notar setzte sich an seinen Schreibtisch, wies Gideon einen Sessel an und begann:

»Die Natur hat sich sehr gütig gegen Sie gezeigt, Sie sind ein hübscher junger Mann, aus Ihren Mienen spricht Verstand, es scheint, daß das Geschick Ihnen für das Unglück eine Waise zu seyn, einigen Ersatz bieten wollte. Besitzen Sie Ihren Taufschein, den ämtlichen Todtenschein Ihrer Eltern?«

»Allerdings mein Herr, ich habe diese Papiere in meiner Wohnung.«

»Sie müssen mir sie bringen. Ihre vereinzelte Stellung im Leben ist ein guter Wink für Sie, daß man sich auf niemand verlassen soll als auf sich selbst. Ohne Zweifel haben Sie einige Schulden?«

»Vielleicht,« erwiederte Gideon in der Meinung, es handle sich um seine Vereheligung mit Clarissen, »hat Madame Amelin den Stand meiner Schulden übertrieben, aber Sie können sie versichern, daß meine sämmtlichen Schulden binnen wenigen Tagen getilgt seyn werden.«

»Madame Amelin?« sprach Pichon verwundert.

»Ja Madame Amelin, denn ich denke, daß obgleich sie mir von diesem Schritte nichts sagte, mich auch gestern nichts weniger als freundlich empfing . . .«

»Wer, was?«

»Nun Sie wissen ja wohl, daß ich Clarissen, ihre Tochter, zu heiraten gedenke.«

»Ich? ich habe gar keine Ahnung von der ganzen Geschichte, kenne weder Madame Amelin noch deren Tochter, nun es schadet nichts, daß ich so unverhofft hinter Ihren Liebeshandel komme, ich rechne darauf, daß ich die Ehre haben werde, Ihren Heiratskontrakt auszufertigen, vorausgesetzt, daß Sie Ihrem Vorhaben treu bleiben. Aber lassen Sie uns von Ihren Verwandten sprechen, haben Sie deren noch?«

»Ja, einen Oheim von väterlicher Seite, der Martin heißt und in Süd-Carolina lebt.«

»Ohne Zweifel Ihr Pflegevater, mit dem Sie in Bordeaux viel beisammen waren, den sie sehr liebten?«

»Nichts von Alledem, mein Herr, er verließ Europa, als ich noch ein Kind war, und ich kann mich seiner kaum erinnern.«

»Wenn dem so ist, so können Sie sich die heuchlerischen Thränen fröhlicher Erben ersparen, Ihr Oheim ist todt, und hat Ihnen hunderttausend Thaler hinterlassen, eher mehr als weniger.«

»Hunderttausend Thaler!« rief Gideon entzückt aus, »Gott sey Dank, da bin ich ja mit einem Schlage ein reicher Mann!«

»So ist's, übrigens ist nicht zu fordern, daß Sie um den Verlust eines Oheims, den Sie nie kannten, besondern Kummer empfinden oder zu empfinden vorgeben. Sie glauben nicht, wie sehr ich die Krokodilsthränen lachender Erben hasse, mit denen mich mein Beruf nur zu häufig zusammenführt; munter also, mein junger Freund, diese Stunde sey der Freude, der morgige Tag der Sorge um die vortheilhafte Anlegung Ihres Vermögens geweiht.« Bei diesen Worten zog der Notar seine Dose aus der Tasche und streute den Tabak auf ein Blatt Papier.

»Merken Sie wohl auf,« fuhr er fort, »Sie besitzen jetzt mehr 100-Soustücke als hier Tabakkörner liegen, Sie können angenehm, gemächlich und vor Allem unabhängig von Ihrem Vermögen leben; und doch habe ich Leute gekannt, die ein größeres Vermögen als das Ihre ist, in nicht viel längerer Frist durchbrachten, als ich brauche, um diesen Tabak vom Papier zu blasen.«

Mit einer mächtigen Anstrengung seiner Lunge ließ er den Tabak verschwinden.

»Hüten Sie sich dem bösen Beispiel jener Unbesonnenen zu folgen,« fügte er bei, »denn die Oheime in Amerika werden immer seltener, und noch seltener erbt irgend Jemand zweimal.«

Gideon, dem einiger Tabak in die Kehle gerathen war, vermochte dieser Redefigur nur mit einem tüchtigen Anfall von Husten zu antworten und der Notar fuhr fort:

»Um Ihnen zu sagen, was Sie nun wissen, habe ich Sie drei Tage hintereinander suchen lassen. Und nun sagen Sie mir, wer das Mädchen ist, das Sie heiraten wollen?«

»Clarisse Amelin, die Tochter einer Blumenmacherin in der Rue St. Martin.«

»Das mag für gestern ganz gut seyn, aber bedenken Sie wohl, heute sind Sie ein reicher Mann, die glänzendsten Partien stehen Ihnen offen; Sie können in eine reiche Familie heiraten, eine Mitgift ansprechen, die mit Ihrem gegenwärtigen Vermögen in Verhältniß steht: ist Ihre Auserwählte reich?«

»Sie hat keinen Sou, aber nicht um eine Königstochter gäbe ich sie auf!«

»Brav, junger Mann, Sie sind der Erbschaft Ihres Oheims würdig. Bringen Sie mir Ihre Papiere, dann führe ich Sie zu dem Banquier, in dessen Händen Ihr Vermögen ruht; wir erheben es und ich übergebe es in so lange der gerichtlichen Verwahrung, bis alle Rechtsförmlichkeiten erfüllt sind.«

Mit einem Satze war Gideon aus dem Kabinet. In der Schreibstube fand er den kleinen Josse, dessen Gesicht sich wieder etwas aufgehellt hatte, denn der Lancier war fort, der alte Schuhflicker hatte sein geistreiches Geschäft wieder vorgenommen und die Reise nach St. Cloud stand noch im Reiche der Möglichkeit. Gideon eilte wie der Blitz durch die Schreibstube.

»Wir sehen uns in St. Cloud,« rief ihm der dritte Schreiber nach.

»Ja ja, und ich zahle Alles,« war Gideons flüchtige Antwort.

Spornstreichs rannte er nach der Rue St. Martin, um Clarissen und ihrer Mutter die fröhliche Kunde von der glücklichen Veränderung seiner Verhältnisse zu bringen. Der Laden »zur bengalischen Rose« war zu. Er stieg in Madame Amelins Wohnung hinauf und fand Clarissen in Thränen. Schweigend nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in das Gewölbe hinab, wo ungeheure Haufen von Blumen auf beiden Zahltischen aufgespeichert lagen.

»Was soll dieß bedeuten?« frug Gideon verwundert, »zieht Madame Amelin aus?«

»Ja mein guter Gideon, der Laden ist an einen Speckhändler vermiethet, die »bengalische Rose« weicht dem »gekrönten Schinken;« eben ist meine Mutter ausgegangen, um den Vertrag von dem neuen Miethsmanne fertigen zu lassen.«

»Nun desto besser,« rief Gideon sie umarmend. »Deine Schwiegermama hat meine Absichten errathen, denn ich will nicht, daß mein kleines Weibchen wie im Taglohn arbeite.«

»Dein kleines Weibchen!« sprach Clarisse ihn zum erstenmal in ihrem Leben dutzend, »ah, ich fürchte, ich werde es nie seyn . . . Morgen reisen wir nach Havre, von da segeln wir nach Brasilien, nach einer Stadt, die Rio Janeiro heißt, mit einem Herrn, der mich heiraten will.«

»Dich heiraten, Clarisse! ein Herr, der euch nach Brasilien führt; was soll das Alles heißen!«

Clarisse erzählte ihm nun den Grund seines gestrigen üblen Empfanges, und daß ein Banquier in Paris, ein Millionär, mit einem Worte, Herr Migaut zur Strafe ihrer Sünden sich in sie verliebt habe und sie heiraten wolle; daß endlich, als Gideon gestern sie allein im Laden getroffen, ihre Mutter mit diesem Herrn Migaut Alles in's Reine gebracht habe. Der Laden solle vermiethet, die Waarenvorräthe losgeschlagen, und morgen mit Herrn Migaut, dessen Geschäfte keinen Aufschub duldeten, die Reise nach Brasilien angetreten werden, dort würde Hochzeit gemacht. Ehe noch Gideon sich von seinem Staunen erholt, und eben als er gegen die verrätherischen Pläne seiner Schwiegermama mit dem gehörigen Eifer loszuziehen anfing, hörten die beiden Liebenden Madame Amelins gellende Stimme nach Clarissen rufen. Wüthend stürzte Gideon zu Madame Amelin hinauf. Er fand sie in einem Gemache, das zugleich als Empfangsaal diente, und aus dem eine Thüre zu dem gemeinsamen Schlafzimmer der Mutter und Tochter führte; eine hölzerne Wendeltreppe verband den Laden mit den erwähnten Wohnungbestandtheilen. Sobald Madame Amelin Gideons Kopf auftauchen sah, verklärten sich ihre Züge und ein triumphirendes Lächeln spielte um ihre Lippen.

»Sie da, Herr Gideon,« sprach sie, »ich vermuthete Ihren Besuch; Sie sind wohl gekommen um von Clarissen Abschied zu nehmen . . . das ist ganz recht . . . wir scheiden als gute Freunde, nicht wahr?«

»Was wollen Sie damit sagen, Schwiegermama?«

»Mein Gott! lieber Herr Gideon, Sie wissen ja Alles; Clarisse hat Ihnen gewiß von dem Glücke erzählt, das uns betroffen.«

Clarisse war ihrem Gideon gefolgt und ihre Thränen waren ein stummberedter Beweis, daß sie die Ereignisse der letzten Tage für kein Glück hielt. Gideon selbst, durch Madame Amelins Kaltblütigkeit verblüfft, wußte nicht gleich, wo er mit seinen Vorwürfen und Beschuldigungen anfangen sollte; doch sie fuhr, ohne ihm Zeit zum Reden zu lassen, mit derselben empörenden Kälte fort:

»Sie begreifen, daß unter den bestehenden Verhältnissen keine Rede von einer Lustfahrt nach St. Cloud seyn kann; unsre Zeit ist gemessen. Ich habe Sie nicht hintergangen; denn gestern bereits schlug ich Ihren Antrag aus . . . übrigens speisen heute mehre Personen bei uns, auch Herr Migaut. Herr Gideon, ich sehe ein, daß Ihnen die Wendung der Sache unangenehm, sehr unangenehm seyn mag, denn ich hatte Ihnen allerdings Hoffnung gegeben; aber wenn Sie Clarissen wirklich lieben, so müssen Sie sich ja mit mir ihres Glückes freuen. Bedenken Sie, daß das gute Kind reich wird wie eine Königin, daß ihr Sklaven, Sklavinen, Alles was Reichthum gewähren kann, in unbeschränktem Maße zu Gebote stehen werden. Sie wird sich nicht mehr selbst ankleiden, nicht mehr auf ihren Füßchen gehen, sondern von stolzen Rossen gezogen im glänzenden Wagen durch die Straßen rollen. Mit Ihnen hätte sie ein unglückliches Leben geführt, hätte um sechs Uhr früh zur Arbeit aufstehen müssen und erst um Mitternacht sich zu plagen aufgehört, statt daß sie an Herrn Migauts Seite . . .«

»Ah wenn es nur Geld ist, was Sie wünschen und im Auge haben,« rief Gideon, »so mag Herr Migaut zum Teufel gehen, denn auch mit mir wird Ihre Tochter nicht für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten brauchen. Ich bin reich, mein Oheim Martin ist gestorben und hat mich zum Erben eingesetzt, ich kann Clarissen mit meiner Hand ein Einkommen von 15,000 Livres bieten.«

Bei diesen Worten stieß Clarisse einen Freudenschrei aus und Madame Amelin brach, die Fäuste in die Seiten gestemmt, in ein unauslöschliches Gelächter aus.

»Ah,« sprach sie endlich tief aufathmend, »das ist fürwahr ein unbezahlbarer Schwank, mein lieber Herr Gideon, mit solchen Kniffen fängt man mich nicht; Sie sollten geerbt haben, Ihr Oheim gestorben seyn! — Ich glaube nicht an die ganze Geschichte, und ist Ihr Oheim wirklich gestorben, so wird er Ihnen schwerlich mehr als einen kahlen Segen hinterlassen haben. Ich kenne das, das sind Geschichtchen, die Sie mit Clarissen ausgeheckt haben.«

Gideon erschöpfte sich in Betheuerungen, berief sich auf den Notar; Alles vergebens, Madame Amelin wollte nichts hören, nichts glauben. Der Thränen ihrer Tochter und der Schwüre Gideons endlich müde, sagte sie sich zu diesem wendend:

»Sie sind reich geworden wie Sie sagen, desto besser für Sie; Sie haben Ihren Oheim Martin beerbt, behalten Sie Ihr Erbe, ich meinestheils habe Herrn Migaut zu meinem Schwiegersohn erwählt, er hat mein Wort, ich das seine, und hiemit genug. Wissen Sie was er für Clarissen thut? er fährt nicht nach St. Cloud spazieren, um sie in üblen Ruf zu bringen, nein er macht sie reich noch vor der Hochzeit. Ja Herr Gideon, Migaut hat meiner Tochter ein Heiratgut verschrieben, das mehr beträgt, als Ihre ganze Erbschaft, und nicht blos verschrieben, nein er hat mir es bereits übergeben, ich habe es.«

»Sie haben es schon?« riefen beide junge Leute.

»Ja, Clarisse, während Du gestern den Schmeicheleien eines schuldenbeladenen Spielers Dein Ohr liehst, hat mir Herr Migaut Dein Heiratgut eingehändigt.«

Bei diesen Worten ging Madame Amelin in ihr Zimmer, öffnete ihren Schrank, und kam mit einer rothen Maroquinbrieftasche, deren Schloß der vollgepfropfte Inhalt zu sprengen drohte, zurück. Sie öffnete die Brieftasche und zählte 250,000 Francs auf den Tisch.

»Hier ist der Beweis für die Wahrheit meiner Worte,« sprach sie, sich an Clarissens und Gideons Bestürzung mit siegesfrohem Lächeln weidend, »das Alles gehört Clarissen, ich übernahm es für sie, für Madame Migaut. Sind wir erst in Brasilien, so kaufen wir einen Strich Ländereien, die an Herrn Migauts Besitzungen gränzen, denn er hat dort große Landstrecken; wir werden Urwälder haben, in denen Papageien häufiger sind als bei uns die Spatzen. Hier ist zugleich Herrn Migauts Paß, sowie auch meiner und Deiner, Clarisse!«

»Zur Hölle mit dem Gelde,« brach Gideon los, »ich glaube, daß seit einigen Tagen die Banknoten wild wachsen.«

»Ich will kein Heiratgut, keine Urwälder,« fiel Clarisse ein, »geben Sie Herrn Migaut sein Geld zurück, ich kann und werde ihn nie heiraten.«

Gideon begriff die Nutzlosigkeit jedes Widerstandes und sah ein, daß es schwer halte über einen Nebenbuhler von Migauts Reichthum und Freigebigkeit den Sieg davon zu tragen. Er konnte nur noch auf Clarissens Liebe bauen, und die Zeit war da, ihre Festigkeit zu erproben. Er war nun reich, Pichon, dem er eine Vollmacht hinterlassen wollte, konnte ihm an jeden beliebigen Punkt hin Geld nachsenden, auch besaß er ja 5000 Francs baar, eine Summe, die es ihm möglich machte Clarissen so weit fortzuführen, daß jede Nachforschung scheitern mußte. Migaut wollte Clarissen nach dem Süden entführen, Gideon beschloß mit ihr nach dem Norden, nach Brüssel zu fliehen, ein solcher Schritt mußte alle Einwendungen Madame Amelins zum Schweigen bringen. Er benützte also den Augenblick, wo die Mutter mit ihrem Schatze nach ihrem Zimmer ging, um ihn wieder unter Schloß und Riegel zu legen, und flüsterte Clarissen zu:

»Deiner Mutter kein Wort: heut Abends um acht Uhr hole ich Dich ab; sey bereit.«

Ohne sogleich den Sinn dieser Verabredung zu fassen, nickte Clarisse bejahend mit dem Kopfe, denn der Wiedereintritt ihrer Mutter machte jede nähere Erklärung unmöglich.

»Nun Herr Gideon, hoffe ich Sie zufriedengestellt zu sehen, nehmen Sie Abschied, denn wir haben noch vollauf für morgen zu thun, und Sie können uns doch nicht einpacken helfen.«

Gideon ging ohne ein Wort zu erwiedern. Zu Hause raffte er alle Papiere zusammen, die Pichon zu sehen verlangt hatte und eilte zu diesem. Unter Weges frug er sich, wer wohl jener Migaut (dessen Namen er niemals früher gehört hatte) seyn mochte? Er glaubte an keine Verbindung zwischen Migaut und Clarissen, sondern an eine Spekulation anderer Art, zu der sich wohl auch Clarissens geizverblendete Mutter herbeigelassen haben konnte. Freilich käme Herrn Migaut sein Gelüsten etwas theuer zu stehen, aber wenn er es redlich meinte, warum in Brasiliens Urwäldern, warum nicht in Paris heiraten? warum 250000 Francs der Mutter geben, ehe noch die Hochzeit vor sich gegangen?

Diese nicht ungegründeten Bedenken scheuchten jeden Zweifel aus Gideons Seele; gerne hätte er sie Clarissen selbst mitgetheilt, ihr über ihre entsetzliche Lage die Augen geöffnet und sie bewogen, ohne Zögern mit ihm zu entfliehen. Leider war dieß unmöglich. Madame Amelin erschien ihm im übelsten Lichte, Migaut als ein eben so reicher als mächtiger Mann, und die Pässe, die man ihm gezeigt, die weite Reise, die man ihm vorgespiegelt, als listige Mittel, ihn von Clarissen zu entfernen, diese in irgend ein einsames Bergschloß in die Arme des Lüstlings zu locken. Clarisse hatte nie von Migaut gesprochen, und Madame Amelin schien sich um die Einwilligung ihrer Tochter zu der Verbindung mit ihm gar nicht zu kümmern. Dieß Alles war verdächtig, sehr verdächtig.

Gideon trat vor Pichon mit verstörten Zügen; die schlaflos zugebrachte Nacht vermehrte noch seine geisterhafte Blässe. Erschrocken frug der Notar, was ihm sey?

»Ach mein Herr, ich bitte um die möglichste Eile, hier sind die verlangten Papiere, wäre es Ihnen nicht möglich, ohne mich zu dem Banquier zu gehen?«

»Das ist unmöglich, hiezu bedürfte ich einer Vollmacht, zu deren Ausfertigung uns die Zeit fehlt und die überdieß leicht Verdacht erregen könnte, da Sie in Paris und durch nichts abgehalten sind, mit mir zu gehen.«

»Oh mein Herr, stellen Sie sich vor, man will mir Clarissen entreißen, sie weit, weit wegführen!«

»Die kleine Blumenmacherin?«

»Dieselbe.«

»Vielleicht weiß die Mutter nicht, daß Sie über 100,000 Thaler zu gebieten haben?«

»Im Gegentheil, Sie weiß es recht wohl.«

»Dann muß das Mädchen sehr schön oder die Mutter in ihren Anforderungen sehr schwer zu befriedigen seyn.«

Mit diesen Worten zog er die Klingel.

III.

Der Notar klingelte zum zweiten Male, ohne daß Jemand erschien, er öffnete nun das Fenster und rief: »Josse, Josse! Pierre, Pierre!«

Pierre trat mit seinem Knieriem in der Hand aus seinem Stübchen auf den Hof, und rief hinauf:

»Herr Josse ist ausgegangen.«

»So ruft Pulcherien.«

»Meine Tochter, Herr Pichon? sie ist mit Herrn Josse fort, sie sind zusammen in die Messe gegangen.«

Herr Pichon schickte nach einem Fiaker, sagte ihm einige Worte und setzte sich mit Gideon in den Wagen, wo er diesen mit wahrem Bedauern frug:

»Also Ihre Geliebte wird Ihnen untreu, mein junger Freund?«

»Sie nicht, sie ist ein Engel und liebt mich von Grund der Seele, aber die Mutter trägt die Schuld und welche Schuld! Herr ich bin der Sache auf die Spur gekommen, die Mutter selbst ist es, die Clarissen verkauft, verkaufen will!«

»Nehmen Sie sich in Acht, junger Mann, eine Mutter voreilig einer solchen Abscheulichkeit zu zeihen!«

»Ich selbst habe das Blutgeld gesehen,« erwiederte Gideon, »Madame Amelin spricht zwar von einer Heirat, aber wo soll diese Statt finden? in Brasilien! Madame Amelin kann mir erzählen was ihr gefällig ist, aber ich will meinen Kopf verwetten, daß irgend ein großer Herr, ein Pair, was weiß ich, wer die Hand im Spiele hat, dessen Lüsten Clarisse zum Opfer fallen soll.«

Herr Pichon fühlte bei diesen Worten seinen ganzen politischen Ingrimm erwachen, er drang in Gideon, die aufgefundene Spur zu verfolgen, und versicherte ihn seines Schutzes und jeden Beistandes, der in seinen Kräften läge. Zugleich eröffnete er ihm, daß seine Erbschaft in den Händen eines ihm gänzlich fremden Banquiers läge, was unangenehm sey, ungeachtet daraus keine Gefahr für deren Sicherheit erwüchse, da sie nur kurze Zeit in dessen Händen bleiben sollte, denn morgen gedenke er das Geld zu erheben. Unter diesen und ähnlichen Gesprächen langten sie am Ziele ihrer Fahrt an, der Fiaker hielt und beide stiegen aus. Im Thorwege bemerkten sie einen Polizeibeamten, den seine Schärpe kenntlich machte, mit mehrern Begleitern. Der Notar und Gideon stiegen in das erste Stockwerk, traten bei einer offenen Thüre ein und durchschritten einige Gemächer, bis sie den Banquier endlich in seinem Schlafzimmer mit verbundenem Haupte in einem Lehnsessel sitzend fanden. Zwischen seinen Beinen lag ein schöner Windhund, dem er die Ohren kraute. Kaum setzte Gideon den Fuß auf die Thürschwelle, so erhob sich der Hund mit dumpfem Knurren, das bald in ein anhaltendes Bellen überging.

»Ruhig, Medor, ruhig!« rief ihm sein Herr begütigend zu, indem er aufstand und mit ängstlichen Blicken den Notar und unsern jungen Helden prüfte. Der Name Medor war Gideon nicht wenig aufgefallen, und er sah sich den Hund genau an. Der Notar, der kein Freund von Hunden war, ersuchte, man möge Medor, dem sein Herr vergebens das Bellen zu wehren suchte, aus dem Zimmer entfernen.

»Bis es Ihrem Hunde gefällig seyn wird, sein Gebell einzustellen,« sprach endlich der Notar, da er sah, daß der Banquier das erboste Thier nicht aus dem Zimmer jagte, »so werde ich Sie von der Absicht meines Besuches in Kenntniß setzen; ich habe doch die Ehre, mit Herrn Migaut zu sprechen?«

»Migaut,« rief Gideon unwillkürlich, »dieser Herr heißt Migaut?«

»So ist es,« antwortete der Notar.

Mit einem kräftigen Fußtritte schleuderte Gideon den Hund in die entfernteste Ecke und rannte wie ein Toller aus dem Zimmer und aus dem Hause. Der Notar war ihm einige Schritte gefolgt, um ihn zurückzuhalten, sah aber bald das fruchtlose seiner Bemühung ein, denn der junge Mensch war für seine alten Beine zu flink. Medor hatte sich nach einigem Schmerzgeheule wieder beruhigt und Pichon wandte sich mit der Frage an Migaut:

»Sie kennen also Herrn Martin und Herr Martin kennt Sie? was soll das Alles heißen?«

»Das stand ich eben im Begriffe, Sie zu fragen,« antwortete Migaut kaltblütig, jedoch nicht ohne einen leisen Anflug von Verlegenheit.

»Nun das soll sich später schon aufhellen, lassen Sie uns jetzt zu unserem eigentlichen Geschäfte schreiten, wir bedürfen hiezu Herrn Martins Gegenwart nicht, ich vertrete ihn und bin im Besitze seiner Papiere; ich heiße Pichon und bin Notar.«

»Herr Pichon!« rief Migaut, »eben wollte ich Ihnen schreiben, Sie aufsuchen lassen.«

»Es handelt sich zwischen uns um Martins Erbschaft.«

»Oh mein Herr . . .«

»Was soll das, warum halten Sie inne? was ist geschehen?«

Statt aller Antwort nahm Migaut den Notar bei der Hand und führte ihn in das nächste Zimmer, ein zerschlagenes Fenster und eine aufgesprengte Kasse, obgleich von Eisenplatten und mit zwei Schlössern versehen, zeugten von einem eben so verwegen als geschickt durchgeführten Einbruch.

»Ich bin ein zu Grunde gerichteter, um mein Alles beraubter Mann,« sprach Migaut, »und muß noch der Vorsehung danken, daß ich mit dem Leben davongekommen, denn noch kann ich kaum begreifen, wie es kam, daß ich nicht ermordet wurde. Sehen Sie meine Arme an (sie trugen die Spuren von Stricken, mit denen sie zusammengeschnürt gewesen), sehen Sie meine Brust, (sein Hemd war mit Blut getränkt, seine Brust trug eine Streifwunde von einem Dolche), mein Leben schwebte an einem Haare und nur durch ein Wunder ward es mir erhalten.«

Während der Notar die Zeichen des räuberischen Einfalles, sowie das Gewehr, welches Migaut nach den Räubern abgefeuert hatte, betrachtete, gab ihm dieser

eine ausführliche Schilderung der Gefahren, denen er entronnen: drei Bösewichter waren bei ihm durch das Fenster eingestiegen, der eine band ihn an sein Bett, und knebelte Medor, während die beiden andern die Kasse aufbrachen und plünderten; die Sache dauerte lange und während der ganzen Zeit war ein Dolch über seiner Brust gezückt, ein Stoß und er war nicht mehr! Nachdem die Kasse vollständig ausgeraubt war, war auch sein Hüter von ihm getreten, doch durch einen Versuch der Befreiung in Wuth gebracht, zurückgekehrt, um ihm den Dolch in das Herz zu stoßen, der glücklicherweise nur seine Brust stark streifte. Hierauf entflohen alle drei, ihm war es gelungen, sich aus seinen Banden zu befreien, er sprang vom Bette herab, entledigte Medor des Knebels, rannte nach seiner Kasse, ergriff trotz seiner Wunde und des heftigen Blutverlustes ein Gewehr, schoß aus dem Fenster nach den Räubern und rief um Hilfe. Alle Einwohner des Hauses und seine Nachbarn kamen herbei und sahen die Stricke, mit denen er gebunden gewesen, sowie Medors Knebel, die Strickleiter, die Zange, die Brechstange, deren sich die Räuber bedient. Gleich am Morgen hatte er nach einem Polizeikommissär geschickt; dieser nahm einen genauen Thatbestand auf, den wenigstens dreißig Zeugen fertigten, und entfernte sich dann mit den Werkzeugen des geschehenen Einbruches.

»Befand sich die Erbschaft meines Klienten ebenfalls in dieser Kasse?« frug der Notar.

»Ja, in Bankbillets, sie lag zu Ihrer Verfügung bereit.«

»Das ist sehr unangenehm, aber Sie bleiben jedenfalls in der Verantwortlichkeit.«

Migaut rief bei diesen Worten, er wisse wohl, daß er ein zu Grunde gerichteter Mann sey, seine Kasse habe noch andere Summen und in Kurzem fällige Wechsel enthalten, welche letztern die Räuber gewiß vernichten würden. Der Gedanke des unabwendbaren Elends, dem er nun heimgefallen, so wie der Anblick Gideons, den er auf der Stelle erkannt hatte, und in welchem er nur statt des Opfers seiner Pläne einen Mitschuldigen sehen mußte, endlich die quälende Ungewißheit, ob der Notar etwas und was er von den Vorfällen der verflossenen Nacht durch Gideon wisse, wirkte mit einem Male so heftig auf Migaut, daß er in Ohnmacht sank. Während Pichon nach Hilfe ruft und den Ohnmächtigen endlich der Pflege seiner Haushälterin übergibt, wollen wir den Leser mit Migauts Lebensgeschichte etwas näher bekannt machen.

Migaut war der Sohn ehrlicher aber armer Eltern. Mit 12 Jahren kam er in einem Comptoir unter, wo er alle Geheimnisse des Börsespieles frühe kennen lernte. Nach wenigen Jahren verließ er Frankreich und schiffte sich nach Amerika ein. In Süd-Carolina lernte er Herrn Martin, den Oheim Gideons, so wie dessen Freunde kennen. Einige Zeit später begab er sich nach Brasilien und suchte auch dort vergebens sein Glück zu machen. Übrigens stand er diesem selbst im Wege, denn er spielte ungeheuer und nicht glücklich. In Brasilien und den vereinigten Staaten gewann er Geschmack an gewagten Handelsunternehmungen, aber zugleich die Überzeugung, daß diese ohne ein bedeutendes Stammvermögen unausführbar sind. Er verließ Brasilien so arm, als er hingekommen, kehrte nach Paris zurück, übernahm die geringe Erbschaft seiner Eltern und machte Geschäfte nach Brasilien und Amerika überhaupt. Börsespiel sollte ihm ein großes Vermögen rasch gewinnen. Auch dies schlug fehl. Seine Geschäftsverbindungen nach Brasilien hatten ihn mit Madame Amelin in Berührung gebracht, wie wir wissen, und gerade während dieser Zeit hatte er Martins hinterlassenes Vermögen zur Aushändigung an Gideon in Wechseln zugeschickt erhalten. Er setzte die Wechsel in baares Geld um, und sah sich im Besitze einer Summe, die er so lange gewünscht; bald hatte er beschlossen, sie zu seinem Eigenthum zu machen. Er mußte fliehen, das sah er ein, aber er wollte Paris nicht wie ein gemeiner Dieb verlassen, er mußte für den Bestohlenen gelten. Sein Vermögen mußte ihm von fremder Hand zukommen, dazu war eine Heirat das bequemste Mittel, Madame Amelin und ihre Tochter die tauglichsten Werkzeuge. Überdies hätte er gewiß Mittel gefunden, sie später wieder um die ihr anvertrauten 250,000 Francs zu prellen. Den beabsichtigten Einbruch durchzuführen, bedurfte er eines Helfers, diesen wußte er sich auf die bereits erzählte Weise in Gideon zu verschaffen. Die Sache war gelungen, er hatte sein Wort gehalten, Gideon mußte ewig schweigen und Migaut war seiner Straflosigkeit gewiß. Um alle Nachforschungen zu vereiteln, gab er an, es seyen drei Räuber bei ihm eingebrochen, versetzte sich selbst eine leichte Wunde, zerschund sich die Arme, erbrach seine Kasse und ließ die Werkzeuge liegen. Nur Gideons unerwartete Begegnung hatte seine Verwegenheit erschüttert und ihm eine Ohnmacht zugezogen.

Endlich kam er zu sich, schien erstaunt, den Notar noch bei sich zu sehen, und bat um einige Tage, wenigstens um einige Stunden Aufschub, und um die Erlaubniß sich zu Bette zu legen, da er krank sey. Die Bitte war in den Umständen zu wohl begründet, um nicht Gewährung zu finden. Der Notar setzte ihm auch keine Einwendungen entgegen, doch verließ er das Zimmer nicht, und sprach endlich zu Migaut:

»Sie sind krank, Herr, das begreife ich, aber was soll mit meinem Klienten werden, dessen Vermögen mit einem Schlage verloren, oder doch wenigstens sehr gefährdet ist? überdies hat er eine Geliebte, aber die ehr- und gottvergessene Mutter will sein Mädchen irgend einem großen Herrn verkaufen. Ich fürchte, der arme Gideon hat sich in das Wasser gestürzt, ich kann seine Verzweiflung ermessen, denn mit seinem Vermögen hätte er Madame Amelin seinen Wünschen geneigt machen können.«

»Madame Amelin!« rief Migaut.

»Ja, Madame Amelin.«

»Und Ihr Klient Gideon Martin kennt sie?«

»Geben Sie ihm sein Geld und er heiratet die Tochter noch heute.«

Bei diesen Worten sprang Migaut rasch aus dem Bette, band sein Halstuch um, warf das Tuch vom Kopfe, setzte seinen Hut auf und verschwand mit Blitzesschnelle. Vergebens rief und lief ihm der Notar nach, er war nicht einzuholen. Die Haushälterin war eben so erstaunt als er, und eben so unvermögend sich zu erklären, in welchem Zusammenhange Madame Amelin

und deren Tochter zu einem räuberischen Einbruche standen. Endlich fuhr Pichon nach Hause zurück.

Gideon hatte Medor erkannt, er sah sich in demselben Zimmer, in welches er die verflossene Nacht mit Hilfe der Strickleiter gestiegen. Bei Nennung von Migauts Namen erhellte ein Blitz seine Gedanken; Migaut war es, der ihm Braut und Vermögen rauben, und nach Brasilien mit seiner Doppelbeute entfliehen wollte.

Ohne noch zu wissen, wie er wieder zu dem verhängnißvollen Taschenbuche mit den 250,000 Francs gelangen sollte, lief er spornstreichs nach Madame Amelins Wohnung; das Taschenbuch mußte er haben, es koste was es wolle. In ihm lag der Beweis von Migauts Veruntreuung und beabsichtigter Flucht und zugleich die Unmöglichkeit für Madame Amelin, den Ursprung dieses ihren Händen anvertrauten Geldes zu läugnen. Gideon flehte den Himmel nur um eine unblutige Lösung dieser wirren Verhältnisse und hoffte eine solche. Plötzlich sah er Madame Amelin aus ihrem Hause treten, sie erwartete Herrn Migaut zum Essen, und ging nach einem feinen Braten aus. Gideon dankte im Stillen dem Geschicke, ließ Madame Amelin vorbeigehen, und war mit einigen Sätzen in ihrer Wohnung, die ihm Clarisse über sein Rufen öffnete. Sie liebte Gideon wirklich herzlich, glaubte ihn reich und war bereit ihm zu folgen. Eine Entführung an der Seite eines jungen, hübschen, reichen Mannes schreckt kein Mädchen in Clarissens Lage so leicht, überdies sah sie sich von ihrer Mutter getäuscht, einem Manne, den sie nicht liebte, hingeopfert, genug triftige Entschuldigungen für den Schritt, den sie vorhatte.

»Clarisse, ich bin gekommen, nicht sowohl Dich als vielmehr Herrn Migauts Taschenbuch zu entführen; was es enthält, ist mein, vor Gott und meinem Gewissen, ausgenommen die Pässe, gib mir den Schlüssel, ich beschwöre Dich, ich will Dir später Alles erklären.«

Statt aller Antwort brach Clarisse in einen Strom von Thränen aus; Gideon umarmte, tröstete sie, lobte ihre edle redliche Gesinnung, aber machte ihr begreiflich, daß auch er ein redlicher Mann sey und das Geld ihm gehöre. Auf sein wiederholtes Dringen um den Schlüssel erfuhr er endlich, daß Madame Amelin diesen gar nicht mehr aus den Händen gebe. Ohne ein Wort zu antworten, eilte Gideon nach Madame Amelins Schlafgemache, sprengte mit seinem Dolche den alten Kasten, ergriff das Taschenbuch und steckte es zu sich.

»Sage Deiner Mutter, daß ich den Kasten aufgesprengt und das Taschenbuch genommen habe. Mag sie schelten, toben, drohen, mich bei Gerichte angeben, es gilt mir gleich. Ich entfliehe nicht, Clarisse, und werde mich nicht verbergen, man kann mich und das Taschenbuch bei meinem Notar, Herrn Pichon, finden.«

Gideon lief wieder nach der Rue Grenetat, und kam gerade dazu, als Pichon aus dem Wagen stieg. Er ging mit ihm in dessen Kabinet und übergab ihm das Taschenbuch mit den Worten:

»Hier ist meine Erbschaft nach Onkel Martin und zugleich die Bankbillets, die Herrn Migaut in dieser Nacht geraubt wurden.«

»Herr,« rief der Notar einen Schritt zurücktretend, »mit was für Menschen pflegen Sie Umgang, Herr Migaut wäre diese Nacht beinahe ermordet worden, man hat ihn mißhandelt, verwundet . . .«

»Doch,« fuhr Gideon fort, »dies Taschenbuch, welches Madame Amelin von Herrn Migaut erhielt, war bereits seit gestern Abend acht Uhr in ihrem Besitze, und enthielt die Pässe, die sich der Schurke zu verschaffen wußte, um nach Brasilien zu entfliehen.«

»Wie, und die erbrochene Kasse?«

»Herrn Migauts Werk.«

»Die Strickleiter, die Brechstange . . .«

»Gehören Herrn Migaut.«

»Die Stricke, mit denen man ihn festgebunden...«

»Gleichfalls sein.«

»Der Knebel, mit dem man Medor am Bellen hinderte . . .«

»Wurde dem Hunde durch Herrn Migaut angelegt.«

»Aber Herr Migaut hat angegeben, daß drei Räuber bei ihm eingebrochen seyen . . .?«

»Wie, drei Räuber?«

»Ja, und die Nachbarn haben sie gesehen, und dies in dem aufgenommenen Thatbestand bezeugt.«

»Das beweist um so mehr, daß Herr Migaut eine vorher verabredete Komödie mit seinen Helfershelfern spielte, denn das Taschenbuch war fünf bis sechs Stunden, ehe der Einbruch statt fand, in Madame Amelins Händen.«

Herr Pichon hatte während dieses Gespräches das Taschenbuch geöffnet, die Billets gezählt, die Pässe geprüft.

»Das genügt,« sprach er, »Herrn Migaut einen Platz auf der Galeere zu sichern, nun mag er kommen und sein Taschenbuch holen. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen vor wenig Stunden sagte, wie schnell ein großes Vermögen verloren gehen könne? und beinahe hätten Sie diesen Satz an sich selbst in Erfüllung gehen gesehen. Vergessen Sie diese Lehre nie.«

Migaut sah sich verloren, wie er das Verhältniß zwischen Gideon und der Dame Amelin erfuhr; ein unseliger, nicht zu berechnender Zufall warf alle seine Pläne über den Haufen. Wie kam er gerade auf den Mann, den er zu vermeiden am meisten Grund hatte? warum mußte gerade dieser der Geliebte seiner Braut seyn? jene Frau kennen, die seine Veruntreuung hehlen, ihm zur Flucht behilflich seyn sollte? Er war entlarvt, eines niedrigen Verbrechens überwiesen. Nur eine Hoffnung blieb ihm noch, vielleicht hatte Madame Amelin des ihr anvertrauten Taschenbuches nicht erwähnt, die Bankbillets nicht gezeigt; in diesem Falle konnte er seine Beute wieder erlangen, mit den früher besorgten Pässen fliehen. Er eilte also mit aller Hast nach der Rue St. Martin, an dieser Hoffnung mit der Kraft eines Ertrinkenden festhaltend. Gleich Gideon, begegnete er Madame Amelin auf der Straße, nur war sie bereits auf dem Rückwege von dem Geflügelhändler, und trug einen Korb, in dem ein herrliches Huhn und zwei Schnepfen lagen.

»Madame Amelin,« rief ihr Migaut zu, »mein Taschenbuch.«

»Ah Herr Schwiegersohn, sind Sie es, brauchen Sie Ihr Taschenbuch?«

»Ja, ja, Sie haben es doch?«

»Mein Himmel ob ich es habe, lieber Herr Migaut, es enthält ja das Heiratgut meiner Tochter, wem sollte ich es denn gegeben haben?«

»Welche Unvorsichtigkeit, Ihre Wohnung zu verlassen, wenn Sie einen solchen Betrag verwahrt haben.«

»Meine Tochter ist ja zu Hause,« entgegnete Madame Amelin mit Ansehen.

»Das eben ist's,« rief Migaut, dessen Unruhe mit jedem Augenblicke stieg, »Ihre Tochter hat schlechte Bekanntschaften, und . . .«

»Wie, was sagen Sie da, schlechte Bekanntschaften? wollen Sie vielleicht von Herrn Gideon Martin sprechen? das ist ein braver, hübscher, junger Mann, der Clarissen heiraten wollte, und den ich erst gestern um Ihretwillen abgewiesen habe . . . obgleich er auch reich ist, denn er hat eine schöne Erbschaft gemacht.«

»Tod und Hölle,« brach Migaut los, »mein Taschenbuch will ich, Sie haben es irgendwo eingeschlossen in einem Schrank, in einem Kasten, geben Sie mir den Schlüssel.«

Während Mad. Amelin, erschrocken über das blasse Antlitz und die Wuth Migauts, diesen Schlüssel mit aller Langsamkeit suchte, entfiel der Korb ihren Händen, das Huhn rollte in die Gosse, die Schnepfen auf das schmutzige Pflaster. Sie bückte sich um diesem Jammer abzuhelfen, da griff Migaut selbst in die Tasche, fand den Schlüssel und eilte davon.

Madame Amelin säumte nicht ihm zu folgen, um mögliches Unglück abzuwehren. Clarisse hatte einige Nachbarinen herbeigerufen, und dieser Umstand rettete sie wahrscheinlich vor Migauts Wuth, als dieser den Kasten erbrochen fand und hörte, daß Gideon mit seinem Schatze entflohen sey. Als daher Madame Amelin in ihre Wohnung kam, fand sie das Zimmer voll Leute, die verwundert Herrn Migaut anstaunten, welcher mit verstörten Zügen fassungslos sich in einen Lehnsessel geworfen. Als sie den offenen Kasten sah, rief sie:

»Das ist Gideons Werk, Herr Migaut hatte Recht!«

»Nein, meine Mutter,« erwiederte Clarisse bebend, »Gideon ist kein Dieb, kein Räuber, er ist mit dem Taschenbuche zu seinem Notar, Herrn Pichon.«

»Er, zu einem Notar, er der ehrlose Dieb! er ist schon lange aus den Mauern von Paris mit unserm Gelde, um's Himmelswillen, lassen Sie schnell einen Polizeikommissär kommen, Herr Migaut.«

Migaut erhob sich und sprach:

»Ihre Tochter hat Recht, Gideon ist bei seinem Notar.« Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Am andern Tag brachten die Zeitungen unter andern Tagesbegebenheiten auch folgende:

»Diese Nacht wurde ein bedeutender Diebstahl mit Einbruch in der Rue Louis le Grand verübt. Mehre Bösewichter erbrachen die Kasse eines gewissen Herrn Migaut, und nahmen mehr als 300,000 Francs, die bei diesem höchst ehrenwerthen Geschäftsträger in Verwahrung lagen, mit sich fort. Der Unglückliche vermochte die Last der Verantwortlichkeit, welche jenes Ereigniß ihm aufbürdet, nicht zu ertragen, und hat seinem Leben ein freiwilliges Ende gemacht, man fand seinen Leichnam im Bois de Boulogne.«

Schaudernd bei der Erinnerung an die Gefahren, in denen sein Vermögen, seine Ehre und seine Redlichkeit geschwebt, prüfte Gideon nochmals alle Gründe, die ihn zu dem gewagten Unternehmen der verflossenen Nacht bewogen und fand sie nicht mehr so triftig, als sie ihm zuerst erschienen waren. Er schwor sich zu, jene gefährlichen Lagen, in denen der Verstand sich verwirrt, die ehrenhafte Gesinnung schwankt, fortan zu vermeiden und hielt Wort, was ihm durch seinen gegenwärtigen Besitzstand sehr erleichtert wurde. Wenig zufrieden mit Madame Amelins mehr als zweideutigem Benehmen, hielt er sich, sobald er Clarissen als Gattin heimgeführt, von seiner Schwiegermutter entfernt. Die 5000 Francs, die er von Migaut erhalten, ließ er dem dritten Schreiber des Herrn Pichon, dem kleinen Josse, zum Heiratgute für seine kleine Pulcherie zustellen, und so endete fröhlich, was trübe begonnen.

Das Leben in der römischen Campagna.

Der ganze weite Landstrich, welcher den **Agro Romano** (auch die römische Campagna oder Ebene genannt) bildet, ist von einem Verein von Kapitalisten, den **Mercanti di Tenute** (zu deutsch etwa Güterkaufleuten) gepachtet. Diese haben eine Art Monopol auf alle Grundstücke der Campagna. Da der Feldbau hier große Vorauslagen für den Viehankauf, das Feldgeräth, Taglohn, einen Reservefond für schlimme Jahre und überhaupt eine sehr komplicirte finanzielle Organisation, Verbindungen mit dem Ausland und eine genaue Kenntniß der Handelsbedürfnisse erfordert, so ist bisweilen das Kapital einer Bank nothwendig, um die ungeheuren Ländereien der Kirche oder des Adels in Pacht zu nehmen. Kleine Kapitalisten können eine solche Konkurrenz nicht aushalten. Die Grundbesitzer selbst, indolent und jeder Neuerung abhold, ziehen ein sicheres Einkommen vermehrten Revenuen vor, und begünstigen darum die Mercanti di Tenute, welche ihren Pachtzins pünktlich bei Ablauf des Termins zahlen. Die Pachtzeit währt gewöhnlich neun Jahre.

Leider thun die Mercanti di Tenute nichts für Bodenverbesserung. So weit gehen ihre Blicke nicht. Sie benützen den Boden wie er ist, spekuliren lieber auf das Fallen und Steigen der Getreidepreise, und lassen ihrem Nachfolger im Pacht den Boden eben so ausgemergelt, wo nicht ausgemergelter, als sie ihn übernahmen. Dennoch hat hier der Feldbau und die Vertheilung der Arbeit noch etwas Ursprüngliches, Poetisches. Der Mittelpunkt der ganzen Wirthschaft ist der **Casale**, ein großes Gebäude mit Schießscharten und einem befestigten Thore. Man schließe aus diesen Befestigungen nicht, daß diese Gebäude vielleicht aus dem Mittelalter herrühren; die Einfälle der Seeräuber aus den Barbareskenstaaten, die Uiberfälle der Landräuber aus dem Gebirge, die oft bis vor die Thore Roms drangen, machten noch lange, nachdem die mittelalterlichen Feudalfehden aufgehört hatten, solche kriegerische Vorsicht nothwendig.

Im Erdgeschoß des **Casale** ist ein ungeheurer gewölbter Saal mit einem großen Kamin. Der Saal ist wüst und leer, und enthält höchstens einen Tisch und einige Bänke aus Eichenholz. Hier verzehrt Abends das

Gesinde beim Schein einer Lampe sein Abendbrot: Roggenbrot und dazu ein Stück Büffelkäse. Nach diesem ländlichen Mahle macht jeder das Kreuz, breitet seinen Mantel über den Boden und schläft darauf ein. Neben diesem Saal, der Allen zugleich als Küche, als Speisezimmer und als Schlafgemach dient, dehnen sich weite Ställe aus, bei Nacht durch eine von den Wölbungen herabhängende Laterne erhellt. In den Stallungen großer Pachthöfe stehen gewöhnlich 40 bis 50 Pferde, die obwohl nicht zum Feldbau verwendet, doch den thätigsten Antheil an den täglichen Arbeiten haben. Immer stehn mehre gesattelt im Stalle. Uiber dem Saale und den Ställen befindet sich die Wohnung des Mercante, wenn dieser den Hof besucht, und seines Stellvertreters, des Ministro. Das sind die einzigen möblirten Zimmer in der ganzen Maierei. An sie stoßen die Schüttböden.

Außer diesem Casale findet man kein Gebäude, keinen Stall, keinen Taubenschlag, kein Waschhaus; höchstens einige mit Stroh gedeckte Schoppen. Das Vieh schläft unter freiem Himmel.

Unmittelbar vor dem Casale beginnen die Aecker. Vergebens sucht man einen Hof, einen Garten, eine Hecke, einen Hahn, der stolz über dem Brunnen kräht, einen Weinstock, der sich an den Fenstern emporrankt, eine alte Rüster, die Patriarchin des Thales, Tauben auf und Bienenstöcke unter dem Strohdach. Alles dies, was eine ländliche Gegend so belebt, so poetisch macht, ist im Agro Romano unbekannt. Nur hie und da rieselt leise ein Brünnlein in ein gemauertes Becken, oder läßt sich ein Flug Stieglitze auf einen Busch Goldwurzpflanzen herab.

In jeder römischen Maierei gibt es zwei Arten Arbeiter; die einen leben das ganze Jahr daselbst, die andern sind nur zeitweilig für eine gewisse Arbeit gedungen, z. B. für die Saat oder die Ernte. Die verschiedenen Arbeiten sind scharf getrennt und es gibt unter den Arbeitern genau bestimmte Grade. Vorerst nennen wir die Hüter, welche die Ländereien durchreiten und bewachen. Gewöhnlich haben sich diese Leute mit der Justiz etwas überworfen, und während sie, das Gewehr am Sattelbaum, in den Fluren herumreiten, urtheilt man sie vielleicht in Rom in contumacia ab. Nach ihnen kommen die verschiedenen Klassen der landwirthschaftlichen Armee: die Vaccari (Kuhhirten), Carretieri (Fuhrleute), die Porcari (Sauhirten) 2c. Jede solche Abtheilung oder Rotte hat ihre Capi, ihre Aufseher, welche nicht selbst arbeiten, sondern nur die Arbeit überwachen. Mancher darunter hat eine Besoldung wie ein Infanteriehauptmann. Uiber alle diese hohen und niederen Würdenträger des Casale herrscht endlich der Ministro, der das Ganze leitet und die Bücher führt. Bei einer bedeutenden Maierei zählt man einen Generalstab von 40 Capi. Die Arbeitstheilung wird streng beobachtet, kein Arbeiter übergeht von einer Beschäftigung zu einer andern. Ein besonderer Dienst ist jener der Büffelhirten. Diese treiben ihre Heerden in morastige Gegenden. Der Büffel vergräbt sich gern in den Sumpf, wobei er nur die Nüstern über'm Wasser hält und damit heftig Luft einschnaubt. Jeder Büffel bekömmt einen, oft fürstlichen Namen, den er behält; trotz seines wilden, düsteren Aussehens liebt er seinen Hirten und gehorcht ihm. Gerufen, rafft er sich aus dem Wasser auf und eilt, die Hörner mit Wasserpflanzen behangen, auf den Hirten zu. Die Büffel dienen nur zum Ziehen. Einige werden für die römischen Metzger geschlachtet, aber ihr Fleisch nur den Juden verkauft. Das Melken der Büffelkühe erfordert eine sonderbare Kriegslist. Der Hirt wirft die frisch abgezogene Haut eines Büffelkalbes über die Schultern. In dieser Vermummung kriecht er unter den Bauch der Kuh, die ihn in ihrer Einfalt für ihr Kalb hält und während des Melkens mit mütterlicher Zärtlichkeit leckt. Auf diese Art müssen alle Kühe am selben Tage gemolken werden; die Milch taugt nur zur Käsebereitung.

Die Porcari treiben die Schweine ins Gestrüpp und in die Kork- und Steineichen-Wälder. Einige Maiereien besitzen Herden von vierhundert Stück, die in den Gebüschen herumirren und Wurzeln und Eicheln fressen. Schwarz, halbwild, mit einem Panzer von Schlamm bedeckt, fliehen sie gleich den Wildschweinen vor jedem, der sich in ihre Steppen wagt. Die Tracht der Sauhirten reicht noch in die allerersten Zeiten; über der Schulter tragen sie ein Ziegenfell und an den Füßen Büffelhäute, welche Sandalen vorstellen sollen.

Das Leben der Rinderhirten hat etwas Poetisches. Immer zu Pferde, in der Hand eine Lanze, so treiben sie ihre majestätischen, langhörnigen Rinder vor sich. Hat er mit ihnen die Weidetrift erreicht, so läßt er sie frei um sich herumweiden. Er selbst postirt sich auf eine Anhöhe, an den Fuß eines Thurmes, neben ein Grab, neben die Trümmer einer Wasserleitung, und blickt von da, zu Pferde und unbeweglich, hinab in die Ebene. Verirrt sich ein Rind, so jagt er ihm die Lanze in der Faust nach und treibt den Flüchtling zurück. Sieht er einen Wolf um die Kälber herumstreifen, sogleich greift er zur Stutzbüchse, die immer am Sattel hängt, und sprengt dem Störer der ländlichen Freuden seiner Rinder nach. Hat er ihn verjagt, so kehrt er ruhig auf seinen Posten zurück. In der ganzen Maierei kleidet sich der Vaccaro am zierlichsten; eine runde Jacke, Sammethosen, am Spitzhut eine Hahnenfeder, eine Blume oder Rose, das ist seine Tracht. Die Hüften umschließt ein Wollengürtel mit blauen, gelben und rothen Querstreifen. Des Morgens und Abends hüllt er sich in einen Mantel. Seine Beine sind durch starke Lederkamaschen geschützt, die überall für Reitstiefel gelten könnten.

Dieselbe Aufsicht, wie über die Rinderherden, führt man über die halbwilden Pferde. Auch sie haben ihre besonderen Hirten.

Am meisten nomadisch ist das Leben der Pergari, der Schafhirten. Sie bleiben nur den Winter über in der Maremme; bei der ersten Hitze ziehen sie ins Gebirge. Auf allen Straßen und Feldern trifft man dann nichts als unendliche Züge blökender Schafe, die oft auf dem Wege werfen. Der Hirt hebt das neugeborne Lamm auf und trägt es in seinen Armen weiter. Gewöhnlich schreitet der Pifferario, den Dudelsack blasend, voran; andere treiben Esel, beladen mit dem gemeinschaftlichen Gepäcke, mit Pfählen und Seilen, um die Herde einzupferchen, und dem Kessel zum Kochen der Polenta. Sobald die Nacht einbricht, schließen die Hirten ihre Herde ein und zünden ein Brombeerstaudenfeuer an. Der Hund der Campagna Romana, ein tückisches mißtrauisches Thier, mit wenigem aber langem fahlem

Haar, wie beim Wolfe, setzt sich ans Feuer und alle Hirten halten brüderlich ihr Nachtmahl.

Man zieht die Schafe nicht zum Schlachten auf, sondern begnügt sich mit der Wolle und dem Verkauf der Lämmer. Diese bilden nicht blos um ihres sehr gesuchten Fleisches willen einen gewinnbringenden Handelsartikel, man macht aus ihren Därmen Instrumentensaiten, und um dem römischen Staate diese wichtige Einnahmsquelle zu wahren, haben die Päbste das Monopol der Fabrikation einigen Familien ertheilt, in welchen sich das Privilegium und das Geheimniß der Verfertigung forterbt.

Man sieht, welch' vielfaches Personal eine Maierei hat. Diese Leute leben, altern und sterben auf dem Raume von wenigen Meilen, ohne ein anderes Dach als den Himmel, ohne einen andern Herd als ihren von Baum zu Baum wandernden Lagerplatz. Denn immer zünden sie ihre Feuer unter einem Baume an, weßhalb man auch hier nur rauchgeschwärzte Stämme und angebranntes Laub findet, was die Trostlosigkeit dieser öden Ebene noch verzweifelter macht. Indeß herrscht in diesem einförmigen Leben doch einige Bewegung. Man muß Alles in der Stadt holen: Brot, Wein, Oel, selbst Gemüse; auch werden jeden Augenblick Botschaften und Befehle in die verschiedenen Gegenden ausgesandt. Die Entfernungen sind lang und jede Botschaft wird zu Pferde gemacht. Darum stehen immer so viele Pferde gesattelt im Stall. Die Ordonnanzen und Estaffetten, die fortwährend hin und her sprengen, verleihen diesen stillen Fluren einen Anschein von Leben.

Wenige Feste, wenige unvorgesehene Ereignisse bringen einige Abwechslung in dieses ewig gleiche Treiben. Die unglücklichen Aussetzlinge in den Maremmen hören nicht einmal Sonntags die Glocken. Um in der Wüste ihre Andacht zu verrichten, hauen sie in irgend einen alten Platanusstamm mit dem Beil eine Nische, und hängen ein Madonnenbild darin auf. Unter ihren seltenen ländlichen Festen ist das bedeutendste im Mai, wenn die jungen Rinder gebändigt werden. Der Capo bezeichnet einen Stier, der aus der Herde gefangen werden soll, die berittenen Vaccari jagen ihn in der Ebene, werfen Schlingen nach ihm, stürzen ihn, wenn er gefangen, zu Boden und drücken ihm mit einem glühenden Eisen das Namenszeichen ihres Herrn auf. Endlich läßt man den Stier los, brüllend, aber gedemüthigt und mit dem Brandmal der Knechtschaft. Von dem Augenblick an kann er in's Joch gespannt werden. Einmal des Jahrs führen auch die Hirten einige Stücke Vieh nach Rom, um sie in der Christnacht vor dem Portikus von Sta. Maria Maggiore weihen zu lassen.

Zu diesem festangestellten Gesinde kommen noch zu gewissen Zeiten Hilfsarbeiter. In solchen Zeiten, z. B. wenn der Schnitt bevorsteht, senden die Mercanti di Tenute in alle umliegenden Gegenden Leute aus, um Arbeiter zu dingen. Diese vereinen sich in Banden unter der Führung eines Caporale, welcher für alle seine Kameraden den Vertrag abschließt, sie an den bestimmten Ort führt und auf dem Wege Ordnung unter ihnen hält. Mehre dieser Banden gehen auch freiwillig nach Rom, um Dienste zu suchen. Man sieht dann auf allen Plätzen und Höfen die Bewohner der Berge von Aquila und des Sabinergebirges, stumm und auf ihre Stöcke gestützt. Sie erwarten nur ein Zeichen vom Caporale, um sich auf den Weg zu machen und Pflug oder Sichel zu ergreifen. Da man zur Saat- und zur Erntezeit viele Arme braucht, so suchen die Mercanti einander die schon gedungenen Leute wegzufischen, wobei diese nur gewinnen, indem durch solche Konkurrenz der Taglohn steigt. Uibrigens liefert jede Gegend ihre besondere Specialität: Aquila Wallgräber, Amatrice Baum- und Heckenpflanzer, die Ciocari von Frosignone sind Schnitter und Mäher, die Luccheser verstehen sich auf Pflege der Oelbäume, die Modeneser sind geschickte Wolfsschlingensteller ꝛc. In den ersten Tagen des Herbstes oder den Hundstagen sieht man ganze Karavanen, Männer und Weiber, in die Campagna di Roma pilgern. Man schätzt die Zahl dieser wandernden Arbeiter auf 30,0 0. Sie führen nichts mit sich, als einige Kleidungsstücke und einige Pfannen, um ihre Küche unter freiem Himmel aufzuschlagen. Sind sie an Ort und Stelle angekommen, so wählen sie sich einen Schlafplatz und breiten ihr Strohlager aus. Andern Morgens, um die Zeit, wo in den Städten und Dörfern das Ave Maria geläutet wird, ruft der Capo seine Leute auf, stellt sie in Reih' und Glied, und die Arbeit beginnt.

Die Ruinen von Spaitla in Tunis.

(Mit einem Stahlstiche.)

An der Nordwestküste von Afrika haben sich fast noch eben so viele Denkmale aus den Zeiten der Römerherrschaft erhalten, wie in den europäischen Gränzländern des Römerreichs, namentlich am Rhein und an der Donau. Sehen wir uns nur flüchtig in den Barbareskenstaaten, dem alten Numidien um, so finden wir großartige Römer- und Karthagertrümmer in Tripolis, Lebidah (Leptis), dem Dörfchen Malga (einst Karthago), Utika, Arzew, Konstantine ꝛc. ꝛc.; elende Dörfer z. B. Tukrah, Tolmiathah, Grenah (Cyrene) stehen mitten unter gewaltigen Prachttrümmern. Einen dieser Orte, dem nur riesige herrliche Ruinen das Zeugniß ehemaliger Größe geben, stellt unser Bild dar: Spaitla im Beylik Tunis, das Sufetula der Römer. Mitten in einer weiten Ebene, die ein unbedeutendes Flüßchen, der Wadi-Spaitla, durchfließt, stößt der Reisende bei jedem Schritte auf Reste alter, herrlicher Bauwerke, zerbrochene Statuen, umgestürzte Säulen, zerfallene Triumph-, Brücken- und Wasserleitungsbögen. Die Stadt zog sich längs den Ufern des Wadi-Spaitla hin, die mit ausgedehnten Bädern und Palästen bebaut, von hübschen Brücken überwölbt waren. Noch sieht man da zwischen eingestürzten Hallen herrliche Mosaikböden, auf welchen sich jetzt in der Mittagshitze nur Eidechsen und Schlangen sonnen. Bedeutende Uiberreste eines römischen Aquadukts zeigen noch in einer lesbaren Inschrift den Namen M. Ae. Aurelius Verus, mehre Triumphbögen erinnern an Cäsar Augustus, Constantius, Maximianus. Auf dem Forum sieht man drei ehrwürdige Tempel, dicht an einander, der mittlere dem Bacchus geweiht. Noch schaut man im Inneren die Spuren von Nischen, Altären u. s. w., aber gewaltige Marmorblöcke versperren den Zugang und hindern an einer sorgfältigen Untersuchung. Besser erhalten ist ein Tempel der Juno, in welchem man noch den Altar sieht, auf dem dieser Göttin Opferthiere geschlachtet und deren Eingeweide um ihren Willen befragt wurden. Man könnte über alle diese Ruinen des alten Sufetula ein kleines Buch schreiben, wenn es nur möglich wäre, sie genau zu erforschen. Vor einigen Jahren wurden diese klassischen Trümmer durch eine rohe Hand entheiligt: ein Muselman, Jussuf Sahab Eltaba, schleppte große Marmorblöcke fort, um damit eine Moschee, die er in Tunis dem Propheten baute, zu schmücken.



RUINEN VON SHATTLA.



E HEILIGE QUELLE DES GANGES.

Spaitla behielt auch nach dem Falle des Römerreiches noch seine Größe. Unter der Herrschaft des dritten Chalifen, Othman, warf sich das griechische Heer, verfolgt von Abdallah und Zobair, nach Spaitla; aber zu schwach, um sich gegen die Übermacht der Moslemin zu vertheidigen, legten sie ihre Waffen nieder und übergaben den Ort den wilden Siegern. Da schlug die letzte Stunde von Spaitla's Größe. Zwanzig tausend Muselmänner drangen in die Stadt und plünderten alle, öffentliche und private Schätze. Man mag den früheren Reichthum der Stadt nach der Sage ermessen, daß jeder Reiter 3000, jeder Fußsoldat 1000 Golddenare als Beuteantheil erhalten. Die Einwohner waren mit einem Schlage zu Bettlern und die Stadt eine Ruine geworden.

In unsern Tagen streifen zwischen diesen Trümmern, in dieser weiten nicht unmalerischen Ebene nur Löwen herum und der räuberische, gesetzlose, ungastliche Stamm der Waled-Omran. Passend hat der Zeichner in den Vordergrund des Bildes einige Jäger dieses Stammes als Staffage um einen eben erlegten Löwen gruppirt. Die Löwenjagd ist eine der Hauptbeschäftigungen der Bewohner dieser Ebene, nicht blos des Vergnügens willen, sondern auch zur Selbstvertheidigung. Schon die Römer nannten dieses Küstenland leonum arida nutrix, die dürre Löwenernährerin, und wenn auch nicht mehr so löwenreich, wie zu jenen Zeiten, wo man Löwen zu Hunderten nach Rom zur Belustigung des Volkes aus Numidien kommen ließ, wird diese Gegend doch jetzt noch nicht wenig von diesen wilden Königen des Thierreichs geplagt. Oft nehmen sie in der Umgebung von Spaitla so überhand, daß der Kaid alle muthigen jungen Männer zusammenruft und ein großes Treibjagen anlagt. Die Jäger passen dann die Stelle ab, wo der Löwe des Mittags in der Tageshitze sein Schläfchen hält, und schießen ihn theils mit Kugeln, theils mit vergifteten Pfeilen.

Die Quelle des Ganges.

(Mit einem Stahlstiche.)

Es ist bekannt, daß die brahmanischen Hindus die Ganga, die Personification des Fruchtbarkeit verbreitenden Gangesstromes, als heilig verehren. Wohl hunderttausend gläubiger Pilger wandern alljährlich zu der Quelle des verehrten Stromes um dort zu baden und sein Wasser in Flaschen als Reliquie mit heimzunehmen.

Bei der berühmten Handels- und Pilgerstadt Herdwar bricht der Ganges aus dem Himalaiagebirge in die Tiefebene des Himalaia heraus; hier also lenkt die Pilgerstraße in jenes ungeheure Gebirge ein. Anfangs ist sie geebnet, je weiter sie aber, großentheils dem Laufe des heiligen Stromes aufwärts folgt, desto beschwerlicher, ja gefährlicher wird sie. Der Ganges entsteht bei dem ersten der 5 heiligen Prayags (d. i. Zusammenfluß zweier Ströme) aus den wilden Bergwässern Beghirathi und Alacananda. Ersterer gilt für den eigentlichen Ganges und seinem wilden Felsthale entlang geht der Zug der Wallfahrter. Unzählige Male überschreitet der Weg den Strom, bald auf hangenden Brücken von Flechtwerk, bald auf Schneeüberwölbungen, die von der Sonne aufgeweicht, sich bei jedem Schritte über der grauenhaften Tiefe zu öffnen drohen. Zahllose Pilger verunglücken auf diesem Wege; viele stürzen sich selbst in religiösem Wahnsinne in den Abgrund, um in den heiligen Wellen ein beseligendes Ende zu finden. Von der erhabenen Schönheit dieser Alpenlandschaften kann keine Beschreibung eine Vorstellung geben. Wo das Flußthal einen Blick nach der Höhe frei gibt, thürmen sich in vier bis fünf Ketten hinter einander die himmelhohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Himalaia auf.

Der äußerste Zielpunkt ist das in wildester Thalkluft 9670 Fuß über dem Meere gelegene Gangotri (d. i. Erscheinung der Ganga) Hier springt der junge Ganges aus einer hohen Fels- und Schneewand, dem berühmten sogenannten Kuhmaule, gegen vierzig Fuß breit und einen tief, in ein etwas weiteres Becken, an dessen Spiegel ein kleiner Tempel sich erhebt, zwölf Fuß hoch, weiß angestrichen, mit einer rohen Steinmauer umgeben, wie unsere Abbildung sie zeigt. Viele natürliche Höhlen und Grotten umher bieten den Pilgern Unterkunft; für die Brahminen sind einige Hofhütten errichtet.

Dem Tempel gegenüber ist im Fluße eine Stelle, wo das Wasser einem Manne bis an die Brust geht. Hier wird auch das Gangeswasser in Flaschen gefüllt, denn es erhält seine Weihe nur, wenn es an dieser Stelle geschöpft, mit dem Siegel der Brahminen und ihrer Aufschrift versehen ist, wofür natürlich gezahlt werden muß. Dies Wasser wird bis nach Ceylon und China versendet.

Die Pilger müssen nach ihrer Ankunft ein langes Gebet anhören, dabei einen Grasbüschel in der Hand halten und diesen dann ins Wasser werfen, dann barfuß in den Tempel treten, wo die Glocke gezogen und das Opfer gebracht wird. Das kalte Bad vollendet die Kasteiung, der sich der Pilger durch die ganze Wildniß bis hieher zu unterziehen hat. Der Tempel ist ganz dunkel, nur drei Götzen stehen darin; draußen beschatten ihn drei Pappeln, einige Lärchen und Silbertannen.

Fraser, der erste Europäer, welcher bis zu dieser Stelle vordrang, sah in einer der erwähnten Hütten ein fürchterliches Schauspiel. In der langen schmalen ganz dunklen Hütte vernahm er ein dunkles Geräusch. Es war ein elender Pilger, der einen Büschel Reisch in Flammen zu setzen suchte. Die auflodernde Flamme beleuchtete einen schon halb erstarrten Menschen, dem die Augen stierten, dessen Gebein nur noch mit Haut bedeckt war; zähneklappernd, mit lang herabhangenden verwirrten Haaren saß er da, furchtbar anzusehen, auf keine Frage gab er Antwort. Er war hieher gekommen, um in Gangotri den Hungertod zu sterben. Viele Fakirs hatten schon ein Gleiches versucht und mehre Tage lang deßwegen um die felsigen Ufer des Stromes gelegen. Die Brahminen aber versicherten, an einem so heiligen Orte könne niemand sterben.

Unter den phantastischen Büßern sieht man die abenteuerlichsten Menschengestalten. Einige Pilger, mehre Monate weit zu Fuß gewandert, liegen verzückt, ausgereckt am Ufer des Flußes; andere stehen bis an den Leib im Wasser, ohne zu sehen, was um sie her vorgeht; wieder andere hocken an den Uferstellen, kneten Kugeln von heiligem Schlamm mit Grasschnüren zusammen und werfen sie als Sühnopfer in den Strom. Andere, anscheinend ganz verrückt, stehen mitten im Wasser und weissagen. Lange Gruppen nackter Fakirs, ganz mit Schmutz und Asche bedeckt, rennen immerfort mit dem eintönigen Geschrei: »Ram, Ram!« um den Tempel herum. Von allen diesen Elenden ziehen die Braminen reichen Gewinn, lassen sich jede Ceremonie vorausbezahlen, ermahnen unausgesetzt zur Entäußerung der irdischen Güter. Auch werden die armen Pilger so verzückt, daß oft ganze Haufen in die unermeßliche Schneewüste des höchsten Gebirges ziehen, um dort vor Kälte und Hunger umzukommen und geradenweges in den Himmel einzugehen.

Der Ganges selbst entspringt etwa drei Meilen oberhalb Gangotri am Gehänge des über 21000 Fuß hohen fünfspitzigen Rudru Himaleh, den man im Hintergrunde unseres Bildes sieht. Kein Auge hat seine Quelle gesehen, denn er sammelt sich unter einem ungeheuren Schneefelde an. Vielleicht hundert Fuß tief hört man seine Quellen zusammenrieseln und immer stärker brausen. Unter den Quellen scheinen einige warm zu seyn, weil oft große, gefährliche Löcher in die Schneedecke sinken.



Miscellen.

Sittenzüge, kurze Geschichten, Anekdoten.

*** (Das Mädchen mit dem Todtenkopf.) Vor länger als Jahresfrist machte es in Berlin großes Aufsehen, daß in dem Hôtel de Rome eine polnische Gräfin mit einem Todtenkopfe wohnen sollte, Besitzerin vieler Millionen, die einen Gatten suchte. Doch bald war es bekannt, daß die ganze Sache nur ein Hirngespinnst müssiger Köpfe sey. Da erscheint vor einigen Wochen das vierte Heft der operativen Chirurgie von Johann Friedrich Dieffenbach (Leipzig, F. A. Brockhaus) und hier, wo wir es doch gewiß am wenigsten gesucht hätten, finden wir Aufschluß über das Märchen von der Gräfin mit dem Todtenkopfe. Der Fall ist zu merkwürdig, als daß er nicht auch dem größern Publikum von hohem Interesse seyn sollte. Unter dem Abschnitt »Nasenbildung« S. 385 u. s. f., erzählt Dieffenbach: »Es sind vier Jahre, als spät Abends mich drei Fremde zu sprechen wünschten, ein Pole, eine Polin und eine Italienerin. Die Polin, tief verschleiert, befand sich im Hintergrunde; die Italienerin führte das Wort und sagte: die Unglückliche dort wünsche mich allein zu sehen. Darauf zogen sich die beiden andern Personen zurück. Mir gegenüber stand nun lautlos die schwarze verschleierte Erscheinung. Sich ängstlich umblickend, schlug sie den Vorhang in die Höhe. Ich habe viel Schreckliches in meinem Leben gesehen, hier aber bebte ich wirklich zurück, denn ein Todtenkopf, wie ich noch keinen auf einem lebenden Rumpf erblickt, stand vor mir, wider Willen grinsend mit skeletirtem Gesicht. Eine dünne rothe Haut bedeckte nur dürftig die Gesichtsknochen, in ihrer Mitte befand sich ein Loch, durch welches man drei Finger einführen konnte, und von hier aus fiel der Blick auf die Zunge und in den Schlund hinein, da Muscheln, Gaumenknochen und Gaumsegel gänzlich zerstört waren, und aus diesem scheußlichen Acheron reckte sie die Zunge heraus, wenn sie sprach. Die unteren Augenlider waren nach außen umgekrämpt und zeigten ihre rothe innere Oberfläche, und vom Oberkieferrande war nur ein kleiner zahnloser Saum vorhanden. In einem Umkreise von drei Zoll um das Loch lagerten sich überall kettenförmige oder dünne, flache, gefrornen Fensterscheiben ähnlich sehende feuerrothe Narben. Von diesem großen Mittelloche aus stieg zwischen den Augenbrauen eine rothe Knochennarbe, sich über die Mitte der Stirn und zum Haarwuchs ausbreitend, in die Höhe. Das ist das Bild einer 18jährigen Jungfrau, des Gliedes einer glücklichen, glänzenden Familie, deren einziges Unglück sie war und welches, ungeachtet der vieljährigen Dauer desselben, noch heute so groß erschien, als damals, wo jene Entstellung in frühester Kindheit durch Skropheln herbeigeführt wurde. Dieser Dame ohne Sprache und ohne Nase stand ich Mitternachts 12 Uhr ganz allein gegenüber; denn statt einer menschlichen Stimme entströmten dem Loche im Gesichte nur zischende, unarticulirte Töne, doch begriff ich, ohne zu verstehen, was sie wollte, sie führte den Finger nach meiner Nase. Bei diesem Anliegen befand ich mich in einiger Verlegenheit, weit mehr aber beschämte mich das Gefühl, der Unglückseligsten auch nicht die kleinste Verbesserung ihres Zustandes verschaffen zu können. Da ich ihr die Unmöglichkeit, ihr zu helfen, durch Pantomimen ausdrückte — sie verstand nur polnisch, ich nicht — folgte eine erschütternde Scene, und als ich dann die Ihrigen zu Hilfe rief, umgab sie sich eiligst mit ihrer schwarzen Umhüllung, denn nur in dieser ließ sie sich vor ihrer eigenen Familie blicken. Ich theilte darauf dem Bruder und der treuen Gouvernante, welche französisch sprachen, die Unmöglichkeit einer Operation mit, empfahl eine Larve und schied in der Mitternachtsstunde aus dieser seltsamen Scene, welche noch jetzt in meinem Gedächtnisse lebt. Am andern Morgen reiste ich nach Wien. Kaum dort angekommen, trat mir die Erscheinung wieder entgegen; sie folgte mir wie ein Gespenst. Ich erlangte hier wenigstens, daß der große Künstler Caradelli ihr ein kunstvolles Gebiß und eine Gaumenplatte machte, wodurch das Essen erleichtert und die Sprache deutlicher wurde. Dann kehrte sie aber in ihr Vaterland zurück, um mich später in Berlin abermals aufzusuchen und von Neuem um eine Nase anzuflehen.« — Auf welche Weise der eben so edle und menschenfreundliche wie in seiner Kunst unerreichte Operateur endlich ihre Bitte gewährte und ihr nicht nur eine Nase schuf, sondern auch die übrigen Entstellungen ihres Antlitzes hob, erregt die höchste Bewunderung jedes Sachverständigen. »Der Erfolg dieser Operation« — so schließt Dieffenbach die Beschreibung derselben — »gab der Unglücklichsten wirklich neues Leben wieder. Sie ging kühn unter die Menschen, besuchte unverschleiert, mit Blumen im Haar, das Theater, und verließ Berlin mit frohem Herzen und dem Bewußtseyn, durch ihre unerschütterliche Standhaftigkeit mir eine Operation abgedrungen zu haben, welche ich Anfangs für unmöglich hielt und durch deren Erfolg ich mich gehoben und belohnt fühlte.«

*** (Abenteuer dreier Matrosen.) Laut eines Schreibens von der polynesischen Insel Lahaina ereignete sich ein schauderhafter Vorfall, der an den Schiffbruch der Medusa erinnert. Drei amerikanische Matrosen hatten in einer von den Eingebornen gemietheten Schaluppe das Schiff Ontario verlassen und nahmen ihre Richtung gen Hawai. Nachdem sie drei Tage und drei Nächte ohne Land zu erreichen fortgerudert, waren sie durch Fasten und Arbeit so erschöpft, daß sie lange nicht mehr zu rudern vermochten. Nach 24 Stunden trieb sie die Fluth gegen die Felsen von Lanai. Von Hunger und Durst entkräftet, konnten sie nicht den Pali oder Spitzfelsen passiren, der sich vor ihnen befand. Hierauf loosten sie, welcher von ihnen sterben und den andern beiden zur Speise dienen sollte. Das Loos fiel auf einen gewissen Van Clief aus New-Jersey. Die Andern tödteten ihn durch Steinwürfe gegen den Kopf, schnitten ihm die Kehle auf, tranken sein Blut und aßen dann ein Stück von seiner rechten Schulter. Nachdem sie durch dieses abscheuliche Mahl wieder zu Kräften gekommen, waren sie im Stande, den Felsen zu erreichen und fanden Eingeborne, die ihnen Speise reichten und sie in Canots nach Lahaina brachten. Die Aussagen der Eingebornen bestätigten die der beiden Flüchtlinge. Die Leiche des Dritten ward gefunden und begraben. Diese wurden wegen des doppelten Verbrechens, Mordes und Diebstahls, vor ein Tribunal gestellt, und in Betreff des ersten Punkts freigesprochen, und hinsichts des zweiten zur Geldstrafe von 80 Dollars als Entschädigung verurtheilt. Da sie nicht zahlen können, müssen sie bei öffentlichen Straßenbauten arbeiten.

*** Der »Schwedentrunk« war ein technisches Verfahren, mittels dessen die schwedischen Soldaten den sächsischen Bauern ihr etwaiges Geld abzumartern pflegten. Zuerst band man dem Schlachtopfer Hände und Füße zusammen, alsdann warf man es auf den Rücken und klemmte ihm durch ein Sperrholz den Mund aus einander, hierauf goß man ihm sachte einige Kannen Seifenwasser und Düngerjauche ein, bis davon der Leib aufschwoll. Dieses schreckliche Verfahren wiederholten sie durch Wiedereinfüllen der aus den Leibern der Unglücklichen mittels Fußtritte wieder ausgepreßten Jauche mehre Male, um dadurch aus den Mißhandelten das Geständniß, ob und wo sie etwa von ihren Habseligkeiten Etwas versteckt hätten, zu erpressen.

*** Eine eigenthümliche Niederlage erlitten kürzlich in Ostindien drei englische Compagnien. Sie fuhren von Allahabad nach Cawnpur auf dem Fluße und hielten, wie das so gebräuchlich ist, ihre Mahlzeiten jeden Tag am Ufer. Am Ufer stehen hohe Bäume, unter denen alle Reisende Feuer anzünden, um ihre Speisen zu bereiten. An den Aesten oder in der Höhlung dieser Bäume haben viele Hornissen, welche dort sehr häufig sind, ihre Nester, in denen sie ruhig bleiben, bis der Rauch hinaufsteigt. Da stürzen sie heraus, fallen über die Störer ihrer Ruhe her und stechen wie toll alle lebende Wesen, die sie finden. Ein Soldat hatte nun unter einem solchen Hornissenbaume auch Feuer angezündet, und es dauerte nicht lange, so kam der ganze Schwarm summend zum Angriffe herbei. Augenblicklich ließen die Soldaten Alles im Stich und stürzten sich in den Ganges. Die Hornissen schwebten über den Köpfen der Krieger und es gewährte einen höchst komischen Anblick, wenn bald der, bald jener mit dem Kopfe unter das Wasser fuhr, um einem Stiche zu entgehen. Die Offiziere waren am Lande geblieben und wickelten sich, um sich zu schützen, in die Decken, auf denen sie zu schlafen gedachten; da aber der Tag sehr heiß war, so war ihre Lage vielleicht noch schlimmer als die ihrer Soldaten im Wasser. Erst das Abenddunkel machte dem Kampfe ein Ende.

Länder- und Völkerkunde.

*** (Die Weihnachtsbrote.) Bei Möttling in Unterkrain werden zu Weihnachten mit besonderer Sorgfalt in jedem Hause 4 Brote gebacken, wovon eines aus Weizen-, die drei andern

aber aus gemischtem oder Kornmehl bereitet werden. Das Weizenbrot wird überdieß mit verschiedenen Verzierungen, als Geflechten, Kränzen, kleinen Vögeln, Blumen (alles aus Teig und von Mädchenhänden geformt) sinnreich ausgeschmückt, und die Hausfrau trägt besonders Sorge, daß solches gut aufgehe, recht schön aussehe und wenigstens eine Spanne hoch sey. Dieses Brot wird in der Landessprache Boshiznik genannt und hat eine zirkelrunde Form von dem breiten Reife eines Siebes, in welchen man es hineinzwängt, bevor es in den Ofen geschoben wird. Die anderen drei Brote werden auf ganz gewöhnliche Art bereitet.

Sobald die Weihnachtsbrote aus dem Backofen genommen werden, trägt sie die Hausfrau in die sogenannte Kammer (sadna hisha) oder in den Keller (hram). Am Weihnachtsabende, wenn sich schon Alles zur Ruhe begeben hat, bringt die Hausmutter die Brote in die Stube und legt sie auf den reinlich abgeriebenen, ganz leeren, massiven Eßtisch dergestalt, daß das weiße in die Mitte der andern drei zu stehen kommt. Am Morgen des heiligen Christtages werden die Weihnachtsbrote unangeschnitten wieder in die Kammer oder in den Keller getragen. Am Vorabende des heiligen Stephans und des Neujahrsfestes wird diese Ceremonie wiederholt. Sobald hingegen am Neujahrsmorgen das ganze Hausgesinde und alle Glieder der Familie von der Morgenandacht aus der Kirche nach Hause gekommen sind, versammeln sich Alle stehenden Fußes um den Tisch, worauf die Brote liegen, wobei nur der Hausvater das Recht hat, obenan zu sitzen. Da der Glaube herrscht, daß diese Brote an den drei heiligen Abenden von der Allgegenwart Gottes gesegnet worden sind, und nach einer frommen Annahme das weiße Brot das neugeborne Christkindlein, die schwarzen Brote aber die drei Weisen aus dem Morgenlande bei dem Volke bedeuten, so werden sie auch mit der größten Ehrfurcht von dem Hausvater behandelt und in drei Theile getheilt. Ein Theil davon, und zwar der größte, wird unter die Hausleute, der andere unter das Hausvieh vertheilt, der dritte hingegen für Verwandte, Freunde, Bekannte und Nachbarn aufbewahrt, welche zu dieser Zeit einander besuchen und sich wechselweise mit den Weihnachtsbroten zu betheilen pflegen. Diese Beehrung mit den gesegneten Broten ist immer ein Beweis von Liebe und Achtung, die man gegen einander hegt, und es ist ein untrügliches Zeichen, daß zwischen Familien, welche das Weihnachtsbrot unter einander theilen, kein Haß, sondern die innigste Freundschaft bestehe. Der Weihnachtsabend ist dem Volke gleichsam ein Bote des Friedens und ein Zeuge der Versöhnung; auch die Thiere, mit Ausnahme des unreinen Schweines, sollen Theil daran haben; denn sie waren ja einst Zeugen von der beglückenden Geburt des Weltheilandes, daher betheilen die Unterkrainer in frommer Erinnerung an diese heilige Zeit auch diese mit dem Weihnachtsbrote. (Carniolia.)

⁂ (Die Menschentiger in Indien.) Gewisse abergläubische Meinungen scheinen ziemlich allgemein unter allen Völkern zu seyn; der deutsche Währwolf und der slawische Wilkodlak haben ihre Verwandte in dem Menschentiger in Indien, nur daß letzterer nicht gespenstischer Natur ist, sondern am hellen Tage sein Wesen treibt. Der britische Offizier Sleeman erzählt von einem Aberglauben, daß ein Tiger, der einen Menschen verzehrt hat, von dem Geist desselben geleitet werde, auch noch andere Menschen zu verzehren, denn der Geist des Getödteten werde auf einmal von einer bösen Neigung erfaßt, andern dasselbe zu thun, was ihm geschehen. Dieser Glaube ist, wenn gleich thöricht, doch verständlich, denn ein Tiger, der einmal Menschenfleisch gekostet hat, sucht es immer wieder auf. Anders aber ist es mit dem durch ganz Indien verbreiteten Glauben, daß Menschen durch das Essen einer Wurzel zu Tigern würden. Zu Sagor hörte Hr. Sleeman von einem ganz ernsthaften, verständigen Manne Folgendes erzählen. »Ich bin überzeugt«, sagte dieser, »daß die Tiger, welche jetzt den Wald zwischen Sagor und Diori unsicher machen, nichts anders sind, als Tiger gewordene Menschen — eine Verwandlung, die in den Wäldern Centralindiens weit häufiger vorkommt, als die Leute gewöhnlich glauben. Der einzige sichtbare Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß der umgewandelte Tiger keinen Schweif, der Bora oder gewöhnliche Tiger aber einen sehr langen hat. In dem Wald um Diori gibt es eine Wurzel, die den Menschen, der sie ißt, augenblicklich in einen Tiger umwandelt, und wenn er in diesem Zustande eine zweite Wurzel essen kann, so wird er wieder ein Mensch; ein trauriges Beispiel hievon kam, als ich noch ein Kind war, in meines eigenen Vaters Familie vor. Sein Wäscher war, wie alle Wäscher, ein Trunkenbold, und hatte eines Tages den heftigen Wunsch zu wissen, was denn wohl ein Mensch als Tiger denke; er ging in den Wald, holte zwei von den Wurzeln und sagte zu seiner Frau, sie solle sich neben ihn stellen und im Augenblick, wo sie sehe, daß er ein Tiger werde, ihm selbst die zweite Wurzel ins Maul stopfen. Sie willigte ein, der Wäscher aß seine Wurzel, wurde sogleich ein Tiger, aber die Frau erschrak so sehr, daß sie mit dem Gegengift in der Hand davon lief. Der arme alte Wäscher ging nun in den Wald und verzehrte eine gute Anzahl seiner alten Freunde aus den benachbarten Dörfern; endlich aber wurde er erlegt, und man erkannte ihn an dem Umstand, daß er keinen Schweif hatte. Sie können ganz sicher seyn,« schloß der Erzähler, »wenn sie von einem Tiger ohne Schweif hören, so ist es irgend ein Unglücklicher, der diese Wurzel gegessen hat, und von allen Tigern sind dieß die schlimmsten.« Sleeman setzt hinzu, er wisse nicht, wie sein Erzähler sich selbst von der Wahrheit dieser Geschichte überzeugt habe, aber dieser glaubte steif und fest daran, und seine so wie Sleemans Diener nicht minder.

⁂ (Unglaublich reiches Goldsandlager in Sibirien.) An dem Bache Udecei, der in die Kamenka und durch diese in die Tunguska oder untere Angara fällt, hat man ein Goldsandlager gefunden, wo auf einer Strecke von 70 Quadratwerst im vorigen Jahre 350 Pud (1050 W. Pfund) Gold ausgewaschen wurden, und zwar in den fünf Arbeitsmonaten vom Mai bis September. Freilich sind dabei 10,500 Menschen beschäftigt, für welche blos das Herbeischaffen der Lebensmittel ungeheure Summen kostet; ehe man zu dieser reichen Ernte gelangte, wurden über 5 Millionen Rubel Assign. ausgegeben. Das Goldsandlager gehört einer Fürstin Gortschakoff.

⁂ (Ein wohlfeiles Land.) Im Jahre 1657 kauften holländische Ansiedler die kleine hübsche Insel Staten-Island von 18 engl. Meilen Länge und 7 Breite für zehn Hemden, dreißig Paar Strümpfe, zehn Flinten, dreißig Bleibarren zu Flintenkugeln, dreißig Pfund Pulver, zwölf Jacken, dreißig Kessel, dreißig Aexte, zwanzig Hauen und ein Kistchen mit Messern und Ahlen von den Indianern, die sich dadurch hinreichend entschädigt hielten. Aber die leichte Fischerei, der Ueberfluß an Austern, die schöne Lage und die alten Erinnerungen hatten Staten-Island den Eingebornen werth und theuer gemacht; sie verblieben in den Umgebungen bis 1670, und als man sie zur Auswanderung von da aufforderte, stellten sie eine neue Forderung auf vierhundert Wampumfelle und eine große Zahl Flinten und Beile, die man ihnen auch nicht versagte, um sie zur endlichen Schlußunterzeichnung des Vertrags zu bewegen.

⁂ Ein Mittel der Chinesen, Eier einzusalzen und aufzubewahren, scheint empfehlenswerth zu seyn. Man nimmt auf 20 Eier 1¼ Litres durchgesiebte Asche, ¼ L. ungelöschten Kalk, 62 Grammen Kochsalz, 125 Grammen Pottasche, stößt dies Alles zu Pulver, mischt es gut durcheinander, und macht daraus mittels eines starken Aufgusses von gutem Thee einen ziemlich festen Teig, mit dem man die Eier 3—4 Millimètres dick überzieht. Diesen Ueberzug läßt man 1—2 Stunden an der Luft oder besser an der Sonne trocknen, stellt dann die Eier in einem wohl verschlossenen Gefäß an einen hinreichend warmen Ort, bis nach 20 Tagen der Ueberzug gehörig trocken ist. Die Eier können hierauf ohne eine fernere Zubereitung oder Würze genossen werden; das Innere ist gänzlich verändert: das Weiße bleibt durchsichtig und erhält eine gallertartige Beschaffenheit, der Dotter wird dunkelgrün. Man darf jedoch nicht zu viel Kalk und Pottasche nehmen, weil sonst die Eier einen scharfen Geschmack bekämen, während sie bei gehöriger Zubereitung wie Schinken schmecken und den Vortheil haben, daß sie sich ohne zu verderben lange aufbewahren lassen.

⁂ (Nordwestliche Durchfahrt.) Die englische Regierung soll von Neuem mit dem Plane beschäftigt seyn, nochmals eine Expedition nach den Nordpolargegenden auszusenden, damit dieselbe wo möglich die oder eine nordwestliche Durchfahrt zwischen dem atlantischen Oceane und Stillen Meere auffinde. Die königliche Gesellschaft hat sich sehr günstig für ein solches Unternehmen ausgesprochen, das, abgesehen von dem Hauptzwecke, für die Geographie und den Erdmagnetismus von größter Wichtigkeit werden könnte. — Die beiden Schiffe »Erebus« und »Terror,« mit denen Kapitän Roß vom Südpole zurückgekommen ist, sollen nun nach dem Nordpole steuern.

*** (Nachgrabungen in Ninive.) Die Nachgrabungen des französischen Konsuls Botta unter den Ruinen von Ninive, wo 160 Arbeiter täglich beschäftigt sind, den Schutt wegzuräumen, haben endlich zur Entdeckung eines kostbaren Palastes geführt. Dieses Gebäude, ein gewaltiges Viereck mit vier Eingängen, das seiner Form nach an den Louvre in Paris erinnern soll, scheint, eine Zeitlang wenigstens, der Aufenthaltsort der mächtigen Kaiser Assyriens gewesen zu seyn. Man bemerkt mit Erstaunen, daß unter dem steinernen Fußboden der Säle sich Höhlen mit einer großen Menge kleiner Götzenbilder, Hausgötter und Figürchen von Email und Thon befinden, welche die ersten Bewohner des Ortes da versteckt zu haben scheinen, um sie vor irgend einer Profanation zu bewahren. Außerdem haben die Alabasterplatten, die an den Wänden des Palastes eingelegt sind, auf beiden Seiten Verzierungen und religiöse Zeichen, mit dem charakteristischen Unterschiede, daß sich auf der Außenseite Skulpturen befinden, während die innere Seite, die man nur sehen kann, wenn man die Platten von der Wand abnimmt, mit keilförmigen Inschriften, aber nicht mit Darstellungen von Menschen und Thieren bedeckt sind. Sollte man daraus schließen können, daß zwei Religionen nach einander in dem assyrischen Louvre geherrscht haben und daß die letzte selbst die heiligen Steine der erstern umkehrte, um sie für sich selbst benutzen zu können? Kann man glauben, daß das erste dieser Religionssysteme der strenge babylonische Glaube war, der, wie der jüdische Glaube, die Götzenbilder und Skulpturen verabscheute, endlich aber vor dem medischen Systeme weichen mußte, das reich war an sinnlichen Gestalten und steinernen Götzenbildern? Leider weigert sich die Pforte hartnäckig, den französischen Agenten die Erlaubniß zu geben, jene schönen Ruinen nach Paris bringen zu lassen.

Naturgeschichtliches.

*** (Mannigfache Benützung des Bambus.) Kein Gewächs unseres gemäßigten Klimas eignet sich zu so verschiedenartiger Benützung als in den Tropenländern das Bambusrohr. Der Bambus wird von den Chinesen wie von den Hindus zur Speise, zu Hausgeräthen und Pfählen verwendet, die leicht sind und mehr Widerstand leisten als solche von schwerem Holze. Sehr häufig dienten bei Entdeckungsreisen starke Bambusblöcke zu kleinen Tonnen, die der Schiffsmannschaft das Wasser reiner erhalten als wenn es lang in andern Gefäßen aufbewahrt wird, in denen es der Fäulniß unterworfen ist. Auf den großen Inseln Asiens und an der Westküste Südamerikas liefert das Bambusrohr das einzige Baumaterial zu Häusern von schönem Ansehen und langer Dauer, die Verzierungen zulassen und völlige Sicherheit gewähren, während steinerne Gebäude bei Erdbeben einstürzen und die Bewohner begraben. Andre Bambus-Arten lassen sich zu trefflichen Befestigungswerken verwenden, indem sie dem Feinde ihre furchtbaren Stacheln entgegensetzen, oder dienen als Wurfgeschosse, deren Spitze so scharf ist als wäre sie von Eisen. Man kann dieses harte Holz in Fasern auflösen, und diese, wie Weiden zu den feinsten Korbgeflechten verwenden. Ja selbst Papier bereitet man daraus.

Die größte Art, der Sammat-Bambus, erreicht oft die Höhe von 100 Fuß und an der Basis die Dicke von 19 Fuß. Aus seinem festen röhrigen Stamme werden Eimer und andere Gefäße, kleine Koffer u. s. w., ja aus den stärksten Stämmen sogar Boote verfertigt. Der Terin- oder Telut-Bambus ist einer der bekanntesten, da er im warmen Asien sowohl auf dem Festland als den Inseln vielfältig verwendet wird. Er liefert auch ziemlich geräumige Gefäße. Hat man die Stämme gefällt, so läßt man sie trocknen und macht Beetter daraus. Große Stämme dienen zu Balken, kleinere zu Sparren. Kein Baumaterial vereinigt in solchem Grade Stärke und Leichtigkeit. Die jungen Triebe, die nahrhaft sind und die nicht nur die Eingebornen, sondern auch Europäer schmackhaft finden, werden wie Spargel, oder in Essig eingemacht, oder zu Fleischspeisen ꝛc. genossen. Der Ampel, kleiner als der Telin, und ebenso schätzbar für Haushaltung, Industrie und Feldbau im südlichen Asien, dient zu Hebebäumen und Leitern. Letzterer bedient sich der Indier beim Sammeln des Palmweins, um von der Höhe einer Palme auf die nächste zu gelangen. Ein langer Stamm trägt ihn und ein anderer dient als Geländer.

Der Tcho liefert den Chinesen ein sehr festes Papier, aus dem sie Parasols machen und auf dem ihre Maler häufig ihre Werke niederlegen.

Der stachelige Teba wird zu Vertheidigungswerken und Verschanzungen verwendet, deren Laufgraben mit den furchtbaren Stacheln des Tallam besteckt sind, die durch die Sohle des Infanteristen und den Fuß des Pferdes dringen. Der Bisha liefert den indischen Schriftstellern Schreibfedern. Die Bambusarten von mittlerer Höhe enthalten in ihren jungen Sprossen einen zuckersüßen Stoff, deßhalb diese von grasfressenden Thieren sehr gesucht und selbst vom Menschen als Speise nicht verschmäht werden. Überdieß dient der Bambus den Chinesen noch zu manchem Gebrauch; sie verfertigen daraus Matten zum Schlafen und zum Trocknen des Getreides, Körbe zur Aufbewahrung der Feldfrüchte, Flösse zum Transport von Waaren, Nachtstühle, Sesseln, Möbel, ꝛc.

*** (Eine neue Ansicht über die Entstehung der Pest.) Ein französischer Arzt, Hamont, der lange in Aegypten gelebt hat, theilte kürzlich seine Ansicht über die Ursachen der endemischen Existenz der Pest in Aegypten mit. Seiner Meinung nach nährt der Mensch, der entartete Aegypter, jene Geißel durch seine Sitten, seine Lebensweise und seine Armuth. Um dies darzuthun, schildert Hamont das Leben eines Fellah oder ägyptischen Bauern. Seine Hütte wird aus Erde aufgebaut, die mit stinkendem, stehendem Wasser zusammengeknetet ist. Männer, Weiber und Kinder wohnen darin und schlafen auf einer schlechten Matte, die sie vor der Feuchtigkeit des Fußbodens nicht schützt. Um diese Hütte her bemerkt man Haufen von Unrath, Wasserpfützen, faulende thierische Körper ꝛc. Der Nil läßt, wenn er in sein Bett zurückkehrt, in den Gräben, die man dazu gegraben hat, Wasser zurück, das bald ungesund wird. Gleichwohl ist es die Quelle, aus welcher der Fellah seinen Durst löscht. Fast immer gibt ihm diese Art von Cisterne zugleich sein Getränk und das Mittel die Abwaschungen zu verrichten, zu denen ihn sein Glaube nöthiget. Er erhöhet also selbst die Mittel, welche das Wasser ungesund machen. Ruht der Fellah von seiner Arbeit aus, so scheint er vorzugsweise den Ort zu wählen, an welchem er der Einwirkung fauliger Ausdünstungen am meisten ausgesetzt ist; er legt sich nämlich mit den Seinigen auf die Schmutzhaufen bei seiner Hütte und unter die thierischen Überreste, um die sich neben ihm seine Hunde streiten. Wenn wenigstens sein Körper durch eine passende Kleidung von der direkten Einwirkung der Luft geschützt wäre, würde er nicht durch alle Poren die gefährlichen Miasmen der Atmosphäre in sich ziehen; da er aber nur eine weite leinene Tunika und einen weiten braunen wollenen Mantel trägt, so wirkt kein Theil seines Körpers den Einflüssen entgegen, vor denen er sich schützen sollte. Auch seine gewöhnliche Nahrung ist nicht minder ungesund. Es ist ihm verboten, das Getreide zu denutzen, da dies eine Luxusnahrung für den Reichen ist. Fleisch dürfen die Armen dagegen genießen, aber das, welches ihnen geliefert wird, rührt selten von gesunden Thieren her. Das Brot, das sie bereiten, besteht aus Maismehl und wenn ihnen dies fehlt, was häufig vorkömmt, machen sie Kuchen, indem sie den Samen der Baumwolle, Dattelkerne ꝛc. zu grobem Pulver stoßen. Betrachtet man alle diese Einflüsse, die gleichzeitig auf die Bevölkerung wirken, so wird man sich nicht wundern, daß daraus eine Krankheit hervorgeht, die dem Lande treu bleibt wie der Bewohner seinen Sitten und Gebräuchen. Wenn der Aegypter sich ändern könnte, würde auch die Pest sich modifiziren und endlich ganz verschwinden.

*** Die Chinesen richten die Fischotter und den Kormoran (Seeraben) zum Fischfang ab. Die Fischotter wird mittels einer Kette und eines Halsbandes angebunden; sobald sie einen Fisch unter'm Wasser erblickt, taucht sie unter, um ihn zu fangen und bringt ihn ihrem Herren. Die Kette dient nur dazu, damit sich das Thier im Eifer nicht zu weit von seinem Herrn entferne, dem es auch ohne dieselbe willig gehorcht. Eine so abgerichtete Fischotter wird um 500 Franken, ein Kormoran um 20—25 Franken verkauft.

*** (Nesselleinwand.) Die Chinesen verfertigen aus den Fasern der schneeweißen Nessel (Urtica nivea) eine treffliche und dauerhafte Leinwand, die den Vorzug hat, daß sie, wenn auch sehr benützt, keinen wollichten Überzug an den Kleidern läßt wie die gewöhnliche von Lein oder Hanf. Diese Nessel wird in ganz China gebaut und erfordert keine Sorgfalt. Ist sie gehörig entwickelt, schneidet man sie ab und zieht den fasrigen Theil heraus ohne sie zu rösten.

Der Feuerdrache.

Bilder aus dem Leben der Ukrajner. Nach dem Russischen.

(Schluß.)

Andern Tages erwachte Marussja aus einem Traume und weinte bitterlich. Ein böser Traum hatte sie gequält, es war ihr bange und ängstlich zu Muthe, als hielte eine Schlange ihr Herz umwunden. Es war gerade ein hoher Festtag. Čajka's ganze Familie begab sich in die Kirche, nur Marussja nicht; sie kann weder beten, noch sich mit Jemanden berathen, sie weiß selbst nicht, was mit ihr geschieht. Wie traurig gestimmt war sie! welcher Kummer senkte sich auf sie! Sie flüchtete sich vor ihrem Gram in den Garten.

Auch dort ist's düster und kühl; niemand denkt die Zeit, wann diese alten Birn- und Aepfelbäume gesetzt wurden, die dort ihr dichtes undurchsichtiges Geäste ausbreiteten; ihre Stämme waren innen vermodert und verkrümmt, daß sie jeden Augenblick zusammenstürzen konnten. Aber die ältesten Bäume im ganzen Garten sind zwei Linden am Saume des Gartens, da wo sich dieser zum Wasser hinabsenkte. Selbst am hellsten Tage herrschte unter diesen Linden immer solche Dämmerung und Kühle, wie in einem steinernen Keller.

Unter diese Linden begab sich Marussja, als wollte sie da die Gluth ihres Herzens abkühlen und in der Dunkelheit sich vor sich selbst verbergen. Plötzlich versperrte ihr etwas den Weg. Sie blickt hin . . . vor ihr steht ein ungeheures Faß mit offenem Deckel und in dem Faß Alles voll Gold. Das Sonnenlicht fiel durch das dunkle Laubgrün auf die glitzernden Dukaten und verbreitete zurückprallend ringsherum einen wunderbaren Glanz, und wie glühende Kohlen unter der Asche braunte das vom Lichtschein berührte Gold.

Erstaunt trat Marussja zurück und hielt das Ganze anfangs für eine bloße Täuschung der Augen. Als sie sich aber besonnen und überzeugt hatte, es sey kein Traum, sondern Wirklichkeit, erwachte in ihrer Seele ein unabweisbares Verlangen, sich des Schatzes zu bemächtigen. Sie vergaß sich zu bekreuzen und trat zu dem Fasse; da vernahm sie eine Stimme: »Nicht der ganze Schatz gehört Dir, nimm nur dreimal so viel, als Du mit den Händen fassen kannst.« Die Stimme glich sehr dem Laut der Bandure an jenem Spinnabend; doch drang er diesmal nicht durch Marussja's Herz; ruhig hörte sie ihn an und raffte gierig dreimal des glänzenden Metalls in ihren Schoß. Rasch lief sie dann in ihre Kammer, verbarg dort das Geld und kehrte wieder zurück. Das Faß stand noch wie vorhin da. Ein unabweisliches Gelüste trieb sie, noch von den Dukaten zu nehmen, nur die vorhin gehörte Stimme schreckte sie ab. Neugierig besah sie das Faß von allen Seiten. Es war mit Eisenreifen beschlagen und mit allerlei Blümchen bemalt, wie es in der Ukrajna Sitte. »Ich nehme noch, was kann mir geschehen?« dachte sie — aber kaum hatte sie die Hand ausgestreckt, so schlug der Deckel so hastig zu, daß sie nur mit Noth zurücksprang und ein Ende des Gürtels hängen blieb. Ein Glück noch, daß er nur schwach umwunden war. Das Faß begann sich auf einem Punkte zu drehen und versank mit ihrem Gürtel unter schrecklichem Getöse in die Erde.

Marussja erschrak, aber bald war ihr Schrecken vorbei. Rasch raffte sie sich auf und lief in die Kammer, sich zu überzeugen, ob nicht mit dem Fasse auch ihre Dukaten verschwunden seyen. Alle glänzten noch mit Zauberglanz in ihrem rothen Seidentuch. Sie hob sie auf und dachte nicht weiter an die schauerlichen Zeichen und bösen Träume, sondern war fröhlich und munter, als hätte sie die feste Basis zu ihrem künftigen Glücke erstiegen. Aber als die Hausleute aus der Kirche heimkehrten, bangte ihr vor der Begegnung mit dem Großvater, sie fürchtete seinen Blick wie Gottes Gericht, aber ihm zu entgehen war unmöglich.

Der Greis trat in die Hütte, verbeugte sich vor den Heiligenbildern und blickte die Enkelin an, der schon der Muth zu sinken begann. Und wie er sie anblickte, schüttelte er das Haupt und schwang die Arme. Er sprach kein Wort, weder zur Enkelin noch zu deren Mutter, setzte sich auch nicht an den Tisch, sondern ging in den Garten unter die düstren Linden. Und so oft sie auch um ihn schickten, er solle zum Mittagessen kommen, immer antwortete er: »Ich mag nicht,« und lag fort auf dem Grase bis zum Abend. Den ganzen Tag war's traurig in Čajka's Hause, noch trauriger aber Nachts, als er bei Mondschein im dunklen Garten herumgehend halblaut allerlei Gebete hersagte. Seine Stimme war weithin in's Feld hörbar, und wer gerade über die Gasse oder hinter der Hecke am Teiche ging, nahm unwillkürlich die Mütze ab, bekreuzte sich und kam tiefsinnig nach Hause; nicht umsonst sagte der alte Seher die Gebete her! Und jede Nacht, sobald nur der Mond am Himmel aufging, tönte aus dem dunklen Garten die traurige Stimme des Greises, und in der ganzen Umgegend ward es so still, daß weder wo auf der Gasse ein Abendlied erklang, noch auch ein Heimchen im Grase zirpte, ja kein Fischlein im Teich plätscherte. Die Natur selbst beugte sich vor der Stimme des Sehers.

Am fünften Tag nach dem Feste endlich kam Trauer über ganz Woronež. Der alte Čajka sank auf's Lager und ließ den Popen rufen. Zwei Weiber jammerten neben ihm, Marussja und deren Mutter, er aber vernahm ihre Klagen nicht. Ruhig blickte er vor sich hin, auf seinem Antlitz sah man kein Zeichen des Schmerzes. Alle sprachen, Čajka werde nicht sterben.

Der Pope kam. Čajka beichtete und nahm das Mahl des Herrn. Darauf nahm er Abschied von dem Priester und allen Verwandten und Bekannten, und bat, man möchte ihn mit Marussja allein lassen. Lange standen die Angehörigen vor der Thüre; sie hörten die leise Stimme des alten Čajka, was er aber sprach, konnte niemand vernehmen. Endlich hörten sie seine Worte: »Ihr könnt eintreten!« als sie aber eintraten, fanden sie ihn schon todt. Zu seinen Häupten stand Marussja, bleich wie Wachs, die Hände an der Brust. Regungslos blickte sie auf die ruhigen Wangen des Todten, keine Thräne in ihren Augen, nicht das geringste Leid im Antlitz; kalt stand sie da wie der Todesengel. Erst als sich von allen Seiten Jammer und Weinen erhob, kam sie zu sich und begann zu weinen, und kniete nieder und drückte Küsse auf die todten Hände ihres Großvaters.

Die Sonne erglänzte unter den Wolken und in dem Augenblicke erschollen die Trauerklänge aller Glocken

der Gegend. Es war ein feierlicher Moment für Woronež, der Moment des Scheidens einer Seherseele in jene Welt.

In der neuen Stube, die mit den Fenstern in den Weichselgarten hinausgeht, liegt Iwan. Schon drei Tage steht er nicht von seinem Lager auf und nimmt fast gar keine Nahrung. Die hellen Augen waren eingefallen, die Rosenwangen erbleicht. Was hat den kerngesunden Jüngling so niedergeworfen? welches Leid, welche Krankheit hat ihn welkgemacht wie eine zarte Pflanze? Niemand wußte es. Den Grund seines Leidens kennt nur das flüchtige Lüftchen, das seine Seufzer durch's Fenster hinausträgt, und der helle Mond unter'm Himmelsdome, der in stiller feierlicher Nacht zu ihm in's einsame Kämmerchen blickt. Mit jedem Tage ward Alles was ihn umgab trauriger. Das Muhen der Rinder, der Menschen Geplauder, die rührenden Liedermelodien, die irgendwoher aus dem Garten zu ihm drangen, das Gezwitscher der Vögel — Alles klang ihm so seltsam und düster, als befände er sich bereits in einer andern Welt, und als klängen diese Töne aus einem früheren Leben zu ihm. Manchmal besuchten ihn der sorgenvolle Vater und die trostlose Mutter, um sein trauriges Loos zu beweinen; er aber sah und hörte sie nicht. Das Leid preßt ihm das Herz, der Leib erschlafft, das Gedächtniß verwirrt sich; aber die Seele ist frisch im kranken Körper und fleht um's Leben, ungern möchte sie die kränkelnde Hülle verlassen.

Die Nacht ist finster, der Mond noch nicht aufgegangen. Wie Funken sprühen am Himmel die Sterne, erleuchten jedoch den dichten Garten nicht. Im Laube säuselt das Lüftchen, aber plötzlich rauscht etwas lauter, und nach einer Weile blickt ein Antlitz in's Fenster, holder als der Mond, und zwei schwarze Augen erglänzen, heller als Sterne. Iwan streckte matt die schwache Rechte gen's Fenster hin.

»Bist Du wohler, Iwan?« fragte Marussja und faßte seine Hand.

»Morgen wird mir wohler seyn,« erwiederte kaum hörbar Iwan, »komme morgen um diese Zeit wieder, und Du wirst nicht mehr zu fragen brauchen, ob ich mich wohler fühle.«

»Martre mich nicht mit solchen Reden. Bin ich Schuld an Deiner Krankheit? Ich liebe Dich wie meine Seele, was gäbe ich drum, wenn Du genäsest!«

»Dich selbst aber liebst Du noch weit mehr,« erwiederte Iwan. »Ich gäbe zehnmal meine Seele für Dein Glück!«

»Gott, mein Gott!« rief Marussja, seine Hand mit Thränen befeuchtend, »was soll ich thun? wozu mich entscheiden?«

»Du hast schon entschieden! Gehe in's Kloster, Deiner Seele wird doch kein Heil! Du wirst auf meinem Grabe beten, und nicht wissen warum, und nicht daran denken, daß ich um Deinetwillen in der Erde liege. Aber weder Tag noch Nacht lasse ich Dich ruhen; nicht die schwere Erde, nicht der enge Sarg werden mich zurückhalten; ich komme zu Dir aus jener Welt und durch kein Gebet wirst Du Dich von mir losbitten. Tödte mich nicht Marussja, laß mich noch leben in dieser Welt!«

»Gott, mein Gott, was soll ich thun?« wehklagte Marussja und schwankte in ängstlicher Unentschlossenheit. Schauerlich klangen ihr noch im Gedächtnisse die Worte ihres sterbenden Großvaters, viel schmerzlicher noch war ihr aber das Stöhnen des sterbenden Freundes. Fast schon am Grabe stehend, streckte er seine Hände zu ihr aus und bat um sein Leben, und sie sollte das so liebeglühende Herz tödten?

»Marussja,« sprach er, »vernichtest Du mich auch, Deine Seele rettest Du nicht dadurch! Laß mir das Leben . . . Gott im Himmel ist barmherzig!«

Die Liebe siegte über das Seelenopfer, das Marussja bringen wollte. »Es sey,« sprach sie, rasch das Haupt emporhebend, »geschehe nun was da wolle! Ich bin Dein auf ewig!«

Frisches Lebensfeuer durchfloß das kranke Herz des Jünglings, alle Kraft, die in seinem Körper noch weilte, concentrirte sich ihm in der Brust, rasch raffte er sich auf dem Lager empor und umarmte Marussja's Nacken, als fürchtete er, die freudige Glücksverkünderin könnte ihm entfliehen wie ein Traum. Lang währte ihr Kuß, so lang, daß Iwan darob den Odem verlor und in Ohnmacht auf das Kissen zurücksank.

Von nun an fühlte Iwan täglich neue Kraft in sich und erstarkte zur Freude seiner Eltern und Freunde; aber niemand wußte, welche Zauberin ihn allnächtlich besuchte und mit glühenden Lippen ihm neues Leben eingoß. Bald war an diesem Ende von Woronež alles wieder so fröhlich wie sonst, Lieder erschollen, Spinnabende wurden gefeiert, Musik ertönte, und mehr als ein Paar Hufeisen sprang ab in der Hitze des Tanzes.

Einige Wochen — und Iwan und Marussja hielten Hochzeit; Alles strömte herbei, sie zu sehen. War das eine festliche Hochzeit! ganz nach altem Brauch! und noch heute erzählt man sich in Woronež, wie die Bojaren und Starosten, alle zu Pferde, in theuren alterthümlichen Županen den Bräutigam in der Schwieger Hof begleiteten, wie ihm die Schwieger auf einem Schüreisen in den Vorhof entgegenkam, den Pelz verkehrt angezogen und einen Silberbecher in der Hand; wie der Bräutigam sich zu trinken weigerte und den Becher auf die Mähne seines Pferdes ausschüttete, wie der Wagen, auf dem die Neuvermählten in die Kirche fuhren, prächtig ausstaffirt, wie die sechs Rinder, die ihn zogen, mit Bändern und Blumen behängt und besteckt waren, und wie tapfer auf der Hochzeit gezecht und gejauchzt wurde, und wie eine ganze Woche lang die Hochzeitsgäste auf den Höfen der Starosten und Verwandten herumfuhren.

Iwan und Marussja leben mitsammen. An nichts haben sie Mangel; zu Hause und auf dem Felde gedeiht Alles vortrefflich. Die Verwandten lieben, die Nachbarn achten sie. Nach einem Jahre schenkte ihnen Gott auch einen Sohn. Was hätte ihnen noch zum vollen Glücke gefehlt? Und doch! Nicht ohne Grund hatte Marussja in's Kloster gehen wollen! nicht ohne Grund hatte ihr der alte Čajka vor seinem Tode noch etwas geweissagt! Oft wurde es Iwan bange um's Herz. Seit einiger Zeit merkte er, daß nicht Alles bei ihnen im Hofe war, wie's seyn sollte. Eines Abends erhob sich ein starker Wind in dem finstern Gäßchen und zugleich erdröhnte

ein zauberhafter nie gehörter Ton. Alle wurden traurig und Marussja war, wie wenn sie in's Wasser gestürzt wäre; sie wußte nicht, was sie fassen sollte, die Hände zitterten ihr. Sie wurde blaß und roth, blickte erschrocken rings im Kreise herum und zugleich spielte ein schauerliches Lächeln auf ihrem Munde. Iwan sah's, schüttelte den Kopf und eine schwere Ahnung senkte sich auf seine Seele.

Dazu kam noch ein andres Wunder, das noch niemand gesehen, so lang die Welt steht. Seit einem Monat wurde Marussja immer schöner, so schön, daß sie ganz verändert ward. Aber Iwan freute sich nicht darob, sondern erschrak nicht wenig über diese Veränderung. Wozu noch größere Schönheit? War seine Marussja nicht schon lieblich und roth wie ein Blümchen? kam ihr in ganz Woronež an Schönheit ein zweites Weib gleich? Und nun kann er sich nicht sattsehen an diesen lieblichen Wangen, die in so wunderbarer staunenerregender Schönheit strahlen; er kann sich nicht sattblicken in diese ungewöhnlich scharfen Augen, die mit einem fremdartigen Glanze leuchten und tief in's Herz hineinbrennen. Iwan ward dabei immer schwermüthiger und trauriger, er wußte nicht, wie sich zu erheitern. Auch seine Familie sah nichts Gutes in diesem Wunder. Marussja aber merkte nichts, sie ward seltsam in all' ihrem Thun und Reden. Bisweilen heftete sie den Blick auf einen Punkt, als sähe sie etwas Außerordentliches; andere Male wieder führte sie Reden, die Keiner verstand. Wurde sie nach der Bedeutung dieses Wesens gefragt, so wußte sie nicht was man fragte, und antwortete oft mit bitteren Thränen oder schauervollem Lachen. Und dabei nahm sie immer zu an Schönheit, und ihr Antlitz, das fast durchsichtig wurde, erhielt etwas Übermenschliches. Keiner ihrer früheren Bekannten besuchte sie, eine nie gekannte Furcht bemächtigte sich Aller, welche diese übernatürliche Schönheit anblickten. Alle schienen die Nähe einer überirdischen, verderbendrohenden Macht zu ahnen. Aber Marussja bemerkte nicht, daß sie von Allen verlassen war. Aller Gram ob dieser unerhörten Krankheit fiel auf Iwan und ihre unglückliche Mutter; sie versuchten allerlei Mittel, ihrem Gram abzuhelfen, doch keines half.

Endlich erfuhren sie, fernwo in einem Dorfe lebe ein Bienenzüchter, ein greiser Wahrsager, der Alles auf der Welt wisse und sicherlich die Ursache der Krankheit errathen würde. Sie sandten nach ihm und versprachen ihm alles Mögliche, wenn er nur in etwas ihr Leid lindern würde. Lange harrten sie sein, endlich kam er an. Marussja war im Garten. Als die Mutter den Seher vor sie brachte, saß Marussja gesenkten Hauptes und anscheinend in tiefen Gedanken unter den alten Linden.

»Was thust Du da, Marussja?« frug die Mutter, »drin in der Hütte weint das Kind.«

»Das Kind!« sprach Marussja verwundert. »— und wo ist Großväterchen?«

»Hast Du schon vergessen, daß er gestorben?«

»Nein, ich entsinne mich an Alles ... Viele Lichter brannten, und gespielt wurde . . . Soll ich vielleicht zu der Musik gehen?... Und wo ist denn Großväterchen?«

»Gott sey mit Dir, Kind! Der Großvater ist gestorben, und hier im Garten ist sein Grab. Sieh, ein Gast ist zu uns gekommen; erkennst Du ihn?«

Der Greis, der bisher entfernt gestanden, trat heran. Marussja blickte ihm scharf in die Augen und raffte sich erstaunt auf. »Wie? ist das vielleicht Großväterchen?« rief sie, »ach jetzt . . . jetzt weiß ich, jetzt erkenne ich Alles!« Schauerlich funkelten dabei ihre Blicke. Der Greis zog die dichten Brauen zusammen und blickte ihr fest in die Augen, als wollte er sie durchschauen; aber plötzlich trübte sich sein Auge, er vermochte ihren durchdringenden Blick nicht zu ertragen, er las darin die übernatürliche Kraft, fuhr zusammen und schrie auf wie ein Kind.

»Marussja, meine Tochter!« rief die Mutter und fiel ihr weinend um den Hals. »Du bist verloren auf ewig! Unter welch' unseligem Planeten gebar ich Dich, daß Jeder Deinen Blick fürchtet!«

»Was sollen wir beginnen?« fragten Iwan und Marussja's Mutter zugleich den Greis.

»Betet zu Gott, gute Leute!« erwiederte dieser. »Hier hilft keine Wahrsagerei, kein Bannspruch.« Und er fuhr wieder heim in sein Dorf.

Marussja's Verwandte hielten Rath und erkannten, die einzige Hoffnung beruhe noch auf Gott, und Iwan müsse unverzüglich zu Fuße nach Kiew pilgern, dort in allen Kirchen beten und zu einem Bilde der Mutter Gottes einen silbernen Rahmen weihen.

Den dritten Tag war Iwan schon auf dem Wege.

Längst schon schlief Alles in Woronež und nur an einem Ende der Stadt brauste dumpf das Wasser unter den Mühlrädern. In der Mühle brennt ein Feuer und widerstrahlt durch die schmalen Fenster im Wasser. Mehre Kosaken, die Getreide zum Vermahlen gebracht, saßen um die hellflackernde Flamme und warteten bis die Reihe an sie käme. Einige von ihnen rösteten auf langen hölzernen Bratspießen Speck, andere rauchten friedlich ihr Pfeifchen, Alle plauderten ganz lebhaft. Beim Brausen der Räder und Klappern der Mühle erzählte sich's auch so gut von allerlei zauberhaften Erscheinungen, und Dinge, die ihnen sonst gar nicht in den Sinn kamen, schienen Allen jetzt ganz wahrscheinlich. Eben gaben sie ihre Meinung darüber ab, daß hinter Woronež an einer Gränzmark von Altersher ein großer Schatz vergraben und darüber ein Stein gewälzt sey, und besprachen die Mittel, wie zu diesem Schatz zu gelangen.

»Laßt das gut seyn, Brüder,« sprach Einer, »von dem, was aus des Teufels Händen kommt, werdet Ihr nicht fett. Leicht gibt der Höllengeist etwas auf Borg, aber schwer ist die Abrechnung mit ihm.«

»Hoi, seht doch!« platzte der Woronežer Kosak Hubskoi aus, »läßt sich der Teufel nicht wie ein Hund vor's Rad spannen?«

»Das sähe ich doch gerne, wie Du das anstelltest!« sagte ein kurzes Männchen mit langem Schnurrbart.

»Was wird das für ein Wunder seyn!« rief der Waghals, keck auf die Andern blickend, die bereits scheu nach allen Seiten spähten, als fürchteten sie, der Teufel könnte ihre Reden hören; »hat doch unser Kosak Zacharko schon drei Teufel mit seines Vaters Hammer erschlagen!«

»Erschlagen? gewiß?« riefen alle verwundert.

Hubskoi hielt es nicht für nothwendig etwas zu betheuern, was nach seiner Meinung Jedermann wissen mußte und stierte ruhig eine glühende Kohle aus dem Feuer für seine Pfeife.

»Freilich, freilich!« bekräftigte ein Zweiter, »alle Welt weiß es ja.«

»Und erfuhr Euer Teufelshämmerer Zacharko später keine Neckerei vom Höllenfürsten?« fragte einer der Zuhörer.

»Keine. Drei Teufel führte er an und ist nun selbst Herr.«

»Da gelang's ihm besser als meinem Schwiegervater.«

»Was gab's mit Deinem Schwiegervater?«

»Was es gab? Gott sey mit uns, besser wär's nicht davon zu reden. Mein Schwiegervater, wißt Ihr, war einst Theerbrenner und brachte sein ganzes Leben bei diesem Gewerbe zu. Nur manchmal an Festtagen und bei großen Wallfahrten kleidete er sich zur Kirche an und ging unter die Leute, sonst saß er sein Leben lang in seiner Waldeinsamkeit und brannte Theer, und war immer so schmierig, daß ihn kaum Jemand erkannte. Nachdem er so dies Handwerk etwa dreißig Jahre getrieben, hatte er sich was erspart und weit und breit gab es keinen wohlhabenderen Kosaken. Da blies ihm der Teufel ein, sich um einen Schatz zu versuchen, der sich seit einigen Jahren im Walde in der Nähe der Theerbrennerei zeigte. Niemand konnte den Schatz heben, weil ihn eine unreine Gewalt bewachte, die allen Waghälsen solche Hindernisse legte, daß der Zehnte darauf verzichtete.

Auch mein Schwiegervater wagte sich lange nicht daran. Aber eines Abends kam eine Zigeunerin zu ihm und versprach ihm ein sicheres Mittel anzugeben, wie den Schatz zu heben, nur müsse er schwören, mit ihr Halbpart zu machen. Der Schwiegervater schwur, und die Zigeunerin eröffnete ihm, die Sache sey ganz einfach. Er solle nur mit Musikbegleitung nachgraben, der Teufel werde dann niemanden erschrecken, weil er die Musik scheue. »Das kann ich glauben und auch nicht,« dachte mein Schwiegervater, »indeß versuchen kann ich's doch.« Er sandte seinen Knaben nach Woronéz, Spielleute zu holen, und wie die Nacht anbrach, leuchteten zwei Lichter im Walde auf demselben Kurgan (Grabhügel), in welchem der Schatz lag, die Arbeiter kamen mit Geigen und Trommeln, und das Graben begann. Die Zigeunerin sagte unterdessen Bannsprüche her und ließ gewisse Kügelchen durch die Finger gleiten. Bald stießen die Grabenden auf etwas Hartes und ein großer Kupferkessel ward sichtbar. Sie zogen ihn heraus und fanden ihn voll Karbowanceu (gekerbte Rubel). Der Schwiegervater schüttete die Hälfte davon für die Zigeunerin ab, verschenkte einen Theil an die Spielleute und Arbeiter und nahm den Rest mit dem Kessel für sich. Das Geld hob er auf, fürchtete aber immer, es sey doch nicht ganz sicher, vom Teufel etwas zu nehmen, wenn auch ohne dessen persönliche Bekanntschaft. Indeß verflossen zwei Wochen, und ihm begegnete nichts. Bald darauf kam das Pfingstfest; alle Arbeiter gingen heim, die Einen, um sich zu erlustigen, die Andern, weil sie die Rusalken (Waldnymphen) fürchteten. Mein Schwiegervater blieb allein in der Theerbrennerei. Die erste Nacht verschlief er in ganz guter Gesundheit. Andern Tages, am Pfingstsonntage selbst, da jeder andre gute Mensch in der Kirche war und betete, saß er in seiner Lehmhütte und dachte: »Vielleicht ist's eine große Sünde, daß ich bei meinem Theer blieb, statt in Gottes Tempel zu gehen.« Plötzlich rauschte etwas im Walde, als erhöbe sich ein Wind, obwohl die Luft ruhig war und kein Blättchen sich rührte. Das Rauschen ward immer stärker, kam immer näher, dem Schwiegervater wurde bange, er begann leise zu beten. Denn er konnte nicht begreifen, woher das Geräusch käme. Auf einmal blickt er durch's Fenster . . . aus dem Walde reitet ein wunderschöner Jüngling in karmoisinrothem Zupan, eine prächtige Pfeife zwischen den Zähnen und eine Mütze auf dem Kopf, wie man sie auf keinem unsrer Jahrmärkte sieht. Aber worauf ritt er? Auf einer Ziege!«

»Heiliger Geist, stehe uns bei!« riefen und bekreuzten sich Alle. »Das war der Höllenfürst selbst!«

»Er benahm sich bescheiden. Als er vor der Thüre der Lehmhütte anlangte, band er seinen gehörnten Gaul an einen Ast und trat in die Stube. Mein Schwiegervater starb fast vor Angst; er errieth wohl, was das bedeute. Aber der Jüngling in dem rothen Zupan achtete nicht seiner Angst. »Soll ich Dir aufspielen, Väterchen?« fragte er und zog eine Hirtenpfeife aus der Tasche. — »Gott mit Dir, guter Mensch! wozu solltest Du mir aufspielen?« sprach der Schwiegervater und drückte sich in den Winkel.

»Soll ich Dir aufspielen, Väterchen?« sprach der rothe Zupan, nachdrücklicher als das erste Mal.

»Nicht nöthig, guter Mensch; Gott sey mit Dir,« erwiederte der Schwiegervater.

Aber der rothe Zupan that als hörte er nicht, was er ihm sagte, und trat ganz knapp vor den Alten und rief zum dritten Male: »Soll ich Dir aufspielen, Väterchen?« und jedesmal war's, als führe seine zottige Kralle meinem Schwiegervater über die Haut. Aber endlich — augenscheinlich hatte ihm Gott selbst den Gedanken eingegeben — erinnerte er sich, daß er Weihrauch zu Hause habe, noch von der Zeit her, als er die Theerbrennerei hier anlegte und den Wald niederbrannte. Leise griff er daher hinter's Bild darnach und streute einige Stückchen dem Teufel auf den Schwanz.

»Ich weiß, was Du vorhast, verwünschter Alter!« brüllte ihn der Jüngling im rothen Zupan an, raufte aber meinem Schwiegervater kein Härchen aus, obwohl er ihn gern beim Pelz erwischt hätte. »Zum letzten Mal frag ich Dich, soll ich Dir aufspielen?« Und mitten im Reden kam ihn ein Husten an und er lief aus der Hütte, weil dem Versucher heiliger Weihrauch noch lästiger ist als gepulverte Nieswurz. Stracks setzte er sich auf seine Ziege, und sprengte zwei Büchsenweiten von der Hütte davon; und wie er dort auf seiner Pfeife zu blasen begann, gleich fingen alle Föhren und Birken mit allen Aesten an mannshohe Sprünge zu machen, und tanzten den Kosakentanz nicht schlechter als unsere Bursche an den Spinnabenden. Blos mein Schwiegervater mit seiner Theerbrennerei tanzte nicht, sondern betete und segnete sich so lange, bis der rothe Zupan im Walde verschwand und die Teufelspfeife in der Ferne erstarb. Da hörten auch die Bäume rings herum

auf zu tanzen, aber aus der Ferne scholl noch lange Gestampfe und dumpfes Getöse.

Dieser Vorfall setzte meinen Schwiegervater so in Angst, daß er vierzehn Tage liegen blieb, und fortan die Theerbrennerei wie einen Pestort mied und sein Gewerbe verließ. Gute Menschen riethen ihm, das Geld nicht bei sich zu behalten, sondern an die Armen zu vertheilen, oder, was das beste wäre, wieder dort zu vergraben, wo er es hergenommen. Aber mein Schwiegervater gehorchte nicht. Was meint Ihr dazu? Der Höllenfürst verhalf sich doch zu dem Seinen und meinem Schwiegervater blieb nichts: überall traf ihn Schaden: das Vieh verreckte, die Bienen flogen anderswohin, und Alle dachten schon, der Alte würde auf den Hund kommen Zum Glücke besann er sich eines Besseren, vertheilte alles Geld aus dem Kessel an die Armen und warf den Kessel in den Schlamm, betete drei Gebete und besprengte Hof und Bienenhaus von neuem mit geweihtem Wasser. Jetzt erst war er des Elends los und Alles gedieh wieder wie zuvor. So ist's Brüder! Der Höllenfürst bringt auch gute Menschen bisweilen in's Verderben. Am besten ist's, man traut ihm, dem Hund, nicht für einen Groschen. Mit seiner Hilfe gewinnst Du nichts!«

Die Einen stimmten dem Erzähler bei, nur einer wandte ein: »Sprich nicht so, Gevatter. Die Schätze sind verschieden, der eine bringt Gedeihen, der andre nicht. Da sieh zum Beispiel Bolšak's Marussja; so lange sie noch Mädchen war, hatte sie nichts, und nun — lebt sie wie eine Dame, und was für eine Hochzeit hat sie gehabt! Sie soll auch grad vor der Hochzeit einen Schatz gefunden haben.«

»Warte nur, wie's weiter wird. Wenn Du nur horchtest, was unter den Leuten geredet wird.«

»Wozu erst horchen,« fiel ein andrer Kosak ihm in die Rede, »man braucht sie nur anzusehen und weiß woran man ist. Sie ist so schön, wie man noch nie Jemanden gesehen, nicht einmal im Traume. Ich hab immer gehört, dies sey kein gutes Zeichen.«

»Nun und was sprechen die Leute?«

»Die erzählen wunderliche Dinge; weiß gar nicht, ob ich's glauben soll; es heißt . . . Gott verzeih mir die Sünden . . . der Feuerdrache fliege zu ihr.«

»Der Feuerdrache?« schrieen Alle auf, »von wem hast Du's gehört?«

»Spricht doch ganz Woronež davon. Da der Müller weiß es gewiß auch. Nicht war Alterchen, der Feuerdrache fliegt zu der jungen Bolšak?« wandte er sich an den Müller, welcher mürrisch da saß, sich in die Gespräche der Kosaken nicht mischte und blos seiner Arbeit achtete.

»Wirst bald grau werden, Bübchen, wenn Du Alles wissen wirst,« erwiederte ernst der mehlbestaubte Müller.

»Laß ihn in Ruh, Kamerad,« flüsterte einer der Kosaken, »Du weißt ja, Müller und Teufel sind immer wie leibhafte Brüder, es grämt ihn, daß wir seinem Brüderchen so nachreden.«

Alle verstummten.

»Also fliegt der Feuerdrache zur Bolšak!« sprachen alle Kosaken, bedeutungsvoll das Haupt schüttelnd. »Nun dann ist sie verloren, dem Feuerdrachen entging noch nie Eine!«

»Und warum verloren? Ich kenne auch ein Weib, zu dem der Feuerdrache flog, das aber schrumpft von Tag zu Tag ein; die Bolšak dagegen wird ja immer schöner — wetten wir, daß ihr nichts geschieht?«

»Wohl wird sie immer schöner, aber das ist keine menschliche Schönheit. Die stirbt nicht natürlichen Todes! Nicht umsonst hat ihr Großvater, der alte Wahrsager, bei seinem Tode lange unter vier Augen mit ihr gesprochen, und wie viel fehlte, daß sie darauf in's Kloster gegangen wäre? Freudiges hat er ihr sicher nichts prophezeit. Auch war's gewiß nicht ohne Grund, daß der fremde Wahrsager, den sie aus weiter Ferne verschrieben, vor ihr so sehr erschrak!«

»Den Feuerdrachen möcht' ich doch gern einmal sehen!« sagte ein kleines Männchen mit langem Barte.

»Besser ist's ihn nie sehen,« erwiederte sein Nachbar; — »ich sah ihn einmal und konnte drauf drei Nächte nicht schlafen; kaum schlummerte ich ein, gleich träumte mir, meine Hütte stehe voll Flammen, mit gleichen Füssen sprang ich auf und . . .«

Plötzlich brach er ab; alle Kosaken starrten wie verzaubert unverwandt in die offene Thüre. Der ganze Himmel war entflammt, das Wasser glänzte im Feuer, ein heller feuriger Drache flog Funken sprühend über die Mühle und verschwand plötzlich hinter dem Hofe des Iwan Bolšak.

Niemand sprach ein Wort, niemand erhob eine Frage. Allen war's klar, was das bedeute. Unabweisbare Furcht erfaßte die Kosaken, selbst der kecke Hubskoi war erschrocken. Sie verlöschten das Feuer im Herd und gingen schlafen; jeder zog sich die Decke bis über die Augen, um sicherer zu seyn vor der unsaubern Gewalt.

Zauberhaft, unaussprechlich schön ist die Nacht in Woronež! Der Himmel unerreichbar hoch und weit, das Mondlicht wundervoll, die Sterne sprühend und hinter dem durchsichtigen dunkelblauen Himmelsgewölbe ist's als schimmerte das Jenseits hervor. Auch die Mondstrahlen verbreiten sich in feenhaftem Glanze durch die Atmosphäre, der ganze Luftraum scheint von nebelhaften Geistern zu wimmeln, und die Sterne blicken so zutraulich auf die Erde hinab, als erwarteten sie eine Antwort von deren Bewohnern; sie funkeln und brennen auf dem unabsehbaren Gewölbe des herrlichen blauen Himmels, wie geheimnißvolle Buchstaben in einem Zauberbuche.

Mitternacht ist nicht fern. In keiner Hütte brennt mehr ein Licht. Kühle Schatten dehnen sich von den Gärten über die schlafenden Gassen.

»Ich danke Dir, Gott!« sprach Iwan, die Mütze abnehmend und vor der Kirche des Heilands sich bekreuzend; »endlich bin ich in Woronež! Wie herrlich und freundlich! welch' ein Himmel! welcher liebliche Duft aus den Gärten! Nein, kühn darf ich es sagen, solch' eine Nacht sah ich nirgends! — Was mag Marussja machen!«

Und raschen Schrittes eilte er nach Hause; die gespannte Erwartung preßte ihm fast das Herz ab, als er durch den Garten seiner neuen Hütte nahete. Marussja schlief nicht; sie saß am Fenster so vertieft in den

Anblick des Mondes und der gestirnten Nacht, daß sie ihren Gatten gar nicht bemerkte.

»Gott zum Gruß, Marussja! heiß mich doch willkommen, mein Herz!« rief er aus, sie umarmend. »Erwartest Du mich? Tag und Nacht eilte ich, um nur recht bald wieder Deine hellen Augen zu schauen. Bist Du wohlauf, mein Täubchen?«

Marussja freute sich anfangs gleichfalls und liebkoste ihm; aber mitten in ihren Liebkosungen begann sie plötzlich zu kichern, daß Iwan zu Stein erstarrte.

»Warum lachst Du?« fragte er, erstaunt zurücktretend, denn in dem Augenblick erhellte der Mond ihr Antlitz und die Röthe ihrer Wangen erschreckte ihn so, daß sein Herz vor Schmerz erbebte.

»Wie sollte ich nicht lachen?« sprach sie, »wie schwarz und traurig Du bist! Was hat Dich plötzlich so verändert? Sonst kamst Du leicht und hell wie Feuer zu mir geflogen! Warum schäkerst, warum sprichst Du nicht? Wo ist Deine Bandure? Spiele! Deine Stimme ist mir zuwider . . . wann faugst Du endlich alle Traurigkeit aus mir heraus? Wann fliegen wir endlich zu Euch?«

»Mein Gott, mein Gott!« wehklagte Iwan und rang die Hände.

Plötzlich blitzt es auf dem Hofe auf, unter den Fenstern glühen Funken . . . Iwan springt aus der Hütte und sieht, wie eine Feuerschlange, ganz in Funken gehüllt, unter dem Strohdach sich aufrollt, und wie das Strohdach im Augenblick in Flammen auflodert. Er eilt zurück in die Hütte, um wenigstens Marussja zu retten, sie aber reißt sich lachend von ihm los.

»Eilen wir von hinnen! siehst Du das Feuer nicht? Gott erbarme sich unser.«

»Feuer? Was ist weiter? Ich liebe das Feuer, im Feuer ist mir wohl!«

Iwan wollte sie gewaltsam aus der Stube tragen, sie aber riß sich mit übermenschlicher Kraft aus und heftete ihre leuchtenden Augen so stier auf ihn, daß er wie gebannt da stand. Ihr niederschmetternder Blick drang ihm in's Herz, er schrie auf und eilte auf den Hof. Sein Geschrei weckte die Nachbarn. Ehe aber die Leute herbeiliefen, hatte die Flamme schon die Wände erfaßt und umhüllte Fenster und Thüren. Niemand wagte der Unglücklichen beizuspringen. Denn trotz aller Feuersgefahr erscholl aus der Hütte ein so schauerliches, so wildes Lachen und Pfeifen, daß alle Umstehenden Schauer überlief.

In Kurzem schlugen die Glocken auf allen sechs Glockenthürmen von Woroněž an, allgemein war der Schrecken, in allen Gassen lief das Volk zusammen. Aber zu retten war wenig; denn je mehr Wasser man in die Flammen goß, desto höher schlugen sie gen Himmel. Weithin scholl das Geschrei der Leute, das Weinen der Familie. Wie sinnlos warf sich Iwan zur Erde, jammerte, schlug sich und beschwor den Tod herauf. Funken und Brände fielen auf ihn, so daß man ihn einige Male weiter tragen mußte. Und dazwischen klang immer aus den Flammen ein widerliches Gelächter, das weder das Prasseln des Feuers noch das allgemeine Geschrei zu übertäuben vermochte. Dichter grauer Rauch wälzte sich in gespenstigen Wolken über die Brandstätte; aus dem dunklen Gartengäßchen brauste der Wind und dazwischen erklangen klagende Laute, in welchen viele den Ton von Iwans Bandure erkannten. Niemand vermochte sich des Schauers zu erwehren; Alle zerstreuten sich in die Häuser. An der Brandstätte blieb nur ein kleines Häuflein Menschen, die Familie und das Gesinde der verbrannten Hütte. Geröthet von der widerscheinenden Gluth der glimmenden oder zu Ende brennenden Balken taumelten sie wie Schatten zwischen den halbverbrannten Gartenbäumen und dem ringsum wirr aufgehäuften Geräthe.

Iwan starb nicht vor Gram; er lebt noch heute. Niemand aber wird in ihm den Iwan von ehemals erkennen. Bleich, abgezehrt, in einem abgerissenen Pelz irrt er in Woroněž umher. Redet ihn Jemand an, so horcht er wie träumend und die eingefallenen Augen blitzen nicht mehr auf in lebendigem Feuer. Oft sieht man ihn Nachts auf der alten Brandstätte, die schon mit Gras überwachsen ist; dort liegt er manchmal auf dem Boden, andere Male wieder knieet er und betet. Frägst Du ihn aber, was es für eine Stelle sey, so erwiedert er Dir nichts . . . sein Gedächtniß ist abgestorben, und nur von einem gewissen Instinkt getrieben, liebt er den grünen Hügel im wüsten Garten zwischen verbrannten Stämmen. (Biblioteka zábawného čtení.)

Bar-Kochba, der König von Zion.

Eine altjüdische Erzählung von Ladislaw Tarnowski.

Es geht der Mensch auch in bestimmten Gleisen.
Und wie der Stern, aus seiner Bahn geschmettert,
In wildem Sturme durch die Räume donnert,
Bis er zum Aschenhaufen ausgebrannt,
So geht der Mensch verloren, der verwegen
Aus seines Lebens Schranken brechen will.

Th. Körner.

Akiba's * Weib und Schwiegervater war gestorben und der Rabbi der Erbe von Gamaliels sämmtlichem Besitzthum geworden. Doch verwaltete er es nicht in der Weise des Erblassers; er machte die reichen Besitzungen im Lande Moab zu Gelde, verscharrte dasselbe in einer Höhle zwischen der Veste Bitter ** und dem Meere, zog das Kleid eines Nasiräers oder Büßers an und beschloß seine Studien, die er während der Ehe vernachläßigt, fortzusetzen. Von seinen ehemaligen 24,000 Schülern, diesem Armeekorps, das seine rabbinische Weisheit geworben, waren einige Tausend gestorben und einige Tausend hatten sich verlaufen unter die Fahnen anderer Rabbiner. Diese Verluste wollte Akiba wieder ersetzen und sein Heer neuerdings vollzählig machen. Aber er wollte seine Schüler nicht blos in theologischen Disputationen oder in der talmudistischen Exegese üben; der Geist war über ihn gekommen, und dieser ließ ihn von den Schriftstellen, die er auslegte, gar seltsame

---

* Unsere Leser erinnern sich dieses berühmten altjüdischen Rabbi's noch aus einer nach ihm betitelten Erzählung, welche wir im vorigen Jahrgange (S. 225—231) mittheilten und die über dessen frühere Lebensschicksale berichtet. D. R.

** Bethir oder Bethar (d. i. Betharis nordwestlich von Jerusalem).

Nutzanwendungen machen, die den jüngern Schülern einleuchtender waren, als den alten, daher sich Akiba jetzt lieber mit rüstigen und kräftigen Jünglingen umgab, als mit alten Knasterbärten, welche über solche Nichtachtung jener Weisheit und Würde, die in grauen Haaren herkömmlich zu stecken pflegt, gewaltig die Köpfe schüttelten.

Unter diesen Jünglingen war Bar-Kochba des Meisters Liebling. Wenn Bar-Kochba auch in der Gelehrsamkeit die Andern keineswegs übertraf, so hatte er doch auch seine Vorzüge, um die ihn mancher Gelehrte beneiden konnte. Er war einen Kopf größer als alles Volk, just wie Saul, wenn er des Nackens Krümmung überwand, was jedoch nur selten geschehen seyn soll. Und fehlte gleich dem jungen Manne die Vierschrötigkeit des Sohnes Kis und dessen pechschwarz wallendes Haar, so hatte dafür des Bar-Kochba Gestalt die ritterliche Anmuth Jonathans und sein Gesicht die mädchenhafte Schönheit des jugendlichen David, mit dem er das goldblonde Haar gemein hatte, aber nur der Farbe nach, denn wie bei Absalom strömte es in üppiger Fluth ihm um Hals und Schultern. Zum Uiberfluß zierte ihn noch ein ambrabraunes Mahl von der Größe eines Gera, der kleinsten jüdischen Silbermünze, am Adamsapfel, ganz so wie es der Heros hatte, der das Räthsel aufgab: »Speise ging aus vom Fresser und Süßigkeit vom Starken«, der hebräische Herkules. Wahrlich Gründe genug für die Gunst, welche Akiba diesem Auserwählten zuwandte! —

An einem hellen Abende des Jahres 127 nach Christi Geburt, als die Sonne bereits nahe daran war, ihr glühendes Gefieder in die Fluthen des Meeres zu tauchen, schritt Rabbi Akiba, gefolgt von seinem Lieblingsschüler, von der Höhle, wo die Schätze verborgen lagen und wo sich der Besitzer während der günstigen Jahreszeit häufig aufhielt, dem Meere zu. Hier angekommen, setzte er sich auf eine Klippe des Ufers und schaute tief nachdenkend auf die in Millionen Funken spielende Wasserfläche, welche sanft an den Fuß Asiens heranwogte. So saß er schweigend und blickte so scharf auf das Meer, als sähe er bis auf den Grund, und der hinter dem Meister stehende Bar-Kochba war aus gewohnter Ehrfurcht weit entfernt, das tiefe Schweigen zu brechen, welches um die Beiden in der öden Gegend herrschte. Endlich sprach der Alte, ohne sich umzuwenden, mit dumpfer Stimme: »Sohn des Sterns,* erzähle mir in Kürze die Geschichte Sauls.«

Bar-Kochba räusperte sich, um den Meister nicht durch eine unreine Stimme zu beleidigen und erzählte, ohne seinen Standort zu ändern, die Geschichte des Saul, der Hauptsache nach ganz so, wie sie im ersten Buche Samuelis enthalten ist. Anmerkungen über den Text zu machen wagte er nicht und so schwieg er, als die Erzählung beendet war, wieder still.

»Erzähle mir die Geschichte des David bis zu Sauls Tode,« gebot Akiba, und Bar-Kochba trug die betreffenden Kapitel aus dem zweiten der Samuelischen Bücher vor.

»Wie würdest Du gegen Samuel handeln, als Saul oder als David?« frug der Rabbi mit gehobener Stimme.

* Wörtliche Uibersetzung von Bar-Kochba.

»Als David,« lautete die Antwort, »denn er that, was dem Herrn wohlgefiel, und hatte Glück und Segen in Allem, was er vornahm.«

»Es ist richtig; der Geist sagte auch so; es fehlt nicht ein Punkt und es wäre Sünde, an der Wahrheit des Gesichts zu zweifeln,« ließ sich Akiba vernehmen. »Mir ist eine Offenbarung geworden,« fuhr er fort, indem er aufstand und sich gegen den Jüngling wandte; »ich muß sie Dir verkünden. Siehe, die Tage des Fluchs für Jeschuruns Heiligthum sind vorüber und das Volk Gottes wird wieder erstehen in alter Herrlichkeit, in dem Glanze und der Macht, die es umgab in Salomo's goldenen Tagen. Zwölf heidnische Tyrannen mußten uns zertreten; unter dem dreizehnten mußte der Retter geboren werden, der als ein Messias gegen den vierzehnten aufsteht mit dem Schwerte des Herrn und Gideons. Und siehe, Hadrianus ist der 14te Imperator, und der unter Trajanus, dem 13ten, geborene Retter bist Du, Sohn des Sternes durch mich, der ich Dich begrüße, als Stern von Zion, als König von Israel!«

Er zog den kapuzenartigen Obertheil seines Mantelkleides herauf, um zum Zeichen ehrfurchtsvollster Begrüßung nach damaliger Landessitte Kopf und Angesicht zu verhüllen, lugte aber mit einem Auge nach dem jungen Manne, um die Wirkung zu beobachten, welche seine Offenbarung auf ihn hervorgebracht. Sie war dem schüchternen Naturell des Jünglings ganz angemessen, denn er stand da, wie vom Donner gerührt, und durch sein tiefes Erstaunen sah mehr Schreck als Freude. So stand er lange vor dem verhüllten Beobachter, und als er endlich der Worte mächtig geworden, da stammelte er: »Wie wäre das möglich, Meister, da wir so zerstreut und gebrochen leben unter den Heiden und Christianern im Lande, und ich kein Ansehen habe und weder so stark bin wie Saul, der einem Stiere mit einem Hiebe den Kopf abschlug, noch so geschickt wie David, der den Goliath mit der Hirtenschleuder tödtete? — Sey Du, Meister, dessen Weisheit alle Kraft und Behendigkeit der begabtesten Jünglinge ersetzt, der König von Israel, und lasse mich Deinen treuen Knecht, etwa Deinen Waffenträger seyn.«

»Nicht also, denn wir müssen dem Geiste gehorchen,« sprach Akiba, den Mantel herunterlassend, und mit großer Zufriedenheit in Mienen und Gebärden. »Ich bin alt und verschrumpft; die Weisheit des Greises ist ein Edelstein in häßlicher Maske, die nur wieder der Weise durchblickt. Das Volk, das unweise, will einen Edelstein, der Aller Blicken sichtbar ist; es will einen Herrscher, der im Glanze der Jugend und Schönheit strahlt, mehr wie ein anderer Mensch, und diese äußere Vollkommenheit verbürgt ihm die innere. Nein, Du bist mein Saul in den Tagen der Gnade, ich bin Dein Samuel, ehe er sich von Saul abwandte und den David salbte. Gedenke des Spruches: »Gehorsam ist besser als Opfer,« und Du sollst durch mich so groß und berühmt werden, wie David und Salomo es waren. Die Vereinzelung des Volkes, über das Du herrschen sollst durch mich, beklage nicht. Gerade die tausendfach zerstreuten Funken sind, wenn der rechte Wind sie aufbläst, im Stande, die Gluth über ein ganzes Land zu verbreiten in einem Augenblick, also, daß nichts Feindliches sich rettet, was den Ausbruch bis lang darniederhielt. Ich habe einen großen Bund gestiftet zur Be-

freiung des heiligen Landes, seit der Zeit, da ich einsam lebe und doch stets in Gesellschaft, nirgend eigentlich zu Hause und doch überall heimisch. Niemand begriff mich als die, welche mich begreifen sollten; unter den Bärten der Römer wiegelte ich das Volk auf gegen Rom; im Schatten der römischen Adler und Speere predigte ich, in das Gewand eines närrischen Schwätzers mich hüllend, ihre Vernichtung. Aber Alle, die mich hören und verstehen sollten, hörten und verstanden mich; sie Alle, ob auch zerstreut, sind verbunden durch das unsichtbare Band, das ich um sie geschlungen durch meine Reden, und Alle haben den Stahl der Rache längst geschliffen im Stillen und harren nur des Feuerzeichens auf den Bergen, um aufzustehen von Dan bis Bersaba, und zu tödten die Heiden und Ketzer im Lande. Siehe da hinüber auf die hohen Mauern und Zinnen der Veste. Die römischen Adler auf den Thürmen glänzen noch in den letzten Strahlen der Sonne, aber so wie ihr Glanz bald verschlungen werden wird von den Schatten und Nebeln der Dämmerung und dann von der Schwärze der Nacht, so wird sie und ihre Hüter bald die Dämmerung des Entsetzens und die Nacht des Todes umfangen, und der Tyrann im Innern der Burg, welcher sich so lange gemästet von dem Blut und Mark unsers Volkes, wird am Spieße verenden in schauerlichen Qualen. Will's Gott, so ist die Veste in der dritten Nacht von dieser an in meiner Gewalt und Dein Thron begründet. Gehe nun jetzt,« setzte Akiba, der das Obige mit wilder, fast blutdürstiger Begeisterung gesprochen, mit gemäßigter Stimme hinzu, »in meine Höhle und nimm den Weg durch das balsamisch duftende Gebüsch von Sadebaum, daß Du keiner römischen Streifwacht in die Hände fällst. Ich komme um die zweite Nachtwache mit zwölf Bundeshauptleuten dahin, denen ich Dich vorstellen werde. Die Treue dieser zwölf Männer möge einstweilen die zwölf Edelsteine bilden für das Choschen Hammischpath *, das Du als Priester und König beim Einzuge in Salem tragen wirst. Sela!«

Hier raffte er seinen Mantel kurz zusammen und schritt nördlich am Gestade hin, auf eine verrufene Wildniß zu, die kein Römer betrat, und der neue König von Israel schwankte, nachdem er ihm einige Augenblicke nachgesehen, wie ein Träumer landeinwärts.

Am andern Morgen schritt Rabbi Akiba durch das Thor der Festung Bitter oder Bethar, welches für die römischen Reiter von der Besatzung offen stand, wenn sie ihre Pferde in die Schwemme oder an die Tränke führten. Der Rabbi ging durch die übermüthige Soldateska, welche an Juden, wo sie deren habhaft werden konnte, allerlei grausamen Muthwillen ausübte, zwar mannigfach verspottet und gehöhnt, aber doch sonst unangefochten hindurch, denn er stand gut bei dem Befehlshaber der Veste und des Landes, dem Prokonsul Asinius Glabrio, soweit nämlich ein Jude bei diesem Blutsauger gutstehen konnte. Akiba war der einzige Jude, der sich ihm nähern durfte, ohne für sein Leben fürchten zu müssen, und verdankte diese Begünstigung theils dem Einfluß seiner Persönlichkeit, womit er die Leute zu lenken wußte, theils den Summen, womit er bisweilen den habsüchtigen Prokonsul erfreute, die aber angeblich nicht aus seinem, des Rabbi, Säckel kamen, sondern die der treue Römerfreund von seinen Landsleuten eingetrieben. Auch jetzt ging er mit einigen Goldstangen belastet zu dem Gefürchteten und es schien, als wolle er sich damit eine gewisse Vergünstigung erkaufen. — Asinius Glabrio, dessen straffe und lange Ohren gar sehr an seinen Vornamen erinnerten, befand sich um diese Zeit in so ungnädiger Laune, daß es für einen Bittsteller wirklich vortheilhaft seyn mochte, wenn er durch ein Geschenk sein Anliegen möglichst angenehm zu machen suchte. Denn er war eben bei der Toilette, ohnehin eine Marter, jedoch eine nothwendige für ihn, den Eitlen, und die Sklaven, welche das beneidenswerthe Amt hatten, den unschönen Gebieter möglichst schön zu machen, mußten sich allerlei Schimpfworte, Püffe und Tritte gefallen lassen. Als der Rabbi durch das Vorhaus bei den an Ketten liegenden Ostiarien und Janitoren vorbeigeschritten war, da schallte ihm schon die heisere fluchende Stimme des Prokonsuls durch das Atrium entgegen und ein Sklave bedeutete den Besucher durch Zeichen, daß er ihn jetzt um keinen Preis anmelden könne. Der Rabbi wies ihn zurück und ging ohne weiteres in das Toilettenzimmer Glabrio's. Eben hatten ihn die Balneatoren und Unctoren wohl ausgewässert und eingesalbt entlassen, und zwei Vestiarien ihm eine Art Schlafrock angezogen und die Tonsoren und Cinerarien begannen ihre Arbeit, nämlich das Bartputzen und Haarkräuseln, als der Rabbi von Glabrio ungesehen eintrat, wie es schien ungewiß, auf welche Weise er ihm seine Gegenwart bemerklich machen solle. Eine gewaltige Ohrfeige, mit welcher der Prokonsul einen Tonsor beehrte, der ihn mit seinem Instrumente etwas gezwickt, gab dem Rabbi die beste Gelegenheit zu reden. Mit einer Miene einfältiger Unterwürfigkeit näher tretend, sprach er lateinisch: »Deine Götter segnen Dich, o Herr, und lassen Dich noch tausend Jahre leben, zum Heil der ewigen Roma! Aber ich finde —«

»Und Dich mögen tausend Teufel holen, Jude,« kreischte Glabrio, und warf ein Pomadetöpfchen nach dem Rabbi, ohne ihn jedoch zu treffen. »Ist mir dies eine Frechheit, so einzudringen bei mir ohne Erlaubniß! Das verdient den Spieß!«

»Ohne Zweifel, o Herr,« entgegnete Akiba mit den Goldstangen in der Brusttasche klirrend, »und ich war auch auf so etwas gefaßt, aber ich mußte erst diese Kleinigkeit übergeben, die ein kürzlich verstorbener Verwandter von mir in Megiddo, der Dich zum Erben eingesetzt, Dir schickt.« — Hier legte er die Goldstangen auf einen Tisch, dessen Platte aus den gemaserten Knorren des kostbaren afrikanischen Citrusbaumes bestand.

»Ist dies das ganze Erbe?« kreischte Glabrio mit derselben Heftigkeit. »Das Uibrige ward vergraben, ich weiß es, oder der todte Schuft hat, als er noch

---

* Das Amtsschild, mit zwölf Edelsteinen besetzt, welches die Hohenpriester und spätee die Priesterkönige der Makkabäer an hohen Festen auf der Brust trugen, wo es in eine Oeffnung des Rockes (Ephod) paßte, mit dem es aus Einem Stoffe bestand, nämlich aus Byssus, bunter Wolle und Goldlahn, aber doppelt belegt war. Es ward oben durch goldne Rundschnüre und unten durch gelbe Seidenbänder an dem Ephod festgehalten.

lebte, sich voll Goldstücke gefressen, wie es dies Volk im belagerten Hierosolyma gethan.«

»Glaube das nicht, o Herr,« sprach Akiba mit unerschütterlichem Gleichmuthe; »es ist dies die ganze Habe meines Vetters und da Du der natürliche Erbe von uns Allen bist, nunmehr Dein Eigenthum. Wenn ich nicht für den Spieß bestimmt wäre, so würde ich von jetzt an nicht blos als Gesetzausleger im Lande umherziehen, sondern auch als Dein Beamter, der Erbschaften eintreibt.«

»Schurke, Du weißt recht gut, daß ich zu milde bin, um treue Diener des Kaisers tödten zu lassen, auch wenn sie die Frechheit selbst wären,« redete Glabrio weit gemäßigter und beäugelte seinen Bart in einem runden Silberspiegel. »Du magst als mein Erbschaftseintreiber umherziehen und Dich vor Veruntreuungen hüten. Die Widerspänstigen, etwa die habsüchtigen Nachkommen der Erblasser, die für sich selbst erben wollen, lieferst Du mir ein für den Spieß, denn es wäre gefährlich, die Milde zu weit zu treiben.«

»Ganz recht, o Herr, und ich preise Dich für Deine Gnade,« sprach Akiba. »Was ich aber vorhin, als ich unterbrochen wurde, sagen wollte, war: ich finde, daß Du mit Dienern nicht gut versehen bist. Schaffe ab den Tonsor und nimm Dir eine Tonstrix. Weiber gehen weit geschickter und feiner mit Bärten um, als Männer, und die Jüdinen haben im Barbieren ein besonderes Talent. Selbst der syrische Feldoberst Holofernes hatte bei der Belagerung von Bethulia eine jüdische Tonstrix, Judith mit Namen, die ihre Sachen so anmuthig machte, daß der strenge und rauhe Krieger den Kopf rein an sie verlor. Wäre ich der Gnade gewürdigt, eine solche Tonstrix aussuchen zu dürfen —«

»Du darfst es,« unterbrach ihn Glabrio, dessen Begehrlichkeit eine andere Richtung nahm. »Ja, besorge mir eine jüdische Tonstrix, eine recht üppige, wie ich die Frauenzimmer gern habe. Es ist ein Jammer, daß in der Nähe dieser Festung alle jungen Jüdinen wie verschwunden sind; nur selten gelingt es meinen Kriegern, auf meilenlangen Streifereien sich einige zu erbeuten zur Kurzweil.«

»Sie fürchten eben diese Kurzweil und darum sind die Schönsten entflohen in ferne Wüsteneien,« erklärte Akiba. »Doch da ich sehe, daß Du, o Herr, den Töchtern Israels, wenn sie schön gebaut sind, nicht abhold bist, so will ich Dir in drei Tagen einen Beweis von Judäa's Reichthum an prachtvollen Mädchengestalten liefern. Wenn ich Alles anordnen darf, wie ich will, und durch nichts gestört werde, so sollen am dritten Abende um die vierte Stunde fünfzig als Amazonen verkleidete Jungfrauen in Deinem großen Saale einen Waffentanz unter meiner Leitung ausführen, dergleichen Du noch nicht gesehen hast. Uiber die eigentliche Bedeutung dieses herrlichen Tanzes sollte ich zwar jetzt schweigen, aber es schadet nichts, wenn von zwei Uiberraschungen — die erste wird für Dich die auffallende Schönheit der Mädchen seyn — eine verloren geht, und so muß ich denn Alles bekennen. Wisse Herr, daß es in drei Tagen sieben Jahre werden, seit Deine gerechte und weise Landpflege Judäa erfreut, und daß die fünfzig Amazonen Dir dafür eine Art Huldigung darbringen sollen, erstens durch die höchste Entwicklung ihrer Anmuth im Waffentanze und dann durch eine Spende von Edelsteinen, welche die Schönste der Schönen vor Deinem kurulischen Sessel niederlegen wird. Sollte Dich die Gegenwart so vieler Frauenzimmer indeß belästigen, so kann —«

»Nichts wird mich belästigen,« rief unterbrechend der Prokonsul. »Es bleibt bei der Sache und Dein Kopf haftet mir für die Ausführung dieses Projektes. Ich bin doch sehr neugierig auf die Tänzerinen. Die werden aber doch nicht verschleiert seyn? Der Schleier paßt nicht für Amazonen.«

»Ihre Gesichter werden nicht verschleiert seyn, o Herr,« entgegnete der Rabbi; »doch werden sie während des Tanzes die Augen verlarvt tragen und sie erst nach dessen Beendigung enthüllen; die Mädchen würden sich fürchten, ohne Augenmasken ihre Sprünge zu machen und das schöne Schauspiel könnte verunglücken. Ich habe nun, o Herr, folgende Bedingungen zu machen, ohne deren Bewilligung ich nicht stehen kann für den Erfolg. Du mußt mir den Schlüssel geben zu der Ausfallspforte neben dem alten Thurme am Zwinger, und um die genannte Stunde, wenn ich mit dem Zuge ankommen werde, darf sich kein römischer Soldat und überhaupt kein Mann vor meinen Amazonen blicken lassen, wenn sie nicht davonlaufen sollen. Den Kriegern gibst Du vielleicht, daß sie auch Freude haben von Deinem Ehrentage, und um so weniger Gelegenheit, Dein Vergnügen zu stören, einige Fässer Weines aus Deinem Keller, mit denen sie sich in den Gewölben am Seethore gütlich thun mögen, und während sie dies thun, erwartest Du uns mit Deinen zwölf Hauptleuten, die rechts und links neben Dir auf Sesseln sitzen, im großen Saale, aber wohlgemerkt, ohne daß ein Sklave uns spähend durch den Gang entgegen komme.«

»Es geschehe Alles, wie Du willst, schlauer Fuchs mit dem dummen Gesicht,« rief der Prokonsul, entzückt über des Rabbi Vorhaben, wobei zugleich der Geiz und die Sinnlichkeit Glabrio's ihre Rechnung finden sollten. »Es wird Deine schüchternen Amazonen, die ich schon von ihrer Schüchternheit heilen will, sobald sie nur einige Becher Falerner * werden gekostet haben, niemand begegnen beim Einzuge, obwohl es gewissermaßen als thöricht erscheint, die schwächste Seite der Veste Abends unbesetzt zu lassen. Doch wer möchte den Muth haben, dies zu unserm Nachtheil zu benützen? Eine einzige römische Lanze schlüge Tausende von Eingedrungenen in die Flucht. So sollen denn meine Turmen und Manipeln zechen an dem bestimmten Abende so viel sie wollen; ersetzen mir doch die edlen Gesteine der Amazonenkönigin die Weinausgabe. Hier hast Du den Schlüssel zum Pförtchen und nun triff Deine Maßregeln, und merke Dir, daß ich trotz meiner Milde, so wahr die ewigen Götter mir helfen mögen, Dich spießen lasse, wenn nicht Alles so ist am dritten Abende um die vierte Stunde, wie Du gesagt hast.«

»Ich würde mich selbst auf den Spieß setzen, o Herr, wenn das Fest verunglückte,« erwiederte der Rabbi; »doch nachdem ich nun Dein Wort habe, daß ich in

* Der berühmte Wein von dem Falernus ager in Campanien vertrat bei den Alten die Stelle unsers Champagners, und wie dieser scheint er selten ächt getrunken worden zu seyn.

dieser Sache thun und lassen kann, was ich will, so verspreche ich Dir das beste Gelingen.«

Hier verließ er das Zimmer, dann das Haus und darauf die Festung, und zwar mit derselben einfältig demüthigen Miene, mit der er den Prokonsul angeredet; als aber das letzte Thor hinter ihm zugefallen war, da änderte sich seine Physiognomie in auffallender Weise, und aus seinen Augen sprühete es wie Höllenfeuer. —

Als am dritten Abende nach obiger Scene die Wasseruhr auf einem Thurm im innern Schloßhofe die vierte Stunde signalisirt hatte, welche nach unserer Zeitrechnung die zehnte ist, da drängte sich ein langer Zug vermummter Gestalten durch das Ausfallspförtchen in den Zwinger, und von da in einen offenen Thurm, aus welchem ein bedeckter Gang mitten in das Schloß führte. — Eine kleinere Schaar blieb am Eingange zurück und als sie etliche Minuten da verweilt, führte sie ein Mann außerhalb des bedeckten Ganges durch das offenstehende und von niemanden bewachte innere Thor aus einem Hofe in den andern, bis man im Hause des Prokonsuls selbst anlangte. Dieser wartete schon mit verzehrender Ungeduld auf die Eröffnung des nie gesehenen Schauspiels. Er hatte den großen Saal auf's köstlichste schmücken und tageshell erleuchten lassen. Drei Seiten wurden abwechselnd von weichgepolsterten Ruhebetten und kleinen Tischchen, mit auserlesenen Leckereien und Getränken belastet, eingenommen, während der Prokonsul selbst mit seinen zwölf Hauptleuten und einigen Sklaven die vierte Seite, die der Thür gegenüberliegende, einnahm. Er saß unter einem Baldachin auf thronartigem Sessel, war mit einem Purpurmantel bekleidet, als wenn er ein König wäre, und die Hauptleute, welche im kriegerischen Paradekostüm rechts und links von ihm auf niedrigern Sitzen Platz genommen hatten und wohl lieber mit den Soldaten gezecht hätten, deren Lärm durch zwei Höfe herüber in den stillen Saal tönte, bildeten gleichsam die Großwürdenträger des Glabrionischen Reiches. —

Die Wasseruhr verkündigte das erste Viertel der fünften Stunde. — »Der Jude hat uns belogen,« knirschte der Prokonsul, dessen Gesichtsröthe der seines Gewandes immer ähnlicher ward; »wer mir ihn für den Spieß einliefert, dem gebe ich — . .« Er verstummte und hatte nicht Zeit sich von seinem Geize den Preis bestimmen zu lassen, denn die Saalthür flog auf und Akiba trat ein, mit einem Stabe in der Hand und im Gesicht einen Zug ingrimmigsten Hohnes, den jedoch niemand bemerkte, da Aller Augen von dem Gefolge des Rabbi in Anspruch genommen worden. Es bestand aus einem langen Zuge wundervoller Amazonengestalten mit blanken, bewimpelten Helmen, angethan mit eng anliegenden Schuppenpanzern, den Hütern und Verräthern reizendster und üppigster Formen, mit Waffenröcken aus vielfachen Schleiern gefaltet, die kaum bis an die Knie gingen. Die schönen Unterbeine waren bloß und die Füße, welche allenfalls etwas kleiner hätten seyn können, trugen einfache Sandalen mit schwarzen Riemen um den Knöchel. In den Händen hielten diese wunderbaren, sämmtlich kolossal gebauten Frauenzimmer, deren Gesichtsobertheile leider durch schwarze Larven mit herabhängenden Franzen verdeckt und verunziert waren, Schwert und Schild, wie es die Sache erforderte. Es begann nun ein Waffentanz zwischen den in zwei Parteien sich sondernden Mädchen, der durch sein eigenthümliches Schwanken zwischen Züchtigkeit und Frivolität, über welche Kontraste aber dieselbe Grazie ihr Scepter schwang, die Sinne der Männer berückte und namentlich in Glabrio's Adern das Blut sieden machte. Er hatte bald die Amazonenkönigin herausgefunden, erkennbar am höhern Helmbusch, mit dem keine Andere so kokett zu wimpeln wußte, und am größern Adel der Gestalt. Sie allein verfolgten daher seine brennenden Blicke und es entgingen ihm die Einzelheiten des Tanzes, der erst ein Handgemenge war, obwohl kein unharmonisches, denn nach dem Takte von Akiba's Zauberstabe klirrten die Schilde und Schwerter zusammen, und dann eine Vereinzelung in lauter Zweikämpfe mit unendlichen Variationen des Obsiegens und Weichens. Glabrio sah blos die Schönste der Schönen, die dort immer den Ausschlag gab, wo sie wollte, bald eine Schaar vor sich hertrieb, bald die Verfolgte spielte und dabei sich immer mehr dem Thronsessel des Prokonsuls näherte. Endlich tanzte sie, nachdem die Vorstellung etwa eine Stunde gedauert hatte, mit zwölf der gewandtesten Amazonen direkt auf Glabrio zu, der wie ein Moloch glühte, als sich die Königin vor ihm niederbeugte, während ihre Gefährtinen vor den Hauptleuten dasselbe thaten. Eben war er im Begriff, aus seiner Königsrolle zu fallen, d. h. aufzuspringen und die Schöne zu umhalsen, als diese auf ein Pfeifsignal Akiba's der Sache eine unerwartet schreckliche Wendung gab. Sie faßte nämlich im Niederbücken die vordern Beine des Sessels, warf ihn sammt dem schweren Glabrio rücklings über die Staffeln herab, auf denen er stand, und indem sie also verfuhr, thaten ihre Gefährtinen mit den zwölf Hauptleuten desgleichen, nur mit dem Unterschiede, daß sie jedem derselben mit den Schwertern rasch den Hals abschnitten. Jetzt gerieth Akiba, der bisher fast regungslos gestanden, in grauenvolle Beweglichkeit. Er stach die halberstarrten Sklaven nieder, riß den betäubten Prokonsul bei den langen und straffen Ohren in die Mitte des Saales und strömte, ihn mit Füßen tretend, eine Fluth der fürchterlichsten Verwünschungen über ihn aus. Dann sprang er, ihn unter scharfer Wacht zurücklassend, aus dem Saale, eilte hinaus, 300 geharnischte Männer, die er durch den bedeckten Gang in die Citadelle geführt, zur Vernichtung der betrunkenen Besatzung mit sich fortzureißen, und als durch blutiges Gemetzel die römischen Soldaten erlegen waren, ließ er im innersten Hofe einen Spieß aufrichten für den Prokonsul Asinius Glabrio. Dieser ward herbeigeschleppt, doch er war schon todt, in Folge der gräßlichen Ueberraschung, wahrscheinlich durch Nervenschlag getödtet; aber Akiba ließ auch an dem Leichnam die Strafe des Spießens vollziehen. Dann ward vollends alles Leben hingewürgt in der Veste, selbst der Uhrwächter von seinem Thurme gestürzt, und nachdem der Rabbi durch diese für die heutige Zeit plumpe, für die damalige jedoch nach den Umständen sehr feine List, die Hauptfestung des Landes und mit dieser das Land zugleich erobert hatte, setzte er die Amazonenkönigin, welche niemand anders war, als

Bar-Kochba, auf den wieder aufgerichteten Thron und ließ ihm, als dem König von Israel, durch die Amazonen — lauter auserlesene, jugendliche Stammhäupter und Vornehme des Volkes — in dem blutgetränkten Saale die Huldigung leisten. Dann entzündeten seine Myrmidonen die rachezüngelnden Feuerzeichen auf den Bergen in der Nähe, von denen sie sich auf die entferntesten, von einem zum andern, fortpflanzten. —

Am Wasserthore des öden, meist in Trümmern liegenden Jerusalems' stand ein Häuschen, dessen Existenz nicht weit über ein Menschenalter hinausgehen mochte, und welches Jedem, der dieses Weges von draußen kam, trotz seiner Unbedeutenheit auffallen mußte, da es von all den Ruinen und Gebäuderesten der Straße sich dadurch auszeichnete, daß es bewohnt war. Sein Bewohner, ein alter Mann, dem man an Tracht und Haltung sogleich den christlichen Gemeindelehrer ansah, stand einige Wochen nach obiger Begebenheit um die Mittagsstunde an dem Fenster, welches das zu ebener Erde gelegene Hauptzimmer des Häuschens erhellte, und schaute und horchte mit gefalteten Händen und betrübtem Herzen in die Ferne. — »Es werden falsche Propheten auferstehen,« sprach er endlich, »und wenn sie Euch sagen werden, er ist draußen auf dem Felde, so gehet nicht hinaus, oder er ist in der Kammer, so gehet nicht hinein, und glaubet es nicht! Herr, dieses Dein Wort hat sich bewährt und nun erhebe Deinen starken Arm zum Schutze Deiner Gemeinde. Denn ein Betrüger ist aufgestanden unter dem Judenvolke, der sich für den Messias ausgibt und nun mit großem Anhange nach Jerusalem zieht. Schon hört man den Lärm und das Halloh seiner Schaaren jenseits des Thales am Thore; in kurzer Zeit werden sie hier seyn und so schalten, wie es überall im Lande geschehen. Denn die Heiden sind erschlagen worden, überall und alle die Christen mit ihnen, welcher man habhaft werden konnte. Ich bin sicher der erste Christ, dessen man hier ansichtig wird und vielleicht das erste Opfer, welches dieses Betrügers Anhang seinem Christenhasse darbringt. Aber wie Du willst, Herr, so geschehe es. Fern von mir sey Menschenfurcht, welche mich antriebe, ein Versteck zu suchen oder Dich zu verläugnen. Sie sollen keinen Augenblick über das in Zweifel seyn, was ich bin. Vielleicht ziehe ich ihren Grimm zum Heil der Gemeinde auf mich und sie halten mich für deren Oberhaupt und lassen sich an meiner Tödtung genügen.«

Bei diesen Worten that der Greis über sein schwarzes Gewand eine weiße Stola mit rothem Kreuz, so daß er ganz wie ein Kleriker der höhern Ordnungen aussah, obwohl er nur Diakonus war, und als er dies gethan, da flog die Thür auf und ein hübsches junges Mädchen, durch Erhitzung vom schnellen Laufen und eine eigenthümliche Begeisterung noch verschönert, eilte in die Arme des Alten. — »Vater,« rief sie kurzathmig, »ich habe ihn gesehen! Ach, wie schön ist er, wie herrlich! Wie strahlt bezaubernd sein Auge, wie funkeln die Sterne glorienartig um sein Haupt, wie königlich sitzt er auf dem Rosse, das nach dem Takte der Hymnen schreitet, die es umtönen! Vater, auch Du wirst erstaunen über die göttliche Schönheit des Jünglings, den ich von einem Pfeiler des Thores aus in der Thalbiegung nur einige Augenbicke gesehen habe, denn der Zug ist ganz nahe und kommt hier vorüber — horch, schon hört man die Sänger ganz deutlich — und Du wirst bekennen: ja, das ist ein wahrer Messias!« —

»Du meinst den Bar-Kochba, der ein Betrüger ist und weder ein rechtmäßiger König, noch ein Messias,« zürnte der Greis, die Begeisterte aus seinen Armen drängend. »Er ist ein gottloser Rebell, der neues Elend über Christen und Juden bringt, denn die Römer werden nicht säumen, schreckliche Rache zu nehmen für die blutige Empörung. Schäme Dich, Michaele, daß der Anblick dieses Menschen Dich erfreuen und zu Worten verleiten konnte, die weder der Christin, noch der Jungfrau ziemen!«

Michaele nahm von dieser Vermahnung keine Notiz, sondern sprang an's Fenster und rief: »Sie kommen, sie kommen! Vater, Du mußt dem neuen Könige und schönen Propheten huldigen, daß er uns gnädig sey, denn er ist der Herr und ihm gehören Leiber und Seelen seiner Unterthanen!«

Der Diakonus versuchte die Tochter loszureißen, aber sie klammerte sich fest an's Fenster und der Alte hatte nicht Zeit, ihre Hände loszumachen, denn der Zug schwenkte in die Straße ein und fesselte nun die Aufmerksamkeit des Alten. Den Zug eröffneten jüdische Krieger zu Fuß, stattlich gerüstet, doch Gepäck und Bürden von Hausrath auf dem Rücken schleppend und mit Weibern und Kindern untermischt, was den kriegerischen Eindruck schwächte. Ihnen folgten Reiter in den Rüstungen und mit den Waffen erschlagener Römer, an deren mancher noch das Blut ihrer ehemaligen Besitzer zu sehen war und von dem dermaligen Besitzer als Zeichen des Sieges recht zur Schau getragen wurde. Diesen folgten wieder Fußvölker, aber ohne die Beimischung jener vorangegangenen, und diesen wieder Reiter, gewaltige Männer in neuer jüdischer Nationalkriegstracht, die ohne Zweifel von Akiba geschafft worden war. Dieses Korps schien gar nicht enden zu wollen; es war ein Kernhauf, der nach unserer Eintheilung gewiß zwei Brigaden umfaßte, und man hätte kaum glauben sollen, daß die so lange des Krieges und der Kriegszucht entwöhnten Juden in kurzer Zeit eine so tüchtige Reitermasse stellen konnten. Minder gewaltig, aber nicht minder eigenthümlich zeigte sich die Schaar, welche den Reitern folgte, und die aus etwa hundert verschleierten Mädchen bestand, offenbar den angesehensten Familien angehörend, wie aus der Pracht ihrer Kleider hervorging. Sie trippelten, wohl sehr ermüdet vom Marsch, theils paarweise, theils zu dreien neben einander her, hielten Tophetim, die von Moses für seine Schwester Mirjam erfundenen silbernen Tambourins in der Hand, durch Anschlagen mit naßgemachten Daumen die dumpfen Töne erzeugend, oder das für Psalmenbegleitung eingerichtete Saiteninstrument, welches Githith heißt, und sangen dazu mit feinen und zarten Stimmen eine Hymne zu Ehren des neuen Königs von Zion, doch jede nach eigenem Rhythmus und in eigener Tonart, so daß sich das Ganze trotz der angenehmen Stimmen leider nicht anders ausnahm, als wie ein boshaftes Charivari. Gefolgt wurden diese unglücklichen Sängerinen von Priestern und Leviten, die eine Bundeslade

mit neuen Gesetztafeln trugen und ebenfalls sangen und musizirten, letzteres meist mit der Schofar, einer Art Klarinette, deren helle Klänge zuweilen durch den tiefern posaunenartigen Ton des Chazozeroth * unterbrochen wurden; um die Träger der Bundeslade gingen die Gesetzfreudigsten, ihre Stimmung durch wunderliche Sprünge und Gebärden kund gebend. Auf diese Schaar folgten 50 Reiter, prachtvoller gerüstet als die frühern, jugendkräftige Gestalten, mit ächt ritterlichen Manieren — wohl die 50 Amazonen jenes Mordabends in Bitter — und hinter dieser Nobelgarde sah man endlich die Helden des Tages, Bar-Kochba und seinen Waffenträger Akiba. Ersterer gewährte in der That einen überraschend schönen Anblick. Uiber den goldenen Kettenpanzer, an dem sich unten ein weißseidener Waffenrock schloß, hing ihm lose ein Purpurmantel mit reicher Goldstickerei: auf dem Haupte trug der königliche Jüngling ein kronartiges Golddrathgestell, an welchem an dünnen Fäden zwölf mit Edelsteinen verzierte Goldsterne hingen, die im Glanze der Sonne wunderbar funkelten und, da man die haltenden Fäden nur in der Nähe erkannte, für ein entfernteres Auge eine Glorie bildeten, deren räthselhafte Beschaffenheit den zauberartigen Eindruck dieser Erscheinung nur noch steigerte. Dabei strahlte Bar-Kochba's Gesicht in Huld und Leutseligkeit; sein Auge blickte mit Liebe umher; während Akiba dicht hinter dem Könige reitend, mit dem blanken Schwerte in der Hand eher einem Henker als dem Leiter und Berather eines milden Fürsten glich; seit jener Metzelei in Bitter hatte sich eine hyänenartige Blutfreude auf seinem ohnehin abschreckenden Gesicht eingenistet.

Als die Beiden dem Häuschen gegenüber sich befanden, dessen Bewohner manchen verächtlichen oder grimmigen Blick und manche Verwünschung von den Vorübergekommenen hatten erdulden müssen, gerieth der Zug in's Stocken, und während Akiba sein Roß seitwärts über Trümmerhaufen spornte, um die Ursache der Stockung zu erkundigen, fiel Bar-Kochba's Blick auf den alten Diakonus am Fenster, der in unwillkürlicher Ehrfurcht sein Haupt vor dieser glänzenden Königsgestalt entblößt hatte, und auf Michaelen, deren Auge im schwärmerischen Entzücken auf dem Herrscher ruhte und die ihre Hände wie anbetend gefaltet hielt. Bar-Kochba lenkte sein Thier dicht an das Fenster und fragte freundlich: »Wer bist Du, alter Mann?« — »Der Lehrer und Prediger der hiesigen Christengemeinde, Herr,« entgegnete der Alte, »die treu ihrem Gott und ihrer Obrigkeit dient, ohne Murren die Lasten trägt, die man ihr auferlegt und nichts dafür begehrt, als Duldung ihrer Religion und Schutz der Person und des Eigenthums.«

»Ein Priester der Christianer also,« ließ sich Bar-Kochba vernehmen. »Ihr seyd mir als Freunde der Römer geschildert worden, doch will ich Euch selbst beobachten und darnach richten. Uibrigens wird jeder gute Unterthan, mag er einem Glauben anhängen, welchem er will, meines Schutzes gewiß seyn.«

»So wirst Du Segen haben, hoher Herr,« sprach hier Michaele im Ton einer Prophetin, »und dies Land wird erbluhen und mächtig werden unter Deinem starken, milden und gesegneten Regiment. Durch Dich werden die Anhänger des alten und neuen Bundes ein einiges Brüdervolk werden, und dann mag Rom all' seine Legionen gegen uns schicken; ihre Macht wird an den Mauern des starken heiligen Jerusalem zersplittern!«

Bar-Kochba dankte für diese Huldigung nicht in Worten, sondern durch einen innigen Blick, der tief in des Mädchens Herz drang, und durch eine kleine Gabe, der des Gebers Gesinnung großen Werth verlieh. Sie bestand in einer silbernen Münze, deren Akiba einige hunderttausend hatte gießen lassen, und enthielt auf einer Seite einen Palmbaum, worunter eine Leier und eine Schwinge voll Trauben, und auf der andern unter zwei Schwertern und einer Posaune in sogenannter samaritanischer Schrift die Worte: truah tkiah, schborim, truah. * Michaele verschloß die Münze fest in ihre Hand und sank dann ohnmächtig zusammen. In dem Augenblicke sprengte Akiba heran, der indeß den Zug wieder in Gang gebracht, und zürnte dem Könige, daß er sich verunreinigt an den Ketzern. Mit Würde entgegnete Bar-Kochba: »Es wohnen gute Leute da in dem Häuschen, und sie sind nicht aussätzig. Sie sind die ersten Menschen, die ich in Jerusalem erblickte und ich that ein Gelübde, mit ihnen zu reden, so es anginge, und sie in meinen besonderen Schutz zu nehmen, so sie dessen bedürften. Soll ich mit den Steinen und den Schutthaufen reden, aus denen leider der Hauptsache nach meine Residenz besteht? Ich verbiete Dir also, diesen Leuten ein Haar krümmen zu lassen, ohne mein Vorwissen!«

So ritt der König, sich nicht kümmernd um den grimmigen Blitz aus dem Auge des Rabbi, in den Zug ein, der sich wieder in Bewegung setzte und von jetzt an bis zum Abende blos das Bild einer Völkerwanderung gab, da an 20,000 Menschen mit Karren und Heerden dem König in sein Salem gefolgt waren, um theils in demselben, theils in dessen Umgebung sich eine Wohnstätte zu gründen. Das Fenster des Häuschens war in dem Moment, da Michaele ohnmächtig hingesunken, verhangen worden und der theils zornige, theils bekümmerte Diakonus hatte keine Gelegenheit, den fernern Zug zu beobachten.

An dem Abende des ersten Sabbaths, den der neue König von Zion in Jerusalem erlebte, speiste er, um dem Volke eine Augenweide zu geben, mit allen seinen Räthen und Feldobersten in dem von zwei Seiten offenen Uiberrest einer untern Halle des Tempelgebäudes, die nach Möglichkeit verziert worden war, und durch Pechpfannen und Fackeln so erleuchtet wurde, daß dem

* Ein von Moses eingeführtes Instrument, das ursprünglich beim Aufbruch des Lagers geblasen wurde. Es bestand aus einer zwei Fuß langen, wenig bogenförmig gekrümmten Röhre und hatte am untern Ende eine Art Stürze. Luther übersetzt das Chazozeroth, welches mehr dem russischen Horn gleicht, ganz unpassend mit »Trompete«, indem weder Form noch Ton zu dieser Verdeutschung berechtigt. —

* Zu deutsch: Blase Schrecken, schmettre, blase! Diese Worte intonirt der Vorbläser Baal tokiah (Herr des Blasens) am Posaunenfeste, welches zur Erinnerung an die Einnahme von Jericho gefeiert wird, dessen Mauern beim Klange der jüdischen Posaunen zusammenstürzten.

darum gelagerten Volke, welchem der König den Abhub der Speisen reichen ließ, nichts verborgen blieb, was in dem luftigen Speisesaal vorging. Auch hier war der König der Glanzpunkt der Gesellschaft, welcher die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog, obwohl er keine um Volksgunst buhlende Blicke hinauswarf, sondern sich einzig mit seinen Tischnachbarn unterhielt. Freilich war der Gegenstand dieser Unterhaltung ernst und wichtig genug, denn er betraf die Maßregeln, welche gegen Rom zu ergreifen seyen, und da hatte der König einen Plan, der seiner Einsicht in die Zeitverhältnisse alle Ehre machte. Er wollte eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken an Hadrian schicken und das Vorgefallene durch die unerträgliche Tyrannei des Asinius Glabrio zu entschuldigen suchen. Er wollte sodann persönlich zum Kaiser gehen, ihn gegen Tribut und gegen Stellung einer jüdischen Legion unter römischen Offizieren um die Statthalterschaft über Judäa bitten, so daß er etwa mit den Herodiern in ähnlichem Verhältniß regiert hätte, und es war viel Aussicht vorhanden, daß auf diese Art der erste Sturm beschworen werden konnte, da der strenge, aber gerechte Hadrian nicht ländersüchtig war — (er hatte die römischen Eroberungen am Euphrat freiwillig aufgegeben) — und der Legionen im Kampf gegen die Dacier und andere mächtige Donauvölker dringend bedurfte; aber dieser Plan ward von dem fanatischen Kollegium einstimmig verworfen und auf Akiba's Antrag beschlossen, daß gegen Rom eine feindliche Stellung beibehalten, daß Gewalt mit Gewalt abgetrieben und Israel einzig durch Krieg vollkommen frei und unabhängig gemacht werde.

Während Akiba noch sprach, um seine unpolitischen Ideen zu entwickeln und seine unklugen Maßregeln anzuordnen, wobei er sich völlig als unumschränkter Diktator benahm, trat ein langer Hauptmann der Leibwacht hinter ihn und flüsterte ihm geheime Dinge in's Ohr. — »Was gibt's?« frug der König beleidigt, aber ehe er noch Antwort erhalten konnte, stürzte sich Michaele heran, warf sich am Sessel des Königs nieder, hielt die von Bar-Kochba erhaltene Münze empor und schrie in gellenden Wehlauten, auf den Rabbi deutend: »Gerechtigkeit und Rache gegen den Mörder meines Vaters, gegen den Höllengeist, der Dein Himmelslicht vergiftet!«

Flammendes Roth schlug dem Könige in's Gesicht und haften blieben seine Blicke auf dem Hauptmann, dessen geheimer Bericht ihm mit der Klage des Mädchens in Verbindung zu stehen schien, und der nun, sich steifend auf Akiba's Gunst, mit einer gewissen Suffisance vortrat und sprach: »Es betraf den christianischen Priester, mein König, den ich auf Deines Waffenträgers Befehl einen Kopf kürzer gemacht habe.«

»Rabbi,« rief Bar-Kochba, »Du bist zum Verbrecher geworden an meinem heiligen Gelübde und darum erkläre ich Dich für unrein auf sieben Tage und sieben Nächte; und weil Du,« wandte er sich an den Hauptmann, »Jemanden eines Kopfes kürzer gemacht hast ohne meinen Befehl, so bist Du mir gerade eines Kopfes zu lang geworden. Wachen, führt ihn zum Tode!«

Akiba erglühte wie ein Moloch, als man den zähneklappernden Delinquenten abführte, aber das Volk, von dem hinreißenden Schmerze Michaelens gewonnen, rief dem energischen Urtheilsspruche des Königs lauten Beifall zu, und der knirschende Rabbi, welcher die Fäden, woran er den König leitete, durch dessen Popularität sehr dünn werden sah, mußte sich bequemen, die Tafel zu verlassen und einen siebentägigen Arrest anzutreten. Als er fort war, ließ Bar-Kochba die leblose Michaele den Frauen seines Hofhaltes übergeben und ein plötzlich daher fahrender Sturm, der die Lichter verlöschte, zwang die Gesellschaft, auseinanderzugehen und gleich dem Volke mehr gesicherte Aufenthaltsörter zu suchen.

Bar-Kochba bewies sich gegen seinen Samuel zwar nicht als Saul, aber er war ihm auch nicht so unbedingt ergeben, wie der junge David, denn kräftig vereitelte er die Uibergriffe des gewaltthätigen Alten und wies seine Herrschsucht und seinen halsstörrigen Trotz in die gehörigen Schranken zurück. Oeftere Versuche Akiba's, den König sich wieder unterwürfig zu machen, indem er ihn in der Volksgunst zu verkleinern trachtete, dienten nur dazu, diesen in der Selbstherrschaft mehr und mehr zu befestigen, und den bösen Intriguanten, dem es nicht gelang, die klugen Rathgeber des Königs zu stürzen, immer mehr seines Einflußes zu berauben. So zog er sich denn grimmerfüllt von den Regierungsangelegenheiten und von dem Hofe ganz zurück, begab sich nach Jericho, wo er sich der Organisirung einer auf seine Kosten errichteten Armee widmete und bessere Zeiten abzuwarten beschloß, nämlich den Krieg mit den Römern, nach welchem er förmlich lechzte. Dann mußte nach seiner Voraussicht der Eroberer von Judäa, dessen Kriegstalent im Frieden nichts galt, faktisch wieder der erste Mann des Reiches werden und nichts war leichter, als in der Verwirrung und dem Getöse der Kriegsereignisse sich des Königs und seiner Anhänger zu entledigen.

Doch mußte er gar manchen Friedenstag in der verzehrenden Ungeduld verhaßter Ruhe verleben, ehe diese für seine Pläne günstige Zeit eintrat. Denn kein römisches Heer fiel ein, weil Hadrian zu dieser Zeit Kämpfe in Nordbritannien und in Mauritanien, besonders schwere aber an der Donau zu bestehen hatte, wo die ersten Bewegungen der nachherigen großen Völkerwanderung, welche das weströmische Reich zertrümmerte, sich zu zeigen begannen. Er konnte daher gegen die jüdischen Empörer einstweilen nichts unternehmen und Israel hatte Frieden und fing an aufzublühen und stark zu werden unter Bar-Kochba, dem Sternsohne, mit welchem in der That ein guter Stern über das Land aufgegangen war. Jerusalem erstand aus seinen Trümmern als eine neue Königsstadt, in welcher die Bestrebungen des Friedens sich mächtig regten; überall erhoben sich neue Dörfer und verjüngte Städte; der kriegerische Akiba setzte die Vesten Gaza, Joppe, Bitter und Jericho in Vertheidigungsstand und errichtete am See Kinnereth (dem galiläischen Meer) ein Standlager mit Kastellen nach römischer Art, welches einem von Damaskus her einbrechenden Römerheere den ersten Widerstand entgegensetzen sollte. Freilich schienen letztere Maßregeln dem Volke mehr zum Staate da, als von Nutzen zu seyn, denn eine gränzenlose Sicherheit hatte sich Aller bemächtigt; niemand glaubte an einen Krieg mit den

Römern, die man zu Folge lügenhafter Berichte als durch innere Streitigkeiten zerrüttet und tief gesunken betrachtete, und wer Sorgen über die nächste Zukunft äußerte, ward allgemein verlacht. Nur der König ahnete den nahenden Sturm, gegen den er außer den Kriegsrüstungen kein besseres Beschwörungsmittel wußte, als sich die Liebe des Volkes in so hohem Maße zu erwerben, daß Alle für ihn, den Einen, wie ein Mann stehen würden. Dies tröstete ihn in Etwas und noch bessern Trost fand er in der treuen schwärmerisch hingebenden Liebe seines Weibes, eines Mädchens von dunkler Abkunft, das, wie Einige behaupteten, der Tochter des Christianers zum Sprechen ähnlich sah, welche an jenem Abende in der Tempelhalle um Gerechtigkeit gegen Akiba gefleht hatte. — So vergingen dem neuen jüdischen Reiche beinahe sechs Jahre ohne eine Störung von innen oder von außen.

Da aber zeigten sich schwere drohende Wolken am nördlichen Horizonte. Kaiser Hadrian hatte endlich die Donauvölker überwältigt und sein bester Feldherr, Julius Severus, die Caledonier zum Frieden gezwungen. Diesen schickte der Kaiser im Jahre 133 mit zwei konsularischen Heeren * durch Kölesyrien nach Judäa, und er hätte mit dem Auftrage, die Rebellen zu vernichten, kein besseres Werkzeug betrauen können, denn Severus hatte bei dem allgemeinen Römermord in Judäa einen bei der dortigen Armee dienenden Neffen verloren, und persönliche, todtschnaubende Rachsucht mußte die Fittige seines Feldherrngenius auf's verderblichste für die Feinde beschwingen. Rasch zog er nun heran, umging die galiläischen Gränzbefestigungen auf Gebirgspfaden, die man für ein Heer als unwegbar betrachtet hatte, und brach in das innere Land ein, die überraschten jüdischen Heertheile zersprengend und durch gräuelvolle Verwüstungen überall lähmenden Schrecken verbreitend. Der selbst überraschte Akiba raffte Alles zusammen, was er fand, und zog mit überlegener Macht gegen das Gebirge von Ephraim, die Fortschritte der Feinde dort so lange zu hemmen, bis von Jerusalem aus ein anderes Heer den Römern in den Rücken käme, in welchem Falle dann ihr Schicksal nicht zweifelhaft gewesen wäre: und wirklich hielt er nicht blos die Römer auf, sondern warf sie in mehrtägigen Gefechten so derb in die Defensive zurück, daß seine Stellung auf der Bergfläche von Gilboa — demselben Felde, wo einst Saul mit dem ritterlichen Jonathan gegen die Pelischthim geblieben war — den Römern sehr gefährlich wurde. Doch auch hier umging Severus die Juden, gegen welche er von vorn nichts ausrichtete, im Rücken, und zertrümmerte sie durch den nun folgenden Doppelangriff dermaßen, daß das ganze Heer sich auflöste, in der Flucht aufgerieben wurde, und der betäubte Akiba nur mit der Kernreiterei in das südliche Land sich zu retten vermochte. Jetzt konnte Severus mit ungetheilter Macht dem Heere entgegen gehen, das unter Bar-Kochba's persönlicher Führung heranzog. Bei Mitzpah trafen beide auf einander. —

* Vier Legionen, jede damals zu 6000 Mann Fußvolk und 400 Mann Reiterei, im Ganzen also 25,600 Mann, ohne den Troß. Die Legionsinfanterie theilte man in 10 Kohorten (Regimenter), jede Kohorte in 3 Manipeln (Bataillone), jeden Manipel in zwei Centurien (Kompagnien), die sämmtliche Reiterei in 10 Turmen und jede Turme in 3 Decurien.

Jerusalem lag am Morgen dieses Tages still und öde, als wäre es unbewohnt, denn alle Männer und Jünglinge der Stadt hatten sich dem Heere des geliebten Königs angeschlossen, und die Alten und Schwachen blieben in ihren Häusern verborgen, aus Furcht und banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die Thore standen offen, die Mauern waren unbesetzt, denn wer hätte diese wie jene decken und vertheidigen sollen? Nur selten zeigte sich auf den Straßen ein menschliches Wesen; aller Verkehr war erstorben; Handel und Wandel hatte aufgehört; auf die thörichte Sicherheit war die tiefste Entmuthigung gefolgt, und selbst das Heer des Königs mit mehr Hingebung als Siegesvertrauen ausgezogen. Besonders öde lag die Straße, welche nach dem Wasserthore führte und wo, in geringer Entfernung von dem Häuschen des Diakonus, ein Winterpalast für die Königin und ihre Frauen erbaut worden war. Von diesen Frauen, wie von den Dienern und Wächtern war niemand zu sehen; Alles hatte sich zurückgezogen, als scheue es die Berührung von Luft und Licht. Nur das platte Dach des einstöckigen Gebäudes zeigte unter einem Baldachin, der an der Thorseite angebracht war, eine schöne Dame in köstlichen Gewändern und mit einem blitzenden Diademe in den Haaren, die sich nicht aus Furcht verstecken mochte, sondern in liebender Besorgniß betend, hoffend und zagend hier verweilen und die Straße von Mitzpah im Auge behalten wollte, um zu sehen, ob ein Bote käme vom Heere, denn Bar-Kochba hatte ihr Nachricht zugesagt, sobald sich etwas Wichtiges ereignet. Diese Dame war nämlich die Königin selbst, und da ihr der Gemal nicht erlaubt hatte, die Stadt zu verlassen, so wollte sie seine Rückkehr hier erwarten, mochte sie noch so lange dauern und demnach bewachte eigentlich sie allein an diesem Tage den Theil dieser Stadt und der Umgegend, welchen sie zu überschauen vermochte.

Gegen Mittag kam ein Reiter auf der Straße von Mitzpah dahergesprengt, der am Palaste angelangt, hinaufrief, daß er mündlich ausrichten solle: »die Römerschlacht habe so eben bei Mitzpah begonnen und bald zu Anfang derselben sey die römische Reiterei von der jüdischen zersprengt, darauf aber ein Manipel der Adlerkohorte niedergehauen worden.« Nach Ausrichtung dieser Botschaft entfernte sich der Bote schleunigst wieder, wahrscheinlich, um bei der Vertheilung der Siegesbeute nicht zu spät einzutreffen, und dieser Bericht, so wenig er eigentlich enthielt, worauf eine feste Hoffnung gegründet werden konnte, war für die Königin während dieser peinlichen Stunden die einzige Stütze, welche ihr die Ungewißheit, das fürchterliche Schwanken zwischen Hoffnung und Besorgniß, zwischen frohester Erwartung und schwärzester Ahnung etwas weniger fühlbar machte. Aber die Qualen dieser Kontraste nahmen zu von Stunde zu Stunde, denn kein zweiter Bote erschien und die nagenden Zweifel begannen tiefer einzufressen in die Hoffnung auf Siegesglück, und die Gespenster der Furcht waren beschäftigt, ihre schwarzen Schleier immer dichter zu schlagen um die gemarterte Seele. Der Königin Blick blieb von

den spätern Mittagsstunden an ohne Verwenden auf den äußersten Punkt der Straße gerichtet, welchen sie noch zu erkennen vermochte; ihr Auge sah dabei aus wie halbgebrochen; ihre Gestalt lehnte reglos am Geländer; man hätte glauben sollen, die Qualen der Ungewißheit hätten bereits ihr Leben vernichtet, wenigstens das mit freiem Bewußtseyn gepaarte. Da belebte sich ihr Auge wieder und blickte schärfer kurz vor dem Eintritt der im Morgenlande nur kurzen Dämmerung; ihre Gestalt richtete sich auf, denn auf dem äußersten Punkte der Straße ward etwas Bewegliches sichtbar, das im Näherkommen sich als einen Reiter erkennen ließ, der in rasender Eile heranjagte. Das war ein Bote vom Schlachtfelde, das war ein Siegesbote, den der König abgesandt, während er mit dem Heere selbst die geschlagenen Feinde, den Sieg vollkommen zu machen, verfolgen mußte; denn wären die Juden geschlagen worden, so hätten sie sich wohl alle nach der befestigten Hauptstadt geflüchtet und würden so selbst die Boten ihrer Niederlage geworden seyn. So dachte die Königin und verließ das Dach und begab sich, ohne eine ihrer in den hintern Gemächern befindlichen Frauen zur Begleitung mitzunehmen, in eine Halle des Erdgeschoßes, dort den Siegesboten zu empfangen. Er trat bald ein, tief in einen Mantel gehüllt, der nichts unbedeckt ließ, als einen römischen Helm, wie ihn damals viele jüdische Krieger trugen. Der Mann schien so erschöpft von gewaltiger Anstrengung, daß er nicht zu sprechen vermochte, denn er blieb stumm an der Thürpfoste lehnen.

»Sage nur ein Wort, guter Bote,« rief die Königin, deren Herz laut schlug an der Schwelle der Entscheidung, »nur das Wort »Sieg« und ich erlasse Dir die genauere Mittheilung bis zu dem Moment, da Du ausgeruht seyn wirst.«

»Sieg!« rief der Vermummte mit seltsamer Betonung. »Sieg der gerechten Sache, durch den die Christenmörder vollkommen vernichtet und die Stützen des falschen Messias mit ihm selbst erschlagen wurden!«

Ein lauter Schrei gräßlichster Uiberraschung ertönte aus dem Munde der Königin und sie stand, ein Bild zermalmendster Verzweiflung, dem schrecklichen Boten gegenüber, der vielleicht erwartete, sie in Ohnmacht fallen zu sehen. Aber es gibt Schrecknisse und Schmerzen, die zu riesig sind, als daß sie eine wohlthätige Ohnmacht in ihr weiches Thränentuch hüllen könnte; es gibt Jammerstimmen, die zu laut und schneidend ausbrechen, als daß sie der Seele einen kurzen bewußtlosen Schlaf gestatteten. So auch hier, die arme Königin mußte lebendig bleiben, obgleich ihr Heil, ihr Frieden, ihr Glück, ihr besseres Selbst todt war; sie mußte Kräfte, Bewegung, Bewußtseyn behalten, obwohl sie sich gelähmt fühlte bis in's Innerste der Seele.

»Ja,« fuhr der Behelmte fort, wohl verwundert über der Königin Festigkeit, »das Reich des Trugkönigs hat sein Ende gefunden mit ihm und nun naht der das Gericht, welche ihm anhing, nachdem sie abtrünnig geworden war ihrem Glauben und ihrer Ehre. Ahnest Du nicht, wer Dir das nahende Strafgericht verkündet? So schaue her!«

Er ließ den Mantel fallen und nun sank die Königin in die Kniee vor dem Furchtbaren und schrie: »Vater, Vater, Du lebst!« mit einer Stimme, in welcher der Schmerz der Gattin, welche ihr Theuerstes verloren, mit der Freude der Tochter, welche den todtgeglaubten Vater wiederfindet, auf erschütternde Weise verschmolzen war, was jedoch auf den argen Schreckensboten durchaus keinen Eindruck zu machen schien.

»Ja, ich lebe, durch ein halbes Wunder damals gerettet aus den Klauen der Mörder,« sprach der römische Kriegsknecht, der niemand anderer war, als der alte Diakonus aus dem Häuschen am Wasserthore. »Ich entfloh aus dem Bereich des falschen Messias, trat dann mit andern geflüchteten Christen in das Heer des gerechten Severus, um persönlich die Macht des Antichrists bekämpfen zu helfen, und der Himmel begünstigte mich und ließ mich unversehrt bleiben in der Schlacht und ich lebe noch, um der Abtrünnigen den Zorn der ewigen Gerechtigkeit zu verkünden!«

Hier erhob sich Michaele, und die Schmähungen schienen ihr einen Theil ihrer natürlichen Kräfte wiedergegeben zu haben, denn mit größerer Ruhe entgegnete sie: »Ich sollte dem christlichen Vater, der sein graues Haar durch den Helm der heidnischen Roma beschimpft hat, kein Wort mehr gönnen. Aber damit Du erkennst, wie ungerecht Dein Betragen gegen mich und gegen den armen Bar-Kochba ist, der während seines Regiments die hiesige Christengemeinde nach Kräften schirmte und unterstützte, also daß die Mehrzahl der christlichen Jünglinge mit ihm auszog zum Kampfe gegen die Heiden, so erfahre ein Geheimniß, das ich sonst mit mir in's Grab genommen hätte. Deine Michaele ward nicht abtrünnig, weder ihrem Glauben noch ihrer Ehre, und sie war nicht die Dirne des jüdischen Königs, sondern das Eheweib des christlichen Herrschers, der sein Volk beglückte. Leider lebt der gute Pater Cyriak nicht mehr, der in geheimer Kammer um Mitternacht das heilige Taufwasser goß auf des Jünglings schönes Haupt und der das Band um unsere Hände knüpfte, wodurch ich zum glücklichsten aller irdischen Weiber ward. Der edle Bar-Kochba hatte im Sinne, sein ganzes Volk in die gesegneten Gefilde des neuen Bundes zu führen, wenn auch erst in den folgenden Generationen, aber es sollte nicht seyn und nun ich mich und den armen Bar-Kochba, mein Leben, meine Liebe, meine Welt, mein Alles gerechtfertigt, habe ich mit dem römischen Kriegsknecht nichts mehr zu reden. Hebe Dich also von dannen und führe Deine heidnischen Genossen heran, den Uiberrest des Reiches mit ihrer Königin zu vernichten.«

Da sank der Alte in die Knie und rief, erschüttert in den Tiefen seiner Seele: »Verzeihe, Du Hohe, Reine, die ich geschmäht habe in thörichter Verblendung! Vergib, denn mir beginnt von einem armen Sünder zu träumen, der eben abgethan werden soll, verurtheilt durch Michaele und den guten Bar-Kochba! Und da ich Dich nun also erkannt in Deiner Tugend und Würdigkeit, so nimm, was wir tragen können bis an's Meer, bis Cäsarea, wo ein Schiff liegt, auf welchem wir aus diesem unglücklichen Lande entfliehen! Denn bald, vielleicht in einer Viertelstunde schon, sind die Römer hier, die den Juden allen Rückzug nach der Hauptstadt abgeschnitten haben und denen ich einen kleinen Vorsprung abgewann durch fast übermenschliche Anstrengung. Fliehe mit mir, denn es däucht mich, ich höre schon das Wuthgetöse der heranströmenden entmenschten Sieger!«

»Auch ich höre es,« entgegnete Michaele, auf deren bewegte Züge sich eine feierliche Ruhe senkte, »aber Du scheinst zu vergessen, daß ich die Königin von Zion bin, die Mutter der Unterthanen meines Bar-Kochba, die mit ihren Kindern jedes Geschick theilen muß, Lust und Leid, Wohlseyn und Verderben. Darum muthe mir nicht zu, mit Dir zu fliehen, denn wie vermöchte ich der Schmach zu entfliehen, meine Kinder im Elend unmütterlich verlassen zu haben?«

»Komm, komm, geliebte Tochter,« drängte der Greis ihre Knie umklammernd. »Du kannst das Loos der armen Bewohner Jerusalems nicht ändern. Willst Du denn im Triumphzuge des Severus zu Rom schmachvoll die Hauptfigur bilden oder, was noch entsetzlicher wäre, der brutalen Rohheit der Sieger zum Opfer fallen?«

»Sey ohne Sorgen,« sprach die Königin, sich sanft losmachend aus der Umschlingung der väterlichen Arme; »zu diesem Aeußersten kömmt es nicht. Mein Bar-Kochba wird mich schützen vor jedem Gräuel und dann aus dem verwüsteten alten Jerusalem, das nicht mehr erstehen soll in der alten Herrlichkeit, mich in das neue himmlische Zion führen, wohin mir alle meine christlichen und jüdischen Kinder folgen werden, die der Römerwuth erlagen. Horch,« setzte sie nach einigem Schweigen hinzu, »der verhängnißvolle Augenblick naht. Die wüthenden Legionen, Fackeln und Mordbrände um sich schleudernd, ergießen sich in die Straßen der Stadt; das Getöse und Geheul nimmt zu mit jedem Athemzuge und siehe, da drüben wirbeln bereits Flammensäulen empor aus dem Oelmagazine, die ganze Straße erleuchtend mit blutigem Lichte. Das ist meine Hochzeitsfackel, denn jetzt werde ich meinem Bar-Kochba das zweite Mal vermählt mit Glanz und Pracht, da unsere erste Trauung so heimlich und still war. Vater, begib Dich nun zu Deinen Kameraden, denn wenn eine vor Wuth halb erblindete Schaar in diesen Saal dringt, so könnte sie Dich leicht für einen jüdischen Krieger halten.« —

»Ich bleibe,« rief der Greis, einsehend, daß die Flucht Michaelens nunmehr unmöglich geworden, mit der Stimme eines Zermalmten, und stellte sich, sein Schwert ziehend, mitten in den von dem Mordbrande grell erleuchteten Saal. »Ich bleibe und vertheidige Dich bis zum letzten Athemzuge. Vielleicht fügt es der Himmel, daß christliche Krieger hier eindringen, und dann sind wir dennoch gerettet.«

»Möge Dich Gott retten, mein Vater,« entgegnete Michaele, die wie eine verklärte Gestalt des Jenseits in dem Feuerscheine stand, und deren Auge in überirdischem Glanze zu leuchten begann. »Ich bin schon gerettet, denn siehst Du nicht die Retter kommen hoch über die Feuersbrunst daher? Erkennt Dein Gesicht nicht eine unter den glänzenden Gestalten, die so eben hereinschweben? Ich erkenne Alle und nur Einen vermisse ich. Doch da erblicke ich meines Bar-Kochba goldblondes Haar, da seinen unwiderstehlichen Blick, da auch aus dem Nebel hervortretend seine anmuthige Gestalt! Ha, Du bist ganz, Stern von Zion! Nimm mich — ich komme — Vater — wie selig macht — sein Kuß!!« —

Sie breitete die Arme aus und schwankte, und als sie der heranspringende Vater auffing, da zuckte sie noch einmal, die liebliche Frau, und war dann todt. Ihr Herz war gebrochen durch den unendlichen Jammer der letzten Stunde und der Todesengel hatte unter der freundlichen Gestalt ihres Gatten ihr das Leben schmerzlos hinweggenommen in seinem sanftesten Kuße. —

»Sie ist todt, die Hohe, Reine, die ich gelästert, die ich habe morden helfen durch meine Vorwürfe,« heulte der Greis auf in unsäglicher Verzweiflung. »Und ich sollte fürder noch leben? O Herr, Herr, das verlange nicht von Deinem unwürdigen Knechte, der Dir ja doch nicht mehr dienen kann, da seine schlechte Zunge nicht mehr würdig ist, Deine Lehre zu verkünden. Verzeih um dieser Seligen willen, daß ich eine Spanne Zeit eher komme als Du willst, und Du Michaele, warte, warte, daß ich Dich noch einhole auf dem Wege in's Jenseits!« —

Hier durchbohrte er sich mit dem Schwerte und starb, wenigstens im Sinne des Alterthums, seines Helmes würdig, d. h. mit altrömischem Muthe. —

Julius Severus eilte nun, nachdem er die Herrschaft des neuen Königs von Zion vernichtet und Jerusalem nebst dem umliegenden platten Lande mit Feuer und Schwert zur Wüste gemacht, die Vesten zu erobern, welche noch von Juden besetzt waren. Die Meisten fielen im ersten Anlauf, aber blutig und verzweifelt vertheidigten die Juden ihren letzten Hort, den Herd der ganzen Revolution, die Veste Bether, denn in diese hatte sich der grimme Akiba geworfen, welcher seine Mannschaft zu dem Feuermuthe des Todes zu begeistern wußte Doch auch er mußte endlich erliegen; die Römer erstürmten die Veste und vergebens suchte Akiba im letzten Verzweiflungskampf seinen Tod. Er ward lebend gefangen und büßte seine That auf schauerliche Weise, denn er ward an ein glühend gemachtes Eisenkreuz genagelt. — Mit seinem Tode endete jeder fernere Widerstand und das Land war dem römischen Adler wieder unterworfen, Kaiser Hadrian aber verbot den Juden ohne Ausnahme den Besuch Jerusalems, das die Römerstadt Aelia Hadriani wurde, bei Lebensstrafe.

Rabbi Akiba gilt den Juden heut noch als Märtyrer, dessen Andenken sie verehren, und dies kann der unparteiische Geschichtsforscher um so weniger billigen, als sie den lichten Gegensatz jenes finstern Dämons, den armen Bar-Kochba, verdammen, als die Hauptursache jenes Verbotes betrachten und bis auf den heutigen Tag nicht mehr Bar-Kochba, Sohn des Sternes, nennen, sondern Bar-Cosba, Sohn der Lüge. —

Der erste Opiumraucher.

Eine Humoreske.

»Nimmermehr,« rief vor gerade zweitausend Jahren der tiefsinnige chinesische Philosoph Jen-fu aus, »nimmermehr kann der Kreis viereckig seyn, und eben so wenig kann jemals das vom Himmel abstammende schwarzhaarige Geschlecht Hams sich ändern. Was ist, das ist, und bleibt so bis in die spätesten Zeiten.«

Dennoch änderte sich der Lauf der Natur und Jen-fu erwies sich als falscher Prophet, wie wir gleich sehen werden.

Ein vortrefflicher Mann war der alte Hing, ein achtbarer Bewohner des Dorfes Feuerstrom am Fuße der Klageberge. Er besaß hier eine ungemessene Menge Aecker Landes, auf denen er Waizen, Mais und Zuckerrohr baute. Für einen so gut gestellten Mann war der alte Hing nicht sonderlich heiratslustig. Er hatte in der That nur fünf Weiber und ein Sklavenmädchen, die, sobald sie das dreizehnte Jahr erreicht hätte, sogleich zu der ehrenvollen Stelle der sechsten Frau befördert werden sollte. Seine »Perlenschnur« war klein, d. h. er hatte nur zwei Söhne; zwei allerliebste Töchter, oder »goldene Lilien«, wurden blos als Bürde betrachtet.

Wunderbar wäre es wirklich gewesen, wäre dieser würdige Mann nicht gediehen. Seine Vorfahren hatten nicht nur über den Ort des Hauses die Orakel befragt, sondern sogar den Grundstein unter dem Einfluße des Sternes der Gerechtigkeit gelegt. Uippige Büsche zierlichen Bambus und ehrwürdige Baumwollbäume beschatteten das Haus gegen die Morgensonne, während der Grund ganz allmälich von der Hinterthür sich zu den Feldern hinaussenkte und dem Einströmen des Reichthumes nicht das mindeste Hinderniß entgegen stellte. Eben so sorgfältig waren die Ahnen in Betreff der inneren Ausstattung gewesen, und hatten sich streng an das altgebräuchliche Herkommen gehalten. Uiber der Thür war mit goldenen Buchstaben auf hellrothem Grunde geschrieben: »Friede und Glück Allen, die aus- und eingehen«. Zur Rechten der Thür war eine Nische in der Mauer, wo Nachts und Morgens den Göttern Stecken brennenden Weihrauchs geopfert wurden. An den Wänden des Empfangzimmers hingen zahllose Zauber, und der Ku-tong-king, oder alte eherne Spiegel zur Vertreibung böser Geister, nahm einen auffallenden Platz ein. Am Kopfende jedes Bettes waren geweihte Münzen aufgehangen, berühmt wegen ihrer Wunderkraft gegen Gespenster. Endlich ward die gute alte Gewohnheit, einen Zauberpfirsich über die Thür zu nageln, in diesem tugendhaften Hause nie vernachläßigt.

Der alte Hing war Dorfältester, als solcher hatte er oft Streitigkeiten zwischen seinen Nachbarn zu schlichten und da nie jemand gegen seinen Ausspruch Einwendungen machte, hatte er bedeutenden Einfluß erlangt. Während er am Abende nach seiner Gewohnheit unter dem Schatten eines Baumes saß und die reichen Aecker vor sich betrachtete, hatte er häufig Gelegenheit, von den Dorfleuten zu erfahren, in welcher allgemeinen Achtung er stand. Die Uiberzeugung von seiner Größe bewog ihn, seinen ältesten Sohn für den Staatsdienst zu bestimmen, damit derselbe die Ehre seines Namens fortpflanze. Zur Vorbereitung wurde der Jüngling zu einem ausgezeichneten Professor geschickt, der ihn für die nächste öffentliche Prüfung schulen sollte. Hing-pu, so hieß Hings ältester Sprößling, war solcherweise drei Jahre von seiner Familie abwesend gewesen, während welcher Zeit er reißende Fortschritte in den Studien machte. Nun kehrte er zu Besuche unter sein väterliches Dach zurück. Von seinen Verwandten gehätschelt, von den Nachbarn hochverehrt, ließ er doch nicht an Eifer nach in Verfolgung der Wahrheit. Einen Band des weisen Konfucius, oder eine Abhandlung von Mencius unter dem Arme, wanderte er in das Feld hinaus, zu studiren. Die spitzfindige Lehre des Buddhismus und die Entdeckungen des Astronomen Tschang waren ihm gleich geläufig; und mochte er über der Theorie von der Seelenwanderung nachgrübeln, oder den volksthümlichen Lehrsatz beweisen, daß die Erde viereckig und China ihre Mitte sey, umgeben von wenigen kleinen, mit spärlichen, halb barbarischen Bewohnern bevölkerten Inseln: immer lebte die Uiberzeugung in ihm, er sey bestimmt, ein Kind des Ruhmes zu werden. Wie es kam, daß diese frühzeitige Bestimmung zur Größe nie in Erfüllung ging, blieb unerklärt; man muß jedoch befürchten, daß Hing-pu durch Unterlassung von Opfern an Kwei-sing, den Geist des Polarsternes und Beschützer der Gelehrsamkeit, die Gunst dieser Gottheit, ohne die kein Studierender je gelehrt zu werden hoffen darf, verscherzt hatte.

Unter einem schattenden Baumwollbaume, vom kühlen leisen Südwinde gefächelt, vergnügte sich Hing-pu damit, zu ruhen und ungestört die Süßigkeiten der Literatur zu genießen; der Rasen war eben und weich und Hunderte von großen rothen Blüthen schüttelten auf langen Stengeln ernst in feierlicher Würde ihre Häupter, als hätten sie an seinem weisen Tiefsinne theilgenommen. Nun war aber der Student cholerischen Temperamentes und als er an einem ereignißvollen, nie zu vergessenden Tage sich einst vergeblich abgemüht hatte, ein sehr verzwicktes metaphysisches Problem zu lösen, ließ er sich, uneingedenk der Schicklichkeit und des Konfucinsschen philosophischen Princips, hinreißen, in seiner Ungeduld eine Anzahl Blumen mit der Wurzel herauszurupfen. Kaum hatte er die That verübt, so befiel ihn Scham und Reue über seine Heftigkeit. Indem er über die Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung moralisirte, betrachtete er eben halb unbewußt die angerichtete Verwüstung, als er aus den geknickten Stengeln einen milchigen Saft quillen sah, der einen eigenthümlichen angenehmen Duft aushauchte. Hing-pu wußte nicht, daß er das Opium entdeckt hatte.

Neugier bewog ihn zu kosten, und bald war ein guter Theil des Saftes über seine Lippen gegangen. Noch einmal kostete er davon und entschlief. Er träumte so süße Träume, daß das Aufwachen ihm höchst unangenehm war. O Götter und Dämonen! Warum erwachte er?

Tag für Tag kehrte Hing-pu zur selben Stelle zurück, brach Blumen ab und schlürfte ihren Saft, so daß in kurzem nur wenige Pflanzen übrig geblieben waren. Nun sammelte er die getrockneten Stengel, trug sie heimlich nach Hause und bewahrte sie in seinem Zimmer auf. Sorgfältig verhehlte er seine Entdeckung vor seiner Familie. Nun geschah es eines Tages, daß die geschäftige Mutter in der Küche einige trockene Stengel zum Feueranmachen brauchte; sie erinnerte sich, deren im Hause gesehen zu haben, sandte ihren jüngern Sohn Hing-li nach Hing-pu's Zimmer, sie zu holen und die kostbaren Mohnstengel standen alsobald in Flammen.

Der Zufall führte in demselben Augenblicke Hing-pu in die Küche und er sah seinen Bruder mit Entsetzen eben beschäftigt, die dürren Stengel zur lichten Lohe anzublasen.

»Kwei-tse, Du Sohn des Teufels,« schrie er und schlug das Kind. »Schmach komme über Deine Mutter; Du hast meinen Mohn verbrannt.«

So abscheulich diese Schmähung uns Europäern vorkommen mag: in China ist sie eine ganz gewöhnliche;

Mann, Weib und Kind rufen sie jeden Augenblick, gelte es nun Kummer, Freude, Ueberraschung oder Zorn auszudrucken. Doch um bei der Geschichte zu bleiben: dicke Rauchwolken qualmten von den Mohnstengeln empor und Hing-pu's Wuth legte sich. Sein Bruder trocknete sich die Thränen und fiel in Schlummer, Mama wurde plötzlich ungemein heiter, und lachte und sang, zur großen Verwunderung der Sklaven, die ein solches Ueberspringen aller Schicklichkeit gar nicht begreifen konnten und Hing-pu schrieb mit Kohle Oden an die Wand der Küche. »Heiyah!« rief der Koch, »wie wunderbar!« Der Koch selbst wurde aufgeregt und verwünschte seine Mutter und die andern Sklaven wurden lärmend. Eine höchst leckere Schüssel, nichts geringeres als junge Frösche in Oel geschmort und mit Lotusschnitzen und Wallnuß angerichtet, ging zu Grunde, der Waizenkuchen verbrannte und dem alten Hing wurden unreine Eßstäbchen vorgelegt.

Der allgemeinen Verwunderung über diese Vorfälle, welche Po-si, die Amme, der Heimsuchung durch einen bösartigen, in den Klagebergen hausenden Kobold zuschrieb, folgte Kummer und Bestürzung, als Hing-pu darauf bestand, daß aller Mohn auf dem ganzen Landgute eingeheimst werde. Was konnte er damit thun wollen? Noch immer hatte der Student sein Geheimniß nicht verrathen. Der alte Hing riß sich eine Handvoll Bart aus, fastete einen ganzen Tag und berieth sich mit Tschang dem Schulmeister, ohne jedoch über seines Sohnes geheimnißvolles Beginnen klüger zu werden. Amme Po-si schüttelte ihr ehrwürdiges Haupt; sie wußte, was sie wußte. Hätte man ihren Rath früher schon befolgt und den San-keo-fu, einen dreieckigen Talisman, um seinen Hals gebunden, so konnte ihn der böse Geist nicht ergreifen. Vergeblich redeten Alle auf ihn ein: weder des Vaters Worte, noch der Mutter Thränen hatten den mindesten Erfolg. Eben so vergeblich waren aber auch seine Betheuerungen, er sey bei gesundem Verstande, und als er, erbittert über den Widerstand gegen ein gemäßigtes Begehren, den zitternden Kastner beim Zopfe erwischte und ausrief: »Sohn des Teufels, wirst Du den Mohn bringen?« stürzte Alles nach der Thüre und man sandte um Gau, den buddhistischen Priester, der so berühmt war seines Geschickes in der Magie und seiner wirksamen Zaubersprüche wegen.

Bei der Ankunft des heiligen Mannes wurde Hing-pu genau befragt; er weigerte sich hartnäckig, Antwort zu geben, bis er sah, wie sehr er seine Eltern betrübte. Gau sprach in geheimnißvollen Worten ein mächtiges Anathema und untersuchte dann Augen und Hände des vermeintlichen Wahnsinnigen. Hierauf schrieb er mehre magische Zeichen auf eine Zinkplatte und zog die geweihte Schildkröte hervor, die er in mysteriösem Schweigen befragte. Dreimal warf er sich nieder, berührte jedesmal die Zinkplatte mit der Stirn, und sprach einen andern Zauberspruch; endlich erklärte er den angsterfüllten Verwandten und Umstehenden, daß er nun über Hing-pu's Krankheit ganz im Klaren sey. »Huen-tau, der Gott, der auf dem Tiger reitet, ist beleidigt worden, und hat einem bösen Geiste erlaubt, in den Jüngling zu fahren.«

Tief prägte sich die Wahrheit dieses Ausspruches allen Gemüthern ein, als der Student mit lauter Stimme rief: »Mögest Du als falscher Priester und Lügner im Kerker sterben!«

Der Ehrwürdige nahm geduldig diesen Schimpf hin, als unbeleidigende Faselei eines Irrsinnigen und befahl dann, an der nach Mittag gerichteten Wand des Zimmers ein Bildniß der beleidigten Gottheit aufzuhängen und ein Opfer von Sandelholzweihrauch und einem Spanferkel zu bringen. Er selbst wartete, bis alles das mit gebührender Feierlichkeit geschehen war und jedermann das Zimmer verlassen hatte, weil es doch unschicklich wäre, einem Gotte beim Speisen zuzuschauen. Der Priester zog sich mit dem alten Hing zurück, eine Pfeife zu rauchen und eine Tasse Thee zu trinken, während er den Erfolg der Zaubersprüche und Opfer erwartete. Der arme alte Mann war geschwätzig und mittheilsam über seines Sohnes Unfall, und der Priester, von Natur barmherzigen und theilnehmenden Gemüthes, eiferte ihn in freundlichster Weise an, fortzufahren. Mit welcher musterhaften Weichherzigkeit und Sanftmuth unterrichtete sich der Buddhadiener allmälich über den Fall! Hing-pu wollte sich ohne Mohn nicht zufrieden stellen. Ach das war allerdings beklagenswerth, aber doch durfte man noch das Beste hoffen. Nach einiger Zeit kehrte der Priester in das Zimmer zurück, wo das Opfer gebracht worden war, und erklärte sich selbst mit dem Erfolge äußerst zufrieden. »Die Gottheit ist besänftigt,« sagte er, »und der Jüngling wird nicht mehr leiden. Lasset ihn den Mohn haben.«

Mit welcher Freude umarmten die überglücklichen Eltern ihren Hing-pu, der augenblicklich, als er große Trachten Mohn hereinschleppen sah, beruhigt war. Der gelehrte und heilige Gau ward reichlich belohnt, und sein Ruhm breitete sich viele Meilen weit aus.

Wir wollen den Leser nicht mit einer weitschweifigen Erzählung belästigen, wie Hing-pu eine Zeitlang getrocknete Mohnstengel rauchte, bis er, als der Vorrath unzureichend wurde, auf ein Mittel sann, seinen Geschmack mit weniger Aufwand von Material zu befriedigen. Die Bemerkung genüge, daß er nach vielem Sinnen und Versuchen die Entdeckung machte, wenn er in die lebende Pflanze Einschnitte mache und den an der Luft verdickten Saft sammle, erhalte er eine weit größere Menge ungleich stärkeren Stoffes, als von den bloßen Stengeln. Ebenso zwecklos wäre es, ausführlich zu erzählen, wie einst der Sklave Ying plötzlich Hing-pu beim Rauchen überraschte und mit Staunen und Verwunderung die Wirkung des Mohnsaftes gewahrte, wie er dem Koche erzählte, was er gesehen, und die strahlenden erweiterten Augen, die glückselige Stimmung des jungen Herrn beschrieb. Genug, die wundervolle Entdeckung wurde ruchbar, und verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch das Dorf Feuerstrom, wo man bald an nichts anderes dachte, als an's Opiumrauchen.

Hing-pu's Gefühle darüber gehen aus folgendem Briefe an seinen Präceptor, Dr. Wang-li-king, in Nanking, himmlische Weisheitstraße, hervor.

»Möge der höchstgelehrte Dr. Wang-li-king noch tausend Jahre leben! Von seinem beschränkten jüngern Bruder und Zögling Hing-pu, der neunmal sich zur Erde werfend, ehrerbietig dies an der Tafel seines Ruhmes abgibt.

Drei Monde sind vergangen, o vortrefflicher Mann, der Pfirsichbaum hat geblüht und ist kahl, seit der Strahl Eurer Augen auf mich Demüthigen geleuchtet.

Dem blinden Bettler gleich tappte ich ohne Führer meinen Weg; wie ein zarter Wein ohne Schonung wurde ich trübe und matt. Seit wir schieden, bin ich ein Schiff ohne Steuer, ein entwurzelter Lotus, auf den Wellen treibend.

Konfucius sagt: Es ist Weisheit in einem Steine, ein Baum ist gut und jede Blume hat Tugend! Der göttergleiche Weise sprach wahr, höchst gelehrter und geehrter Präceptor. Der Mohn gewährt eine Nahrung, von der wenige Menschen wissen. Sein Saft ist Himmel, sein Rauch Seligkeit.

Ihr Götter und Dämonen! Welche herrlichen Träume hab' ich geträumt. Ein Mann der Erde, vergesse ich die Erde und schwärme in himmlischen Räumen. Welche unbekannte Entzückungen schlummern im Mohne. Schmerzen sind vergessen, Siechthum verbirgt sein Haupt, Thoren werden Weise, und Weise, die den Mohnsaft kosten, Nebenbuhler der Götter. Rauchet, höchstgeehrter Präceptor, rauchet und verkostet die Freuden des Himmels.

Für den blitzenden Blick des trefflichen Mannes Dr. Wang-li-king, von seinem jüngeren Bruder.

Dritter Monat, zehnter Tag.«

Eine Probe Opium lag diesem Briefe bei und auf Empfehlung des weisen Doktors wurde es in Nanking beliebt, von wo es sich bald über das ganze Reich verbreitete. So faßte der verderbliche aber bezaubernde Luxus, oder das Laster des Opiumrauchens Wurzel in China.

Bald war das Produkt des Landes nicht genügend für die Nachfrage; es wurde also aus fremden Landen Opium eingeführt, daß das entsprechende Hinausströmen des Silbers die Regierung ernstlich beunruhigte und die allerstrengsten Verbote veranlaßte. Die hartnäckigen, doch vergeblichen Bestrebungen des »Sohnes des Himmels«, das Verbot wirksam zu machen, und die unerschütterliche Gier des Volkes nach dem Schwelgemittel hat eines der schönsten Länder der Welt in einen verderblichen Krieg gestürzt, einen Theil des Reiches verheert und die stolzeste Nation der Erde in den Staub gedemüthigt.

Die Geschichte zeigt kein Beispiel mehr von dem Umsichgreifen eines Genußes, der im selben Maße, als er verfolgt wurde, überhand nahm. Vom Staatsmanne, der das Verbot entwarf, bis herab zum dürftigen Bauer nahm alles an den Lethefreuden der Opiumpfeife Theil, — der Gelehrte, um seinen Witz zu schärfen, der Sinnenmensch, die Langeweile zu schärfen, der verschmachtende Landwirth, um die Wirklichkeit zu vergessen.

Und so hat sich der große Philosoph Jen-fu doch einmal geirrt.

(Bentley's Miscellany.)

Der Kaukasus im Jahre 1844.

Am Ende Europa's, zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere, dehnt sich die lange Kette des Kaukasus aus, welche eine eigene geheimnißvolle Welt enthält. Die Kaukasusländer zerfallen in drei Theile, Georgien im Süden, Daghestan im Osten und Circassien im Norden. Der wichtigste Theil ist Georgien, das Grusien der Russen und Gurgistan der Perser. Es ist den Russen gänzlich unterworfen; dagegen kämpfen in Circassien mehre Bezirke gegen ihre Herrschaft und in Daghestan wird ihnen jeder Fußbreit Landes streitig gemacht; dies Land steht unter einem Chan und liefert den Russen unaufhörlich die blutigsten Kämpfe. Zwischen den genannten drei Provinzen dehnt sich das Hochgebirge, von wilden, unzähmbaren Völkerstämmen bewohnt, aus. Die gesammte Bevölkerung der kaukasischen Länder mag zwei Millionen betragen.

Fast in der Mitte der langen Bergkette erhebt der Elbrus sein mit ewigem Schnee bedecktes Haupt bis zu 16300 Fuß und überragt also den höchsten europäischen Bergriesen, den Montblanc. Die unermeßlichen Gebirge baden ihren Fuß in den umgebenden Meeren. Nur zwei Wege führen durch das wilde Bergland in die südlichen Provinzen. Der eine folgt dem kaspischen Meere, der andere geht mitten durch den Kaukasus, durch das sogenannte eiserne Thor, durch die Städte Georgiewsk und Wladikawkas nach Tiflis. In kriegswissenschaftlicher Hinsicht ist dieser letztere Weg äußerst wichtig, dabei aber höchst beschwerlich und voller Gefahren; man kann ihn nur mit einer beträchtlichen Streitkraft offen halten. Die Natur vermehrt noch die Gefahren dieses Weges; die Ueberfälle der räuberischen Stämme geschehen zu unbestimmten Zeiten und lassen sich abwehren: alle sieben Jahre aber erheben sich wüthende Wirbelwinde, zerstören die Straßen und lassen auf ihrem ganzen Wege Tod und Vernichtung zurück. Die regelmäßige Wiederkehr dieser verderblichen Erscheinung ist höchst merkwürdig; seit Jahrhunderten ist sie keinmal ausgeblieben, und das Ausbessern der Straße verschlingt ungeheure Summen.

Die südliche Abdachung des Gebirges ist reizend und hat eine fast tropische Fruchtbarkeit. Zuckerrohr, Indigo, der Oel- und Citronenbaum, die Baumwolle gedeihen hier, wie in beiden Indien. Wein, Reis, Seide, Wolle bringt die reiche Natur hervor; denn eine Kultur existirt nicht, weil der Krieg dem Lande die Arme entzieht. Der nördliche Gebirgsabfall dagegen ist wüst und düster, die Natur scheint hier erstorben; man nennt die baum- und pflanzenlose Ebene, welche hier die Berge umgürtet, die »Trauersteppe.« Zwischen dem Wege nach Kisliar und dem schwarzen Meere ist die ganze Fläche mit kleinen Hügelchen, etwa wie die Heuhäufchen auf einer gemähten Wiese, bedeckt. Es sind lebende Knäule einer kleinen Art von Schlange von tödtlichem Biß. Zum Glücke sind sie nicht lebhaft und kommen aus ihrem Blachfelde nicht auf die Straße; wer sich aber dorthin verirrt, ist verloren. Im Jahre 1827 ritten zwei junge Kadettenoffiziere von der kaiserlichen Garde dieses Weges. Es war Nacht, das matte Mondlicht erhellte halb die Landschaft. Ihr seltsames Aussehen befremdet den einen Offizier, der das Land nicht kannte, er sprengt sein Pferd hinein. Nach einigen Minuten hört der Andere sein herzzerreißendes Geschrei und will ihm zu Hilfe kommen. Vergebens. Im Augenblicke waren die beiden Offiziere von tausenden Schlangen umgeben und fielen unter den entsetzlichsten Qualen. Der Gouverneur ließ zur Erinnerung und zur Warnung für den Wanderer eine Granitsäule am Wege errichten.

Man kann die Bewohner des Landes in zwei Gruppen theilen. Jene jenseit des Kaukasus, tatarischen Ursprungs und lange schon den Persern und Türken unterworfen, haben ihre Eigenthümlichkeit abgelegt und sind ganz diesen Völkern ähnlich. Die andern, die Bewohner des eigentlichen Gebirges, sind desto eigenthümlicher. Sie zerfallen in eine zahllose Menge kleiner Stämme, mit besonderen Namen, Gebräuchen, Religionen und Sprachen. Unter einander sind sie meist feindlich; aber wenn zu Zeiten ein großer Mann unter ihnen aufsteht und sie gegen einen äußern Feind führt, indem er als Prophet von Berg zu Berg zieht, söhnen sie sich für die Dauer des Krieges aus. Die zahlreichsten und tapfersten unter diesen Völkerschaften sind die Tscherkessen, die Natuhais, die Abasechen, die Tschetschenzen und die Kabardiner. Sie scheinen Trümmer der asiatischen Völkerschaften zu seyn, die aus dieser Gegend einst so verheerende Einbrüche nach Europa machten. Einige bekennen sich zum Islam, andere sind völlige Heiden; manche nähern sich in ihren Gebräuchen den Christen an; ein Stamm, die Bohutschmon, hat keine Spur von Religion. Im Kriege fürchterlich, sind die Kaukasier übrigens sanft und mitleidig und Gastfreundschaft ist ihnen heiliges Gesetz. Neben den Vorzügen haben sie auch ihre Fehler. Die Frau lebt in der härtesten Sklaverei und verrichtet die beschwerlichsten Haus- und Feldarbeiten, während der Mann nur Krieg oder Müßiggang kennt. Die Töchter sind ein Handelsgegenstand, wie die Herden; mit zehn Jahren werden sie reichlich genährt und sorgfältig gepflegt und zwei Jahre später dem Sklavenhändler übergeben. Alle Jahre im Mai wimmelt es in den Küstenstädten des schwarzen Meeres von türkischen Sklavenhändlern und die Kaukasier bringen aus dem Gebirge ihre Töchter herab. Die Menschenkäufer sind in einem großen Zimmer beisammen, man führt ihnen die Mädchen nach einander vor, sie entkleiden sie, untersuchen sie auf die roheste Weise und feilschen dann um den Preis. Drei Tage dauert der ganze Markt. Die größten Schönheiten sind schon für gewisse Serails von Paschas und Beys bestimmt; die anderen werden auf den großen Frauenmarkt zu Smyrna gebracht. Eine Circassierin, die in der Heimat 50 bis 200 Franken gekostet, wird oft um 2—3000 Franken verkauft. Tritt Mißwachs und Noth an Lebensmitteln im Kaukasus ein, so eilen die Menschenmäkler herbei und in solchen Zeiten gibt der Gebirgsbewohner oft seine Tochter für zwei, drei Maß Getreide hin.

Die Verfassung der Stämme ist sehr verschieden; einige haben demokratische, andere despotische Einrichtungen. Das Herkommen und der Koran dienen ihnen als Gesetze. Den Richtspruch thut der Häuptling, in den demokratischen Stämmen der Mullah oder Priester. Der Kläger muß seine Klage mit einem ansehnlichen Geschenke begleiten. Der Haupterwerb dieser Stämme ist das Erträgniß ihrer Schaf- und Ziegenherden; einige treiben Landbau, andere leben blos vom Plündern; alle werden über das schwarze Meer von den Türken mit Waffen, Pulver und anderem Kriegsbedarf versehen. Die Russen bewachen freilich die Küsten, aber die örtlichen Schwierigkeiten sind zu groß, als daß diese sich absperren ließen.

Von der frühesten Jugend an wird der Kaukasusbewohner in den Waffen geübt. Von der Wiege steigen sie so zu sagen auf's Pferd; die Säbel und Büchsen des Vaters sind ihr Spielzeug. Kaum können sie gehen, so üben sie sich, steile Felsen zu erklettern, reißende Flüsse zu durchschwimmen. Bei einer solchen Erziehung und einer gänzlichen Verachtung aller Gefahr begreift man, daß sie unwiderstehliche Krieger werden. Die einzigen Leidenschaften des Kaukasiers sind tödtlicher Haß gegen die Russen, unvertilgbare Rache für Beleidigungen, die den Aeltern erwiesen worden, und fanatische Hingebung an die Mullahs. Ihre Tracht ist höchst malerisch. Sie besteht aus einer hohen persischen Pelzmütze, einem weiten Kleide, das sie aufschürzen, wenn sie zu Pferde steigen, und einem Tiger- oder Leopardenfelle als Uiberwurf. Ihre sehr lange Flinte trifft beinahe unfehlbar, der krumme scharfe Säbel kann einen Menschen in der Mitte theilen, den Gürtel zieren überdies Dolch und Pistolen. Jahrhunderte alte Säbel mit ciselirten Kreuzen sind keine Seltenheit. Die Waffenschmiede des Kaukasus sind Meister in ihrem Fache.

Die Taktik der Kaukasier ist einfach, der Natur des Landes angemessen. Sie legen in Büschen und Schluchten Hinterhalte, schneiden dem Feinde den Weg durch Verhaue ab und greifen ihn unaufhörlich von allen Seiten an. Im offenen Felde lassen sie sich nie mit den Russen ein, in ihren Bergen weichen sie keinen Fußbreit ohne Kampf zurück.

Es gibt im Kaukasus eine Verbrüderung, wie sie sonst nirgend auf Erden zu finden, die der Abreks. Sie besteht aus Männern, die in Folge irgend eines tiefen Unglückes oder einer schweren Beleidigung Ekel am Leben, Abscheu vor den Menschen haben. Die Mitglieder der Verbindung thun einen Eid, jedes Verhältniß zur übrigen Welt abzubrechen, selbst zu ihren nächsten Verwandten, und nur zu leben, um das Blut der von ihren Häuptlingen Bezeichneten zu vergießen und im Kampfe schnellen Tod zu suchen. Sie tragen das Haupt verschleiert und erkennen einander von weitem an geheimnißvollen Zeichen. Jeder fürchtet sie und flieht sie, wie reißende Thiere. Gehen sie in die Schlacht, so stimmen sie einen kurzen Gesang an: »Preis sey mit uns, der Tod mit den Feinden. Allahu, Allahu!« Sie stürzen sich hierauf mitten in das dichteste Gedränge der Feinde und verbreiten allenthalben Vernichtung; sie werfen sich in die Bayonette, auf die Kanonen und können sie sie nicht fortnehmen, so lassen sie sich auf ihnen in Stücke hauen, ehe sie weichen.

In den letzten Zeiten hat der berühmte Tschetschenzen-Häuptling Kasi-Mullah, der 1832 vor dem Feinde blieb, einen Bund, ähnlich dem der Abreks, gestiftet. Es sind die noch heutigen Tages bestehenden Müriden, bekannt durch ihren religiösen Fanatismus und ihre blinde Ergebenheit gegen die Häuptlinge. Der jetzige Führer der Lesghier, Schamil, hat ihre Bedeutung noch wesentlich erhöht; sie sind zweitausend Mann stark und bilden seine Leibgarde. Der Wachsamkeit, dem unbändigen Muthe der Müriden verdankt Schamil seine oft glänzenden Erfolge gegen die Russen seit zehn Jahren und sie erhalten ihn auch in den ruhigeren Zwischenräumen des Kampfes gegen innere Nebenbuhler.

Zum erstenmale kamen die Russen in Berührung

mit den streitbaren Kaukasusbewohnern unter Peter dem Großen. Sie überfielen und plünderten die russischen und persischen Handelszüge. Der Czar beschloß, den indischen Landweg zu sichern. Erst sandte er eine Expedition nach Chiwa, um den uralten Handelsweg längs des Orus wieder zu eröffnen; als die ganze Expedition von den Chiwanern niedergemetzelt wurde, richtete er sein Augenmerk auf die Westküste des kaspischen Meeres. 1722 eroberte er alles Land zwischen dem genannten Meere und dem Kaukasus; seine Herrschaft erstreckte sich sogar nach dieser Seite weiter, als die jetzige der Russen. Nach ihm ging Alles verloren; man wählte den Handelsweg über Orenburg und trat die kaspischen Länder an Persien ab. Erst Katharina II rückte wieder in den achtziger Jahren bis an den Kaukasus vor und errichtete längs der Flüsse Kuban und Terek eine Linie, um die wilden Bergvölker von der Ebene abzuhalten.

Das Königreich Georgien unterwarf sich 1800 freiwillig den Russen und dies Ereigniß brachte neue Truppen in den Kaukasus. Jenseit des Kaukasus und diesseit breitete sich die russische Herrschaft bis unmittelbar an den Fuß des Kaukasus aus, aber erst nach fürchterlichen Kämpfen, die bis zum Jahre 1813 währten. Im Jahre 1812 trat ein für die Russen höchst bedenklicher Zeitraum ein; Napoleon fiel mit der großen Armee in Rußland ein, zugleich brach der Krieg zwischen den Türken und Persern, der Aufstand von Georgien, eine allgemeine Schilderhebung des Kaukasus und überdies die Pest aus. Doch General Kotliariewski mit nicht mehr als 4000 Mann Kerntruppen drückte den Aufstand nieder, und schlug erst die Türken, dann die 30000 Mann starken Perser in einem nächtlichen Uiberfalle zurück. Noch standen die Sachen bedenklich genug, bis der Statthalter Jermolow (1818—26) das russische Uibergewicht vollkommen wieder herstellte, wichtige Festungen erbaute, die Tschetschenzen und Akuschins unterwarf und die Verwaltung der Länder mit fester Hand ordnete. Unter seinem Nachfolger Paskewitsch mußte man des Türken- und Perserkrieges wegen den Kaukasus aus den Augen lassen. Da erhob sich Kasi Mullah und brachte zwei Jahre lang den Russen schwere Verluste bei. Die nächste Sorge der Russen war nun, die Gebirgsbewohner durch eine Reihe befestigter Küstenposten vom schwarzen Meere abzuschneiden und zu isoliren. Dies beschäftigte sie bis 1837 und wahrscheinlich würden sich die Folgen dieses Planes schon jetzt zeigen, hätte man ihn nicht aussetzen müssen, um sich mit allen Kräften dem muthigen, talentvollen Schamil entgegen zu stellen, der in Daghestan zehn Jahre lang sich gegen alle Anstrengungen der Russen hält. Er dehnte seinen Einfluß fortwährend aus; die Zahl seiner Streiter wuchs von 2000 auf das zehnfache, der ganze östliche Kaukasus ist unter den Waffen. Vor überlegenen Streitkräften zieht sich Schamil in die unnahbaren hohen Waldgebirge zurück; unerwartet und blitzschnell überfällt er dann wieder einzelne Festungen, abgesonderte Truppencorps. Den eindringenden Expeditionen hält er nicht Stand, er umschwärmt sie, neckt sie an günstigen Stellen und wirft sich, wenn sie mangelnder Vorräthe wegen umkehren müssen, mit ganzer Gewalt auf sie. Die Russen haben jetzt 80000 Mann und 100 Kanonen im Kaukasus; die gänzliche Unterwerfung des Gebirges wird noch viele Zeit, viele Opfer an Blut und Geld kosten, endlich aber wird sie doch zu Stande kommen, denn der Kaukasus ist wegen der Verbindung mit den reichen hinterkaukasischen Ländern, und als Thor ins Innere von Asien den Russen unentbehrlich.

Die drei Tauben.

Ein Volksmärchen. *

Es war einmal ein König, der hieß Daroklius. Da ihn seine Unterthanen als ihren Vater liebten und verehrten — denn er war gütig und gerecht — die wenigen Feinde aber, die er unter seinen Nachbarn hatte, seine überlegene Macht fürchteten, da er ferner große Schätze und Reichthümer, als den köstlichsten Schatz aber eine schöne und liebenswürdige Gemalin besaß: so hätte man füglich glauben sollen, nichts fehle, um sein Glück vollkommen zu machen. Allein, wie so weniges hienieden auf Erden vollkommen ist, so war es auch hier: sieben Jahre lebte bereits Daroklius mit seiner anmuthigen Gemalin, aber sie erfreuten sich keines Sprossen ihrer ehelichen Zärtlichkeit, und der König hatte keinen Erben, dem er seine ausgebreiteten Länder und seine aufgehäuften Schätze hätte hinterlassen können. Dies trübte sein Glück dergestalt, daß er bald in Schwermuth verfiel, und auch die Königin nahm sich's nicht wenig zu Herzen, daß sie ihren so heiß geliebten Herrn und Gemal nicht ganz glücklich machen könne. Vergeblich war's, daß man im ganzen Reiche Gebete anordnete, um dem Könige einen Erben vom Himmel zu erflehen, das Schicksal schien ihm hartnäckig dieses Glück zu versagen.

Bereits begann das achte Jahr ihrer Ehe, da hatte die Königin einen wunderbaren Traum, welcher sich durch drei Nächte wiederholte. Es kam ihr vor, als ob eine Frau von hehrem Aussehen vor ihr Bett träte und sie folgendermaßen anredete: »Traure nicht, meine Tochter, bald sollst Du einen Sohn erhalten auf außerordentliche Art. Im Schloßgarten bezeichnet die große Cypresse den Ort, wo ein großer Schatz verborgen ist. Lasse den Baum umhauen und unter seinen Wurzeln graben.« Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung. Das erste Mal getraute sich die Königin nicht, den Traum ihrem Gemale zu erzählen, als er sich aber zum zweiten und auch zum dritten Mal wiederholte, zauderte sie nicht länger und eröffnete dem Könige, was die Erscheinung in der Nacht zu ihr gesprochen. Dieser stutzte nicht wenig darüber, und nach kurzem Besinnen antwortete er: »Wohl sollte es mich wundern, daß irgendwo in meinem Schlosse ein Schatz verborgen wäre, ohne daß mein Vater mir das Geheimniß mitgetheilt hätte; da sich jedoch seltsamer Weise Dein Traum so oft wiederholte, so lohnt es wohl eines Versuches, um so mehr, als das Versprechen eines Sohnes, die Erfüllung unsers sehnlichsten Wunsches, daran geknüpft ist.« Und der

* Aus einer noch ungedruckten Sammlung böhmischer Volksmärchen.

König ließ die große Cypresse im Schloßgarten umhauen und unter ihren Wurzeln nachgraben. Man hatte kaum zwei Schuh tief gegraben, da kam man auf ein Kästchen von kostbarem Holze, welches sogleich dem Könige übergeben wurde Voll Neugier öffnete es der König im Beiseyn der Königin, und siehe da, als der Deckel weggenommen wurde, lachte sie ein jüngst erst gebornes wunderholdes Knäblein an. Man kann sich das Erstaunen denken, in welches sie dieser unerwartete Anblick versetzte. Indessen erholten sie sich bald davon, und dem Himmel für eine solche Gabe dankend, beschloßen sie das in schneeweiße Windeln eingewickelte Kind als ihr eigenes anzunehmen und zu erziehen, und gaben ihm den Namen Drosius. Kurze Zeit darauf fühlte sich die Königin gesegneten Leibes und gebar nach verlaufener Zeit ebenfalls ein Knäblein, welches den Namen Milanes erhielt Beide wuchsen als leibliche Brüder am Hofe des Daroklius auf, ohne daß man ihnen ihre verschiedene Abkunft verrathen hätte, und wurden mit der Zeit stattliche Jünglinge.

Der sechszehnte Geburtstag des Prinzen Milanes wurde mit großem Pompe gefeiert. Bei den ritterlichen Spielen, die dabei Statt fanden, entwickelten die beiden Prinzen eine solche Gewandtheit in Führung jeglicher Art Waffen, daß Alle, die ihnen zusahen, von Erstaunen ergriffen wurden. Eine besondere Freude aber empfand darüber der alte König Daroklius, und um den Jünglingen auch seinerseits eine Freude zu bereiten, rief er sie nach Beendigung der Festlichkeiten zu sich und redete sie an: »Um die Freude des heutigen Tages zu krönen, überreiche ich Euch hier die Schlüssel meiner Schatzkammer, deren Betreten Euch bis zu dem Zeitpunkte versagt war, wo Ihr im Stande seyn würdet, die Kostbarkeiten und Schätze, welche sie enthält, nach ihrem Werthe zu würdigen. Am heutigen Tage aber habt Ihr bewiesen, daß Ihr Euch mit Ehren den Männern anreihen dürft, und somit hege ich das Zutrauen zu Euch, daß Ihr auch am Geiste gereift seyd. Gehet daher, die Herrlichkeiten zu schauen, die bisher Euern Augen verborgen waren. Nur eines sage ich Euch zur Warnung: in das letzte Zimmer tretet nicht ein, es enthält nichts, was sich den Schätzen der früheren Gemächer an die Seite stellen könnte, wohl aber dürfte die Nichtachtung meines väterlichen Rathes von schlimmen Folgen für Euch seyn.«

Hocherfreut nahmen die beiden Jünglinge die Schlüssel aus des Königs Hand und versprachen seine Warnung zu beherzigen. Da die Herrlichkeiten, die sie in der Schatzkammer erschauten, über alle Beschreibung erhaben waren, so wollen wir uns auch mit derselben keine vergebliche Mühe machen. Als die Prinzen zu der letzten Thüre gelangten, waren sie von all' dem Glanze wie geblendet. Hier aber beschlich sie die Neugierde, was wohl in dem letzten Zimmer verborgen seyn möge, vor dem sie der König gewarnt hatte. Schweigend sahen sie einander eine Weile an, und wagten nicht ihre Gedanken laut zu äußern. »Was kann uns auch geschehn, wenn wir die ohnehin nur angelehnte Thür behutsam öffnen?« hub endlich Milanes an. »Und erfahren wird es ja der Vater auch nicht.« Drosius widersprach nicht, und so öffneten nun die Prinzen die verbotene Thüre und traten in das Gemach. Dieses glich nicht im entferntesten denen an Pracht, die sie eben verlassen hatten Den Boden deckten gewöhnliche Teppiche, die Wände waren mit schmucklosen Tapeten behangen, und von Geräthschaften war im ganzen Zimmer nichts zu sehen. Nur an der einen Wand machte sich ein rothdamastener Vorhang bemerkbar, der etwas zu verhüllen schien. Keck trat Milanes hin und schob denselben hinweg. Und siehe da, ein engelgleiches Mädchengesicht schaute sie an aus goldenem Rahmen, vor dessen unaussprechlichem Liebreiz Alles, was die Prinzen bisher von weiblicher Schönheit gesehen hatten, in Nichts verschwand. Dieser Ausdruck, in dem sich eine so naive und darum so bezaubernde Herzensgüte abspiegelte, dieses seelenvolle Auge, verbunden mit vollkommener Regelmäßigkeit und seltenem Ebenmaß der Züge und einem durchsichtig zarten, jugendlich frischen Kolorit, machten das Ganze zu einem so anmuthig verlockenden Bilde, daß man gar nicht die Augen davon abwenden konnte und unwiderstehlich sich dazu hingezogen fühlte. So ging es auch den beiden Prinzen, welche eine gute Weile sprachlos vor dem Bilde standen, ehe Drosius eine Unterschrift darunter bemerkte, welche lautete: »Milibana, Tochter des Königs von der Perlinsel.« Von diesem Könige erinnerten sich die Prinzen schon gehört zu haben, denn es gingen von ihm und seinem entfernten Reiche viele bis an das Fabelhafte gränzende Sagen, die seine Macht und seinen Reichthum in's Unglaubliche erhoben; aber von seiner Tochter hatten sie nie sprechen gehört. Um so größer war daher ihre Ueberraschung, mit der sich noch ein gewisser Trost paarte, daß das Original dieses schönen Bildes sich unter den Lebenden, mithin im Kreise möglicher Erreichbarkeit befinde; denn bereits hatte, ihnen selbst unbewußt, der Anblick desselben einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Lange standen sie träumend vor dem bezaubernden Bilde, bis die heranbrechende Dämmerung sie an die Rückkehr mahnte. Als sie dem Könige die Schlüssel zur Schatzkammer wieder zurückgaben und dieser sie fragte, wie ihnen die gesehenen Schätze gefielen, wußten sie sich so in Acht zu nehmen, daß sie nicht im Entferntesten des verbotenen Bildes gedachten; ja als ihnen ihr Vater die ausdrückliche Frage stellte, ob sie seine Warnung beachtet hätten, erlaubten sie sich zum ersten Male in ihrem Leben eine Lüge und bejahten es

Von nun an aber wurden beide Brüder still und träumerisch. Das Bild der holden Milibana hatte sich festgesetzt in ihrem Herzen, und all ihr Denken und Sinnen ging nach dem Besitze der schönen Prinzessin von der Perlinsel. Endlich reifte der Entschluß in ihnen, sich nach dem Reiche ihres Vaters zu begeben und ihr Glück bei ihr zu versuchen. Zugleich schwuren sie wechselseitig einen Eid, daß wer auch von ihnen der Beglückte seyn sollte, der andere keine Eifersucht hegen, sondern ihm aufrichtig sein Glück gönnen solle; denn nimmer wollten sie, daß ihre brüderliche Eintracht gestört würde. Verabredetermaßen traten sie eines Tages vor den König, und Drosius, als der Aeltere, redete ihn an: »Lieber Vater, gewiß wünschest Du, daß wenn wir nach Deinem Tode die Regierung des Reiches antreten, wir nach Deinem Beispiele weise und gerechte Herrscher werden. Dies ist auch unser sehnlichster Wunsch, aber woher sollen wir Weisheit und Klugheit nehmen, so lange uns Erfahrung und Weltkenntniß fehlt? Bisher

kennen wir Welt und Menschen beinahe blos vom Hörensagen, und doch ist es nothwendig, daß wir uns ihre Kenntniß aus eigener Anschauung holen. Hier aber kehrt man uns als königlichen Prinzen von Allem immer nur die schöne Seite zu, es ist daher unsere Meinung, daß wir reisen sollten, und zwar unerkannter Weise, damit wir die Welt in ihrer wahren Gestalt kennen lernen und uns die den Regenten nöthige Erfahrung sammeln. Auch bergen wohl fremde Länder manches Gute, das uns unbekannt und doch hier zu Lande nachzuahmen heilsam und ersprießlich wäre. Deshalb haben wir beschlossen, Dich um die Erlaubniß zur Ausführung unseres Vorhabens zu bitten.« Der König war nicht wenig erfreut über diese Rede, welche dem Verstande und Herzen der beiden Prinzen alle Ehre machte, und ertheilte ihnen ohneweiters die verlangte Erlaubniß.

Sogleich wurden die nothwendigen Anstalten zur Abreise der Prinzen getroffen, welche incognito als Kaufleute verkleidet ihre Reise zu machen beschloßen. Der alte König ertheilte ihnen auf den Weg manche väterliche Lehre, und die Königin trennte sich nur mit Thränen und mit der Ermahnung von ihnen, ja recht bald wieder heimzukehren. Die beiden Brüder begaben sich sogleich nach dem nächsten Seehafen. und bestiegen unerkannt ein Handelsschiff, welches nach dem Ziele ihrer heißen Sehnsucht, nach der Perlinsel fuhr.

Die Fahrt war lang, aber glücklich; nach drei Monaten gelangten sie, ohne irgend einen Unfall erlitten zu haben, an die Küsten des Reiches, welches der Vater der schönen Milibana beherrschte, und zwar unmittelbar nach seiner Residenz, welche zugleich ein bedeutender See- und Handelsplatz war. Die Prinzen stiegen an's Land und logirten sich in das dem königlichen Schlosse nächst gelegene Gasthaus ein. Da es bereits Abend war, so widmeten sie den Rest des Tages der Ruhe; am andern Morgen aber gingen sie zusammen in die Stadt, um deren Merkwürdigkeiten zu besehen.

Das Nächste, was sie besahen, war das königliche Schloß. Es war ein Meisterstück der Baukunst, aber mehr als alle seine Pracht erregte ihr Erstaunen das, was sie vor demselben sahen. Es waren neun auf Pfählen aufgesteckte Köpfe, alle von jungen und dem Anscheine nach wohlgestalteten Männern. Dies reizte ihre Neugierde so stark, daß sie sogleich nach ihrem Gasthause umkehrten, um ihren Wirth darüber zu befragen. »Ihr müßt sehr weit her seyn,« sprach dieser, »daß Ihr nicht wißt, welches Bewandtniß es damit hat. Hört denn. Unser König hat eine Tochter von wunderseltsamer Schönheit, auf die er nicht wenig stolz ist. Niemand von seinen Unterthanen, außer ihrer nächsten Umgebung, hat ihr bezauberndes Antlitz geschaut, denn der König, ihr Vater, hält es für eine Entwürdigung ihrer himmlischen Reize, sie den Blicken der Sterblichen auszusetzen. Ja vor einem halben Jahre ging sein Uebermuth so weit, daß er von geschickten Künstlern ihr Bildniß anfertigen ließ und es an nahe und ferne Könige und Fürsten versandte, mit der trotzigen Herausforderung, welchem Prinzen es gelüste, das Antlitz seiner Tochter zu schauen, der möge nur kommen, es werde ihm nicht verwehrt werden, aber der Preis dafür sey sein Kopf. Und in dem halben Jahre kamen neun junge und wohlgebildete Prinzen, welche der Versuchung nicht widerstehen konnten, um die schöne Milibana zu sehen, und ein jeder von ihnen wurde ohne Anstand in das Schloß und vor die Prinzessin gelassen. Aber keinen von ihnen sah man aus dem Palaste herausgehen, vielmehr trat noch denselben Tag der Scharfrichter heraus mit einem blutigen Kopfe, den er andern zur Warnung vor dem Schlosse auf einen Pfahl aufsteckte, und so stieg die Zahl derselben bis auf neun.

Die Rede des Wirthes klärte unsere Prinzen mit einem Male auf über die Warnung ihres Vaters, das letzte Gemach der Schatzkammer zu betreten. Aber sehen wollten und mußten sie die schöne Milibana, und sollten sie sich auch den größten Gefahren aussetzen. Doch gerade hingehen und sich als Prinzen anmelden lassen, hätte geheißen, sich in sicheren Tod stürzen, wie das Beispiel ihrer neun Vorgänger bewies. Es galt daher List, und um desto sicherer zum Ziele zu gelangen, eröffneten sie dem Wirthe ihren Wunsch und brachten ihn durch glänzende Versprechungen auf ihre Seite, ohne sich ihm jedoch zu erkennen zu geben. Der Wirth dachte hin und her, wie die Sache zu bewerkstelligen sey, bis ihm endlich ein guter Gedanke einfiel. »Ich hab's,« rief er hocherfreut. »Der Schloßkapellan ist mein Vetter, er verrichtet jeden Tag vor der königlichen Familie den Gottesdienst, dem jedoch niemand anderer beiwohnen darf. Wollte er Euch nun gestatten, Euch als seine Altardiener anzuziehen und ihn beim Gottesdienste zu bedienen, so könntet Ihr ohne alle Gefahr die Prinzessin Milibana sehen.« Die Prinzen waren entzückt über diesen Vorschlag, welchen sie mit Freuden annahmen. Sie vermochten den Wirth dazu, daß er noch am selben Tage zu seinem Vetter, dem Schloßkapellan, ging und ihn bewog, in den ihm gemachten Vorschlag einzuwilligen. Zur Ausführung wurde gleich der nächste Tag bestimmt.

Wie es verabredet war, so geschah es. Am andern Tage bedienten Drosius und Milanes den Schloßkapellan als Altardiener während des Gottesdienstes, den er vor der königlichen Familie hielt, und schielten unverwandt nach der schönen Milibana, worüber sie manches in ihrem Dienste versahen. Nach beendigtem Gottesdienst wurde Milanes beauftragt, der königlichen Familie die Thüre zum Herausgehen zu öffnen. wobei er die Prinzessin erst recht Aug' in Aug' betrachten konnte. Verschlingend ruhten seine Blicke auf der reizenden Gestalt, aber auch Milibana's Auge schien den neuen Altardiener nicht ohne Wohlgefallen zu betrachten, und ein kaum merkliches Kopfnicken als Dank auf seine tiefe Verbeugung blieb nicht unbemerkt von ihm. In seinem Entzücken darüber, ohne recht zu wissen, was er that, nahm er von seinem Finger einen kostbaren Ring und ließ ihn in die Hand der erstaunten Kammerfrau gleiten, welche die Prinzessin begleitete. Hierauf schloß Milanes die Thür hinter der königlichen Familie, und nachdem die Prinzen den Kapellan reichlich belohnt hatten, entfernten sie sich.

Als Milanes seinem Bruder den Vorfall mit dem Ringe erzählte, stieg in diesem eine dunkle Ahnung auf, daß ihnen dies zu ihrem Zwecke sehr förderlich seyn könne, und er entwarf hienach seinen Plan. Er ließ in der ganzen Stadt bekannt machen, es seyen zwei Kaufleute aus fernen Landen angekommen, welche kostbare Kleinodien feil hätten, da sie jedoch nur wenige Tage

hier verweilen wollten, so könnten sie ihre Waaren nicht erst ausschiffen, und wer daher von ihnen etwas kaufen wolle, solle sich unmittelbar zu ihnen auf's Schiff begeben.

Mittlerweile hatte die beschenkte Kammerfrau der Prinzessin den erhaltenen Ring gezeigt und ihr vertraut, von wem sie ihn habe Der Prinzessin gefiel der Ring sehr. Da kam auch ins Schloß die Nachricht von der Bekanntmachung der fremden Kaufleute. Sey es nun, daß Milibana, den geheimen Zusammenhang alles dessen ahnend, nur einem Zuge ihres Herzens folgte, oder daß sie wirklich ein so großes Verlangen fühlte, ein ähnliches Kleinod wie ihre Kammerfrau zu besitzen, kurz sie begab sich ohne Verzug zu ihrem Vater und bestürmte ihn so nachdrücklich mit Bitten, er möge ihr erlauben auf das Schiff der fremden Kaufleute zu gehn und sich etwas von ihren Waaren auszusuchen, daß der alte König nachgab und ihr die Erlaubniß ertheilte; jedoch sollte sie unerkannt gehn, damit ihr Erscheinen kein Aufsehn errege.

Unverweilt machte sich die Prinzessin mit ihrer Kammerfrau tief verschleiert auf den Weg zum Hafen, wo sie das Schiff der fremden Kaufleute aufsuchte. Nachdem sie dasselbe bestiegen hatten, wurden sie von Milanes empfangen, der sie ehrfurchtsvoll in die Kajüte führte. An Gestalt und Gang erkannte er Milibana, und sogleich gab er dem Schiffskapitän das unter ihnen verabredete Zeichen. Sofort wurden die Anker gelichtet, die Segel herabgelassen, und das Schiff stach mit der schönen Beute in See. In der Kajüte aber warfen sich die beiden Prinzen zu den Füßen Milibana's und gestanden ihr, wer sie wären, wie sie in der Schatzkammer ihres Vaters ihr Bildniß erblickt und sogleich von einer heftigen Liebe für sie ergriffen worden wären, wie sie ihr zu Gefallen die weite Reise hieher unternommen, wie sie des Wirths Erzählung von der Grausamkeit ihres Vaters, der sie unter so strenger Aufsicht hielt, tief empört hätte, wie sie sie unter Verkleidung in der Schloßkapelle gesehn und hierauf den Plan zu ihrer Erlösung aus solcher Sklaverei gefaßt hätten, welcher ihnen so glücklich gelungen, baten hierauf um Verzeihung für ihre Kühnheit und beschworen sie endlich, da sie Beide von einer unaussprechlichen Liebe zu ihr entbrannt wären, zwischen ihnen zu wählen, und da es nicht Beide seyn könnten, wenigstens Einen von ihnen glücklich zu machen. Anfangs stutzte die Prinzessin über diese Rede, doch bald wurde ihr fühlendes Herz von Mitleid für die armen verliebten Prinzen gerührt, und da ihr überdies die Abgeschlossenheit von der Welt, in welcher sie ihr tyrannischer Vater hielt, längst zuwider geworden war: so tröstete sie sich um so mehr über ihr Schicksal, als auch eine geheime Stimme ihres Herzens zu Gunsten eines der Brüder zu reden schien. Da nun ihre Verschleierung keinen Zweck mehr hatte, warf sie diese neidische Hülle weg, so daß die Prinzen den vollen Anblick ihres engelschönen Gesichtes genoßen, und reichte als Zeichen der Vergebung dem Milanes ihre Hand, welche dieser mit feurigen Küssen überschüttete. Von diesem Augenblicke an wußte Drosius, daß nicht er, sondern sein Bruder der Beglückte sey, aber treu seinem Schwure unterdrückte er den Kummer über das Fehlschlagen seiner süßesten Hoffnung, und aufrichtig sich freuend über das Glück seines Bruders, beschloß er die Liebenden in Erreichung ihres Zweckes treu und aus allen Kräften zu unterstützen.

Unterdessen hatte das Verschwinden der Prinzessin den ganzen königlichen Palast in Aufruhr gebracht. Der alte König gebärdete sich wie ein Toller und setzte die ganze Residenz in Bewegung. Die schnellsten Segler der Flotte wurden dem fremden Schiffe nachgeschickt, und der König verschwor sich hoch und theuer, daß die Entführer, wenn er sie in seine Gewalt bekäme, mit den ausgesuchtesten Martern büßen sollten. Aber diese hatten bereits einen zu großen Vorsprung, und ihr Schiff segelte wenigstens eben so gut, wie die zu ihrer Verfolgung ausgeschickten, so daß alle Anstrengung dieser vergeblich war, und eins nach dem andern unverrichteter Dinge nach dem Hafen zurückkehrte. Da wurde der alte König schrecklich in seinem Grimme, die Schiffsführer büßten mit ihrem Leben, und wer ihm unter die Hände kam, wurde ein Opfer seiner blinden Wuth. Da erinnerte er sich, einmal von einer mächtigen Zauberin gehört zu haben, welche unweit der Residenz in einer Felsenhöhle wohne. Diese ließ er nun holen und versprach ihr eine unmäßige Belohnung, falls sie ihm seine Tochter und deren Entführer zurückbrächte. Die Zauberin versprach alle ihre Macht anzuwenden und machte sich ohne Verzug an's Werk.

Auf dem flüchtigen Schiffe hatte sich inzwischen das Verhältniß zwischen Milanes und Milibana nach und nach immer zärtlicher gestaltet, so daß die Prinzessin bald eine nicht minder glühende Leidenschaft für ihren Anbeter fühlte, als diejenige war, in der er längst für sie entbrannt war. Beide betrachteten sich gegenseitig als Verlobte, und nach ihrer glücklichen Ankunft im Reiche des Darokles sollte unverzüglich ein untrennbares Band sie auf ewig vereinigen. Drosius hatte seinen Kummer bezwungen und war den Liebenden vertrauter Freund und Rathgeber. Eines Tages hielten sie an einer Insel an, um Wasser einzunehmen, und um sich das lang entbehrte Vergnügen eines Spazierganges zu gewähren, stiegen die Prinzen mit der schönen Milibana ans Land und ergingen sich fröhlich am Gestade. Da hörten sie auf einmal ober sich ein Geflatter, und als sie aufblickten, sahen sie drei schöne weiße Tauben über ihren Köpfen. Wie erstaunten sie aber, als eine von ihnen zu ihren Gefährtinen auf menschliche Weise zu sprechen begann und sagte: »Wie schade ist es doch um diese jungen Prinzen, daß sie so frühe und eines so schnöden Todes sterben sollen!« Ob dieser Worte erschraken die beiden Brüder und Milibana gewaltig, aber Drosius, als der Besonnenere, faßte sich bald und wandte sich an die wunderbare Sprecherin mit der Frage: »Sage mir, liebes Täubchen, was ist dies für eine Gefahr, die unser Leben bedroht?« Und die Taube antwortete: »Der Vater der Prinzessin Milibana hat eine mächtige Zauberin hinter Euch hergeschickt, damit sie Euch zurückhole, und bereits ist sie Euch auf der Ferse.« Und wieder fragte Milanes: »Gibt es denn kein Mittel, dieser Gefahr zu entgehen?« »Wohl gibt es eins,« antwortete die Taube, »und gern will ich es Euch mittheilen. Lasset inwendig Euer ganzes Schiff wohl auspichen, damit kein Lüftchen in dessen verschlossene Räume dringen könne, denn die Zauberin wird morgen kommen in Gestalt eines Sturmes, und würde nur ein

kleines Lüftchen in Euer oder der Prinzessin Gemach eindringen, so gewänne sie Macht über Euch und Ihr wäret verloren.«

Die Prinzen dankten der guten Taube und thaten nach ihrem Rath. Und in der That erhob sich am andern Tage ein Sturm, wie keiner der Seeleute sich je eines ähnlichen erinnerte: der Wind tobte, das Meer brauste und das Schiff wurde wie ein Spielball von Woge zu Woge geworfen. Aber das Schiff war sorgfältig verpicht und kein Lüftchen drang in dessen verschlossene Räume. Zwar faßte Entsetzen die Seeleute, welche ihren Untergang nahe wähnten, aber nachdem der Sturm eine Stunde erfolglos getobt hatte, hörte man einen durchdringenden, nachhaltenden Pfiff und sogleich legte sich der Wind. Die Gefahr war vorüber und Alles athmete freier.

Wieder waren sie einige Tage gesegelt und die Prinzen sonnten sich nach einem heitern Vormittage auf dem Verdecke. Da hörten sie abermals ein Flattern ober ihren Köpfen, und siehe da, es waren die bekannten drei Tauben. Und wieder sprach eine von ihnen: »Schade um Euer junges Blut, daß Ihr einem sichern Verderben entgegeneilt.« — »Sollte uns eine neue Gefahr drohen?« fragte Drosius. — »Ja wohl,« antwortete die Taube. »Wenn Ihr morgen an der grünen Insel, um Wasser einzunehmen, halten und an's Land steigen werdet, um Euch zu ergehen, wird Euch ein reich angeschirrter, gesattelter Rappe entgegen kommen. Aber hütet Euch, ihn zu besteigen, denn es ist nichts anderes als eine List der bösen Zauberin, welche Euch verfolgt. Vielmehr ziehe einer von Euch sein Schwert und haue ihm ohneweiters den Kopf ab.« Die Prinzen bedankten sich für den Rath und versprachen sich demgemäß zu verhalten. Und als sie am andern Tage bei der grünen Insel anhielten und die Prinzen, um sich zu ergehen, an's Land stiegen, geschah es, wie die Taube vorhergesagt. Ein prächtiger Rappe, königlich geschirrt, stolzirte ihnen entgegen und wieherte lustig, augenscheinlich um sie einzuladen, ihn zu besteigen. Er that gar nicht scheu und kam so nahe heran, daß ihn die Prinzen beim Zügel fassen konnten, aber in demselben Augenblicke zog Drosius sein Schwert und mit einem Hiebe war der Kopf des Pferdes vom übrigen Körper getrennt. Da hörte man einen gräulichen Fluch in der Luft und der geköpfte Rappe verschwand spurlos. So war auch die zweite Gefahr glücklich überstanden, und die Prinzen segelten guten Muthes ihrer nicht mehr fernen Heimat zu.

Bald darauf begrüßten sie mit Jubel die vaterländischen Gestade und lagen einige Tage später in den Armen ihrer hocherfreuten Eltern. Milanes führte die schöne Milibana als seine Braut vor, und bei dieser Gelegenheit gestanden die Prinzen, wie sie damals die väterliche Warnung nicht beachtet, sich in das Bild der Prinzessin von der Perlinsel heftig verliebt und ihre Reise lediglich in der Absicht unternommen hätten, um zu ihrem Besitze zu gelangen, was ihnen auch glücklich gelungen sey. Gerne vergab Daroklius den Prinzen ihre List, und sogleich wurde ein Tag bestimmt, an welchem die zwei Liebenden auf ewig mit einander verbunden werden sollten.

Als der ersehnte Tag gekommen war, wurde die Hochzeit des Prinzen Milanes und der schönen Milibana mit nie gesehenem Aufwande von Pracht gefeiert. Da gab es Kurzweil aller Art, festliche Spiele und allerhand Schaugepränge, das Ganze aber krönte das Hochzeitmahl, an welchem eine Menge vornehmer geladener Gäste Theil nahm. Es währte bis spät in die Nacht, und viele Toaste wurden auf das Wohl des erlauchten Brautpaares und der ganzen königlichen Familie ausgebracht, und das ganze Schloß widerhallte von dem Geklirre der Gläser. Während so alle Gäste lustig und guter Dinge waren, eilte Drosius in die freie Luft hinaus, um im Schloßgarten seinen vom Wein erhitzten Kopf abzukühlen. Eben als er eine Lindenallee betrat, hörte er über seinem Kopfe ein wohlbekanntes Flattern, und als er aufblickte, sah er abermals die rettenden Tauben. »Ei,« sprach Drosius, »Ihr seyd wohl auch gekommen, um das Hochzeitsfest der schönen Milibana mit meinem Bruder zu schauen?« — »Nein,« antwortete eine der Tauben, »deshalb kamen wir nicht, wohl aber, um Euch zum letzten Mal vor drohender Gefahr zu warnen. Gehe sogleich in das zur Brautkammer bestimmte Gemach. Bereits ist Eure Feindin, die Zauberin, heimlich in dasselbe eingedrungen, und erwartet unsichtbarer Weise das Brautpaar, um sich desselben zu bemächtigen. Ihre Gegenwart wird sich Dir durch ein leises Pfeifen in der Luft kund geben, Du aber ziehe unverzüglich Dein Schwert und durchhaue damit die Luft nach allen Richtungen, bis Du ein untrügliches Zeichen haben wirst, daß die Zauberin überwältigt ist. Nach vollbrachter Arbeit aber stelle Dich hier an demselben Orte ein, wo wir Dich um einen Gegendienst ersuchen werden.« Nach diesen Worten waren die Tauben verschwunden, und Drosius beeilte sich nach ihrem Rathe zu thun.

Unverweilt begab er sich in das Brautgemach, welches auf das festlichste ausgeschmückt war. Kaum war er eingetreten, so durchzog ein leiser Pfiff die Luft von einem Ende zum andern. Aber schon hatte Drosius das Schwert gezogen, mit welchem er tapfer nach allen Seiten herumfocht, bis ein schmerzliches Wehgeschrei erscholl und bald darauf der Fall eines schweren Körpers gehört wurde. In demselben Augenblicke ging die Thür des Gemaches auf, und herein trat das wonnetrunkene Brautpaar, gefolgt von Dienern mit Lichtern. Welch' ein Schauspiel eröffnete sich da vor den Augen der Erstaunten. Mitten im Gemache lag ein häßliches altes Weib in seinem Blute, sich krümmend in den letzten Zuckungen des Todes. Es war die Zauberin, welche Drosius tödtlich getroffen hatte. Nachdem dieser dem Brautpaare die nöthige Erklärung darüber gegeben, konnten weder Milanes noch die schöne Milibana Worte finden, um dem Erretter ihren Dank auszudrücken. Dieser aber eilte, um eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen.

Im Garten am bezeichneten Orte angelangt, fand er die drei Tauben bereits dort, von denen ihn eine mit folgenden Worten anredete: »Nun, da wir Dir zu drei Malen einen so wichtigen Dienst geleistet haben, können wir auch von Dir einen verlangen, und dieser betrifft unsere Erlösung. Du hast wohl schon selbst bemerkt, daß wir keine gewöhnlichen Tauben sind, sondern nur verzaubert in diese Gestalt: willst Du daher, daß wir zu unserer wahren und natürlichen zurückkehren, so mußt Du Folgendes thun. Eine halbe Stunde gegen

Norden von dem königlichen Schlosse ist ein Hügel, auf demselben suche eine viereckige Steinplatte, welche einen unterirdischen Gang deckt, diese räume hinweg und tritt ein. In dem Gange wirst Du drei Laternen auf der Erde finden, lösche diese aus und wir sind erlöst. Dann aber wirst Du eine Aufklärung erhalten, die Dich sehr nahe betrifft.« Nach diesen Worten waren die Tauben verschwunden.

Andern Tages am frühesten Morgen begab sich Drosius auf den Weg, um den bezeichneten Hügel zu suchen. Nachdem er eine halbe Stunde gegangen war, fand er ihn richtig und suchte nun die Steinplatte, auf welche er auch nach kurzem Suchen stieß. Er räumte sie hinweg und fand Alles so, wie ihm die Taube beschrieben hatte. Ein unterirdischer Gang öffnete sich vor ihm, keck trat Drosius ein und schon von Ferne schimmerten ihm die drei Lichter entgegen. Er schritt auf die Laternen zu, löschte eine nach der andern aus, und als hierauf die Morgensonne ihre erleuchtenden Strahlen in den dunkeln Gang warf, da gewahrte er, daß er nicht allein sey. Um ihn herum standen drei weibliche Gestalten, eine ältliche und zwei junge von unbeschreiblicher Anmuth, welche ihn mit dem Ausrufe: »Sohn!« »Bruder!« begrüßten. Drosius wußte sich vor Erstaunen nicht zu fassen, da nahm die ältliche Frau das Wort und sprach: »Wohl däucht Dir das Alles wunderbar, aber höre den Aufschluß. Wisse, daß ich eine mächtige Fee bin, aber die Verbindung mit einem Sterblichen beraubte mich zeitweilig des größten Theils meiner Macht, so daß ich später meiner Todfeindin, derselben Zauberin, die Du gestern erschlagen, unterlag, welche ihre Rache an mir kühlte. Kaum daß es mir noch gelang, Dich, den eben gebornen, ihrer Gewalt zu entziehen, indem ich Dich an einen geheimen Ort verbarg und die Königin, Deine vermeintliche Mutter, im Traume davon benachrichtigte. Ich und Deine Schwestern unterlagen der Verzauberung unserer Feindin. Dies hinderte mich jedoch nicht, unbemerkt über Dein Wohl zu wachen, denn ich wußte, daß Du uns einst erlösen würdest. Nun, da das Werk vollbracht ist und ich meine volle Macht wieder erhalten habe, übergebe ich Dir Deine Schwestern, damit Du ihr Beschützer seyst, und kehre zurück in meine überirdische Heimat.« Nachdem sie dies gesagt, umarmte sie zärtlich ihre Kinder, und ehe diese sich zu sammeln vermochten, war sie verschwunden.

Lange konnte Drosius nicht zu sich kommen vor Erstaunen über die wunderbaren Dinge, die er vernommen hatte. Dann aber betrachtete er mit innigem Wohlgefallen seine holden Schwestern, die sich zärtlich an ihn schmiegten. Er führte sie geraden Wegs zu seinen vermeintlichen Eltern, denen er Alles erzählte, was vorgegangen war. Der König und die Königin bestätigten, was sie von seiner geheimnißvollen Abkunft wußten, und nahmen die schönen Schwestern mit offenen Armen auf, welche sie auch fortan wie ihre eigenen Kinder hielten. Auch Milanes und seine reizende Milibana freuten sich aufrichtig über den Zuwachs an anmuthigen Geschwistern, und obgleich jener sich grämte, daß Drosius nicht sein wahrer, leiblicher Bruder sey: so that dies ihren brüderlichen Gefühlen dennoch keinen Eintrag, und wie bisher lebten sie auch fortan in Eintracht und traten nach dem Tode des alten Königs Darollius gemeinschaftlich die Regierung an. Drosius fand in der Tochter eines benachbarten Königs bald eine holde Lebensgefährtin, so wie auch seine Schwestern reiche und mächtige Fürsten zu Gatten bekamen.

Don Martin Zurbano und sein Sohn Benito. *

Aus den Erinnerungen eines englischen Offiziers, der Beide kannte.

Im Herbste des Jahres 1836 war ich in Vittoria einquartirt. Eines Morgens lockte mich ein Geräusch auf der Straße an's Fenster und was ich erblickte, machte mich geneigt zu glauben, die Stadt sey von Karlisten überrumpelt worden. Zwei oder drei hundert Infanteriesoldaten, in Kleidung und Haltung wilder und buntscheckiger als ich je einen Karlisten gesehen, marschirten in einem Sturmschritt von fünf Meilen auf die Stunde und mit wenig Rücksicht auf Ordnung die Straßen hinab. Sie sangen, schwatzten, jauchzten ohne Unterlaß, einige disputirten sogar mit einer Heftigkeit, welche zwischen andern als spanischen Soldaten — den lärmendsten, aber im Grunde doch am mindesten händelsüchtigen Burschen von der Welt — gewiß zu Hieben geführt hätte. Einige hatten leinene Säcke, die größtentheils ganz anmuthig vollgestopft waren, um den Leib geschlungen; Andere trugen Schnappsäcke und nicht Wenige Bündel von verschiedener Gestalt und Größe, die im Verein mit ihrem Anzug das Kriegerische ihrer Erscheinung eben nicht erhöhten. Mancher hatte drei bis vier Laib Brot auf sein Bayonett aufgespießt, heroische Siegestrophäen, die er auf dem Marsche erbeutet. Auch an Geflügel und Ferkeln mochte die Gegend, durch die sie zuletzt gekommen, nicht arm gewesen seyn; wenigstens führte die tapfere Schaar fünf oder sechs wohlkonditionirte junge Schweine mit sich, einige wie Kinder in den Armen tragend, während anderen nach gewöhnlicherer Sitte ein Strick um den Fuß geschlungen war und ihnen gelegentlich durch einen höflichen Stupfer mit dem Bayonnet zu verstehen gegeben wurde, welchen Weg man wünsche, daß sie einschlagen möchten. Das Quiecken und Grunzen dieser interessanten Thiere, das Fluchen und Plaudern der Soldaten, das klägliche Gekreisch einiger unglücklichen Enten und Hühner, welche sich in den Händen ihrer gegenwärtigen Eigenthümer nicht sehr behaglich fühlen mochten, die gellenden Stimmen der vor den Hausthüren stehenden Weiber, die ihre auf der Gasse spielenden Kinder heimriefen, bildeten ein Gewirr von Tönen, das sich unmöglich beschreiben läßt.

Bald erfuhr ich, die neuen Ankömmlinge gehörten zur Bande Martin Zurbano's, zugenannt Varea, ein Beiname, der ihm nach seinem Geburtsort, einem Dorfe nicht weit von Logroño, häufig ertheilt wurde. Die Ebene von Vittoria war damals gerade von den Kar-

* Das unglückliche Schicksal Beider ist den Lesern noch zu lebhaft im Gedächtnisse, als daß ihnen die Mittheilung dieser Erinnerungen nicht äußerst erwünscht käme.

listen sehr geplagt, welche des Nachts die umliegenden Dörfer bis auf eine halbe Meile von der Stadt zu überfallen pflegten, und oft sogar knapp vor die Festungswerke sich wagten und auf die Wachen feuerten. Man glaubte, eine solche Lage der Dinge würde Zurbano einen weiten Spielraum und zahlreiche Gelegenheit bieten, seine eigenthümliche Kriegsweise, durch die er berühmt geworden war, eine Kriegsführung voll Listen und Uiberfälle, zu entwickeln, und er wurde daher beauftragt, seine Freikompagnien in die Hauptstadt der Provinz Alava rücken zu lassen.

Als ich zwei oder drei Abende später das Kaffeehaus auf der Plaza Mayor — einen Lieblingsversammlungsort der Garnisons-Offiziere — betrat, erregten drei Personen meine Aufmerksamkeit, die nach Anzug und Haltung zu Zurbano's Bande zu gehören schienen. Sie saßen mit zweien meiner Kameraden an einem Tische. Ich schloß mich den letzteren an und wurde von ihnen in aller Form dem **Commandante Don Martin Zurbano**, seinem Sohne Benito und einem Offizier, dessen Name mir bereits entfallen ist und dessen düsteres trübes Wesen eben nicht für ihn einnahm, vorgestellt.

Obwohl Zurbano damals erst Oberstlieutenant der Freikorps (Cuerpos francos) war und etwa fünfhundert Mann kommandirte, hatte er doch bereits durch mehre verwegene Thaten sich einigen Ruf erworben und ich betrachtete ihn nicht ohne Neugier. Nach seinem Aeußeren zu schließen, mochte er etwa fünfundvierzig Jahre, vielleicht noch etwas darüber zählen; seine Lebendigkeit und Kraft ließ ihn aber volle zehn Jahre jünger erscheinen. Selten sah ich einen Mann, der mir tüchtiger schien, jegliche Strapaz und Ungemach zu ertragen. Von Statur war er gedrängt, er maß etwa 5 Fuß 7 Zoll *, doch seine breiten Schultern ließen ihn noch kleiner erscheinen. Von Person war er mager, besaß er aber auch keinen Uiberfluß an Fleisch, so war er dagegen stark von Knochen und Sehnen. In seinem wettergebräunten Antlitz prägte sich unbezähmbare Entschlossenheit aus. Seine tiefliegenden grauen Augen, von buschigen Brauen überhangen, hatten einen ruhigen, verständigen, gedankenvollen Ausdruck; war er aufgeregt, so blitzten sie trotzig. Seine Lippen waren dünn und gewöhnlich zusammengepreßt, gewisse Linien über dem Munde verliehen seinem Gesichte einen etwas grausamen Charakter, doch war sein Lächeln offen und keineswegs unangenehm. Bart trug er mit Ausnahme eines soldatischen Backenbarts unter'm Ohrzipfel keinen. Sein gewöhnliches, ich möchte sagen, sein unabänderliches Costüme bestand in einer **Zamarra**, d. i. einem offenen Jäckchen von schwarzem Schafsfell, einer scharlachrothen Boina oder baskischen Mütze, wie die Karlisten trugen **, mit einer großen, glänzenden, goldenen Quaste, einem blauen oder rothen Uiberrock, schweren Stiefeln und langen, klirrenden spanischen Sporen. Sein Nacken war gewöhnlich bloß, Handschuhe müssen eine wahre Luxusausgabe für ihn gewesen seyn, den Reitersäbel trug er immer an einem Gehänge von gewöhnlichem schwarzen Leder. Er hegte eine unbegränzte Verachtung gegen Alles, was er als die Narrheiten der Uniform ansah, und gab stets der unmilitärischen, aber nichts weniger als unmalerischen Tracht den Vorzug, die wir oben beschrieben und die wahrscheinlich dieselbe war, welche er als **Contrabandista** (Schmuggler) getragen. Später, als er größeren Ruf erlangt, Stufe auf Stufe erstiegen und trotz aller Eifersucht und Mißgunst das Kommando einer Brigade erhalten hatte, ward ihm von dem General der Division, zu der er gehörte, bedeutet, es wäre wünschenswerth, daß er sich den Dienstesvorschriften bequeme und auf der Parade in der Uniform seines Ranges erscheine. Ich hatte damals Spanien bereits verlassen, doch wurde mir seither die komische Wuth Zurbano's geschildert, als er sich gezwungen sah, sein gewohntes Negligé zu verlassen und den aufgekrämpten Federhut, den dichtgeknöpften und an Kragen und Aufschlägen von Stickereien ganz starrenden Rock eines spanischen Generals anzulegen.

Zurbano's Sohn war in seiner Art eben so merkwürdig wie sein Vater. Als ich ihn zum erstenmale sah, zählte er noch nicht sechszehn Jahre und war ein schwächliches für sein Alter sehr kleines Bürschchen, bleich und kränklich von Gesicht, mit rothen Lippen, großen dunklen Augen und einer immer kreischenden Stimme, gleich der eines zänkischen Weibes. Wie es kam, daß ein so zartes Bübchen das Ungemach des Guerillalebens ertrug, kann ich nicht erklären; ich glaube, sein Muth, seine Energie trugen ihn hindurch. Umgürtet mit einem Schwert, fast so lang wie er selbst, eine leichte Lanze in der Hand, und auf einem stämmigen Rosse sitzend, das gebaut schien, einen Mann von zwölf Stein Gewicht zu tragen, pflegte er an der Spitze der Kavallerie seines Vaters zu galoppiren, die aus einigen fünfundzwanzig schlecht equipirten und schlecht berittenen Lanciers — meist karlistischen Deserteurs — bestand. Er war bereits Cornet in spanischen Diensten und seines Vaters Kleiderverachtung nicht theilend, erschien er an Festtagen und bei andern großen Gelegenheiten in einer sehr netten Uniform, mit einer breiten Silberborte an der Seite, in einem knapp anliegenden Jäckchen und einer phantastischen Fouragiermütze. Zu solchen Zeiten erinnerte er mich immer an die grell gemalten hölzernen Soldaten, die den Kindern als Spielzeug dienen; — doch spielte Benito nicht etwa auf Soldaten, nein es war ihm recht ernst damit und einer von den Offizieren seines Vaters versicherte mich, daß der junge Zurbano die karlistische Armee schon um eilf Mann vermindert habe. War dies auch wahr, so glaube ich nicht, daß er Alle im Einzelkampfe erschlagen, — der größte Theil waren wohl Flüchtlinge, die er einholte und tödtete. Gestehen muß man indeß: er war geschickt in der Führung der Waffen, wußte sein Pferd zu regieren und besaß mehr Muskelkraft, als man seinem schwächlichen Aussehen zutraute. Dabei war er ein blutdürstiges junges Teufelchen. Eines Tages, nach einem Scharmützel, hatten wir die Karlisten aus einem Dorfe in Alava hinausgejagt und ich verfolgte einen Burschen, der in voller Hast querfeldein floh. Schon war ich ihm knapp auf den Fersen, als der junge Zurbano daher gesprengt kam, ganz weidlich mit seiner kreischenden Stimme fluchend, die Lanze eingelegt, und sich anschickend, dem armen Teufel mit einem kräftigen Stoß den Garaus zu machen. Ich hatte gerade noch Zeit, seine Lanze abzulenken, doch fast glaube ich,

* Engl. Maß, d. i. etwa 5 Fuß 2 Zoll Wiener Maß.

** Auch die Pyrenäensänger, die vor einigen Jahren Prag besuchten, trugen solche.

er hätte sie nun gegen mich wenden wollen, so erpicht schien er, Jemanden niederzustoßen. Ich gewann es indeß doch über ihn, den unglücklichen Karlisten zu schonen; er nahm ihn gefangen und trieb ihn vor sich her, ihn gelegentlich durch einen Stupfer mit der Lanzenspitze zu größerer Eile aufmunternd.

Der junge Martin, wie man ihn nannte, obwohl er Benito getauft war, führte dem Namen nach das Kommando der Kavallerie seines Vaters; da er sie aber, wäre sie ganz seiner Führung überlassen geblieben, gewiß in unvermeidliches Verderben gestürzt hätte, so wurde ihm als Mentor ein gewisser Mecolaldi beigegeben, ein tapferer Kumpan, der später einen Arm im Gefechte verlor.

Es wäre schwer einen Offizier oder Parteigänger zu nennen, welcher dem Feinde so viel Schaden zugefügt hätte und immer so glücklich in seinen Unternehmungen gewesen wäre, wie Zurbano während des ganzen karlistischen Krieges Er vereinte alle Eigenschaften, welche in solchen Kriegen den Erfolg bedingen: große persönliche Tapferkeit und Geistesgegenwart, Kenntniß des Terrains, und eine besondere Geschicklichkeit im Einziehen von Erkundigungen und im Ersinnen von Kriegslisten. Die Karlisten fürchteten ihn mehr als jeden andern Anführer der Christinos und hielten sich nie für sicher, so lange sie ihn auf 20 bis 30 Leguas in der Nähe hatten. Er machte Märsche, die fabelhaft klangen, überfiel und vernichtete in kürzester Zeit ein feindliches Detachement, plünderte einen ansehnlichen Transport und führte einen Offizier von hohem Range gefangen mit fort. Zwei seiner frühesten Thaten, um so merkwürdiger, als sie nur mit einer Handvoll Leute vollbracht wurden, waren die Gefangennehmung der karlistischen Generale Verastegui und Iturалde. Ersterer wurde mitten aus einer karlistischen Division fortgeführt, letzterer aus seinem eigenen Hause, das im Herzen der karlistischen Gegend lag, fünf und zwanzig Meilen von den christinoschen Linien entfernt. Auf letztere That war Zurbano sehr stolz. Er hatte sich um die Zeit porträtiren lassen, mit einer Fouragirmütze auf dem Kopf, welche er Ituralde'n als eine Art Erinnerung oder Siegstrophäe abgenommen hatte. Auf dem Bilde, rund um die Mütze, stand die Inschrift »Boina cojida a Ituralde« (Mütze, dem Ituralde abgenommen). Die Boina selbst hing in seinem Quartier in Vittoria über dem Porträt. Sagte man ihm über dergleichen Thaten etwas Schmeichelhaftes, so erwiederte er zwar nichts, denn er war ein Mann von sehr wenigen Worten, aber sein Gesicht erhellte ein selbstzufriedenes Lächeln. Andrerseits kümmerte er sich nicht um Auszeichnungen, welche spanische Militärs gewöhnlich hochschätzen; mehre Ehrenzeichen, die man ihm angeboten, schlug er aus und trug nie die Tressenstreifen auf den Aufschlägen, welche in Spanien den Rang der Offiziere bezeichnen.

Der Schrecken, welchen Zurbano den Karlisten einflößte, kam nur den Verwünschungen gleich, welche gegen ihn ausgestoßen wurden. »El infame Barea« (so nannten sie ihn) hätte wenig Gnade gefunden, wenn ihn das Unglück ihnen in die Hände geliefert hätte.

Man hat neuerlich oft behauptet, Zurbano sey vor Ausbruch des Krieges ein Räuber gewesen. »Der alte Räuber von La Rioja,« ließ sich eines Tages Narvaez vernehmen, nicht bedenkend, daß er von einem weit nützlicheren Krieger spreche, als je in seinem (Narvaez') eigenen Sattel saß. Ich will gerade nicht versichern, daß Zurbano nie Räuber gewesen, aber bemerken kann ich im Vorbeigehen, daß ich, obwohl ich in Spanien vielfache Gelegenheit hatte, Züge aus seinem Leben zu erfahren, und obwohl ich mit mehr als einer Person zusammenkam, die ihn seit seiner Kindheit kannte, doch nie hörte, er sey etwas Schlimmeres gewesen als ein Schmuggler. Daß er Schmuggler war, läugnete er auch nie und wies mir selbst mit dem Finger oft den oder jenen Berg, über welchen er, wie er sagte, manchen einträglichen Transport herübergebracht. Doch Schleichhändler oder Räuber — Beides kommt ziemlich auf eins heraus. Vergessen darf man indessen nicht, daß in Spanien das Schmuggeln eine Profession ist und daß jene, welche sie treiben, von einem großen Theil der Bevölkerung als ganz wackere Bursche und äußerst nützliche Glieder der Gesellschaft angesehen werden, die den Kopf eben so hoch tragen und sich selbst für eben so ehrenhafte Männer halten, wie der Beste. Eine andre Anschuldigung, die gegen Don Martin erhoben wurde, ist, daß er sich während des Krieges bereichert hat; wie anders, schließt man, als durch schlechte Streiche? Aber das ist kein nothwendiger Schluß. Zurbano war mäßig, gab nicht viel auf Kleidung aus, bezog einen guten Gehalt und hatte — während der Kriegszeit natürlich — mancherlei Gelegenheit sich auf halb und halb gesetzliche Weise Geld zu machen. Als ich ihn kennen lernte, war ihm erlaubt worden, in bestimmten karlistischen Gegenden Brandschatzungen zu erheben, zur Bezahlung der Freicorps und verschiedener anderer Auslagen z. B. für Equipirung, Spione, u. dgl. Um stets Nachrichten über die Bewegungen des Feindes zu haben, was ihm bei seinen Zügen und Hinterhalten wesentlich nothwendig war, mußte er immer zahlreiche Kundschafter haben und sie gut zahlen. Es kamen zu ihm Leute jeder Art, Bauern, Maulthiertreiber, Kohlenbrenner, Holzfäller, und brachten Nachrichten, die oft zu sehr hohen Preisen bezahlt wurden. Natürlich ließ er auch den karlistischen Börsen zur Ader, so oft er nur konnte.

(New-Monthly-Magazine.)

Durchflug durch Holland.

Blätter aus einem Reisetagebuche von Sternau.

(Mit drei Stahlstichen.)

Letzter Blick auf England. Rotterdam. Holländische Eigenthümlichkeiten. Amsterdam.

Wir verließen am 6. Sept. London und bestiegen das Dampfboot Ocean zur Fahrt nach Rotterdam. Fünfthalb Meilen fuhren wir auf der Themse zwischen einem Walde von Schiffsmasten und Dampfbootschloten, immer eine zahllose Reihe von Gebäuden an den Ufern vor Augen. Seaman's Hospital, ein merkwürdiges Schiff von 5 Stockwerken, eine durch Beiträge gegründete Krankenanstalt für Seeleute; Greenwich mit seinem großen Invalidenhause für Seesoldaten, flogen an uns vorüber, nach und nach verloren sich die gedrängt an



DIE NEUE LUTHERISCHE KIRCHE IN AMSTERDAM.

Verlag von Gottlieb Haase Söhne



DER KÖNIGLICHE PALLAST UND DIE NEUE KIRCHE
IN AMSTERDAM





einander gereihten Häuser, nur einzelne Etablissements, Villen, Ritterburgen wurden sichtbar, endlich verschwand das linke Ufer, später das rechte, bis wir uns zuletzt auf offenem Meere sahen. Dies aber begrüßte uns mit einer Unfreundlichkeit, die sich in der Nacht zu einem heftigen Sturme steigerte. Selbst die Matrosen theilten die Seekrankheit, und das Schwanken des Schiffes war so stark, daß wir auf dem Divan im Salon nur dann, wenn wir uns förmlich anklammerten, lesen konnten. Vom Sturme verschlagen, erreichten wir, nachdem wir zuerst links Hoek van Holland, eine niedrige, in das Meer hinausragende Sandbank, rechts die kleine befestigte Stadt Brielle, aus welcher die holländischen Zollbeamten den Schiffen die Visite machen, und später wieder links Vlaardingen, den Hauptstapelplatz der holländischen Häringsfischerei, von wo gegen 100 Schiffe auf den Häringsfang ausgehen, dann etwas seitwärts Schiedam erblickt hatten, spät erst um 3¼ Uhr Nachmittags auf der Maas Rotterdam. In einem schlechten holländischen Zollhause wurden unsere Effekten jedoch nicht kritisch untersucht, wir selbst von den zudringlichen Leuten in das kleine Gasthaus zur Stadt London fast getrieben, wo wir ein feines Mahl einnahmen. Wir benützten unsere Zeit zur Besichtigung der schönen Kathedralkirche St. Laurenz, die im Innern ganz einfach, eine große kostbare Orgel von 5084 Pfeifen und die Monumente der Admirale Witt, Cortenaer, de Liefde und des Kapitäns van Brakel enthält und von deren spitzlosem, blos in eine Plattform endigenden Thurme man eine herrliche Aussicht genießt: landeinwärts eine weite mit vielen Ortschaften besäete Gegend, ihr entgegengesetzt die Nordsee, welcher die Maas ihre reichen Fluthen zuführt, unter sich die ganz von Kanälen durchschnittene Stadt. Unsere karg zugemessene Zeit erlaubte uns den sehenswerthesten Gebäuden, der herrlichen Börse, dem Stadthaus mit seinem korinthischen Portale, dem Rathhaus, dem Arsenal mit dem großen Hafen nur wenige Augenblicke zu schenken. Hunderte von Schiffen lagen im alten und neuen Hafen. Auf einer Brücke sahen wir die Statue des berühmten Erasmus von Rotterdam (er hieß eigentlich Ghereards und war der natürliche Sohn eines Engländers, aber in Rotterdam 1467 geboren); er ist dargestellt in einer Art Toga mit Mantel, ein Buch in der Hand haltend. — Rotterdam, im Dreiecke gebaut, ist eine der bedeutendsten Handelsstädte, stark bevölkert, zählt 80,000 Bewohner, ist aber an sonstigen Merkwürdigkeiten arm, nur Handel, Schifffahrt und die hierauf sich beziehenden Einrichtungen bilden ihren Reichthum und ihren Stolz. Die schönsten Straßen sind mit Quais und langen Lindenalleen geziert, die längs der reinlichen, im holländischen Style erbauten Häuser recht anmuthige Promenaden bieten. Der Lieblingsspaziergang der Rotterdamer ist an der Shie und in dem nichts besonderes darbietenden Garten »Pax intrantibus«. Wir hatten Gelegenheit, in Rotterdam einige kleine Bemerkungen zu machen, die sich uns auf unserer Weiterreise durch Holland bestätigten. So war es uns anfangs sehr überraschend, so viele Gebäude zu sehen, welche über den Erdhorizont bedeutend vorragen, später gewöhnten wir uns daran. In jedem Hause sind kleine Spiegel angebracht, um darin die Vorübergehenden zu sehen. Auffallend war's uns auch, daß Apotheken einen Türkenkopf zum Schilde haben, ganz so, wie man bei uns einen rauchenden Türken oder Neger als Zeichen der Tabakboutiquen zu sehen pflegt. Die Straßen sind mit nach der Quer aufgestellten Ziegeln gepflastert, da zum Transporte der Lasten überall Kanäle vorhanden sind, daher keine Lastwägen gebraucht werden. Die Wägen werden auf Schleifen gezogen. Eine Unannehmlichkeit von Rotterdam ist's, daß das Wasser der Maas auch als Trinkwasser gebraucht werden muß; vor einer noch größeren Unannehmlichkeit, den vielen Gefahren, welchen die Stadt bei Uiberschwemmungen durch die Fluthen der Maas ausgesetzt war, haben sich die Rotterdamer durch ungeheuere Dämme geschützt. Von diesen Dämmen an der Rotte (einem hier in die Maas mündenden Flüßchen) hat auch die Stadt ihren Namen.

Da die Eisenbahn (holländisch Iszeren-spoor-weg Eisen-Spur-Weg) von Rotterdam nach Amsterdam noch nicht vollendet war, so mietheten wir eine gute Privatgelegenheit um 10 holländ. Gulden und fuhren im Fluge nach Fortshoot, dem ersten Punkte, wo damals (im Sept. 1843) die Eisenbahn vollendet war. Links sahen wir Schiedam, wo der weltberühmte Genevre erzeugt wird, den wir in einem Gasthause an der Straße verkosteten. Die Fahrt geht auf der Ebene längs der Kanäle, immer an hübschen Gärten, Gebäuden und schönen Landsitzen vorbei, welche die holländische Reinlichkeit, Nettigkeit auch äußerlich an den Fenstern, Thüren, Fußböden und den glänzenden mit Firniß überzogenen Backsteinen auszeichnet. Die bedeutendste Stadt, durch die wir kamen, war Sieborg, wo einst ein Prinz von Oranien ermordet wurde. Nach drei Stunden langten wir im Bahnhofe an, gerade recht, um mit dem letzten Convoi über Leyden und Haarlem um 10 Uhr Abends Amsterdam zu erreichen.

Das erste, was man vor Amsterdam sieht, sind die zahlreichen auf förmlichen runden Thürmen erbauten Windmühlen, deren bewegliches Dach immer nach dem Zuge des Windes gedreht wird. Obwohl die Bastionen um Amsterdam verschwunden sind, umgeben doch noch 80 Fuß weite Gräben den größten Theil der Stadt, welche am Einfluße des Amstelflußes in das Y (Ei), einen Arm des Zuidersees, liegt. Die Stadt hat vier Hauptkanäle, Prinsen-, Keizers-, Heeren- und Singel-Gracht (d. i. Kanal), alle so tief, daß sie große Schiffe tragen, alle mit großen, schönen, netten, aber oben meistens überhängenden Häusern an breiten gepflasterten Quais geziert. Aus diesen Hauptkanälen ziehen sich wieder so viele andere in allen Richtungen durch die Stadt, daß diese in 95 Inseln getheilt wird, zwischen welchen 290 Brücken die Verbindung herstellen. Die ganze Stadt ruht durchaus auf Piloten, zählt über 212,000 Einwohner und hat gegen 7 holländische Meilen im Umfang. Wie in Rotterdam, fehlt es auch hier an Trinkwasser; dieses muß in Steinflaschen bis von Utrecht und a. O. fast 12 Meilen weit hergeführt werden, auch wird es in Cisternen gesammelt.

Gleich am frühen Morgen begannen wir unsre Wanderung durch die vorzüglichsten Straßen, durch die Herrn-, Kaiser-, Prinzen-Gracht, an welchen die Reichen ihre Häuser haben; bei der Kaiser-Gracht genießt man von einer Brücke einen Uiberblick nach vier Richtungen hin und überschaut eine Menge anderer Brücken. Von

hier gelangt man zu der großen auf 3 Bögen ruhenden steinernen Amstelbrücke, bei welcher in einem förmlichen Hafen eine Unzahl zu Spazierfahrten bestimmter Kähne liegen. Ein beliebter Spazierort in der Stadt ist die Plantaadge, ein Stadtquartier voll Gärten, Kaffee- und Belustigungshäuser. Daselbst ist auch der zoologische Garten, welcher einer Privatgesellschaft von 1400 Mitgliedern gehört und sich durch eine reiche interessante Menagerie auszeichnet. Wir sahen da braune ostindische Hirsche, gefleckte Damhirsche, weiße Pfauen, ein Zebra, ein peruanisches schwarzes Schaf mit sehr dünnem und langem Halse, eine besondere Art schön gezeichneter Eulen, einen rehfarbenen Hasen aus Surinam mit ganz kleinen Ohren, Angoraziegen, einen rothen Ibis, einen Salamander aus Java, eine bräunliche Schlange aus Indien (Eryx), Rennthiere u. s. w. Durch den Park gelangten wir über die große Judenherren-Gracht zu den großen Entredoks, wo die Waaren z. B. aus Ostindien so lange zollfrei liegen bleiben, bis ein Verkauf abgeschlossen wird; von da zu den königlichen Doks, wo die Kriegsschiffe gebaut werden und wo wir gerade ein Linienschiff von 60 Kanonen sahen, dann zu den östlichen Doks, wo Hunderte von Kauffarteischiffen lagen. Links ist die Seeschule, das Gebäude trägt die Aufschrift Kweekschool van de Zeevaart, im Hofraum ist ein großes vollkommen ausgerüstetes Schiff aufgestellt, welches den Kindern zum Unterrichte und zur Uibung im Schiffsdienste dient.

Unterwegs fielen uns wieder die Kutschen auf Schleifen auf, die Pflasterung der Gehbahn mit auf der Kante liegenden Ziegeln, der Fahrbahn mit kleinem Kies. Fast alle Häuser haben von Außen Stufenaufgänge zur Thüre und das eigentliche Trottoir, mit Steinplatten belegt, bildet gewöhnlich ein Zugehör zum Hause. Meistens haben die letzteren Eingänge im Kellergewölbe, in denen allerhand Waaren zum Verkaufe ausgeboten werden. Vor den Häusern stehen sehr stark gestutzte Alleebäume — häufig Linden.

(Fortsetzung folgt.)

Neftah.

(Mit einem Stahlstiche.)

Im Inneren der Regentschaft Tunis, eine Stunde etwa von dem berühmten Salzsee El Sibhah, liegen die Trümmer der einst weitbekannten Römerstadt Negeta, nnd unfern davon das neue Neftah. Es besteht aus drei Abtheilungen, alle am Ufer des Wad El Neftah, die hier steil abfallend ein malerisches, geschütztes Thal bilden, beschattet von Palmenhainen, deren Datteln für die köstlichsten der Regentschaft, ja des ganzen Bled-El-Dscherid, des Dattellandes, gelten. Auch Orangen wachsen hier im Uiberflusse und bilden einen nicht unbeträchtlichen Handelsgegenstand. Sie werden, so wie die Datteln, gegen Weizen, Gerste, Linnen und schwarze Sklaven verhandelt. Gewöhnlich gilt ein erwachsener Neger zwei bis drei Centner Datteln.

In der Stadt werden Kleidungsstücke, Burnus und Gazeschleier verfertigt; dies und der Handel gibt dem Orte ein Leben, eine Bewegung, die gegen die rings umher herrschende Todtenstille wunderbar absticht. Dr. Shaw, der gelehrte britische Reisende im Inneren der Berberei, behauptet, daß im Allgemeinen die Häuser im Dscherid, dem dürren Landstriche, blos von getrocknetem Schlamm und Palmblättern höchst flüchtig zusammengefügt sind, so daß bei einem tüchtigen mehrtägigen Regenschauer ganze Städte sich in Stückchen auflösen und auseinander fallen würden. Ohne Zweifel sind die geringeren Ortschaften alle von dieser Beschaffenheit, nicht minder die Zugänge und Vorstädte der kleinen Wüstenstädte; doch in den Hauptstraßen sind die Häuser von kleinen, festen Ziegeln erbaut und recht artig verziert mit vorspringenden gemauerten Arabesken. Leo Afrikanus besuchte Neftah und beschrieb die Einwohner als sehr grob. Seither müssen die Leute sich gründlich gebessert haben, denn neuere Reisende berichten gerade das Gegentheil. Die Umgebung von Neftah ist höchst romantisch. Allenthalben ist die Gegend von tiefen Thalschluchten durchbrochen, in welchen klare Bächlein rinnen. In diesen heißen Erdstrichen ist das Murmeln fließenden Wassers die süßeste Melodie für das Ohr; die Kühle, welche sie anshauchen, trägt wesentlich zur Gesundheit des Städtchens bei. Ein Geschäftsmann würde bemerken, daß die Wässer nicht minder zum Wohlstande der Bewohner beitragen, indem sie ihnen das Waschen und Färben der Wollstoffe erleichtern.

Der ansehnlichste Theil der Stadt steht auf einer hohen Felswand, die sich fast senkrecht, malerisch in den Fluß abstürzt. Während die Häuser für die erfrischenden Lüftchen, die den Wasserspiegel kräuseln, eben noch erreichbar sind, eröffnet sich von ihnen auch die weiteste Aussicht, vielleicht die erhabenste in der ganzen Regentschaft. Westwärts dehnt sich eine ungeheure Ebene aus, die anfangs saftig grün, sich immer heller und heller färbt, bis sie sich in die unabsehliche, farblose Fläche der meerähnlichen Sahara verliert. Ja der Anblick des Meeres kann keinen ernsteren, erhabeneren Eindruck machen, als die unermeßliche Sandfläche der lybischen Wüste beim ersten Anblicke. Gegen Osten dehnt sich ebenfalls fast unabsehbar die Sibhah el Lowdeah, die Salzebene, aus. Der Schimmer ihrer Millionen im Sonnenstrahle blitzenden Salzkrystalle fließt in einen blendenden Spiegelglanz zusammen. Diese funkelnde Fläche wird durch einen dunkeln Streif in zwei Theile getheilt; es ist der Weg, welcher nach Ghadamaz, einer Negerstadt in der Regentschaft Tripolis, einst der Hauptstadt der im grauen Alterthume berühmten Garamanten, führt.

Der See von Neftah, welcher in unserer Abbildung den Vordergrund bildet, ist eben so malerisch schön, als den Einwohnern wegen der Vortheile, welche die ansehnliche Wasserfläche ihnen bietet, unschätzbar. Hieher treibt der Beduine seine Kameele zur gesunden Tränke; hier waschen die Mädchen von Neftah ihre Burnus und Seffars (Schleier) für das Bairamfest schneeweiß und verträumen manche trauliche Stunde. Während sie von der Arbeit rasten, vergnügen sie sich auf einem kleinen Eilande, das wie ein Blumenblatt auf der spiegelglatten Fläche des Sees liegt, mit dem maurischen Tanze. Sir Grenville Temple schildert in seinem Reisetagebuche die Beduinenfrauen von Neftah als mitunter auffallend schön.

Wir Nordländer, wenn wir diesen klaren, glatten See, überragt von herrlichen Palmenhainen und pittoresken mit fremdartigen Bauwerken gekrönten Felsen, überwölkt vom ewig blauen Himmel betrachten, müssen gestehen, daß über diese Landschaft eine eigenthümliche, selig friedliche Schönheit ausgegossen liegt, der sich nichts von europäischer Scenerie an die Seite zu stellen vermag.





[illegible]

AFRIKA

Miscellen.

Sittenzüge, kurze Geschichten, Anekdoten.

, (Rosas' Schreckensregiment.) Seit Rosas, Präsident der argentinischen Republik, sich im Jahre 1835 zur höchsten Gewalt emporgeschwungen, bis zum Ende des Jahres 1843 hat derselbe (laut den von Indarte herausgegebenen tablas de sangre d. i. »Bluttafeln«) 4 Menschen getodtet oder tödten lassen durch Gift, 3765 durch Halsabschneiden, 1393 durch Erschießen, 722 durch Meuchelmord, während in den blutigen Bürgerkriegen der letzten 10 Jahre nahe an 15,000 Menschen erschlagen wurden, da jede Schlacht eine Metzelei der Gefangenen zu Folge hatte. 1500 Gefangene oder Verwundete wurden mit Lanzenstichen hingestreckt. Eine der ersten von Rosas' Thaten war, daß er am 8. Juli 1836, 110 aus den Pampas eingeschleppte Indianer in Buenos Ayres hinrichten ließ; sie wurden, um das Volk zu schrecken, öffentlich ein Dutzend nach dem andern erschossen. Vieren ihrer Häuptlinge ward in der Kaserne der Hals abgeschnitten und zugleich mit ihnen zwei kleinen Kindern! Aus Hunderten von Beispielen seiner Grausamkeiten heben wir nur einige hervor. Ein Zeuge, Namens José Ramos, hat eidlich ausgesagt, daß er, während er in Rosas' Armee diente, viele Gefangene castriren sah, ehe ihnen der Hals abgeschnitten ward, und daß er ferner sah, wie ein Engländer, Namens William, mit seiner Frau und einem 7jährigen Kinde ermordet wurde. »Resbaloja« hieß eine von Rosas für seine höllischen Agenten erfundene neue Art ihre Schlachtopfer zu expediren. Diese wurden nackt, mit den Händen auf dem Rücken, an Pfähle angebunden, worauf ihnen die Mörder langsam den Hals abschnitten oder absägten, wozu ein eigens componirtes Henkerlied gesungen wurde. Und zu diesen Kannibalenthaten war das geringste Vergehen ein genügender Vorwand. Ein Mann ward im Gefängniß füsillirt, weil er seine Geliebte in Maskenkleidung besucht, ein anderer, weil er eine feindliche Barke gesteuert. Im Oktober 1842 kamen Rosas' höllische Agenten, die Masorqueros, allnächtlich in die Stadt um die Einwohner zu plündern und zu morden; nicht weniger als 400 wurden binnen drei Wochen von diesen Unmenschen in ihren Häusern erwürgt. Alle diese Gräuel verdoppelten sich im wirklichen Krieg. Bei der Einnahme von Catamarca (1842) wurden 600 Einwohner auf dem Marktplatze enthauptet und ihre Köpfe zu einer Pyramide gethürmt. Die Schreckenszeit der französischen Revolution hat nicht solche Gräuel aufzuweisen wie Rosas' Regierung.

Länder- und Völkerkunde.

, (Chinesisches Verfahren um Enteneier künstlich auszubrüten.) Eine der größten Merkwürdigkeiten in Tschusan ist ein alter Chinese, der jedes Frühjahr Enteneier zu Tausenden künstlich ausbrüten läßt. Eine dieser Anstalten — denn es gibt ihrer mehre — liegt in dem Thal nördlich von Tinghai und wird von Fremden vielfach besucht. An einem schönen Maimorgen begab ich mich auf den Weg dahin und ein Gang von 5 Minuten brachte mich nach dem Häuschen. Der Mann empfing mich mit chinesischer Höflichkeit und bot mir Thee und seine Pfeife an, die ein Chinese stets bei der Hand hat. Ich lehnte sein Anerbieten höflich ab und bat ihn um Erlaubniß, seine Wohnung und seine Brüteanstalt zu sehen. Die chinesischen Bauernhäuschen sind aus Lehm und Stein schlecht aufgeführt, die Thüren schließen schlecht und sind spaltig, die Papierfenster schmutzig und zerrissen, Enten, Gänse, Hühner, Hunde, Schweine befinden sich in dem Haus und um das Haus, und scheinen gleiche Rechte mit den Herren zu haben; ferner bildeten Kinder, Enkel und soviel ich bemerken konnte, Urenkel, alle zusammen eine buntscheckige Gruppe mit ihren rasirten Köpfen, langen Zöpfen und ihrer wunderlichen Tracht. Das Brütehaus ist an der Seite des Wohnhauses und besteht aus Lehmmauern mit dickem Strohdach. Längs der Quer- und einer Langseite stehen Strohkörbe, die dicht mit Lehm beschmiert sind, daß sie nicht Feuer fangen können und unten einen Ziegel haben, auf welchen das Feuer wirkt; in diesen auch mit Strohdecken versehenen Körben befinden sich die Eier bei einer Hitze von 95 bis 102° F. (28 bis 31° R.), die der Chinese freilich nur durch's Gefühl bestimmt, vier bis fünf Tage lang, nach welcher Zeit sie herausgenommen und eines nach dem andern in eine Thüre eingesetzt werden, welche eine Menge genau eigroßer Löcher hat. Der Chinese schaut sie durch das Licht an und vermag zu sagen ob sie Junge haben oder nicht; im erstern Falle werden sie entfernt, im letztern bleiben sie noch neun oder zehn Tage im Korbe, worauf sie auf breite an der Wand angebrachte Bretter gelegt und mit Baumwolle und einem Tuche zugedeckt werden. Hier bleiben sie etwa vierzehn Tage liegen, worauf die jungen Entchen ihre Schale brechen. Die umwohnenden Landleute wissen schon, wenn dieser Zeitpunkt eintritt und kommen dann herbei, um die Entchen zu kaufen, was in wenigen Tagen geschehen ist.

, (Oeffentliche warme Bäder in China.) In der Stadt Schanghai, so wie in vielen andern großen Städten China's gibt es eine Menge Anstalten zu warmen Bädern, welche für die Gesundheit und Bequemlichkeit der Eingebornen von großer Wichtigkeit seyn müssen. Das Bad ist ein gemeinsames, für jeden einzelnen ist aber eine kleine Loge da, wo er sich aus- und ankleiden kann; außerhalb dieser Logen lauft dann noch ein schmaler Gang herum, von dem aus man in's Wasser hinabsteigt. Nachmittags und Abends sind die Bäder gedrängt voll, und wenn man in das Badezimmer tritt, ist der erste Eindruck fast unerträglich; der heiße Dampf füllt Augen und Ohren und macht, daß einem alsbald der Schweiß am Körper hinabrinnt. Der Ort wird durch den Dampf ganz dunkel und es ist für einen Fremden ein äußerst komischer Anblick, die Chinesen mit ihrer braunen Haut und ihren langen Zöpfen in dem Wasser herumplätschern zu sehen. Die Gäste, welche in das gewöhnliche Zimmer gehen, zahlen nur 6 Kupferstück, die vornehmere Klasse, welche ein besonderes Zimmer erhält, zahlt 18, bekommt dann aber noch eine Tasse Thee und eine Pfeife Tabak. Der Preis ist unglaublich nieder, denn 100 Kupferstück gelten nur etwa 12 kr. C. M.

, Der unerschrockene belgische Reisende J. Linden, welcher im Jahre 1841 mit einer wissenschaftlichen Mission nach Südamerika gesandt wurde, ist vor einigen Tagen von seiner langen Reise nach Brüssel zurückgekehrt, nachdem er während drei und einem halben Jahre die Republiken Venezuela und Neu-Granada, Jamaika und den östlichen Theil von Cuba durchforscht hat. Linden, der sich in der gelehrten Welt durch seine früheren Reisen in Brasilien und Mexiko einen Namen gemacht, hat die unermeßliche 600 Stunden lange Andeskette von der östlichen Küste von Venezuela bis nach der öden Küste des stillen Meeres hin überschritten. Er hat sowohl die undurchdringlichen und mörderischen Waldungen der Terra Caliente durchforscht, wie die höhern Bergregionen der Cordilleras, nämlich die Paramos. Zu wiederholten Malen hat er die höchste Schneegränze jener Bergketten überschritten und er betrat die Gipfel der Berge von Neu-Granada und Venezuela, nämlich den Nevado de Merida, der 16,437 Fuß über die Meeresfläche erhaben, den Vulkan von Tolima, der 17,240 Fuß hoch, und die Sierra Nevada de Santa Marta, welche 16,500 Fuß hoch in die Lüfte steigt. Insbesondere ist die Botanik diesem Reisenden großen Dank schuldig, indem er mehre hundert neue Pflanzen entdeckt hat, die er auf den brennenden Llanos des Apure und den Riesengletschern der Andes gesammelt hat.

, Die Ureinwohner von Neu-Südwales sind sehr streng gegen ihre Weiber. Auf das leichteste Vergehen folgen die schwersten Züchtigungen. Eines Tages sah Meredith — ein Engländer, der 5 Jahre in der Kolonie lebte und dessen Gattin ihren dortigen Aufenthalt beschrieb, * — ein Weib, welches heftig jammerte, und nach der Ursache gefragt, antwortete, daß sie Schläge bekommen solle, weil sie aus Versehen ihrem Manne die Pfeife zerbrochen. Meredith ging sogleich zu dem Manne und suchte ihn von seinem unmenschlichen Vorhaben abzubringen, aber vergebens; nur unter der Bedingung, wenn er eine neue Pfeife bekäme, wollte er ihr die Züchtigung schenken. Unglücklicherweise war gar keine Pfeife zu bekommen, und obgleich Meredith dem tyrannischen Ehemanne vorstellte, daß, wenn er auch sein Weib todtschlüge, er doch keine neue Pfeife erhielte, blieb er verdrießlich, und am nächsten Morgen erschien das arme Weib mit gebrochenem Arme, in Folge der grausamen Prügel, die sie von ihm mit einem dicken Stocke erhalten. Dergleichen Fälle kommen nicht selten vor. Dagegen hegen die Eingebornen vor dem hohen

---

* Notes and Sketches of New South Wales etc. (Bemerkungen aus Neu-Süd-Wales, während eines Aufenthaltes in dieser Kolonie von 1839 bis 1844) London, Murray.

Alter große Achtung; dieses und Tapferkeit geben die einzigen Rangunterschiede bei ihnen ab. Der beste Kämpfer wird das Haupt seines Stammes und nach seinem Tode kommt der nächstbeste an seine Stelle und erbt seine Weiber. Die andern Krieger und die Alten bilden eine Art Rath, der sich bei besondern Gelegenheiten, wenn über Frieden, Krieg oder andere wichtige Angelegenheiten verhandelt und entschieden wird, versammelt. Eine Zeit lang war ein gewisser Hougong Häupling des Maneroo-Stammes. Er wurde aber von dem zweitbesten im Stamme, einem gewissen »Jimmy der Räuber,« sehr gehaßt. Jimmy wußte seinen Groll unter der Maske der größten Freundlichkeit zu verbergen, konnte indeß seinem Häuptling dennoch nicht beikommen, da dieser ein eben so gewandter Heuchler wie er selbst war. Eines Tages ging Jimmy zu einem Waldheger in der Nachbarschaft und bat ihn, beiden zu erlauben auf die Entenjagd zu gehen und zwei Flinten zu leihen, eine mit einer Kugel geladen für sich, die andere, blos mit Pulver geladen, für Hougong. »Mich und Hougong,« sagte Jimmy zu dem Waldheger, »gehen aus sehen nach Enten; ja, ja, aber wir sehen keine Enten. Dann sagen mich zu Hougong: »Ihr habt schon lange nicht mit mir gekämpft, also kämpfen wir nun, wie die Weißen, mit Flinten.« Gut, mich sagen: »Ihr schießt zuerst.« Er schießt. »Ach, Ihr dummer Junge, Ihr trefft mich nicht.« Dann schieß ich und er stürzt todt nieder.« — Bald nach dem Mißlingen dieses verrätherischen und kaltblütigen Mordplanes (denn natürlich verweigerte ihm der Waldheger die Flinten) hörte Jimmy, Hougong sey gestorben. Groß war das Wehklagen des Stammes um den braven Häuptling, aber am heftigsten und lautesten heulte und stöhnte Jimmy der Räuber. Ein Freund Merediths, der bei der Trauer zugegen war, fand diesen äußerlich ganz in Leid zerflossen, innerlich aber von Freude erfüllt, welcher letzteren er durch theatralische Beiseitereden Luft machte. »Oh, oh, oh,« heulte er wie ein geprügelter Hund, »oh, oh, oh! (ein hochmüthiger Lump dieser Hougong) oh! oh! oh! oh! (Gut daß er todt ist, jetzt kann ich seine Weiber nehmen!) Oh! oh! oh!« — Der Fremde wird erstaunt seyn, jeden Augenblick von ihnen ay, ay d. i. ja, ja, zu hören. Sie gebrauchen es so häufig, wie die Nordamerikaner ihr, Yes Sir (ja Herr), fragend, antwortend, behauptend, kurz in hunderterlei Sinne. Man könnte ein ganzes Wörterbuch über die mannigfaltige Bedeutung ihres Ay, ay abfassen. In ihren Gesängen, die nicht unmelodisch sind, werden meist große Feste gefeiert, fast in allen handelt sich's um Essen. Ein Gesang z. B. lautet: »Eßt recht viel, eßt, eßt, eßt, eßt wieder, eßt in Fülle, eßt noch mehr, eßt, eßt, eßt.« Fast immer sind die Worte ihrer Lieder nur solche Wiederholungen, die Melodien aber mitunter recht hübsch. Sie ahmen sehr geschickt und pfiffig Gebärden nach. Einer lernte in wenigen Minuten sehr korrekt Walzer tanzen. Nicht der leiseste Zug Ihres Antlitzes, nicht die unmerklichste Eigenthümlichkeit Ihrer Gebärden entgeht ihrer Beobachtung; sie wissen Haltung, Benehmen, Sprechweise, Sonderbarkeiten Jedermanns treffend und täuschend nachzuahmen. Auf Fetzen und Stücke von europäischen Kleidungsstücken sind sie sehr erpicht und prunken darin oft auf komische Weise. Einer stolzirte in einem Wellingtonstiefel, ohne irgend ein anderes Kleidungsstück anzuhaben, ein Anderer fühlte sich ganz stolz und groß, daß er seinen Oberleib in einen Staatsrock knöpfen konnte, und glaubte, mit diesem schon hinreichend bekleidet zu seyn. Andere Kleidungsstücke zogen sie auf verschiedene und ungeschickte Weise an, indem sie z. B. die Beine dahin steckten wo die Arme hin gehörten und umgekehrt. — Eines Tages erhielt der nahe bei Goulburn wohnende Stamm die Anzeige, ein benachbarter Stamm wolle aus dessen Mitte einen Greis tödten. Der genannte Stamm hielt eine Versammlung, worin nach langer Berathung, wie dieser Schmach zuvorzukommen, die Aeltesten und die Kämpfer zu einem unerhörten und schauderhaften Mittel entschieden, nämlich daß des Alten eigener Sohn ihn tödten und auf diese Weise ihre Feinde um die Freude bringen solle. Der junge Mensch erhob sich gleich, nahm zwei Speere, und versetzte seinem armen alten Vater eine Todeswunde. Dies hielt er für gar kein Unrecht und pflegte noch seinen Vater, der erst nach einigen Stunden verschied, mit Sorgfalt und Zuneigung. Als der Greis gestorben war, heulten sein Sohn und der ganze Stamm mehre Tage um ihn; dann griffen sie zu den Waffen und zogen aus, um vom andern Stamme so viele sie konnten zu erschlagen und den Tod des Alten zu rächen. Sie tödteten auch viele Feinde, aber die Polizeibehörde von Goulburn, von ihren Gefechten beunruhigt, bedrohte sie mit Strafe, weshalb sie lieber in einem großen wohlbewaffneten Haufen aufbrachen, und dem Stamme von Bathurst einen friedlichen Besuch abstatteten, der sie mit allen Ehren und höflich empfing und bei dieser Gelegenheit ein großes Korroborih * gab. — Eines Tages schaute ein Eingeborner aufmerksam in einen Schweinstall, dessen fette grunzende Inhaber ihr Fressen erwarteten, das eben von einer deportirten Magd in einer Mühle zubereitet wurde. Ihr müssiges Leben und feistes Wesen erschien dem Wilden als das non plus ultra von Wohlseyn und er rief ganz entzückt einem Schwein zu: »Ja, ja, Du bist ein glücklicher Bursche, kannst liegen in Deiner Hütte den ganzen Tag, während ein Weißer für Dich das Fressen bereitet.« (Athenaeum.)

*** (Ein Besuch bei den Patagoniern. Aus dem Berichte einer amerikanischen Erforschungs-Expedition. **) Wir hatten die Küste kaum betreten, so stießen wir schon auf eine Partei von 17 Patagoniern, die alle mit wenigen Ausnahmen von mehr als europäischer Leibesgröße waren. Der Häuptling, der älteste Mann unter ihnen, zählte noch nicht 50 Jahre und war verhältnißmäßig klein von Statur, dagegen sein Sohn einer der größten und über 6 Fuß hoch. Sie waren wohlgestaltet und hatten angenehme Gesichtszüge, niedrige Stirnen, starke Backenknochen und breite Gesichter mit vorragendem Untertheil, ihr Haar war grob und am Scheitel kurz geschnitten; darüber trugen sie eine Art Mütze oder Binde von Fell oder Wollgarn. Die Vorderzähne waren bei Allen sehr abgenützt. An einem Fuß trugen sie eine Sandale von rohem Fell. Viele von ihnen hatten das Gesicht mit rothen und schwarzen Streifen mittels Thon, Ruß und Asche bemalt. Dies, so wie ihr Schmutz und ihre entzündeten wehen Augen machten ihr ganzes Aeußere widerwärtig. Wir sahen weder ihre Weiber noch Kinder, vermutheten aber, daß sie im benachbarten Walde wären, weil sich die Männer jedem der Unsrigen, der dorthin ging, in den Weg stellten und viel Angst zeigten, wenn man Feuergewehre dahin richtete. Sie schienen einige Kenntniß von deren Gebrauch und Wirkung zu besitzen, da sie sie eu oder Geist nannten, und mit kai-eu schienen sie, wie sie oft durch Gebärden äußerten, ihren großen Geist oder Gott zu bezeichnen. Sie verriethen wenig Neugierde und nichts schien ihr Staunen zu erregen; als ihr hauptsächlichster Charakterzug erschien uns Eifersucht. Obwohl einfältig, fehlte es ihnen doch nicht an List und nur mit Mühe waren sie dazu zu bewegen, sich von ihren Bogen und Pfeilen zu trennen und selbe uns zu verhandeln. Vor Abschluß eines Handels mußten sie immer erst von ihrem Häuptling die Erlaubniß dazu erhalten. Sie hatten schon früher häufig mit Europäern Verkehr gehabt, wenigstens fand man bei ihnen Stücke mancher europäischer Manufakturerzeugnisse z. B. Glasperlen rc. Sie verschmähten Tabak, Branntwein, Brot oder Fleisch und trachteten nur altes Eisen, Nägel und Stücke von eisernen Reifen zu bekommen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Fischen und Schalthieren. Ihr Geräth zum Fischfang besteht aus der Rückenflosse eines Fisches, die an eine kleine Schlinge von Fischbein angebunden, einen Widerhaken bildet und ihnen als gute Angel dient. Ihre Waffen bestanden zusammt in Bogen und Pfeilen. Ihr Begleiter war der gemeine Hund, den sie sehr zu schätzen schienen. (Athenaeum.)

---

* Ein Nationaltanz der Neusüdwaliser. Eine Schilderung und Abbildung desselben siehe im Panorama 1836, S. 364 u. ff.

** Diese Expedition, um so merkwürdiger als sie die erste und bisher einzige ist, welche die nordamerikanischen Vereinstaaten zu wissenschaftlichen Zwecken ausrüsteten, stach mit fünf Schiffen im Jahre 1838 in See, besuchte Madeira, Brasilien, das Feuerland, Chili, Peru, die Paumotugruppe, Otaheiti, die Samoan-Gruppe, Neu-Süd-Wales, Neu-Seeland, und schiffte darauf nach Californien und an die Nordwestküste des Oregongebietes. Erst im Jahre 1842 kehrte sie wieder zurück. Die Expedition zählte gelehrte Mitglieder jeder Art; ihr eben erschienener Bericht, verfaßt vom Kommandanten der Expedition C. Wilkes, schildert die Sitten, Gebräuche, naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten, politischen und gesellschaftlichen Zustände, Produkte Handel rc. der besuchten Gegenden. Auch hat die Expedition manche neue Entdeckung gemacht, manche früher gemachte berichtigt. Der Bericht scheint zwar nach den Auszügen, die wir im Athenäum vom 4. und 11. Jäner lesen, etwas ungeordnet, enthält aber des Interessanten so viel, daß wir jedenfalls darauf zurückkommen werden. Er besteht aus fünf dicken Bänden, enthält 300 herrliche Illustrationen, einen ganzen Atlas von Karten und kostet achtzig fl. C. M.

Bilder aus dem Seeleben.

Von J. P. Lyser.

I.

Sehnsucht nach dem Meere. Die Werbung. Landreise der Matrosen; Ankunft am Abfahrtsorte. Schwören und Handgeld. Lustiges Tabernenleben. Vorbereitungen zur Einschiffung. Equipirung. Auf der Rhede. Revierjammer. Auslaufen, die hohe See.

Dichter und Reisebeschreiber haben schon unzähligemal uns von dem Heimweh erzählt, das die Schweizer erfaßt, wenn sie im Auslande ihrer Berge gedenken oder den Ton des Alphorns zu hören vermeinen. Wer kennt nicht das alte rührende Volkslied von dem Schweizersoldaten, der zu Straßburg auf der Schanze Wacht stand und der desertirte, als er den Ton des Alphorns vernahm, und dafür erschossen wurde? Aber wie mächtig immer die Sehnsucht der Alpenbewohner nach ihren Bergen seyn mag, sie ist nicht mächtiger als die Sehnsucht eines Matrosen nach dem Meere; ja der Matrose vermag nicht einmal so lange auf dem Festlande auszudauern als der Bergbewohner in der Ebene! obwohl ihm dort Alles bei weitem neuer und zerstreuender erscheint als diesem und er in der Regel viel mehr Mittel besitzt, sich's wohl seyn zu lassen, ganz abgesehen von der unbedingten Freiheit, welche der Matrose auf dem Festlande genießt, während er auf dem Schiffe, auf dem Meere recht eigentlich der Sklave des Kapitäns ist, der mit unerbittlicher Strenge oft das kleinste Versehen im Dienst grausam bestraft und es muß, will er anders seine Autorität und das Wohl des Schiffes, wofür er mit Ehre und Vermögen haftet, bewahren.

Die wenigsten Kauffahrer-Kapitäne sind nämlich Selbsteigenthümer der Schiffe, welche sie führen, gewöhnlich wird ein Schiff von mehren Kaufherren ausgerüstet und befrachtet. Kaufherren, welche ein oder mehre Schiffe ganz für eigene alleinige Rechnung besitzen, gibt es außer in London, Hamburg und Amsterdam nur sehr wenige. Natürlich, daß ein dergestalt ausgerüstetes und befrachtetes Schiff immer möglichst hoch in der Kompagnie versichert wird, und da die Versicherung ebenfalls eine bedeutende baare Summe erfordert, so ist es wieder natürlich, daß man die Führung des Schiffes nur einem Manne anvertraut, der außer der erforderlichen Geschicklichkeit und Energie auch noch sonstige Sicherheit für unvorhergesehene Fälle zu leisten vermag. Der Gewinn eines Schiffskapitäns ist allemal groß, aber auch seine Verpflichtung und seine Verantwortlichkeit, und eine solche Verantwortlichkeit übernehmen zu wollen ohne die Gewißheit, auf dem Schiffe alleiniger, unumschränkter Herr zu seyn, wäre Wahnsinn.

Auf dem Schiffe gibt es also nur einen Herrn. Alle Andern vom ersten Unterbefehlshaber an bis herab zum Schiffsjungen sind seine willenlosen Werkzeuge und wo sich eine Spur von Widersetzlichkeit oder gar Meuterei zeigt, ist er Herr über Leben und Tod seiner Untergebenen. Gegen rohe Willkühr schützt diese das Schiffsjournal, welches er selber führen muß und welches von den unter ihm Befehlenden bis herab zum Unterstenermann und Bootsmann mit unterzeichnet wird. Dieses Schiffsjournal wird allemal nach vollbrachter Reise den betreffenden Behörden vorgelegt, von diesen genau geprüft und wehe dem Kapitän und seinem Unterbefehlshaber, wo sich die kleinste Unrichtigkeit darin — bei Vergleichung der Tagebücher, welche die Unterbefehlshaber zu führen und gleichfalls einzureichen verpflichtet sind — ergibt. Journale und Tagebücher werden sorgfältig aufbewahrt, sie allein zeugen für und wider einen Kapitän und seine Schiffsmannschaft, auf sie allein findet Berufung Statt.

Hamburg ist der große Werbeplatz für die Schiffskapitäne der nördlich gelegenen Seestaaten und wohl nur in Hamburg habt Ihr die Auswahl unter dem Schiffsvolke aller seefahrenden Nationen, wie sie weder London noch Amsterdam in diesem Grade zu bieten vermag. Daher geschieht es denn nicht selten, daß sich Kapitäne aus fernen Ländern einfinden, um in Hamburg die nöthige Bemannung für ihre Schiffe zu werben; die Zuverlässigkeit der dortigen Schiffsmäkler und der Tabernenbesitzer, denen natürlich daran liegen muß, nur die besten und tauglichsten Subjekte den Nachfragenden zu empfehlen, trägt nicht wenig dazu bei, und so hat denn schon seit undenklichen Zeiten der in Hamburg angeworbene Matrose bei allen Kapitänen den Vorzug vor anderswo geworbenem Volke.

Wer kennt nicht mindestens dem Namen nach den sogenannten Hamburger Berg? jene Vorstadt Hamburgs, welche sich vom Millernthor bis zu dem Thore der Nachbarstadt Altona in gerader Linie über eine deutsche Viertelmeile lang hinzieht? Dieser Hamburger Berg mit seinen (jetzt) palastähnlichen Häusern, Schaubuden, Baraken, Tabernen und Lasterhöhlen ist das Eldorado aller in Hamburg oder vielmehr bei Hamburg »vor Anker« liegenden Matrosen, und mancher alte Matrose hat sein Lebelang von Hamburg nichts weiter gesehen als diesen Hamburger Berg. Auf diesem Berge nun — (der aber kein eigentlicher Berg, sondern eine weite Hochebene ist, die nur nach dem Hafen zu ziemlich steil abfällt) — findet Ihr, entfernt von jenen verrufenen Häusern, in denen die Matrosen ihre wilden Orgien begehen, jene Tabernen, wo diejenigen, welche eben keinen Dienst haben, »ankern«. Die meisten Besitzer dieser Tabernen waren fast alle früher selber zur See, sind daher mit allen Eigenheiten und Neigungen des Volkes, das sie beherbergen, vertraut, so wie mit den Bedürfnissen der Kapitäne, welche Jahr aus Jahr ein bei ihnen zusprechen, denn die wenigsten Matrosen machen mehre Fahrten auf einem und demselben Schiffe; der Matrose ist stolz darauf, sagen zu können: er sey überall gewesen, noch stolzer wenn ein Kapitän, dem er vor Jahren diente, ihn aufsucht und für eine neue Fahrt auf seinem Schiffe anwirbt.

Nicht gar weit von einer hölzernen Treppe, welche zur Elbe hinabführt, steht die stattliche Taberne »zur schönen Mariane« genannt. Die »schöne Mariane« war eine zu ihrer Zeit (d. h. vor 20—30 Jahren) von allen Hamburger Elegants hochgefeierte schöne Kaffeewirthin. Bei den Hamburger Elegants ist ihr Andenken längst erloschen, unter dem Volke aber und besonders unter dem Matrosenvolke lebt noch die Sage von ihrer Schönheit fort und wird noch lange fortleben, da immerfort sehr viele hübsche Hamburger Mädchen den Namen Mariane führen, wie dieses bei den schönen Pragerinen

mit dem Namen Anna der Fall ist. Treten wir in die Taberne, in das Gastzimmer! Es ist geräumig und freundlich — Tische und Bänke von mit Sand schneeweiß gescheuertem Holze, von der Mitte der Decke herab hängt das meisterhaft bis in die kleinsten Theile ausgearbeitete Modell eines Dreideckers von 80 Kanonen. Respekt vor dem Baas! (Wirth), er hat in der Marine gedient! An den Wänden die Contrefaits aller Schiffe, auf denen der Baas überhaupt diente, dazwischen grell kolorirte Kupferstiche: die Geschichte des verlorenen Sohnes, des keuschen Josephs, die Hinrichtung Ludwigs XVI, und natürlich Napoleon! auch das Porträt des deutschen Studenten Sand und die Darstellungen: wie er den Kotzebue erdolcht, wie er im Gefängnisse Guitarre spielt und endlich wie er hingerichtet wird, fehlen nicht. Es ist merkwürdig und mir immer aufgefallen: wie allgemein bekannt unter den Matrosen fast aller Nationen das tragische Ende Kotzebue's und seines Mörders ist! Es mag dies daher kommen, daß in früherer Zeit (und auch wohl jetzt noch auf einigen Schiffen) während einer langen und langweiligen Fahrt von dem Schiffsvolke oft Komödien aufgeführt wurden, wozu meist ein kleines Stück aus Kotzebue's Almanach dramatischer Spiele gewählt ward. Ich selber habe als sechsjähriger Junge während einer Uiberfahrt von Stralsund nach Flensburg in der Piece »das Geständniß« den Knaben gespielt und muß noch lachen, wenn ich mir die wunderlich aufgeputzte, ziegelroth geschminkte, im Baßfalsett redende Baronin * vergegenwärtige. — Doch zurück zur Taberne.

In der Gaststube befindet sich in diesem Augenblick niemand als der Baas, er sitzt am Fenster, dampft eine schwere Havannah-Cigarre und lieset den Altonaischen Merkur, welchem er — Gott weiß warum? — den Vorzug vor dem Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten gibt. Nach einer Weile öffnet sich die Thür und herein tritt ein noch junger Mann in einem feinen kurzen blauen Uiberrock, weißen weiten Beinkleidern, Schuhen und Strümpfen. Ein schönes buntseidenes Tuch ist mit koketter Nachläßigkeit um den Hals geschlungen, darüber fällt der blendend weiße breite Hemdkragen, ein weißer Strohhut sitzt keck auf dem sorgfältig gelockten, von wohlriechender Pomade duftenden Haupte und eine schwere goldene Uhrkette, welche sich in die linke Westentasche verliert, ziert funkelnd seine Brust. Den Hut nachläßig rückend sind seine ersten Worte beim Eintreten: »Ein Glas Rum. Eine Cigarre.«

Der Baas bringt Beides, zündet ihm die Cigarre an, und der junge Mann, nachdem er drei Züge aus der Cigarre und einen Zug aus dem Rumglase ** gethan und zweimal mit stolzen Hahnenschritten das Gemach durchmessen hat, fragt kurz: »Liegt Volk bei Euch auf?« — Sechs Mann. — »Norweger drunter?« — Zwei, aber schon versagt. — »Das ist dumm — woher die Andern?« — Ein Lübecker, ein Hamburger, ein Franzmann, ein Grützkopf ***. — »Den Hamburger und Lübecker möcht ich haben.« — Wohin? — »Nach Westindien.« — Wo lichtet Ihr? — »In Flensburg.« — Gut, werde mit den Leuten sprechen. — »Wann kann ich Antwort haben?« — Spätestens morgen früh. — »Wohl.«

Der Kapitän des Westindienfahrers, denn kein Anderer ist der junge Mann, bezahlt Rum und Cigarren, läßt das noch halb volle Glas stehen, wirft die kaum angerauchte Cigarre weg und entfernt sich.

Der Baas trinkt das Glas vollends aus, hebt die Cigarre, welche noch glimmt, auf, und nachdem er sie bedächtig gelöscht, verwahrt er sie in einem Kasten, in welchem schon eine Menge ebenfalls nur angerauchter Cigarren, sodann setzt er sich wieder auf seinen Platz und lieset und raucht weiter.

Die große Glocke auf dem Michaelisthurm brummt zwölf! abermals öffnet sich die Thür und herein wanken Arm in Arm mit glühenden Gesichtern und gläsernen Augen der Hamburger und der Lübecker.

»Ein Glas Grog, Baas!« tönt es aus Beider Munde. Der Baas, nachdem er sie flüchtig angeblickt, geht an den Schänktisch und füllt ein großes Glas mit frischem kalten Wasser, welches er ihnen darreicht. Der Hamburger greift zuerst nach dem Glase, thut unbesehens einen tüchtigen Zug, erschrickt und stößt einen derben Fluch aus. — »Trinkt nur, daß Ihr nüchtern werdet, ich hab mit Euch zu reden. Es hat ein Westindienfahrer nach Euch gefragt,« so spricht der Baas und es ist als ob vor diesen Worten plötzlich der Rausch der beiden Matrosen verflöge. Beide leeren einträchtig das Wasserglas, lassen sich auf eine Bank nieder und sehen erwartungsvoll der fernern Verkündigung entgegen.

»Wie gesagt!« fährt der Baas fort; »ein Westindienfahrer will Euch haben, es ist ein feiner Mann, noch jung, fährt mit vollen Segeln! sein Schiff lichtet von Flensburg aus.« — Diese letztere Nachricht scheint den Matrosen nicht ganz angenehm zu seyn, denn von Hamburg bis Flensburg sollen sie zu Lande reisen und zwar von Altona bis Kiel auf der Eisenbahn. Wenn jeder Matrose von altem Schlage schon einen großen Abscheu gegen Landreisen überhaupt hat, (gewöhnlich verfallen sie, während sie fahren, in dieselbe Krankheit, welche den Landbewohner auf der See überkommt und zur Verzweiflung bringt!) so ist vollends eine Fahrt auf der Eisenbahn für ihn das Allerunangenehmste, was ihm widerfahren kann. Jedes andere Wagniß, der furchtbarste Sturm zur See, dünkt ihn Kinderspiel gegen die Gefahren einer Dampfwagenfahrt. Hat er doch mit eigenen Augen das schreckliche Unglück auf der Paris-Versailler Eisenbahn — (im Panorama auf dem Hamburger Berge) — mit angesehen, hat er doch gehört, welche Unglücksfälle alle Wochen auf englischen und amerikanischen Eisenbahnen vorkommen, er sieht sich schon bei lebendigem Leibe wie ein Hummer abgebrüht, oder wie eine Signaltonne brennen, in tausend Stücke zerrissen, zermalmt von den eisernen Rädern des ganzen Wagenzuges. — Es fehlt wenig und er schlägt das ganze Anerbieten aus — doch da besinnt er sich, daß es ja nicht geradezu nothwendig ist, auf der Eisenbahn zu fahren! Er kann ja auf der guten alten Holsteiner offenen Post ganz langsam und unbequem, wie vor 30—40 Jahren, bis nach Flensburg gelangen! und er

* Sie wurde durch den Schiffskoch dargestellt!

** Man denke sich unter diesem Rumglase kein Gläschen, wie wir es in unsern Konditoreien verlangen und erhalten, sondern ein tüchtiges Bierglas, welches reichlich eine Viertel Flasche faßt.

*** Spitzname der Dänen.

ankert hier schon zu lange und wer weiß, wie lange er hier noch liegen müßte, wenn er diesen Antrag ausschlüge. Genug er entschließt sich endlich und der Baas erhält von ihm die Vollmacht, für ihn mit dem Kapitän zu unterhandeln. Am andern Morgen stellt sich der Kapitän wieder in der Taberne ein und läßt sich von dem Baas seine neuen Leute vorstellen, welche sich in ihren besten Anzügen ihm präsentiren. In wenigen Worten bestimmt er ihnen Tag und Stunde ihres Eintreffens in Flensburg, so wie die Taberne, wo sie sich sofort nach ihrer Ankunft zu melden haben, übergibt sodann dem Baas das für Beide bestimmte Reisegeld und geht, kurz grüßend, seiner Wege.

Und nach zwei, höchstens drei Tagen sitzen der Hamburger und der Lübecker auf dem unbedeckten Holsteiner Postwagen mit fahlen Gesichtern, jeder zur Herzstärkung eine Flasche alten Rum mit sich führend und lassen sich langsam die 24 langen und langweiligen Meilen fortrumpeln.

Endlich ist das Ziel der für sie so beschwerlichen Landfahrt, das freundliche Flensburg, erreicht! In Lorenzens Taberne am Hafen wird eingekehrt, und durch einen tüchtigen Grog restaurirt und ermuthigt, verfügen sie sich in die von ihrem neuen Kapitän bezeichnete Wohnung desselben.

Der Kapitän befragt sie jetzt nochmals, ob sie die vorhabende Fahrt auf dem von ihm geführten Schiffe als seine getreuen Matrosen mitmachen und sich der Schiffsordnung unterwerfen, auch jedem seiner Befehle während der ganzen Dauer der Fahrt unbedingt gehorsamen wollen? Nachdem sie dieses mit Wort und Handschlag bejaht, begibt er sich mit ihnen auf das Schifffahrtsamt, wo der von beiden Theilen zu unterschreibende Kontrakt von dem dazu bestellten Rechtskundigen aufgesetzt wird. Diesen Vertrag unverbrüchlich zu halten, geloben die Matrosen eidlich, unterzeichnen ihn dann und erhalten jetzt von dem Notarius die erste Gage, d. i. die Hälfte des ganzen ihnen zugesicherten Lohnes, bar ausgezahlt, worüber sie zu quittiren haben. Darauf erhalten sie von ihrem Kapitän, der es von diesem Augenblick an ist, die Weisung, bis zu dem und dem Tage zur bezeichneten Stunde an Bord seines Schiffes sich einzufinden, die Zeit bis dahin mögen sie nach Gutdünken verwenden.

Der halbe Gehalt wurde ihnen ausgezahlt, um sich mit den nöthigsten Bedürfnissen, ohne welche ein Matrose zur See fast nicht bestehen kann, als Kaffee, Zucker, Thee, Tabak, Rum und warmer Kleidung zu versehen. Aber davon ist bei dem lustigen Völkchen selten die Rede. Zufällig ist eben Jahrmarkt in Flensburg, oder das Scheibenschießen der grünen Bürgergarde, oder es ist Pfingstfest, wo die Stadtmusikanten in der Marienhölzung und im Hafen, wo sie in Gondeln herumfahren, musiciren. Bei allen diesen Festen gibt es neue unerhörte Wunderdinge zu sehen, die der Matrose zwar schon hundertmal auf seinen Reisen und in Hamburg gesehen hat, die er aber in Flensburg noch einmal sehen muß. Da gibt er einen halben Gulden und betrachtet in einer Thierbude mit größter Aufmerksamkeit — eine alte lebensmüde Meerkatze, wie er deren auf seiner letzten Fahrt nach Brasilien zu Hunderten jung und lustig in den Wäldern herumspringen sah, oder einen ausgestopften Eisbären, deren er auf seinen Grönlandfahrten vielleicht schon manchen durch den Kopf schoß. Mit offenem Munde starrt er das Kugelspiel eines mittelmäßigen Jongleurs an, welches er in China in höchster Vollkommenheit sah und selbst besser kann als jener, der ihm so eben den Teller unter die Nase reckt, auf welchen er mit einer einfältigen Miene ebenfalls einen halben Gulden opfert. — Auf seiner Fahrt wird er Monate lang nichts als gesalzenes Fleisch kosten. Hier schmoren in großen Bratpfannen frische Würste, Beefsteaks, Karbonnaden, kurz was sich Einer von frischen Fleischwaaren wünschen mag, aber unser Freund hat eben Appetit nach einem sogenannten neuen holländischen Häring und kauft sich für schweres Geld bei jenem alten Weibe einen salzigen Tröster, dem man's auf den ersten Anblick ansieht, wie viele Jahre er schon vergessen und verschmäht in der Salztonne gelegen hat! Führt unsern Helden sein Unstern in eine Konditorei, so sind Hundert gegen Eins zu wetten, daß er wenigstens die Hälfte seines Geldes dort in Zuckerwerk verfrißt, in süßem Liqueur vertrinkt und sterbenskrank von der Unmasse genossener Süßigkeiten, Salzigkeiten und Säuerlichkeiten seiner Herberge zuwankt, wo er den Doktor kommen läßt, Alles hinunterschluckt, was dieser ihm vorschreibt, und leidlich genesen, den Rest seines Geldes für Kurkosten hingeben muß. Andere, welche schon Erfahrungen dieser Art machten, sind ihrer Meinung nach klüger, sie hüten sich vor der Konditorei und besuchen anstatt deren den ersten besten Tanzsaal, aus welchem ihnen Musik entgegen klingt. Ohne es zu wissen, sind sie auf einen von Schneidergesellen veranstalteten Ball gekommen. Eine hübsche Tänzerin gefällt Einem der Eindringlinge, er resolvirt sich kurz, gibt ihrem zarten Tänzer einen sanften Rippenstoß, in Folge dessen dieser in den andern Winkel des Saales fliegt, bemächtigt sich der Schönen und wirbelt in voller Seligkeit mit ihr im Saale umher. Aber die über die Mißhandlung ihres Genossen hocherzürnten Schneidergesellen fallen wüthend über den kühnen Tänzer her und obwohl er sich löwenmüthig wehrt und ein Dutzend der kühnsten Schneiderjünglinge zu Boden schlägt, so muß er doch endlich der Menge unterliegen und wird, erbärmlich zerbläut, aus dem Saale geworfen. Wäre ihm dieses in einer andern Gesellschaft geschehen, er würde wuthschnaubend alle Matrosen auffordern und eine blutige Schlägerei, wie deren alljährlich in jeder Seestadt vorkommen, wäre die nächste Folge davon. Aber daß er von Schneidern durchgeprügelt und hinausgeworfen ist, kommt ihm so komisch vor, daß er die blauen Flecke und Beulen, welche es dabei für ihn gesetzt hat, als eine nothwendige Zugabe zum Spaße nicht weiter beachtet.

Die Nächte werden dann gewöhnlich auf einem ächten Matrosenballe — (auf welchen natürlich kein einigermaßen anständiges Mädchen sich wagt!) — verjubelt. So geht es einen Tag wie den andern, so lange das Geld währt; ist das Geld alle und unser Mann hat Lust noch länger lustig zu leben, und ist der Tag der festgesetzten Arbeit noch nicht gekommen, so wagt es unser Mann wohl drauf und geht zum Kapitän, diesen höflich um einen kleinen Vorschuß zu bitten.

Der Kapitän ist gerne zu einem kleinen Vorschuß bereit und fragt nur: »Wie viel?« — »J nun, Kapitän,

ich dächte so dreißig Mark —« — »Du bist nicht klug, mein Junge!« versetzt ruhig der Kapitän, »hier sind zwei Mark! wenn Du hübsch vernünftig bist, kannst Du Dich dafür noch lustiger machen als für 30 Mark und behältst noch einen hübschen Thaler Geld bei mir zu Gute.« Und der Matrose, der wohl weiß, daß alles Flehen und Bitten um Mehr den Kapitän nicht erweichen würde, nimmt die zwei Mark, ist vernünftig und macht sich in der That mit dem Wenigen wirklich lustiger als mit den 30—40—50 Thalern, welche er schon todtgeschlagen, wofür er sich den Magen verdarb, Medizin einnahm, durchprügeln und von Schneidergesellen zum Saale hinauswerfen ließ.

Ehe er's gedacht, ist der Tag da, wo er an Bord seines Schiffes erscheinen muß. Was irgend ein halbwege ordentlicher Matrose ist, versäumt nie, sich zur festgesetzten Stunde an Bord seines Schiffes einzustellen. Dort empfängt er die Weisung, zu welcher Stunde er auf dem Kompagniesaale zur Musterung zu erscheinen hat und wird sodann von dem ersten Steuermann mit der Lokalität des Schiffes bekannt gemacht, auch erhält er seinen Platz im Matrosenraum, so wie seine Hangematte angewiesen, den kleinen Raum nicht zu vergessen, wo die Kiste mit seinen Habseligkeiten — wenn er deren besitzt — stehen soll. Die Musterung ist vorüber! noch wenige Stunden und der Matrose ist auf viele Monate vom festen Lande geschieden. Natürlich, daß nun all' sein Dichten und Trachten darauf gerichtet ist, noch einmal alle Freuden des festen Landes durchzukosten. Dazu ist denn nun freilich Geld erforderlich. Ist der Matrose am Orte bekannt, oder gar dort heimisch, so finden sich schon edle Seelen, welche ihm gegen ungeheure Zinsen ein oft nicht unbedeutendes Darlehen machen, wofür er sodann den Rest seines Lohnes für den Fall seines Todes verschreibt. Doch nur wenigen Matrosen wird es so gut, Kredit zu erhalten, die andern verkaufen Alles, bis auf das Allerunentbehrlichste an ihrer Bekleidung, so daß sie recht eigentlich rattenkahl die lange Reise antreten. Wie und auf welche Weise sie sich später zu helfen wissen, werden wir sehen, wenn wir auf hoher See sind.

In Folge der letzten Landfreuden begibt es sich nun allerdings häufig, daß ein oder der andere Matrose die festgesetzte Stunde, sich an Bord einzuschiffen versäumt und von dem Untersteuermann des Schiffs in einer Taberne aufgesucht werden muß. Dieser findet ihn dann gewöhnlich auf einer Bank den letzten Landrausch sanft verschlafend und sieht sich genöthigt, durch einige unsanfte Püffe ihn zu erwecken. An Bord endlich angelangt, besteht das Willkommen von Seiten des Kapitäns in einigen derben Hieben mit einem Tauende und in der Verweisung in den untersten Raum bis zur Abfahrt. Endlich ertönt die Pfeife des ersten Bootsmanns und der Ruf: »Allmanns über Deck!« und in weniger denn einer Minute befindet sich jeder Matrose auf seinem Posten, lautlos auf die Befehle des Kapitäns lauschend. Dieser mit dem Sprachrohre in der Hand, steht auf dem Hintertheile des Schiffes. Er setzt an, der erste Kanonenruf ertönt und das Kabeltau, mittels dessen das Schiff an einem Hafenpfahl befestigt war, wird gelöset, das Schiff gewandt und den Hafen hinausbugsirt. Auf der Rhede, (wo der Lootse, der es auf die hohe See hinausbringen soll, es besteigt) angelangt, begibt es sich nun aber oft, daß der bis dahin günstige Wind plötzlich umsetzt, so daß es nicht möglich ist, das Schiff auf die hohe See hinauszubringen und dann ist der heillose Zustand da, welchen jeder Matrose unter dem Namen »Revierjammer« kennt. Das Schiff muß seinen Anker fallen lassen und auf der Rhede in Geduld die Wiederkehr günstigen Windes erwarten. Darüber vergehen aber oft Wochen, ja oft ein ganzer Monat! — Immer hat man das Land und die See vor Augen, hört vom Lande her das Geläut der Glocken, oft den Gesang und den Jubel der Menschen, von der See her das Brausen der Wogen, das eigenthümliche Trompeten des Seewindes, und muß still auf einem Flecke daliegen, kann nicht hinaus auf die See, darf unter keiner Bedingung zurück an's Land (denn es könnte sich ja plötzlich der Wind günstig drehen). Nein! abscheulicheres als solch' einen langdauernden Revierjammer gibt es gar nicht und kein Landbewohner kann sich vom Trostlosen, alle Geisteskraft Ertödtenden dieses Zustandes einen Begriff machen! der Kapitän eines Schiffes hat während dieser Zeit vielleicht den schwierigsten Stand, denn hält der Revierjammer allzulange an, so kommt es oft vor, daß das Schiffsvolk die Geduld verliert und aufsätzig wird. Endlich in einer Nacht hat der Wind umgesetzt, er ist günstig! Ein lauter Freudenschrei dröhnt durch das ganze Schiff. Alles fliegt an seinen Posten! Der Lootse ergreift die Steuertalje, das Sprachrohr, die Bugsirböte werden herabgelassen, bemannt, die Anker aufgewunden, befestigt, die Segel entfaltet und gestellt — ein Schuß donnert über die Wasserfläche hin, noch einer und noch einer — hurrah! das Schiff ist flott! Nach einer guten Stunde ist das Ende des Meerbusens erreicht! das Wasser erscheint dunkelgrün gefärbt, wilder und krauser tummeln sich die Wellen um das Schiff! zu beiden Seiten zieht sich ein langer schmaler Steindamm weit hin und weiß angestrichene Tonnen, welche auf dem Wasser schwimmen (sie werden jede durch zwei Anker an derselben Stelle gehalten) bezeichnen die Untiefen. Durch das schmale sich schlangenartig windende Fahrwasser steuert der geübte Lootse mit sicherer Hand, den Blick fest auf das Segelwerk gerichtet. Plötzlich ein gellender Ruf! Das Tauwerk rasselt — der Lootse wirft die Steuertalje herum, das Schiff macht eine rasche Wendung und schießt mit Blitzesschnelle einige Faden vorwärts — dann steht es auf einmal still wie ein scheues Roß, das vor einem unbekannten Gegenstand erschrickt, und ein seltsames Zittern dröhnt durch alles Holzwerk! aber ein neuer kräftiger Druck von der Hand des Lootsen und wieder vorwärts schießt es und zu beiden Seiten rauschen die Wellen hoch auf und der blendend weiße Gischt spritzt über den Vorderbug weithin über's Deck. Selbst der unerfahrene Mann erräth jetzt aus der gänzlich veränderten Bewegung des Schiffes, daß es die See gewonnen hat und »in See!« jubeln alle Kehlen. — Aber der Lootse winkt ernsthaft und Alle lauschen auf's Neue seinen Befehlen, denn noch braucht er eine gute kleine Stunde, bevor er dem Kapitän mit den Worten »Well done!« die Leitung des Schiffes mit Sicherheit übergeben kann und erst jetzt, seit dem Augenblick, da der Lootse sich an Bord befindet, hat der Kapitän wieder das Recht, ein Kommandowort zu geben.

Der Lohn der Lootsen für das Aus- und Einbringen der Schiffe ist ein ansehnlicher, aber sie haben auch eine große Verantwortlichkeit auf sich genommen und bei stürmischem Wetter ist ihr Gewerbe das mühseligste und gefährlichste, welches sich denken läßt! Es existirt wohl kaum eine Lootsenfamilie, in der die Mehrzahl der männlichen Glieder nicht in ihrem Berufe den Wellentod fand.

Nachdem nun der Lootse, gut bezahlt und gut bewirthet, das Schiff verlassen hat und von dem Boote des Wachtschiffes aufgenommen worden ist, beginnt auf unserem Westindienfahrer das eigentliche Seeleben, worüber ich im zweiten Abschnitt berichten werde.

Die französischen Kolonien am Senegal.

Nach dem Französischen von Charles Cottu, Schiffslieutenant.

1. Erste Entdeckung. Verschiedene Kolonisations-Kompagnien.

Mit dem Anfange und gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erhob sich in den Küstenländern des westlichen Europa eine unerhörte Bewegung. Die damals bekannte Welt schien ihren Bewohnern zu enge zu werden; allenthalben drangen sie über deren Gränzen hinaus. Am lebhaftesten war die Bewegung in Portugal, wo damals der Infant Heinrich herrschte, der größte Mann seines Jahrhunderts. Er glaubte, wie selbst die Gelehrten seiner Zeit, daß Afrika nicht größer sey als der den Alten bekannte Theil desselben; er meinte, dieser Welttheil sey leicht zu umschiffen und so den Trümmern des Christenthumes im Morgenlande vom Rücken her Hilfe zu bringen. War es nun unverstellter Glaubenseifer oder verbargen sich unter dem willkommenen Vorwande staatskluge Plane, genug er begann eine Reihe kühner Unternehmungen, aus denen Portugal als die erste Seemacht seiner Zeit hervorging.

Kaum hatte der Infant Ceuta den Mauren entrissen, so rüstete er eine Expedition nach der Westküste von Afrika aus (1418), welche das Cap Nun *, den Endpunkt der damaligen Seefahrten, glücklich umschiffte. Als aber die Matrosen weithin das Cap Bojador, von glühend heißem Brodem umnebelt, sich ausstrecken sahen, verloren sie den Muth und wagten nicht weiter vorzudringen. Dies Vorgebirge vom schimmernden Sande der Sahara umwallt, bildete für jene Anfänger der Schifffahrt eine unüberwindliche Schranke. Hier, wie später am berühmteren Cap des Südens, glaubte man die düstere Pforte eines Wunderreiches zu sehen, das keiner ungestraft verletzen durfte. Man erzählte sich Schauergeschichten von Seeströmungen, welche die Schiffe auf den Rand der rettungslosen Wüste würfen, das Feuer der heißen Zone brenne alle Weißen, die sich hieher wagten, zu Negern, und die glühenden Wüstenwinde machten jede Rückkehr unmöglich. Man sollte über die Leichtgläubigkeit jener Zeit nicht einmal lächeln, denn für jene schwachen Anfänge der Schifffahrt waren die Gefahren in diesen unbekannten Meeren keineswegs blos eingebildet. Ja selbst heutigen Tages noch nahen sich selbst die bestgebauten Schiffe nicht ohne einige Besorgniß dem unwirthlichen Gestade, obgleich alle Hilfsmittel der Wissenschaft ihnen zu Gebote stehen. Um so mehr ist der ritterliche Muth jener kühnen Portugiesen zu bewundern, welche in elenden Barken in einem fernen Meere allen Gefahren trotzten.

Der Infant ließ sich durch das Mißlingen des ersten Versuches nicht entmuthigen; er sandte von neuem Gonzalves Zarco und Tristan Vaz, zwei Edelleute, ab. Von einem Sturme verschlagen, entdeckten sie die kanarischen Inseln. Gil Eanez näherte sich 1432 dem Cap Bojador, seine meuterische Mannschaft verweigerte die weitere Fahrt, im folgenden Jahre aber umfuhr der berühmte Abenteurer das gefürchtete Cap mit vollen Segeln. Triumphirend kehrten die Schiffe, mit Goldstaub und Elfenbein beladen, nach Lissabon zurück. Acht Jahre später umsegelten die Portugiesen das weiße Vorgebirge, Fernandez sah den Senegal, entdeckte das grüne Vorgebirge und drang in den Rio grande (im südlichen Senegambien) ein. Raub und Mord setzten die friedlichen afrikanischen Völkerschaften in Schrecken, die den Weißen mit vertrauensvoller Freundlichkeit entgegen gekommen waren. Mit gewaffneter Hand stiegen die Schiffskapitäne an's Land, raubten die Neger und führten sie zum Feldbau nach den kanarischen Inseln, wo der frischaufgebrochene Boden gefährliche Krankheiten unter den Ansiedlern verursachte. Man sieht, gleich mit der Entdeckung des westlichen Afrika beginnt die Negersklaverei und der fluchwürdige Sklavenhandel.

Mitten in diesen Entdeckungen starb der Infant Heinrich, dennoch aber nahmen sie ihren Fortgang. Nach der allgemein angenommenen Meinung wären die Portugiesen die ersten gewesen, die an den Senegal vordrangen. Die Franzosen nehmen jetzt dagegen die Ehre der Entdeckung für sich in Anspruch und setzen dieselbe um ein ganzes Jahrhundert früher, in die Mitte des 14ten Jahrhundertes. Das französische Marineministerium veröffentlichte kürzlich statistische Notizen über die französischen Kolonien, worin angeblich nach Akten behauptet wird, daß um besagte Zeit schon Rheder von Dieppe Expeditionen nach dem Senegal schickten.

»Nachdem Duguesclin,« sagen die Franzosen, »die englischen Heere aus dem Lande getrieben, drangen einige kühne Matrosen um Cap Bojador und das weiße Vorgebirge, fuhren in den Senegal und bildeten, statt wie die Portugiesen das Land zu plündern, eine Niederlassung auf der Insel Andar, dem jetzigen St. Louis, die von jener Zeit an, mit Ausnahme der Unglückszeit des dreißigjährigen Krieges und des Kaiserreiches, ununterbrochen zu Frankreich gehörte. Die Franzosen scheinen ihre Entdeckung haben geheim halten zu wollen. Einzelne Anspielungen gleichzeitiger Geschichtschreiber ausgenommen, erfuhr Frankreich nicht, und noch weniger Europa, wo die Rheder von Dieppe und die Kaufleute von Rouen sich bereicherten.«

Ja mehr noch. »Im Jahre 1365 fuhren Diepper Schiffe vom Senegal aus bis zum Anfange des Busens

* Wir tragen Sorge, nur solche Punkte zu nennen, die auf den allermeisten Karten zu finden sind.

von Guinea. Aus jener Zeit stammen die Niederlassungen von Saint-Louis, vom Gambia, von der Sierra Leone und die auf der Pfefferküste, die damals Klein-Dieppe und Klein-Paris hießen. Der Handel bestand damals wie noch heute im Austausche von Stoffen, Waffen, Branntwein und Kurzwaaren gegen Felle, Elfenbein, grauen Ambra, Goldstaub und Straußenfedern. Dieppe machte großen Gewinn und liefert seither die niedlichen Elfenbeinarten, in denen es noch immer unübertroffen ist.

Am Ende des 15ten Jahrhunderts nahmen diese Unternehmungen ein rasches Ende; einheimische oder auswärtige Kriege vernichteten den Handel; der Hafen von Dieppe stand leer, Rouen wurde erstürmt und geplündert, kein Schiff mehr fuhr nach Afrika. Zu dieser Zeit (?) wagten sich die Portugiesen um das Cap Nun, und die von der Heimat verlassenen französischen Ansiedlungen fielen großentheils in ihre Hände. Daher der Irrthum der Historiker und Geographen, daß den Portugiesen der Ruhm der ersten Entdeckung gebühre. Der Senegal allein blieb seinen alten Herren. Merkwürdig ist es, daß Fernandez, der doch in den Senegal einfuhr, der Franzosen nicht gedenkt. Bis zum Jahre 1626 folgten nun unaufhörliche Kriegszeiten, die sich endlich doch zu Gunsten der Franzosen entschieden. Sie benützten die unangreifliche Lage ihrer Insel und eroberten nach und nach wieder viele ihrer früheren Ansiedlungen. Die Kolonie Senegal regierte sich selbst und sorgte blos nach der Vorschrift der Dieppер und Rouener Kaufleute ohne Dazwischenkunft der Regierung für Vertheidigung und Eroberung.«

Im Jahre 1664 errichtete der Minister Colbert eine westindische Handelsgesellschaft, die um 150.000 Livres Tournois (etwa eben so viel Gulden W. W.) den normannischen Kaufleuten den Senegal abkaufte und vom grünen Vorgebirge bis zum Cap der guten Hoffnung das Privilegium des Handels erhielt. Leider betrachtete sie als den Hauptzweig desselben den Sklavenhandel, der ewige blutige Kriege der Negerstämme unter einander veranlaßte und die Anfänge von Gesittung und Christenthum im Keime vernichtete. Die Franzosen brauchten indeß für ihre westindischen Besitzungen lange nicht so viel Sklaven, als die Spanier für ihr unermeßliches amerikanisches Reich und jene wurden daher bald durch diese von dem schändlichen Markte verdrängt. So großen Gewinn daher die Gesellschaft anfangs machte, so verlor doch eben durch den Sklavenhandel Frankreich seinen dreihundertjährigen Einfluß, den es durch ehrbaren, beiden Theilen Nutzen bringenden Handel erworben hatte.

Die Handelsgesellschaft selbst, einen so bedeutenden Gewinn sie anfangs auch mit dem Menschenhandel machte, ging der angedeuteten Umstände wegen bald zu Grunde und mußte den Senegal verkaufen. Der Kaufpreis für diese schöne Kolonie war 75,000 Livres und eine Mark Goldes jährlich. Von nun an folgen sich die Gesellschaften, welche das Kolonisations- und Handelsgeschäft übernahmen, sehr schnell. Ein kurzes Gedeihen, dann eine plötzliche und unheilbare Abnahme machte, daß jede bald wieder verkaufte. Die nächste Kompagnie rückte bis Bondul flußaufwärts und bemächtigte sich im Kriege mit Holland der fünf Komptoirs in der Nähe des Senegal, die im Frieden von Nimwegen 1678 förmlich abgetreten wurden. Dennoch verkaufte die Gesellschaft drei Jahre später den Senegal um 1,010,015 Livres.

Jetzt aber wurde eine andere Gesellschaft mit dem Handel von Guinea bis an's Cap der guten Hoffnung privilegirt. Da in das Gebiet der letzteren fast der ganze Sklavenhandel fiel, so konnte am Senegal ein rechtlicher Handel mit Vortheil getrieben werden. Die Gesellschaft aber vernachläßigte, den weichen Boden anzubauen, die Fulahs und Mandingos, verständige Negerstämme, zu kolonisiren. Sie mußte 1694 den Senegal verkaufen; diesmal war die Verkaufsumme 300,000 Livres. Dasselbe Schicksal traf die dritte Gesellschaft, welche an die vierte die Besitzung um 240,000 Livres verkaufte. Der Geschäftsleiter Brué erweiterte die Handelsverbindungen und errichtete stromaufwärts neue Komptoire. Dennoch mußte die vierte Gesellschaft einer fünften (1718) gegen die Abfindungssumme von 1,600,000 Livres Platz machen. Jetzt blühte der Gummihandel auf; man schickte sich an, die Gold-, Silber- und Kupferminen von Bondul auszubeuten, als der siebenjährige Krieg ausbrach. Anfangs waren die Franzosen im Vortheile, aber Pitt's, des nachherigen Lord Chatham Genie wandte die Sache. Fünfhundert französische Kauffahrer wurden gekapert, die Insel Gorée durch einen Handstreich genommen, der Senegal mußte kapituliren, und so mußte Frankreich erfahren, daß England mit der Seeherrschaft zugleich die Herrschaft über alle Kolonien erlangt habe, die zu nehmen ihm belieben würde. Erst während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges eroberte Frankreich den Senegal wieder und erhielt ihn im Frieden 1783 abgetreten, aber der Gambia mußte an England abgetreten werden, welches überdies das Recht erhielt, vom St. Johnfluße bis zur Bai von Portendic Gummihandel zu treiben, ohne aber auf der Küste eine ständige Niederlassung zu errichten. Dieses klausulirte Zugeständniß war der Keim zu Irrungen und Zerwürfnissen, die bis auf die neueste Zeit fortdauern.

Mit dem erwähnten Frieden übernahm eine neue Gesellschaft den Senegal, die Gouverneure wurden aber seither vom Könige ernannt. Die gesetzgebende Versammlung löste die Gesellschaft auf und erklärte Freiheit des Handels. Die nun folgenden erbitterten Kämpfe mit England brachten die Kolonien in die ärgste Bedrängniß. Im Jahre 1809 endlich griff eine englische Expedition die schon im Kriege mit den Fulahnegern befindliche Kolonie an. Die Befestigungen von Saint-Louis waren verfallen, von Frankreich war keine Hilfe zu erwarten. Die Einwohner ergaben sich. Endlich stellte der Pariser Frieden (1814) die Kolonie rückhaltlos an Frankreich zurück; letzteres aber setzte sich erst 1817 in Besitz des ganz verödeten Senegal.

Dies ist in Kurzem die Geschichte der Ansiedlung, die vom 14ten Jahrhunderte bis 1791 von privilegirten Gesellschaften geleitet wurde. Nur eine derselben hatte einigermaßen Erfolg. Die Gouverneure verfuhren nach dem Antriebe der Eitelkeit oder gar des Eigennutzes, was sie etwa Gutes beabsichtigten, verdarb wieder der schändliche Sklavenhandel. Die wechselvollen Schicksale der Niederlassung kann man schon aus dem Preise ersehen, um den eine Gesellschaft der andern sie überließ und der von 75,000 bis zu mehr als dem zwanzigfachen Betrage wechselte.

2. Französische Niederlassungen. Sitten der Weißen und Signarren. Leben in der Wildniß.

Von den sechsundzwanzig von Frankreich aus veranlaßten Ansiedlungen sind ihnen seit fünf Jahrhunderten (der Zeit der ersten Niederlassungen am Senegal) nur geblieben: 1) am Fluße Senegal die Insel St. Louis und die benachbarten Inseln, die Militärposten Richard Tol, Dagana und Bakel; 2) an der Küste die Insel Gorée, 3) in Gambien das Comptoir Albreda; 4) in Cazamance das Comptoir Seghiou. Überdies sind in letzter Zeit mehre Punkte der Gabonküste befestigt worden, aber man kann den Erfolg dieser Niederlassungen noch nicht ermessen. Der französische Einfluß dehnt sich auf eine Länge von etwa hundert Stunden vom alten Comptoir von Portendic bis zum Ende der Bai von Gorée aus.

Wenn der Seefahrer aus unseren düsteren nordischen Meeren nach den Küsten von Afrika zusegelt, wird er bald des milden Einflußes gewahr, den die Sonne unter dem tropischen Himmelsstriche nimmt. Die Nebel, die in unserem traurigen Klima das Schiff umlagern, lockern sich mit jedem Tage mehr auf und verlassen es endlich wie die matte Meute ein kräftiges Reh. Lange Risse, durch welche man den klaren blauen Aether gewahrt, zerklüften allmälich den Nebel, und der Ozean, ein wunderliches Chamäleon, strahlt in tausend glänzenden Farben. Die Wogen sänftigen sich, die milderen Winde schaukeln das Schiff gegen die Kanarien hin, diese glücklichen Inseln, die Blumenkörben um den Rand eines feurigen Abgrundes gleichen. Nun ändert sich der Weg; der Kiel, nach Osten gerichtet, durchfurcht trägere Wogen; schon ist das Licht des Himmels nicht mehr so rein; das glühende Gewölbe verfärbt sich und scheint sich näher auf das Meer herabzusenken; die Luft ist mit einem untastbaren Stoffe geschwängert, die Briese schläft oder wacht plötzlich mit glühendheißem Athem auf, das geblendete Auge kann den Feuerglanz des Horizontes kaum ertragen. Nur die Nächte sind immer noch schön; das Meer in tausendwelligem Phosphorglanze läßt einen blassen, unsicheren Schein durch die Finsterniß laufen. Endlich bricht sich in der Ferne ein langer Schaumwall auf einer Sandfläche, die der ergossenen Lava eines unermeßlichen Kraters gleicht. Es ist afrikanisches Land, die Sahara. Das Schiff nähert sich, umfährt die traurig berühmte Sandbank Arguin und kommt bald vor dem Senegal an.

Die ganze Küste ist hier wüst. Das Meer bespült eine Sandfläche, auf der kein Baum sich erhebt. Die Einförmigkeit der blendend hellen Küste wird nur von einigem Strauchwerk unterbrochen, das in der Nähe von St. Louis wächst und den Schiffern dient, die Mündung des Senegal zu erkennen. Dieser Strom, vierhundert Stunden entfernt im Inneren entspringend, richtet seinen Lauf senkrecht auf die Küste; hier aber wendet er sich an den Sandbänken, die er nicht durchbrechen kann, plötzlich links und nach einem der Küste parallelen Laufe verliert er sich in Sandbänken, die seine Fluthen und der Andrang des Weltmeeres ewig in Bewegung erhalten. Der Fluß macht in seinem Laufe viele Krümmungen; sein Gewässer befruchtet aber nur das linke Ufer und auch dieses nicht in der Gegend von St. Louis, wo der Sand das Seewasser durchsickern läßt. In der Nähe des Meeres fließt der Strom durch Ebenen, die über seinen Spiegel fast gar nicht erhoben sind; erst zwanzig Stunden von der Mündung hebt sich das Land, doch sind die Ufer immer noch im Durchschnitte nicht über fünfzehn Fuß hoch. Ist man über die Barre (Sandbank) weg, welche die Einfahrt für Schiffe von mehr als neun Fuß Tiefgang unmöglich macht, so findet man bis achtzig Stunden aufwärts allenthalben eine Tiefe von fünf bis sechs Klaftern. Bei großem Wasser könnten die Schiffe bis zu den Wasserfällen von Bakel, 133 Meilen von St. Louis gehen. Der Strom fließt langsam; mit Ende Juli beginnt sein Wasser allmälich bis zu Ende September zu wachsen, bedeckt dann alle sumpfigen Niederungen und verläuft sich wieder gegen Mitte November.

Die Sandinsel St. Louis, in der Länge einer Viertelmeile, aber etwa nur zweihundert Schritte breit, ist von Quais, die auf Pfählen ruhen, umgeben. Der Boden, ursprünglich mit Sumpfpflanzen bedeckt, bringt mit dem besten Dünger nur wenige geschmacklose Gemüse hervor. Im östlichen Flußarme ist guter Ankergrund, der westliche ist vom Meere durch eine dürre Düne geschieden, auf welcher das Dorf Guett'ndar steht, wo freie Neger unter französischem Schutze wohnen. Die Stadt ist etwa 750 Klafter lang, hat breite, wohl angelegte Straßen, und ist von einigen Batterien gedeckt, welche zwar die in der Nähe hausenden wehrlosen Stämme schrecken, aber von keiner europäischen Streitmacht einen ernsten Angriff aushalten können. Doch ließen sich St. Louis und Guett'ndar leicht so befestigen, daß die jetzt schon schwierige Landung fast unmöglich würde. St. Louis hat weder Bäche, noch Quellen, aber während des hohen Wasserstandes drängt der Fluß das Meer zurück und versorgt die Stadt mit hinlänglichem Vorrathe von Trinkwasser. Wie aber der Senegal auf seinen früheren Stand zurückgesunken ist, dringt das Seewasser vierzig Stunden weit landeinwärts, macht das Flußwasser untrinkbar und die Einwohner müssen im Sande Brunnen graben. Diese Brunnen, vom durchsickernden Meerwasser immer brackisch, veranlaßten sonst die verderblichsten Krankheiten. Seit vor einigen Jahren die Regierung Cisternen anlegen ließ, die zur Zeit des Hochwassers den Überfluß des Senegal aufnehmen, hat sich die Sterblichkeit sehr vermindert.

Seit dem Frieden hat die Bevölkerung von St. Louis sich verdreifacht; sie übersteigt jetzt 15,000 Seelen. 1818 hatte die Stadt kaum 50 steinerne Häuser, jetzt hat sie deren 1568; die Zahl der Handlungshäuser stieg von 3 auf 36; damals waren 40, jetzt sind 150 Gummihändler einregistrirt. Die Mittelsumme der Ein- und Ausfuhr stieg von 1808 bis 1838 von 2,300,000 Fr. auf 17 Millionen, fiel aber seither wieder auf 11 Mill.

Der Militärposten Richard-Tol liegt 30 Stunden nordöstlich im Lande Walo am linken Ufer des Senegal, sechs Stunden höher der Posten Dagana. Fünfundzwanzig Mann in einem jeden beschützen die Handelsverhältniße zum Innern. Das Fort Bakel auf dem linken Ufer 200 Stunden flußaufwärts ist mit sechsunddreißig Soldaten besetzt, die den oberen Senegal decken sollen. Wahrlich, eine beispiellose Heeresmacht!

Die Insel Gorée liegt eine halbe Stunde vom grünen Vorgebirge, fast halben Weges zwischen St. Louis und dem englischen Comptoir Bathurst an der

Gambiamündung. Der ganze Umfang der Insel beträgt eine gute Viertelmeile. Sie zerfällt von Natur in zwei Theile. Der südliche bildet eine nackte Felsmasse von 800 Fuß Höhe, die sich mit den herrlichsten Basaltsäulen nach Westen hinzieht; der Fels hält unten etwa 900 Schritt im Umfange, ein Fort krönt seinen Scheitel. Die übrige Insel fällt steil gegen das Meer ab und bietet kaum Platz für die Batterien und die nöthigen Gebäude. Gorée ist so unfruchtbar, daß die Bewohner Wasser und Lebensmittel vom festen Lande beziehen müssen. Die Brunnen Dakar und Han sind eine seltsame Erscheinung; so nahe liegen sie dem Meere, daß oft eine stärkere Brandung sie mit Meewasser vollschüttet. Derselbe Fall ist in Guett'ndar, wo auf der schmalen Landzunge zwischen dem Meere und dem während der dürren Jahreszeit gleichfalls salzigen Senegalarme sich Brunnen hinreichend für Tausende von Eingebornen befinden. Rührt diese unterirdische Bewässerung von dem unter jenen Himmelsstrichen so reichlichen Thaue her? schleichen sich einige Bäche aus dem Inneren verborgen unter der Sanddecke hin? oder endlich, saugt vielleicht der glühende Sand, von der brennenden tropischen Sonne erhitzt, die Salztheilchen des Meerwassers ein und macht es durch eine Art Filtrirung trinkbar, so aber, daß es noch immer durch einen bitterlichen Beischmack an seinen Ursprung mahnt? Das ganze Gestade ist mit Brunnen bedeckt. Ist eines von diesen Löchern ausgetrocknet, so graben die Schwarzen weiterhin, und finden sicher ein brackisches Wasser, mit dem sie zufrieden sind, ohne nachzuforschen, ob nicht tiefer eine reinere Quelle entspringt. Aus dem Felsen Gorée tröpfeln einige kleine Quellen. Sie gehören den Signarren *, reichen aber für die Bevölkerung bei weitem nicht hin.

Trotz dieser natürlichen Nachtheile ist die Insel Gorée ein höchst wichtiger Punkt auf der afrikanischen Westküste. Ihrer malerischen Lage wegen nennen sie die Seefahrer »Klein-Gibraltar«; leider entsprechen die Festungswerke diesem furchtbaren Namen sehr wenig. Und doch könnte die Rhede im Falle des Seekrieges für die französischen Flotten ein trefflicher Zufluchtsort seyn, während es jetzt zur Noth gegen einen Handstreich gesichert ist. Die Natur hat alles gethan, Gorée uneinnehmbar zu machen. Eine unter seinen Schirm geflüchtete Flotte hätte von keinem Feinde etwas zu fürchten, wenn die Felsen, wie in Gibraltar, mit über einander liegenden verdeckten Batterien ausgerüstet wären. Der Mangel an Lebensmitteln brächte die einzige Gefahr und im jetzigen Zustande würde ein feindliches Blokadegeschwader die Insel ohne Zweifel bald zur Uibergabe zwingen. Ein Fort auf der Spitze des gegenüber liegenden Festlandes, dessen Kanonen mit denen der Insel die Meerenge beherrschten, würde jedoch unbegränzte Zufuhr von dort erlauben.

Die Rhede von Gorée ist geräumig, der Ankergrund selbst im Winter trefflich. In dieser Jahreszeit brechen auf der ganzen Küste oft Tornados, wüthende Wirbelstürme, mit Blitzesschnelligkeit aus; auf jener Rhede aber hat kein gut geankertes Schiff etwas zu fürchten. Das Klima der Insel, von der Meeresluft erfrischt, ist gesund; auf diesem armen Felsen erholen sich die Kranken von St. Louis und den englischen Kolonien in der stärkenden Luft, die auf dem Festlande nirgend zu finden ist, weder in den sandigen Ebenen, noch an den Flußufern, deren prachtvolle Wälder so süßen und doch auch so gefährlichen Wohlgeruch aushauchen. Die Stadt nimmt zwei Drittel der Insel ein; sie umfaßt eine Kaserne für 200 Soldaten, ein Hospital, eine Kirche, den Regierungspalast und (1838) 223 Häuser, 151 Hütten, 55 Magazine und Kaufbuden. Gorée, das grüne und das Manuel-Vorgebirge, vulkanischen Ursprunges, sind die einzigen Hügel vom weißen Cap bis Sierra Leone, wo endlich die hohen Bergketten anfangen, die sich bis zum Cap der guten Hoffnung hin erstrecken. Der Boden des großen Senegalthales ist vom angeschwollenen Fluße abgesetztes Erdreich und erst hinter Bakel findet man Kalk- und Glimmerfelsen. Allenthalben sonst dehnt sich die Wüste aus, von der Meeresküste bis an die libysche Gränze, von den Ufern des Senegal bis Fez und Marokko.

Die Comptoirs Seghiou in der Cazamance, und Albreda am Gambia sind nicht sehr bedeutend; letzteres, an einem englischen Fluße gelegen, will nicht recht aufblühen. Indeß ließe sich hier mit der Erdnuß, einer Oelpflanze, welche wild wächst, ein gewinnreicher Handel eröffnen. Schon wurden von Albreda eine Million Pfund Erdnüße nach Marseille gesendet, wo man ein sehr gutes Oel aus ihnen gewann.

Die Bevölkerung des Senegal besteht aus Weißen, freien Eingebornen, Negern oder Mulatten, zeitweilig gemietheten Negerarbeitern, Sklaven und Gefangenen. Die weiße Bevölkerung, hauptsächlich europäische Geschäftsmänner, betrug vor sieben Jahren 140 (123 in St. Louis, 17 in Gorée); die freien Eingebornen stammen entweder von Weißen und Negern oder aus reinem Negerblute ab. Letztere, großentheils Mohamedaner, haben ganz ihre afrikanischen Sitten beibehalten; sie betreiben Flußschifffahrt und Küstenhandel, bis zum Gambia hinunter. Die schwarzen Schiffleute, Freie oder Sklaven, Matrosen und Schiffspatrone, nennen sich Laptots; es sind muthige, verläßliche Leute. Die Zahl der Eingebornen beträgt 5712, davon in St. Louis 3950, in Guett'ndar 775, in Gorée 987. Es gibt in St. Louis noch eine wechselnde Bevölkerung, Eingeborne der benachbarten Stämme, die bei ausbrechenden Fehden im Inneren sich unter den Schutz der französischen Flagge flüchten, oder durch den Handelsverkehr herbeigezogen werden.

Um der Sklaverei entgegen zu wirken, hat die Regierung bei dem Landbau auf eigene Rechnung das System der auf bestimmte Zeit geworbenen Arbeiter eingeführt. Die Zahl solcher Arbeiter betrug 1838 gegen 1700, 1600 davon in St. Louis, 100 auf Gorée. Der Werbepreis eines zwanzigjährigen kräftigen Negers beträgt 300—400 Franken. Die Sklaverei selbst ist übrigens am Senegal weit weniger hart, als irgend anderswo. Frei von anstrengenden Arbeiten sind sie auf Kriegs- und Flußschiffen läßig beschäftigt, oder verdingen sich, ähnlich den russischen Leibeigenen, in der Stadt und theilen den Verdienst mit ihrem Herrn. Ihre Familien bringen sie unter, wo sie wollen; ein Theil

* So heißen die freien Eingebornen, die von den einstigen Herren des Landes abstammen.

ist im Hause des Herrn, unter der Obhut der signarrischen Dame, die sie wie ihre eigenen Kinder hätschelt; andere leben in Hütten am Flußufer, wo die Frau einen kleinen Garten bestellt, oder an der Küste des Meeres, auf dem sich die heranwachsenden Söhne als Lootsen und Fischer herumtummeln. Die Sklaven hangen an ihren Herren mit der ergebensten Anhänglichkeit; sie fühlen das Gewicht ihrer Ketten nicht und die 6000 Sklaven in St. Louis sind nicht, wie auf den Antillen, ein Gegenstand der Besorgniß, vielmehr gewährleisten sie die Sicherheit der Stadt. Sobald die Kolonie mit den Mauren oder Negerstämmen in Krieg geräth, bewaffnet der eingeborne Mulatte oder Neger seine Sklaven und zieht mit ihnen gegen den Feind; sie schlagen sich alle so tapfer, daß eine Garnison von 400 Mann die werthvolle Kolonie gegen alle zahlreichen und kriegerischen Stämme zu schützen vermag. Die Sklaven, deren Zahl sich in der ganzen Kolonie auf 11,000 beläuft, gehören fast alle eingebornen Farbigen. Den Preis eines Sklaven rechnet man auf 500 Franken, seinen Unterhalt jährlich auf 100, ungerechnet die Wohnung, und wenn er erkrankt, die Heilungskosten.

Die Weißen führen am Senegal ein trauriges Leben. Die Handelsleute und Beamten kommen ihrer Geschäfte wegen aus St. Louis oder Gorée nicht heraus. Nur zur Zeit des Gummihandels reisen die Kaufleute flußaufwärts, sonst aber verlassen sie ihr Comptoir nicht. Sie halten Alle Läden mit europäischen Waaren, deren täglicher Verkauf vielleicht der wichtigste Handelszweig der Kolonie ist. Große Unternehmungen, weit aussehende Berechnung, Kühnheit der Spekulationen, die Seele des Großhandels, sind am Senegal unbekannte Dinge. Der Kaufmann sitzt ruhig im Laden und wartet seinen kleinen Gewinn ab, bis er endlich die Mittel zu einem verführerischen Ausfluge nach den Marigots* beisammen hat. Früh morgens steht er auf, verkauft Milch, Früchte, Fische, die er von den Negern der Grande-Terre kaufte, selbst an die Sklaven, schenkt den Laptots Branntwein ein und entfaltet vor ihnen glänzende Gürtel, ihren Lieblingsschmuck. Uiber Tag hält er sich am Hafen auf und späht nach Barken, die Reisende aus Cayor oder Dakar bringen. Der ernste Marabut wählt ein langes, wallendes Kleid und zahlt dafür die Opfergaben seiner gläubigen Gemeinde. Ein nackter Krieger, die Brust voll Narben von Jataganhieben, tauscht eine blutige Pantherhaut gegen Pulver, eine Lanzenspitze oder Hacke ein. Ein junger Mann läuft eilig zu den Magazinen hin, wo blaue Guineazeuge, rothe Schnupftücher, funkelnde Glaswaaren ausgestellt sind. Er hebt das Kleid auf, knöpft den ledernen Gurt auf, der seinen kleinen Schatz enthält, und legt auf die Wage des Kaufmanns Gold- und Silberschmuck, von den maurischen Goldschmieden unförmlich gearbeitet. Der Weiße wägt das Metall, schätzt es ab und der Schwarze wählt für seine Herzgeliebte etwas von dem bunten Tande, der, weil er sehr weit herkommt, die schwarzen Schönen am Senegal eben so entzückt, als unsere hohen Damen. Dies ist die Art des Handels hier; die Kaufleute kaufen und verkaufen von einem Tage auf den andern.

Mit dem Sonnenuntergange schließt der Weiße seinen Laden und theilt das Familienmahl, das die Sklaven der Signarre zubereitet haben, mit der er lebt, bisweilen gesetzlich, weit öfter nach einfacher Uibereinkunft, die aber hier in Ehren gehalten wird. Die Signarren sind von französischer oder englischer Abkunft, frei und ihre eigenen Herrinen. Von den alten Herren des Landes abstammend, haben sie den Rang der Herkunft und Unabhängigkeit bewahrt. Hübsch und zierlich in der Jugend, warten sie geduldig, bis ein freier Mann das Auge auf sie wirft und sie an die Spitze seines Hauswesens stellt. Keine gesetzliche Ceremonie weiht diese einfachen Verbindungen. Eines Abends, wenn die Familie, auf einem Balkon an der Meeresküste versammelt, einer verspäteten Barke nachsieht, die am Ufer hingleitet, oder wenn alle aufmerksam an den Lippen eines Märchenerzählers hangen, verläßt die Braut verstohlen Mutter und Schwestern und schlüpft in den Hof, wo im Takte die Stößel der Sklaven dröhnen, welche Hirse stampfen. Sicher, von niemanden verrathen zu werden, öffnet sie die Thür, hinter der er sie erwartet, dessen Versprechungen sie folgt. Ohne Zaudern überschreitet sie die Schwelle und Beide entfliehen in die schattige Nacht. Alsobald erheben die Sklaven, die Negerinen, welche die Flucht der Signarre begünstigten, ein Geschrei des Schmerzes, des Triumphs, der Liebe. Als theilten sie alle die Irrungen einer unbesieglichen Leidenschaft, wiederholen sie wild herumhüpfend und kreischend den Hochzeitspruch, den die alte Negerzauberin, die in jeder Negerversammlung ihr Wesen treibt, in begeisterter Verzückung sie lehrte. Die Neuverbundene nimmt sogleich den Namen des Mannes an, dem sie folgte und vererbt ihn auch auf ihre Kinder. Uibrigens fühlt sie weder Reue über ihren Fehltritt, noch Scham über ihre Stellung; Sonntags geht sie wie gewöhnlich in die Kirche, deren Weihe doch ihrer Verbindung fehlt. Indeß sind diese Heiraten glücklich, und oft, wenn der Weiße seine Söhne neben sich groß werden sieht und an das ruhige Leben gewöhnt, des heimatlichen Frankreich vergessen hat, verbindet er sich ehelich mit seiner sanften Gefährtin, die ihm immer treu geblieben, ohne Klage Einsamkeit und Verachtung ertragen, immer die hingebendste Dienerin des Kreolen gewesen. Träge, wie alle Morgenländerinen, verbringt die Signarre ihre Tage ohne Wunsch im Müßiggange. Die Mutter spinnt Baumwolle, die Töchter kommen und gehen, reiben sich die Zähne mit einer schwammigen Wurzel, flechten Bänder, probiren Madrastücher an und beladen sich mit Arm- und Halsbändern; auf weichen Matten liegend, begleiten sie mit Stimme und Gebärden die lüsternen Stellungen einer Lieblingssklavin; plötzlich springen sie auf und überlassen sich der wilden Fröhlichkeit eines Negertanzes. Tritt ein Marineoffizier, ein Europäer ein, so sammelt sich der ganze fröhliche Haufe unbeweglich um die Mutter. Bringt aber der Besucher schlau ein Fläschchen Anisette mit, so schlagen die leckeren Mädchen die Augen auf und bald sind alle Warnungen der mütterlichen Klugheit vergessen.

Die Offiziere des im Senegal stationirten Geschwaders, die Kaufleute von Saint-Louis oder Gorée besuchen

---

* Der Senegal entsendet auf beiden Ufern eine Menge Arme, die dort Landes Marigots heißen. Sie bilden große flache Inseln, die zur Zeit des Hochwassers großentheils überschwemmt sind.

zuweilen die Marabuts der Grande-Terre, unter denen sie einen besondern Freund, der sich dann Kamerad nennt, erwählen. Will der Weiße jagen, so erwartet ihn der Kamerad, die Büchse auf der Schulter, am Ufer. Unter diesen Umständen trägt der Neger immer Sorge, Pulver und Blei zu vergessen; auf halbem Wege sucht er seinen Schießvorrath und macht Miene, nach seiner Hütte zu laufen, die dort, sagt er, dort ganz weit hinter den Hügeln liegt. Scheint der Europäer ihm nicht zu glauben, so zeigt er sich sehr empfindlich, nimmt eine drohende Miene an und scheint sich ganz seiner ausbrechenden Wuth überlassen zu wollen. Die kleine Komödie, durch die er erst sein Terrain erforschen will, hat ein Ende, wenn der Franzose ruhig bleibt. Einige Schüße für den schlechten Karabiner des Häuptlings stellen bald das beste Einvernehmen wieder her. Die beiden Freunde vertiefen sich in das Blachfeld und trennen sich, um die Sumpfstrecken abzutreiben. Man ist übereingekommen, daß der Neger für den Weißen die prächtigen Vögel von allen Farben schießen soll, die wie blaue und purpurne Sterne umherflattern. Aber immer kommt der schwarze Freund mit leeren Händen zurück. Er geizt mit dem kostbaren Pulver, das einen Feind in der Ferne niederwirft, er verbirgt es sorgfältig für den Krieg, oder für gefährlichere Jagden.

Diese Ausflüge längs des Flußes, im Gehölze von Dakar, um die Brunnen der Wüste, mitten in unbegränzten Räumen, wo die reißenden Thiere und das schwächste und zierlichste Wild frei umherschwärmen, haben für den schwarzen Krieger, wie für den Europäer einen unwiderstehlichen Reiz. Die Erinnerung an die überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren macht dem Reisenden, dem Naturforscher und dem Jäger diese glühenden bei allen Schrecknissen schönen Ebenen immer theuer. Die Jagd auf Hindinen, Gasellen, Kolibris, das emsige Suchen nach Insekten und Seemuscheln, die Spazierritte sind die einzigen Erholungen der Flottenstabsoffiziere; die Offiziere gehen auf die Jagd, die Schiffschirurgen sammeln Käfer, der Aspirant sprengt auf flüchtigem Pferde einher. Alles zieht bewaffnet aus; der Sammler hat außer der Schachtel, in welcher er die armen Käfer aufspießt, seine Büchse über der Schulter hangen, und der Reiter wagt sich nur mit einem Paar Pistolen in den Seitentaschen aus. Die Führer geleiten sie gewöhnlich zu den duftenden Gehölzen, wo die Souimangas (eine Art Baumläufer) mit goldenen Fittichen, die Kardinale mit purpurglänzendem Gefieder nisten. Einige bleiben auf dem Anstand, die Gelehrten botanisiren, die übrigen streifen in der Umgegend umher. Oft aber läßt der Eifer der Verfolgung, der Reiz der Neuheit die Vorsicht schweigen, und der Offizier, zum ersten Male in der Einsamkeit der Wüste, jagt begierig immer neuen Horizonten zu. Es ist eine feierliche unvergeßliche Stunde, wo der verwegene Jüngling den Entschluß faßt, vorwärts zu dringen. Auf einer Düne am Meeresstrande haltend, läßt er eine Kugel in den Büchsenlauf rollen und grüßt mit einem letzten Blicke sein Schiff, seine bewegliche Heimat, deren Ruhe seine Abwesenheit stören wird. Er entfernt sich, taub gegen seinen Namen, den seine ihn suchenden Waffenbrüder rufen. Bald dringen die Stimmen nicht mehr zu ihm. Plötzlich erbebt er bei einem lauten Knalle, dem letzten Zeichen seiner besorgten Freunde, das man gehört haben muß, um das geheime Zittern in den Fibern auch des stärksten Herzens zu kennen. Vorwärts dringt er und jeder Schritt zeigt ihm nie gesehene Dinge. In Amerika durchstreift der Trapper ungefährdet die gränzenlosen Ebenen, auf denen der Bison friedlich weidet; der stolze Mohikan ist verschwunden, kein gefährliches Thier setzt den Muth des Jägers in den Wäldern am Mississippi auf die Probe (?). Afrika aber wimmelt von Ungeheuern; der Haifisch hütet die Flußmündungen, der Kopf des Krokodils taucht aus den Wurzelbäumen des Ufers hervor; der Löwe, der Elephant, der Panther, der Gepard lassen die Spuren ihrer Tatzen an den Ufern der Seen; die Hyäne schleicht im Gestrüpp umher, und die Schlange windet ihre Kreise um den ungeheuren Stamm des Boabab. Dringt man in ein Gehölz, so ertönen rund umher tausend verschiedene durchdringende Schreie. Hier knackt ein Affe eine Nuß auf, dort nagt die Moschusratte den Palmenkohl ab; das Eichhörnchen speist auf dem Brustbeerenbaume; die Taube girrt, die Tigerkatze kläfft, die Vögel singen und kreischen. Jeden Augenblick huschen dunkle Körper rasch über die Lichtungen, schlüpfen durch die Zweige, und bewegen Gras und Buschwerk. Bisweilen dröhnt ein dumpfes Brüllen vom Thale herauf; alsogleich ist der Wald stumm und unbeweglich, wie von einem Zauber gebannt; nur das Lüftchen säuselt im Laube. Allmälich erwacht das Leben wieder; ein leuchtender Lichtglanz fährt aus einer blühenden Liane; es sind der Folio und der Rubintopas (Kolibriarten), die sich neckend verfolgen; von neuem klopfen tönende Schnabelschläge an die Bäume; Früchte, Körner aus aufgesprungenen Schoten fallen zur Erde. Und all dieser neu erwachte Tumult wird beim ersten Laute jenes furchtbar klagenden Brüllens, das kürzlich noch jede Bewegung erstarren, jeden Athem stocken machte, wieder verstummen.

3. Die Mauren und die Neger. Gummi-Ernte und Gummi-Markt. Reize der Flußfahrt. Pambulatenz.

Von dieser prachtvollen und schrecklichen Natur gleichsam erdrückt, findet die europäische Race am Senegal allenthalben Schwierigkeiten, die ihre Wirksamkeit vereiteln. Dennoch hat die weiße Bevölkerung ihren Einfluß sowohl über die schwarze als über die arabische Race erhalten. Jede dieser Racen hält eine von den Seiten des Flußes besetzt.

Die gefährlichsten und hartnäckigsten Feinde der europäischen Civilisation sind die Mauren. Drei große Stämme von ihnen, die Trarzas, Braknas und Dowitsches durchwandern das Land vom rechten Senegalufer bis weit in die Wüste. Ihre Schlauheit ist merkwürdig; diebisch, treulos, listig, wissen sie die Schwarzen zu veruneinigen, um sie dann stets mit Erfolg anzugreifen, und ihre feine Politik hat mehr als einmal die französische Verwaltung hintergangen.

Diese Maurenstämme sammeln den Gummi. Es ist ein allgemein verbreiteter Irrthum, daß jeder maurische Stamm sein Gummi in den Wäldern seines Gebietes sammle. So sollen nach der Marinestatistik die Trarzas die Wälder vom Sahel und El-Hebiar besitzen, die Braknas den Satak. Aber alle diese Wälder exi-

stiren gar nicht; die Namen gehören Brunnen im Inneren an, in deren Umgebung Gummi gesammelt wird. Ein Brunnen, dieser Schatz der Wüste, gibt seinen Namen gewöhnlich auch dem Landstrich, den er tränkt; bei ihm lassen die Häuptlinge, die Krieger, die Marabuts sich nieder, während die Zinspflichtigen und Sklaven in der Wüste umherwandern, wo vereinzelt die gummispendende Akazie wächst. Dieser nach Caillé an den Ufern des Senegal sehr seltene Baum ist nicht die Mimosa gummifera der Botaniker, sondern ähnelt unserer Akazie. Nur gegen das höhere Land zu kommt er fort, nicht in thonigem oder angeschwemmtem, sondern in sandigem trockenem Boden. Die Bäume sind keines Einzelnen Eigenthum, und alle freien Mauren können ihre Sklaven auf die Ernte schicken. Sobald der Herr eine hinreichende Menge Gummi besitzt, graben die Sklaven ihn tief ein, und bedecken ihn mit Stroh, Ochsenhäuten oder Erde, wobei sie, wie die Trapper und Indianer in Nordamerika, Sorge tragen, den Sand zu ebnen und die Stelle unkenntlich zu machen, um die Habsucht der Diebe zu täuschen, die allenthalben den Familien nachschleichen und die schlecht verborgenen Gruben plündern. Die Arbeiter machen an einen Baum, einen Fels in der Nähe ein unkenntliches Zeichen und entfernen sich bis zur Handelszeit. Dann wird die Ernte in großen Ledersäcken auf Ochsen oder Kameelen zu Markte gebracht. Jeder Stamm lagert an einem bestimmten Handelsplatze; diese Plätze sind stets eine weite, zur Zeit des Hochwassers überschwemmte Ebene. Sobald das Gewässer sich verlaufen hat, bedeckt üppiger Pflanzenwuchs den sonst dürren Boden, der für kurze Zeit mit Flußschlamm gedüngt und ziemlich feucht ist. Alsogleich schicken die Mauren ihre Sklaven her, das Land zu besäen, diese bauen Krautwerk und Hirse, die gewöhnliche Nahrung der Bewohner. Sind die Weiden wieder grün, so machen sich die Mauren mit ihren Familien und Herden auf den Weg nach dem Fluß; es ist dies die Handelszeit, zu welcher St. Louis den lebhaftesten Anblick bietet.

Stets wird man sich mit Vergnügen des heiteren Schauspieles erinnern, das der Senegal in der Zeit der Handelsthätigkeit gewährt. Man unternimmt, um zu den Handelsplätzen der Mauren zu gelangen, Reisen auf dem Fluße, die dem Europäer die volle Pracht afrikanischer Scenerie entfalten. Die schwarzen Schiffsleute lassen ihre Schiffe vom Stapel, kalfatern den Bord, bessern die Segel aus und schiffen Guineazeug, Glaswaaren, Tabak, Waffen und Feuergewehre ein. Die Stunde der Abfahrt kommt, die Kanone dröhnt, tausend Lebewohlrufe verhallen, die Frauen auf dem Ufer tanzen und klatschen in die Hände; singend arbeiten die Laptots, heben die Anker und in Unordnung kämpft sich das kleine Geschwader stromaufwärts. So lange der Wind günstig ist, fahren die Schiffe mit vollen Segeln; springt er um, so fahren die Neger in dem Nachen, der jedem Fahrzeuge anhangt, voraus, werfen den Quirlanker aus, und haspeln das Schiff mühsam aufwärts. Abends hält die Flotille an und wartet den Mondaufgang ab. In dieser Stunde rastet die Mannschaft aus und verzehrt ihren Kuskus (Mais-Makkaroni). Die tiefste Stille liegt auf den Wässern, zu beiden Seiten dehnen sich die endlosen Ebenen, von denen nicht das mindeste Geräusch herüberschallt; nur ganz in der Ferne hört man zu Zeiten ein wildes Heulen. Bald steigt der Mond über die hohen Kräuter herauf, der Tamtam der Matrosen begrüßt sein Erscheinen; die entschlummerte Flotte erwacht, Stimmen antworten einander und von neuem gleiten die Schiffe das schweigende Ufer entlang.

Es beginnt eine langsame Fahrt voll Reizes und unbestimmter Aufregung; selbst später beim Anblicke reicherer und glücklicherer Gestade erinnert sich der Reisende mit Entzücken an die majestätische Schönheit der Wüste. Der Himmel, der bei Tage ein brennender Krater scheint, dessen Glanz kein Auge zu ertragen vermag, verliert beim Nahen des Abends seine sengende Kraft, die Luft wird rein, der Thau erfrischt die verschmachtende Erde und nach Sonnenuntergang ertönt der süße Zusammenklang aller erwachenden Wesen, der bei uns die Morgenröthe begrüßt. Mit dem Grauen der Dämmerung schallt aus der Sahara und den Savanen Nigritiens das erhabene Tönen der Einöde herüber; das Schreien und Jubeln der Negerdörfchen, das Brüllen der vom kühlen Abendlüftchen erfrischten Herden, das Girren, Zwitschern und Kreischen unzähliger Vögel, das dumpfe Gebrüll der Raubthiere, die aus ihren Höhlen hervorbrechen, vermischen sich zu einem tausendstimmigen Concerte. Eine von mattem Schimmer unbegreiflich erfüllte Nacht verhüllt halb die Landschaft und mildert ihre Strenge; das leuchtende Wasser des Meeres, der Flüsse und Seen glüht heller beim Schlagen an einen Felsen, beim Aufspringen eines Fisches, im Kielwasser der Kähne. Je weiter die Schiffe den Strom hinaufdringen, desto mehr verbergen Bäume und grüne Kräuter die dürre Wüste und die Ufer bedecken sich mit lispelndem Schilfrohre, mit Magnolien und undurchdringlichem Gestrüppe. Im Schatten der Palmen und Kokos sproßen dichte Mimosen, große Nuphars (Seerosen) und Pflanzen mit wilden Früchten, um die kupferfarbige Amseln, rosenrothe Bienenfresser und die glänzendsten leuchtenden Insekten sich tummeln. Riesenhafte Wasserlilien, trauernde Leuchterbäume versperren den Eingang in die Marigots, die in Prairien führen, hinter welchen unabsehlich die Wüste, von ewigem Staube und Dampfe umhüllt, sich ausdehnt. Reizende Inseln, von der Wärme und Feuchtigkeit wunderbar befruchtet, bilden enge Flußarme, wo die verschlungenen Aeste blühender Akazien einen berauschenden Duft aushauchen. Jedes leise Hauchen des Windes trägt dem erstaunten Europäer neue, wunderbare Klänge zu. Bald vernimmt man den leisen Schrei der bei der Tränke überraschten Gaselle, bald das lustige Kollern der Kaimans und Flußpferde im Schlamme, das dumpfe Grunzen des Ebers, der nach Wurzeln wühlt, das unheilverkündende Knistern und Knacken des Rohres, wo die blutgierigsten Raubthiere, die giftigsten Reptile der Welt hausen.

So dauert die Reise acht oder vierzehn Tage, je nach der Entfernung des Handelsplatzes, wo das Geschäft beginnen soll. Mit den unaufhörlich wechselnden Aussichten wechseln die Empfindungen, und die Einbildungskraft, immerwährend angeregt durch eine imposante Natur, unerwartete Vorfälle, schreckende und entzückende Eindrücke, überläßt sich widerstandlos ungekannten Träumereien.

Endlich ankert die kleine Flotte vor den Stellen,

wo die Araber mit ihren Familien und Herden lagern; die Palabres, diese endlosen Verhandlungen der Mauren, beginnen; die Sklaven stapeln das Gummi auf, die Kaufleute kramen ihre Waaren aus; Häuptlinge und schlaue Marabuts kommen an Bord und benützen die prunkende Gastfreundlichkeit der Weißen; die Handelsleute von Saint-Louis laufen geschäftig zwischen den Zelten umher und suchen Frauen und Kinder durch Geschenke zu gewinnen. Jeder betrügt und wird betrogen, kein Handel ist redlich, unter der Hand werden niedrigere Preise geboten, als laut; Versprechen, Diebstahl, Einschüchterung, alles wird versucht, um das Gummi zu bekommen. Selbst die Gewinnsucht schweigt; der Kaufmann will lieber mit Verlust kaufen, als mit leeren Händen nach St. Louis kommen; er schließt die nachtheiligsten Geschäfte ab, während der unbewegliche Maure sich zu nichts verpflichtet, sich nirgends übervortheilen läßt und von der Selbstsucht und Habgier der Europäer seinen Nutzen zieht. Dies ist der Gummihandel und so dauert er etwa sechs Monate des Jahres.

Das linke Senegalufer von der Mündung bis Bakel haben die Schwarzen inne; es umfaßt die Reiche Cayor, Walo, Futa und das Land Galam. Ersteres treibt Tauschhandel mit Vieh, Hirse, Wachs gegen Pulver, Blei, Branntwein, Glas und Waffen. Fünfzehn Stunden von St. Louis gegen Gorée hin fängt der üppigste tropische Pflanzenwuchs an. Mehre Süßwasserseen verbreiten Leben und Frische in die umliegenden Wälder und Auen; zahlreiche Herden weiden auf den fetten Triften, die von der Feuchtigkeit der Seen vor den Verheerungen des Harmattan, des brennenden Athems der Wüste, geschützt werden. Walo erstreckt sich von St. Louis etwa vierzig Stunden nordöstlich. Die Marschen längs des Flußes sind fruchtbar und von den Negern angebaut; jenseits derselben erstrecken sich niedrige dürre Ebenen bis zu den mit Dorngestrüpp und elendem Strauchwerk bestandenen Sandhügeln. Während des Hochwassers überschwemmte Prairien, einige Gehölze von höherem Wuchse, ein Gummiwäldchen an einem von eisenhältigen Klippen umgebenen See, sind die einzigen Hilfsquellen der armseligen Bewohnerschaft. Uiberall kämpft der Pflanzenwuchs muhsam gegen das Meer an, das den Boden durchfrißt und gegen den Wüstenwind, der die Kronen versengt. Das reiche Land Futa, südlich bis Galam liegend, handelt mit Hirse, Elfenbein, Gold in Menge, mit Häuten und Gummi.

Alle Stämme des linken Senegalufers bekennen sich, so wie die Mauren auf dem rechten, zum Islam; aber dieser Glaube ist hier stark verändert, besonders bei den Negern, die neben dem Propheten großentheils Untergötter, die guten oder bösen Geister des Krieges, des Fischfangs, der Ernte, des Hasses und der Liebe anrufen. Sie haben alle den Leib mit Amuletten bedeckt, die sie von ihren Marabuts, eigentlich gefürchteten Zauberpriestern, kaufen. Bisher hat das Christenthum nur unter den Sklaven der Kolonie Fortschritte gemacht, und auch hier nur geringe, da unter fünfzehntausend Sklaven nur etwa tausend jüngere, und diese durch den so menschlichen und trostreichen Marienkultus, bekehrt wurden. Uiberhaupt paßt der Islam für die einfachen Völker des Ostens und Südens. Seine einzigen Vorschriften beziehen sich auf Gebet und Almosen und lassen den Wallungen der Sinnlichkeit freies Spiel; die einfachen Satzungen, das ganz irdische Paradies als Lohn der Gläubigen werden leicht begriffen von geistig unthätigen, kriegerischen, beschaulichen und den Frauen leidenschaftlich ergebenen Männern, den Frauen, diesen vergänglichen Blumen, deren Duft der Koran bis zur Betäubung erlaubt. Auch haben die hochherzigsten Bestrebungen der Missionäre nur bei Götzendienern, wo Manitus und Fetische vor dem einigen Gotte bald verschwanden, Erfolg gehabt: bei den türkischen, arabischen, schwarzen und indischen Muselmanen sind sie gescheitert. Uibrigens haben auch die Missionäre Afrika, mit Ausnahme der Südspitze, vernachläßigt. Vor ihrer Aufhebung bestellten allerdings die Jesuiten Missionen in Abyssinien, Kongo, Angola und Mozambique, aber am Umfange waren dieselben mit den großartigen Anstalten in Paraguay, Indien, China und Japan nicht zu vergleichen, und sie begnügten sich mit einem Scheinchristenthume. Noch ist hier für das Christenthum unermeßlicher Boden; alle Gegenden, wo der Islam nicht herrscht, sind in die tiefste Finsterniß abscheulichen Aberglaubens versunken. Erst in der letzten Zeit haben protestantische Missionäre am Gambia, der Sierra Leone und dem Kap ihre segensreiche Arbeit begonnen.

Die Neger im Inneren sind verständiger und gebildeter, als die der Küste; wohl nur, weil jene mit den nordafrikanischen von europäischer Kultur berührten Ländern seit den ältesten Zeiten in friedlichem Handelsverkehre stehen, diese aber durch den schändlichen Sklavenhandel demoralisirt wurden. Die ackerbauenden Stämme des oberen Senegambien, obgleich den übrigen Negervölkern Afrika's überlegen, haben dennoch im Verkehre mit den Weißen die Grausamkeit und das Mißtrauen bewahrt, welche den Negern eigen sind; sie zeigen unüberwindliche Abneigung gegen jede nähere Verbindung. Die Völker weiter abwärts am Senegal scheinen ihre ursprüngliche Wildheit schon lange abgelegt, ohne jedoch den Handelsgeist und die Betriebsamkeit der Fulahs und Mandingos angenommen zu haben. Sanft, friedfertig, gastfrei, nehmen die Joloffen den Kaufmann oder Offizier, der ermattet an ihre Thüre kommt, zuvorkommend auf. Der Häuptling des Dorfes wird sogleich benachrichtigt und verlangt die Gunst, dem Fremdlinge seine Matte anbieten zu dürfen. Die Frau des Hausherrn, seine Töchter, nackt bis auf den Gürtel, bringen Palmwein in Kürbisschalen, erfrischende Früchte, den zarten Kern der Kokosnuß. Zu den Füßen des Besuchers gelagert, schmücken sie sich entzückt mit den Glasperlen, die er etwa ihnen schenkte. Aus ihren schwarzen Augen strahlt naive Verwunderung über den seltsamen Fremdling mit der weißen, zarten Farbe. Ihre neugierige Hand wühlt in seinem feinen, langen Haare und fährt leicht über die Kontur seines Gesichtes, das ihnen immer fein und geistreich vorkommt. Die Greise, die Marabuts kommen, den Gast zu begrüßen, reihen sich schweigend um ihn, und zünden die Freundschaftspfeife an; sie lauschen seinen Worten, kaufen oder verkaufen mit List, wenn es ein Handelsmann, erzählen vom Kriege, von der Jagd, von der Tapferkeit ihrer langhaarigen Brüder, wenn es ein Offizier ist. Alle haben Widerwillen vor der Arbeit und überlassen sie den Weibern und Kindern. Die Sonnenhitze meidend, bleiben sie über Tag in der

Hütte liegen, oder lungern im Schatten der Brustbeer-, Palmen- und Manglebäume. Am Abende versammeln sie sich in der Ebene, am Meere, am Ufer des Senegal, sehen den Spielen der Kinder, den Gaukelkünsten des Grioten, dieses Ausgestoßenen zu, dessen Hütte sich, wie die des Paria, nicht unter seinem Volke erheben darf. Die Krieger scharen sich um den Marabut, der vom Propheten spricht, schauerliche Geschichten von den Geistern, Abenteuer von den Karavanen, Märchen von Zaubergärten und Wunderstädten, von dem Paradiese der Auserwählten erzählt, das weit unten im flammigen Süden, hinter großen Strömen und Bergketten liegt, unnahbar nach Allahs Willen durch den Simum. Die Sklaven stampfen Hirse, die Frauen bereiten Kuskus, die Mädchen, irdene Geschirre auf dem Kopfe, ziehen in Reihen zum Brunnen hinaus. Endlich fällt dunklere Finsterniß von den Hügeln herab, die letzten Tagesarbeiten hören auf, die Sklaven verlassen die Felder und zerstreuen sich in die Savanne, wo der Schall des Tamtams verlockend sich hören läßt. Beim einladenden Rasseln der Kürbistrommel strömen Frauen, Kinder, Häuptlinge und Sklaven bunt durcheinander; im Takte klatschen die Hände, die Stimmen ahmen das Rollen und Dröhnen der Instrumente nach, die Füße stampfen den Sand, während inmitten des Kreises ein junger Neger den lüsternen Bambulatanz beginnt. Anfangs ist er noch mit dem Grioten allein, der zusammengekauert, den Tamtam zwischen den Füßen, langsam präludirt. Der Tänzer folgt dem Takte, läßt seine Blicke auf der wogenden Menge umherschweifen und ruft eine Frau zu sich. Noch folgt ihm keine; alle stehen sie schamhaft da, den Kopf gesenkt. Aber schon fühlen sie sich unwiderstehlich hingezogen; die Gesänge, das Händeklatschen werden mit dem Tamtam gleichmäßig lauter, der jetzt in heftigen, schnellen Schlägen erschallt. Plötzlich stürzt sich ein schönes Mädchen wie von Sinnen in den Kreis Näher und immer näher drängt sich die Menge um das Paar, das mit nackter Brust, mit krampfhaft weiten Nasenflügeln, mit lustfunkelnden Augen der Leitung des wahnsinnigen Grioten folgt. Der häßliche Gaukler hat sich erhoben, seine zusammengekrampften Finger lassen konvulsivisch das gespannte Fell dröhnen; Schaum auf dem Munde springt er vor, und weidet den brennenden Blick an den Schönheiten, welche die Tänzerin nicht länger verbergen kann; die Frauen werfen ihre Schleier in den Kreis, der siegende Mann ergreift seine Tänzerin und der unreine Griot grinst jubelnd wie ein alter Satyr. Die Freiheiten des Bambula begünstigen geheime Einverständnisse, und während die Zuschauer sich nur an der Zierlichkeit der verlockenden Formen und Bewegungen ergötzen, erfreuen sich oft die jungen Tänzer, sonst durch Familienhaß getrennt, einer Komödie, die so alt ist als die Welt, der durch Hindernisse angefachten Liebe. Wie die Indier, lieben die Senegalenser die Musik. Oft findet der europäische Reisende einen Neger weit von jedem Dorfe entfernt sitzen und sich auf einer dreisaitigen Guitarre zu einem meistens klagenden Liedchen begleiten, zu welchem der Sänger die Worte aus dem Stegreife dichtet. Fast alle Neger wissen lange und nicht unzierliche Lieder auf Vorkommnisse des Lebens zu verfassen; der Rhythmus ist stets traurig. Der arme Musiker, des eintönigen Brausens der Brandung auf den Dünen, des schwermüthigen Sausens des Wüstenwindes in den Bäumen und Rohren gewöhnt, ahmt unwillkürlich die tiefe Klage der Naturlaute nach. Wie oft war nicht der Marineaspirant, der eine mit Laptots bemannte Schaluppe kommandirte, der Held eines Liedes, zu welchem die Ruderleute auf den Bänken, die Ruder schwingend, tanzten, ohne daß das Schiff aus dem Laufe kam! Welcher Offizier, erkrankt, vom Fieber verzehrt, schlief nicht unter den schwermuthvollen Weisen einer sanften Stimme ein! Abgespannt von der Hitze, hat der Afrikaner wenig Bedürfnisse; er fühlt weder den Stachel des Hungers, noch den beißenden Frost, diese beiden scharfen Sporne zur Arbeit unter den armen Völkern des Nordens. Die Hirse, die sein Sklave ohne Anstrengung erntet, der Fischfang, auf diesen Küsten so reich und mühelos, genügen ihm. Er bringt nach St. Louis oder Gorée die schönsten Fische, seine Jagdbeute, die Milch seiner Herden, die Eier, Hühner, Enten und Schweine. Dafür erhält er eine Flinte, Pulver, Blei, einen blauen Stoff zum Schurze, ein Glasperlenhalsband für seine Schöne, und zufrieden kehrt er heim in die Freiheit seiner Wildnisse, die er den Palästen der Europäer vorzieht, wo vom reichen Handelsherrn bis zum untersten Sklaven niemand einen Augenblick Ruhe hat.

(Revue des deux mondes.)

Ein Besuch bei den Pescherähs.

(Aus dem Berichte der amerikanischen Erforschungs-Expedition unter C. Wilkes.)

Die Pescherähs, die wir sahen, waren ganz nackt, hatten nur eine Schulter mit einem kleinen Stück Seehundsfell bedeckt und zwar gewöhnlich an der Seite, woher der Wind bläst, um sie vor der schneidenden Wirkung desselben etwas zu wahren. Sie maßen nicht mehr als 5 Fuß; ihre Farbe, ein lichtes Kupferroth, war vor Schmutz ganz unkenntlich, besonders im Gesicht, da sie darauf mit Holzkohle senkrechte Striche zeichnen. Ihre Gesichter sind kurz, die Stirnen schmal, die Backenknochen vorragend; ihre Augen klein und ungewöhnlich schwarz, die oberen Augenlider am innern Winkel über die untern herabhangend und denen der Chinesen sehr ähnlich. Ihre Nase ist breit und flach, mit weitgeöffneten Nasenlöchern, der Mund groß, die Zähne weiß, groß und regelmäßig; die Haare lang, schlicht und schwarz, über das Gesicht herabhängend und mit weißer Asche bedeckt, was ihnen ein abscheuliches Aussehen gibt. Das ganze Gesicht ist zusammengedrückt, ihr Leib ist auffallend wegen der starken Entwicklung der Brust, der Schultern und des Rückgrats, ihre Arme sind lang und unverhältnißmäßig, die Beine kurz und mißgestaltet. Im Umfang des Knöchels und Schenkels zeigt sich kein großer Unterschied und beim Stehen hängt die Haut vom Knie in einer großen schlaffen Falte herab. Die Muskeln der Beine sind sehr schwach und schienen bei Einigen beinahe zu fehlen. Die mangelhafte Entwicklung derselben ist die Folge der beständigen sitzenden Stellung sowohl in den Hütten als in den Canoes. Ihre Haut ist merklich kälter als unsere. Man kann sich

kaum etwas Schmutzigeres in der menschlichen Natur vorstellen als diesen mißgestalteten und häßlichen Menschenschlag.

Vom relativen Werthe der Gegenstände haben sie wenig oder gar keinen Begriff, selbst von solchen, die bei ihnen am häufigsten gebräuchlich sind, wie Eisen und Glaswaaren. Eine in Stücke zerschlagene Glasflasche hat für sie gleichen Werth wie ein Messer; rother Flanel in Streifen zerrissen ist ihnen lieber als im Ganzen. Sie wanden sich denselben wie einen Turban um ihre Köpfe und äußerten großes Vergnügen über ein so geringes Geschenk. Die Kinder waren ganz klein und kauerten oder lagen am Boden des Canoes in trockenem Grase wie in einem Neste. Das Weib und der älteste Knabe ruderten den Kahn, während der Mann das Wasser ausschöpfte und das Feuer wartete, welches stets am Boden des Kahnes auf einigen Steinen und Asche, von Wasser umgeben, mitgeführt wird. Ihre Canoes sind aus Rinde gebaut, sehr gebrechlich und mittels Streifen und Abschnitzeln von Fischbein, Seehundsfell und Ruthen zusammengeflickt. Selten wagen sich die Indianer über das Seegras hinaus, mit dessen Hilfe sie ihre Kähne längs der Küste ziehen; ihre Ruder sind zu klein, als daß sie außer bei Windstille zum Fortbringen der Canoes im mindesten tauglich wären. Ihre Hütten stehen gewöhnlich hart an der Küste, im Hintergrunde einer kleineren Bucht und an einem abgeschlossenen vor den herrschenden Winden geschützten Ort. Sie sind aus Aesten oder kleinen Bäumen erbaut, die in die Erde gesteckt und am Gipfel mittels Rinde, Schilf und Ruthen fest verbunden werden; dazwischen sind kleinere Zweige eingeflochten und bilden ein dichtes Flechtwerk, welches mit Gras, Torf und Rinde belegt die Hütte warm erhält und weder Wind noch Schnee, wohl aber Regen durchläßt. Diese Hütten messen gewöhnlich 7 oder 8 Fuß im Durchmesser und 4 bis 5 Fuß Höhe. Durch ein ovales Loch muß man hineinkriechen, eine kleine Vertiefung in der Mitte dient als Heerd. Der Fußboden ist von gut geknetetem Lehm. Häufig findet man in der Nähe der Hütten, dem Eingang gegenüber, einen fast ebenso großen kegelförmigen Haufen von Muschelschalen. Die Dauer ihres Aufenthalts in einer Hütte richtet sich nach dem Reichthume ihrer Nachbarschaft an Muschelthieren. Man trifft die Eingebornen nur in ihren Hütten oder Canoes. Die Kommunikation zu Lande ist sehr schwierig wegen der bergigen und felsigen Beschaffenheit der Gegend, die durch tiefe und ungangbare Einschnitte zerrissen und an vielen Stellen durch steile Abstürze gleichsam abgeschlossen ist. Wo der Boden nicht felsig, ist er unbetretbarer Moor, auf den Hügeln sowohl als in den Ebenen und Thälern. Uiberdies legen noch undurchdringliche Wälder und dichtes dorniges Buschwerk ihnen unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Es scheint, daß sie in Familien, nicht in Stämmen leben und kein Oberhaupt anerkennen. Am 11. März kamen drei Rindencanoes an, mit vier Männern, vier Weibern und einem Mädchen von 16 Jahren, vier kleinen Knaben und vier Kindern, von denen eins gegen eine Woche alt und (bei 5¼° R.) ganz nackt war. Sie hatten rohe Waffen, nämlich Schleudern zum Steinwerfen und drei rohe Spieße, deren Enden mit Bein zugespitzt und an einer Seite mit zackigen Zähnen ausgekerbt waren. Mittels dieser fangen sie die Fische, von denen es hier zwischen dem Seetang wimmelt. Zwei der Eingebornen ließen sich bewegen an Bord zu kommen, blieben über eine Stunde und erhielten viele Geschenke, für die sie ihre Speere, einen Hund und etwas von ihrem einheimischen Schmucke hergaben. Sie äußerten über nichts Verwunderung, nur als sie einen Zimmermann mit einem Stangenbohrer ein großes Loch durch eine Planke bohren sahen, staunten sie; dies mochte ihnen als eine große Arbeit vorkommen! Sie waren sehr gesprächig, lächelten, wenn man sie anredete, brachen sogar oft in lautes Gelächter aus, nahmen aber gleich wieder eine ernsthafte Miene an. Sie bewährten sich als große Mimiker und auch in Nachahmung von Tönen waren sie wirklich staunenswerth. Besonders Einer sang die Oktave meisterhaft hoch und tief, ganz richtig nach den Tönen der Violine. Doch wurden wir ihrer Nachäfferei bald überdrüßig, denn sie hinderte uns, etwas von ihren Benennungen und Begriffen zu erfahren. Sie erstreckte sich nicht blos auf Worte und Laute, sondern auch auf Handlungen und war bisweilen wahrhaft lächerlich. Die gebräuchliche Fragweise nach Benennungen war ganz ohne Erfolg; wies man z. B. auf die Nase, so thaten sie es auch. Alles was sie thun sahen, wollten sie nachahmen und oft gelang ihnen dies mit außerordentlicher Genauigkeit. Lärm konnten sie keinen ertragen. Beim Anschlagen der Trommel oder Losgehen eines Gewehrs hielten sie sich die Ohren zu. Sie sprachen immer nur flüsternd mit einander. Ihrem bedächtigen Benehmen und Bewegen nach mußten sie sehr furchtsam seyn. Die Männer sind außerordentlich eifersüchtig auf ihre Weiber und lassen es nie zu, daß Jemand, besonders Burschen, wenn sie dies hindern können, ihre Hütten betrete. Die Weiber durften nie an Bord kommen. In Gegenwart von Fremden waren sie bescheiden und rührten sich nicht aus ihrer sitzenden oder vielmehr kauernden Stellung. Sie waren äußerst häßlich, nur die Hände und Füße waren klein und wohlgestaltet und mochten an keine harte Arbeit gewöhnt seyn. Für ihre kleinen Kinder schienen sie viel Sorge zu tragen, obgleich sie dieselben bei verschiedenen Gelegenheiten für ein Geringes verkauften. Sie sahen sehr albern aus und ihre Gesichter waren ganz beschmiert; es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie absichtlich von ihren eifersüchtigen Männern so verunstaltet werden. So oft wenigstens Eine sich im Spiegel erblickte, brach sie in Thränen aus. Nachdem dieser Haufen Eingeborner das Schiff verlassen hatte und wieder gelandet war, blieben die Weiber in den Canoes und die Männer begannen ihre zeitweiligen Hütten zu bauen; die kleinen Kinder sprangen ganz nackt am Gestade herum, obwohl der Thermometer 3½° R. zeigte. Sobald die Hütte aufgeschlagen war, was nur gegen eine Stunde dauerte, nahmen die Weiber davon Besitz. Sie schienen alle ganz glücklich und zufrieden. Bevor sie das Schiff verließen, hatten Offiziere und Mannschaft den meisten alte Kleidungsstücke geschenkt. Dies gab zu vieler Belustigung Anlaß. Denn sie waren beim Anziehen nicht sehr verlegen; war eine Jacke zu knapp in der Schulterbreite, so half ein Riß über den Rücken dem Mangel ab; war dem Andern ein Paar Hosen im Leib zu eng, so nahm er seine Zuflucht zum Messer

und machte Anstalt die Beine zu trennen. Den meisten Spaß machte uns ein Weib, das einen alten Mannsrock hatte und glaubte, dieser gehöre an die Füße. Zeichen, Winke, Zurufe, nichts konnte sie von ihrem Irrthume abbringen. Bald hatte sie ihre Füße in die Aermel gesteckt und nach vielem Zwängen war es ihr gelungen, ihn anzuziehen. Mit den Rockschößen nach vorn setzte sie sich mit großer Selbstzufriedenheit in den Kahn unter großem Gelächter Aller, die sie sahen. Gegen Abend besuchten Waldron und Drayton ihre Hütten. Ehe sie an der Küste angelangt waren, sah man die Eingebornen am Strande ein Feuer machen zu ihrem Empfang, gewiß um sie von dem Eintritte in die Hütten abzuhalten. Beim Landen wollte einer der Männer ängstlich mit ihnen sprechen. Er wies nach dem Schiff und suchte etwas durch Gebärden auszudrücken, dann zeigte er gen Südost und hierauf wieder nach dem Schiffe, worauf er die Hände wie zum Gebet faltete und sagte: »Eloah, Eloah!« als glaubte er, wir kämen von Gott. Nach einer Weile bekamen sie Einlaß in die Hütte. Die Männer krochen voran und kauerten sich gerad vor die Weiber nieder. Hinter den Männern hockten die drei Weiber, die älteste voran, ihre Kinder krauend. Mr. Drayton versuchte von dem Mann, der ihm vor seinem Eintritt die Zeichen gemacht hatte, zu erfahren, ob sie irgend einen Begriff von Gott oder einem höchsten Wesen hätten. Der Mann faltete wieder die Hände und sagte wie zuvor: »Eloah, Eloah!« Daraus war zu schließen, daß sie eine Vorstellung von Gott oder einem höchsten Wesen hatten. Ihre Art Freundschaft auszudrücken besteht darin, daß sie auf- und niederhüpfen. Bevor sie die Hrn. Drayton und Waldron in die Hütte eintreten ließen, faßten sie sie an den Armen, sprangen mit ihnen herum und sangen dabei:

Ha ma la ha ma la ha ma la ha ma la
O la la la la la la la la.

Alle unsere Versuche zu erfahren, wie sie ihr Feuer anmachen, waren fruchtlos. Es muß für sie außerordentlich schwer seyn, wenigstens kann man dies aus der Sorgfalt schließen, mit welcher sie ihr Feuer pflegen, es immer in ihren Canoes mitführen und fortwährend sich der Gefahr aussetzen, sich zu verbrennen. Ihre Nahrung besteht in Schalthieren. Dann und wann fangen sie Fische in Menge und einige Seehunde; an verschiedenen Beerenarten und wilder Selerie haben sie keinen Mangel. Selten kochen sie ihre Speisen gehörig. Die Schalthiere befreien sie durch Hitze von ihrer Schale; die Fische rösten sie zum Theil in der Haut ohne sie zu säubern. An Bord hatten wir Einen bewogen, sich mit zum Mittagstisch zu setzen; nach einiger Unterweisung wußte er mit Messer und Gabel recht geschickt umzugehen. Branntwein und Wein schlug er aus, aber auf Zuckerwasser war er erpicht. Gesalzene Speisen behagten ihm durchaus nicht, dagegen fand er Reis und Plumpudding nach seinem Geschmacke und stopfte sich selbe ganz buchstäblich in den Mund. Sobald sein Appetit befriedigt war, wurde er guter Laune, sang, tanzte und lachte. Einige Offiziere malten die Gesichter dieser Eingebornen schwarz, weiß und roth, was diese sehr belustigte, und es war spaßig zu sehen, welche Grimassen sie vor einem Spiegel machten. Einer von ihnen blieb über eine Woche an Bord, ward gekämmt und gewaschen und bekam dadurch eine etwas lichtere Farbenschattirung. Auch kleideten wir ihn. Er war gegen 23 Jahre alt und die ganze Zeit seines Aufenthalts an Bord von übermäßigem Reisessen unwohl. Unser Gottesdienst erregte sein Erstaunen im höchsten Grade und so lang der Geistliche im Buche las, wandte er kein Auge von ihm ab. Nach Ablauf der Woche ward er mißvergnügt, so daß wir ihn an die Küste setzten, aber bald kam er wieder ganz nackt zum Vorschein. Als Geschenke vertheilt wurden, erhoben die, welche leer ausgingen, ein weinerliches Geschrei und schnitten jämmerliche Gesichter. Dem Diebstahl sind sie sehr ergeben und benützen jede Gelegenheit, die sich dazu bietet. Die Nacht, bevor sie die Bai verließen, schnitten sie ein Segel ab, das wir an der Küste zum Trocknen aufgehängt hatten, und nahmen es mit. Ihre Todten scheinen sie in Höhlen zu begraben; indeß haben wir keinen vollständigen Beweis für diese Meinung. (Athenaeum.)

Die beiden Grafen Limoëlan.

Scenen aus der Zeit der Chouanenkriege. Aus dem Französischen von Edouard Durliac.

Graf Limoëlan war einer der außerordentlichen Männer, deren Ruhm sich in den Stürmen der Revolutionsbürgerkriege verloren hat. Kapitän bei den Dragonern von Noailles, nahm er 1790 seinen Abschied und schloß sich mehren gegenrevolutionären Verbindungen an, die aber alle scheiterten. Limoëlan floh nach Jersey, von wo er bei den ersten Aufständen in der Vendée wieder zurückkehrte. Aber er war schon lange der revolutionären Polizei bezeichnet, und sein Schloß Lagrange an der Loire war eines der ersten, welche geplündert und in Brand gesteckt wurden. Sein Sohn, ein ganz junges Knäblein, wurde durch einen Meier gerettet, der ihn unter einen Düngerhaufen steckte und ihm rieth, sich todt zu stellen. Die Gräfin Limoëlan war bei diesem Brande umgekommen. Der Knabe erinnerte sich noch, wie seine Mutter ihn durch ein Erdgeschoßfenster in den Garten hinausgehoben; wahrscheinlich hatte sie sich geopfert, um ihn zu retten.

Der Graf nahm nun seinen Sohn mit zur Armee. Der Meier, welcher den kleinen Herkules gerettet, beschwor seinen Herrn, ihn seiner Obhut zu überlassen, das zarte Kind könne die Beschwerden des Krieges nicht ertragen. Aber Limoëlan wollte von nichts hören und sandte den treuen Knecht allein heim zu den Trümmern von Schloß Lagrange. Am Arme verwundet, konnte Langevin, so hieß der junge Mensch, der Armee nicht folgen. Auf dem Marsche saß Herkules immer im Sattel seines Vaters. Kam's zum Schlagen, so vertraute ihn Limoëlan irgend einem in der Nähe versteckten Weibe, oder hieß ihn hinter einer Hecke sich niederkauern und nicht mucksen, bis er ihn holen würde. Daran gewöhnte sich der Knabe endlich so, daß er oft im ärgsten Schießen einschlief. Nach der Schlacht suchte der Graf seinen Sohn auf, die Stirne vom Schweiß triefend, preßte des Kleinen Händchen in seine zitternde Hand und führte ihn auf das Schlachtfeld. Da lag denn immer irgend-

ein befreundeter Edelmann, ein bekannter Soldat unter den Todten. Limoëlan blieb bei jeder Leiche stehen, und oft wischte er mit seinem Schnupftuche die blutigen Gesichter ab, auf daß sie der Knabe erkenne. »Sieh,« sagte er mit leiser, hastiger Stimme, »sieh unsern Freund Deslandes, der Dich so oft am Arme getragen, und noch heute früh auf seinen Knieen reiten ließ; Du mußt ihn an seinen großen Stiefeln erkennen.« Und wenn das Kind schaudernd sich abwandte, legte er seine Hand auf einen andren verstümmelten Leichnam, dessen Herz vielleicht noch zuckte: »Da unser arme Costard, der sein Brot mit Dir theilte. Du kannst für ihn nichts mehr thun als beten, die Blauröcke haben ihn gemordet.« Das Kind erblaßte und bebte vor Wuth und ergriff des Vaters Säbel, um seine Freunde zu rächen. Drang der Vendéerhaufen in einen Flecken, wo eben die Blauröcke gewesen, so führte Limoëlan seinen Sohn von Thür zu Thür, zeigte ihm die rauchenden Dächer, die erwürgten Kinder, und erinnerte ihn, daß die Blauröcke im Schloße Lagrange auch so gehaust, und daß seine Mutter so umgekommen. Bald gerieth der Knabe schon bei dem bloßen Namen der Soldaten der Republik in Zuckungen, und man hatte Mühe ihn zurückzuhalten, wenn er hörte, daß sein Vater sich mit ihnen schlagen werde.

Stärker und größer geworden, ritt Herkules schon seinem Vater zur Seite. Im Jahre 1796 werden beide im Generalstabe des Vendéer-Generals Charette genannt. Nachdem dieser gefallen, raffte Limoëlan, der die Waffen nicht ruhn lassen wollte, in der Bretagne eine Schaar zusammen und wurde, nach seinen Vendéer Feldzügen, einer der unbekanntesten aber gefürchtetsten Chouans-Häuptlinge. Das Andenken mehrer seiner Waffenthaten hat sich noch erhalten. Eines Tages mußten zwei starke Transporte die Straße von Rennes passiren. Limoëlan versperrt ihnen an der Spitze von zwanzig Mann den Weg, aber seine Mannschaft stutzt vor dem übermächtigen Feinde. Diese Unentschlossenheit konnte sie verderben. Der Graf rennt ganz allein auf den republikanischen Offizier zu, der ein Gewehr ergreift und anschlägt; Limoëlan weicht dem Schuß aus, springt mit einem Satz dem Offizier auf die Schultern und stößt ihm das Messer in die Kehle. Die Chouans folgen ihm und der Transport wird genommen. — Einige Zeit darauf trifft Limoëlan, von den Seinen getrennt, einen Bauer im Felde und frägt ihn was es Neues gebe. Der Mann erzählt ihm, daß Bourmont Mans genommen. »Wohlan denn,« sagt Limoëlan, »so will ich Loué nehmen!« Nicht weit von da stößt er auf drei Insurgenten und fordert sie auf, mit ihm gegen Loué zu marschiren. Sie folgen ihm, aber da sie zu Fuß gehen, läßt er sie weit zurück und sprengt ganz allein in den Flecken. Vor dem Hause der republikanischen Beamten steigt er ab. Beim Eintritt in den Saal sieht er eine Menge Gewehre. »Im Namen des Königs!« ruft er aus, »gebt mir Eure Waffen! Ihr wißt, daß General Bourmont Mans genommen hat, sein Vortrab wird gleich hier einrücken, haltet die Quartiere bereit!« Die Beamten gehorchen; Limoëlan läßt zweihundert Gewehre auf einen Wagen aufladen und fährt mit ihnen davon. Drei Stunden von da vertheilt er die Waffen unter seine Leute und schickt den Fuhrknecht mit den Worten zurück: »Sage Deinem Bürger Maire, General Bourmont habe Mans an der Spitze seiner Truppen, ich aber Loué ganz allein genommen!«

Solche Thaten geschahen im Bürgerkrieg. In sechs Jahren schlief Limoëlan nur vier Nächte in seinem Schlosse Lagrange, dessen Trümmer er hatte wieder aufbauen lassen. Unterdessen ward es in der Bretagne ruhiger, viele Insurgentenhäuptlinge waren todt oder gefangen, die Banden zerstreuten sich, Waffenstillstände und Unterhandlungen brachten einige Ruhe in das unglückliche Land und Limoëlan erschien wieder in Lagrange, das er nun vollends wieder bewohnbar machte. Die Regierung ließ ihn dort unbelästigt; man wollte um jeden Preis den Haß besänftigen und kannte überdies den Grafen zu wenig. Auch konnte seine Lebensweise die Behörden nicht beunruhigen, er beschäftigte sich in der Zurückgezogenheit ganz mit der Erziehung seines Sohnes und vorzüglich ein Umstand schien seine Versöhnung darzulegen. Herkules betrieb unter den Augen seines Vaters mathematische Studien. Seine einzige Erholung war die Jagd, einige alte Romane und die Gesellschaft Langevins, der Schloßwart in dem neuen Herrenhaus geworden. Der Krieg hatte das Land entvölkert. Der größte Theil der benachbarten Edelleute war verschwunden, unter der Aufsicht einer argwöhnischen Polizei war jeder Verkehr unsicher. Lagrange selbst, nicht weit von der alten Burg Beaulieu, lag in einer wilden Gegend, von der manche unheimliche Sagen lebten. Der Graf war immer düster und einsylbig; sein Sohn sah ihn nur bei Tische und in den Unterrichtsstunden. Diese Einsamkeit und die furchtbaren Eindrücke der Kindheit machten in dem Charakter des jungen Mannes Schwermuth und Überspanntheit zu vorherrschenden Zügen.

Eines Tages ließ ihn der Vater in sein Zimmer rufen. Dies war etwas so Außerordentliches, daß Herkules darüber fast bestürzt war. Der Graf saß vor einem Tische von weichem Holz und suchte in einigen Papieren. Als sein Sohn eintrat, wandte er sich zu ihm. »In Paris,« hub er an, »hat man eine Militärschule errichtet, an der treffliche Offiziere gebildet werden sollen. Ich will Dich hinschicken. Morgen reisest Du ab.« — Herkules sah den Vater erstaunt an. — »Du wirst die Uniform der Republik und die dreifarbige Kokarde tragen. Du wirst Deinen Vorgesetzten wie mir selbst gehorchen. Ich befehle es.« — Bei dem Worte Republik verrieth ein starkes Erröthen den Unwillen des jungen Mannes. — »Du wirst,« fuhr Limoëlan fort, »nach Belieben die Studien betreiben, die ein Militär-Ingenieur oder die ein guter Artillerie-Offizier braucht. Wo möglich betreibe Beides, damit man Dich später je nach dem Bedürfniß verwenden könne. Lerne gut die Führung der Waffen. Du bist ein guter Reiter und Schütze, übe Dich, und wenn Du ein guter Offizier geworden . . .« — Herkules wollte voll Entrüstung antworten, aber der Vater, der in seinen funkelnden Augen seinen Argwohn las, fiel ihm barsch in's Wort. »Was fürchtest Du? Wenn Du ein guter Offizier geworden, stelle ich Dich zur Verfügung des Königs.« Der junge Mann schlug beschämt die Augen nieder. »Wir mögen,« fuhr der Graf fort, »wieder zu den Waffen greifen, oder der König kehrt friedlich auf seinen Thron zurück, immer wird er tüchtige Diener

brauchen. Ich werde Dir später mittheilen, was im Werke ist. Bereite Dich nur, in meine Absichten einzugehen. Für jetzt genügt's zu wissen, wie Du mir nützlich werden kannst und wie dringend meine Beweggründe sind. Was mich ein solcher Schritt kostet, magst Du selbst beurtheilen.« In der That sah man dem Grafen den inneren Kampf an. »Ein zehnjähriger Krieg,« fuhr er fort, »hat die Royalisten zu Hause und in der Fremde decimirt. Die einzige Schlacht bei Quiberon vernichtete mit einem Schlage die Blüthe der alten Armee. Die Uiberlebenden altern. Was bleibt dann? Bauern, arme Leute, die wohl auf ihre Weise zu sterben wissen, aber keine Führer, keine Offiziere. Hier verlierst Du nur Zeit. Die Sachen können eine andere Wendung erhalten, und in jedem Falle öffnest Du Dir eine Carrière.«

Herkules hatte gegen die Befehle seines Vaters nichts zu antworten. Es lag sogar etwas in dem Vorschlag, was ihn mit Freude erfüllte. Dies träge Leben verlassen, reisen, Paris sehen, die Epauletten erwerben — das war's ja gerade was er wünschen konnte. Der Graf setzte seinen Entschluß rasch in's Werk: schon andern Tags fand die Abreise statt. Langevin erfuhr nichts, als in dem Augenblick, wo er die Pferde satteln mußte. Mit Thränen in den Augen bat er um die Erlaubniß, seinen jungen Herrn bis St. Florent begleiten zu dürfen. Der Graf sah mit Kälte den letzten Vorbereitungen zu, als aber sein Sohn in höchster Bewegung ihm seine Arme entgegenstreckte, schloß ihn der alte Mann mit schlechtverhehlter Heftigkeit in die seinigen und trat dann rasch in sein Zimmer.

Langevin kam den Abend sehr traurig zurück. Er war nun ganz mutterseelen allein in diesem verlassenen Lagrange. Der Graf litt niemanden um sich als eine taube Alte. Auch würdigte er Langevin, den man mit Recht oder Unrecht beschuldigte, im Kriege sich furchtsam gezeigt zu haben, keines großen Vertrauens. Wie zum Spotte hatte ihm der Graf bei Ertheilung des Titels Schloßwart ein altes Gemäuer zur Wohnung angewiesen, das von Lagrange durch unbebautes Land und durch die Ruinen des alten Schlosses getrennt war. Endlich war der arme Titularschloßwart auch gegen die Gerüchte nicht unempfänglich, welche von der alten Burg Beaulieu, der er sehr nahe wohnte, umliefen. Dieses alte Schloß, das durch Heirat an die Limoëlan gekommen, lag nun seit mehr als zwei Jahrhunderten unbewohnt. Obwohl man von Ferne nur einen Thurm sieht, so ist es doch in der That so ausgedehnt, daß die angebauten Höfe und Wälle die Gründe einer eigenen Meierei bildeten. Einst war es von einem grausamen Schloßherrn bewohnt, der, laut der Sage, heimlich kleine Kinder erdrosselte, um den Stein der Weisen zu entdecken. Seither wollten, wie das Volk erzählte, die übernatürlichen Erscheinungen in den tiefen Kellern und unterirdischen Gewölben des Schlosses gar kein Ende nehmen. Dieselbe Sage behauptete, daß diese unterirdischen Gänge durch Felsen und unter einem Flüßchen durch gingen und erst an den Ufern der Loire ausmündeten. Stachelte dies auch die Neugierde der Leute, so besaß doch niemand Muth genug, sich davon zu überzeugen. Waren diese Gänge wirklich vorhanden, so bediente sich ohne Zweifel Limoëlan ihrer während des Krieges, denn seine raschen Märsche bald am rechten bald am linken Ufer der Loire gränzten an's Wunderbare. Im Jahre 1793 suchte man öfters Beaulieu niederzubrennen, aber die alten Mauern widerstanden und die Soldaten der Republik vermochten diese alten feudalen Gewölbe und Gemächer blos durch ihre schauderhaften Orgien zu entweihen. Wenn man den Grafen über alle diese Geheimnisse befragte, so nahm er, um seine Leute zu ermuthigen, immer eine verachtende Miene an. Aber Herkules, dem man den Kopf schon frühzeitig durch Erzählungen vom alten Schlosse erhitzt hatte, versuchte manchmal in das Innere desselben zu dringen; doch hielten ihn unerschütterliche Eisengitter jedesmal auf.

Langevins Furcht entbehrte übrigens nicht alles Grundes. Sein Häuschen lag gleichweit von Lagrange und von der alten Burg entfernt und mehrmal brachten ihn ungewöhnliche Erscheinungen in Entsetzen. So sah er unter andern eines Nachts, da ihn das Brausen eines Sturmes geweckt hatte, ganz deutlich einen Feuerstreif aus dem Thale hinter dem großen Thurm von Beaulieu aufsteigen. Dieses Feuer, von keinerlei Geräusch begleitet, glich nicht im mindesten einem Blitze und Langevin sah darin offenbar das Werk eines bösen, sey es Geistes oder Menschen. Mehremale und immer bei Nacht glaubte er am Fuß der Mauern von Beaulieu Schatten umherirren zu sehen; aber sein Herr hatte gleich die ersten Mittheilungen darüber mit solcher Verachtung zurückgewiesen, daß er schweigen zu müssen glaubte. Der Graf wurde überdies von Tag zu Tag barscher und geschäftiger. Langevin nahte ihm nur dann, wenn er ihm einen aus Paris gekommenen Brief brachte. Er ahnte zwar, daß diese Briefe von Herkules seyen, aber der alte Graf übernahm sie immer mit so finsterer Miene, daß der arme Schloßwart nie wagte, nach dem Befinden seines jungen Herrn zu fragen. Wir werden gleich sehen, was zwischen Vater und Sohn verhandelt wurde.

Als Limoëlan seinen Sohn nach Paris sandte, hatte er manches nicht überlegt, was ihm später nur zu gerechte Befürchtungen verursachte. Frankreich war damals trunken von Triumphen. Die Siege über das vereinte Europa, die wundervollen Feldzüge nach Italien und Aegypten, die Unterdrückung des letzten Aufstandes im Westen konnten jeden überzeugen, daß diese Republik, die nicht mehr ein bloßer Name war, endlich alle innere und äußere Feinde besiegt habe, und dieser allgemeine Enthusiasmus machte vorzüglich die Jugend der Militärschulen trunken, welche berufen war, bald selbst auf dem Schauplatz dieser glorreichen Kriege aufzutreten. Der schnelle Aufschwung so vieler Generale, das unglaubliche Glück Bonaparte's, das ausschließliche Studium der physikalischen Wissenschaften, die glühende Lektüre aller vom Revolutionsgeist geschwängerten Werke, Alles dies nährte unter den jungen Leuten eine Uiberspanntheit, die sich an das Phantom der Republik festhielt, und die neuen Gewalthaber erachteten es nicht für gerathen, diesen Täuschungen, die man so wohl zu benützen wußte, entgegenzuarbeiten. Herkules von Limoëlan athmete in dieser glühenden Atmosphäre. Als er die Schule betrat, hatte sich daselbst gerade eine Verschwörung gebildet, die anfangs nur ein Kinderspiel war. Der Rädelsführer war ein gewisser Marius Malseigne, ein hitziger, kühner

junger Mann, der sich unter seinen Kameraden ein großes Ansehen erworben und sie gleichsam beherrschte. Sein hoher Wuchs, die Heftigkeit seiner Reden, ein glänzender Schein von Großmuth und Entschlossenheit machten diesen Einfluß erklärlich. An diesen Jüngling schloß sich Herkules brüderlich an. So sehr auch ihre Meinungen durch eine tiefe Kluft geschieden waren, stimmten doch ihre Gefühle — scheinbar wenigstens — überein. In dieser Zeit spann die Republikanische Partei, d. i. die Reste des Jakobinismus vom Jahr 1793, noch immer im Schatten Ränke gegen eine schlecht befestigte Gewalt. Schon hatten sich ihre Bestrebungen durch mehre Mordversuche gegen die Person des ersten Konsuls geäußert. Ihre Blicke richteten sich zuletzt auf den Herd des Republikanismus, der in der Militärschule genährt wurde. Mehre vom Berge knüpften dort Verbindungen an, wiesen dem Muthe der Jünglinge seinen Wirkungskreis und die Verschwörung gewann an Wichtigkeit. Aber die gewarnte Polizei wachte. In der Schule blieb Marius Malseigne das Haupt des Komplots.

Am 11. Brumaire X (2. Nov. 1802) schrieb Graf Limoëlan an seinen Sohn:

»Deine Studien sind beinahe vollendet. Hast Du mir gehorcht, so mußt Du geworden seyn, was ich aus Dir wünschte. Jedenfalls und um dringender Ursachen willen befehle ich Dir, Paris auf der Stelle zu verlassen und gleich nach Empfang dieses Schreibens zu mir nach La G... zu eilen, wo ich Dir mein Vorhaben mittheilen werde.

G. de L.«

Die Antwort entsprach nicht den Erwartungen des alten Grafen. »Es ziemt mir nicht,« schrieb Herkules darin, »mit meinem geehrten Vater, den ich bereits nur allzusehr zu betrüben fürchte, zu rechten; aber die Sache, die er vertheidigt, scheint mir nicht die beste. Ich bin Republikaner und will für die Republik mein Blut vergießen. Dem Vaterland verdanke ich meine Kenntnisse, in seinem Dienste muß ich sie verwenden. Ganz Europa greift uns an, gegen Europa ziehe ich mein Schwert. Man bietet mir beim Austritt aus der Schule ein Artillerie-Lieutenants-Brevet an, ich hoffe, Sie werden mir rathen, es anzunehmen. Sollten Sie mir trotz dieses Geständnisses, das ich nicht länger in mir verschließen kann, erlauben in Ihre Arme zu eilen, so wären alle meine Wünsche erfüllt.«

Herkules hatte sich in seinen Erwartungen getäuscht. Mit nächster Post erhielt er folgende drei Zeilen:

»Du hast nicht mehr das Recht in La G... zu erscheinen, außer als Feind. Um Deinetwillen hoffe ich, Dich nie dort zu sehen.«

Nach seiner Umgebung schließend, von der übrigen Welt abgesperrt, hatte der junge Limoëlan geglaubt, daß die widerstreitenden Überzeugungen von allen Seiten sich ausglichen und darum hatte er die Einwilligung seines Vaters gehofft. Auch hatte er darauf gerechnet, daß seine Offenheit den Grafen versöhnlicher stimmen werde. Aber in den drei Zeilen erkannte er wieder des Vaters starren, unbeugsamen Charakter. Jeder Versuch einer Annäherung, das wußte er, würde vergeblich seyn. Aufgeregt, und doch niedergeschlagen, machte er Malseigne zum Vertrauten seines Kummers. Dieser benützte seine Stimmung, um ihn noch tiefer in seine Entwürfe zu verwickeln. Denn noch hatte Herkules, um den alten Namen seiner Familie nicht in einem Kriminalprozeß bloszustellen, jede ernste Theilnahme an dem Komplot verweigert. Der letzte Brief seines Vaters überwand seine Bedenklichkeiten, er stürzte sich in das Komplot und ward Malseigne's Gehilfe.

Der Ausbruch der Verschwörung wurde auf den Zeitpunkt verschoben, wo die Zöglinge der ersten Aufnahme, worunter Malseigne und Herkules, die Schule verlassen und ihre Ernennung in den verschiedenen Armeekorps erwarten würden. Sie wollten die Scenen des 1ten Prairial * wiederholen, die Vorstädte aufwiegeln, aber diesmal auf militärische Gewalt gestützt. Man wollte ferner sich der Konsuln bemächtigen, den gesetzgebenden Körper auflösen und einen neuen Nationalkonvent zusammenberufen. Die Polizei sah der ganzen Geschichte ruhig zu und ließ sie zur Reife gedeihen; sie erblickte darin nur eine günstige Gelegenheit, durch Bestrafung der Schuldigsten unter den jungen Offizieren der Armee ein heilsames Exempel zu statuiren.

Der Zeitpunkt des Austritts aus der Schule kam, die Zöglinge verbreiteten sich über Paris, aber theils verschiedene Spaltungen, theils der Abfall dieses und jenes Mitverschwornen verursachten einen Aufschub und erhöhten zugleich die Gefahr. Endlich fehlten nur noch drei Tage bis zum wirklichen Ausbruche. Als Herkules eines Abends nach einem ermüdenden Tage in seine Wohnung zurückkehrte, wurde er plötzlich auf der Treppe von zwei Männern überfallen. Andere warteten vor dem Hause mit einem Stadtwagen und man führte ihn in die Conciergerie, während sein Zimmer erbrochen und seine Papiere in Beschlag genommen wurden. Nach einem ziemlich kurzen Verhöre auf der Polizei führte man ihn in's Militärgefängniß, ohne daß er erfuhr, was mit Malseigne und den andern Mitverschwornen geschehen war. Er wußte die Hauptsache nicht: daß Malseigne, sein Freund, sein Waffenbruder, durch Versprechungen verführt, das ganze Geheimniß dem Polizeiministerium verkauft hatte. Die Papiere, die man bei ihm fand, waren unbedeutend, desto wichtiger und für Herkules gefährlicher aber war ein rückhaltloser, leidenschaftlicher Brief, den er an Malseigne geschrieben und den dieser selbst der Behörde ausgeliefert hatte. Indessen die Regierung wollte von einer Unternehmung, die an sich nicht sonderlich wichtig war, kein Aufhebens machen. Bonaparte sah in der ganzen Sache einen Jugendstreich; er nahm regen Interesse an der neugegründeten glanzvollen Schule und wollte sich nicht so vieler wackerer und kenntnißreicher Offiziere für die Zukunft berauben. Malseigne wurde sofort als Kapitän und Adjutant zur Westarmee gesendet, die meisten der übrigen Verschwornen gar nicht erst verhaftet, sondern unter die verschiedenen Armeekorps verstreut. Herkules von Limoëlan, der einzige, den man fürchten zu müssen glauben konnte, saß in Haft, und zwei alte Jakobiner, unverbesserliche Aufwiegler, wurden in einen Kerker im Schlosse If in Marseille geworfen.

Wir wollen den Schmerz, die Verzweiflung nicht schildern, welche den jungen Limoëlan erfaßte, als er

* 1. prairial III (20. Mai 1795), der letzte Versuch der Pöbelherrschaft vor dem völligen Sturz der Jakobiner.

den Verrath Malseigne's, auf dessen Treue er so fest gebaut, erfuhr. Ein Brief, den er an einen andern Mitverschwornen und Kameraden, Namens Simon, schrieb, gibt Zeugniß von seinen Gefühlsstürmen. Im ersten Augenblick wollte er sich im Gefängniße tödten, aber sein wilder Haß gab ihm Muth ein, er wollte dem Feinde die Freude lassen, sein Blut zu vergießen, und vielleicht hoffte er auch durch einen solchen Tod sich nicht ganz unwürdig seiner Familie zu erweisen.

Bonaparte hatte seine Briefe gelesen. Er verstand sich auf die Menschen. Während noch Herkules das Urtheil des Kriegsgerichtes erwartete, knarrten eines Abends unvermuthet die Riegel seines Gefängnisses, der Kerkermeister blieb auf der Schwelle stehen und der Gefangene sah einen dichtverhüllten kleinen Mann eintreten, ohne dessen Gesicht unterscheiden zu können. Er glaubte, als Opfer einer geheimen Hinrichtung, wie man solcher mehrer das Konsulat beschuldigte, fallen zu müssen, oder aber auch, die Polizei wolle einen Versuch machen, ihm noch neue Geständnisse zu entlocken. Der kleine Mann ließ ihm keine Zeit zu weiteren Vermuthungen, sondern fragte ihn mit barschem, etwas spottendem Tone, ob er nicht mit den Chouans für das Haus Bourbon konspirirt. Diese unerwartete Frage machte Limoëlan so verlegen, daß er kaum zu antworten vermochte. »In diesem Falle,« fuhr der Kleine fort, »wird es Sie nicht viel Uiberwindung kosten, eine Kompagnie in den westlichen Departements, wo der Krieg wieder ausgebrochen ist, zu übernehmen.« — »General,« sagte Herkules, die Person des Kleinen erkennend, »General, verlangen Sie einen Verrath von mir?« — »Wenn ich Sie eines Verrathes fähig hielte, ließe ich Sie auf der Stelle erschießen. Aber 24 Stunden Kerker werden Ihnen die Augen hinreichend über eine Thorheit geöffnet haben, die bereits alle Ihre Mitschuldigen aufgaben. Man ist kein Verräther, wenn man einen Namen führt, wie der Ihre!« Schon begann Bonaparte seine große Verführungskunst auszuüben. Der alte Name Limoëlan hatte seine Aufmerksamkeit in eben so hohem Grade geweckt, wie der Charakter des jungen Mannes, der diesen Namen führte. — »Eben darum, General,« erwiederte Herkules, »werde ich leben oder sterben, meiner Gesinnung treu.« — »Gut, man wird Ihre Gesinnung nützen, einstweilen aber verlangt Frankreich Ihren Degen. Wird Ihre Gesinnung diesen verweigern?« — »Nein General.« — Der Mann trat auf den Gefangenen zu und klopfte ihn lächelnd auf die Schulter. »Eben weil ich Sie kenne, bin ich gekommen, Ihnen den Antrag zu machen. Ich wußte Ihre Antwort im Voraus. Man versichert sich eines Mannes wie Sie am besten, wenn man ihn vor den Feind führt.« Und ohne dem Gefangenen Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr er fort: »Sie sind nun frei. Morgen finden Sie Ihr Ernennungsbrevet in den Kriegsbureaux. Reisen Sie unverzüglich ab. Ich werde Ihrer gedenken.« Und eben so rasch wie er eingetreten, entfernte sich der kleine Mann, der niemand Andrer war als Bonaparte, und ließ Herkules allein in höchster Aufregung und Ungewißheit.

Andern Tages verließ Herkules das Gefängniß und fand sein Offizierspatent mit der Weisung, sogleich Paris zu verlassen und zu seinem Korps zu stoßen, das in Chateaubriant im Departement der Nieder-Loire kantonirte. Seine einzige Bestrafung war, daß man ihn nicht der Artillerie oder dem Geniewesen zutheilte, aber hiefür entschädigte ihn wieder der höhere Grad: er wurde zum Infanteriekapitän ernannt. Es lag in der Politik der Konsuln, alle jungen Offiziere, die an der letzten Verschwörung Theil genommen, nach Westen zu schicken, wo die Chouans wieder sich regten. Man wollte die republikanischen Hitzköpfe im Kampfe gegen die erbittertsten Feinde der Revolution beschäftigen. In drei Tagen war Herkules auf seinem Posten. Nach den Berichten der öffentlichen Blätter hatte er den Chouanenkrieg längst erstickt geglaubt und nun fand er das Land in vollen Flammen. Am meisten aber überraschte und erfüllte ihn mit einer bangen Ahnung die Kunde, daß sein Korps unter dem Oberbefehl Malseigne's stand, des Verräthers, der sich jetzt rasch von Grad zu Grad emporgeschwungen. Durch diesen schien der Kommandant der Garnison von Chateaubriant über Herkules unterrichtet, doch empfing er ihn höflich mit den Worten: »Ich will Ihnen gleich Gelegenheit geben, sich Ihrer Mannschaft als tüchtigen Offizier zu zeigen. In Segré sind fünfhundert Chouans. Ihre Aufgabe ist's, sie an der Spitze Ihrer Kompagnie zu zerstreuen. Ich kann Ihnen nur ein Piket Huszaren beigeben. Meine Macht ist gering, ich darf sie nicht allzusehr zersplittern. Auch zweifle ich gar nicht, daß Ihnen dies Detachement genügt. Sie haben da Gelegenheit, Ihre Sporen zu verdienen. In einer Stunde stelle ich Sie Ihrer Mannschaft vor, und mit Beginn der Nacht brechen Sie auf. Sie haben noch einen Freund hier, den Lieutenant Simon. Es wird Sie gewiß freuen, ihn hier zu finden. Er hat mir oft von Ihnen erzählt.« — Herkules' Gedanken beschäftigten sich aber nur mit Malseigne, der ihm nun wirklich ein Name von übler Vorbedeutung war, und als er hinausging, sagte er zu sich selbst: »Ich sehe, man will, daß ich falle. Sie bieten mir dazu eine ehrliche Gelegenheit. Gut, sie finden ihre Rechnung dabei, ich die meine.« Und nachdem ihn der Kommandant seiner Kompagnie vorgestellt, legte er sich einige Stunden schlafen, denn er war noch müde von der Reise. Abends ließ er seine Mannschaft sich aufstellen, die Gewehre laden, und still rückte die Kompagnie aus. Zwei oder drei Bauern dienten als Führer.

Der Marsch ging hinter Hecken und Buschwerk, bis die Nacht finster genug war, um die Truppen jedem spähenden Auge zu entziehen. Nur die Reiter blieben auf der Straße, für den Fall, daß sich der Feind durch ihre geringe Anzahl verlocken ließe. Nachdem man weite Haidestrecken durchschnitten, erreichte man endlich den Punkt, wo nach den eingezogenen Nachrichten die Chouans sich versammelten. Aber man fand niemanden hier. Er durchstreifte die ganze Gegend, sandte Kundschafter aus, — aber nicht die mindeste Spur vom Feind. So vergingen mehre Stunden unter ermüdendem Suchen oder noch ermüdenderem Halten mit Gewehr in Arm; endlich stellte der Kapitän Schildwachen aus und ließ seine Mannschaft ein wenig ruhen.

Gegen drei Uhr Morgens wachte Herkules plötzlich aus einem unruhigen Schlafe auf. Seine schnelle Reise, die wechselvollen Ereigniße der letzten Tage hielten seinen Geist noch immer in Aufregung. Er stand auf

und schritt langsam an seiner schlafenden Mannschaft auf und ab. Einiges Buschwerk trennte ihn von den Schildwachen. Er ward sich jetzt erst recht bewußt, wie nahe er seiner Heimat sey. Der Tag begann zu grauen. Allmälich wurden die beholzten Thäler und die Buchweizenfelder sichtbar, welche in ihm so viele Erinnerungen erweckten, so viele Schreckensscenen seiner Kindheit ihm vergegenwärtigten. Auch sonst hatte er und seine Kameraden auf der Haide geschlafen, aber für welch' ganz andere Sache, unter welcher Fahne! Welcher Zwiespalt in seinem Leben! Er zitterte fieberhaft, vielleicht vom Morgenfroste, nach so ermüdender Nacht.

Plötzlich glaubte er ein fernes leises Geräusch zu vernehmen, das ihn mit Argwohn erfüllte. Er arbeitete sich rasch durch das Dornengebüsch und sah etwa in Pistolenschußweite plötzlich ein Licht aufflammen und einen Vorposten lautlos niederstürzen. Dem Schuß folgten Lärmrufe und ein kurzes Gewehrfeuer der sich zusammenziehenden Posten. Im nächsten Augenblick erhob sich ein wildes Geheul, das den Kapitän selbst bestürzt machte. Die Chouans griffen an. Herkules, der durch einen besonders glücklichen Zufall die Gegend des unerwarteten Angriffs erkannt hatte, ließ seine Truppen Mann hinter Mann hastig an den Saum des Gebüsches sich hinziehen. Dort brachte er die scheinbar Fliehenden in Ordnung und in eine zur Vertheidigung günstige Stellung. Die Reiter, hinter einem vorspringenden Gehölz verborgen, hatten Befehl, bis auf weitere Ordre sich unbeweglich zu halten. So schützten sie das Detachement im Rücken und boten eine Reserve, von welcher der Feind vielleicht nichts wußte. Die Angreifer verfolgten die Blauröcke in ordnungslosem Geplänkel und unter fortwährendem Geschrei. Ihre Angriffsweise war in so fern gefährlich, als sie ohne alle Ordnung von allen Seiten herstürzten, hinter jedem Baume, jedem Strauch, jedem Stein versteckt feuerten, und so die bestdisciplinirte Truppe bald zwangen, die Reihen zu brechen und sich in ein Handgemenge einzulassen. Mann gegen Mann war aber der Vortheil auf Seite der Bauern, die kein Gepäck belästigte, die unermüdlich und des Terrains gewohnt waren. Nach allen Richtungen zerstreut, traf ihr wohl gezieltes Feuer von allen Punkten die Soldaten, die oft in's Blaue schießen mußten. Da sie von dem Kavalleriepiket keine Spur sahen und die Infanterie hinreichend in Unordnung gebracht zu haben glaubten, stürzten sie nun mit ihrem gewöhnlichen Geschrei in das freie Terrain heraus, das zwischen ihnen und den Blauröcken lag. Der Kampf wurde sehr heiß. Da ritten, auf Befehl des Kapitäns, die Husaren einzeln — weil dies ihre Anzahl zu verdoppeln schien — hinter dem Gehölz hervor und ihre Hilfe kam gerade recht, denn das aufgelöste Fußvolk war schon im Nachtheile. Mann focht gegen Mann. Herkules rief dem Quartiermeister einen Befehl zu, da wendet sich plötzlich ein Mann in einem Matrosenkittel und einer schwarzen Maske, der Alles vor sich niederhieb, um, springt auf den Kapitän und drückt ein Pistol auf ihn ab, das ihm den Ringkragen zerreißt. Herkules schwingt seinen Degen gegen den Mann, aber dieser, schnell wie der Blitz, kömmt ihm mit einem Säbelhieb zuvor, der jedoch glücklicherweise, da er zu nahe war, an der Schulter und dem Degengehänge abgleitet. Die beiden Kämpfer fallen einander in die Arme, der Kapitän biegt die Klinge des Gegners mit solcher Wuth an seinem eigenen Körper, daß sie ihm in der Hand zerbricht, der Stoß ist so heftig, daß beide wanken. Herkules ergreift den Augenblick, stürzt mit dem Feinde nieder, der seine Maske verliert, kniet ihm auf die Brust nieder und zieht sein Pistol aus dem Gürtel. Aber in dem Augenblicke erblickt er seines Gegners Antlitz, er erkennt seinen Vater.

»Keinen Pardon wenigstens!« sagte der Graf mit leiser Stimme und Schaum auf dem Munde.

Herkules wirft einen bestürzten Blick um sich, hebt den Säbelstumpf seines Vaters auf und reicht ihn ihm; aber der Greis, der sich rasch erhoben, sucht krampfhaft in seinem Kittel, zieht einen Dolch und zitternd, mit zurückgehaltener Wuth, zähneknirschend, ruft er ihm zu: »Willst Du mich zwingen, Dich zu ermorden? Geh'; denn Du versuchst mich! Wir treffen uns wieder!« Doch raffte er sich zusammen und kehrte langsamen Schrittes zu den Seinen zurück. Die Chouans zerstoben bereits nach allen Seiten.

»Schießt auf den Räuber!« schreit der Sergent, der in dem Augenblick seinem Kapitän zu Hilfe eilte und mit Staunen das Ende des Kampfes sah. »Schießt!«

»Haltet!« rief der Kapitän, ganz bleich, »niemand zucke!«

»Aber Kapitän, es ist die schwarze Maske.«

»Schweig, Unglücklicher; Du mußt sterben, wagst Du's zu schießen!« Und er schlug mit der Faust den Gewehrlauf des Soldaten nieder. Er merkte es kaum, wie unklug und seinen Soldaten unerklärlich die Worte waren.

»Der Kapitän ist einverstanden!« flüsterte der Sergent seiner Mannschaft zu. »Gerade die schwarze Maske sucht man.«

»Habt Ihr gehört, was sie sprechen, Sergent?« fragte ein Soldat, der für einen Spion galt.

»Einige Komplimente vielleicht, und dann gingen sie friedlich ihrer Wege.«

Die Husaren hatten die Chouans vollends auseinander gejagt und kehrten nun mit Verlust zweier Mann zurück. Ihr Angriff hatte das anfangs ungünstige Gefecht entschieden.

Als Herkules sich allein auf dem leichenbedeckten Schlachtfeld sah, den blutigen Degen in der Hand, ergriff ihn ein unüberwindlicher Schauder. Er sammelte schnell seine Kompagnie und brach an ihrer Spitze zum Rückmarsch nach dem Kantonnement auf. Sein finsteres Schweigen gab den Soldaten neuen Stoff zum Staunen. Das Abenteuer ging leise von Mund zu Mund. Die ältesten unter den Kriegern bezeugten, daß es »die schwarze Maske« war, mit dem der Kapitän gerungen. Sie kannten ihn schon von früheren Feldzügen her. Es war Sitte der Chouans, ihren Anführern einen Kriegsnamen zu beizulegen, der dann oft zu furchtbarem Rufe gelangte. Der, von dem hier die Rede, war einer der gefürchtetsten, sowohl wegen seiner ungemeinen Tapferkeit als wegen seiner wunderbar raschen Angriffe. Zwanzigmal hatte man schon Pläne entworfen ihn zu fangen: nie gelang es. Niemand hatte sein Antlitz gesehen und da der Phantasie folglich freies Spiel blieb, behaupteten einige sogar, es sey ein bourbonischer Prinz selbst.

Herkules marschirte gesenkten Hauptes voran. Er hatte seit Langem keine Nachrichten von seinem Vater erhalten und geglaubt, dieser lebe ruhig auf seinem Schlosse Lagrange; jetzt, da er vom Gegentheil überzeugt war, fragte er sich, warum er wieder zu den Waffen gegriffen. Sein Zittern, seine Gebärden verriethen die innere Aufregung.

Nach einem solchen Siege fand der Kapitän beim Kommandanten einen sehr verbindlichen Empfang, sey es, daß eine so glänzende That den Argwohn dieses Offiziers geschwächt hatte, sey es, daß der freundliche Empfang die wahren Gefühle nur verhüllen sollte. Herkules aber, noch ganz aufgeregt, benützte den Moment: »Mein Kommandant,« sagte er, »ich beschwöre Sie, übersetzen Sie mich, geben Sie mir einen ruhigeren Auftrag, ich bin nicht für diesen Krieg geschaffen. Ich bin in diesem Lande geboren und das Herz sinkt mir, wenn ich diese Bauern morden sehe. Ich sage es rein heraus, Sie werden meine Gründe zu würdigen wissen. Senden Sie mich an die Gränze!« — Der Offizier schien von diesen Vorstellungen gerührt: »Aber Sie wissen, ich habe so wenig Leute! Ich werde den Generaladjutanten fragen. Er ist angelangt!« — »Malseigne!« rief Herkules. — »Ja, Sie kennen ihn, Sie waren zugleich mit ihm auf der Schule. Er ist jung, steigt aber rasch.« — »Ein neuer Grund, mich wegzuwünschen,« fuhr Herkules fort. »Malseigne und ich treffen uns nicht gern. Legen Sie ihm meine Bitte vor, er wird gewiß meiner Meinung seyn.« — »Ich verstehe,« sagte der Kommandant lächelnd, »ich habe von den Vorgängen in der Schule gehört.« — »Und was macht er hier?« — »Das weiß man nicht genau. Ein wichtiger Auftrag . . . er hat volle Gewalt über alle Korps im Departement. Vielleicht soll er mit den Chouans unterhandeln. Das Alles soll mit Plänen der hohen Polizei in Verbindung stehen. Foucher steckt dahinter.« — Herkules lächelte verächtlich. »Sprechen Sie mit ihm von mir, da es schon seyn muß, aber entziehen Sie mich seinem Anblick. Mir liegt an keinem Avancement.«

Limoëlans Anwesenheit bei der Westarmee fachte in der That den Haß an, den Malseigne gegen ihn gefaßt hatte. Es war dem Generaladjutanten leicht, die ihm wohlbekannten Familiengeheimnisse Limoëlans und die Rolle, welche sein Vater in den Vendéerkriegen gespielt, zu Herkules' Nachtheil zu mißbrauchen. Er ließ sogar gegen die Offiziere des Generalstabs die Bemerkung fallen, daß er das tolle Unternehmen auf der Schule nur darum verrathen habe, weil er Beweise erlangt, daß Limoëlan insgeheim für die Bourbonen arbeitete. Bald wußte er auch um das verdächtige Zusammentreffen auf der Haide, auf welches auch die Rede fiel, als der Kommandant ihm Herkules' Bitte vortrug. Malseigne ertheilte dem Offizier seine Instruktionen und wählte diesen Zeitpunkt, um große Maßregeln zu entfalten, mit denen er, wie er sagte, beauftragt war und welche mit einem Schlage den Krieg, den eine furchtbare Machination auf dem linken Ufer der Loire entflammen wollte, ersticken konnten.

Andern Tages ließ der Kommandant Herkules rufen und sagte ihm, seine Bitte sey gewährt, es gelte nun den Lauf der Loire bei Varades und Ancenis zu bewachen. Da dort das Land vollkommen ruhig, sey dies ein Posten für ihn, er könne ganz nach Bequemlichkeit die schönen Landschaften abzeichnen. Ohne gerade ein böser Mensch zu seyn, suchte der Kommandant die hinterlistigen Motive dieser Entscheidung durch linkische Späße zu verbergen. Herkules entging seine gezwungene Miene nicht: der Kommandant war ein ganz anderer als er gestern gewesen und nahm vorzüglich, als er dem Kapitän glückliche Reise wünschte, all' seine Würde zusammen.

Herkules brach noch denselben Tag mit der Hälfte seiner Kompagnie auf. Dieser Auftrag, der ihn seinem Geburtsort näher brachte, war nicht geeignet, seine Aufregung zu besänftigen. Im Gegentheil, der Anblick dieser Gegenden vermehrte seine Verwirrung. Denselben Weg, den er jetzt marschirte, hatte er einst mit seinem Vater in der Vendéer-Armee gemacht. Dieser Kontrast ergriff ihn überall. Auch war er nicht ohne Besorgniß über seine jetzige Expedition und über den Schritt, den er bei seinen Chefs versucht. Er fürchtete, der Kommandant habe seine Bitte falsch verstanden und sie der Feigheit, die vor der Gefahr flieht, zugeschrieben. Andererseits bewiesen ihm alle Gerüchte, die er über die schwarze Maske sammelte, daß sein Vater thätiger als je an diesem wilden Krieg Theil nahm. Wer konnte ihm verbürgen, daß er ihm nicht noch einmal auf dem Schlachtfelde begegnen sollte! Würde er ihn noch einmal aus schrecklicher Gefahr retten können? Und was konnte er, bitter getäuscht in seinen patriotischen Träumereien, besseres thun als sich für seinen Vater opfern und so ihre unselige Trennung sühnen?

Unterwegs sah er oft in seiner Ordre nach, welche ihn anwies, an gewissen Punkten an der Loire zu halten. Diese Ordre weckte plötzlich seine Besorgniß; denn darin war gerade diese Gegend als der Hauptherd aufrührerischer Versuche bezeichnet. Dennoch war er auf die tiefe Bewegung nicht vorbereitet, die ihn am Abend des zweiten Tages ergriff, als er plötzlich in der Ferne dieser herrlichen Landschaften die ungeheure Eiche erblickte, welche dem der Gegend Kundigen die Lage des Schlosses Lagrange andeutete. Dies Schloß lag höchstens eine Viertelmeile jenseits des Stromes. Bei diesem Anblick pochte sein Herz so gewaltig, daß ihm der Athem stockte; er fühlte es, so nah diesen geliebten Oertlichkeiten würde er sich nicht überwinden können, sie noch ein letztesmal, wenn auch nur von Ferne, zu sehen. Auch schien ihm nichts leichter, da es ja von ihm abhing, zwischen Varades und Ancenis zu halten, wo er wollte. Da sein Vater am diesseitigen Ufer weit von hier kämpfte, so lief er keine Gefahr, mit ihm zusammenzutreffen. Er kommandirte daher eine halbe Stunde von Varades bei einigen zerstreuten Häusern Halt, gerade dem Schlosse Lagrange gegenüber. Der Weg dahin war ihm so wohl bekannt. Die Umgegend war, nach den Aussagen aller Landleute, die er befragte, schon seit lange her ruhig. Also hatte er doch nur, wie man ihm versprochen, einen Beobachtungsposten in einem fernen Winkel des Kriegsschauplatzes erhalten. Nachdem er die nöthigen Anstalten für den Aufenthalt getroffen, überlegte er, wie er seine Sehnsucht befriedigen könnte. Es handelte sich um nichts Geringeres, als seinen Posten zu verlassen und dies war allerdings eine bedenkliche Sache. Aber konnte er sich nicht darauf berufen, er sey zu entfernt von seinen Chefs gewesen,

um ihre Erlaubniß anzusuchen, die man ihm sicher nicht verweigert hätte? Übrigens genügte ihm ja ein Tag der Abwesenheit und während dieser kurzen Zeit konnte sein Lieutenant ihn recht gut ersetzen. Einige Stunden, nachdem die Truppe Halt gemacht, kam ein Soldat, derselbe, welcher auf der Haide den Sergenten ausgefragt und für einen Spion galt, als Nachzügler der Kompagnie nach. Er brachte neue Nachrichten aus Chateaubriant: den Morgen, sagte er, hatte es einige Schaemützel gegeben und ein Chouanenhäuptling, der wohl die schwarze Maske seyn konnte, war gefangen worden. Die Soldaten klatschten bei der Nachricht vor Freude in die Hände. Herkules glaubte, sein Vater sey gefangen und schwankte nun nicht mehr in seinem Vorsatze, nach Lagrange zu gehen.

Denselben Abend rief er seinen Lieutenant, übergab ihm das Kommando und theilte ihm halb und halb sein Vorhaben mit, beifügend, er bedürfe dazu blos einen Tag. Eine Stunde später, bei Einbruch der Nacht, setzte er auf einem kleinen Nachen über die Loire. Der Fährmann wies ihm mehre Stellen, welche im großen Kriege durch den Übergang der Vendéer berühmt geworden. Der Offizier antwortete nur einsylbig oder durch Nicken. »Ihr schlugt Euch also wohl auch gegen die Räuber?« fragte der Fährmann. — »Nein, ich war noch sehr jung und diente mit ihnen.« Der Fährmann sah verwundert den Vendéer an, der die Offiziersuniform der Blauröcke trug. Herkules eilte rasch weiter, denn die Nacht brach ein und er hatte noch eine Viertelmeile auf schwierigen Pfaden zu wandern. Aber er kannte sie noch alle. Je weiter er in seinem raschen Marsche kam, desto heftiger ward seine Aufregung. Bald seufzte er, bald schrie er auf vor Freude. Es waren ja lauter wohlbekannte Gegenstände, an denen er vorbeikam. Hier die stumpfe Ruine einer Windmühle, die auf einem Hügel aufragte wie ein einsamer Thurm; weiterhin die geschwärzten Mauerreste eines niedergebrannten Bauernhofs — Alles verrieth, daß hier die höllischen Kolonnen mit Feuer und Schwert gewüthet. Seine Aufregung wuchs mit jedem Schritt, seine Augen standen voll Thränen und an den Feldmarken setzte er leichten Fußes über die Zäune, die zu überspringen er sich in seiner Jugend so viel geübt hatte. Endlich erblickte er den alten großen Thurm von Beaulieu, der schwarz von dem blaßen Azur des Himmels abstand: der Mond erhellte die Landschaft und warf einen Lichtstreifen über das weite Profil der Wälle. Herkules hält einige Minuten an, um Athem zu schöpfen: er erkennt sogar die Kräuter und Sträucher, die oben auf dem Thurme wuchern. Wie oft kletterte er als Knabe da hinauf, um Vogelnester zu suchen. Trunkenen Blickes verfolgt er die Umrisse dieser alten Mauern, was ihm davon verborgen ist, weiß ihm die Erinnerung zu ersetzen. Hinter diesen Zinnen liegt in Trümmern ein kleines Meiereigebäude; eine eingestürzte Mauer verräth ihm noch die alte Altane, wo Küchenkräuter gepflanzt waren, und jenes steinerne Schilderhäuschen verdeckt und vertheidigt den Eingang zu den unterirdischen Gewölben. Endlich erspäht sein aufmerksamer Blick auch den kleinen Hohlweg, der in die Burg führt, das gothische Thor, das jetzt, offen und geschleift, nur noch den Trümmern eines Triumphbogens gleicht.

Im selben Augenblick fällt ihm ein glänzender Punkt an seiner Seite auf: er blickt hin und erkennt mit Schrecken Quaste und Stichblatt seines Degens, vom Monde bestrahlt. Wie leicht konnten ihn diese, wie leicht seine glänzende Uniform hier in der offenen Gegend verrathen. Rasch setzt er seinen Weg fort. Er will nichts sehen als das Schieferdach von Lagrange und die alte Kapelle in der Schloßecke, welche allein von den Bränden von 93 verschont geblieben, nur das Blachfeld, das ehedem Garten gewesen und wo noch aus seiner Zeit einige Weinstöcke und Feldblumen übrig geblieben waren. Auch Langevins Häuschen wollte er schauen, weiter nichts. So sich selbst versprechend, jeder Sehnsucht, die ihn vorwärts triebe, zu widerstehen, schreitet er bald weiter, bald hält er wieder inne, lauschend, ob er nicht wo ein Geräusch höre; jetzt ist er bei der alten Burg, jetzt schreitet er, vorsichtig auf die Steine tretend, über das Flüßchen und steigt den Weg hinan, der um den alten Thurm herumführt. Da fesselt ein schwaches Licht seinen Schritt, bebend vor Freude, Furcht, Neugier steht er still: es ist das Haus Langevins, von dem er nur noch zwanzig Schritt ferne ist. Der Mond bescheint das Dach der Hütte, läßt aber die schmale Façade, aus welcher das schwache Licht schimmert, im Schatten. Seine Besorgniß kämpft mit der Sehnsucht, hinzueilen und Langevin zu umarmen. Er wagt's nicht zu athmen. Da überfällt ihn neues Beben; ein Hund knurrt, bellt: das ist der alte Sultan, seines Vaters Hund. Im Dunkel geht die Thüre Langevins auf, Herkules versteckt sich lautlos, so gut er kann, hinter einem Gesträuch. Langevin tritt heraus, bleibt eine Weile regungslos im Schatten stehen, dann, geführt von dem munter kläffenden Hunde, geht er, das Gewehr in der Hand, einige Schritte näher und ruft, wer da sey? Herkules sieht, wie der brave Mensch auf ihn anlegt, springt auf und eilt ihm entgegen: »Halt ein, Langevin, ich bin's!«

Bei diesem Ausrufe bleibt Langevin starr stehen, ohne das Gewehr zu senken, wie festgebannt von Schrecken und Staunen. Mit zwei Sätzen ist Herkules bei ihm und faßt ihn in seine Arme.

»Sie sind's, Monsieur Herkules? Oder ist's eine böse Erscheinung, die mich foppt?« Und zugleich machte er mehremale das Zeichen des Kreuzes. »So wahr ich Langevin heiße, ich hätte Sie getödtet.«

»Ist mein Vater in Lagrange?« fragte Herkules. — »Auf keinen Fall weit.« — »Aber man sagt er sey gefangen.« — »Glauben Sie das nicht. Aber« — und er senkte sein Gewehr und sprach bewegt — »aber das ist gleichviel, sehen Sie, Sie sind immer verloren. Kommen Sie schnell zu mir und sperren wir zu; hier ist keine Sicherheit für Sie.« — »Ich weiß es,« sagte Herkules. — »Also kommen Sie.«

Und Langevin zog ihn vorsichtig in seine Hütte. Als sie darin waren, blickte der Schloßwart beim Kerzenlicht auf die Uniform des Kapitäns. »Ist's also doch wahr, daß Sie den Rock der Republik anzogen? Wir wissen es hier. Sie sind der Sohn unseres Herrn, aber unter unsern Leuten ist zur Stunde keiner, der nicht auf Sie schöße, wie auf einen Hasen, und Ihr Vater wäre der erste, besonders jetzt!« — »Besonders jetzt? Was geht hier vor?« — »Was vorgeht? Sehen Sie, eh' viel Zeit verrinnt, wird Blut fließen und das

ganze Land in Flammen stehen, wie damals im großen Kriege. Man sagt mir nichts, aber ich habe Augen. Ich sage Ihnen das nur zu Ihrem Besten. Weh' Ihnen, wenn man Sie träfe. Tag und Nacht gehen und kommen die Leute, immer bewaffnet. Jedermann hat zur Flinte gegriffen. Auch Fremde sind aufgetreten, die niemand kennt. Der Teufel selbst mengt sich drein. Ich sah Dinge, die nicht in der Ordnung sind, und ich träumte nicht!« — »Und bist Du sicher, daß meinem Vater nichts begegnet ist?« — »Ruhen Sie doch aus, Monsieur Herkules,« fuhr Langevin fort, in seiner Verwirrung einen Schämel vorschiebend, »Sie bedürfen Speise und Trank, und ich dachte nicht daran! Ich verliere den Kopf.« — »Ich habe weder Hunger noch Durst. Aber was sahst Du so Schreckliches?« — Langevin ging sich zu überzeugen, ob die Thüre auch fest verriegelt sey. »Schreckliche Dinge,« flüsterte er, »und doch hab' ich auch im Kriege gelebt, wie Sie wissen; aber ich sah sie mit meinen eigenen Augen. Sie kennen den kleinen Pfad, der über's Feld zu den Wallgräben geht; Sie müßten ihn von hier sehen, wenn's hell wäre. Auf dem sehe ich des Abends oft Leute ziehen, ganz lautlos, wie Seelen aus dem Fegefeuer. Anderemale tauchen diese Wesen aus dem großen Kellerloch auf und an gewissen Tagen könnten Sie sogar ein Gekrach wie einen Donnerschlag hören und dann einen Lichtstreifen aus dem großen Thurm aufsteigen sehen.« — »Das wird ein Flintenschuß seyn,« sagte Herkules. — »Nein, nein, ich weiß was ich rede.« Herkules kannte die furchtsame Natur Langevins, hätte aber dennoch die Wahrheit gern ergründet. Es mochte in der That viel für ihn zu befürchten seyn.

»Gott weiß,« schluchzte der Schloßwart, »Gott weiß, wie sehr mich's freut, Sie zu sehen, Monsieur Herkules, und doch wünschte ich Sie wären weit weg von hier.« Und dann sprang er geschäftig auf, schlichtete die Feuerbrände zurecht, schürte das dürre Haidekraut an, das er in den Ofen gelegt, und setzte einige Uiberbleibsel auf den Tisch. — »Es ist wahr,« sagte Herkules und erhob sich, »ich könnte Dich blosstellen; ich will zurückkehren.« — »Sie thun mir Unrecht, Monsieur Herkules. Ich habe Sie schon einmal gerettet, ich werde Sie zum zweitenmal retten. Sie kennen Langevin, er stürzt sich für Sie in's Feuer. Auch muß ich Sie zurückführen; gerade in dieser Stunde würden Sie große Gefahr laufen. Ein Wunder ist's, daß Sie in keinen Hinterhalt fielen. Sie bleiben hier so lange Sie wollen und schlafen in meinem Bett. Ich bringe die Nacht im Herdwinkel zu.«

Wie nachdrücklich sich der Kapitän auch dessen weigern mochte, er mußte sich fügen. Er warf sich daher auf's Bett des Schloßwarts.

»Ja,« sagte Langevin, seine Anstalten treffend, »man glaubt, Lagrange sey leer; und doch gibt's dort überall Augen und Ohren. Pochen Sie an die Thüre, der Herr Graf ist abwesend. Und doch sehen Sie immerwährend Leute kommen und gehen. Ich sage Ihnen davon vielleicht schon zu viel und weiß wohl auch nicht Alles; aber der Teufel hat seine Hand im Spiel. Ich hab's schon immer gesagt, diese altersschwarze Burg Beaulieu ist ein böser Nachbar für Lagrange.«

Er sprach noch, als der Kapitän von den Mühsalen des Tages ermüdet, schon in tiefen Schlaf versunken war. Langevin zündete seine Pfeife an, löschte die Lampe aus, kauerte sich in den Herdwinkel nieder und schlief auch bald ein.

Es war noch dunkle Nacht, als Herkules aus dem Schlafe barsch aufgerüttelt wurde. Vor ihm stand Langevin. »Monsieur Herkules! schnell, stehen Sie auf!« — »Es ist ja noch nicht Tag.« — »Thut mir leid, Sie so früh wecken zu müssen, aber die Zeit drängt, wir dürfen uns nicht der Gefahr aussetzen.« — Herkules bemerkte Langevins Angst und sprang vom Bett. »Gut, Freund, ich mache mich auf den Weg.« — »Um Himmelswillen,« rief Langevin und stürzte sich auf den Kapitän, »mucksen Sie nicht! Gott weiß was Ihnen begegnen könnte. Verlassen Sie mich nicht. Ich will Sie an einen sichern Ort bringen, denn hier können Sie nicht länger bleiben. Welch' Glück, daß ich erwacht bin. Sehen Sie dort das Licht in dem kleinen Fenster von Lagrange?« — »Und?« — »Jedesmal, wenn sich dort das Licht zeigt, geschieht eine Teufelei. Schatten kommen und verschwinden. Gott behüte mich, Böses davon zu reden. Aber wir haben keine Zeit zu plaudern. Der Herr Graf wird bald in eigner Person die Runde hier machen.« — »Und was soll ich thun?« — »Sie sind tapfer, das steckt in der Familie, aber ich will Sie an einen Ort verstecken, wo der Teufel selbst Sie nicht suchen würde, wenn er nicht schon dort ist.« — »In Beaulieu?« sagte Herkules lachend. — »Ja, und auf einem Wege, den vielleicht ich allein kenne. Unser selige Pfarrer schleppte mich immer den Weg, wenn er in den alten Papieren der ehemaligen Burgherren herumstöbern wollte. Mit Respekt, es sind einige da begraben.« — »Ich erinnere mich, daß die erste Thurmtreppe vergittert ist und daß ich als Kind oft darüber in Wuth gerieth, daß ich nicht hinein konnte.« — »Die Gitter sind längst schon offen. Ich hab's bemerkt, als ich einmal Sultan verfolgte, der bellend dorthin lief, was kein gutes Zeichen ist. Sind Sie bereit?« Und dies sagend, nahm Langevin eine Laterne in die Hand und steckte schnell ein Feuerzeug in die Tasche. »Größerer Vorsicht halber gehen wir da hinaus, der Weg ist heimlicher.« Er öffnete ein Fenster, das zwei Schuh hoch über der Erde hinter's Haus führte und durch welches sie in einen kleinen umzäunten Gemüsegarten sprangen.

Der Tag graute noch kaum. Erst nach und nach wurden Schloß, Felder, Hügel sichtbar, von Morgennebeln umhüllt. Herkules ließ seine Blicke entzückt rings umherschweifen, während Langevin, der voranschritt, ihn leise zur Eile spornte. Sie mußten, um Beaulieu zu erreichen, über ein offenes Feld gehen; doch schlich Langevin aus Vorsicht hinter Hecken fort. Mit kindischer Freude betrachtete der Kapitän die Gegenstände rings umher, an die sich seine frühesten Erinnerungen knüpften: hier einige Mauertrümmer, die er oft im Sturm erstiegen, die großen Steine, die ihm als Stufen gedient, lagen noch an derselben Stelle, nur etwas mehr mit Moos und wilden Gräsern bewachsen. Langevin mußte ihn jeden Augenblick antreiben und zur Vorsicht ermahnen. So kamen sie an ein halb unter der Erde verstecktes, von Gestrüpp versperrtes Ausfallsthor. Langevin bog mit der Hand den staubigen Epheu bei Seite, der den Eingang verwehrte, und schlüpfte mühsam hinein.

Als sie darin waren, sahen sie ein Lichtloch über ihren Köpfen. »Sehen Sie,« sagte Langevin, »dieser Gang scheint nur auf die Altane hinauf zu führen. Deshalb sind auch die Blauröcke zur Zeit des großen Krieges nie hineingedrungen. Aber Sie werden sehen.« Er schlug Feuer, zündete die Laterne an und stieg einige zerbrochene Stufen hinab. Sie kamen vor ein dichtes Gitter. Langevin hob einen Stein weg, der das rostige in der Mauer befestigte Schloß verdeckte, gab dem Gitter einen kräftigen Stoß und es ging geräuschlos auf. Durch dieses kamen sie auf eine endlos sich windende Treppe, wo nicht mehr als ein Mann Platz hatte, und auch der mußte noch vorsichtig gehen, um sich nicht den Kopf an den Wänden zu zerstoßen. Die Treppe lief in einen schmalen Gang aus.

Langevin kam der erste kriechend hinab. »Da sind wir,« sagte er, »in der Dicke der Mauern. Die Soldaten der alten Zeiten krochen doch überallhin, um die Mauern zu vertheidigen.« Während er so sprach, wäre ihm beinahe das Laternenlicht ausgelöscht. Eine häßliche Schaar aufgescheuchter Fledermäuse flatterte so nahe, daß sie ihnen fast das Gesicht streifte. Herkules bebte. »Fürchten Sie sich noch immer vor Fledermäusen?« fragte Langevin lächelnd. »Wissen Sie noch, wie ich eine über'm Thor aufnagelte und Sie nicht drunter gehen wollten?« Sie bogen nun in einen hochgewölbten, viereckigen Saal ein, dessen Mauern voll grober, seltsamer Kohlenzeichnungen waren. »Hierher wurden,« sagte Langevin, die Laterne emporhaltend, »die Gefangenen gethan. Sehen Sie noch da an der Wölbung zwei Haken? Daran wurden sie aufgehängt und blieben da ihren Gefährten zum Exempel mitten unter diesen hängen. Eine angenehme Gesellschaft für die Lebenden. Zu den armen Leuten drang kein Licht als von da oben durch ein Gitterloch in der Thüre, die noch dazu durch Erde verdeckt war. Hier kann ich Sie lassen, oder wollen Sie lieber ein minder dunkles Versteck? Ich weiß eines, hier ganz nahe.« Sie kamen in einen zweiten Gang, der etwas bergab ging und in eine ehemalige Wachtstube führte. »Hier wenigstens haben Sie's heller. Jedenfalls lasse ich Ihnen meine Laterne. Suchen wird man Sie da gewiß nicht.« — »Aber,« sagte Herkules lächelnd, »wovon soll ich hier leben?« — »In zwei Stunden bin ich wieder da und hole Sie entweder aus dem Versteck oder bringe Ihnen etwas zu essen. Ich habe jetzt nur Sie im Kopf, und sind wir so glücklich durchzuschlüpfen, so geleite ich Sie bis Saint Florent.« Und mit wehmüthiger Herzlichkeit reichte er dem Kapitän die Hand. »Aber Sie werden sich langweilen,« fiel er ein, um seine Rührung zu unterdrücken. — »Sonderbar,« sagte Herkules, die Augen zu der hohen Wölbung aufschlagend, »sonderbar, daß ich im eigenen Besitzthum ein Gefangener bin. Ich werde versuchen, mir die Zeit nach Kräften zu verkürzen.«

Zugleich zog er einen kleinen Band aus der Tasche. Langevin ging und wollte nicht dulden, daß der Kapitän ihm leuchte. Herkules hörte noch lange seine unsicheren Schritte aus den dunklen Gängen widerhallen. Als es endlich still ward in dieser unheimlichen Stätte, überkam ihn eine Bangigkeit, über die er selbst lächeln mußte. Herkules hatte die Romane der damaligen Zeit gelesen und seine Lage hatte Aehnlichkeit mit den geheimnißvollen Scenen, welche die englische Literatur in Frankreich in Mode gebracht hatte. Er kannte in den gesammten Werken der Anna Radcliff keine ödere, tiefere, schauerlichere Burg, als dies alte Schloß Beaulieu, das ihn in seiner Kindheit so wunderbar angezogen. Aber jetzt griff er das Richtige der romantischen Träumereien mit Händen. Was fand er in diesen Mauern Furchtbares? Staub und Nachtvögel. Selbst die Mahnung historischer Erinnerungen war erblaßt, und der mittelalterliche Bau, in welchem so viel tapfere Recken gewohnt hatten, war nichts als eine unnütze Ruine, blos gut, um Kindern Furcht einzujagen. Auch seine jetzige Lage begann er ziemlich lächerlich zu finden. Er lag, ohne Grund vielleicht, in einem unterirdischen Gewölbe verborgen, hatte einen ganzen Tag voll Langeweile vor sich und bereute, der Furcht Langevins, den er doch als einen Poltron kannte, so schnell nachgegeben zu haben. Am meisten aber fürchtete er, zu lange von seinem Posten wegzubleiben. Diese ernste Unruhe wuchs von Minute zu Minute, so daß er sich endlich vornahm, die Burg, wenn er könnte, zu verlassen, und sich schleunigst auf den Weg zu machen. Langevin könnte er ja dann durch den ersten besten Bauer, dem er begegnete, davon Nachricht geben. Diese Gedanken arbeiteten wirr in seinem Kopfe. Mechanisch hatte er sich einem Schießloch genähert, von wo sein Blick einen kleinen Theil des umliegenden Landes umfaßte. Die ersten Strahlen der Sonne glitten über diese schönen Fluren. Ein Landmann, sein Arbeitsgeräth auf der Schulter, schritt ein Ginsterfeld entlang. Herkules erkannte die schönen Landschaften, die ihm so werthe Erinnerungen bargen. Der Himmel war rein, das lichtvolle Bild, eingerahmt in die Steine der Schießscharte, stach grell gegen das tiefe Dunkel ab, in welchem Herkules weilte. Einige Augenblicke stand er da vor diesem Schauspiele, in tausend verworrene Träumereien versunken.

Unterdeß war Langevin glücklich wieder in seine Hütte gelangt und ging zwei- oder dreimal spähend um sein Gehäge herum. Ihm schien's als bemerkte er einige Bewegung in Schloß Lagrange, weßhalb er's für klug erachtete, eine Zeitlang in seinem Häuschen zu verweilen. Aber da er nach einigem Warten nichts sah, so dachte er, das Schloß sey doch verlassen und schritt dahin, wie um seine gewöhnliche Runde zu machen. Wirklich herrschte die größte Stille darin. Alles war verschlossen. Er faßte also Hoffnung, den Kapitän auf geheimen Wegen sogleich zurückzuführen. Er nahm seine Kürbisflasche, ein Stück Brot und schlich vorsichtig wieder zum Ausfallsthor. Hastig eilt er hinab, ruft schon von weitem leise den Namen des Kapitäns, aber nur das Echo antwortet ihm. Er geht immer weiter, ruft, horcht, schon ist er der Stelle nahe, wo er den Kapitän verlassen, und doch hört er immer noch nichts. Er wird unruhig, schlägt Feuer, eilt mit dem Licht in die Wachtstube, in das gewölbte Gefängniß ... Herkules war nirgends. Nur das Buch, das er zuletzt in seinen Händen gesehen, fand der Schloßwart auf der Erde liegen. Es bedurfte nicht so viel, ihm Schrecken einzujagen. Den Namen des Kapitäns rufend, lief er davon. So kam er wieder zum Ausfallsthor, fest überzeugt, der junge Mann sey das Opfer irgend einer Hexerei geworden, eines geheimnißvollen Attentats und er müsse

ihn in den Eingeweiden der alten Burg suchen. Kaum draußen, brach er in Thränen aus und lief, aller Vorsicht vergessend, spornstreichs nach Hause. Er wollte, wen er träfe, um Beistand anrufen. Vor seinem Häuschen angelangt, stand er plötzlich Aug' in Aug' mit einem Infanteristen, der das Gewehr geschultert, an die Thüre pochte. Langevin, außer sich, war in Gedanken schon todt, aber der Soldat trat ihm lustig und offenherzig entgegen. »Hat nicht unser Kapitän, der Bürger Herkules Limoëlan, hier Halt gemacht?« Langevin wollte aus Gewohnheit Nein sagen, aber da fiel's ihm ein, hier biete sich eine unerwartete Hilfe für seinen Herrn, und er sagte weinend: »Ach ja, aber eben, da wir hier sprechen, ist er vielleicht schon todt. Wollt Ihr Eurem Kapitän helfen, so ist keine Zeit zu verlieren.« — Der Soldat frägt weiter und Langevin, fast sprachlos, weist nach dem Thurm und dem Weg, der zu den Wallgräben führt. — »Wartet!« rief der Soldat feurig. Er sprang über die Hecke und erschien gleich darauf wieder mit einigen Kameraden, welche da in Hinterhalt gelegen zu haben schienen. Diese eilten schweigend und aufmerksam nach dem Thurm, Langevin unter fortwährenden Seufzern voran.

Sehen wir nun was aus Herkules geworden, dessen Unruhe mit dem langen Ausbleiben Langevins wuchs. Er suchte mit seiner brennenden Laterne einen Ausgang, wäre es auch nur, um die Langeweile zu vertreiben. Er stieg zuerst wieder den Gang hinan, der stellenweise durch die Schießscharten erhellt war, und kam bald an den Eingang des Kerkers. Er erkannte diesen an den groben Zeichnungen, welche die Mauern bedeckten und wahrscheinlich aus einer sehr fernen Zeit stammten. Um auf den Boden des Saales zu gelangen, mußte man eine geländerlose Treppe hinabsteigen, die im Winkel des Gemaches einen Bug machte, augenscheinlich zur Vorsicht gegen empörte Gefangene. Unten auf dem staubigen Boden angekommen, der wahrscheinlich viele Gerippe barg und wo seine Laterne nur einen düsteren Schein verbreitete, bebte er unwillkürlich zusammen. Seine leicht erregbare Einbildungskraft zauberte ihm unzählige Schreckbilder vor. Doch überwand er das Zittern und lachend über die Verirrung seiner Gedanken hob er die Laterne höher, um die Zeichnungen an den Wänden näher zu betrachten. Es waren plumpe, häßliche, verzerrte Gesichter, dazwischen Inschriften, deren eine, die alle Spuren hohen Alterthums trug, Herkules löste. Sie besagte ungefähr:

> Die Zeit sie kommt, wenn auch erst spät,
> Wo hier mein Rächer aufersteht,
> Wo sich, Verräther, Deiner Enkel Wuth
> Zerfleischend kehrt gen's eig'ne Blut.
>
> Jean de la Chastre.
> Von den Leuten Monsieurs de Roquebrune.

Herkules erschrak über die Beziehung, welche ein unruhiger Geist wie der seine zwischen dieser Prophezeiung und dem gegenwärtigen Zustand seiner Familie auffinden konnte. Bald aber nahm eine andere, weit neuere Inschrift seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

> Freiheit, Gleichheit oder Tod!
> Es lebe die eine und untheilbare Republik!
>
> Frijac.
> Vom Bataillon de Tarn et Garonne.

Der Kapitän konnte einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken, der unheimlich in den Wölbungen wiederhallte. Da stand der klare Beweis, daß die Soldaten der Republik, was auch Langevin dagegen behaupten mochte, bis in die Tiefen der Burg gedrungen waren. Aber wann? im Beginn des Krieges? oder erst vor Kurzem? Als Sieger und Plünderer? Oder war der Verfasser dieser Inschrift so wie der frühere hier gefangen gewesen und in dem schrecklichen Kerker umgekommen? Mit diesen Vermuthungen beschäftigt, fühlte er plötzlich einen harten Körper, der sich unter einem falschen Tritte seines Fußes aufrichtete; er hielt seine Laterne hinab und erkannte mit Abscheu menschliche Gebeine, mit denen der Boden besäet war. Der Ort erfüllte ihn mit Grausen. Eiligst stieg er die Treppe wieder hinauf und entdeckte nun gerade vor sich neben der Thüre, durch welche er eingetreten, eine zweite Thür, die mit Eisen beschlagen und mit einem Balken verriegelt war. Dieser Balken schien zu beiden Seiten in der Mauer zu stecken und erinnerte an die alte Vendéer Sitte die Thore zu verrammeln. Er schob den Balken in die eine Mauerseite, wo er ganz verschwand. Die Thür gab nach, er blickte hinein und sah abermals eine Wendeltreppe. In der Hoffnung hier den gesuchten Ausgang zu finden, und da er eben nichts besseres zu thun hatte, als diese Ruine zu durchforschen, wagte er sich, nachdem er zuvor dafür gesorgt, daß die Thüre nicht zugehe, auf die dunkle Treppe. Er zählte siebenundfünfzig Stufen und spürte an der Feuchtigkeit der Stelle, daß er tief unter der Erde war.

Ein langer Gang öffnete sich vor ihm; er schwankte anfangs, ob er ihn verfolgen sollte, umsomehr als er sah, daß dieser sich weiterhin mehrfach theilte, und als er fürchten mußte, sich in dieser Finsterniß zu verirren. Endlich aber siegte die Neugier, er machte sich Zeichen an der Treppe sowohl als an den verschiedenen Kreuzgängen und wagte sich dann auf gut Glück in einen der Gänge, wo er mit der Hand an der Mauer so rasch es ging forttappte. Bald schien es ihm, als ob seine Augen von der Finsterniß ermüdet der Spielball irgend einer Täuschung würden, denn in der Ferne sah er einen hellen Punkt flimmern. Da dieser Schimmer vielleicht ein Widerschein von seiner Lampe seyn konnte, so verbarg er diese hinter sich. Nur um so klarer sah er aber nun einen dunkelrothen Schein gleich dem Licht einer Zuglampe. Er hatte schon Lust, aus Furcht vielleicht auf einige Arbeitsleute aus dem Schlosse zu treffen, umzukehren, folgte aber dennoch einem unwiderstehlichen Drange und tappte geräuschlos über diesen feuchten Kellerboden weiter. Als er weiter kam, änderte er auch seine Muthmaßung, denn gewiß war es etwas sehr Ungewöhnliches, zu solcher Stunde in diesen Jahrhunderte alten, von schauerlichen Sagen bewachten Trümmern menschliche Wesen zu treffen. Erst jetzt dachte er daran, daß er nicht ganz waffenlos war und freute sich seinen Säbel behalten zu haben, den er auf diesem finsteren Spaziergange schon hundertmal verwünscht hatte. Am Ende des Ganges sah er eine schmale Oeffnung, augenscheinlich erst ganz frisch in die Mauer gebrochen. Das Licht, das er vordem gesehen, kam von einer Lampe, die auf der andern Seite dieser Mauerbresche, gleichsam um diesen Durchgang zu bezeichnen, hing, und diese

Lampe, an Gestalt jenen ganz gleich, welche die Vendéer Bauern unter den Kaminmantel hängen, überzeugte den Kapitän, daß diese Keller nicht so verlassen waren als man glaubte. Er steckte den Kopf durch die Oeffnung und sah abermals nichts als Finsternisse. Noch überlegend was er nun thun sollte, kam's ihm plötzlich vor als hörte er menschliche Stimmen. Er horchte: es war keine Täuschung. Er stellte seine Laterne nieder und schwang sich rasch durch die Oeffnung auf die andere Seite der Mauer, wo er sich platt auf die Hände legte, sowohl um nicht so leicht entdeckt zu werden als um besser zu sehen und zu hören. Er vernahm nun auch deutlicher die Laute, welche ihm von den Reden und Gegenreden einer sehr zahlreichen Versammlung zu kommen schienen.

Ehe er sich noch von dieser Uiberraschung erholt, fing er an, auf allen Vieren längs der Mauer fortzukriechen, bis ihn plötzlich ein neuer Lichtschein aufhielt. Dieser kam von einem Lichte, das ein Mann trug und an dem er mehre andere anzuzünden schien. Herkules unterschied nun allmälich zwischen den massenhaften Pfeilern mehre gruppenweise stehende Männer, die sich mit leiser Stimme unterhielten. Zugleich fühlte er sich von einer frischeren Luft angeweht, woraus er schloß, daß der Raum, in dem er sich befand, sehr weitläufig sey; doch konnte er weder die Wände noch Größenverhältnisse desselben genau ersehen. Endlich zuckte er heftig und legte die Hand rasch an den Degengriff: er hatte bemerkt, daß die Männer bis an die Zähne bewaffnet waren.

Jetzt gerieth die seltsame Versammlung, die an Zahl immer zu wachsen schien, in Bewegung und eine Stimme übertönte die übrigen. Leider war die Wölbung so hoch und die Stimme verklang so sehr im Wiederhall, daß der Kapitän nichts verstehen konnte. Die Eindrücke waren bisher so lebhaft und rasch auf ihn eingedrungen, daß er gar nicht zum Nachdenken darüber hatte kommen können; erst jetzt beim Anblicke dieser Scene, die er für keine Sinnestäuschung halten konnte, und da er sich auf dem Punkte sah, unter diese verdächtigen Gestalten zu gerathen, warf er sich die Frage auf, was er nun thun solle. Obwohl sein Geist durch Philosophie und exakte Studien gegen die Schwachheiten seiner lebhaften Einbildungskraft gestählt war, erwachten doch die Erinnerungen aus seiner Kindheit bei diesem Schauspiel lebendig in ihm und setzten ihn in Verwirrung. Indeß behielt seine Vernunft die Oberhand und er besann sich rasch, wie oft ganz natürliche Ursachen den Aberglauben des Volkes wecken. Er gedachte der Räuber, welche von den Bürgerkriegen begünstigt, gewisse Gegenden des westlichen Frankreichs verheerten, er gedachte der Falschmünzerversammlungen, von denen er so viele Erzählungen gelesen und welche gerne dergleichen Orte zu ihren Werkstätten wählten. Er griff in den Gürtel, nach den Pistolen, die er in diesem Kriege stets trug; aber er hatte sie auf dem Bettkissen Langevins vergessen; es blieb ihm nur sein Säbel und ein Dolch, den er unter der Uniform trug und nie von sich that: derselbe Dolch, den sein Vater an jenem Morgen auf der Haide ihm vor die Füße geworfen. Mehr Waffen bedurfte er nicht, um jeder Gefahr fest entgegen zu treten.

Die Männer, anfangs in Gruppen zerstreut, schienen nun auf einen Punkt zusammengetreten zu seyn; tiefe Stille herrschte und diese Andacht konnte an die geheimen Versammlungen jener wilden Religionsschwärmer erinnern, die in den englischen Revolutionen eine so große Rolle gespielt. Bald erhob sich dieselbe Stimme, aber der Kapitän vernahm nichts als im Echo verhallende Laute. Indeß, entschlossen das Geheimniß zu durchdringen, schlich er kühn hinter einen Pfeiler, dessen Schatten die Finsterniß auf seiner Seite noch dichter machte. Ermuthigt durch das geräuschlose Gelingen dieser Bewegung schlüpfte der Kapitän von Pfeiler zu Pfeiler der Versammlung so nahe als er nur konnte. Er hielt den Athem zurück, lauschte und fuhr plötzlich bei einer der Stimmen, die er hörte, zusammen. Die Seltsamkeit des Schauspiels hinderte ihn den Sinn der Worte zu verstehen, die in seinen Ohren verhallten, gleich wie im Theater der Prunk der Dekorationen und des Kostüms die Aufmerksamkeit des Zuschauers ablenkt. Aber jetzt erreichte plötzlich seine Uiberraschung, sein Schrecken den Gipfel: er erkannte die Hauptperson dieser Scene, deren Anordnung er nun klar vor sich sah.

Auf einer Erhöhung stand eine lange Tafel, an der drei Männer saßen. Rings um sie standen oder saßen etwa zwanzig andere Männer in mannigfaltiger Bauern- und Matrosentracht. Ihre Waffen blitzten in dem röthlichen Widerstrahl der über ihnen hängenden Lampen. Einer dieser Männer hielt nicht weit von einem Lichte ein Packet versiegelter Papiere, die er aufbrach und eines nach dem andern verlas. Der eintönige Vortrag dieses Mannes war es, den der Kapitän von der Ferne gehört. Herkules hatte sich von seiner Bestürzung noch nicht erholt, als der Vorleser innehielt: ein verworrenes Gemurmel, untermischt mit Beifallszeichen folgte; aber plötzlich war das Schweigen wieder hergestellt, eine der Hauptpersonen nahm das Wort und hätte der Kapitän nicht seinen Augen trauen wollen, diese Stimme, die ihn bis in sein Innerstes erschütterte, hätte ihm bewiesen, daß er nicht träume. Der Mann war niemand anderer als — der Graf Limoëlan selbst. Nach und nach verstand Herkules die Reden und konnte nun über die Natur der Verhandlungen dieser Versammlung in's Klare kommen.

»Wir sind unterrichtet,« sagte der Graf, »daß ein unbestimmter Verdacht über das, was auf den beiden Ufern der Loire vorbereitet wird, bis zu der Pariser Polizei gedrungen ist. Ein Detachement unter den Befehlen eines Lieutenant Simon hat gestern den Fluß überschritten um die gefürchteten Bewegungen zu überwachen und zu hindern. Auf dem andern Ufer ist eine zweite Kompagnie zur Beobachtung aufgestellt unter dem Kommando eines jungen Offiziers mit Namen Limoëlan.« Der Graf sprach diesen Namen ganz mit derselben Betonung wie jeden andern aus und auch sein bronzefarbenes Antlitz verrieth nicht die geringste Bewegung; aber Herkules, vielleicht durch seine eigene Aufregung getäuscht, glaubte zu bemerken, daß er unter den Zuhörern einige Sensation hervorbrachte. Vorzüglich aber war er erstaunt, daß man im Voraus wußte, wo seine Kompagnie stand; nur was er über Lieutenant Simon gehört, konnte er nicht glauben; es war ihm eine ganz unbekannte Neuigkeit. Der Redner fuhr fort:

»Wir müssen diese Maßregeln vereiteln und die Ausführung unseres Beschlußes beschleunigen. Unser Bund

zählt auf Euch Alle. Euere vergangenen Thaten dienen ihm zum Pfande und ich kann es zur Beruhigung Aller wiederholen, es gibt nicht einen unter unsern Führern oder Agenten, der nicht Leben und Vermögen für die Sache, die wir vertheidigen, eingesetzt hätte; es gibt nicht einen, der nicht bereit wäre, sein Theuerstes auf Erden zu opfern. Ich gehe zu den Beschlüßen des Konseils über. — 29. Juni, Tag des heiligen Peter und Paul. Bestimmt zur Unternehmung des Saint-Régent's gegen die Tuilerien und die Ministerien, die Pelotons der ersten Division treffen auf dem rechten Stromufer zusammen, Ausschiffung und rasche Waffenvertheilung zu Saint Florent. Ich empfehle die größte Genauigkeit in dieser Bewegung, von welcher der Erfolg des ersten Tages abhängt. Da die Vertheilung vor Tagesanbruch geschehen seyn muß, wird um vier Uhr aufgebrochen. An den Ponts-de-Cé stößt man zu den Divisionen von Poitou. Denselben Tag greift George in Morlair, Franceuil in Vannes, Guillaume in Mans, Joseph in Rennes, Thomas in Angers zu den Waffen. Bei unvermutheten Hindernissen kein Schwanken. Die verschiedenen Centra verkehren mitsammen durch Staffeten, welche an einem grünen Bande erkennbar sind. Zwei Raketen, die von Laroche aufsteigen, geben das Signal zum Aufbruche. Eine einzige Rakete gibt den Gegenbefehl. Nach der Vereinigung und den vorausgesehenen Gefechten mit den republikanischen Detachements kombinirter Marsch auf Paris. General Conötus befehligt in Saint Florent; mich trifft man im Augenblick des Handelns in Laroche. — Jetzt rufe ich die Namen auf, welche die Liste unterzeichnet haben.«

Unter diesen Namen, obwohl die meisten theils verunstaltet, theils mit Kriegsbeinamen vertauscht waren, erkannte Herkules die vornehmsten Edelleute der Nachbarschaft und insbesondere mehre, von denen er glaubte, sie befänden sich außer Landes. Nachdem sich jeder gemeldet, sprach der Graf den Namen Limoëlan aus, verbeugte sich nun seinerseits und setzte einfach bei: »der die Ehre hat, Sie zu befehligen.« Darauf verlas er folgende Formel:

»Im Namen Gottes und des Königs, auf Ehre und Gewissen, schwöre ich meinen anerkannten Chefs Gehorsam und werde das Geheimniß wahren, und sollte es mein Leben oder das meiner Nächsten oder wessen immer, der den Bund in Gefahr bringen könnte, kosten!«

Einen Augenblick glaubte Herkules, der Graf wende seine Augen nach ihm.

Ein Mann schlug das Evangelium auf, das auf dem Tische lag, und Alle leisteten den Schwur. Nachdem Alle geschworen, erhob sich der Graf, legte die Hand auf das ihm dargereichte Buch und sprach: »Ich schwöre es.« Worauf er wieder sein Haupt bedeckte. »Meine Herren, die Sitzung ist beendet. Ich habe nur noch ein Wort zu sagen!«

Die tiefste Stille trat ein.

»Wir sind verrathen!« Und ehe die Versammlung seine Worte begriffen, fuhr der Graf feurig fort: »Eben hier, mitten unter uns, behorcht uns ein Spion. Gerathet nicht in Bestürzung; er ist in unsren Händen und wer er auch sey, er kann unsrem Gerichte nicht entgehen!« Die Verschwornen sahen einander schweigend und erstaunt an. »Ich verlange, daß er auf der Stelle gerichtet werde und noch ehe ihn jemand erkannt hat, damit sich niemand in seinem Spruche behindert fühle.«

Weder Herkules, der sich entdeckt sah, noch einer der Männer rührte sich.

»Sie Herr Graf,« sprach eine der Stimmen, »haben zuerst Ihr Urtheil abzugeben.«

»Den Tod!« sagte Graf Limoëlan sich abwendend.

»Den Tod!« wiederholten die Uibrigen.

»Wo ist er?« fragte wieder die vorige Stimme.

Der Graf streckte die Hand aus und wollte reden; aber Herkules ließ ihm nicht Zeit dazu, sondern trat an den Tisch vor. »Wahrscheinlich ist von mir die Rede, aber ich bin weder ein Spion noch ein Verräther.« — »Euer Name?« fragte eine Stimme. — »Ich heiße Herkules von Limoëlan, bin in diesem Hause geboren und befinde mich jetzt von Ungefähr da.« Der Kapitän sprach diese Worte so ruhigen Tones, wie sein Vater; ihr Eindruck auf die Verschwornen war groß, die Einen waren von Schauder, Andere von Bewunderung ergriffen. Der am nächsten herangetreten war, wandte sich etwas bestürzt zu dem Grafen, als wollte er ihn befragen.

»Major, Sie kennen den Urtheilsspruch,« sagte der Graf tonlos.

»Und die Zeit der Vollstreckung?«

»Auf der Stelle.«

Alle schwiegen. Aber eben dieses Schweigen verrieth, was in Aller Herzen vorging. Herkules zog seinen Degen und überreichte ihn beim Griff. »Ich begreife, Messieurs, daß mein Tod Ihnen nothwendig ist; aber ich bin kein Spion, ich bin nur ein Feind, und unwillkürlich in Ihre Geheimnisse gedrungen. Sey dies der einzige Grund, weßhalb ich von Ihren Händen sterbe. Hier meine Waffen. Es lebe die Republik!« — Sein Blick, fest auf den Grafen geheftet, schien nur an diesen die Rede zu richten. Der Mann, welcher Major genannt wurde, fragte ihn leise, ob er nichts mehr zu sagen habe. Herkules griff in seine Uniform und zog einen Dolch hervor, den er mit den Worten auf den Tisch warf: »Ich vergaß noch diese Waffe.«

Alsbald legten ihm zwei Männer achtungsvoll die Hand auf die Schulter, während Andere schweigend unter den Pfeilern ein Peloton formirten. Die beiden Männer, welche den Offizier hielten, führten ihn an die entgegengesetzte Mauer. Diese Hinrichtung, ohne Vorbereitung, ohne Aufschub, glich mehr einem kalten, schändlichen Morde. In diesem Augenblick erschollen dumpfe Schläge in den Tiefen des Kellers. Der Graf erhob sich, rufend: »Schießt auf den Verräther!« Aber im selben Moment drangen auch Männer in Uniform und mit gefälltem Bajonett durch die Maueröffnung. Man erkannte sie erst, als sie ganz nahe waren. Der Graf sprang von seinem Sitz auf und eilte, eine Waffe in der Hand, auf Herkules zu. Ein Mann hielt ihn zurück: es war Langevin, der ein schreckliches Geschrei ausstieß. Andere Stimmen schrieen: »Ergebt Euch! ergebt Euch! Widerstand ist unmöglich.« Mehre Gewehrschüße füllten das Gewölbe mit dichtem Rauch, der die Schrecken der Scene noch erhöhte. Herkules sah knapp neben sich zwei oder drei Männer stürzen. Alles dies geschah mit Blitzesschnelle. Als Herkules den Soldaten entgegen

eilte, traf ihn von ihrer Seite her eine Kugel in den Arm. Er rief: »Halt! Gehorsam Eurem Kapitän!« — »Kapitän,« sagte sein Lieutenant mit wuthblitzenden Augen, »Sie sprechen sehr kühn! Sie sind nichts weiter als ein Gefangener. Geben Sie mir Ihren Degen!«

Zwei Soldaten nahmen Herkules fest, die übrigen, angetrieben von ihrem Offizier, zerstreuten sich bei Fakelschein in dem Gewölbe. Aber der größte Theil der Verschwornen war bereits durch einen schwer vergitterten Ausgang verschwunden. Man hob drei oder vier Männer auf, die gefallen waren, und stach sie in der ersten Wuth vollends nieder. Während die Soldaten an den schweren Gittern, welche den Ausgang verschloßen, rüttelten, wandte sich Herkules um und sah Langevin, der ganz betäubt sich an seine Kleider klammerte. Herkules schob ihn zurück. »Ist's meine Gegenwart an diesem Orte, deren man mich anklagt, Lieutenant?« fragte Herkules den Offizier. — »Ich habe Ihnen nicht zu antworten, Kapitän.«

Die Gitter gaben nach und die Soldaten stürzten in den Ausgang. Sie eilten durch lange Gänge hinaus bis zu den Wallgräben. Die Vordersten schrieen, die Chouans seyen entflohen. Die Truppe brach nun gegen Lagrange auf, das man schon von Ferne von einem zahlreichen Detachement besetzt sah. Der Kommandant kam dem Gefangenen entgegen, der von seinen Wachen umgeben, den Zug schloß. »Teufel, Kapitän! Sie befassen sich auch mit Verrätherei?« — »Das heißt,« rief Herkules auffahrend, »Alles verräth mich. Was mich anbelangt, ich habe niemanden verrathen, und werde es ohne Zweifel klar beweisen.« — Der Kommandant zuckte die Achseln. »Ich habe Befehl, Sie unverzüglich von einem Kriegsgericht aburtheilen zu lassen. Es schmerzt uns Alle. Der Generaladjutant schreibt mir, er werde diesen Abend oder morgen hier seyn. Er verlangt die größte Schnelligkeit in dieser Geschichte, welche — zu Ihrem Unglück — die Oberbehörde schon seit Langem beschäftigt. Und Sie,« wandte er sich zu den umstehenden Offizieren, »rufen Sie Ihre Mannschaft zusammen. Alles muß bereit seyn!«

Lieutenant Simon trat zum Kommandanten und flüsterte ihm zu: »Ich werde nie an Limoëlans Schuld glauben. Er ist ein guter Republikaner, trotzig, ein Starrkopf, aber unfähig eines Verrathes.« — »Ich wünsche nichts sehnlicher, als ihn zu retten,« sagte der Kommandant. »Aber mich dünkt, es wird schwer halten. Einstweilen gehorchen wir.«

Herkules ward in ein Erdgeschoßgemach seines eigenen Schlosses eingesperrt. Dies Ereigniß erregte großes Aufsehen unter den Soldaten. Lange hörte er Getöse rings um's Schloß, und die Trommelwirbel verkündeten verschiedene Bewegungen. Seine Blicke fielen auf die ihm so wohl bekannten Möbel, die ihn umgaben. Allmälig versank er in solche Niedergeschlagenheit, daß er gar nicht bemerkte, wie die Thüre leise aufging. Lieutenant Simon, denn dieser war der Eintretende, traf ihn in wehmüthiger Beschauung eines Medaillons, auf dem seine Mutter, sein Großvater und sein Vater in seiner früheren Uniform gemalt waren.

»Nun Kapitän,« rief Simon, »es ist keine Zeit zu verlieren, wenn Du Dich da herausziehen willst!« — Herkules eilte ihm entgegen. »Sind die Uibrigen verhaftet?« — »Niemand außer Dir.« — »Ah, um so besser.« — »Um so schlimmer, Freund. Ich wollte lieber, die ganze Bande wäre gefangen und Du frei; denn es ist eine böse Geschichte, mein armer Herkules.« — »Und willst Du etwas darin thun?« — »Höre, was, und unter uns gesagt, ich versuche den Schritt nicht auf eigne Faust, der Kommandant weiß darum und bietet mir die Hand. Du weißt, man erwartete lange schon einen royalistischen Aufstand. Malseigne war beauftragt, das Komplot aufzuspüren, und ich kann nicht begreifen, wie Du, der das wissen mußte, Dich drein mengen konntest. Doch die Thorheit ist einmal geschehen, die Polizei weiß aber nichts Bestimmtes, sie hat Alles zu fürchten, denn unser verfehlter Streich von heute früh kann den Chouans als Beweis dienen, daß wir schlecht unterrichtet waren, kann ihre Kühnheit anfachen und die Ausführung ihrer Pläne beschleunigen. Sage aus, was Du weißt, und man wird Dich nicht strafen, sondern belohnen.« Herkules ließ den Kopf sinken, überlegend ob die Verschwornen wohl, da sie halb entdeckt, ihr Unternehmen aufgeben würden. »Antworte schnell,« fuhr Simon fort. »Du stehst mit den Leuten nicht mehr in Verbindung. Was Dich betrifft, weiß man Alles, man entschuldigt Dich. Du konspirirtest mit Deinem Vater. Noch einmal: niemand ist gefangen, es handelt sich blos um Deine Rettung.« — »Aber ich konspirirte nicht,« sagte Herkules traurig lächelnd. »Eine Minute später und man hätte mich nicht mehr lebend gefunden. Sie wollten mich erschießen. Doch es ist ganz nutzlos, dies zu erzählen; selbst Dir, Freund.« Und er drückte warm Simons Hand. — »Wohl,« rief dieser lebhaft, »ich kenne Dich, ich glaube Dir; aber lege was Du weißt, dem Kriegsrath vor.« — »Das kann ich nicht,« sprach Herkules nachdenkend. — »Limoëlan, handle nicht wie ein junger Mensch. Du warst schon in der Geschichte mit Malseigne das Opfer dieser schönen Gefühle. Laß Dich dadurch witzigen. Uibrigens gilt's, der Armee, Deinen Freunden einen Dienst erweisen. Das ist für Dich Pflicht!« — »Ich danke Dir, Freund, und will mir's überlegen.« — »Das heißt, Du wirst nichts thun. Bedenke aber, daß Dir im ganzen Heere der Ruf eines Verräthers bleibt.« — »Eben das betrübt mich; auch um Deinetwillen, denn ich weiß, daß Du ein gutes Herz hast und daß Dein Bedauern aufrichtig ist.« — »Aber ich kenne auch jemanden, den Dein Tod freuen wird; denn der ganze Streich war auf Dich abgesehen. Ein Soldat Deiner Kompagnie hat als Spion gedient. Man suchte Dich bloszustellen. Der Kommandant hat mir's gestanden. Das Kriegsgericht wird sich versammeln; bedenke wohl meine Worte.«

Er reichte ihm beim Weggehen die Hand und der Kapitän drückte sie mit warmer Herzlichkeit Wirklich vernahm er, wie die Truppen sich sammelten und wenige Augenblicke später kamen einige Mann seiner Kompagnie ihn abzuholen. Das Kriegsgericht saß vor dem Schloßthor, zu beiden Seiten stand die Mannschaft in Reih und Glied. Einige Bauern waren auf das Gerücht, Herkules, der Sohn ihres Grafen, solle gerichtet werden, herbeigelaufen. Man konnte sie nicht verjagen. Trotz der tiefen Stille, welche herrschte, verriethen doch bei Herkules' Erscheinen mancherlei Zeichen Theilnahme und Rührung. Herkules blickte im Kreise umher, lächelte

Simon zu, und blieb vor der Kommission stehen. Die Trommeln wurden gerührt.

Nach den herkömmlichen Fragen über Alter und Rang fuhr der Präsident, Kommandant Bescher, hastig fort: »Sie sind angeklagt, an einem Komplott zum Umsturz der Regierung Theil genommen und daher doppelten Verrath, als Offizier und als Bürger, begangen zu haben.« — Herkules erröthete leicht und sprach mit erhobener Stirne: »Kommandant, ich bin falsch angeklagt, ich habe niemanden verrathen.« — »Sie haben gestern Ihren Posten verlassen.« — »Das ist die einzige Schuld, die auf mir lastet.« — »Man hat Sie diesen Morgen in einer Versammlung von Aufrührern ergriffen.« — »Ich befand mich sehr unschuldigerweise dabei.« — »Er spricht die Wahrheit!« schrie Langevin, den man als Zeugen festhielt. Aber man gebot ihm zu schweigen. — »Was ist dort vorgegangen?« fragte der Präsident. — »Kommandant, das kann ich nicht sagen.« — »Die That zeugt wider Sie. Rechtfertigen Sie sich, wenn Sie können.« — »Kommandant,« erwiederte der Kapitän festen Tones, »es ist unnütz, mich zu drängen.« — »Limoëlan,« ruft der Kommandant ungeduldig, »Sie erkennen sich durch diese Worte selbst für schuldig. Der Urtheilsspruch kann nicht zweifelhaft seyn, denn Sie sind ein Verräther.«

Einige Stimmen aus der Menge riefen: »Nein! nein!« Andere klatschten diesen Worten unwillkürlich Beifall.

»Man schaffe den Pöbel weg!« rief der Kommandant, und während die Wachen die Neugierigen wegdrängten, wandte er sich mit aufgeregter Miene an die Offiziere. Es wurde leise aber warm gesprochen. »Mir wurden dringende Befehle ertheilt,« sagte der Kommandant, »und wir haben bereits nur zu sehr gezögert. Man verlangt unverzügliche Hinrichtung, ohne Prunk, ohne Proceß. Ich bin in größter Verlegenheit.« — Die Offiziere berathschlagten lebhaft, worauf der Kommandant sich rasch erhob und sagte: »Limoëlan, Sie sind zum Tode verurtheilt. Ich nehme es auf mich, mit der Hi richtung bis zur Ankunft des Generaladjutanten zu warten. Sergent, führt den Mann ab und bewacht ihn wohl!«

Die Trommeln übertönten die Aufregung, welche diese Worte hervorbrachten. Herkules wurde in sein Gemach zurückgeführt, und da ihn seine Wunde schmerzte und er sich sehr schwach fühlte, so nahm er einige Nahrung. Als man ihn gegen Abend allein ließ, eilte er an's Fenster, aus dem er auf den benachbarten Hügeln die letzten Strahlen der Sonne im schwarzen Nachthimmel verlöschen sah. Auf einem jener Hügel konnte man Laroche sehen, einen Meierhof, von dem das Signal der Verschwornen aufflammen sollte. Herkules kannte seinen Vater und zitterte bei dem Gedanken an die Festigkeit seiner Entschlüße. Er schauderte vor dem Unheil, das hereinbrechen konnte; aber sollte er die Geheimnisse, die er unwillkürlich erlauscht, enthüllen? Nein, dies hätte seinen Vater auf's Schaffot gebracht. An das eigene Leben dachte er nicht einmal. Lange stand er, von solchen Gefühlen zerfleischt, am Fenster, die Stirn an die Eisenstäbe gedrückt. Als endlich der Abend dunkel geworden, zog er seine Uhr, ließ sie in der Finsterniß schlagen und erkannte, daß in zehn Minuten Alles entschieden seyn würde. In dieser Angst hielt er die Augen fest auf Laroche geheftet, das er bei dem matten Schimmer am Horizont kaum noch unterscheiden konnte. Bald glaubte er ein schwaches Licht auf dem schwarzen Hintergrunde der Anhöhe aufsteigen zu sehen. Nicht lange, so stieg eine Rakete geräuschlos in die Lüfte. Dies war die erste Rakete; zwei sollten das Zeichen geben. Herkules athmete kaum. Nach einigen Sekunden, die ihm ein Jahrhundert däuchten, verkündete ein düsteres Licht die zweite Rakete. Seine Füße schwankten und er wollte das Fenster verlassen, als er unmittelbar nach der zweiten eine dritte Rakete aufsteigen sah. Er entsann sich nicht, daß ein solches Signal verabredet worden wäre. Da aber zwei Raketen als Signal zum Ausbruch bestimmt waren, so glaubte er, die dritte sey ein Gegenbefehl in Folge der Ereignisse des Morgens. Entzückt faltete er die Hände, als wollte er dem Himmel danken, daß wenigstens er allein dem Tode geweiht sey. Seine einzige Furcht war noch, die Wachen könnten Lärm schlagen. Er horchte klopfenden Herzens; aber Alles blieb still, er hörte nur das leise Klirren eines Gewehres und die Schritte des auf dem Gange auf und abschreitenden Grenadiers.

Doch — wie's in der Finsterniß oft geschieht — selbst diese Stille, selbst dies fein Lauschen erregten ihm kindisches Grausen. Mit einemmale hört er ganz nahe eine dumpfe Stimme. »Kein Geräusch, jemand naht.« — Diese Stimme, in diesem Gemache, und vielleicht irgend eine plötzlich sich aufdrängende Erinnerung an einen seiner Ahnen erschütterten seinen Geist. — »Bist Du bereit?« fragte die Stimme. — »Näher zu mir,« flüsterte Herkules bebend, denn er glaubte die Stimme zu erkennen. Leise, ganz leise glitt etwas längs der Mauer, ein dumpfer Schritt, und der Kapitän fühlte, daß jemand neben ihm stehe. — »Erkennst Du mich?« fragte die Stimme. — »Ja Vater.« — »Fürchte nichts, ich komme Dich zu retten.« — »Rette Dich nur selbst Vater,« sagte Herkules bewegt, »rette Dich, noch ist es Zeit.« — »Ich weiß Alles,« unterbrach ihn der Graf, »Du sollst erschossen werden, weil Du uns nicht verrathen wolltest. Verlieren wir keine Zeit, ich bin nur um Dich besorgt. Eurer sind hier hundert Mann, in fünf Minuten sind Alle bis auf den letzten erwürgt. Ich brauche nur das Zündpulver dieses Pistols auf dem Dache des Schlosses abzubrennen, und meine Freunde, die bis Tagesanbruch sich in der Nähe versteckt halten, überfallen mit drei Sätzen die Schildwachen. Sie müssen unterliegen und Du wirst befreit. Du magst dann über die Art, wie die Republik an Dir gehandelt, nach Belieben urtheilen. Ich verlange nicht, daß Du Dich unserm Unternehmen anschließest. Für jeden Fall nimm diese Waffen.« Und der Graf reichte seinem Sohne Pistolen. Man sah trotz des Dunkels, wie sie in seiner Hand bebten. Der Kapitän wies sie sanft von sich. »Es ist unnütz,« sagte er, »ich bin entschlossen zu sterben. Aber ich will allein sterben und ohne die Anschuldigung, die man gegen mich erhebt, zu verdienen. Ich habe der Republik meinen Eid geschworen; erst durch die Flucht würde ich zum Verräther.« — Der Graf schwieg eine Weile. »Ich verstehe Dich, Du willst keine Gewaltthätigkeit. Versuchen wir also allein unser Glück. Du siehst, wie leicht ich zu Dir gelangte: diese Kaminplatte

verbirgt einen Gang, welcher mehre Ausgänge auf die Dächer und in die Keller dieses Hauses hat. Folge mir, wir retten uns oder sterben mitsammen.« — »Es gewährt mir,« sprach Herkules wehmüthig, »es gewährt mir viel Freude und Trost, im Tode Deine Achtung zu erwerben, aber ich kann der meiner Kameraden nicht entsagen. Rette nur Dich, Vater; ich folge Dir nicht.« — »Und Du handelst Recht,« fiel feurig der Graf ein. »Ich beklage nur, daß ein Mann wie Du einer solchen Sache gedient. Ist dies Alles, was Du willst?« — »Dich umarmen, Vater!«

Der Graf öffnete die Arme und in dieser Umarmung fühlte Herkules, daß Thränen des Greises Antlitz benetzten. Es bedurfte keines Wortes weiter zwischen diesen beiden Männern. Der Graf machte sich aus den Armen des Sohnes los und verschwand, geräuschlos wie er gekommen war.

Herkules war jetzt allein. Der einzige Grund seiner Besorgniß war gehoben und er warf sich in den großen Lehnstuhl, den man ihm gelassen. Da er kein Geräusch hörte, das in ihm hätte Zweifel an dem Entweichen des Grafen wecken können, so versank er bald in tiefen Schlummer.

Um fünf Uhr früh rüttelte ihn ein Sergent aus dem Schlafe und verkündigte ihm, nicht ohne Bewegung, daß die Hinrichtung, anfänglich auf sechs Uhr festgesetzt, um eine Stunde verschoben worden sey, weil man die Ankunft des Generaladjutanten abwarten wollte. »Ich glaubte nun, Kapitän,« schloß der alte Soldat, »daß es Sie nicht grämen würde, noch eine Stunde vor sich zu haben.« Herkules hatte bald die Gewißheit, daß diese Nacht nichts vorgefallen. »Kapitän,« fuhr der Soldat fort, »draußen ist ein Bauer, der die ganze Nacht vor der Thüre geweint hat; es war aber verboten, ihn hereinzulassen« — »Ich hätte ihn so gern umarmt, es ist ein alter Freund. Aber man muß gehorchen. Auch hätte mich der arme Langevin zu wehmüthig gestimmt. Sage ihm, ich ließe ihn bitten, sich zu entfernen.«

Herkules blieb allein, denn keiner der Offiziere hatte den Muth, ihn zu besuchen. Um sechs Uhr holte ihn die Wache ab; zwei Unteroffiziere stellten sich ihm zur Seite und schweigend setzte sich der Zug in Bewegung. Eine Strecke vom Schloß, mitten auf einer Hochebene, auf der dieses erbaut war und von wo aus es die umliegenden Anhöhen beherrschte, standen die Truppen in Schlachtordnung. Der Generaladjutant Malseigne war angekommen, und dies war das erwartete Signal. Die Wache langte am Hinrichtungsplatze an, während der Generaloffizier sich in demselben Gemache, das der Gefangene verlassen, einquartierte. Als Herkules an den Reihen vorüberschritt, suchten seine Blicke einige seiner Kameraden; aber keiner konnte seinen letzten Blick ertragen, alle wandten sich ab. Plötzlich entstand unter den Offizieren einige Unordnung. Ein Mann, in bürgerlicher, ganz beschmutzter Kleidung, aber mit Epauletten dekorirt, war mitten unter sie gestürzt und verlangte gebieterisch den kommandirenden Offizier zu sprechen. — »Der bin ich,« sagte Kommandant Becher, »aber wer sind Sie und was haben Sie in einem solchen Augenblick zu sagen?« — »Gerade in diesem Augenblick! die Zeit drängt. Sie wollen den besten Offizier der Republik erschießen. Ich bin der Graf Limoëlan. Ihre Soldaten kennen mich.« — »Nehmt den Mann fest!« rief der Kommandant. — »Eben deßhalb komme ich. Richten Sie mich auf der Stelle, ich bin bereit, Ihnen alle Auskünfte zu ertheilen, die Ihnen fehlen. Was diesen Offizier betrifft, ich hatte ihn erschießen lassen wollen, weil er uns behorcht hatte. Ich habe ihn in den Arm geschossen. Von der Verschwörung haben Sie nichts mehr zu fürchten. Meine Leute sind in Sicherheit, den Chef selbst liefere ich Ihnen hiemit aus, aber dieser junge Mann ist unschuldig.«

Herkules, bisher so fest, erblaßte, ohne zu vernehmen, was sein Vater sagte. Er errieth Alles. Die Offiziere, ohnedies schon günstig für ihn gestimmt, ahnten die Wahrheit und staunten über den bewundernswerthen Charakter der beiden Männer. Sie umringten den Kommandanten, der selbst stark ergriffen war und endlich sagte:

»Der Generaladjutant ist hier. Das geht ihn an. Melden Sie ihm den Vorgang und holen Sie seine Befehle ein.«

Ein Offizier trat ab, die andern umringten Herkules. Die Soldaten blieben unter Gewehr stehen. Der Graf, von zwei Grenadieren bewacht, erwartete mit ruhiger Miene die Entscheidung. In einem Augenblick kam der Lieutenant zurück. In höchster Spannung sahen ihm Alle, selbst die bloßen Zuschauer, entgegen. Der Offizier übergab dem Kommandanten ein Papier, dieser flucht etwas in den Bart, wirft das Papier weg und ertheilt die Ordre. In dem Papier standen die Worte mit Bleistift geschrieben:

»Das ist eine Komödie. Vater und Sohn konspirirten zusammen. Vollziehen Sie Beider Hinrichtung auf der Stelle. Ich nehme Alles auf mich.«

Die Grenadiere führten den Grafen neben seinen Sohn. Schrecken hatte sich Aller bemächtigt und offenbarte sich in der Todesstille und der scheinbaren Theilnahmlosigkeit in den militärischen Bewegungen. Selbst in den leise gesprochenen Worten des Kommandanten: »Führen wir die Sache schnell zu Ende,« drang unverkennbare Rührung durch. Die Vorbereitungen geschahen so schnell, daß man sogar vergaß, den beiden Gefangenen die Augen zu verbinden. Beim letzten Kommandoruf wandte sich Vater und Sohn gegen einander und fielen Arm in Arm, von Kugeln durchbohrt.

Beim Frühstücke bemühte sich der Generaladjutant Malseigne den Offizieren die weitschweifigsten Erklärungen zu geben und machte insbesondere geltend, er habe die strengsten Instruktionen gehabt, das Komplott sey furchtbar und die beiden Grafen die Häupter desselben gewesen. Er äußerte seine Freude, daß man die Sache ohne mehr Blutvergießen zu Ende gebracht. Die Behörden in Paris hießen alle seine Maßregeln gut und wünschten ihm Glück. Das war, sagte man, das letzte Unternehmen, welches einen ernstlichen Krieg in den westlichen Departements zu entzünden drohte.

* * *

Zu Ende des vergangenen Herbstes besuchten wir die Ruinen des Schlosses Beaulieu. Unser Führer, ein

Bewohner von Saint Florent, wandte sich, um in das Herrenhaus Eintritt zu erhalten, an einen greisen Landmann, der ein Stückchen Land in der Nachbarschaft bebaut. Der Mann ergriff die Schlüssel, und wir stiegen über finstere Stufen in die unterirdischen Gewölbe hinab, in welchen die meisten der erzählten Scenen vor sich gegangen waren. Wir schritten durch diese dunklen Gänge bei demselben matten Lampenschimmer, wie einst Herkules von Limoëlan. Der alte Landmann erzählte uns Alles bis in die kleinste Einzelheit und gebrauchte immer das Wort »Wir«, was ich anfangs für eine landesübliche Eigenheit hielt. Bei der Rückkehr indeß fragte ich doch unsern Führer aus St. Florent, wer der Greis sey. »Langevin selbst«, ward mir erwiedert, »und die Lampe, deren düsteres Licht Ihnen so auffiel, ist vielleicht dieselbe, mit welcher Herkules durch diese Hallen wanderte.« Ich sah den Landmann mit ehrfurchtsvoller Neugier an, aber wieder störte mich die Kälte, die Gleichgiltigkeit, die man an so vielen Greisen bemerkt, welche merkwürdige Begebenheiten erlebt haben. Kein Seufzer, kein Zeichen der Erinnerung entschlüpfte dem Manne. Als wir wieder oben angelangt waren, fragte ich ihn: »Ihr waret also bei den traurigen Ereignissen gegenwärtig?« Er stierte mich betroffen an, und erst, als mein Gefährte die Frage auseinandersetzte, erhielten wir von ihm ein: »Ja Herr.« — »Und wie fiel's den Blauen ein, in den Thurm zu gehen, dessen Zugänge doch so schwierig und unbekannt waren?« — »Nun, Langevin, antwortet doch dem Herrn«, sagte mein Gefährte, um meine Frage zu unterstützen. — »Ich führte sie hinein, ich, zum Unglück meiner Herren. Hätte ich nichts gesagt, es wäre besser gethan gewesen. Ich dachte, es wären nur Einige da, um meinen jungen Herrn aufzusuchen, aber es waren ihrer wohl Hundert hinter den Eichen versteckt, um zu erspähen, was hier vorging. Sie folgten mir Alle. Und das war das Unglück meiner armen Herren. Sie wurden alle Beide erschossen.«

Wir schenkten Langevin etwas Geld, und als wir in einiger Entfernung waren, sprach ich zu meinem Freunde: »Er also hat den Tod seiner Gebieter veranlaßt.« — »Wohl, aber dies ahnt er nicht. Er war ihnen sehr anhänglich und glaubt Alles auf's Beste gethan zu haben. Auch verwischen sich in diesem Alter die lebhaftesten Eindrücke.«

(Revue des deux mondes vom 15. Febr.)



Miscellen.

Länder- und Völkerkunde.

*** Eine neue Expedition um die Welt will der Hamburger Rheder Sloman veranstalten, wenn sich 20 zahlende Weltumseglungssüchtige zusammen finden. Die Fahrt soll auf einer mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten ausgerüsteten, großen Fregatte vor sich gehen und zwei Jahre dauern. Sie segelt, wenn sich bis dahin die nöthige Zahl Passagiere gemeldet, am 15 August von Hamburg ab, berührt Lissabon, die Insel Madeira, Teneriffa, wo der berühmte Pik de Teneriffa vielleicht den europäischen Gästen zu Ehren eine Extraproduktion im Feuerspeien geben wird, die Capverdischen Inseln, vielleicht auch die Küste an der Gambia-Mündung, auf daß man die Herren Neger in ihrer Heimat begrüße, wendet dann westwärts nach Rio de Janeiro, wo ein 15tägiger Aufenthalt den Passagieren eine freilich sehr magere Gelegenheit geben soll, Brasilien kennen zu lernen, und segelt an die La Plata-Mündung, um eine der feindlichen Städte Montevideo und Buenos Ayres zu besuchen, und wenn man etwa gerade in der Karnevalszeit ankömmt, von jeder Dachterrasse aus über und über mit Wasser begossen zu werden. Von da steuert das Schiff zu den Falklandsinseln, wo einige langweilige Stunden mit Robben- und Pinguinenjagd verscheucht werden können, umsegelt das gefahrvolle, ewig stürmische Cap Horn, den äußersten Punkt Südamerika's, und steuert dann, nachdem unterwegs vielleicht einige Bekanntschaften mit Pescherähs und Patagoniern angeknüpft wurden, nordwärts die Westküste Südamerika's entlang. Hier legt die Expedition in dem chilesischen Hafen Valparaiso und vor der starken Festung Callao an, dem Hafen von Lima, wo man Damen mit fußlangen Cigarren im Munde spazieren reiten sehen und möglicherweise ein Erdbeben mitmachen kann, und wendet sich darauf nordwestlich zu den Galopagos, einer zu Ecuador gehörigen Inselgruppe, auf welcher die Reisenden, senkrecht unter dem Aequator, beim Flammenschein einiger Vulkane, köstliche Schildkröten verspeisen können. Für diese Fahrt an der Westküste und den Besuch auf den Galopagos sind 70 Tage bestimmt. Von da wird westwärts nach Oceanien gesteuert und zuerst vor den vielbesprochenen Marquesas, darauf vor den Gesellschaftsinseln Anker geworfen. Auf ersteren können die Passagiere das Vergnügen genießen, sich von einigen verstockten, hartgesottenen Sündern von Menschenfressern auffessen zu lassen; auf letzteren, wo jedenfalls Tahiti besucht wird, vielleicht die Königin Pomaré von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und sich die Uiberzeugung zu holen, ob die verrufene lose Moral der Tahitierinen nicht bloße Verläumdung ist. Von da segelt die Fregatte an den Freundschafts- und wir wissen nicht genau welchen andern Inseln vorbei der Insel Tschusan zu, wo die Reisenden die erste persönliche Bekanntschaft der Chinesen machen können, die sie dann in Hongkong, Makao, Whampoa und Kanton fortzusetzen Gelegenheit haben werden. Zu dem Aufenthalte in diesen Häfen sind 30 Tage bestimmt, eine hinreichende Frist, um an Schwalbennestern sich satt zu essen, den Gebrauch der Eßstäbchen einzustudieren, sich an den chinesischen Zöpfen und Schlitzaugen zu erlustigen und vom Lande selbst nichts kennen zu lernen. Erlaubt es der Musson und seine Begleiter, die unter dem Namen Typhone bekannten, zerstörenden Windstöße, so wird ein Abstecher nach Manilla gemacht, der Hauptstadt der gold- und gewürzreichen Insel Lucon, der volkreichsten Stadt in ganz Oceanien, denn sie soll mit Inbegriff der Vorstädte 150000 Einwohner zählen. Welchem Cigarrenfreund wässert nicht der Mund bei dem Namen Manilla! Sind die Winde ungünstig, so geht es von China aus nach Cochinchina, bewohnt von einem Völkchen, von dessen Liebenswürdigkeit die Passagiere keine hohen Begriffe heimbringen werden. Weiter segelt die Fregatte nach Singapur, der belebten englischen Hafenstadt an (nicht auf) der Südspitze der hinterindischen Halbinsel, wo es als in einem Freihafen von allen Nationen wimmelt und Engländer, Chinesen, Araber, Franzosen, Indier, Armenier rc. einander um die Wette prellen. Entgeht die Fregatte in der Malakkastraße den Seeräubern, so segelt sie quer über den Meerbusen von Bengalen nach Ceylon. Vierzehn Tage Halt bieten den Reisenden Gelegenheit, sich an den Naturwundern des Inneren dieser herrlichen Insel zu begeistern, die Hauptstädte Colombo und Candy zu besuchen, dem berühmten Feigenbaum Serimahabod, zu dem die Buddhisten noch jetzt wallfahrten, weil einst ihr Gott unter ihm Schatten und Kühlung gefunden, ihre Verehrung abzustatten, auf dem Adamspik die in den Fels gedrückte Fußspur Buddha's zu schauen, wohlfeilen Zimmet für die zärtliche Hausfrau einzukaufen und vielleicht eine Elefantenjagd mitzumachen oder auch — je nach

Belieben — sich von Tiger, Haifisch oder Krokodil auffressen zu lassen. Die, welche letztgenannten Gefahren entgehen, durchschneiden nach diesem Pröbchen der Herrlichkeiten, Wunder und Gefahren, die das zauberreiche Hindustan birgt, zum dritten oder viertenmale den Aequator und steuern an Bord ihres Schiffes durch den indischen Ocean nach Isle de France, umsegeln, wie vor vierthalb Jahrhunderten zuerst Vasco de Gama, nur umgekehrt, das Cap der guten Hoffnung, besuchen auf St. Helena die Stätten und Plätze, wo Napoleon geweilt, getrauert und begraben gelegen, sehen auf Ascension nackte Vulkanfelsen und rothberockte Engländer, und eilen nach 2jähriger Abwesenheit ihren harrenden Angehörigen in die Arme, um ihnen zu erzählen, was sie Alles für 1800 Thaler (denn so viel kostet die Fahrt) gesehen, genossen, gelitten und wie viele Stürme sie gratis mit in den Kauf bekommen, oder aber — um à la Ida Hahn-Hahn sich an den Schreibtisch zu setzen und einige redselige Bände über die Welt in die Welt zu schicken. F. K.

*** (Kolossales Eisenbahnprojekt.) Ein New-Yorker Kaufmann, Master Whitney, hat dem Kongreß der N. A. Vereinstaaten den Bau einer Eisenbahn vorgeschlagen, welche vom westlichen Ufer des Eriesees bis zum schiffbaren Theil des Columbiaflußes im Oregongebiete führen sollte und circa 445 öster. Meilen lang wäre. Die Kosten dieser Bahn würden 100 Mill. Fr., die Zeitdauer ihres Baues 25 Jahre betragen. Sie verbände zwei Weltmeere, den atlantischen und den stillen Ocean. In 8 Tagen würde man von New-York aus den äußersten Endpunkt der Eisenbahn erreichen, in weiteren 25 Tagen könnte man bei regelmäßiger Dampfschiffverbindung China erreichen. Hr. Whitney verlangt von der Regierung keine andre Unterstützung als die Abtretung eines 60 engl. Meilen (etwa 12½ öster. M.) breiten Streifen Landes, durch den die Bahn gehen soll, wogegen er alle Regierungsgegenstände, Kriegsvorräthe, Soldaten, Matrosen ꝛc. auf ewige Zeiten unentgeltlich auf der Bahn befördern will.

*** (Das Guano und die Insel Possession.) Ueber die Insel Possession, an der Westküste Afrika's, berichtet der Kapitän der französischen Fregatte Heliopolis Folgendes. »Diese Insel besteht aus Granit, Schiefer und einer Art weißen Marmors. An Guano ist geringer Ueberfluß, auch ist es schlechter Qualität. Pinguins (Fettgänse) gibt's hier in solcher Menge, daß die Mannschaft einer englischen Brigg einst binnen 2 Monaten 30000 Pinguineier auflas. Ich selbst versorgte mich binnen einer Stunde mit 500 Eiern. Eben wegen dieser Anzahl von Fettgänsen, die von Fischen leben, ist das Meer rings um die Insel fischarm. Auch Seekälber besuchen die Insel, aber nur in den Monaten Jäner, Februar, März. Nach der Aussage der Walfischfahrer starben 1829 auf dieser Insel mehr als eine halbe Million Seekälber an einer Seuche; die Insel ist mit ihren Gerippen, und mit Fettgansskeletten bedeckt. In einem einzigen Tage las meine Mannschaft 4 Tonnen davon auf, die ich an Bord nahm. Das Guano ist nicht, wie viele behauptet haben, eine Anhäufung von Vogelmist, sondern verwestes Fleisch von Seekälbern, Fettgänsen und andern todten Vögeln, die da haufenweise über einander liegen. Wenn man auf der Insel herumgeht, möchte man glauben, ein besonderer Instinkt locke diese kranken Thiere hieher, um über den Leichen ihrer gefallenen Vorfahren zu sterben. Vielleicht zieht sie auch die Hitze heran, welche durch die Gährung der faulenden Körper erzeugt wird. Unter dem Guano, das ich auflud, war sehr wenig Vogelmist. Wenn das Guano von Possession schlechter ist als jenes von Ichaboë, so kömmt dies daher, daß es frischer und die Verwesung noch nicht vollständig ist. Die Engländer sind auf diese Düngerart dermaßen erpicht, daß sie einst auf dieser Insel die Leichen von sechs Matrosen, die 1825 an Bord eines englischen Schiffes gestorben und hier begraben worden waren, ausgruben, blos um einige Tonnen Guano, das sie umgab, zu gewinnen. Denn es ist eine Eigenschaft des Guano, daß es die Leichen so frisch erhält, als wären sie einbalsamirt. Die Mannschaft eines andern Schiffes nahm noch den Rest des Guano weg und übertrug die Leichen an einen andern Ort, wo sie dieselben zum Schutz vor der Gefräßigkeit der Raubvögel mit schlechtem Guano bedeckte. Damit in Zukunft diese menschlichen Ueberreste mehr geachtet würden, haben wir eine Inschrift aufgepflanzt, in der wir Jedem zu wissen thun, daß an der Stelle, wo sie jetzt ruhen, kein Guano mehr zu finden ist. — Das Guano ist sehr schwer und nimmt bei Temperaturswechseln an Gewicht noch zu. Daher geschah's oft, daß Schiffe, die eine volle Ladung Guano aufgenommen hatten, wenige Tage später mehre Tonnen über Bord werfen mußten.« (Voleur vom 25. Februar.)

*** Die Quellen des weißen Nil, bisher noch gänzlich unbekannt, sind endlich im Oktober vor. Jahres von dem französischen Reisenden d'Abbadie aufgefunden worden. Sie entspringen aus Sümpfen im Lande der Gamru.* Indeß sind die Nachrichten hierüber noch so dürftig, daß wir warten, bis wir unsern Lesern Ausführlicheres mittheilen können.

*** (Abhärtung der Tungusen.) Ein russischer Beamte, der einst längs dem Fluße Olekma nach dem Distrikte Schugicha reiste, bemerkte einige beladene Rennthiere, die am Ufer umherschweiften; als er sich ihnen näherte, hörte er Kindergeschrei, ohne jedoch einen Menschen wahrzunehmen. Wenige Schritte weiter stellte sich ihm ein jammervolles Schauspiel dar: eine Tungusin, die so eben niedergekommen war, lag hilflos und verlassen auf dem Eise, bei einer Kälte von vielleicht 35°! Sie hatte das Kind mit Schnee gewaschen, es in ein Fell gewickelt und in die Wiege gelegt; hierdurch ermattet, vermochte sie nicht mehr ihr Rennthier zu besteigen. »Bist du weit gereist?« fragte sie der Beamte. — »Zwanzig Werst,« antwortete die Tungusin. — »Hast du noch weit zu gehen?« — »Noch zehn Werst.« — »Aber Du kanntest ja deinen Zustand; warum hast du dich auf den Weg gemacht?« — »Ich glaubte noch den Ort zu erreichen, wohin mein Mann gestern abging und wo ich ihn heute treffen sollte.« — »Brauchst du nichts?« — »Nein!« — Indessen ließ der Beamte den Kindern Zwieback geben und ihre Wiegen zurechtsetzen, während ein alter, bei ihm befindlicher Kosak der Wöchnerin beistand und ihr Speise reichte. Hierauf verfolgte er seinen Weg nach dem zum Nachtlager bestimmten Punkte; zwei Stunden nach seiner Ankunft langte zu seinem Erstaunen auch die von ihm in der Wüste zurückgelassene Tungusin an, stellte selbst ihre Jurte auf, sattelte die Rennthiere ab und fing an sich ihr Essen zu bereiten. Er fragte sie von neuem, ob sie nicht etwas nöthig habe? — »Nein,« erwiederte die Tungusin, »wenn Ihr aber etwas Branntwein habt, so gebt mir ein Schälchen.« — Es versteht sich, daß nur der Zufall diese Frau und ihre Kinder vom Untergange rettete; bei starkem Winde und Schneegestöber waren sie dem sichern Tode verfallen. — Dieses Beispiel ist übrigens nichts Ungewöhnliches; es ereignet sich oft, daß die Tungusinen im Reiten gebären und ihren Ritt dann sogleich fortsetzen; aber ihrer kräftigen Natur zum Trotze läuft es doch nicht immer ohne üble Folgen ab. — Die Kinder sieht man meist völlig nackt. Auch haben die Tungusen wie alle sibirischen Völkerschaften die Gewohnheit, wenn sie sich schlafen legen, sich nackt auszuziehen. Nur mit einigen Fetzen von Thierhäuten bedeckt, kehrt der Tunguse den bloßen Rücken dem Feuer zu und schlummert ein; gegen Morgen erlischt das Feuer und auf dem Körper des Schlafenden bildet sich eine Reifkruste, ohne daß ihn dies in seiner Ruhe stört.

*** Die Menschenfresserei auf Nukahiva (Marquesas) lebt noch in der vollen Blüthe ihrer Schrecklichkeit. Es gibt Wilde, z. B. der Kriegerhäuptling Pakoko, der Oberpriester Veketu, welche eine ansehnliche Zahl Menschen verzehrt zu haben gestehen. Pakoko zieht das Fleisch der Oceanier jenem der Europäer vor, weil letzteres zu salzig sey. Nach seiner Aussage hat das Menschenfleisch einige Aehnlichkeit mit jenem des Thunfischs, nur ist es besser. Selbst seit der Besitznahme durch die Franzosen wurden noch, ohne Wissen der französischen Behörden, in Nukahiva Menschen aufgefressen. Die Zubereitung geschieht sehr einfach: zuerst wird ein Loch in die Erde gemacht, darein Holz, über dieses eine Schicht Steine, und auf die Unterlage der Leichnam gelegt, sorgsam ausgeweidet und mit süßen Pataten gefüllt. Ringsherum werden wieder Steine und darüber Holz aufgeschichtet. Bald sind die Steine glühend und sobald der Leichnam gebraten ist, wird er zerschnitten. Die Hände und Füße, die gesuchtesten Bissen, fallen den Häuptlingen zu. Der Kopf, nachdem ihm das Haar abgeschnitten und die Zähne ausgerissen sind, wird in den Morai (Todtentempel) getragen, dem die Priester allein nahen dürfen. Aus den Zähnen macht man Halsbänder für die Krieger; das Haar wird als Siegstrophäe aufbewahrt. Ein kampfgerüsteter Nukahiver trägt es am Gürtel, am Faustgelenk, an den Knöcheln, an der Kriegsmuschel, an den Waffen; die Häuptlinge an der Spitze des Kommandostabs. Die Knochen werden zu Fächergriffen u. dgl. verarbeitet.

---

* Gamr heißt im Arabischen Mond, daher man die Berge jenseits dieser Quellen Mondberge genannt hat.

Der bucklige Matéo.

Episode aus dem Karlistenkriege. Aus dem Englischen.

Je weiter die Pyrenäenkette, diese herrliche natürliche Schranke zwischen Frankreich und der Halbinsel, sich der westlichen Küste nähert, desto mehr nimmt sie an Höhe ab, bis endlich, wenige Meilen von der Bai von Biscaya, der aufgethürmte Gebirgswall sich in einzelne verhältnißmäßig niedrige Hügelreihen auflöst, und die Bidassoa, ein unbedeutendes Flüßchen, die Gränzlinie fortsetzt. An dem spanischen Ufer dieses Wassers, in kurzer Entfernung von der Stelle, wo es die Gränze verläßt und ganz spanisch wird, steht oder stand wenigstens vor einem halbdutzend Jahre eine kleine schmutzige Venta oder Herberge, welche, nach ihrer wilden einsamen Lage zu schließen, weit öfter von Schmugglern und Banditen als von ehrlichen Leuten und friedlichen Reisenden besucht werden mochte. In einem Winkel zwischen mächtigen schwarzen Felsmassen gebaut, war das Haus jedem, der von Osten oder Süden kam, völlig unsichtbar: an der Nord- oder Gränzseite strömte in einer Entfernung von etwa dreihundert Schuh der Fluß, am entgegengesetzten Ufer mit dichten Eichen- und Kastanienwaldungen bewachsen, während im Westen rauher holpriger Felsengrund lag, durch welchen sich wie eine weißliche Linie ein schmaler Maulthierpfad schlängelte, der sich zuletzt auch ganz zwischen den Felsen verlor.

In einer Herbstnacht des Jahres 1838 befanden sich in der geräumigen rauchigen Stube, welche das ganze Erdgeschoß des Wirthshauses einnahm, blos zwei Personen. Eine derselben war ein Mann in der Blüthe des Lebens, schlank, hager und muskulös, ausgezeichnet durch die breiten Schultern, engen Hüften und sehnigen Glieder, welche die spanischen Gebirgsmänner charakterisiren. Seine von Natur rauhe und ernste Physiognomie wurde durch die Narbe eines Säbelhiebes, die sich von der linken Schläfe über die Wange bis zu der von einem dicken rothbraunen Schnurrbarte bedeckten Oberlippe erstreckte, nur noch weniger einnehmend. Sein Anzug war halb militärisch, halb bürgerlich; ein blauer bis zum Kinn zugeknöpfter Frack, zusammengehalten von einem ledernen Gurt, an dem ein krummer breiter Säbel hing, eine baskische Mütze auf dem Kopf, und ein paar Sporen an den Fersen, deren scharfe Rädchen ihr Klirren hören ließen, während er auf dem schmutzigen und feuchten Estrich des Gemaches auf und nieder schritt. Wie es schien, war er über irgend etwas ärgerlich oder ungeduldig; von Zeit zu Zeit entschlüpfte ihm ein zwischen den Zähnen gemurmelter Fluch oder ein zorniger Ausruf, und er stampfte aufgebracht mit dem Fuße auf den Boden und schlug an seine eiserne Säbelscheide. Ein- oder zweimal blieb er dem großen Kamine gegenüber stehen und starrte ein Weilchen in das Feuer, das dampfend an den mächtigen Klötzen leckte, oder richtete den Docht einer eisernen Lampe, die von dem plump gearbeiteten Mantel des Kamines herunterhing, um dann seinen einförmigen Spaziergang wieder fortzusetzen. Der zweite Insasse des rußigen Gemaches war ein Knabe, seiner kleinen Statur und seinen zarten Zügen nach zu urtheilen etwa 12 Jahre alt. Er saß zusammengekauert auf einer niedrigen Bank beim Kamine, die Ellbogen auf die Knie gestützt und das Kinn auf den Händen ruhend, während seine großen schwarzen Augen unter einer Fülle schwarzer Locken, die ihm über Nacken, Schultern und Wangen herabfielen, in rastloser Beweglichkeit hervorblitzten. Der Name des Burschen war Matéo, und er war der Sohn des Wirthes, eines gewissen José Miron, eines bekannten Schmugglers, der eben auf einer Schmuggel-Expedition abwesend war. Der eben beschriebene Mann war Antonio Ranez, oder, wie man ihn gewöhnlich nannte, Antonito (Tönchen), der Chef einer kleinen Guerilla-Bande, die ihre Raubzüge gegen die Karlisten der Umgegend halb ohne weiteres auf eigene, halb auf die Rechnung der Königin Isabella II ausführte. Nachdem er seinen rastlosen Spaziergang noch eine Weile fortgesetzt hatte, schien Antonio's Geduld gänzlich erschöpft. Plötzlich stehen bleibend, zog er eine plumpe silberne Uhr aus der Tasche und sah bei dem Lichte der Lampe drauf.

»Eilf Uhr,« rief er aus, »und noch nicht da! Es muß etwas geschehen seyn.«

Er hatte diese Worte kaum ausgestoßen, als die Stille der Nacht von einem gellenden Pfiff unterbrochen ward, der, wie es schien, ganz nahe am Hause ertönte. Antonio eilte zur Thüre, riß sie auf und starrte in die Dunkelheit hinaus, die tief und undurchdringlich war, da der Himmel sich mit Wolken bedeckt hatte und kein Stern sich blicken ließ. Plötzlich erschien ein Licht auf dem andern Ufer der Bidassoa und warf einen breiten Glanzstreif auf das Wasser. In einem Augenblick verschwand es wieder, und alles war wieder finster.

»Mateo, muchacho, pronto, Matéo, schnell, Bursche!« rief der Guerilla in gedämpftem und hastigem Tone dem Burschen zu, der noch immer am Kamine kauerte. Der Junge sprang auf die Füße, und nun wurde es ersichtlich, daß sein kleiner Wuchs und sein kränkliches und jugendliches Aussehen nicht die Folge seiner Jugend, sondern seiner Krüppelhaftigkeit waren. Er mochte etwa 20 Jahre alt seyn, maß aber viel unter fünf Fuß und hatte lange ungeschickte Beine, die einen außerordentlich kurzen, durch einen Höcker zwischen den Schultern entstellten Rumpf trugen.

»Matéo, geschwind zu den Booten!« wiederholte Antonio.

Der Bucklige ging mit langen Schritten voran zum Ufer hinab, wo zwischen dem Gebüsch ein Boot verborgen lag. Antonio sprang hinein. Der Bursche band es los und war eben im Begriff zu folgen, als der Guerilla einen gräßlichen Fluch ausstieß.

»Die Ruder — wo sind die Ruder?«

Matéo sah in das Boot. »Sind sie nicht da, Don Antonio?«

»Teufel!« rief der Guerilla im Tone unterdrückter Wuth, »die Ruder, Du Kobold der Hölle!« Und er packte den Burschen beim Kragen und schüttelte ihn aus allen Kräften.

»Sie müssen im Stalle seyn,« sagte der Bucklige, sobald er Athem zum Sprechen hatte, »ich will sie holen.«

In diesem Augenblicke ließ sich ein zweiter Pfiff hören und ein zweiter Lichtblitz leuchtete über das Wasser und vermehrte die Wuth Antonio's, der, aus dem Boote springend, dem unglücklichen Krüppel einen

furchtbaren Schlag in's Gesicht versetzte und ihn beim Kragen gegen das Haus zu schleppte. In weniger als drei Minuten war der Guerilla mit dem fehlenden Ruder in der Hand wieder da, und mit einigen Ruderschlägen befand sich das Boot ein paar Ellen weit vom gegenseitigen Ufer. Das Ruder in den Grund des seichten Flußes stoßend, hemmte Antonio den Lauf des Bootes.

»Wer da? Wer kömmt da?« frug er in vernehmlichem doch vorsichtigem Tone.

»Raposo, ein Fuchs,« war die Antwort.

Der Kiel des Bootes schurrte auf das Ufer und ein Mann, in einen Mantel gehüllt, stieg ein. Einige Sekunden drauf war das Fahrzeug mit den zwei Männern wieder am spanischen Ufer des Flußes, und nachdem das Boot befestigt war, gingen beide in die Schänke.

Der Neuangekommene warf seinen Mantel ab und stellte seine Laterne, die ihm zu den Signalen gedient hatte, auf die Seite. Dann zog er eine Bank zum Feuer, setzte sich drauf, störte die Gluth auf und wärmte seine schwerbestiefelten, nassen und schlammbedeckten Füße an den wohlthätigen Flammen. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit scharf ausgeprägten Zügen von einem besonders kühnen und entschlossenen Ausdruck, und trug eine einfache Kleidung von ganz gewöhnlichem Schnitt und Stoff. Antonio setzte sich, nachdem er erst die Thüre sorgfältig geschlossen hatte, dem Fremden gegenüber, der einen untersuchenden Blick in dem Gemach herumgehen ließ.

»Seyd Ihr allein?« fragte der Fremde. »Wo ist José Miron?«

»Er trägt Tabak nach Frankreich,« war die Antwort.

»Und sein Sohn?«

»Die bucklige Range schmollt, und hat sich davongemacht. Ihr könnt frei reden. Wir brauchen nicht zu besorgen, daß man uns behorcht, Sennor L... Wie stehen die Sachen?«

»Vortrefflich,« antwortete der Andre. »Er ist in Aspeitia, ohne andern Schutz als ein paar Ordonnanzen und dünkt sich so sicher, als säße er auf dem Throne zu Madrid mit einem ganzen Garderegiment an den Thoren seines Palastes. Er läßt sich wenig davon träumen, was hier für ihn gebraut wird. Er wird einigermaßen erstaunt seyn, uns morgen Abends vor sein Bette treten zu sehen. Denn morgen Abends muß es geschehen, Antonio. Es ist keine Zeit zu verlieren.«

»Und warum will es der General nicht thun?« fragte der Guerilla. »Was können seine Gründe seyn, daß er einen solchen Glückfall von sich weist?«

»Pah,« erwiederte der Andere ungeduldig — »der General! Eure Generale und Obersten sehnen sich nicht darnach, dem Krieg ein Ende zu machen, der ihnen Geld und Stellen bringt. Nein, nein! Er behandelte mich wie einen Verrückten, als ich ihm meinen Plan eröffnete, gab mir zu verstehen, ich wäre ein Spion, und befahl mir zum Schluße, die Provinz zu verlassen. So nahm ich denn einen Paß nach Frankreich und bin nun hier. Aber wir brauchen ihn nicht, Antonio. Morgen Abends, eine Stunde nach Sonnenuntergang gehe ich von San Sebastian mit zwei chasse-marées weg. Seyd sammt Euren Leuten bereit zu mir zu stoßen.«

»Es ist eine gefährliche Unternehmung,« sagte nachdenklich der Guerilla. »Aber der Preis ist des Versuches werth. Wenn's gelingt, so sollten sie mich zum Generalfeldmarschall und Euch zum Premierminister machen, denn wir haben dann mehr gethan, als alle ihre Generale und Minister zusammen vermochten. Heilige Jungfrau, Gevatter! denkt Euch nur, wenn wir beide Se. Majestät aus dem ersten Schlafe wecken, ihn so auf die Schulter klopfen und sagen: Carlitos —«

»Still,« rief L... hastig, »Ihr seyd sehr unklug. Es taugt nichts Namen zu nennen.«

»Keine Seele hört uns,« erwiederte Antonio, »aber gleichviel, Schweigen ist unsere Parole. Habt Ihr mir sonst noch was zu sagen?«

»Nichts,« sagte L..., »vergeßt nur nicht, morgen, eine Stunde nach Sonnenuntergang.«

»Ich werde pünktlich seyn,« erwiederte Antonio, »und dann — hurrah, für eine Unze Blei oder eine Generalsstelle!«

Dies waren die letzten Worte, welche die zwei Männer wechselten, die nun das Haus mit einander verließen. L... setzte auf dieselbe Weise, wie er gekommen war, wieder nach Frankreich über und Antonio ging, nachdem er ihn hinübergeschafft hatte, in eine Art Schuppen, die als Stall des Wirthshauses diente, und erschien bald wieder auf einem starken zottigen Gaule. Er schlug einen Bergpfad ein und war im nächsten Augenblick in der Finsterniß verschwunden.

Kaum war das Klappern der letzten Hufschläge auf dem steinigen Boden verklungen, als in einem Winkel des Gemaches, das L... und der Guerilla so eben verlassen hatten, ein Haufe alter Säcke und Fischernetze in Bewegung gerieth und Matéo's unförmliche Gestalt zum Vorschein kam. Das Gesicht des Krüppels war mit Blut bedeckt, eine Folge des Schlages, den er bekommen hatte; aber statt des Ausdruckes von Schmerz oder Mißmuth leuchtete ein Lächeln wilder Freude darauf.

»Aspeitia,« murmelte er zwischen den Zähnen, während er sich dem Feuer näherte und seine langen affenähnlichen Finger d'ran wärmte. »Carlitos — eine Generalsstelle — der Thor! Antonito, der Maulthiertreiber, mit einer Generalsschärpe. Er hat Matéo nicht mit in die Rechnung gebracht und den Schlag,« fügte er hinzu, und legte die Hand auf sein geschwollenes und noch blutendes Gesicht. »Ha, ha, der Thor!«

Und die Lampe auslöschend, die rauchend und flackernd heruntergebrannt war, stieß der Bucklige einen Ton aus, der halb ein Schrei und halb ein Lachen war, und sprang hinaus aus der Schänke.

Etwa eine Stunde nach Eintritt der Dunkelheit am andern Tage sah man zwei schnellsegelnde Fahrzeuge mit Lugger-Takelung, wohlbekannt unter dem Namen trincadores oder chasse-marées (Sardellenboote), in der Richtung von der französischen Küste her vor einem frischen Winde hersegeln, und ihre Segel gegenüber dem Hafen von S. Sebastian back- und beibrassen. Zugleich wurde eine Laterne auf die Spitze des Mastes aufgehißt, und kaum war dies geschehen, als aus dem

Schatten der Felsen unterhalb des Leuchtthurms fünf mit Männern angefüllte Boote hervorruderten und in wenigen Minuten an den Seiten der Trincadores anlegten. Die Bemannung der Boote bestieg die Fahrzeuge mit Ausnahme von zwei Ruderern, die in jedem zurückblieben und gemächlich zum Lande zurückruderten. Auf den Luggern wurden nun alle Segel aufgesetzt und ein frischer Ostwind beförderte ihren Lauf und trieb sie tanzend über die Wogen; aber, als wenn auch diese schnelle Bewegung noch nicht genügt hätte, wurden die Ruder ausgestreckt und die vierschrötigen biscaischen Matrosen arbeiteten kräftig den Lauf der Schiffe noch zu befördern. Sie eilten nun mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit durch die Fluthen dahin, überall von dem phosphorischen Leuchten der Wellen, das man an jenen Küsten häufig beobachtet, umblitzt. Die Mannschaft, die in den Booten an Bord gebracht worden war, nahm keinen Theil an den Arbeiten der Matrosen, was ihren sonstigen Gewohnheiten und Beschäftigungen, so viel sich diese aus Kleidung und Ausrüstung beurtheilen ließen, auch wohl wenig zugesagt hätte. Es waren ihrer etwa fünfzig, lauter kräftige, kühn aussehende Leute, ein paar mit Gurgelabschneider-Physiognomien, alle aber mit dem Ausdrucke der kecksten Waghalsigkeit auf ihren Gesichtern. Ihr Anzug war ziemlich verschieden; einige trugen blaue oder grüne Jacken, andere graue Röcke. Alle hatten die runde flache Kappe, welche die allgemeine Kopfbedeckung sämmtlicher Karlisten und auch einiger christinischer Guerillas-Banden war, und alle waren gut und gleichförmig mit gut gearbeiteten, tüchtigen Musketen mit Bajonneten bewaffnet und hatten ihre Cananas oder Ledergürtel mit Patronen vollgestopft.

Diese Leute bildeten die Guerilla-Bande des Antonio Ranez, der auf dem Halbdeck des größeren Fahrzeuges stand und in ein leises ernstes Gespräch mit dem Manne versunken war, den wir gestern in der Schänke am Ufer der Bidassoa kennen lernten. Sennor L... hatte aber seinen Anzug heute mit einem vertauscht, der dem seines Gefährten ähnlich war, und sich noch einen Säbel umgeschnallt und ein Paar Pistolen eingesteckt, deren Schäfte unter seinen Rockklappen hervorschauten. Seine Stirn zeigte ein paar kleine Falten und aus dem ganzen Gesichte blickte Entschlossenheit und Aufregung, als er auf dem halben Dutzend Bretter, die das Halbdeck des Luggers bildeten, auf und niederschritt oder sich vielmehr blos wendete. »Es ist ein kühner Streich,« sagte er als eine Erwiederung auf eine Bemerkung, die Antonio gemacht hatte, »aber der Preis, nach dem wir streben, steht im Verhältniß dazu. Und wenn kein Verrath statt gefunden hat und die Leute tapfer sind, so will ich für den Erfolg stehen.«

»Verrätherei kann es wohl dabei nicht geben,« antwortete der Guerilla, »denn selbst in diesem Augenblicke weiß außer Euch und mir niemand, wohin unsere Fahrt geht und was das Ziel unsres Unternehmens ist. Gewiß ist unsere wahre Absicht die letzte, auf die irgend Einer verfällt. Was meine Leute betrifft, so stehe ich für sie, wie für mich selbst.«

Drei Stunden darauf, nachdem die Schiffe San Sebastian verlassen hatten, warfen sie in einer abgelegenen Gegend der Küste von Guipuzcoa an der Mündung eines Baches Anker, westlich von der Mündung des Flußes Orio und in geringer Entfernung von dem Fort von Guetaria. Vierzig Mann nebst Antonio und L... wurden von den Booten der Fahrzeuge an's Land gebracht, zehn andere blieben an Bord, mit dem strengen Befehl, keine Seele von dem Schiffsvolke an's Land gehen zu lassen, sondern auf derselben Stelle die Rückkehr ihrer Kameraden zu erwarten, die vor Tagesanbruch wieder eintreffen würden. Alles geschah in der tiefsten Stille und mit der äußersten Vorsicht; am Bord der beiden Schiffe waren längst alle Lichter ausgelöscht, die Ruder waren umwickelt, und kein Mann sprach anders als flüsternd.

Es war kein Mondschein, aber eine klare, sternhelle Nacht, als Antonio und seine Bande unter der Führung L...'s, der sich an die Spitze des Zuges stellte, die Küste verließen und sich landeinwärts wandten, Mann für Mann in einer Linie hintereinander marschirend in einem Schritt, den die spanischen Soldaten häufig annehmen und der an Stille und Schnelligkeit nur mit dem der Indianer in Nordamerika vergleichbar ist. Es war weder ein Laufen noch ein Gehen, sondern ein elastischer Schritt, ein Mittelding zwischen beiden, in dem man lange aushalten kann, und mit dem sie rasch vorwärts kamen. Ihr Führer war offenbar mit der Gegend, durch die sie zogen, vollkommen bekannt; er schaute weder rechts noch links, sondern verfolgte seinen Marsch in fast gerader Linie, bald quer über Wiesen und gepflügte Felder, bald durch enge Zaungäßchen oder auch einmal ein kleines Stück auf der offenen Fahrstraße; durch Gestrüpp und Dickicht über Hecken, Gräben und Hügel, immer fort mit der unermüdlichen Kraft und Beweglichkeit eines baskischen Gebirgsbewohners. Von dem Augenblick an, als die Guerillas den Fuß an das Ufer setzten, befanden sie sich auf karlistischem Grund und Boden, unter einer Bevölkerung, die dem Prätendenten ergeben war, und überall nahe bei zahlreichen Besatzungen und Posten seiner Truppen. Die späte Stunde aber, die Dunkelheit und die einsamen Wege, die sie einschlugen, machten es unwahrscheinlich, daß sie jemand begegnen oder selbst nur gesehen werden sollten; nichtsdestoweniger aber wurde alle mögliche Vorsicht angewandt. Ihre Kleidung und Ausrüstung war in allen Stücken dieselbe, wie die der meisten karlistischen Truppen; alle waren Basken, die baskisch sprachen und die Sitten des Feindes genau kannten, unter den sie sich so kühn mitten hineinwagten. Während des dreistündigen Marsches stießen sie nur zweimal auf Menschen. Die ersten waren ein paar Bauernweiber, die ihnen eine gute Nacht wünschten und ohne allen Verdacht ihres Weges gingen, indem sie sie für karlistische Soldaten hielten, um so mehr als zwei oder drei von den Guerillas ein Liedchen anstimmten, das unter des Prätendenten Leuten verbreitet war, und dessen Text eben so schmeichelhaft für Don Carlos als unartig gegen seine Nichte und Schwägerin klang. Die zweite Begegnung ging nicht so leicht vorüber. Ein Bauer auf einem kräftigen Maulthiere kam an den Zug herangeritten und schien Lust zu haben, sich ihm anzuschließen. Er ließ sich mit der Mannschaft in ein Gespräch ein und fragte, wo sie herkämen, wohin sie zögen und warum sie in so später Stunde marschirten. Die Guerillas wußten ihre Lektion recht gut und hatten allerhand

Antworten bereit, allein seine Neugier war nicht so leicht befriedigt, und seine Fragen fingen an, sie in Verlegenheit zu setzen.

»Mach', daß wir den geschwätzigen Dummkopf los werden,« sagte L... zu Antonio. »Er ist zu fragselig, fünfzig Leben dürfen nicht wegen einem gewagt werden.«

»'S ist wahr,« sagte Antonio, zog sachte seinen Säbel und ging langsamer. Als der unglückliche Bauer an dem Guerilla vorbeikam, blitzte eine breite Klinge, ein leiser röchelnder Laut folgte und dann fiel ein Körper durch das krachende Gezweig der Büsche in den tiefen Graben, der die Straße begränzte.

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als die kühne kleine Schaar auf einer engen Straße hielt, die sich zwischen waldbedeckten Hügeln hinwand, auf denen hie und da eine Felsenspitze aus den Bäumen hervorragte. Alles war still; der schwache Wind hatte aufgehört zu wehen, und außer dem Krächzen einer Eule oder dem Quacken eines Frosches war kein Laut zu vernehmen.

»In zehn Minuten sind wir dort,« sagte L... zu Antonio. »Es ist Zeit, der Mannschaft ihre Befehle zu geben.«

Antonio stimmte bei, und im nächsten Augenblick standen die Guerillas in einem Kreise um ihre Führer. L... redete sie an.

»Männer,« sagte er, und wies dabei auf ein nicht fernes Licht, »dort ist Aspeitia.«

Eine Bewegung der Uiberraschung zeigte sich unter den Guerillas, als sie sich so zu sagen mitten in des Löwen Höhle fanden.

»Es ist dort eine Person, die wir aufheben und auf unsre Lugger führen wollen. Es liegen keine Truppen in dem Platz, und es wird wenig Schwierigkeiten machen, ihn gefangen zu nehmen; sollte aber ein Versuch zu seiner Befreiung mit einem Schein von Erfolg versucht werden, so erinnert Euch wohl, daß wir ihn haben müssen, todt oder lebendig, und daß sein Kopf allein dem Manne, der ihn morgen in San Sebastian vorzeigen kann, mit Gold aufgewogen werden wird. Und nun vorwärts. Raposo (Fuchs) ist das Losungswort, und hier der Ort der Zusammenkunft, falls wir zerstreut werden sollten.«

Die Mannschaft stellte sich in die frühere Ordnung und der Marsch ging weiter. Sie waren kaum hundert Schritte von dem Orte, wo der kleine Stillstand stattgefunden hatte, als der Paß von einem hellen Blitz erleuchtet wurde und der Donner von hundert Musketen von den nahen Hügeln wiederhallte. In demselben Augenblick tauchten hinter den Felsen und Baumstämmen, aus dem Gestrüpp und Gebüsche Hunderte von Gestalten auf, und die weißen Mützen des fünften Bataillons von Guipuzcoa, der tapfern und vielgefürchteten Chapelgorris, dämmerten durch die Finsterniß, wie ihre Träger herabstürzten, die Christinos anzugreifen.

»Wir sind verloren,« rief L..., am Fuße eines Baumes zusammenbrechend. »Alles ist verloren, aber die Sache war des Wagens werth.«

Er war von zwei Kugeln getroffen und starb fast augenblicklich. Mehr als ein Drittel der Guerillas war von der Salve, die sie empfangen hatten, getödtet oder gefährlich verwundet, aber trotz des schweren Verlustes und der verzweifelten Lage, in der sich der Trupp befand, schien Antonio, der noch unverwundet war, nicht zu verzweifeln oder wenigstens entschlossen, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

»Muth, Kinder,« rief er, einem Gefallenen die Muskete entreißend und mit einem wohlgezielten Schuße einen karlistischen Offizier niederstreckend, der seine Mannschaft eben zum Laden kommandirte. Die Christinos, ermuthigt durch das Beispiel ihres Führers, stürzten sich mit einer Salve auf den Feind und drängten ihn für einen Augenblick zurück. Aber der Kampf war zu ungleich, als daß der Ausgang desselben hätte zweifelhaft seyn können. Antonio machte einen kühnen, aber vergeblichen Versuch zu einem Rückzuge auf der Straße, auf der sie gekommen waren, aber nachdem er die Karlisten durch seine wüthenden Angriffe zweimal zurückgetrieben hatte, fand er, daß er ganz umzingelt war, und ihm nichts übrig blieb, als auf der Stelle zu sterben, wo er stand. Eine allgemeine Salve von den Chapelgorris, die durch den hartnäckigen Widerstand einer Handvoll Leute erbittert waren, brachte das Gefecht zu Ende. Fünf Christinos, die noch auf den Füßen waren, warfen ihre Waffen weg und baten um Pardon, wurden aber augenblicklich niedergestochen. Antonio selbst lag tödtlich verwundet am Boden.

Ehe sich noch der Rauch der letzten Salve verzogen hatte, erschien ein Bursche auf einem plumpen Pyrenäen-Pony auf dem Schauplatze des Scharmützels. Er stieg ab und suchte unter den Todten und Sterbenden, mit denen der Boden bedeckt war, herum, bis er zu Antonio kam, der am Wege lag, den Kopf an einen Felsblock gelehnt und furchtbar aus drei Wunden blutend, deren geringste tödtlich war. Als er den sterbenden Guerilla erkannte, stieß der bucklige Matéo einen wilden Freudenschrei aus.

»Ah, mein Antonio,« rief er, »Du wirst diesmal nicht General, wie mir scheint; Du mußt noch ein wenig auf die Schärpe warten. Oder hast Du vielleicht für Deinen Theil eine Unze Blei bekommen? Ha, ha! Schön — das wird Dich lehren, den armen Buckligen schlagen und puffen. Du hast also Carlitos aufheben wollen, he? ha, ha, ha!«

Und er begann um den Verwundeten herum zu springen und zu tanzen, Schimpfwörter gegen die Christinos ausstoßend und Bruchstücke karlistischer Lieder singend, zur großen Unterhaltung einiger Chapelgorris, die Fakeln angezündet hatten, um die Leichen der Christinos besser ausschälen zu können, und nun da standen und bei dem flackernden Lichte den Grimassen des halb sinnlosen Buckligen zusahen und gelegentlich in den Hohn gegen den unglücklichen Antonio einstimmten. Plötzlich machte derselbe eine schwache Bewegung, als wollte er seinen Kopf höher auf das steinerne Kissen legen. Matéo warf sich augenblicklich an seine Seite auf die Knie nieder.

»Ich will Dir helfen, Antonio,« sagte er in höhnischem Tone. »Dein Bett scheint Dir heute Nacht nicht bequem.«

Und seine langen hageren Arme um den Leib seines Opfers schlingend, strengte er alle seine Kräfte an, ihn in eine sitzende Stellung zu bringen, indem er zugleich seine beweglichen Züge zu einer scheußlichen Fratze von Haß und Verachtung verzog. Der verwundete Guerilla

stieß einen Seufzer des Schmerzes und der Wuth aus, als dessen Echo einen Augenblick drauf ein scharfer gellender Schrei des Buckligen ertönte. Die Arme des letztern erschlafften und ließen los, sein Kopf neigte sich, und er fiel quer über Antonio zusammen, in dessen Kehle jetzt das Röcheln des Todes hörbar wurde. Einige Karlisten traten herzu und hoben Matéo auf, aber er war schon todt. Seine letzte dahinschwindende Kraft zusammenraffend, hatte der Guerilla sein Messer gezogen, und seines Verräthers und Peinigers Herz durchbohrt.

* * *

Es ist eine Thatsache, die wenigen bekannt ist, aber darum nichts desto weniger Thatsache bleibt, daß gegen das Ende des karlistischen Krieges in Spanien ein Plan entworfen wurde, Don Carlos in seinem Quartiere in einem Dorfe von Guipuzcoa, wo er oft unbeschützt und nur von wenig Leuten umgeben war, zu überfallen und zu entführen. Ein Dampfboot sollte von S. Sebastian bald nach Einbruch der Nacht abfahren und eine Handvoll entschlossener baskischer Guerillas etwa 4 bis 5 Stunden weit von des Prätendenten Aufenthalt landen. Als karlistische Soldaten verkleidet, wollten sie quer durch's Land marschiren, Don Carlos gefangen nehmen und ihn mit aller nur möglichen Eile zurück auf das Dampfboot bringen; ihren Rückzug sollten einige entgegenkommende Bataillons Christinos decken. Der Plan zu diesem kühnen Handstreich ward von seinem Erfinder dem damals in Guipuzcoa kommandirenden General vorgelegt, der es aber nicht für geeignet fand, ihn zu unterstützen. Es war dies eine jener Unternehmungen, die für den ersten Augenblick toll und unausführbar scheinen, aber gerade wegen ihrer außerordentlichen Kühnheit und Unwahrscheinlichkeit oft gerathen. Es ist außer allem Zweifel, daß unmittelbar darauf ein derartiger Handstreich ohne Beistand der Behörden versucht wurde, aber die Waghälse waren durch einen Bauerburschen verrathen, es wurde ihnen ein Hinterhalt gelegt und sie wurden sämmtlich nicht weit von ihrem Ziele in Stücke gehauen. Die Vertilgung einer Handvoll Guerillas war in jenen Zeiten ein zu häufig vorkommendes Ereigniß, um Aufmerksamkeit zu erregen und die christinischen Blätter erwähnten seiner kaum, wenn auch die karlistischen Zeitungen nach ihrem Gebrauch mit vielem Lärm und Übertreibung davon sprachen.

(Hood's Magazine.)

Ein Streifzug durch Venezuela.

Nach dem Englischen.

Um die drückende Langeweile, die wir auf dem elenden Eilande Tabago litten, zu unterbrechen, beschloß ich einen Ausflug auf das südamerikanische Festland. Wenige Jahre zuvor hatte laut des Ausspruches eines berühmten englischen Staatsmannes, England hier eine neue Welt in's Leben gerufen; wir wollten nun sehen, ob die Prophezeiung eines glücklichen Gedeihens in Erfüllung gegangen. Die Republik Venezuela, den nordöstlichen Winkel des Continents einnehmend, aus mehren großen fruchtbaren Provinzen bestehend, war eines Streifzuges wohl werth. Ich hatte das Glück, einen Freund zu finden, der eben so dachte, und wir machten den Ausflug zusammen.

Die »Pubertad« hatte ihre Ladung von Ochsen eingenommen und war reisefertig. Der Morgen des 28. Dezembers fand uns auf ihrem Decke, jeden mit seinem Mantelsacke, einem spanischen Wörterbuche und den nöthigen Reisebequemlichkeiten. Es wehte eine leichte Briese. Nie sah Tabago besser aus, als wie es in der Ferne verschwand. Unter uns lagen Korallenfelder, deren üppiger fächerförmiger Wuchs, wimmelnd von stachlichten Seeeiern und hübschen Zoophyten, durch das krystallklare Meer deutlich zu erkennen war. Die Strömung hielt unsere Fahrt auf; sie zieht mit wechselnder Schnelligkeit die amerikanische Küste entlang, bis sie endlich bei Florida als reißender Golfstrom in den Ozean hinausbricht.

Während des nächsten Morgens verzögerte sich unsere Fahrt, weil das Hauptsegel gerissen war, und da wir in der Nacht an der Boca de navios vorübergesegelt waren, durch welche als die Hauptmündung des Orinoco wir hatten einfahren wollen, gewannen wir Cap Barima, den südlichen Auslaufer der Boca (des Mündungsgebietes). Es hatte stark geregnet; siebzehn Fuß Fahrwasser sind auf der Barre (Sandbank), und die Fluth steigt noch gegen vier Fuß. Das Wasser war trübe und halb süß, das Ufer flach und mit Buschwerk überwachsen.

Ein bewaffneter Schooner, d. i. die Hälfte der venezuelischen Seemacht, sandte uns einen bleifarbigen Lootsen zu. Seine Ankunft nahm dem Hochbootsmann einen Stein vom Herzen, und dieser machte eifrig die Honneurs des Kutters, indem er die unglücklichen Schiffsjungen mit Püffen und Stößen antrieb. In einer kleinen melancholischen Rothhaut entdeckte er ein auffallendes Talent, Glas und Porzellan zu zerbrechen, in einem andern Burschen von unbestimmbarer Abkunft einen wunderbaren Hang, Teller zu beschmutzen, und Messer und Gabel mit der Spitze vorwärts zu überreichen, welcher geniale Zug bei jeder Mahlzeit hervortrat, und den Bootsmann zu einem schmähenden Wortschwall, einem Potpourri von Englisch, Spanisch und Französisch reizte. Häufig und rührend waren seine Anrufe an unser Mitleid mit dem Kreuze, das eine Rotte so nichtsnutzer Jungen über ihn verhängte.

Der Regen fiel noch immer in Strömen. Unsere Schlafstellen, nach ihrem Aussehen Hundshütten genannt, waren der Stärke der Bemannung und dem Klima angemessen. Wer je in einem kleinen Schiffe zwischen den Wendekreisen fuhr, kennt das Elend, wenn man vor Sonnenhitze oder Regen unter dem Decke Zuflucht suchen muß. Unsere »Hundshütten« öffneten sich nach innen, und waren geräumig genug, daß man einen kleinen Vorrath von Kleidern und Büchern bei sich haben konnte. Vor der Vorderseite fiel ein Vorhang herab, der, wenn es zu gießen aufhörte, aufgerollt, wenn sengend die Sonne schien, wie ein Vordach ausgespreitet und mit einem Pflocke gestützt wurde. Doch die besten Erfindungen der gebrechlichen Menschheit sind unvollkommen, und so muß ich gestehen, daß unsere Hundshütten etwas Sonne und gar viel Nässe einließen. Wir ankerten für die Nacht einigen Indianerhütten gegenüber,

deren Lichter in der Nacht durch Regen und Nebeldampf von der Krabbeninsel herüberglimmten, einem schicklicheren Aufenthalte für das Thier, nach dem es benannt ist, als für Menschen; — doch die Orinoco-Indianer sind ein wildes Geschlecht.

Der nächste Morgen war wieder naß, wir konnten daher das Boot, das nach Brennholz an's Ufer ging, nicht begleiten. Ein kleines Canoe schoß auf einem entfernten kleinen Flußarme dahin und wurde von drei wild aussehenden Guaraunen (so heißen die Indianer, die im Orinoco-Delta hausen, auf Bäumen wohnen und Letten essen) neben unseren Schooner gerudert. Sie boten uns einige Kürbißflaschen voll Fischfett zum Tausch gegen Rum an, schlugen aber vier Dollars aus, die ihnen der Hochbootsmann für ihr kleines, roh aus einem Baumstamme gehauenes Canoe anbot. Es waren ungesund aussehende, dickbauchige Wilde, ganz nackt mit Ausnahme eines zerrissenen Gurtes von Kattun, ohne eine Spur von Bart, aber mit einem Haarwuchs, der ungefährdet von jeder Scheere, wirr und zerzaust weit über die Schultern herabwallte. Nur quer über die Stirn war das Haar ganz kurz weggeschnitten. Es waren Gesichter, wie ein Knabe als ersten Versuch sie aus einem Holzblocke schnitzen würde.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit der Fluth in die Boca ein, und da der Wind feierte, mußten wir Anker werfen, wo sie aufhörte. Endlich ging eine leichte Briese auf, begleitet von schweren Regenschauern, und wir kamen vorwärts. Die Wälder bekamen nach und nach ein stattliches Aussehen; doch noch immer waren sie mit elendem Gestrüpp eingesäumt. Blaue und gelbe indianische Raben schoßen quer über unseren Weg, und in der Ferne sahen wir auf den dürren Aesten der ältesten Bäume wilde Truthühner schwermüthig sinnend sitzen. Mit der Dämmerung warfen wir in einem breiten Flußarme Anker, wo sehr verdächtige Schlammbänke uns mit einem Anfalle von Moskiten drohten, auf den uns unser Bootsmann empfahl, uns vorzubereiten. Doch die lästigen Myriaden von Stechfliegen verschonten uns ganz unerwartet, und so saßen wir denn bis spät Nachts auf dem Decke, erfreuten uns der klaren, tropischen Nacht, und während wir dem neuen Jahre zutranken, störte uns nur selten einmal das trompetenartige Summen eines geflügelten Peinigers.

Lange vor Tagesanbruch schon weckte uns das Krächzen, Kreischen, Heulen, Winseln, Krähen und Brüllen der Vögel und Thiere des Waldes. Bei dem ungewohnten wüsten Lärm dieser Reveille verließen wir unsere Hundehütten, und da die Briese sich wahrscheinlich vor zehn Uhr nicht erhob, fuhren wir im Boote des Kutters noch vor Sonnenaufgang mit unseren Büchsen aus. Es war ein unbeschreiblich lieblicher Morgen und als die Sonne majestätisch sich erhob, strahlten Wasser und Himmel in der glühendsten Pracht von Purpur und Gold. Unter den überhangenden Wäldern des Ufers glitten wir hin; die Vögel wiegten sich munter auf den Zweigen und riefen sich mit denselben tausendfachen Tönen wach, die uns aus dem Schlafe geschreckt. Der Wasserdampf auf dem Fluße, den unsere Gewehre angesogen hatten, vereitelte lange unsere Jagdlust; endlich purzelte ein fetter Truthahn von den höchsten Zweigen herunter in's Unterholz. Nur mit großer Mühe bewogen wir unsere Leute, uns an's Land zu rudern, so groß ist hier die Furcht vor den Jaguars oder amerikanischen Tigern, von denen die Wälder des Delta wimmeln sollen. Als wir endlich landeten, war das Gestrüpp so dicht, daß wir das Suchen nach dem Wilde in dem undurchdringlich dichten Filze von Dornsträuchen und Schlingpflanzen bald aufgaben.

Die erwartete Briese hatte sich erhoben und wir machten uns auf den Rückweg nach dem Kutter, der bereits die Anker gelichtet hatte und lustig auf uns zusegelte. Etwas weiter fuhr ein kleines Fahrzeug seewärts an uns vorüber; noch weiterhin kroch ein großes Holzfloß, wie die auf dem Rheine, doch auch mit Palmblättern zum Dachdecken beladen, mühselig am andern fernen Ufer aufwärts. Es öffneten sich einige flüchtige Blicke auf dürftigen Anbau um ein Häufchen Hütten her, wo eine vorspringende, mit Granitblöcken überstreute Landspitze uns den ersten festen Boden im Lande zeigte. Links lag das Dörfchen Sacapan, wo einst Missionäre eine Guarauneugemeinde gesammelt hatten, das aber jetzt nur aus wenigen Hütten und Gärtchen, und aus zwei Baumwollpflanzungen bestand.

Frisch blies der sogenannte Handelswind, der die Fahrt auf dem östlichen Laufe des Orinoco so sehr befördert. Unser Bootsmann, in der besten Laune, unterhielt uns von seinen Thaten im Gambia, wo er als französischer Sklavenhändler die Wachsamkeit der englischen Kreuzer oft überlistete. Wir holten einen andern Schooner ein und der Hitzkopf gerieth auf den Einfall, als Gruß einen Schuß aus unserer alten rostigen Kanone zu feuern. Hundertfach hallten die Wälder den Knall zurück und ganze Wolken von Papageien und buntscheckigen Aras flatterten erschrocken auf. Wir erhielten keine Antwort. Gegen Abend holten wir den Schooner ein (er war aus Guadaloupe) und eröffneten eine Unterhandlung um einen kleinen Vorrath von Claret. Während diese im Zuge war, zeigte unser Bootsmann die Uiberlegenheit unseres Fahrzeugs, indem er — obgleich mit gekürzten Segeln — zweimal rund um den Schooner herumfuhr, und sobald wir den Claret an Bord hatten, wie ein Pfeil voranschoß. Kaum hatten wir nach Tische angefangen, das Verdienst des neu erworbenen Weines zu erörtern, so ließ sich ein Geräusch wie von einem Windstoße hören und ein unermeßlicher Schwarm von Muskitos, die von den Sandbänken herüber kamen, stürzten sich im selben Augenblicke über das Schiff. Zum erstenmale erfuhren wir die Marter, welche die Südamerikaner kurzweg plaga nennen, und hatten wahrlich Grund zu dem Wunsche, daß es zugleich das letztemal seyn möge. Vergeblich arbeiteten unaufhörlich Hände, Taschentücher, oder was immer einen Fliegenwedel ersetzen konnte; umsonst wurden Tausende erschlagen: neue Tausende kamen nachgerückt und ersetzten die Gefallenen. Vergeblich suchten wir Schutz in unseren Hundehütten: die unerbittlichen Feinde waren vor uns eingedrungen, dürstend nach Blut und überladen mit Gift. Vergeblich tauchten wir die Hände in die Taschen, die Köpfe unter die Bettdecken: sie drangen hartnäckig nach. Durch das stärkste Matrosentuch, durch die dicksten Wollenstrümpfe drang ihr peinigender Stachel. Das Summen, das eigenthümliche Trompeten dröhnte die ganze Nacht hindurch; wir waren widerstandlos

unsern Quälern preisgegeben. Und als der Morgen kam, als Sättigung und der Frühdampf sie entfernt hatten, standen wir auf, todmüde, geschwollen und geröthet, als hätten wir alle den Scharlach.

Wir ankerten bei Apostadera (d. i. Stationshaus), oberhalb der Stelle, wo die Boca Pedernales, der letzte schiffbare Arm, sich vom Hauptstrome abzweigt. Hier müssen alle Schiffe auf dem Orinoco, die nach Angostura segeln, vorüber. Der Zollbeamte kam heraus, die Schiffspapiere zu besichtigen; ein halbstündiger Ausflug mit dem Bootsmanne auf's Ufer zeigte uns die Blöße des Landes. Einige Pisange, ein Paar Hühner und Hähne, und etliche Hüte groben Zuckers waren der ganze sichtbare Reichthum der armseligen Hütten, unter welchen sich die Wohnung des Zollaufsehers keineswegs durch Stattlichkeit hervorthat. Ein schöner Tucan (Pfefferfresser) und einige ausnehmend magere Hunde waren die einzigen zahmen Thiere; die menschlichen Bewohner waren spärlich an Zahl, dürr und träge. Weiterhin war die etwas größere Stadt Baraucas zu sehen, die, obgleich seit ihrer Gründung sich immer gleich, den Ruf kräftigen Emporblühens hat, und von wo eine wenig besuchte Straße nach Cumana führen soll.

Wir kamen nun über das Orinoco-Delta hinaus, dessen gesammten Kanäle sich zu einer ungeheuren etwa eine bis fünfviertel Stunde breiten strömenden Fläche vereinigten. Die Scene hatte sich gänzlich geändert. Der Wald schien die Uippigkeit seines Wachsthumes verloren zu haben; ungeheure Sandbänke streckten sich dem Ufer entlang oder dehnten sich landeinwärts zu Wüsteneien aus. Weiterhin wurde der Anblick kühner. Eine Bergkette lag zu unserer Linken, hoch an deren Seiten hinauf man deutlich Wasserfälle blinken sah. Wir nahten uns Guayana vieja (Alt-Guayana), der alten vor dritthalbhundert Jahren gegründeten Hauptstadt von Guayana, dem Schauplatze erbitterter Kämpfe der Engländer unter dem berühmten Sir Walter Raleigh gegen die Spanier und neuerlich einem Hauptkriegstheater Bolivars, des Befreiers von Amerika. Jetzt besteht es aus zwei verfallenden Forts und einigen jämmerlichen Häusern ohne Dach.

Bald darauf ließen wir zur Linken die Weiden einer großen einem Engländer gehörigen Viehwirthschaft liegen, der kurz zuvor zwei Dampfschiffe auf dem Fluße unterhalten hatte. Trotz der hohen Viehpreise auf Trinidad und den britisch-westindischen Inseln schlug die Spekulation fehl, hauptsächlich weil die Boote zu viel Tiefgang hatten und Holzfeuer nicht kräftig genug waren, die Gewalt des Stromes zur Zeit der jährlichen Uiberschwemmungen zu überwinden.

Die Mündung des Caroni, eines edlen Stromes, den aber einige Wasserfälle unschiffbar machen, passirten wir zur Nachtzeit. Längs seines Laufes durch reiches Acker- und Weideland war es im vorigen Jahrhunderte den Missionären gelungen, eine zahlreiche Menge wilder Jägerstämme zu friedlichen Landleuten zu machen.

Angostura ist die Hauptstadt von Guayana, der größten unter den dreizehn Provinzen von Venezuela, die allein alle andern zwölf zusammen an Ausdehnung übertrifft. Ihren Namen (Enge) hat die Stadt von dem Umstande, daß sie auf einem vorspringenden Hügel des rechten Ufers liegt, welcher den mächtigen Orinoco von einer Breite von 6000 Ellen auf weniger als 900 Ellen einengt. Man hat berechnet, daß die Menge Wassers, welches bei niedrigem Wasserstande — wo der Strom noch immer 60 Fuß tief ist — vorbeifließt, der des Ganges bei seiner Mündung gleich kommt. Auf dem gegenüberliegenden Ufer zeigt sich Fort Rafael und ein elendes Dorf, von wo sich aber eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt öffnet, deren Straßen sich in regelmäßigen Reihen über einander von den Quais bis zum Gipfel des bedeutend hohen Hügels erheben.

Die Lage Angostura's, dieses Schlüssels zu einem großen, fruchtbaren Binnenlande, ließ uns einen blühenderen Zustand erwarten, als wir in Wirklichkeit in Gebäuden, Läden oder Schifffahrt fanden. Während der sechs Tage, die wie stromaufwärts gefahren waren, begegneten wir höchstens sieben bis acht Schiffen, und der Ankergrund bei der Stadt zeigte nichts weniger als einen prangenden Mastenwald. Die Bevölkerung der Stadt, sammt dem dazu gehörigen, ganz Böhmen an Größe doppelt übertreffenden Bezirke zählt nur achttausend Seelen, darunter 1000 zahme, über 2000 wilde Indianer und 500 Neger.

Der Marktplatz ist eine nette, gut gehaltene Einfriedigung nach der Hauptstraße hinaus, mit der Hinterseite an den Fluß stoßend, so daß die Unreinigkeit der Fleischbänke leicht beseitigt werden kann; zu beiden Seiten sind Häuserreihen, vorn eine schöne Allee. Man sieht hier alle Erzeugnisse des Landes, die Bedürfnisse des Tages, eine ungeheure Mannigfaltigkeit der edelsten Früchte, Ananas u. dgl., Gemüse, Hühner, Taubeneier, runde dünne Kuchen von Capavabrot hoch aufgehäuft, und die verschiedensten Fische in langen Reihen. Das schönste frische Rindfleisch, bei dem einem Engländer das Wasser im Munde zusammenläuft, liegt unordentlich über einander, und die Schlachthäuser sind mit Gewinden getrockneten Rindfleisches verziert, die im Aussehen alten Pferdegeschirren gleichen. Gruppen von Indianern lungern umher, und bilden in ihrem einfachen wilden Anzuge einen schlagenden Gegensatz zu den Haufen von Negern und Mulatten, die sich mit möglichstem Prunke herausputzen, wie ihn alle Mischlingsraçen lieben.

Der architektonische Anblick von Angostura ist nicht ungefällig. Die Kathedrale ist zwar in plump maurischem Style, hat aber eine imposante Lage. Die Häuser sind unregelmäßig; manche ähneln im Aeußern Gefängnissen; doch oft sieht man durch die Gitterstangen ein leuchtendes Augenpaar glänzen, und gewahrt durch das offene Flügelthor Gartenhöfe. Viele haben zierlich umgitterte Vorhallen, die aber nicht zum Schutze der vorfahrenden Kutschen bestimmt sind, da solch ein Luxus hier gänzlich unbekannt ist. Gasthöfe gibt es gleichfalls nicht. Die wenigen Reisenden, welche die abgelegene Stadt besuchen, sind, als hauptsächlich aus Kaufleuten bestehend, mit Empfehlungsbriefen an hiesige Handlungshäuser versehen. Wir waren glücklich genug, im britischen Viceconsul einen Bekannten zu finden, ruhten während unseres Aufenthaltes im Schatten seines gastfreundlichen Feigenbaumes, und trafen unter seinem Schutze Anstalten zur weiteren Reise. Da unsere Zeit gemessen war, trugen wir vor allem Sorge, uns Maulthiere und Pferde zum Zuge über die Llanos (Ebenen) von Cumana zu verschaffen. Bald sahen wir, daß dies un-

möglich war; beide waren neuerlich in der Gegend so selten geworden, daß die Landreise unthunlich war; zu Fuß aber brauchten wir nach Santa Fé de Bogota, unserem ursprünglichen Reiseziele, einen vollen Monat. Endlich beschloßen wir, den Apure bis San Fernando hinauf zu fahren und die Llanos nach Valencia und Carracas quer zu durchkreuzen. Unser Wirth traf gütig die Reiseanstalten, während wir die Stadt musterten und spanische Phrasen sammelten.

Die Straßen von Angostura führen hochtönende Namen: »Freiheit und Gleichheit«, »Unabhängigkeit«, »Wiedergeburt«, »Philanthropie«, »Republicanismus«, »Constitution« prangen mit großen Buchstaben an den Straßenecken, wohin sich diese schönen Dinge aus den Häusern geflüchtet zu haben scheinen. Bei unserer Ankunft war die Stadt in zwei Parteien gespalten, die einander bitter befehdeten. Die eine gab sich den grimmigen Namen der »Menschenfresser«, die andere betitelte sich weit zahmer, die »Menschenfreunde«.

Diese weichherzigen Menschenfreunde hatten wenige Monate zuvor nach dem Gouverneur der Provinz durch das Fenster seines Besuchzimmers aus einer Donnerbüchse geschossen, als er gerade mit dem Bischofe sprach. Er bekam so viele Kugeln in den Leib, daß er schon des anderen Tages starb. Der Bischof, dem der Schuß gleichfalls gegolten haben soll, kam unbeschädigt davon. Hoch priesen die Menschenfreunde diese patriotische Heldenthat, und das heranwachsende Geschlecht schrieb gewichtige Phrasen über Brutus und den Tyrannenmord an die Wand des Hauses, wo man sie noch heute lesen kann. Der Thäter hatte aber zu viel Bescheidenheit, das Kennzeichen wahrer Kraft, um seinen Namen kundzugeben; er blieb leider persönlich unbekannt und ungehangen.

Gegenwärtig hielt die Stelle des beiseite Geschafften ein alter Militär von melancholischem Aussehen inne, der kürzlich in einer Herzensangelegenheit eine schmähliche Niederlage erlitten haben sollte. Man sagte, daß er um die Hand einer jungen Dame geworben habe und erhört worden sey; die Schöne hatte aber ein früheres Verhältniß. Der Liebhaber war gerade auf Trinidad abwesend, und schrieb, als er von ihrem Treubruche hörte, einen so herzbeweglichen Brief, daß sie ihren Schritt bereute. Am Morgen vor unserer Ankunft hatte sie ihre Hand einem jungen Herrn gereicht — nicht dem auf Trinidad, sondern einem Stellvertreter desselben. Die Heirat durch Stellvertreter, wie sie hier üblich ist, bringt Zwietracht und Verwirrung in die besten Familien.

Trotz der Ermordung des Generals Heres (so hieß der frühere Statthalter) und der Erzählung kleinerer Ausschweifungen, die mit aller Hitze des Parteienzwistes übertrieben wurden, entging es uns nicht, daß die geringfügigen Mittel der Behörden zur Ruhighaltung einer eben aus Anarchie und Bürgerkrieg hervorgegangenen Bevölkerung, wenn sie nicht durch die Dürftigkeit der Staatsmittel beschränkt bleiben mußten, viel Vertrauen auf den gesunden Sinn oder auf die Erschöpfung des Volkes bewiesen. Eine unbedeutende Municipalgarde, von der einige zerlumpte Schildwachen vor dem Gefängnisse ein glänzendes Beispiel boten, und etwa dreißig Mann Linientruppen bilden die ganze Streitmacht der Provinz Guayana. Wir schlenderten einst auf ein Kloster zu, wo die Linientruppen einquartirt sind, und dachten einen Begriff von diesen republikanischen Helden zu holen. Etliche Kanonenkugeln und Granaten und jämmerliche Kanonen außen kündigten die Bestimmung des Gebäudes an. Da wir keinen Erlaubnißschein zur Besichtigung des Innern hatten, konnten wir nicht beobachten, wie für die Vaterlandsvertheidiger gesorgt war, oder wie diese für das ihnen anvertraute Rüstzeug sorgten. Da jedoch die ganze stehende Armee der Republik 1000 Mann nicht übersteigt, war es augenscheinlich, daß die Regierung zur Aufrechthaltung ihres Ansehens mehr der moralischen, als der physischen Kraft vertraut. Die Bezahlung der Gemeinen ist etwa wie im britischen Heere, der Sold der Offiziere weit niedriger. Die Wahrheit zu gestehen, mochte man die Garnison des Klosters dem Ansehen nach wohl für Falstaffs berühmte Kompagnie halten; ihre Bewaffnung aber war in guter Ordnung.

Das Pflaster in Angostura ist, wo es nicht aus Ziegeln besteht, abscheulich; deßwegen vermuthlich sieht man sich vergebens nach dem berühmten leicht schwebenden Schritt der reizenden Spanierinen um. Auf einer so rauhen Fläche kann kein zarter Fuß seine Form behalten. Ein Ball am selben Abende gab uns jedoch Gelegenheit, eine etwas bessere Meinung von der zierlichen Bewegung der angostura'schen Schönen zu fassen; obgleich die angenommene europäische Tracht sie weit weniger kleidet, als einst die nationelle Mantilla. Der männliche Theil der Gesellschaft war jung, modisch und witzig und schien besonderes Wohlgefallen an geschmacklosen Westen, Fracken und Schnurrbärten zu haben. Wenn sie galant den Damen sich näherten, glichen sie den Puterhähnen, wenn sie den Hennen sich spreitzend den Hof machen. Dazu die abscheuliche Sitte, im Ballsaale Cigarren zu rauchen und ungenirt auf den Boden zu spucken, mitten im Kreise der Tanzenden: es wäre ein Anblick des Entsetzens für unsere Modedamen. — Wir sind ja — sagen die Venezueler — eine junge Republik, erst mitten in der Entwickelung. Der Bolero war zu unserem Leidwesen nicht auf dem Ballprogramm, dagegen Walzer, Quadrillen und spanische Contretänze, sehr unspanisch ausgeführt.

Wenige Tage vor unserer Ankunft war ein großes Fest gefeiert worden; zahlreiche maskirte Gesellschaften zogen durch die Straßen, von denen einige uns besuchten, und in einem Hause, wo wir Abends zu Besuche waren, stellten mehre andere ihre Verkleidungen den Damen zur Schau. Die Trachten waren weder sehr kostbar, noch der Spaß sehr verständlich; aber die Maskirten schienen sich köstlich zu unterhalten.

Die Läden von Angostura sind mit europäischen Waaren wohl versehen, welche meistens, mit Ausnahme fertiger Kleider, einen übertriebenen Zoll entrichten. Ich kaufte ein englisches Pulverhorn: der Zoll war gerade so hoch, als der ursprüngliche Preis. Es ist belustigend, die Indianer zu beobachten, wenn sie in einen Laden treten. Die Männer beschäftigen sich unerschütterlichen Ernstes mit ihrem Einkaufe; aber es ist nicht ungewöhnlich, eine von den jüngeren Frauen kalt einen kleinen Spiegel aus ihrem Korbe nehmen zu sehen; nach einer Musterung ihrer persönlichen Reize frischt sie dann einen

schwarzen Flecken, wenn diese Zierde sich zu verwischen anfangen sollte, wieder auf, oder gibt einem weißen Streifen, der quer über die Nase läuft, mit harmloser Koketterie neuen Lilienglanz.

Die Indianer, welche Angostura besuchen, sind hauptsächlich Kariben, obgleich einige andere Stämme den Canton bewohnen. Die Frauen ordnen ihre Tracht mit unglaublicher Sorgfalt. Ein kleines Stück rothen Zeuges ist wie ein Diadem um den Kopf geschlungen, und ein dicker aus Haaren gefertigter Wulst umschlingt die Hüften und wird vorn in einen großen Knoten geknüpft. Ein breiter lederner Gürtel, merkwürdig geschnitten und gefältelt, umgibt über dem Knie das Bein, und ein anderer noch breiterer und geschmackvoller gezierter und gefranster schmückt die Knöchel. Das Haar, hinten sorgfältig gescheitelt, ist in zwei Flechten gewunden, die bis zu den Fersen herabfallen; vorn über der Stirn ist es ganz kurz abgeschnitten. Glasperlenschnüre um den Hals und die Handgelenke vollenden den Putz, und das hübsche Gesichtchen der Karibin ist mit rother Farbe verziert; bei Verheiratheten auch schwarz und weiß.

Der eigenthümliche Ausdruck des indianischen Gesichtes ist Unthätigkeit und Leiden; in den Zügen der jüngeren Frauen liegt ein sehr ansprechender Zug von Sanftmuth, aber der Schnitt aller ist etwas hart, fast möchte man sagen roh. Die Männer sind breitschultrig und muskulös, ihre Beine sind dünn; von Bart findet man keine Spur. Da die Weiber gewohnt sind, Körbe auf dem Rücken zu tragen, deren Gewicht durch ein starkes Band fast ganz auf den Vorderschädel drückt, da ihre Beine durch die festen Binden abmagern, da endlich ihr Busen wenig entwickelt ist, zeigen sie schon in frühen Jahren keinen Rest mehr von Jugendreiz.

Die Indianer werden dort zu Lande in wilde und zahme (bravos und reducidos) unterschieden. Man muß gestehen, wenn man beide Raçen vergleicht, daß die Civilisation nicht sehr zur Veredelung der Indianer gewirkt hat, weder was das Aussehen, noch was den Charakter betrifft. Freilich haben sie die unangenehme Gewohnheit, die früher unter einigen Stämmen herrschte, aufgegeben, daß nämlich einer den andern verspeist, auch haben sie sich zu einem träg ackerbauenden Leben um die Kirchen der Missionen niedergelassen: ihre natürliche Unthätigkeit hat sich aber wo möglich noch gesteigert. Unter der väterlichen Leitung der Fraters verschlummerten sie ihr friedliches Leben; einige leichte Kleidungsstücke mehr und weit größere Trägheit waren ihre einzigen Zeichen, daß die Civilisation auf sie gewirkt, — hinreichend, ihnen den Beinamen gentes racionales (vernünftige Leute) zu schaffen.

Warum man die Civilisirung des Wilden immer mit gänzlicher Vernichtung seiner angeerbten Gewohnheiten anfangen zu müssen glaubte, und warum das dem Indianer gegebene Beiwort nackt so allgemeinen Abscheu erregen konnte, ist schwer zu begreifen. Der Zweck der Kleidung ist, körperliche Entstellung zu bergen, vor der Kälte zu schützen und dem anderen Geschlechte zu gefallen. Den letzten Zweck erreicht die arme Indianerin mit ihrem schlichten Putze so gut, als trüge sie Diamanten und sammtene Schleppe. In den Tropen sehnt man sich nach Kühle, nicht nach Wärme, und bei der einfachen Lebensweise kommen körperliche Unförmlichkeiten sehr selten vor. Man wird die Schicklichkeit einwenden, welche Kleider zu tragen gebiete. Aber sind die äußeren Zeichen von Schicklichkeitsgefühl nicht unter uns blos hergebracht und beständig wechselnd? Die halb nackte Wilde ist so bescheiden und sittsam, als die geschniegeltste Quäkerin, und dazu nicht falsch anmaßend mit ihrer Sittsamkeit. Nicht im todten Stoffe sitzt die Sittsamkeit, sondern im lebendigen Gemüthe. Wer je einen Indianer im herkömmlichen Aufzuge seiner Wildniß neben einem possirlich von europäischen Kleidern gezwängten gesehen hat, wird die natürliche Uiberlegenheit des ersteren auf einen Blick begreifen. Doch das pharisäische England scheint der Ansicht zu seyn, der letzte Zweck der Civilisation sey, der Welt die Begierde nach englischen Stoffen und Zeugen einzuimpfen.

Erinnerungen aus meinem Soldatenleben in Algier.

Von F. Hirsch.

1. Engagement. Der Stelzfuß. Das Transporthaus in Toulon. Seefahrt und Sturm. Algier.

Es war den 17. August 1840, als ich bei dem Chef des Pariser Generalstabs, Obersten B*, vorgelassen wurde. »Junger Mann,« sagte er mir, nachdem ich ihm meinen Wunsch eröffnet hatte, in französische Dienste zu treten, »obschon es mir angenehm seyn muß, Leute Ihren Schlages in unsere Dienste aufzunehmen,« — und hiebei maß er wohlgefällig meinen großen und ziemlich robusten Körperbau, — »so glaube ich mich dennoch verpflichtet, Sie auf die Mühseligkeiten und Gefahren aufmerksam zu machen, welchen unsere Truppen in Algerien immerwährend ausgesetzt sind. Ich weiß es wohl, viele junge Ausländer lassen sich zu diesem Schritte von Hoffnungen verleiten, die nur äußerst selten in Erfüllung gehen, und die meisten fluchen dann der Stunde, in welcher sie zu unsern Fahnen geschworen haben. Ich wünsche nicht, daß auch Sie diesen Augenblick zu bereuen hätten, und lasse Ihnen hiezu eine Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden.« — »Herr Oberst,« erwiederte ich, »für Ihre menschenfreundliche Ermahnung bin ich Ihnen sehr dankbar, jedoch mein Entschluß ist nicht die Frucht eines unüberlegten Augenblickes, und ein weiterer Aufschub wird keine Aenderung desselben herbeiführen.« — »Wohlan,« entgegnete er, »wenn es Ihr unwandelbarer Vorsatz ist, so will ich Ihnen augenblicklich dienen.« Er schrieb einige Zeilen, klingelte, und übergab selbe der eintretenden Ordonnance, mit dem Befehle, mich dem Arzte vorzustellen. »Viel Glück zu Ihrer neuen Laufbahn,« sagte er mit wohlwollender Miene, »mögen Sie Paris als Offizier wieder betreten; Frankreich weiß auch Ausländer zu schätzen und zu belohnen. Adieu.«

Der Arzt erkannte mich für tauglich; den folgenden Tag unterschrieb ich den Eid, drei Jahre lang unter den französischen Fahnen bei der Fremdenlegion in Afrika zu dienen, und erhielt eine Marschroute nach Toulon.

Ich war nicht der Einzige, der sein Glück im Kriegsgetümmel zu finden hoffte; vierundzwanzig junge Männer, worunter mehre meiner nähern Bekannten, zogen am selben Tage mit mir freudig und hoffnungsvoll aus Paris, und Alle sahen wir uns schon im Geiste als Offiziere oder Ritter der Ehrenlegion; doch Einem nur lächelte Fortuna und er erhielt das Ehrenkreuz. Ich werde in der Folge noch Gelegenheit haben, seiner zu erwähnen. Wenige von uns sahen die europäische Erde wieder, und die meisten fanden einen fürchterlichen Tod unter den Händen der Araber.

Da es nicht meine Absicht ist, in diesen Blättern meine Reise durch Frankreich zu beschreiben, so will ich eines einzigen Vorfalls erwähnen, der mir während unserem Marsche bemerkenswerth schien. Einige Stationen vor Toulon hatten wir uns in der Weinschänke des Dorfes versammelt, wo wir übernachten sollten, als ein junger Soldat mit einem Stelzfuß eintrat. An den Knöpfen seines Mantels erkannten wir ihn für einen Abschieder der Fremdenlegion, und der Eingetretene wurde mit dem stürmischen Ausruf: »Vive la Legion!« und mit vollen Weingläsern empfangen. Nachdem der erste Aufruhr, welchen diese Erscheinung erregt hatte, wieder gestillt war, drängte sich Alles um den Stelzfuß, denn er begann von Afrika zu erzählen. Seine einfachen, aber energischen Schilderungen von dem Elende der dortigen Truppen und der empörenden Grausamkeit der Araber machten einen tiefen und unverlöschbaren Eindruck auf seine Zuhörer; er schloß die Erzählung seiner Schicksale mit den bedeutungsvollen Worten: »Nun habe ich zwei Jahre treu gefochten, bin bei Miliana zum Krüppel geschossen worden, und zum Lohne gibt man mir eine Vergütung von 100 Francs, und schickt mich als Bettler nach Deutschland zurück. So wahr ich nur einen Fuß habe, in zwei Monaten ist keiner von euch, der es nicht bitter bereute, diese verdammte Uniform angezogen zu haben!« Ergrimmt stürzte er noch einige Gläser Wein hinab, und ging zur Ruhe.

Mit ihm war die Fröhlichkeit für jenen Abend aus unserm Kreise verschwunden, denn das traurige Schicksal dieses armen Gefährten hatte Jeden sichtbar ergriffen. Bis jetzt hatten wir nur von glänzenden Aussichten geträumt, und nicht an die furchtbare Schattenseite unsers künftigen Lebens gedacht. Nach jener Erzählung aber traten uns schauerlich alle Leiden und Mühseligkeiten, und endlich ein martervoller Tod vor die Seele. Sollte auch dich ein gleiches Loos erwarten, solltest du vielleicht verstümmelt und hilflos in dein Vaterland zurückkehren müssen? So dachte ich bei mir selbst, und meine Gefährten mochten wohl ähnliche Gedanken hegen, denn stumm und in düsteres Hinbrüten versunken saßen sie vor den gefüllten Gläsern, und verließen nach einer Weile die Schänke.

Am andern Morgen, als wir uns zum Abmarsche anreihten, fehlte ein Mann unseres Detachements. Auf Remy, so hieß er, mochten die Worte des Invaliden noch tiefer gewirkt haben, als auf uns Andre, denn in der Nacht war er heimlich entwichen.

Den 12. September, gegen 10 Uhr Morgens, erreichten wir Toulon. Der Anblick der hohen majestätischen Forts, welche drohend von dem kahlen Gebirge auf den Hafen herabblicken, erinnerte uns an den größten Helden Frankreichs, an Napoleon, der hier seine ruhmvolle Laufbahn begonnen hatte.

Am Thore ließ uns der wachthabende Offizier von einem Soldaten auf das Stadtkommando geleiten, und von dort aus wies man uns, nach Abnahme unserer Marschrouten, in das allgemeine Transporthaus, wenn anders eine alte, schmutzige und gänzlich verwahrloste Kaserne einen solchen Namen verdient. Infanterie, Kavallerie, Abschieder, Rekruten, entlassene Militär-Züchtlinge, Alles lag hier in einem bunten Durcheinander, in die verhältnißmäßig sehr engen Zimmer hineingepreßt. Mit militärisch-heroischer Gleichgiltigkeit rief der mit der Unterbringung der Mannschaft beauftragte Sergent: »Vierundzwanzig Mann nach Nr. 7!« und kümmerte sich dabei wenig, ob der wirkliche Fassungsraum dieses Zimmers unsere Aufnahme gestattete oder nicht. Den Tag über blieb die Sache noch ziemlich erträglich, denn die meisten Bewohner dieser militärischen Arche Noe schwärmten in der Stadt umher; aber der verhängnißvolle Zapfenstreich bereitete uns eine Scene, die alle unsere Erwartungen übertraf.

Auf jedes Bett drängten sich so viel Mann, als es im strengsten Sinne aufnehmen konnte; die Uibrigen lagerten sich auf den Erdboden, welcher eine Mosaik von allen möglichen Uniformirungen darbot. Glücklich derjenige, der den Vorzug hatte, unter einem Bette zu liegen, denn er genoß wenigstens das beruhigende Bewußtseyn der Sicherheit, während die Andern jeden Augenblick der eben nicht angenehmen Erwartung entgegensahen, ihren später ankommenden, meistens betrunkenen Waffenbrüdern als Fußboden zu dienen, auf welchem jene, ohne sich viel um das Fluchen der Betretenen zu kümmern, schwerfällig herumtaumelten, oder auch, von der Gewalt des Weines übermannt, fielen. Ich drückte mich in eine Ecke des Gemaches, wo ich mich vor den allzu zarten Berührungen meiner werthen Kameraden am sichersten glaubte, und suchte vergebens einen erquickenden Schlaf, denn ein Heer hüpfender Thierchen begann seine stechenden Angriffe auf meinen Körper und bereitete mir eine Qual, von der ich früher nie einen Begriff gehabt. Nicht besser war es den Kameraden ergangen, und andern Morgens verfügten sich mehre von uns zu dem Kommandanten des Hauses, um ihm unsere mißliche Lage vorzustellen. Seine Antwort war sehr befriedigend. »Wenn bisher stets so Viele Platz gefunden haben, so werden Sie es auch,« erwiederte er, und die Audienz war geschlossen, denn gegen diesen Schluß konnten wir natürlich nichts mehr einwenden. Man tröstete sich mit der Hoffnung auf eine baldige Abreise, und verkürzte indessen die Zeit so gut es möglich war und die Mittel erlaubten. Außer dem Quai und dem Hafen bietet die Stadt, mit ihren meist engen und kothigen Gassen, nichts Besonderes dar, und ich fand, daß selbst jenes rege Treiben, welches ich auf meinen frühern Reisen in andern Seestädten gewahrt, hier bei weitem nicht so anziehend und lebhaft war, da Toulon als Kriegshafen von Kauffahrern weniger besucht wird, als das nahe liegende Marseille.

Endlich erschien der langersehnte Tag unserer Einschiffung, und den 20. September kamen wir an Bord des Kriegs-Dampfers Cocytus, welcher uns nach Algier bringen sollte. Hier erneuerten sich die Scenen des

Transporthauses, denn bei zweihundert Mann mußten auf dem Verdecke des Schiffes, welches eines der kleinern war, ihren Aufenthalt finden. Das Betreten des untern Raumes wurde strengstens verboten, wie dies überhaupt bei allen Transport-Dampfschiffen in Bezug des Militärs gebräuchlich ist. Als endlich die europäischen Küsten unsern Augen allmälig entschwanden, stellten sich die gewöhnlichen Uibelkeiten der Seekrankheit ein, welche bei der Beschränktheit des Raumes noch unangenehmer und peinlicher werden mußten. Hatte man sich Abends auf einem kleinen Plätzchen des harten Bodens mit Mühe ausgestreckt, so wurde man jeden Augenblick von den beschäftigten Matrosen getreten und in die Rippen gestossen, und endlich gezwungen, sich wie eine Schnecke in die erhaltene Wolldecke hineinzuziehen, und so zusammengekauert die ganze Nacht zuzubringen. In der dritten Nacht unserer Reise wurde aus mir unbekannten Gründen vor Minorca, einer der Balearischen Inseln, Anker geworfen und bis Tagesanbruch verweilt. Das Brausen und ungestüme Toben des Meeres schien uns einen Sturm zu verkünden, welcher auch wirklich mit furchtbarer Gewalt zu wüthen anfing, als wir am Morgen kaum zwanzig Seemeilen von Minorca entfernt waren.

Meine Feder ist viel zu schwach, um die Schrecknisse und zugleich das Erhabene dieses Anblickes treu zu schildern. Der Himmel, in drohende Dunkelheit gehüllt, goß Ströme von Regen auf uns herab. Bald war die Spitze unseres Schiffes senkrecht gegen die Wolken gekehrt, bald schleuderte uns eine Woge von ihrem schäumenden Gipfel hinab in einen gähnenden Abgrund, der uns für immer zu verschlingen drohte; bald schlug sie tobend an die krachenden Seitenwände, daß die hohen Mastbäume sich bis auf die Wasserfläche neigten, und das Verdeck für Augenblicke gänzlich überschwemmt war. Alle Segel wurden eingezogen und die Dampfmaschine in ihrer Bewegung gehemmt. Zwischen dem Brausen des Sturmes hörte man von Zeit zu Zeit die gellenden Kommando-Pfeifen der Offiziere, die bei diesem schauerlichen Kampfe kaltblütig ihre Befehle ertheilten. Wir konnten uns unmöglich bei dem heftigen Schwanken des Schiffes auf den Beinen erhalten; selbst die Matrosen verrichteten nur mit Mühe ihre Dienste, und einige derselben versicherten, daß sie nie einen ähnlichen Sturm erlebt hatten. Ich klammerte mich an eine Kanone und erwartete in dieser Stellung das Ende des schrecklichen Schauspieles, welches leider bis zum folgenden Morgen fortdauerte.

Den 25. September gegen 11 Uhr Mittags, nachdem sich der Sturm gelegt hatte, gewahrten wir endlich die Küste von Afrika, die wir mit einem stürmischen Freudenruf begrüßten. Keiner schien daran zu denken, daß jene Erde sein Grab seyn könne. Immer deutlicher entfalteten sich unsern Blicken die reizenden Umgebungen Algiers und endlich die Stadt selbst, in deren Hafen wir um fünf Uhr Abends Anker warfen.

Wehmüthige Gefühle regten sich in mir bei ihrem Anblicke. Meine glücklichen Jugendjahre tauchten in der Erinnerung wieder auf, wo mich so manche Erzählung von dieser furchtbar berühmten Stadt gewaltig ergriffen hatte. Jetzt stand ich vor ihr, fremd, fern von Eltern, Freunden und Vaterland, vielleicht auf immer; Entbehrungen und Gefahren durch drei Jahre preisgegeben, und für alle diese Opfer einen ungewissen Lohn, und das Bewußtseyn, daß niemand mir eine Thräne zollt, wenn ich dem harten Kampf unterläge. Diese Gedanken beschäftigten meinen Geist während der ganzen Nacht, die wir noch an Bord zubringen mußten; und die Eindrücke der nächsten Tage waren nicht geeignet, sie zu verwischen.

2. Kleidermetamorphose. Der Vorposten und die eilf Reiter. Das Zelt und der Kapitän.

Andern Morgens wurden wir ausgeschifft. Eingeborene von weißer, brauner und schwarzer Hautfarbe, wie sie der Unterschied ihrer Abkunft hervorbringt, Spanier, Malteser, Korsikaner, arabische Juden, Soldaten in verschiedenen Uniformen, ganz verschleierte und halb nackte Weiber, versammelten sich am Hafen, theils um Früchte, Brod, Tabak u. dgl. den Ankommenden feil zu bieten, theils um blos ihre Neugierde zu befriedigen. Unser Korps war schon den Abend vorher von unserer Ankunft verständigt worden, daher sich ein Feldwebel bereits am Hafen befand, um uns in die eine halbe Stunde von Algier gelegene Kaserne, eine ehemalige Villa des Ministers Mustafa, zu führen.

Der Empfang, den wir da fanden, war kurz und militärisch. Nachdem ein Hauptmann uns flüchtig gemustert hatte, wies man uns, zu unserm nicht geringen Erstaunen, die weiten Säulengänge in den Höfen des Gebäudes als ferneren Aufenthalt an. Von Zimmern war keine Rede, denn diese waren von den hier garnisonirenden Kompagnien besetzt; eine schlechte Wolldecke sollte uns zum Schutze gegen die schon ziemlich fühlbare Kälte der Septembernächte dienen.

Die Zahl derjenigen, welche mit mir ein gleiches Loos theilten, belief sich auf Zweihundert; mit Ungeduld sahen wir alle dem Augenblick unserer Einkleidung entgegen, welches Glück uns endlich den 2. Oktober zu Theil wurde. Mit einem ganz eigenthümlichen Gefühle betrachtete ich die rothen Hosen, den dunkelblauen Rock und hechtgrauen Mantel, die man mir mit der Ermahnung überreichte, meine Uniform möglichst zu schonen und rein zu halten. Die Kopfbedeckung bestand in einer rothen Casquette mit französischer Kokarde.

Noch hatte ich nicht meine verhängnißvolle Toilette im Hofe beendet, als mich ein arabischer Jude am Arme zog und sich mit der bekannten Zudringlichkeit dieser Nation anbot, meine abgelegten Civil-Kleider zu kaufen. Jetzt erst gewahrte ich, daß während meiner Verwandlung die Räume der Kaserne sich mit ähnlichen Käufern gefüllt hatten, die hier manchen guten Fang zu machen hofften. Von allen Seiten wurden gute und zerrissene Kleider, Uniformirungen von verschiedenen Mächten, wie sie die Deserteurs trugen, gemustert, hundertmal herumgedreht, mit Adlerblicken beschaut, und endlich ein Spottgeld dafür ausgezahlt. Ein jeder sah die Nothwendigkeit ihrer los zu werden, und begnügte sich mit dem geringsten Preis, der ihm von einem habsüchtigen Juden geboten wurde. Ich that ein Gleiches, und die zwanzig Francs, die ich für meine noch ganz gute Kleidung und andere mir entbehrliche Kleinigkeiten erhielt, kamen mir mit dem Reste meines Reisegeldes sehr gelegen, um mir ein wenig die Stadt zu besichtigen.

Je reizender Algier mit seinen geweißten plattgedeckten Häusern, mit seinen Festungsmauern und Minarets vom Meere aus dem Ankommenden erscheint, desto widriger ist der Eindruck, den man bei näherer Besichtigung der Stadt empfindet. Mit Ausnahme des von den Franzosen angelegten Platzes und der durchgehenden Hauptgasse, welche gänzlich aus schönen europäischen Gebäuden besteht, und elegante Friseur- und Modeläden, Kaffeehäuser, Buch- und Kunsthandlungen, Gasthöfe, Bäder u. dgl. aufzuweisen hat, betritt der Fremde nur enge schmutzige Gäßchen, in welchen kaum zwei Personen neben einander gehen können. Die hohen oft zusammenstoßenden Häuser verhindern jeden freundlichen Sonnenstrahl, und bilden, so zu sagen, unterirdische dunkle Gänge, die man mit heimlichem Schauer durchwandelt, und wo einem die in weiße Tücher ganz eingehüllten maurischen Weiber geisterartig begegnen. Doch ich will mich hier in keine Schilderung der Stadt einlassen, die ja schon hunderte und bessere Beschreiber fand, und die ich auch bei meinem ersten kurzen Aufenthalte nicht sehr genau kennen lernte, da es allen auswärtigen Truppen strenge verboten war, ohne besondere Erlaubniß die Stadt zu besuchen. Diese Bewilligung aber war wegen häufiger Excesse und Raufereien nur sehr selten zu erlangen.

Endlich kam der Tag heran, wo ich zu meinem Bataillon abgehen sollte. Ich bekam ein Gewehr mit Feuerschloß, eine Patrontasche, die wie ein Gürtel umgeschnallt, und von hinten nach vorn geschoben werden konnte, sechzig scharfe Patronen und einen Tornister, der schon manche Expedition mitgemacht zu haben schien.

Von einem arabischen Führer begleitet, unternahm ich meine erste militärische Wanderung in Afrika, in Gesellschaft von etwa 20 Mann, nach dem zwei Stunden entfernten Lager Hussen-Dey, wo das erste Bataillon kampirte. Es war in einer Nachmittagsstunde, und trotz der schon vorgerückten Jahreszeit brannte die Sonne so fürchterlich, daß mir dieser kleine Versuch im militärischen Noviziate unbeschreiblich sauer wurde. Einige meiner schwächern Gefährten blieben ermattet und besinnungslos auf dem Wege liegen. Natürlich weckte dies nicht eben ermuthigende Betrachtungen über die Zukunft in mir, und hier zum erstenmal erinnerte ich mich wieder des Invaliden bei Toulon. Ein unwillkürlicher Schauer überfiel mich bei dem Gedanken, vielleicht tagelang in der größten Sonnengluth, ohne einen labenden Trunk, solche Märsche mitmachen zu müssen. Solches zu ertragen, dünkte mich weit über alle Gränzen menschlicher Kraft, und doch lehrte mich später die eigene Erfahrung, daß man Mühseligkeiten ertragen kann, die ein Anderer, der sie erzählen hört, nur für Märchen hält.

Schweißtriefend und mit brennendem Durst erreichten wir Hussen-Dey. Dies Lager, das zu jener Zeit einen der entferntesten Vorposten von Algier bildete, befindet sich auf einer Anhöhe, an deren Rande eine kleine Redoute aufgeworfen war, um den Truppen bei einem plötzlichen Uiberfalle als Zufluchtsort und Vertheidigungspunkt zu dienen. Außerhalb dieser Redoute standen 15 bis 20, meistentheils alte und zerrissene Zelte zum Schutze der Mannschaft. Ich wurde bei der vierten Kompagnie eingetheilt und dem Hauptmann derselben vorgestellt. Nach den gewöhnlichen Ermahnungen, meine Pflichten strenge zu erfüllen, den Vorgesetzten zu gehorchen, vor dem Feinde tapfer zu seyn u. s. w., entließ er mich mit dem Bedeuten, daß er bald Gelegenheit haben würde, meinen Muth auf die Probe zu setzen.

Obschon in einer nicht sehr bedeutenden Entfernung von Algier, war unser Lager dennoch öfters von feindlichen Arabern belästigt worden, und man gebrauchte daher die strengsten Vorsichtsmaßregeln, hauptsächlich zur Nachtzeit. Nebst der in der Redoute und bei den Zelten befindlichen Wache wurden einzelne Vorposten in der Runde aufgestellt. — Eine am Fuße der Anhöhe befindliche, mit dichtem Gesträuche bewachsene Schlucht konnte den Feinden einen sehr günstigen Schlupfwinkel bieten; diese nahm daher vorzüglich unsere Wachsamkeit in Anspruch. Jeden Abend bei einbrechender Dunkelheit marschirten 30 Mann unter der Leitung eines Offiziers in die Schlucht hinab und wurden einzeln in die Gebüsche vertheilt, mit dem Befehle, bei der Annäherung eines menschlichen Wesens augenblicklich zu feuern, und im Falle der Uibermacht sich zu einem nahe gelegenen Olivenbaum zurückzuziehen, wo der Offizier mit zehn Mann als Reserve die Nacht hindurch verweilte. Diesen Dienst nannte man die Embuscade, und er ward, abgesehen von der Beschwerlichkeit, eine ganze Nacht lauernd und meistens auf den Boden hingestreckt, bei jeder Witterung zuzubringen, mit Grund auch als der gefahrvollste betrachtet, wenn man in Erwägung zog, daß die steile Anhöhe, zu der kein eigentlicher Weg führte, bei einem nächtlichen Uiberfall einen schnellen Rückzug in das Lager unmöglich machte. Mehre dieser Vorposten fielen, wenn nicht ganz, doch theilweise, in die Hände der schlauen Araber, ehe eine Unterstützung vom Lager zu ihnen gelangen konnte.

Es gereichte mir daher zu keinem besonderen Vergnügen, als ich nach Verlauf von sechs Tagen auch meinen Namen unter denjenigen verlesen hörte, die zur Embuscade in der Schlucht bestimmt waren.

Der Himmel war mit dunkeln Wolken überzogen, und beinahe herrschte schon eine gänzliche Finsterniß, als wir das Lager verließen. Man vertheilte uns, und mich traf ein von der kleinen Reserve ziemlich entfernter Posten am Ausgange des Hohlweges, wo ich mich in ein Gebüsch in Hinterhalt legte, und nach dem Auftrage des Offiziers meine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf einen schmalen, an der Schlucht und dem besagten Gebüsche dicht vorbeilaufenden Pfad zu richten hatte, welcher in das Innere des Gebirges führte. Schauerliche Grabesstille war rings um mich verbreitet; nur zeitweise vernahm ich das klägliche Geheul eines hungrigen Schakals oder das Grunzen eines Wildschweines, welches seine Nahrung aus dem Boden wühlte. Meine Gefährten, meistens Neuangekommene wie ich, flößten mir im Falle der Gefahr wenig Vertrauen ein, und niemand wird es mir daher verdenken, wenn mich ein Gefühl von Aengstlichkeit beschlich. Es konnte Mitternacht vorüber seyn, als ich in der Ferne Pferdegetrab zu hören glaubte. Eine kleine Weile darauf vernahm ich deutlich, daß mehre Reiter auf dem erwähnten Pfade gegen mich zukamen. Sollte ich feuern, oder mich ruhig verhalten? Im erstern Falle hätte ich zwar ohne Zweifel einen meinen Gegner vom Pferd gestreckt, da der Pfad

nur höchstens drei Schritte von meinem Versteck entfernt lag; doch war vorauszusehen, daß ich der Rache der Uibrigen, deren Zahl mir nicht gering schien, schwerlich entgehen würde.

Heftig pochte mir das Herz, während meine Hände krampfhaft das Gewehr umfaßten. Schon war der erste Araber sorglos an mir vorüber geritten, zehn Andere folgten ihm der Reihe nach, die langen Gewehre vor sich schußfertig auf den Sattel gestützt. Die mindeste Seitenbewegung eines Pferdes, und ich war entdeckt und verloren.

Bei dem letzten Mann schien eine Zentnerlast sich von meiner Brust zu wälzen. Jetzt erst dachte ich wieder an die erhaltenen Befehle, feuerte auf die kaum hundert Schritt entfernten Feinde, und floh in das Dickicht auf unsere Reserve los. Nach dem Schuß wendeten die Araber augenblicklich ihre Rosse zu meiner Verfolgung; doch die Dunkelheit und das häufige Gesträuch verhinderte ein schnelles Nachreiten, und in wenigen Minuten wurden sie von unserer herbeieilenden Mannschaft mit einer lebhaften Fusillade empfangen und in die Flucht geschlagen. In einer Viertelstunde war Alles wieder ruhig und auf seinem Posten, bis zum Anbruch des Tages, nach dessen Verlauf dieser kleine Vorfall als ein ganz gewöhnlicher beinahe vergessen wurde. Nur mir kam die Sache nicht so ganz gleichgiltig vor, und noch lange konnte ich die verhängnißvollen eilf Reiter nicht aus dem Gedächtnisse bringen.

Der äußerst angestrengte Dienst, Exerzieren, Pikete, Wachen, Streifzüge, selbst das so mühsame Wasserholen am Fuße der Anhöhe, auf der wir lagerten, war bei schönem Wetter noch immer erträglich; mit dem Monat November begann jedoch auch der afrikanische Winter, d. h. es regnete oft Tag und Nacht ohne Unterlaß, und das Wasser drang stromweise durch unsere schlechten Zelte, auf deren durchnäßtem lehmigen Boden wir, blos mit einer einfachen Wolldecke versehen, zu liegen gezwungen waren. Anfangs konnte ich mich nicht entschließen, meinen Körper in diesem Koth zu wälzen, und schritt oft im größten Regen vor dem Zelte auf und ab, bis mich endlich Müdigkeit und Abspannung dennoch zwangen, auf den durchweichten Boden hinzusinken. Welche Ruhe und Erholung konnte der Soldat hier finden, der ganz durchnäßt, nach einer mühsamen Nachtwache oder von einer vier- bis fünfstündigen Rekognoszirung in sein Zelt zurückkehrte?

Trotz solcher Plackerei wurden jeden Sonntag Inspektionen und Paraden abgehalten, bei welchen man die größte Reinlichkeit in Kleidung und Waffen von denjenigen forderte, deren Aufenthalt selbst für Hunde viel zu schlecht gewesen wäre.

Obschon kein Schnee fiel, waren dennoch die den Regen begleitenden Nordwinde um so empfindlicher, und die Kälte um so schwerer zu ertragen, da wir uns gegen dieselben nicht schützen konnten, und bei dem häufigen Dienste außer dem Lager oft mehre Tage hindurch kein trockenes Kleidungsstück am Leibe hatten.

Der älteste Hauptmann, ein Franzose, welcher in Abwesenheit des Bataillons-Chefs unser Lager befehligte, war der roheste und gefühlloseste Egoist, der je eine Uniform getragen haben mochte; überdieß noch dem Trunke ergeben und stets bedacht, den Gemeinen in seinen Gebühren zu bevortheilen und dessen Loos durch Bedrückungen und unnütze Quälereien noch zu erschweren. Nur einen Zug aus seinem Charakter. Das Zelt, in welchem ich mich befand, war so sehr durchlöchert und abgenützt, daß wir nach wiederholten Bitten und Vorstellungen von unserm Kompagnie-Kommandanten ein noch überzähliges ganz neues erhielten. Um uns gegen Regen und Wind auf's beste zu schützen, spannten wir dasselbe auf das alte, und freuten uns schon sämmtlich der guten Behausung. Da führt das Schicksal den vorerwähnten schätzbaren Herrn Hauptmann vorbei; er sieht das Zelt und findet, daß es viel vortheilhafter wäre, wenn er selbes für seinen eigenen Gebrauch verwendete. Augenblicklich erhalten wir den Befehl, es wieder abzureißen und dem Herrn Hauptmann D* zur Verfügung zu übergeben. Alle unsere Einwendungen und Vorstellungen über den schlechten Zustand des früheren Zeltes wurden von ihm nur mit einem: »Taisez-vous canailles« beantwortet, und mit Wuth im Herzen mußten wir uns seinen Befehlen unterwerfen. Wir Alle schworen, diese Eigenmächtigkeit nicht ungerächt zu lassen, und zwei der Aeltesten von uns übernahmen es, eine ganz eigenthümliche Rache an diesem Tyrannen zu vollziehen. In der Nacht zerschnitten sie erstlich an mehren Stellen das Zelt des schnarchenden Hauptmannes; dann wurden alle Pflöcke, die zur Haltung desselben dienten, bis auf einige dergestalt aus der Erde gezogen, daß bei dem mindesten Windstoß das Zelt zusammenfallen mußte. Dieß gethan, zogen sie sich eben so unbemerkt wieder zurück. Mit Tagesanbruch kam der ersehnte Wind, und das durch die Nässe noch schwerer gewordene Zelt stürzte plötzlich über den Schlafenden zusammen. Dieser, schlaftrunken und erschrocken, ruft aus Leibeskräften um Hilfe, und schlägt und wälzt sich unter der Leinwand vergebens herum, um einen Ausweg zu finden, während das schallende Hohngelächter der herbeigekommenen Soldaten und durchdringendes Pfeifen seine Stimme beinahe unterdrückt.

Auch nicht Einer fand sich, der ihm Beistand geleistet hätte, und erst nach einer guten Weile gelang es ihm, schäumend vor Wuth und ganz mit Koth überzogen, durch einen der früher gemachten Einschnitte herauszukriechen, und der schadenfrohen Truppe durch sein Erscheinen ein erneuertes Gelächter abzuzwingen.

Natürlich wurde die Sache untersucht, alle Bewohner des verdächtigen Zeltes einzeln verhört, und im Falle des Nichtbekenntnißes mit den härtesten Strafen bedroht; jedoch diese Bemühungen blieben fruchtlos, und der Hauptmann erfuhr nie, wem er diese derbe aber wohlverdiente Lektion zu verdanken hatte.

3. Fondouk. Krankheiten. Gefecht mit den Arabern.

Zu dieser Zeit fand ich auch Gelegenheit, meine Kenntniße durch das Erlernen der Kochkunst und Wäscherei zu erweitern; in welch' ersterem Fache ich so erstaunungswürdige Fortschritte machte, daß meine Gefährten mich zur Würde eines cuisinier fixe, d. h. zum beständigen Kompagnie-Koch erheben wollten, welches Amt ich jedoch bescheiden ablehnte, da ich keinen Beruf fühlte, unter Gottes freiem Himmel, bei einem auf drei Steinen ruhenden Kessel mir die Lunge herauszublasen, um das

noch grüne und oft ganz nasse Holz in Flammen zu bringen.

Der November nahte bereits seinem Ende, als wir eines Abends den Befehl erhielten, uns für den folgenden Tag marschfertig zu halten. Diese unerwartete Nachricht erfüllte Alles mit Freuden, denn unter allen Menschen ist der Soldat derjenige, der am meisten den Wechsel liebt, besonders in solcher Lage wie die unsere war. Wir glaubten, bei einem Wechsel der Cantonirung nur gewinnen zu können. Indeß wurde schon Tags darauf unsere Freude sehr herabgestimmt, als wir durch das uns ablösende Bataillon erfuhren, wir seyen nach Fondouk bestimmt, einem der verrufensten Lager in der Provinz Algier. Zu maison carrée, einem großen viereckigen Gebäude an dem Fluße Aratsch, welches mit arabischem irregulärem Militär besetzt und von einer Menge Beduinen-Zelte umgeben war, stießen wir mit zwei andern Bataillons zusammen, die uns, sammt einem Transport von Lebensmitteln für sechs Monate, bis an unsere Bestimmung begleiten sollten. Auf dem achtstündigen Marsch wurde unsere Arrière-garde von feindlichen Arabern beständig verfolgt und belästiget, und zählte bei der Ankunft zwei Todte und fünf leicht Verwundete, worunter auch einen Offizier.

Fondouk liegt auf einer Anhöhe am Ende der großen Ebene von Mitidscha, an dem hier auslaufenden Gebirgsrücken des kleinen Atlas. Ein unbedeutender Fluß, dessen Namen mir entfallen, und der im Sommer nur weniges und sehr schlechtes Wasser enthält, fließt am Fuße des Lagers, welches mit breiten Gräben und gemauerten Wällen umgeben, ein längliches Viereck bildet. Da wir spät ankamen und die Besatzung von ihrer Ablösung früher nicht verständiget wurde, so mußten wir die Nacht über im Angesicht des Lagers bivouaquiren. Als wir am folgenden Morgen in das Lager einzogen, erschraken wir über den furchtbaren Anblick, den uns die Besatzung bot. Bleich und abgezehrt, nur Schatten ähnlich, wankte die Mannschaft herum; in dem kurzen Zeitraum von sechs Monaten hatte sie mehr als dreihundert Leidensgefährten hier beerdiget. Mit mitleidigen Blicken betrachteten sie die blühenden Reihen unserer kräftigen Männer, deren größter Theil an diesem Orte sein Grab finden sollte.

Schon seit längerer Zeit herrschte im Lager eine so heftige Dysenterie, daß selten unter zehn Erkrankten einer gerettet wurde. Einige schrieben dieses Uibel dem verdorbenen Wasser, Andere dem Fleische oder der schädlichen Luft zu; wahrscheinlich wirkte Alles dieß zur Erzeugung der Krankheit zusammen, deren Gewalt wir in Kurzem leider nur zu sehr empfanden.

Die abgelösten Truppen, so wie diejenigen, welche uns hierher escortirt hatten, waren nach gepflogener Uibergabe abmarschirt. Wehmüthig folgten unsere Blicke dem allmälig in der Ferne sich verlierenden letzten Flimmern ihrer Waffen; denn mit ihrem Scheiden waren wir auf sechs Monate von jedem Verkehr, und so zu sagen von der Welt geschieden. Im Innern des Lagers selbst, und besonders in den hölzernen Baraken, welche uns zur Wohnung dienen sollten, herrschte eine abschreckende Unreinlichkeit; in einigen derselben fand man noch todte Soldaten, welche in der Eile des Abmarsches, vielleicht auch absichtlich in ihren Hängmatten vergessen worden waren. Drei Tage hatten wir mit Reinigung des Lagers und der Hütten zu thun und mußten unterdessen im Freien kampiren.

Eine Woche verging, ohne daß sich ein Ausbruch der gefürchteten Krankheit zeigte, und schon schmeichelten wir uns, durch die getroffenen Anstalten und hauptsächlich durch die strengste Reinlichkeit dem Uibel zu entgehen, als selbes nach Verlauf von zehn Tagen seine ersten Opfer ergriff, und in weniger als einem Monate so überhand nahm, daß bisweilen zwölf bis fünfzehn Mann zugleich hingerafft wurden. Das errichtete Spital konnte bald die ungeheuere Zahl der Kranken nicht fassen, und war selbst mit den nothwendigsten Erfordernißen einer solchen Anstalt nicht versehen. Zwei Aerzte, wovon der Eine ein entlaufener Barbiergehilfe aus Baden, der Andere ein von einem französischen Regimente wegen Trunkenheit entlassener, und bei der Legion wieder angenommener Chirurgus, bildeten das Sanitäts-Personale in diesem so wichtigen Augenblicke. Es läßt sich leicht denken, daß unter der Leitung dieser zwei Söhne Aesculaps, die sich mehr mit der Weinflasche als mit ihren Kranken beschäftigten, viele der Letzteren dem Uibel unterlagen, während sie unter den Händen eines erfahrenen Arztes ohne Zweifel noch Rettung gefunden hätten. Das Heilungsmittel bestand in Diät, d. h. man gab dem Kranken so lange nichts zu essen, bis er selbst verlangte; wurde er hieran durch Schwäche verhindert, so ließ man ihn ohne weitere Hilfleistung sterben, und es hieß dann gewöhnlich im ärztlichen Rapport: »mort par affaiblissement« (gestorben an Entkräftung). Die wenigen Wiedergenesenen hatten ihr Aufkommen blos ihren Jugendkräften oder dem Zufalle zu verdanken. Mehre waren so glücklich, von der Krankheit gänzlich verschont zu bleiben, und unter dieser Zahl war auch ich.

Natürlich mußten die gesund Gebliebenen bei dem ununterbrochenen Regenwetter und dem angestrengten Dienste nicht wenig leiden. Die Wachen konnten oft wegen Mangel an Mannschaft drei bis vier Tage nicht abgelöst werden. Die Vorposten des Lagers waren blos kleine Redouten, die kein Obdach gegen Wind und Regen boten, und hiebei stets der größten Gefahr ausgesetzt, denn Bensalem, einer der mächtigsten und eifrigsten Anhänger des Emirs, hatte mit 900 Mann sein Winterquartier in dem gegenüberliegenden Gebirge aufgeschlagen. An heiteren Tagen konnte man deutlich die Zelte seines Lagers, und zur Nachtzeit die feindlichen Wachtfeuer gewahren. Täglich mußte das im Lager befindliche Hornvieh auf die Weide getrieben und natürlich von einer Kompagnie begleitet werden, um es vor den Uiberfällen der herumstreifenden Feinde zu schützen; so geschah es denn, daß ich auf eine indirekte Art auch als Ochsenhirt fungirte. Hiebei gab es häufig kleine Scharmützel mit den Beduinen, denen es trotz unserer Wachsamkeit oftmals gelang, ein oder mehre Stücke des im Gebüsche weidenden Viehes fortzutreiben.

Durch die Muthlosigkeit der früheren Besatzung kühn gemacht, wagten sich die Araber bis an unser Lager, und nahmen einige von unseren Leuten gefangen, die einzeln an den Fluß um Wasser gingen oder sich überhaupt über Kanonenschußweite vom Lager entfernten.

Unser Oberstlieutenant, welcher nach dem Ableben des Obersten, der von Krankheit hingerafft wurde, das Kommando des Lagers übernahm, war nicht der Mann,

der die Neckereien und kleinen Überfälle unserer Feinde geduldig ertrug. Von Natur ein feuriger Wagehals, der sein Leben und das seiner Untergebenen sorglos auf das Spiel setzte, hatte er bei seinen oft unglaublich verwegenen Unternehmungen stets Glück gehabt, und sich dadurch einen hohen Ruf erworben. Er glaubte auch diese Gelegenheit nicht unbenützt lassen zu dürfen, umsomehr, da nach der Aussage eines Überläufers von Bensalem die Truppen des Letzteren durch Krankheiten auf 700 Mann zusammengeschmolzen und mit schlechten Waffen und wenig Munition versehen waren.

Eines Abends wurde plötzlich unsere ganze marschfähige Mannschaft versammelt, um einen Überfall in das feindliche Lager zu bewerkstelligen. Unsere Zahl belief sich auf 470 mit Inbegriff der Offiziere. Nachdem der Oberstlieutenant einige Worte der Aufmunterung an uns gerichtet, und uns die Hälfte der Beute, die wir noch nicht in unserer Gewalt hatten, zugesichert, ließ er abmarschiren. Zwei Gebirgskanonen begleiteten den Zug, der sich mit drohender Stille, in der regnerischen finstern Nacht durch das wildverwachsene Olivengesträuch hinbewegte. Nur der Oberstlieutenant war beritten, und das Schweigen der Einöde wurde blos von dem Knistern der Sträucher oder dem zufälligen Zusammenklirren der Gewehre, wohl auch hie und da von einem halbgemurmelten Fluch der Soldaten oder dem Geheul eines aufgescheuchten Schakals unterbrochen. Ein kalter Nordwind, der fortdauernde Regen, und mehr vielleicht die Erwartung des ungewissen Ausganges der Expedition, verursachten mir einen unheimlichen Schauer, der alle meine Glieder durchrieselte. Nach unglaublicher Anstrengung erreichten wir über rauhe und steinige Anhöhen, durch Schluchten und dichte Gebüsche von Dornen und Cactus, vor Tagesanbruch Bensalems Lager. Wir wurden abgetheilt, und sollten von drei Seiten zugleich den Angriff beginnen. So rückten wir mit gespanntem Hahn bis an die arabischen Vorposten, welche sich viel zu nahe am Lager selbst befanden, und daher der darin befindlichen Truppe, als sie von uns angegriffen wurden, wenig Zeit mehr gestatteten, um sich zu sammeln. Beim ersten Schuß der fliehenden Vorposten schlugen alle Tambours zugleich den Sturmstreich, und nach einem mörderischen Pelotonfeuer stürzten wir mit gefälltem Bajonette und mit dem Kriegsgeschrei: »Vive la France!« in das arabische Lager. Dort herrschte unbeschreibliche Verwirrung und Schrecken. Betäubt vor Angst und von dem höllischen Lärm unserer Trommeln, flohen die von allen Seiten gedrängten, noch schlaftrunkenen Feinde; Viele stürzten sich wie blind in unsere Waffen, und die Wenigen, die noch Muth genug besaßen um sich zu vertheidigen, unterlagen dem Ungestüm unserer Leute. Unser Siegesruf, vermengt mit dem Trommeln und dem Angstgeschrei der fliehenden, verwundeten und sterbenden Araber, wiederhallte schauerlich in den umliegenden Gebirgen. In weniger als einer halben Stunde waren wir Herren des Lagers, welches uns gegen 600 Stück Schafe, 40 Pferde und einige Waffen und Lebensmittel als Beute lieferte, mit der wir triumphirend nach Fondouk zurückkehrten.

Bensalem, der sich nur mit Mühe gerettet hatte, verlor bei dieser Affaire gegen 200 Mann an Todten und Gefangenen, unter welch' Letzteren sich zwei seiner vornehmsten Offiziere befanden. Unser Verlust belief sich blos auf 26 Mann, die in dem Getümmel des Überfalles und in der Dunkelheit vielleicht von den eigenen Kameraden erschossen wurden. Dieses erste Gefecht, bei welchem ich mich übrigens nicht muthlos gezeigt hatte, flößte mir ein besonderes Vertrauen zu mir selbst und eine heftige Begierde ein, noch öfters an solchen Kämpfen Theil zu nehmen, so wie der Wunsch mich auszuzeichnen sich nach diesem ersten Versuch immer fühlbarer in meiner Brust regte.

Bei unserer Ankunft im Lager ertheilte uns der Kommandant die schmeichelndsten Belobungen über unsere Tapferkeit. Das erbeutete Vieh sollte gelegenheitlich nach Algier geschafft, dort verkauft, und die Hälfte des erlösten Betrages unter die Mannschaft vertheilt werden. Mit dem Verkauf hatte es in der Folge auch wirklich seine Richtigkeit, nur bekamen w i r von dem Gelde keinen Heller zu sehen.

Aehnliche Belohnungen sind mir während meiner Dienstzeit noch öfters vorgekommen.

Die Mejikaner vor Cortez.

Nach Michel Chevalier.

So viel und Treffliches auch schon über die hohe Kultur geschrieben worden, auf der die Mejikaner vor dem Eindringen der Spanier gestanden, so bot der Gegenstand doch immer noch neue Seiten. Erst vor Kurzem warf Prescott in seiner trefflichen Geschichte der Eroberung Mejiko's neue Lichter auf die altmejikanische Civilisation, und auf dieses Werk basirt sich der geistreiche Aufsatz Chevaliers, den wir nachfolgend (theilweise nur im Auszuge) mittheilen. Doch sind viele der Angaben Chevaliers noch genauer als jene Prescotts, weil er zu seiner Schrift auch zahlreiche Dokumente aus der Zeit der Eroberung benützte.

I.

Cortez und seine Mannschaft. Das Reich Montezuma's. Mejikanische Wissenschaft und Industrie. Schwimmende Gärten. Schmuck und Waffen. Bauten. Markt. Zahlensystem und Kalenderwesen. Literatur. Musikrath. König Nezahualcoyotl.

Am Gründonnerstag Abends im Jahre 1519 warf eine Kriegsflotille zwischen der Insel San Juan d'Ulloa und der Küste Anker. Die Mannschaft bestand mit Ausnahme zweier ehrwürdiger Priester aus lauter jungen Männern. Der Anführer zählte etwa 34 Jahre. Entschlossenheit und Vertrauen glänzten in ihren Blicken, ihre sonngebräunten Gesichter bewiesen, daß sie nicht erst im Beginn ihrer Reise stünden. Einige, die schon bei einer früheren Fahrt an diesen Küsten gewesen, gaben ihren Gefährten Auskunft über die Oertlichkeiten, über den Zug der Gebirge, den Lauf der Flüße, den Charakter der Eingebornen. Es war Cortez, der die mejikanischen Gestade aufsuchte, wo vor ihm schon Grijalva gelandet war, von dessen Gefährten einige nun mit ihm schifften. Dumpfe Gerüchte behaupteten, an diesen Küsten lebe ein Volk, weit gewerbsamer als irgend eines in Amerika, und ungeheuer reich an Gold.

Cortez und seine Gefährten mußten sich durch große Thaten auszeichnen. Sie hatten sich eines Vergehens schuldig gemacht, das, wenn sie es nicht durch glänzende Thaten sühnten, der Anführer nur auf dem Galgen, die Mannschaft nur in den Präsidios (Strafkolonien) abbüßen konnte. Sie waren in voller Rebellion von Cuba abgesegelt. Auf den Bericht Grijalva's, der an verschiedenen Punkten der mejikanischen Küste mit den Eingebornen, mit Montezuma's Offizieren verkehrt und Glasschmuck und andre Kleinigkeiten gegen schöne Arbeiten aus Gold eingetauscht hatte, hatte der Gouverneur Velasquez eine Expedition ausgerüstet, die für jene Zeiten und eine erst werdende Kolonie wie Cuba furchtbar genannt werden konnte, und den Oberbefehl an Cortez übertragen. Dieser hatte sich bei der Ausrüstung mit seinem ganzen Hab' und Gut betheiligt. Eines Morgens, vor Sonnenaufgang, am 18. November 1518, segelte Cortez — benachrichtigt, daß Velasquez aus Eifersucht ihm das Kommando abnehmen wolle — plötzlich und ohne Abschied genommen zu haben, im Einverständnisse mit seinen Lieutenants von San Jago de Cuba ab. Velasquez eilte an's Ufer und kam gerade noch zeitlich genug, um zu sehen, wie Cortez das Signal gab, und um ironisch um seine Befehle angegangen zu werden. Der kühne Abenteurer setzte seine Vorbereitungen in andern Häfen der Insel fort und versah sich dort, verfolgt von machtlosen Bannsprüchen und vergeblichen Verhaftbefehlen Velasquez', mit Rekruten und Vorräthen. Er war also ein Aufrührer, ein Bandit. Er war es vor den Augen und mit Wissen aller seiner Gefährten, die folglich erwiesen seine Mitschuldigen waren. Aber sie waren tapfere Männer, mehre hatten in Italien gegen die Franzosen, an den Küsten der Levante gegen die Türken gefochten; sie hatten den Entschluß gefaßt Helden zu werden und glaubten fest, ihr Vergehen durch außerordentliche Thaten zu sühnen.

Natürlich beurtheilte Cortez, als er die Anker lichtete, die mejikanischen Völkerschaften nach den wilden Stämmen von San Domingo und Cuba, sanften, unschädlichen Völkchen, ohne Gewerbsamkeit, ohne Kraft. Er dachte mehr daran, dort Gold und Reichthümer zu finden. Und Gold gab's auch wirklich in Mejiko, aber man mußte — wie einst der Spartanerfeldherr zu dem persischen Gesandten gesprochen — kommen und sich's holen. Hiezu hatte nun Cortez nur 663 Soldaten und Matrosen, darunter blos 13 Büchsen- und 32 Armbrustschützen, mit 10 Stück Kanonen und 4 Falkonetten. Pferde besaß er nur sechszehn, und Gott weiß was es ihn gekostet haben mag, diese geringe Zahl zusammenzubringen. Alles übrige war zu Fuß, mit Schwertern, Picken oder Streitkolben bewaffnet. Das war das Ergebniß der Zählung, welche Cortez im Augenblicke der definitiven Abfahrt von der Insel Cuba am Cap Antonio mit seiner Streitmacht vorgenommen. Sechshundert dreiundsechzig Mann gegen ein ganzes Reich!

Und welch' ein Reich! Wo Cortez nach seiner Landung fragte, wer da Herrscher sey, erhielt er zur Antwort: »Wer anderer als Montezuma?« Die Azteken (diesen Namen führten die eigentlichen Mejikaner) hatten ihre Waffen viele hunderte Meilen weit von Tenochtlitan (heutzutage Mejiko), ihrer Hauptstadt, getragen; sie hatten große Eroberungen gemacht und behalten, und überall den Schrecken ihrer Waffen verbreitet. Der Name Montezuma wurde überall mit Ehrfurcht genannt. Es war ein gang und gäbes Wort, daß Montezuma dreißig Vasallen zähle, deren jeder hunderttausend Bewaffnete stellen könne. Diese drei Millionen Krieger Montezuma's muß man nun freilich eben so gut unter die hyperbolischen Zahlen setzen, als die Million Soldaten, mit welchen Xerxes den Hellespont überschritten haben soll; aber Schaaren von 40- oder 50,000 Mann erscheinen in den Briefen Cortez' an Karl V, in den Berichten des Bernal Diaz oder der damaligen Chronisten jeden Augenblick. Alles deutet darauf hin, daß das Land damals weit volkreicher war, als heutzutage. Man weiß, welche große Zahl Menschen in tropischen Ländern ein kleines Stück Erde ernähren kann. Humboldt schlägt die Ernährungsfähigkeit eines mit Bananen bebauten Bodens fünfundzwanzigmal höher an, als die eines guten Getreidelandes in unsern europäischen Regionen. Kömmt nun auch die Banane (Pisangfrucht) nicht auf der Hochebene selbst, im Thale von Mejiko, sondern nur in den niedrigeren Gegenden, der tierra caliente (warmer Erdstrich) oder der tierra templada (gemäßigter Landstrich) fort, so besaß doch das aztekische Reich an beiden Abdachungen, gegen den Stillen und den Atlantischen Ocean hin, bedeutende Gebiete warmen oder gemäßigten Landes. Ja auf der Hochebene, im Thale von Mejiko, welche für tierra fria (kalter Erdstrich) gehalten werden, obwohl man dort das ganze Jahr keine Heizung braucht, hatte man den Mais, der zwischen den Tropen stellenweise bis an 800 Körner für eines gibt, und welcher damals wie noch heutzutage in Gestalt von Tortillas (Rollkuchen) die Grundlage ihrer Kost bildet. Eine große Stadt lag neben der andern. Rings um die Seebecken im herrlichen Anahuak * zählte man zwanzig Städte, an deren Pracht sich noch bis auf den heutigen Tag die Erinnerung erhalten hat, obwohl die meisten von ihnen, wie ein Theben und Memphis, zu elenden Dörfern herabgesunken sind. Mejiko hatte 300,000 Seelen, andere zu 150,000, 100,000 und 60,000 Bewohnern. Eine zahlreiche Bevölkerung ist aber immer ein sicheres Kennzeichen einer vorgeschrittenen Civilisation. Wo viele Menschen auf einem Raume zusammenleben, bedarf es entwickelter Gewerbsamkeit, um sie zu nähren, und ordnender, im Zaume haltender Gesetze. Diese aber setzen wieder Kenntniße und Wissenschaft voraus.

Die Gewerbsamkeit war auf der Hochebene schon bedeutend. Der Ackerbau, die erste aller Künste, die nährende Mutter der Staaten, blühte, begünstigt von einem jeglicher Kultur fähigen Boden. Durch die allmälige Erhebung von der Meeresfläche bis zu der unermeßlichen Hochebene, die eine Höhe von 6- bis 9,000 Fuß erreicht und von welcher noch mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel aufsteigen, bietet Mejiko auf verhältnißmäßig geringem Gebiete die Vegetation aller Klimate neben einander dar. Die Mejikanische Flora ist ungemein reich. Nebst dem Mais und der Banane bauten die Mejikaner Baumwolle an, die sie trefflich zu weben und zu spinnen verstanden. Sie hatten den Kakao, aus

* Diesen Namen erhielt und führt noch die weite Hochebene, die einen großen Theil des gegenwärtigen Gebiets von Mejiko bildet. Wörtlich heißt Anahuak »Nachbar des Wassers«, nach den Seen, welche die Mitte dieses Gebietes einnehmen.

dem sie ein Getränk bereiteten, an dem sich ganz Europa noch heute labt, die Chokolate, die ihren ursprünglichen aztekischen Namen Chokolatl auch bei uns behalten hat. Kaffee und das Zuckerrohr hatten sie nicht, gewannen aber Zucker aus Maisstengeln. Arzneipflanzen kultivirten sie in Unzahl. Eine der Schlingpflanzen ihrer Wälder spendete ihnen die Vanille, die Mejiko noch immer uns Europäern liefert. Auf ihren Cactus zogen sie die Cochenille, auch jetzt noch einen der Hauptartikel des mejikanischen Handels. Der Maguey, eine besondere, unsern Botanikern unter dem Namen Agave mericana bekannte Aloë, vertrat ihnen die Stelle unseres Weinstocks, den die Azteken noch nicht besaßen, der aber seither eingeführt in Mejiko so gut gedieh *. Sobald der Maguey zur Blüthe aufschoß, schnitt man den aufsteigenden saftigen Stengel ab. Der Zuckersaft, der nun mehre Tage lang abfloß, wurde in einem Becher gesammelt und berauschte, nachdem er die Gährung überstanden, unter dem Namen Pulque die Trinker. Die Blätter des Maguey, zu Teige zermalmt, gaben ein weißes Papier, auf dem die Azteken wie die Aegypter auf ihrem Papyrus schrieben. Die Faser der Blätter wurde zu gemeinen Stoffen verwebt oder zu Seilen gedreht. Die stachligen Spitzen der Blätter ersetzten Nadeln und Pfriemen. Im Gänze dienten die dichten Blätter zur Bedachung der Häuser. Die Wurzel lieferte eine angenehme, nährende Kost. Außerdem zog man einen zuckersüßen Syrop aus dieser Pflanze. Kurz der Maguey sorgte für tausenderlei Bedürfnisse und war für die Azteken ein wahrer Schatz. Die Mejikaner gaben auch seinen Anbau nicht auf, und der Pulque ist jetzt noch ihr Lieblingsgetränk. Die Tafeln der Europäer sind in Mejiko die einzigen, wo er nicht täglich kredenzt wird. Auch Papier wird noch immer aus Maguey bereitet. Der Maguey und der Nopal (Cactus) sind die zwei charakteristischen Pflanzen der mejikanischen Hochebene. In der Nähe der Städte sieht man ungeheure Pflanzungen der massiven Aloen, und wo die Hochebene unbebaut liegt, erblickt das Auge auf unabsehbaren Strecken nichts als Magueys und Nopals, bald einzeln, bald in zerstreuten Gebüschen, eine seltsame, melancholische Vegetation, welche beim Wehen der Winde unbeweglich bleibt und den einsamen Wanderer durch ihre Starrheit leicht glauben machen kann, er befinde sich in einem Zauberlande und ein erzürnter Dämon habe die Natur versteinert.

Die alten Mejikaner kannten die Bewässerungskunst, und die Kanäle, die man nach der Eroberung sich verschlammen ließ, verbreiteten über weite Landstrecken eine wunderbare Fruchtbarkeit. Auch die Forstkunde wurde geübt. Strenge Maßregeln verhinderten die Vernichtung der Wälder im Thale von Mejiko, denn die mejikanischen Fürsten hatten erkannt, wie vortheilhaft Waldungen die Sommerhitze mäßigen und das Hervorquillen der Gewässer unterhalten. Hierin ihren Vorgängern weit nachstehend, brachten die Spanier auf die mejikanische Hochebene dieselbe Scheu vor Bäumen mit, welche die kastilianische Ebene in eine der nacktesten und traurigsten Wüsten verwandelte. Heute mangelt in Mejiko das nöthige Holz zur Ausbeutung der reichsten Silberbergwerke der Welt, und der menschliche Geist mußte dem Mangel durch eine Erfindung abhelfen, das Silber auf kaltem Wege, durch Anwendung von Quecksilber, Salz, Kalk und eine andere mineralische Ingredienz, welche Magistral heißt, zu gewinnen.

Eins fehlte doch der mejikanischen Kultur: das Vieh. Man besaß in Mejiko keinerlei Lastvieh: das Rind, das Pferd, der Esel und das Kameel fehlten ganz. Sie hatten nicht einmal das Alpaca Peru's, und auch das Schaf und die Ziege waren ihnen unbekannt. Letztere kann man noch missen, aber wo das Lastthier fehlt, muß der Mensch selbst dessen Stelle einnehmen. Alle Transporte geschahen im aztekischen Reiche auf dem menschlichen Rücken; die Vornehmen ließen sich in Sänften auf den Schultern der Tamanes (Träger) tragen. Zur Beförderung von Neuigkeiten und Befehlen hatte Montezuma Menschenrelais eingerichtet, deren Schnelligkeit beinahe der unserer Posten gleichkam. Mit Hilfe ihrer schnellen Läufer wurden auf seiner prachtvollen Tafel Fische aufgetragen, welche Abends zuvor noch im Golf von Mejiko schwammen. Heutzutage, wo Mejiko Uiberfluß an Pferden hat, und wo von Mejiko nach Veracruz eine fahrbare Straße führt, kömmt niemanden mehr ein solches Gelüste an. Uibrigens haben Maulthiere und Esel die Menschen in der mühsamen und demüthigenden Arbeit des Lastentragens abgelöst, und nur in gebirgigen Gegenden hat sich noch der Gebrauch erhalten, schwere Lasten, selbst Holz, auf Menschenrücken fortzuschaffen.

Gleichsam aus Erkenntlichkeit gegen die Natur, welche sie so freigebig mit den Schätzen des Pflanzenreichs beschenkt hatte, waren die Mejikaner leidenschaftliche Freunde der Blumenzucht. In großartigen Gärten zogen sie oft mit großen Kosten die duftvollsten farbenreichsten Blumen, die in Wäldern oder an Ufern wachsen, Arzneipflanzen, Sträucher, welche sich durch Blüthe, Laub, Frucht oder die Kraft ihres Samens auszeichnen, Bäume, die ein majestätischer oder zierlicher Wuchs empfiehlt. Auf Hügellehnen hängende Gebüsche, künstliche Wasserfälle, geräumige, mit seltenen Fischen bevölkerte Wasserbecken, Statuen, geheimnißvoll zwischen dichtem Laub versteckte Pavillons, herrlich gefiederte Vögel, gehalten in häusergroßen Käfigen, selbst Menagerien wilder Thiere — Alles vereinigte sich, um diese Lustparke zu zieren. Bewunderung erregen die Schilderungen, welche die Eroberer von den Gärten, die sie da fanden, entwerfen. Noch staunenswerther waren den Europäern die Schinampas, die schwimmenden Gärten auf den Seen. Schwimmende Schlingpflanzengeflechte oder Torfrasen hatten den Azteken wahrscheinlich zuerst diese Idee eingegeben, zu einer Zeit, wo sie noch wie die Juden unter der rauhen Herrschaft eines fremden Volkes sich zu ihrer künftigen Größe vorbereiteten. Der Boden war ihnen kärglich zugemessen, sie schufen sich einen neuen, indem sie Binsenbüschel oder Geäste auf dem Seespiegel mitsammen verflochten und darüber eine leichte Schichte Erde ausbreiteten. Und diesen idyllischen Gebrauch behielten die Azteken bei, auch nachdem

* Der Weinbau gab sogar den Anlaß zur mejikanischen Revolution. Die spanische Regierung hatte im Interesse des Mutterlandes die Anpflanzung der Weinrebe wie des Oelbaums in Neu-Spanien verboten. Der Pfarrer des Städtchens Dolores hatte indeß Wein gepflanzt und wollte die Rebe unter den Indianern, seinen Pfarrkindern, verbreiten, aber die Behörden ließen die Weinstöcke ausreißen. Darauf ergriff er mit seinen Indianern die Waffen und ward der erste General der Unabhängigkeit.

sie Herren des Landes geworden. Die künstlichen Inseln, siebzig bis hundert fünfzig Ellen lang, dienten zum Anbau von Gemüsen und Blumen für den Markt der Hauptstadt. Einige waren fest genug, daß ziemlich hohe Sträucher darauf wachsen, ja selbst Hütten aus leichtem Material darauf errichtet werden konnten. Man konnte sie nach Belieben am Ufer vor Anker legen oder aber mit ihrem Blumenschmuck auf dem See herumrudern; ein Schauspiel, das die Spanier so überraschte, daß sie sich in einem Feenlande zu befinden glaubten.

Künste und Gewerbe lieferten den alten Mejikanern nicht blos den nothwendigen Lebensbedarf, sondern auch Luxusartikel. Aus Baumwolle und Aloefasern verfertigten sie ihre Kleider, aus ersterer auch eine Art Küraß, der für Pfeile undurchdringlich war. Ihre Stoffe wußten sie mit einer Menge mineralischer oder vegetabilischer Farben zu färben. Sie machten sich Thongeschirr zum häuslichen Gebrauche und allerlei Geräthe aus lakirtem Holz. Eisen hatten sie keines, ersetzten es aber — hierin den Aegyptern und ersten Griechen ähnlich — durch Bronze, welche kalt gehämmert eine große Härte erlangt. Auch wußten sie Obsidian (Iztli), eine glasartige, doch an Härte das Glas weit übertreffende mineralische Substanz, die auf vulkanischem Boden vorkömmt, so zu bearbeiten, daß sie daraus Messer, Rasiermesser (denn, obwohl minder bebartet als wir, hatten sie doch Barbiere), Pfeil- und Lanzenspitzen machten. Aus ihren Bergwerken, die sie etwas roh betrieben, gewannen sie Blei, Zinn, Silber, Gold, Kupfer. Aus kostbaren Metallen wußten sie herrlichen Schmuck und Vasen zu arbeiten, zu emailliren und mit Edelsteinen auszulegen; selbst die Goldschmiede des damaligen Europa konnten von ihnen lernen. »Kein Fürst der bekannten Welt besitzt Geschmeide von so hohem Werth, wie Montezuma,« schrieb Cortez an Karl V, und fügte hinzu, daß die Arbeit dem innern Werthe in nichts nachstehe. Eine andre Kunst, welche die Azteken mit großem Erfolge betrieben, war die: aus Federn Zeuge zu verfertigen. Das Land hat, wie alle Tropenländer, Uiberfluß an Vögeln von herrlichem Gefieder. Diese Federn, künstlich geflochten und oft mit Thierhaaren verwebt, bildeten die farbenreichsten, mannigfachsten Gewebe, mit welchen die Reichen sich, ihre Zelte und die Tempel schmückten. Dieser Gewerbszweig beschäftigte viele Arme und seine Produkte erregten in Europa das größte Aufsehen. An Tagen der Schlacht schmückte sich ein mejikanischer Häuptling über seinem goldnen Küraß mit einem Federmantel; sein Helm, bald aus Holz und Leder, bald aus Silber, stellte den grimmigen Kopf eines Thieres dar, das seiner Familie als Wahrzeichen diente. Uiber dem Helm wehte ein Federbusch in den Farben seiner Familie. Seine Arme zierten Armbänder; ein Collier von Gold und Edelgestein hing auf die Brust herab. Viele trugen einen geschnitzten, mit geflochtnen Federn umsäumten Schild. Ihre Waffen bestanden in Pfeilen, Schleudern, Wurfspießen, Lanzen und dem Maquahuitl, einer Art Dolch, den man wie die Schwerter des Mittelalters mit beiden Händen führte, etwa anderthalb Ellen lang und zweischneidig. Die Klingen dieses Dolchs waren aus Obsidian und in der Mitte an einer Holzstange befestigt. Die Pfeil- und Lanzenspitzen waren oft auch aus Kupfer. Sie stellten sich in Masse, in Kolonnen auf und wußten auch in einer gewissen Ordnung zu defiliren. Gleich das erstemal, als sie diesen Gegnern gegenüberstanden, erkannten die Europäer, daß sie mit ihnen kein leichtes Spiel haben würden.

Ihre Baukunst war schon monumental. Der mejikanische Boden liefert verschiedenes Gestein vulkanischen Ursprungs. Ihre Paläste waren weitläufig, aber fast immer nur ein Geschoß hoch; wahrscheinlich wegen der Erdbeben, die in Mejiko häufig, aber nicht heftig sind, daher man auch in neuerer Zeit schon ziemlich hohe Gebäude erbauen konnte, wenn man sie nur massiv baute. Die Azteken täfelten ihre Paläste mit geschickt geschnitzten, wohlriechenden Hölzern aus. Von Außen waren die Paläste mit festem weißem Stuck bedeckt, der in der Sonne dergestalt glänzte, daß, als die Spanier zum erstenmale eine mejikanische Stadt (Campoalla) erblickten, die Reiter des Vortrabes im Galop zurücksprengten und ihren Kameraden verkündeten, die Häuser seyen ganz mit Silberplatten ausgelegt. Innen waren die Gemächer mit Marmor und Porphyr geschmückt oder mit Federteppichen behängt und belegt. Die Tempel waren große Pyramiden aus an der Sonne gebrannten Ziegeln oder bloßem Lehm, mit Steinen belegt; oben erhob sich das Heiligthum und Thürme mit Statuen der Götzen; auf dem Gipfel brannten Tag und Nacht Feuer, welche in dem Dunkel der langen tropischen Nächte den Städten ein geheimnißvolles, imposantes Aussehen gaben. Die ungeheure Größe der Tempel und Paläste, die Riesenarbeit, welche alle die Bauten im Thale von Mejiko voraussetzten, unter denen auch die gemauerten Straßen über den See genannt werden müssen, entlockten den Eroberern und ihrem General einen Ausruf des Erstaunens. Wenn Cortez in seinen Berichten an Karl V die Stadt Itzapalapan erwähnt, durch die er marschirte, ehe er Montezuma's Hauptstadt betrat, thut er's nur um seinem Kaiser zu sagen, daß die Paläste dem Schönsten gleichen, was Spanien besitzt. Und als ihn Guatimozins hartnäckige Vertheidigung zwingt, Mejiko Haus für Haus zu zerstören, thut er dies nur mit bitterem Schmerz, weil es »das schönste Ding der Welt« war. — Die Mechanik lag bei den Mejikanern in der Kindheit; doch wußten sie ungeheure Massen meilenweit fortzuschaffen. Pater Toribio, ein Mönch, der unmittelbar nach der Eroberung hieher kam und eines der besten Bücher über die Civilisation der Mejikaner geschrieben hat, schildert ihre Industrie mit folgenden Worten: »Im Allgemeinen ist ihnen nichts unbekannt, was auf Arbeiten auf dem Felde und in der Stadt Bezug hat. Nie hat ein Indianer den Beistand eines Andern nöthig, um sich ein Haus zu bauen oder das erforderliche Material zu verschaffen. Wo er auch sey, er findet immer, womit er binden, zerschneiden, nähen kann, was er will; auch weiß er immer Feuer anzuzünden. Selbst die Kinder kennen Namen und Eigenschaften aller Thiere, Bäume, der tausenderlei Pflanzen, so wie einer Menge Wurzeln, von denen sie sich nähren. Steine behauen, ein Haus bauen, eine Schnur oder aus Binsen ein Seil drehen, und sich Alles, was man hiezu bedarf, verschaffen, kann jedermann. Sie kennen alle Gewerbe, welche nicht ein großes Talent oder feine Werkzeuge voraussetzen. Wenn sie

die Nacht in freiem Felde überrascht, augenblicklich schlagen sie Hütten auf, besonders wenn sie mit Häuptlingen oder mit Spaniern reisen; dann greift jeder, wer es auch sey, frisch und fröhlich an's Werk.«

Für die Mannigfaltigkeit der Gewerbsprodukte zeugen auch die noch in mehren Berichten vorhandenen Schilderungen des Marktes in Mejiko. Dieser wurde jeden fünften Tag auf einem von Säulengängen umgebenen Platze gehalten, der so groß war, daß 60000 Personen darauf ganz bequem handelten und wandelten. Die Ordnung, welche da herrschte, die Schnelligkeit, mit welcher die besonderen Behörden Streitigkeiten schlichteten und Gesetzübertretungen bestraften, sind unwidersprechliche Zeugnisse für die hohe Kultur dieser Völker.

Ihr Zählsystem war ganz einfach. Es beruhte auf der Zahl 20, die durch eine Fahne dargestellt wurde. Dieses System hat den Vorzug vor dem unsern, daß diese Basis nicht nur durch 5 (welche Theilung wahrscheinlich wegen der Zahl der Finger an der Hand allen Völkern beliebte), sondern auch durch 4 (und demzufolge durch 2) theilbar ist. Bekanntlich ist's eben die Schwäche unseres Dezimalsystems, daß dessen Basis, die Zahl 10, nicht durch 4 theilbar ist. Das Quadrat von 20, d. i. 400, wurde durch eine Feder, der Cubus von 20, d. i. 8000, durch eine Börse bezeichnet. Hierin hat dies System einige Aehnlichkeit mit jenem der Römer, die wie die Mejikaner für die Potenzen von 20, für jene von 10 besondere Zeichen hatten ($10 = X$, $10 \times 10 = C$, $10 \times 100 = M$). Von 1 bis 20 zählten sie, indem sie so viel Punkte zusammenstellten, als sie Einheiten hatten, die Zeichen für 20, 400, 8000 wurden durch 2 und durch 4 getheilt, damit man ohne vieles Complicciren alle Zahlen ausdrücken könne. So wurde also die Zahl 200 durch eine halbe Feder, die Zahl 6000 durch drei Viertheile einer Börse dargestellt.

Was die Schrift der Mejikaner betrifft, so hatten sie mehr als eine. Sie bedienten sich nicht blos hieroglyphischer, sowohl bildlicher als symbolischer, sondern auch phonetischer (einen Laut oder Ton bezeichnender) Zeichen. Von da zu einem Alphabet ist nur ein Schritt oder vielmehr es ist schon ein Alphabet da. Doch machten sie von den phonetischen Zeichen weit seltener Gebrauch als die Aegypter, und beschränkten sich fast immer auf die bildlichen und symbolischen Zeichen. Daher mußte das Gedächtniß der Schrift sehr zu Hilfe kommen. Ihre Bücher, blattweise zusammengelegt wie die unsern und nicht in Rollen wie jene der Alten, standen in Bibliotheken beisammen. Unglücklicherweise wurde fast Alles nach der Eroberung verbrannt. Der erste Erzbischof von Mejiko, Don Juan de Zumarraga, übrigens ein Mann, der mit großer Wärme die Indianer gegen die Raubgier der wie Raubvögel herbeigeflogenen Ansiedler schützte, ließ alle Manuskripte im ganzen Lande suchen, auf dem großen Platze von Mejiko zusammentragen und in einem feierlichen Auto da Fé verbrennen. Sie bildeten nach dem Berichte eines gleichzeitigen Schriftstellers einen Berg, und jeder Spanier ahnte mit herzlicher Lust das unselige Beispiel nach, um seinen Eifer für die Religion zu zeigen.

Der Zustand ihrer astronomischen Kenntniße verräth überraschend genaue Beobachtung und Berechnung. Sie kannten die Länge des Jahres besser als die Römer zu Cäsars Zeiten. Ihre Schaltzeit kömmt jener des gregorianischen Kalenders, der 1582 in Europa eingeführt wurde, ziemlich gleich; denn während man nach diesem in 100 Jahren 24 Tage (oder genauer in 400 Jahren 97 Tage) einschaltet, schalteten die Azteken in 104 Jahren 25 Tage ein. Die Länge des tropischen Jahres ist 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 49 Sekunden; die Azteken berechneten ihr Jahr auf 365 Tage 5 Stunden 46 Minuten 9 Sekunden; also so wie die Astronomen des Kalifen Almaman. Diese genaue Berechnung ist wohl ein Werk des mejikanischen Volkes selbst, und steht bei ihnen nicht vereinzelt da, denn sie berechneten darnach auf das allerpünktlichste die Wiederkehr ihrer Feste und religiösen Ceremonien.

Neben diesen bemerkenswerthen Zeichen einer mächtigen Intelligenz und Civilisation trifft man bei ihnen andere Künste in der Kindheit. So dienten ihnen als Münze Kakaobohnen, die in bestimmter Zahl in kleinen Beutelchen, oder Goldstaub, der in ungewisser Menge in Federkielen stak, oder auch Stücke Zinn in Gestalt eines T. So geschickt sie auch Gold und Silber zu bearbeiten wußten, so hatten sie doch keine Idee davon, wie Münzen zu prägen oder in Scheiben oder Vierecke von bestimmtem Gewichte zu gießen. Man behauptet sogar, was uns jedoch unglaublich dünkt, daß ihnen die Kenntniß des Gewichtes abging; doch das scheint sicher zu seyn, daß sie auf den Märkten Alles nach dem Umfang oder der Zahl der Stücke maßen.

Wir sagten oben, daß die Mejikaner Bücher hatten. Sie besaßen wirklich eine historische und poetische Literatur. Sie machten Verse, dichteten Gesänge und Oden. »Die blühende Stadt Tezcuco zeichnete sich durch ihre Liebe für die Literatur aus, man sprach dort den reinsten und feinsten Dialekt von Anahuac; sie war das Athen der neuen Welt. Aus ganz Mejiko sandten die vornehmsten Familien ihre Söhne dorthin, um die Feinheiten der Sprache, Poesie, Moralphilosophie, Theologie, Astronomie, Medizin und Geschichte zu studieren. Einen vorzüglichen Aufschwung nahm daselbst Literatur und Wissenschaft unter der Regierung des Fürsten Nezahualcoyotl, welcher — ein Jahrhundert vor der Ankunft der Spanier regierend — eine Akademie mit dem Titel »Musikrath« schuf, welche nebst literärischen Beschäftigungen auch politische und administrative Funktionen hatte. Dort rezitirten an feierlichen Tagen Dichter ihre Verse und erhielten Preise. Drei mejikanische Souveraine waren Mitglieder dieser Akademie, und fühlten sich geehrt, die gelehrtesten Männer des Landes, welcher Herkunft diese auch seyn mochten, zu Collegen zu haben. Als Censurrath hatte diese Akademie alle astronomischen, Geschichts-, chronologischen, überhaupt alle wissenschaftlichen Werke zu beurtheilen, bevor sie dem Publikum übergeben wurden. Diese Censur war nicht blos präventiv, sondern strafte oft auch die Verfasser, ja eine historische Lüge, wenn mit Absicht begangen, wurde mit dem Tode bestraft. Endlich ernannte diese Akademie auch die Professoren und überwachte die Studien. König Nezahualcoyotl war selbst Dichter, und bot als Regent viel Aehnlichkeit mit zwei großen Fürsten des Orients: König David und dem Kalifen Harun Al Raschid. Seine Oden, von denen einige bis auf uns gekommen, haben nicht den Schwung der Psalmen

Davids, athmen aber eine Philosophie voll süßer Schwermuth und voll Vertrauens auf eine andre Welt. Seine Lebensregeln, die hie und da gesammelt und mit tausend Zügen aus seinem Leben von einem seiner Nachkommen, Ixtlicochitl, der spanisch schrieb, aufbewahrt wurden, sind von seltener Schönheit. Seinen religiösen Ideen nach zu urtheilen sollte man glauben, er habe mit Plato oder mit dem heiligen Paulus verkehrt. Nachdem er einen Usurpator, der ihn vom Throne seiner Väter vertrieben, wieder überwunden hatte, verkündete er eine allgemeine Amnestie mit den Worten: »Ein König straft, rächt sich aber nicht.« Auch errichtete er »dem unbekannten Gotte« einen großartigen Tempel.

Ein Abenteuer Sultan Murad's IV.

Die Feuersgefahr, die durch hunderttausende angezündeter Pfeifen oder brennender Holzkohlen und Zunders überall einer von Holz erbauten Stadt drohte, ist ein hinreichender Grund, die Versuche zu rechtfertigen, die mehre Sultane zur Abstellung des Rauchens machten. Kein Herrscher jedoch führte den Krieg gegen die Pfeifen und deren Gefährten, den Kaffee, hartnäckiger als Murad IV. Mit rücksichtsloser Strenge verfolgte er die Raucher, Kaffeetrinker und Opiumesser. Wurde jemand beim Rauchen ertappt, so galt keine Gnade, und er mußte, ob vornehmen oder niedrigen Standes, für dies Verbrechen mit dem Kopfe büßen. Murad ging oft verkleidet aus, um nachzusehen, ob die Polizei ihren Dienst gehörig versehe oder um selbst etwa jemanden zu ertappen, der sich erfrechte seinen Verboten zuwider zu handeln. Bei einer solchen Gelegenheit soll ihm ein Abenteuer zugestoßen seyn, das ihm die Lust an dergleichen Unternehmungen benommen zu haben schien. In schlichter Städtertracht verkleidet, fuhr er in einem gewöhnlichen Kaik (Boot) hinüber nach Skutari, und schlich um die Karavanserais herum, wo Fremde aus dem Inneren anlangen. Da er keinen einzigen Frevler traf, stieg er, um wieder heimzukehren, in ein großes Fährboot und kam da neben einen Sipahi zu sitzen, der von Kutaya kam, um rückständigen Sold einzufordern. Während der Fahrt zog der Soldat eine kurze Pfeife hervor, zündete sie an und begann zu rauchen. Als Murad dessen gewahr wurde, konnte er seinen Zorn kaum unterdrücken; beschloß aber, da der Mensch in seiner Macht stand, sich auf dessen Unkosten einen Spaß zu machen; er neigte sich daher zu ihm und flüsterte ihm in's Ohr: »Bei des Propheten Haupte, Kamerad, Du mußt ein kühner Mann seyn! Hast Du nichts von des Sultans Verordnungen gehört? Sieh, wir befinden uns im Angesichte des Palastes. Nimm Deinen Kopf in Acht!« — »Wenn der Sultan seinen Soldaten den Sold schuldig bleibt oder sie nicht besser mit Proviant versieht, so sind sie genöthigt durch andere Mittel den Hunger zu betrügen,« erwiederte der Sipahi. »Der Prophet hat gesagt: Wer Andre verhungern läßt, begehet einen Mord, wer durch eigene Schuld verhungert, begehet einen Selbstmord, der schlimmer noch ist als Mord. Mein Tabak ist gut — er ist Rayah-Tribut. Bismillah! er steht Euch zu Diensten.« Murad sah sich um, als fürchtete er entdeckt zu werden, zog sein Gewand über's Gesicht, nahm die Pfeife, that paar kräftige Züge und gab dann die verbotene Leckerei dem Soldaten zurück, mit dem Ausruf: »Kardasch! (Bruder), Du scheinst mir ein sehr freimüthiger Mann zu seyn. Schade daß Du nicht vorsichtiger bist. Die Wahrheit zu gestehen, ich rauche auch gern mein Pfeifchen und lache heimlich dem Padischah in den Bart. Doch Köpfe sind endlich Köpfe und wachsen nicht wie junge Feigen. Also befolge meinen Rath und sey vorsichtig, wenn Du in die Stadt kommst.« — »Man kann nur einmal sterben, und jedem ist sein Tag bestimmt,« erwiederte der Sipahi. »Es ist gleichviel, ob ich mit rauchgefülltem Munde oder mit leerem Magen sterbe. Wem's weder an Brot noch an Salz gebricht, der hat leicht Andern dieses Ersatzmittel der Nahrung versagen. Aber, Inschallah, es wird der Tag kommen, wo er dafür braten wird.« — »Allah, Allah! das ist ein ganz unverbesserlicher Rebell und Lästerer. Er soll auf sein eigenes Pfeifenrohr gespießt werden,« ließ der Sultan seinen Grimm beiseits aus und setzte dann halb flüsternd hinzu: »Nicht so laut — nicht so laut; Effendimiz (unser Herr) hat lange Ohren.« — »Und solche haben alle Esel in Stambul,« versetzte der störrige Soldat, »aber sein Yanen wird ihn wohl nicht davor schützen, denselben Weg zu wandeln wie Sultan Osman.« — Das Boot hatte nun das Ufer erreicht, und es war beinahe dunkel. Der Sipahi sprang an's Land, ihm folgte hart auf dem Fuß Murad und hielt, nachdem sie wenige Schritte gegangen waren, den Soldaten mit den Worten an: »Dein Gesicht gefällt mir und Deinen Reden nach mußt Du ein herzhafter Mann seyn. Du bist hier fremd. Ich will Dir ein Quartier versorgen. Komm mit mir, ich und meine Freunde heben keine Mandelschale für den Sultan auf; wir wollen uns mit unsern Pfeifen gütlich thun.« — Der Sipahi schaute eine Weile rings herum, und da er niemanden in der Nähe sah, antwortete er: »Höre Freund! mir aber gefällt Dein Blick nicht. Ich habe von den Streichen dieses Sultans gehört. Er schießt nach Menschen wie Andere nach Hunden. Du hast Honig im Munde, aber Galle in den Augen. Entweder bist Du ein Spion oder der Sultan selbst. Im erstern Falle verdienst Du eine Schnur, im zweiten etwas Schlimmeres noch als die Schnur. Jemanden, der verhungert, in den sichern Tod locken, können nur Schurken. Doch, ob Spion oder Padischah, Du sollst Deinen Lohn haben.« Damit nahm er seine kurze Keule hervor, prügelte den Despoten tüchtig durch, sprang dann mit der Schnelligkeit einer Gazelle davon und verschwand in den schmalen Gassen. Murad blieb schäumend vor Wuth und mit halb zerbrochenen Knochen allein. Nachdem der Sultan sein Gefolge, das ihn an einem verabredeten Ort erwartete, wieder getroffen, begab er sich, von seinem Abenteuer kein Wort erwähnend, ganz wund geschlagen und wüthend, in das Serail. Dort gab er sogleich den Befehl, den Polizeichef von Tophana zu enthaupten und allen seinen Tschauschs (Polizeidienern) die Bastonnade zu geben, weil sie nicht gehörig Wache hielten. Andern Morgens schickte er um den Vezier und, ohne zu offenbaren was geschehen war, befahl er ihm, einen Aufruf ergehen zu lassen, worin einem Sipahi, der in der

vorigen Nacht nicht weit vom Landungsplatz von Tophana einen Bürger geschlagen hatte, zehn Beutel (5000 fl. C. M.) Gold und völliger Pardon angeboten würden, vorausgesetzt, daß er sich sogleich beim Bostandschi Baschi persönlich melde. Der Sipahi jedoch, dessen eingedenk, daß die Köpfe nicht wie grüne Feigen wachsen, ließ sich nimmermehr blicken, und der Sultan hütete sich seit der Zeit wohl auszugehen, außer mit einem verkleideten Pascha und anderen versteckten und vertrauten Wächtern, die dicht hinter ihm folgten. (Athenäum.)

Die Pilger nach Jerusalem.

Jüdische Volkssage. Von L. Weisel.

Der heißeste Wunsch eines frommen Israeliten vor einigen Jahrhunderten war, im heiligen Lande begraben zu werden — denn nach dem Thalmud können die in andern Ländern begrabenen Todten am jüngsten Tage nicht auferstehen; sie müssen sich früher unterirdisch bis nach Palästina wälzen, um im geheiligten Lande zu erwachen. Darum wanderten in den alten Zeiten Viele im hohen Alter noch nach dem gelobten Lande, scheueten nicht die Mühseligkeiten der weiten Reise, fürchteten nicht die Noth, die ihrer im fremden Lande wartete, um nur in geweihter Erde begraben zu werden. Die bequemen Reichen oder die Gebrechlichen, die eine so weite Reise nicht unternehmen konnten, bedienten sich eines Surrogats, nämlich einer Handvoll Erde aus Palästina, welche sie für theures Geld kauften, und in ein Säckchen nach dem Tode unter das Haupt legen ließen. Durch dies Mittel lag ihr Kopf auch auf heiliger Erde und sie konnten hoffen, gleich an der Stelle aufzuleben, sobald die Posaune erschallen werde. Es ward dazumal mit Palästina-Erde bedeutender Handel getrieben, und es gab viele Spekulanten unter dem Volke, die deßhalb nach Palästina reisten, um eine Fracht Erde mitzubringen. Freilich war auch in diesem Artikel Betrug nicht selten.

Um diese Zeit einst verabredeten sich zwei fromme Männer, gemeinschaftlich eine Reise nach Jerusalem zu machen: der Eine, wahrhaft fromm, in der Absicht, seine letzten Lebenstage im heiligen Lande zu verleben und nach dem Tode da begraben zu werden; der Andere hingegen, ein heuchlerischer Pharisäer, um von dort eine Ladung Erde zu holen und sie in der Heimat verschachern zu können. Beide hatten sich mit Mundvorrath versehen, zogen aus ihrer Heimat und schloßen sich unterwegs andern Pilgern an, die ebenfalls diese Reise vorhatten. Obschon die Reisegesellschaft aus verschiedenen Glaubensbekennern bestand, so waren es doch lauter brave Menschen, die den bärtigen Reisekumpanen nichts in den Weg legten und sie friedlich mit sich ziehen ließen. Mehre Wochen ging's ohne Abenteuer vorwärts, bis an einem Tage und zwar an einem Freitage, wo die ganze Karavane sich in einem Walde verirrt hatte und nicht mehr den rechten Weg finden konnte. Mittag war längst schon vorüber und immer noch irrte die Gesellschaft im wilden Walde umher. Da wandte sich der eine fromme Israel zu seinem Gefährten und sprach: »Freund, heute Abend beginnt der heilige Sabbath, wir dürfen nicht weiter reisen, müssen hier verbleiben!« »Was denkst du, Thor?« entgegnete der Pharisäer, »in dieser Wildniß sollen wir allein bleiben? Meinst du, die Andern werden uns zu Liebe ihre Reise verschieben? Nein es gehet nicht, wir können diese ordentliche Gesellschaft nicht weg lassen — Schabes hin Schabes her — in der Noth hört jedes Gesetz auf.« — »Bist du ein Bekenner der heiligen Thora?« fragte verwundert der fromme Greis, »Willst den Sabbath entweihen, um nicht allein reisen zu müssen? Du sollst ja nicht tragen eine Last, nicht gehen zweitausend Schritt am Sabbath des Herrn, spricht das Gesetz.« — »Und hier willst du bleiben, um eine Beute wilder Thiere zu werden?« fragte der Heuchler. — »Gott schützet die ihm treu dienen, ich bleibe!« — »Laß uns nur noch bis zur Nacht mitreisen, vielleicht kommen wir wieder auf den rechten Weg.« — »Nein, keinen Schritt weiter,« sprach der Fromme mit Bestimmtheit, indem er sich auf einen Baumstamm niederließ, »von jeher hab' ich den Sabbath schon um diese Stunde zu feiern angefangen — die Sonne neigt sich — wie der Bräutigam sich schmückt, die Braut zu empfangen, so sollen wir dem Sabbath entgegenkommen.« — Der Reisegefährte machte noch einige Vorstellungen, auch die Andern suchten den frommen Sabbathverehrer von seinem Vorsatz abzubringen; allein umsonst, dieser blieb fest in seinem Willen. »Gehe du allein!« sprach er zu seinem Gefährten, »entweihe den Sabbath, der Herr wird es nicht ungeahndet lassen!« — Da alles Reden nichts half, zog die Gesellschaft und der andere Jude weiter und ließen den frommen Mann allein zurück. — Der Zurückgebliebene schaute nach dem Stand der Sonne, und da noch Zeit genug war, einige Vorkehrungen zu treffen, wählte er eine Felsenkluft zu seiner Herberge, holte sich einige abgebrochene Zweige und Reiser, und baute daraus eine Hütte, die ihn für einige Zeit vor Wind und Regen schützen konnte, dann sammelte er Moos und bereitete sich eine Lagerstätte, und nachdem er seine Herberge aufgerichtet hatte, schritt er zu den Vorkehrungen der Sabbath-Einweihung. Ein ächter »Chasid« (Frommer) muß mit allem, was zur Ausübung der Religionsgebräuche erforderlich ist, versehen seyn. In seinem Zwerchsacke findet man nebst Thalit und Thephilin (Betmantel und Denkriemen) auch einige Brode, Wachskerzchen und Feuerzeug, damit im Falle der Noth die Sabbath-Einweihung nicht gestört werde. Unser Rabbi öffnete jetzt seinen Sack, die nöthigsten Requisiten hervorzuholen, breitete ein weißes Tuch auf einen Stein, der ihm als Tisch diente, legte zwei kleine Weißbrode darauf, machte Feuer und zündete drei Wachskerzchen an, dann begann er das Lied: »Komm Freund, laß' uns der Braut, dem Schabes entgegen gehen,« zu singen. Es war indessen ziemlich finster geworden, denn der Sang währte ziemlich lange.

Nachdem die letzten Strophen des Liedes zu Ende waren, ließ sich außerhalb der Hütte ein starkes Geräusch vernehmen, und gleich darauf drang ein großer Löwe durch die Verzäunung in die Hütte. Der fromme Mann erbebte beim Anblick des schrecklichen Thieres. Da aber der fürchterliche Gast sich ganz ruhig verhielt, und durchaus nichts Feindseliges in seinem Benehmen äußerte, faßte der fromme Greis wieder Muth und betete: »Allmächtiger Gott, der Du einst Deinen Diener Daniel in der Löwengrube beschützt, rette auch mich vor

diesem wilden Thiere« — und sieh, der Löwe legte sich friedlich zu den Füßen des frommen Beters nieder. Als nun der Chasid sah, daß sein Gast kein blutdürstiger, sondern ein gnadenvoller Thierkönig sey, ließ er sich nicht weiter stören und fuhr fort, seine Ceremonien bei der Sabbatheinweihung auszuüben. Er sprach den Segen über die Brode, brach eines, aß und warf seinem Gaste auch ein Stück zu, der es mit besonderer Begierde verschlang. So that der Rabbi auch bei den übrigen Speisen, die er noch zur Ehre des Sabbath verzehrte. Der Löwe bekam immer auch seinen Antheil. Mitunter sang der Rabbi alle die gebräuchlichen Loblieder, wozu der unheimliche Gast seinen schrecklichen Baß brüllte, dann verrichtete er das lange Tischgebet, nach diesem das Nachtgebet, legte sich auf das Moos nieder, und nachdem er dreimal den Vers: »Sieh es schlummert nie, es schläft nie der Hüter Israels« gesprochen hatte, entschlief er an der Seite seines furchtbaren Gastes. Um Mitternacht aber weckte ihn ein gräßliches Geheul und Gebrüll verschiedener reißender Thiere, das draußen entstand — und der Löwe war verschwunden. Nach und nach ward es ruhiger vor der Hütte, dann und wann hörte man noch ein Winseln und Röcheln, endlich verlor sich auch dies und es ward wieder ganz still. Angstvoll erwartete der Rabbi den Morgen, der ihm Aufschluß geben sollte über das, was draußen vorgefallen war. — Sobald der Tag anbrach, erhob sich der Rabbi von seinem Lager und trat hinaus vor die Hütte. Welch' ein Anblick! Eine Menge wilder Thiere verschiedener Art lagen todt und zerfleischt vor ihm, aber sein Gast, der Löwe, trat ihm freundlich entgegen. Der fromme Pilger erkannte daraus, daß der Löwe kein natürlicher Löwe, sondern ein Schutzgeist sey, ihm von Gott gesandt, um die Bestien zu zerreißen, die nach seinem Blute lechzten. Er wandte seine Augen gen Himmel, um Gott zu danken für die wunderbare Rettung, und ging darauf wieder in seine Hütte zurück; sein Gast folgte ihm nach. Unter frommem Gebete und verschiedenen Gesängen verging der ganze Sabbathtag. Der Löwe wich nicht von der Seite des Sabbathverehrers, es schien ihm wohl in dessen Nähe zu seyn, denn er lauschte mit Behagen den Gebeten des Wirthes, und ließ seine Stimme freudig ertönen, daß es aus dem Walde furchtbar schön wiederhallte. Die Sonne ging unter, die Nacht kam, und der Rabbi begann die Gebete, die beim Sabbath-Ausgang üblich sind. Nach dem »Habdala«, einer Ceremonie, die den Sabbath von dem kommenden Wochentage scheidet, zündete er abermals Licht an, um den Segen über die kommende Woche zu sprechen. Wie groß war da sein Erstaunen, als er am Schluße des Gebetes aus dem Munde seines zottigen Gastes ein lautes »Amen« vernahm. Der Rabbi schaute verwundert nach dem Löwen, und dieser hub an zu sprechen wie folgt: »Ich bin da, um Dich zu retten aus der Todesgefahr, und nun packe Deine Sachen zusammen, ich werde Dich auf meinem Rücken nach dem gelobten Lande Israels tragen!« Der Rabbi wunderte sich nicht wenig, als er den Löwen reden hörte; wußte er gleich aus der Bibel, daß einst sogar ein Esel gesprochen hatte, so war ihm dies Außerordentliche doch nicht gleichgültig. — »Herr König!« begann er hierauf, »ich merke, daß Ihr etwas ganz anderes als ein Löwe seyd, ich danke Euch vielmal für die Gnade, aber verzeiht, ich bin ein schlechter Reiter, will lieber zu Fuß gehen als Euren majestätischen Rücken belästigen.« — »Nein! nein! es kann nicht geschehen!« entgegnete der Löwe, »denn bevor der Tag anbricht, müssen wir an Palästina's Gränze seyn, und dahin haben wir noch hundert Stunden. Nimm Dein Gepäck und setze Dich auf meinen Rücken, mach schnell, die Zeit ist kurz.« — »So sagt mir früher, wer Ihr eigentlich seyd?« fragte der furchtsame Mann, um nur die Zeit hinauszuschieben. »Sehet ich bin das schnelle Reisen nicht gewöhnt, bleibt nur noch heute Nacht mein Gast, morgen will ich mir schon den Weg selbst finden.« — »Fürchte Dich nicht, frommer Mann, es wird Dir kein Haar gekrümmt; wenn ich meine Sendung vollbracht habe, sollst Du auch wissen, wer ich eigentlich war; jetzt, siehst Du, bin ich nur Löwe.«

Ein Ritt auf eines Löwen Rücken mag auch den kühnsten Reiter etwas stutzig machen, geschweige einen alten Rabbi, der sein Lebelang vor dem Thalmud hockte; allein mit einem Thierfürsten ist nicht zu scherzen. Der Rabbi fügte sich, obgleich mit Zittern. Er setzte sich rittlings auf des Löwen Rücken, umschlang mit beiden Armen dessen Hals, klammerte die Hände fest in die Mähnen, schloß die Augen, und wie im Fluge ging's fort über Stock und Stein, durch Strom und Sümpfe die ganze Nacht. — Erst gegen Morgen ließ der rasche Ritt nach, und der Reiter versuchte die Augen aufzuthun: die Wildniß war verschwunden, eine schöne anmuthige Gegend lag vor seinen Blicken. Der Löwe hielt und sprach: »Steige ab, Du bist nun an der Gränze desjenigen Landes, nach welchem sich Dein Herz sehnt, wandre nur auf diesem Weg fort, er führt Dich nach dem heiligen Jerusalem.« Freudig verließ der Rabbi den Rücken seines Leibrosses, warf sich zur Erde nieder und küßte mit Inbrunst den Boden des geliebten Vaterlandes, dann erhob er sich und redete zu dem Löwen wie folgt: »So sage mir jetzt, wer Du bist? und wie ich mir die Gnade des starken Gottes Israels verdient habe, daß er Dich zu meiner Rettung sandte?« — »Höre also, Du frommer Israel,« begann der Löwe. »Einst war ich auch ein Sohn des auserwählten Volkes, aber ich war ein schlechter Befolger des Gesetzes. Viel habe ich gesündigt gegen die Vorschriften der Thora und der Rabbiner, und sieh, alle diese Sünden hätte mir der Herr nachgesehen in seiner allumfassenden Barmherzigkeit; weil ich aber auch den heiligen Sabbath oft entweiht habe mit Vorsatz, darum zürnte mir der Höchstgerechte und sprach: »Deine Seele fahre in den Leib eines Löwen, und sie wandle in dieser Gestalt so lange auf Erden herum, bis sie einen wahrhaft frommen Sabbathverehrer findet und diesen aus einer Gefahr rettet — dann erst soll sie erlöst und im Paradies aufgenommen werden!« Ich wanderte nun Jahrhunderte herum, und konnte keinen finden, der mich erlösen mochte, denn nur wenige sind in Israel, die den Sabbath recht feiern so wie Du, daß sie ihn selbst in der höchsten Noth nicht entweihen. Nun hab ich meine Aufgabe gelöst, ich kann auf Jehova's Barmherzigkeit hoffen, daß er mich aufnimmt in seinem Eden!«

Der Löwe hatte ausgeredet und verschwand.

Nach einigen Tagreisen erreichte der fromme Greis die Stadt Jerusalem. Hier erfuhr er auch das traurige

Schicksal seines Reisekumpans, der ihn verlassen, und welcher noch an demselben Tage in Räuberhände gefallen und seines ganzen Vermögens beraubt worden war. Aus Herzleid und Kummer erkrankte er und starb in einem ganz fremden Lande unter Ungläubigen. Der gottergebene, wahrhaft fromme Sabbathverehrer lebte noch viele Jahre in Jerusalem. Er besuchte oft die Gräber der Erzväter, sang Jeremias' Klagelieder oft auf dem Berge Zion, wo einst der Tempel gestanden, und benetzte täglich die sogenannte »Kosel maarobi« (westliche Mauer), den einzigen Uiberrest der Burg, mit seinen Thränen. Seine Abenteuer und wunderbare Rettung beschrieb er in einer weitläufigen Epistel, die er nach Europa an seine Glaubensbrüder sandte, mit den dringendsten Ermahnungen, den Sabbath hochzuehren und selbst in Gefahr nicht zu entweihen, »denn wisset,« fügte er hinzu, »wenn alle Söhne Israels nur einen Sabbath nach Vorschrift feiern würden, so würden sie erlöst werden aus der Gefangenschaft. Aber darin ist die Schuld, daß der Messias nicht kommen will, weil selten Einer den Sabbath nach Gebühr verehrt.« * Auch in der jüdischen Gemeinde ward der fromme Greis hochgeschätzt. — Ein Stein, der fast schon ganz mit Moos bewachsen und zerschlagen auf dem Friedhofe der dasigen Juden gezeigt wird, soll das Grabmal dieses frommen Pilgers seyn.

* Dieser Glaube herrscht heutigen Tages noch unter den Orthodoxen im Volke; man findet ihn in mehren Stellen des Thalmud und Medraschhin ausgesprochen.

Durchflug durch Holland.

Blätter aus einem Reisetagebuche von Sternau.

(Fortsetzung)

Wanderung durch Amsterdam. Kirchen. Bauten und Kunstwerke. Volksleben. Kermes. Theater.

Durch mehre Straßen, darunter Nieuwe Waels Eylandt (in welcher das Haus, das der berühmte Ruyter bewohnte, dessen Portrait über der Thüre hängt) kamen wir zu dem ungeheuer langen großen Damm, welcher sich um die ganzen östlichen Docks hinzieht und diese sowie die Stadt gegen die Uiberschwemmung durch das Meer schützet. Von diesem gigantischen Baue, der, zwei englische Meilen lang, viele Millionen kostete, wandten wir uns auf unsrer raschen Wanderung durch mehre Straßen zu einem ehemaligen Thore mit vielen spitzigen Thürmchen, welches Gebäude, nun der anatomischen Schule gewidmet, ehemals die Gränze der Stadt bildete, jetzt aber beinahe in der Mitte liegt. So sehr breitete sich die mächtige Stadt aus, die vor 6 Jahrhunderten nichts mehr als ein Fischerdörfchen war. Auf diesem Platze wird bei Hinrichtungen das Schaffot aufgestellt.

Unser nächstes Ziel war die Bildergalerie. Das Gebäude ist aus Quadern erbaut und mit Säulen-Lesenen geziert, 3 Stockwerke hoch. Acht Zimmer sind mit Bildern angefüllt, die schönsten von Dow und Van der Werfen. Mich interessirte insbesondere eine Schule von dem Erstern. Ein Knabe schreibt bei Kerzenlichte, einem zweiten Knaben leuchtet ein Mädchen zum Rechnen, auf der Erde steht eine Laterne mit einer brennenden Kerze und im Hintergrunde leuchtet ein viertes Licht; diese vierfache verschiedene Beleuchtung macht einen wundervollen Effekt. Eine Abreise des Kapitän Cook, ein Friedensthal von Helst sind die Zierden dieser Galerie, so wie einige Rembrandt, Rubens, Van der Neer ꝛc.

Von den Werken der Malerei wandten wir uns wieder einem Werke der Baukunst zu, der alten reformirten Kirche (Oude Kerke), die aus dem 14ten Jahrhunderte stammt; die Halle ruht auf 42 Säulen, ist 300 Fuß lang, 255 breit, die Decken von Holz bilden eine Bohlenwölbung. Schön sind einige Glasfenster, auf deren einem die Wappen der Bürgermeister der Stadt angebracht sind, ein anderes hat Bezug auf Philipp, wie er eine Provinz freigibt. Meisterhaft ist unter diesen Gemälden eines vom Jahre 1555: eine sterbende Frau, ein Licht haltend, über ihr Engel am Himmel schwebend. In dieser Kirche wird noch begraben, und wir kamen eben zu einem Begräbniß, bei welchem zwölf Leichenbitter in Schuhen und Strümpfen, gepudert und in einem eigenen schwarzen Kostüme dem Sarge folgten. In der Kirche stehen schöne Monumente der Admirale Heemskerk, Van der Zaan, Zweerts, Van der Hulst u. A.

An Kirchen und Bethäusern besitzt Amsterdam einen sehr großen Reichthum. Von den Synagogen der Juden, den Tempeln, welche Armenier, Griechen, Mennoniten, Baptisten ꝛc. hier besitzen, absehend, erwähnen wir, daß die Reformirten allein 12, die Katholiken 18 Kirchen besitzen. Unter diesen heben wir hervor: die Westerkirche, mit dem höchsten Glockenthurme der Stadt, und die neue lutherische Kirche, die sich durch ihre schöne kupfergedeckte Kuppel auszeichnet. Ursprünglich von einem Könige von Schweden aufgebaut, wurde sie nach dem Brande von 1822 in der kurzen Frist von drei Jahren durch freiwillige Geschenke der lutherischen Gemeinde und anderer Protestanten Amsterdams wieder hergestellt. Eine Namensschwester dieser Kirche, aber weit prächtiger, ist die neue oder St. Katharina-Kirche (Nieuwe Kerke), eine der schönsten im ganzen Königreiche. Im J. 1408 von einem reichen Kaufmann Eggaerts gegründet, und nach einer Feuersbrunst im J. 1643 wieder hergestellt, ruht dieses 315 Fuß lange, 210 breite Gotteshaus auf 52 starken Steinsäulen. Die Fenster schmücken Glasgemälde: Scenen aus der Geschichte, Allegorien und die Wappen von 36 Rathsherrn von Bronkhorst. Das Kirchenschiff ist vom Chor durch ein massives Bronzegitter getrennt, und mit einer Holzdecke versehen. Dagegen sind die beiden niedrigeren Seitenschiffe gewölbt. Die große Orgel ist besonders ausgezeichnet durch ihre Größe und durch Schönheit der Töne; merkwürdig die Kanzel, aus Schnitzwerk bestehend. In der Kirche sind viele Monumente, insbesondere jenes für den Admiral de Ruyter, dessen Gestalt auf dem Sarkophage ruht, den Kopf auf eine Kanone gestützt. Unterhalb stellen Basreliefs eine Seeschlacht, und die Wappen der holländischen Provinzen sowie des Admirals dar, in Nischen sind die Klugheit und Beständigkeit angebracht. Ein zweites Monument ehrt das Gedächtniß des Seehelden Van Galen, welcher in seiner Rüstung auf dem Sarkophage ruht, darunter ein Basrelief mit der Seeschlacht von Livourne, wie die englische

Flotte verbrannt wird. Auch Bentinck, gefallen in der Schlacht von Doggersbank, hat hier sein Denkmal. Unter der großen Orgel ist das Monument des Schiffslieutenants Van Speyk, eines Amsterdamers, welcher sich in der Revolution am 5. Februar 1831 vor Antwerpen mit seinem Schiffe in die Luft sprengte. Dasselbe stellt ein alterthümliches Grabmal vor; auf dem Sockel sieht man Fackeln mit der Krone und dem Dreizack des Neptun, eine von jenen ist angezündet und gibt eine helle Flamme, die andern sind umgekehrt und im Erlöschen; zwischen zweien sieht man die Bürgerkrone, in deren Mitte ein Stern glänzt. Darunter eine Inschrift, welche Namen und That des Helden kurz berichtet; darüber ein Schiffsanker, um diesen eine im Kreis gewundene Schlange, auf einer Seite des Ankers einen Palmzweig, auf der andern Immortellen, weiterhin Lorbeerkränze, Schiffssymbole u. dgl. und in der Mitte das Wappen der Stadt Amsterdam. Das ganze ist aus weißem Marmor und wird durch ein Gitter von Lanzen umschlossen. Die Uiberreste des jungen Helden ruhen unterhalb in der Gruft. Mitten unter diesen Seehelden hat auch die Poesie ein Räumchen in dieser Kirche gefunden: eine antike Urne von weißem Marmor, mit einem Lorbeerkranze umgeben, auf einem Piedestal von schwarzem Marmor ist ein Monument zu Ehren des 1679 gestorbenen berühmten holländischen Dichters Vondel. Auch in dieser wie in der alten Kirche werden noch immer Leichen begraben. Daneben auf dem Dam-Platze steht das königliche Palais, das ehemalige Stadhuis (Stadthaus), ein großes schönes freistehendes Gebäude, von Kampen im J. 1648 ganz aus Quadern gebaut und auf 13659 50 Fuß langen eingerammten Piloten ruhend. Die Vorderseite hat in der Länge 23 Fenster mit 3 Vorsprüngen und 4 Stockwerken. Uiber dem mittlern Vorsprung ist ein Fronton mit 3 Statuen: des Handels, der Gerechtigkeit und der Wahrheit, darüber ein runder Thurm mit einer Bogenhalle. Der Palast hat 2 Höfe, um den ersten Hof gehen ringsherum im Viereck eine Art Galerie-Vorzimmer, welche mit norwegischem weißen Marmor, trefflichen Statuen, Büsten und wunderschönen Basreliefs geziert sind. Die Einrichtung der königl. Zimmer ist einfach und prunklos. Im Audienzzimmer befindet sich das große treffliche Gemälde von Eichholz und Wappers, wie Van Speyk mit der brennenden Lunte in die Pulverkammer hinabgeht. Ein schönes Bild hängt auch in dem kleinen Speisezimmer: Moses mit den 70 Stämmen am Berge Sinai, von de Witt. Der große längliche Speisesaal hat Marmorverzierungen. Auch die Gemächer der Prinzessin von Oranien sind ganz einfach eingerichtet, dagegen ist der große Tanzsaal sehenswerth, der durch 3 Stockwerke immer mit 6 Fenstern in einer Reihe geht, 100 Fuß hoch, 120 lang und 60 breit. Von seiner Wölbung, die jedoch nicht auf Säulen ruht, hängen 8 Glasluster, die Wände schmückt schöner weißer Marmor, die Gesimse zieren auch hier, wie in den Galeriezimmern, schöne Skulpturen und Statuen, unter denen (von Arthur Quillin) ein Hund, der den todten Herrn bewacht, und das Stillschweigen, den Finger auf den Mund drückend, als Meisterwerke bewundert werden. Der Thronsaal bietet außer dem Thronhimmel und den rothseidenen Draperien nichts Ausgezeichnetes. Desto lohnender ist das Ersteigen des Thurms, zu dem von unten an 133 Stufen führen. Erst von hier aus übersehen, zeigt sich Amsterdam in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Da liegt zu des Beschauers Füßen die ganze im Halbmond gebaute Stadt mit allen, man könnte sagen mit jedem Gebäude, wie sie sich an das Y gegen das Haarlemer Meer anlehnt, welches nach dem bereits gefaßten Entschluß ganz ausgetrocknet werden soll, ein Schicksal, das in der frühern Zeit so viele Seen und Meerestheile namentlich in Nord-Holland hatten. Auch übersieht man den Zuidersee, den 18 Meilen langen Kanal nach Nord-Holland, und erblickt die Thürme des 8 Stunden entfernten Utrecht.

Hatten wir den Vormittag dazu verwendet, Gebäude und Kunstwerke zu besehen und historische Erinnerungen in uns wecken zu lassen, so wollten wir Nachmittags ein wenig das Leben studieren. Sobald das Diner, das freilich erst um 4 Uhr begonnen, beendet war, spazierten wir durch die belebteste Straße von Amsterdam, durch die Kalverstraat, wo die schönsten Boutiquen mit allen Gattungen von Waaren, noch gehoben durch die reiche Gasbeleuchtung, aufgestellt sind, auf den Pottermarckt hin, wo eben jetzt im September die Kermes gehalten ward. Vorzüglich gleicht die 3te Woche einem förmlichen Carneval, wo es über alle Begriffe toll auf den Straßen zugeht. Die phlegmatischen Holländer sind um diese Zeit belebt und beweglich, Alles ist frohen Sinnes, alle Sparpfennige, besonders bei den untern Klassen, erhalten Flügel. Die Proletarier, die Dienstleute, Arbeiter, schwärmen die ganzen letzten 3 Nächte auf den Straßen herum, so daß die Dienstherrn während der letzten 3 Tage sich selbst bedienen müssen. Einer der Hauptpunkte des öffentlichen Treibens ist eben der Buttermarkt, wo sich die Volksmasse in lauten Scherzen und Späßen bunt herumtummelt. Rings herum im Kreise stehen Theater- und andere Buden für Schaulustige, über den Eingängen in das Spektakellokale sind Galerien angebracht, auf welchen Musikanten spielen, und immer ist ein Cicerone da, welcher das Volk haranguirt, in das Schauspiel einzutreten, und die aufzuführende Darstellung pomphaft ausschreit. Um das Volk noch wirksamer zu locken, tritt oft ein Theil, oft die ganze Gesellschaft von Schauspielern, gymnastischen Künstlern u. s. w. in Kostüms heraus, macht dem Publikum die Honneurs, und wendet alle Mittel an, die Bemühungen des Ausschreiers zu fördern. Dicht daran reihen sich nun in Unzahl Boutiquen mit dem vorzüglich guten und einzigen amsterdamer Lebkuchen, Eßwaaren, Kaffee- und andere Schänken, in denen es allenthalben lustig und lebhaft hergeht. Eine eigene Art der Belustigung findet vor den Lebkuchenzelten Statt. Da stehen große Hackstöcke, auf welchen die Knaben mit eigenen Hackmessern große dünne Platten von Lebkuchen in 3 künstlichen Schlägen zertheilen müssen, widrigens das Spiel verloren ist. Nachdem wir uns an diesem eigenthümlichen Leben und Treiben sattgesehen, besuchten wir das Theater Salon des Variétés. Die übrigen 3 Theater (nämlich das holländische, das französische und das deutsche) waren an diesem Tage gerade geschlossen. Der Salon des Variétés ist ein recht niedliches kleines Theater mit 2 Galerien. Für das Entrée werden 75 Cent. gezahlt; hiefür hat jeder Gast das Recht, ein Glas Punsch, Wein, Cognac, Limonade u. dgl. zu trinken, wovon jede Sorte auf einen gleichen Preis

reduzirt ist. Die Plätze selbst sind jedem offen; ob unten auf den Sitzen oder auf den Galerien, da gilt kein Unterschied, jeder hat den Kopf mit dem Hute bedeckt, jeder raucht seine Cigarre. Uiberall sind in bequemen Entfernungen kleine Tischchen angebracht, um die Gläser darauf stellen zu können. Das Stück **Oom Karel** (Onkel Karl) schien recht frisch gegeben zu werden und fand vielen Beifall, obschon wir, da es in holländischer Sprache gespielt wurde, Vieles gar nicht verstanden. Mitunter aber klangen wieder ganze Sätze so, als ob sie deutsch wären. Das originelle Leben im Theater und das lustige Treiben der Kermes hatten uns unwillkürlich in die heiterste Stimmung versetzt. Nur als wir Abends nach Hause kehrten und soupiren wollten, waren wir mit dem Getränke — dem ewigen rothen sehr leichten Bordeauxweine — in Verlegenheit. Wir beschloßen daher, einmal ächt holländisch zu leben; verzehrten einen köstlichen Häring — welch' ein Unterschied gegen jene, die uns daheim als die frischesten aufgetischt werden! — und tilgten unsern furchtbaren Durst nicht mit Wasser, wovon man dort einen Durchfall bekömmt, sondern mit Thee, von dem 3 tüchtige Tassen zu unserer Verwunderung unsern Durst vollkommen löschten. Thee und Butterbrod diente uns auch fortan zum Frühstücke.

(Fortsetzung folgt.)

Dreizehn Tage Robinson.

Noch findet man in Amerika gränzenlose, unbekannte Wildnisse, in denen die Pelzhändler oder Jäger, die einzigen, die sich hinein wagen, die seltsamsten Abenteuer, die unglaublichsten Gefahren bestehen können. Auf einer Erforschungsreise, welche Mr. Roß Cox mit einigen andern Europäern und indianischen Führern unternahm, hatte er das Unglück, nach dem Mittagmahle in einiger Entfernung von seinen Gefährten einzuschlafen. Ohne seine Abwesenheit zu bemerken, brach die kleine Karavane auf. Als Mr. Cox aufwachte, war es schon spät am Tage. Doch lassen wir ihn selbst erzählen, nur erinnern wir noch zuvor, daß diese Erlebnisse am Columbiastrome, im Monate August spielten. Der erste Tag von Herrn Cox' Einsamkeit war der 17. August.

»Als ich erwachte — es mochte 5 Uhr Abends seyn — war Alles ruhig und stumm wie im Grabe. Von banger Ahnung befallen, eilte ich an die Stelle, wo wir Feuer angezündet hatten... niemand da! Ich blicke nach allen Seiten, im ganzen Thal nirgend eine Spur von einem Fußtritt, von einem Hufe. Ich rufe nach allen Seiten, aus aller Kraft . . . vergebens. Nirgend erschallt eine Antwort. Ich konnte mir die schreckliche Wahrheit nicht mehr verhehlen. Ich war allein in einer unabsehbaren, unbewohnten Gegend, waffenlos, ohne Pferd, von Allem entblößt. Nur ein Ausweg blieb mir: zu entdecken, welche Richtung die Karavane eingeschlagen. Aufmerksam prüfte ich den Boden und erblickte die Hufspuren der Pferde; ich verfolgte sie eine Weile, aber an einer Reihe felsiger Hügel verloren sie sich. Ich war nun ohne Führer. Ich ersteige den höchsten der Hügel, der eine weite Aussicht bot, erblickte aber Keinen von den Meinigen, nicht das leichteste Anzeichen einer menschlichen Wohnung. Die Nacht kam und mit ihr der dichte Thau dieses gefährlichen Klimas. Meine Kleidung bestand in einem Zeughemd, weiten Nankinpantalons und einem alten Paar Mokassins (Indianerstiefel) von schwachem Leder. Der übermäßigen Hitze wegen hatte ich meinen Rock ausgezogen und auf ein Saumthier gelegt, um ihn erst in der Abendfrische wieder anzuziehen; mein Gewehr hatte ich einem unserer Führer übergeben, ja meinen Hut hatte ich in der Aufregung beim Erwachen vergessen, und nun war mir's zu weit ihn wieder zu holen. Da ich nicht fern von mir eine sehr grasreiche Flur sah, eilte ich hin, riß einiges Gras aus und bereitete mir ein Lager. Nachdem ich mich Gott empfohlen, schlummerte ich ein.

In der Nacht beschäftigten die wirrsten Träume von bequemen Wohnungen, Federbetten, fischreichen Flüssen, saftigen Birnen, giftigen Klapperschlangen meine wirre Phantasie.

Als die Sonne des 18. aufging, sprang auch ich auf, vom Thau bis auf die Knochen durchweicht und vor Frost klappernd, und nahm meinen Weg parallel mit der erwähnten Hügelreihe. Im Laufe des Tages erblickte ich mehre kleine, mit wildem Geflügel bedeckte Teiche. Das Land war flach, der lockere, grobsandige Boden mit hohem, wildem Gekräut bewachsen. Ganze Strecken dieser Kräuter waren erst kürzlich von Indianern, die wahrscheinlich nach Damhirschen gejagt hatten, in Brand gestreckt worden. Die Stoppeln drangen durch meine schadhaften Mokassins und stachen mich in die Füße; ich litt furchtbar. Ich glaubte meine Richtung ändern zu müssen, und wandte mich nordwärts. Gegen Abend erblickte ich etwa eine Meile von mir zwei Reiter, die in der östlichen Richtung, welche ich erst vor wenigen Stunden verlassen, dahersprengten. An ihren Kleidern erkannte ich sie. Es waren meine Gefährten, gewiß suchten sie mich! . . . Wahnsinnig vor Angst und Hoffnung kletterte ich auf eine Anhöhe hinauf und rief sie mit einer Stimme, welche der Hunger eigenthümlich scharf und gellend machte. Aber sie sprengten dahin ohne mich zu hören. Da zog ich mein Hemd aus und schwenkte es als Nothsignal über dem Kopf, diese Bewegungen mit wahnsinnigem Verzweiflungsgeschrei begleitend. Die beiden Reiter ritten immer weiter. Ich lief nun auch, die Wuth gab mir Flügel: über Felsen, Stoppeln, Gestrüpp, Buschwerk setzte ich mit der Gelenkigkeit einer verfolgten Gazelle.

Verlorene Mühe! Plötzlich hemmte eine Schlucht meine Schritte, und ehe ich diese umgehen konnte, waren die beiden Reiter verschwunden. Es war Nacht, seit gestern Mittags hatte ich nichts gegessen. Meine Mokassins waren bei dem heutigen Rennen ganz zerrissen, meine Füße bluteten. Ich wollte mir ein Lager bereiten wie gestern Nacht, aber bei dem Ausreißen des Gekräutes verletzte ich mir die Fingergelenke, so daß ich fast des Gebrauches meiner Hände beraubt war. Schon lange vor dem Tagesgrauen erwartete ich ungeduldig den Aufgang der Sonne. Endlich da sie erschien, nahm ich meinen Weg ostwärts. Der Hunger plagte mich furchtbar, aber nachdem ich einige Meilen gelaufen war und einige Mundvoll Wasser hinuntergeschluckt hatte, fühlte ich mich ein wenig leichter. Doch machten der sandige Boden und das versengte Gras den Marsch sehr schmerzhaft. Endlich zwang mich

die niederdrückende Sonnenhitze zu zweistündiger Ruhe; mein Gehirn war in Flammen. Ich versuchte, mir aus Gras einen Hut zu flechten, es gelang mir aber nicht; ich vermochte mich kaum aufrecht zu halten. Seit achtundvierzig Stunden hatte ich keinen Bissen in den Mund genommen, und was meine Lage noch grausamer machte, war, daß ich gerade heute mein Nachtlager an den lachenden Ufern des Sees aufschlug, in und auf dessen silbernen Wogen sich eine Bevölkerung tummelte, welche der Tafel eines Königs Ehre gemacht hätte. Welchen wilden böswilligen Blick warf ich nicht der herrlichen Gans, dem stolzen Entrich zu, der da auf den klaren durchsichtigen Wellen umherschwamm, ohne sich um meine Gegenwart auch nur zu kümmern. Mit einem Taschenpistolet hätte ich sie erlegen und meinen Hunger stillen können! Aber der klägliche Zustand meiner Finger erlaubte mir nicht einmal, mir Gras zu einer leidlichen Decke zu rupfen, und so blieb ich, abgesehen vom Hunger, die ganze Nacht dem kalten starken Thau ausgesetzt.

Am folgenden Tage, wo ich wieder die Richtung nach Nordost nahm, durchlief ich eine waldbedeckte, reich bewässerte Gegend. Ich sah viele Gänse, Enten, Kraniche, Brachvögel, Spatzen, auch einige Raben und Kormorane; ja nicht fern von mir weideten etwa zwanzig junge Damhirsche. Der Wald bestand aus allen Arten Bäumen: Föhren, Birken, Cedern, Kirschbäume, Hagedorn und Weiden herrschten vor, dazwischen wuchsen auch Sumach und Geisblatt. Klapperschlangen kamen mir heute sehr zahlreich vor, eben so Horneidechsen und Heuschrecken. Die letzteren hielten mich in beständiger Angst wegen der Aehnlichkeit des Geräusches ihrer Flügel mit dem Klappern, welches die Schlange in dem Augenblicke hören läßt, wo sie auf ihre Beute losstürzen will. Der Hunger plagte mich so, daß ich mehrmal Gras kaute. Dies belebte mich ein wenig. Der Abend war bereits weit vorgerückt, als ich zu einem etwa zwei Meilen langen und eine Meile breiten See kam. Seine Ufer waren hoch und bewaldet. Zwei Bäche, welche in den See floßen, wimmelten von Fischen, doch konnte ich keinen erhaschen, so gerne ich ihn auch roh verzehrt hätte. Dagegen fand ich wilde Kirschen, die mir ein reinliches Souper boten. Aber des Nachts ängstigte mich Wolfsgeheul und Bärengebrumme; ich konnte kein Auge schließen. Als ich des andern Morgens erwachte, war das erste, worauf mein Blick fiel, der Eingang zu einer dunklen Höhle, von der ich nur durch einen der Bäche getrennt und aus der wahrscheinlich die unheimliche nächtliche Musik gekommen war.

Da hier Wasser und Kirschen genug waren, um nicht Hungers zu sterben, beschloß ich, die nächsten zwei bis drei Tage kurze Ausflüge nach verschiedenen Punkten der Nachbarschaft zu machen, und wenn ich da keine frischen Fußtapfen fände, immer wieder Abends an den See zurückzukehren. Den ersten Tag durchstreifte ich eine ganz dürre, wasserlose, unfruchtbare Gegend, bewaffnet mit einem langen Stocke, mit dem ich viel giftiges Gewürm erschlug. Nach fruchtlosem Herumlaufen kehrte ich Abends betrübt zu meinem Nachtquartier zurück. Während ich mir Steine zu einem Kopfkissen zurechtlegte, sah ich aus der erwähnten Höhle einen Wolf hervorkommen. Ich hielt's für klug, die Offensive zu ergreifen. Das würde, dachte ich, die Bestie überzeugen, daß ich mich nicht fürchte. Gedacht, gethan. Ich warf die Bestie mit Steinen, wovon einer sie in den Fuß traf. Heulend lief der Wolf in die Höhle zurück. In der peinlichen Ungewißheit, ob er nicht wieder erscheinen würde, erwehrte ich mich anfangs der Schlaflust; als ich mich endlich niedergelegt hatte, hielt mich dennoch, wie in vergangener Nacht, ein höllischer Lärm bis zu Tagesanbruch wach. Die Dünste, die aus dem See aufstiegen, und der Thau hatten mein leichtes Gewand durchnäßt. Bei Sonnenaufgang zog ich es aus und breitete es auf einen Felsen hin, wo es schnell trocknete. Nach einem schmalen Frühstück machte ich mich wieder auf die Beine. Ich überschritt die beiden Bäche und kam in einen dunklen dichten Wald, wo ungeheure Bäume und unzähliges stachliges Dorngestrüpp mir den Durchgang verwehrten. Meine fast nackten Füße wurden immer ärger und ärger zerstochen, daher war auch mein heutiger Ausflug eben so peinlich als kurz, und als ich Abends in mein Hauptquartier zurückgekehrt war, mußte ich den untern Theil meiner Pantalons zerreißen, um meine Füße darein wickeln zu können. Der Höhlenbewohner Wolf ließ sich nicht sehen, dagegen heulten seine Brüder im Walde gar fürchterlich.

Am 24. hatte ich endlich keine Lust mehr, wieder zum See zurückzukehren. Ich stand sehr früh auf, schritt nordwärts den Wald entlang und wandte mich dann nordöstlich, wo das Land weniger bewaldet war. Uiber Tag glaubte ich einigemal alte Hufspuren zu erblicken, was meine Hoffnung wieder ein wenig auffrischte. Ich hatte viel von Durst zu leiden, denn auf der ganzen Wanderung kam ich blos zu einem Teiche, und dessen Wasser war stehend, lau und ekelhaft zu trinken. Erst gegen Abend, als ich mich kaum mehr schleppen konnte, kam ich zu einem Bächlein, in dessen Nähe ich einige Kirschen und Stechpalmenbeeren fand und pflückte. Dies war mein Nachtmahl; dann warf ich mich auf die Erde hin und schlief ein.

Am folgenden Morgen (25. August) erwachte ich nicht früher als zwischen 8 und 9 Uhr. Meine Fußumhüllung war ganz zerfetzt, ich mußte wieder ein Stück Pantalons, bis über die Kniee, losreißen. Nachdem ich meine Füße in diese Lumpen gehüllt, einige Kirschen und Stachelbeeren verspeist, und einige Mundvoll Wasser hinuntergeschluckt, trat ich wieder meine traurige Wanderung an, abermals nach Nordost. Der ganze Tag verfloß, ohne daß ich einen Tropfen Wasser oder eine Kirsche gefunden hätte. Mehrmal kreuzten menschliche Fußtapfen und Spuren von Pferdehufen meinen Weg; sie bewiesen wenigstens, daß von Zeit zu Zeit Menschen in diese Gegend kamen. Das richtete einigermaßen meinen Muth auf. Als der Abend zu dämmern begann, sprang ein Wolf von ungewöhnlicher Größe aus einem Dickicht hervor und blieb etwa zwanzig Schritte von mir in drohender Stellung stehen. Er schien entschlossen zum Angriff. Meine Lage war verzweifelt: ich hielt mich kaum aufrecht, aber da ich wußte, daß das geringste Zeichen von Furcht auch das Signal zum Angriff wäre, so drohte ich dem Wolf mit meinem Stock und brüllte so laut ich bei meiner Schwäche nur konnte. Dies machte den Wolf verlegen, er wich einige Schritte zurück, hielt aber seine beiden flammenden Augen immer auf mich gerichtet. Ich trat ihm etwas näher, da heulte

er fürchterlich auf. In der Meinung, dies sey ein Zuruf an seine Kameraden, sie möchten ihm beispringen und meinen Leichnam verzehren helfen, verdoppelte ich mein Geschrei und rief verschiedene Namen, wie sie mir gerade beifielen, um den Wolf glauben zu machen, ich sey nicht allein. Zwei Luchse liefen mit unglaublicher Schnelligkeit über den Weg, gerade vor mir, so daß sie mir fast über die Füße sprangen. Der Wolf blieb noch eine Viertelstunde lang in seiner Stellung, endlich aber wich er und verschwand im Walddickicht. Vielleicht hatte ihn meine tapfere Haltung eingeschüchtert, vielleicht hatte mein Schreien die andern Wölfe verhindert, auch heranzukommen.

Die Nacht senkte rasch ihre Schatten herab, als ich an eine grüne Stelle kam, die von kleinen Bäumen umsäumt und mit Binsen bewachsen war. Dieser dreifache Umstand überzeugte mich bald, daß Wasser in der Nähe seyn müsse; wirklich entdeckte ich auch einen Teich, der aber leider ausgetrocknet war. Von brennendem Durste gepeinigt, riß ich eine Handvoll Binsen aus, um den Saft herauszusaugen: sie gaben nur wenig Feuchtigkeit. Zuletzt raufte ich eine größere Menge aus und breitete sie neben einem großen Stein aus, der mir als Kopfkissen dienen sollte. In dem Augenblick, wo ich mich niederlegen wollte, fielen meine Blicke auf eine Klapperschlange, die zusammengewickelt dalag, mit aufgerichtetem züngelndem Kopfe. Ich fuhr vor Entsetzen zurück, aber bald gewann wieder mein Muth die Oberhand, und ich erschlug sie mit einem Stocke. Um die Stelle genauer zu untersuchen, kehrte ich den Stein um: welche Uiberraschung, welches Grausen erfaßte mich aber, als ich etwa ein Dutzend junger Schlangen wie ein Knäuel zusammengewunden daliegen sah, die indeß so schnell davonschoßen, daß ich kaum vier erschlagen konnte. Die vorherrschenden Farben in diesem Schlangenknäuel waren dunkelbraun, blau und grün. Ich war den ganzen Tag in der versengenden Sonnenhitze gegangen, ohne eine Frucht verkostet, ohne einen Tropfen Wasser gefunden zu haben, um meine Fieberhitze zu dämpfen. Und nun, umgeben von Schlangen und Raubthieren, von Hunger, Durst und Mattigkeit erschöpft, verzweifelnd an jedem Rettungswege, glaubte ich mein letztes Stündlein nahe. Indeß versuchte ich's doch, mir ein Lager aus Binsen zu bereiten und legte mich nieder.

Mit Mühe erhob und bewegte ich am nächsten Morgen meine schweren starren Glieder. Ich wanderte wieder nordwärts. Mehremale ging ich an diesem Tag vom Wege ab, weil mich mit Binsen bewachsene Flecken vermuthen ließen, daß da Seen seyen, aber immer ward meine Hoffnung getäuscht. Das Wasser fehlte gänzlich. Die Dornen und scharfen spitzen Steinchen, mit denen der Weg besäet war, erhöhten nicht wenig meine Qual und nöthigten mich, eine neue Anleihe an meinen Pantalons zu machen, um mir die wunden Füße gehörig verbinden zu können. Die Noth an Wasser vermehrte indeß mein Fieber und meine Schwäche; da hörte ich plötzlich jenseits einer von dichtem Gehölz begränzten Wiese ein Gebrause, wie das eines Wasserfalls; ich eile so schnell meine wankenden Füsse mich trugen dahin, und richtig: meinen Blicken lächelte das klare frische Wasser eines über Gestein rasch dahin strömenden Baches entgegen. Aller Vorsicht vergessend, stürze ich mich in das Wasser, das so reißend strömte, daß ich ihm bei meiner Erschöpfung nicht Stand zu halten vermochte und eine hübsche Strecke fortgerissen wurde. Erst an einem herabhangenden Baumast hielt ich mich wieder fest, und stieg nun an's jenseitige Ufer, das, wie ich bald erkannte, eine niedrig gelegene Insel war. Da hier reichlich Kirschen und Beeren wuchsen, so hielt ich ein königliches Mahl.

Der Himmel war blau, aber bald trübte er sich, die Luft wurde schwül und dumpfig, dichtes Gewölk hüllte den Horizont in Dunkel. In der Ferne erscholl ein Rauschen wie dumpfes Trommelgewirbel. Ein blasser milchweißer Punkt stieg am Himmel auf. Im Wald ächzte und pfiff und knarrte es, der Wind blies mit schrecklicher Gewalt. Die Stämme schwankten, die Aeste flogen krachend in Splitter. Einer jener furchtbaren Orkane, welche die Geißel dieser Gegend sind, war im Ausbruche. Schweigend und zitternd erwartete ich die Folgen dieser Schrecknisse. Zum Glücke währte der Sturm nicht lange, der Himmel klärte sich auf, aber plötzlich sah ich, daß die Schrecknisse nun von einer andern Seite noch drohender aufstiegen. Der Bach schwoll mit Riesenschnelle, die Strömung wurde immer gewaltiger und reißender, ich durfte es nicht wagen, den Uibergang zu versuchen; dazu brach die Nacht an. In wenigen Minuten war schon die Insel unter Wasser, und immer und immer wuchs es noch. Eine große schwarze Woge, ein ganzer Berg von Wasser wälzte sich brüllend und tosend heran, ich sah keine Rettung, als rasch auf einen Kirschbaum zu klettern. Aber auch dort reichte die Fluth bis an mich hinan. Die Wogen tobten furchtbar, in diesem aus dem Stegreife erschienenen Meere setzte ich meine einzige Hoffnung auf die Standhaftigkeit des Stammes, in dessen Krone ich mich geflüchtet hatte. Und der Baum hielt fest. Das Wasser brauste unter mir, Aeste, Wurzeln, Thierleichen in seiner gewaltigen Wuth mit sich führend. Darüber war die Nacht ganz hereingebrochen; je dunkler es ward, desto lebhafter glaubte ich das Wasser schon an meinen Fersen zu fühlen. Endlich nach einer in tödtlicher Angst durchwachten Nacht ward das Toben der Fluthen allmälig stiller, die heftige Strömung langsamer. Am Morgen fiel das Wasser eben so schnell als es gewachsen war; doch mein luftiges Gefängniß konnte ich erst Abends verlassen. Der durchweichte Boden begann etwas fester zu werden, doch da der Bach sich in sein Bett zurückgezogen hatte, setzte ich hinüber, glücklich, eine so gefährliche Insel verlassen zu können. Die Uiberschwemmung hatte das andre, höhere Ufer nicht erreicht, ich war daher sicher, dort ein trockenes Lager zu finden. Bald entdeckte ich auch den hohlen Stamm einer ungeheuren vom Blitze niedergeworfenen Fichte. Ich kauerte mich in die Höhlung nieder, deckte mich mit den Rindentrümmern, die am Boden umherlagen, zu und schlummerte mit dem tröstlichen Gedanken ein, daß ich die Nacht nicht mehr wie ein Vogel auf dem Baume, in einer so schrecklichen Lage würde zubringen müssen. Aber mein Schlaf war nicht von langer Dauer. Denn kaum mochten etwa zwei Stunden verflossen seyn, als ich durch das Brummen eines Bären geweckt wurde, der schon einen Theil meiner Rindendecke aufgewühlt hatte und an mir herumschnüffelte, wahrscheinlich nachdenkend, wie er mich aus dem hohlen

Baume heraustreiben solle. Denn durch die schmale Oeffnung der Höhlung konnte er mich nicht mit Vortheil angreifen. Ich stieß einen Schrei aus, richtete mich auf und schwang meinen Stock. Das machte den Bären anfangs stutzig, er trat einige Schritte zurück, blieb wieder stehen, und wankte um den Stamm herum, wahrscheinlich um zu sehen, wo er mich am besten packen könnte. Ich hatte indeß nicht Lust, es auf einen Kampf mit einem so furchtbaren Gegner ankommen zu lassen und erachtete es für das klügste, mich auf einen nahen Baum zu flüchten. Meine Flucht verdoppelte den Muth der Bestie, sie stieg mir nach. Ich erreichte indeß einen Ast, wo ich entschieden im Vortheil gegen meinen Verfolger war und ihn mit meinem Stocke tüchtig auf Schnauze und Tatzen klopfen konnte. Das Mittel half. Er kratzte und scharrte noch eine Weile grimmig an der Rinde und gab endlich seine Verfolgung auf. Brummend stieg er vom Baume hinab und nahm Besitz von meinem Lager. So saß ich denn wieder oben auf dem Baume, nachdem ich mich dessen so gefreut, daß ich diese Nacht bequem liegen könne. Theils um größere Bequemlichkeit zu suchen, theils weil ich fürchtete, vom Schlaf überrascht zu werden und hinabzufallen, versuchte ich mehrmal, meinen hohen Posten zu verlassen. Aber bei jedem Versuche setzte sich der Bär in Positur und bewachte mich auf's schärfste. Nach mehren fruchtlosen Versuchen mußte ich mich endlich bequemen, die Nacht auf dem Baume zuzubringen, und setzte mich in einigen tüchtigen Gabelästen fest, die — im Falle eines unwillkürlichen Schlummers — mein Herabstürzen unmöglich machten.

Erst nach Sonnenaufgang verließ Meister Petz den hohlen Stamm, rüttelte sich, warf einen langen, gierigen Blick auf mich, den Gegenstand seiner getäuschten Hoffnungen, und wankte langsam von dannen, ohne Zweifel ein anderes Frühstück zu suchen. Nachdem ich eine halbe Stunde furchtsam seine Rückkehr erwartet hatte, kletterte ich vom Baume herunter und lief quer durch den Wald nach Nordosten. Nach einigen Stunden ward ich für die des Nachts ausgestandene Angst hinreichend entschädigt durch die Entdeckung eines gebahnten Weges, auf welchem menschliche Fußtapfen und Pferdehufe stark ausgedrückt waren. Zu beiden Seiten des Weges war der Boden ein wenig bewaldet und eine große Zahl junger Damhirsche schien sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben, um sich zu erlustigen. Endlich gegen sechs Uhr Abends kam ich an einen Ort, wo eine Gesellschaft muthmaßlich die Nacht zugebracht hatte. Rings um ein großes, noch nicht ganz erloschenes Feuer lagen Knochen von Auerhähnen, Rebhühnern, Enten u. dgl., welche ich auf die ökonomischeste Weise von der Welt mir noch zu Nutzen machte; denn nachdem ich das Fleisch von den Knochen abgenagt, zermalmte ich noch die Knochen selbst zwischen den Zähnen. Das Mahl war äußerst mäßig, kräftigte aber meine ermatteten abgemagerten Gliedmaßen ungemein. Dann legte ich mich zum Feuer hin und schlief, ohne von einem nächtlichen Besucher belästigt zu werden, ruhig die ganze Nacht. Als ich am 29. erwachte, war mein Geist getröstet, mein Leib erfrischt, ich sah endlich das Ende meiner Leiden vor mir. Fröhlich und munter machte ich mich auf den Weg, den glücklich entdeckten Fußtapfen folgend. Ueber Tag mußte ich dichte und düstere Wälder durchschneiden, Abends kam ich zu einem Pfuhl stehenden Wassers, in dem ich blos meine Lippen benetzte, dann legte ich mich weit von dem Pfuhle nieder und deckte mich mit Birkenrinde zu.

Am 30. erhob ich mich früh zeitlich und kam nach einem Marsche von einigen Meilen an einen kleinen Fluß, in dessen Nähe ich wieder Kirschen und Beeren fand. Von da wandte sich der Weg nach Osten und führte durch noch dichtere und dunklere Wälder. Ich hatte nun meine Beinkleider bereits gänzlich zu Fußbinden verbraucht und war bis auf's Hemd ganz nackt. Mit jedem Schritte wurden die Hufen frischer und meine Hoffnungen lebhafter. Noch am selben Abend kam ich an eine Stelle, wo sich zwei Wege kreuzten, der eine schien auf einen hohen Berg zu führen, der andere stieg in's Thal hinab. Auf beiden Wegen waren gleich frische Tapfen; ich schlug anfangs den höheren ein, nachdem ich aber etwa hundert Schritte quer durch ein dunkles, tiefes Gebüsch gedrungen war, wohin sich vielleicht nie ein Sonnenstrahl verlor, kehrte ich, aus Furcht, zu Nacht kein Wasser zu finden, um und wählte den Thalweg. Nachdem ich auf diesem eine Viertelstunde marschirt, glaubte ich das Wiehern eines Pferdes zu vernehmen. Ich lauschte mit zurückgehaltenem Athem und fand bald, daß ich mich nicht getäuscht. Wenige Schritte vor mir sah ich mehre dieser edlen Thiere auf einer weiten Prairie weiden, welche nur durch einen reißenden Bach von mir geschieden war. Es kostete mich einige Mühe, über den Bach hinüberzukommen, aber endlich war ich doch darüber.

Kaum schritt ich über die Prairie dahin, so fielen meine Blicke auf eine Rauchsäule, die sich zierlich himmelan wand. Nun konnten menschliche Wohnungen unmöglich ferne seyn, und ehe ich dies noch gedacht, war ich schon von zwei Indianerinen erspäht worden, die bei meinem Anblicke schnell in eine jenseits der Prairie aufgeschlagene Hütte flohen. Das machte mir wieder Angst. Gerieth ich unter Freunde oder Feinde? Doch schon im nächsten Augenblick wurden meine Befürchtungen ganz zerstört durch das Nahen zweier Männer, welche mir auf das herzlichste entgegen liefen. Als sie den kläglichen Zustand meiner Füße gewahrten, hoben sie mich in ihre Arme, bedeckten mich mit Damhirschfellen und trugen mich in ihre Behausung. Mich waschen, meine Füße umwickeln, einige Wurzeln rösten und einen kleinen Lachsen kochen, war das Werk eines Augenblicks. Nachdem ich dem höchsten Wesen gedankt, das unsere Geschicke — Tod und Leben — in seiner Hand hält, und das in der Wildniß über mich gewacht und so viele Gefahren von mir abgewendet hatte, machte ich einen Angriff auf den Lachsen und ließ mir ihn, was wohl unnöthig ist zu versichern, ganz köstlich munden.«

Messina.

(Mit einem Stahlstiche: der Domplatz.)

In einer der reizendsten Gegenden des gesegneten Sicilien liegt die reiche und schöne Stadt Messina, von achtzig tausend Einwohnern belebt, und durch Handel wohlhabend. Zu beiden Seiten der Meerenge steigen kühn die Gebirge von Calabrien und von Sicilien auf; die Landschaft hat einen malerischen Reiz, den man nur mit jenem der Meerenge von Konstantinopel vergle-



DOMPLATZ IN MESSINA.

Verlag von Gottlieb Haase Söhne.







S^t. JOHANNESSTRASSE IN LA VALETTA.

Verlag von Gottlieb Haase Söhne

chen kann. Von der Seeseite nimmt sich die Stadt mit ihren weißen schmucken Häusern vor dem pittoresk sich aufthürmenden Gebirge, das fast bis an die Spitzen sorgfältig angebaut ist, ungemein anziehend aus. Im Innern findet man sich nicht enttäuscht; die mit Lava gepflasterten Gassen und Plätze sind regelmäßig angelegt und mit schönen Gebäuden, mit Statuen und Springbrunnen geziert.

Unter den Plätzen ist der ansehnlichste der Domplatz, den unsere Abbildung darstellt. Zur Rechten sieht man den Dom, eines der prachtvollsten Muster der sogenannten normannischen Bauart — oder wie Franz Kugler, der den Dom höchst beachtenswerth findet, sie nennt: der normannisch-sicilischen* — jetzt volle achthalbhundert Jahre alt. Stolze Granitsäulen tragen das Schiff: das Dach ist von Holz, reich geschnitzt und vergoldet. Der Dom ist mit Reliquien reich ausgestattet und feiert alljährlich ein Fest, ähnlich dem Rosalienfeste bei Palermo; es heißt das Varrafest und wird am 14. und 15. August begangen.

Ein anderes sehr schönes Gebäude ist der ehemalige Palast des Vicekönigs. Sonst findet man noch an öffentlichen Gebäuden achtzig Kirchen, dann wie in jeder großen Stadt Spitäler, Armenhäuser, Schulen, Bibliotheken u. dgl.

Der anmuthigste Theil von Messina ist Marina, eine lange auf den Hafen hinausgehende Terrasse, mit dem Quai zusammen weit über eine halbe Stunde lang. Diese prachtvolle Reihe von Gebäuden ward von der Regierung 1622 angelegt, sie ist von 19 luftigen Bogen unterbrochen, die sich in eben so viele Straßen öffnen. Die Marina ist der besuchteste Spaziergang von Messina, nächst ihr die längs des Meeres sich hinziehende und von Kutschen, Reitern und Fußgängern wimmelnde Grotta vor der Stadt. Noch belebter wird die Scene durch die Frauen, die mit ihren Spinnrocken vor jeder Thüre sitzen, und durch die kräftigen Fischer, die ihre Netze für den nächsten Morgen vorbereiten. Der Corso dauert hier, wie in ganz Sicilien, bis Mitternacht; Musik und Tanz währen die ganze Zeit hindurch. Die jungen Damen werden von ältlichen Dueñas gehütet, die man leicht an ihrer schwarzen Mantilla erkennt.

Eben so belebt, wenn schon in andrer Weise, ist der Quai. Die großen Handelsschiffe liegen dicht an der Mauer, und ununterbrochenen Gewühles drängen sich Facchini und Matrosen beim Ein- und Ausladen. Uiber diese lebensvolle Scene denke man sich den tiefblauen italischen Himmel gespannt, dazu die Aussicht auf das spiegelglatte Meer und die malerischen Gebirge jenseits, und man hat eine Vorstellung von dem Reize dieser Scene.

Der Ursprung von Messina verliert sich in's graueste Alterthum; die Sage (welcher selbst Thucydides folgt) gibt ihr ein fast um 1000 Jahre höheres Alter, als das der Stadt Rom. Phokäische Griechen legten sie an; als aber später die Spartaner das benachbarte Messenien unterjochten, wanderten viele Messenier, welche freiwillige Verbannung der Knechtschaft vorzogen, hieher aus, vergrößerten die Stadt, welche früher Zankle (d. i. Sichel, von ihrer Lage um den gebogenen Hafen) hieß, nach ihrem Vaterlande. Es blühte auf und gab in den inneren Streitigkeiten der sicilianischen Städte, in welche sich einerseits Rom, andererseits Karthago mischte, den nächsten Anlaß zu dem Zusammenstoße dieser Reiche, zu den punischen Kriegen, die mit Karthago's Vernichtung endeten und den Grund zu Roms Weltherrschaft legten. Später bemächtigten sich die Saracenen der Stadt. Diesen gewannen sie die Normannen ab. Im Mittelalter und im Anfange der neuern Zeit war Messina mit ganz Sicilien der Gegenstand erbitterter Kämpfe zwischen Frankreich und Spanien. Eine Zeit lang (unter Karl VI) stand es mit der ganzen Insel unter dem milden habsburgischen Scepter; endlich kam diese an die Bourbonen von Neapel, die sie noch besitzen. In neuerer Zeit erlangte Messina durch zwei Unglücke eine traurige Berühmtheit. Im Jahre 1743 wurde die Pest aus der Levante eingeschleppt und raffte eine ganze Hälfte der Einwohner dahin. Im Jahre 1780 erschütterten Erdbeben, die volle sechs Monate anhielten, Messina bis auf den Grund. Was nicht in Trümmer gefallen war, wurde von dem zuchtlosen entfesselten Pöbel geplündert und namenloser Gräuel gegen die Personen verübt. Vier Jahre später häufte eine Uiberschwemmung (6. Januar 1784) das Maß des Unglücks. In Folge eines Erdbebens wurde das Meer mit großer Gewalt in die Stadt geworfen und überfluthete sie fast gänzlich. In dieser beispiellosen Bedrängniß wurde die Stadt zum Freihafen erklärt und ihr 25jährige Steuerfreiheit bewilligt. Bei ihrer günstigen Lage hatte sie sich bald erholt und jetzt ist sie, was Bevölkerung und Wohlstand betrifft, die zweite, was Annehmlichkeit des Aufenthaltes, die erste Stadt Siciliens; ja in letzterer Beziehung ziehen Viele sie sogar Neapel vor.

* Eine Verbindung der Basilica- mit der byzantinischen Kuppelform, mit vorherrschendem muhamedanischem Spitzbogen.

Die St. Johannes-Straße in La Valetta.

(Mit einem Stahlstiche.)

Wir thun hier einen Blick mitten in die berühmte Hauptstadt der ehemaligen Staaten des Malteser-Ordens: in La Valetta, das — oft ein Bollwerk der Christenheit — noch heute — in den Händen der seegebietenden Briten — eine der stärksten, furchtbarsten Festungen der Erde ist. Die innere Anlage wie der Bau der Stadt bieten einen eigenthümlich fremdartigen Anblick. Sie ist auf einem Hügel, welcher sehr unpoetisch »der Schweinsrücken« benamst ist, gebaut; die acht Hauptstraßen laufen dem Hügel parallel und sind daher ziemlich eben, die Querstraßen aber, eilf an Zahl, welche die Kommunikation zwischen den zwei Häfen Porto grande und Porto di Marsa Muscetto unterhalten, gehen alle steil den Berg hinauf und jenseits wieder hinab. Die St. Johannesstraße (Strada San Giovanni) ist eine dieser steilen Querstraßen, die aus lauter Treppen und Stiegen bestehen. Eine größere Unbequemlichkeit, als dieses ewige Stiegen auf- und Stiegen absteigen, kann es wohl nicht geben, und Byron ruft diesen La Valetter Treppengassen in seinem »Lebewohl an Malta« eine poetische Verwünschung zu. Die Bauart, die sich auf unserem Bilde präsentirt, wird sehr bewundert. Die Häuser sind alle von festem Stein, der unter dem milden Klima seine helle Farbe unbefleckt erhält. Von den oberen Stockwerken springen Erker, Balkone und Karniese vor, welche dem Bilde eine schattige dunkle Färbung verleihen. Der obere Theil der Gebäude wird von den reicheren Klassen bewohnt; das Halbgeschoß zwischen dem ersten Stockwerk und dem Erdgeschoße enthält die Schlafgemächer der Händler und niederen Klasse, welche die Parterrewohnungen inne hat. Diese, wie alle Straßen in Valetta, ist mit behauenen Steinen, oft auch mit Lavablöcken gepflastert, die zu diesem Behufe vom Aetna hieher gebracht werden.

Liebeschitz und der Geltschberg.

(Mit einem Stahlstiche.)

Einer der herrlichsten, interessantesten Berge unseres Vaterlandes ist der Geltsch, obwohl noch lange nicht nach Verdienst gekannt und besucht. Namentlich von uns Pragern kennen ihn Wenige anders als dem Namen nach und unter den Wenigen, die ihn von Angesicht zu Angesicht schauten, wird wohl wieder nur ein kleiner Bruchtheil seyn, der ihn bestiegen hat. Viele kennen ihn auch nur daher, weil er sich von einer der Prager Anhöhen an heiteren Frühlings- und Herbsttagen ihren Blicken präsentirte und zwar so ziemlich von derselben Seite, von welcher wir ihn hier auf dem Bilde sehen. Gewiß wird aber der Geltsch, so wie der ganze so herrliche und doch bisher noch wenig beachtete Theil des Mittelgebirges am rechten Elbeufer mehr Anwerth finden, sobald uns diese schönen Gegenden durch die Prag-Dresdner Eisenbahn näher gerückt seyn werden. Dann wird man alle Sonntage der schönen Jahreszeit, die man gegenwärtig der großen, wochenlang vorbereiteten Reise — in die Scharka, oder wenn's hoch kommt einem Ausfluge nach Karlstein und St. Iwan widmet, in diesen wunderschönen, baumreichen Thälern, auf diesen weithin blickenden Bergen verleben und die köstlichste Gebirgsluft einathmen können. So viel ich auch bisher von andern Gebirgen Böhmens kenne, keines gruppirt sich so romantisch, keines bietet einen so üppigen Wechsel landschaftlicher Schönheit, als das Mittelgebirge und namentlich gerade der Theil am rechten Elbeufer zwischen Außig und

Leitmeritz, von welchem der Geltsch gleichsam einen nach Osten hin vorgeschobenen riesigen Vorposten bildet. Wie lohnend ist schon die Aussicht von diesem Berge, der alle seine Nachbarn weit überragt. * Die ganze Ebene gegen Prag hin, die sich mit ihren Flüssen, Feldern, Dörfern, Schlössern, Gebüschen, wie eine Landkarte ausbreitet und aus welcher der Georgsberg bei Raudnitz abenteuerlich hervortritt, die Kegel und Burgen des Gebirges hinter Lobositz, die Thäler und Wälder westlich vom Geltsch, in der Ferne wie eine blaue Wand die lange, mehrfach vorspringende Riesenmauer des Erzgebirges, nach Norden hin die malerischen Kuppen und Rücken gegen Sachsen, der Schneeberg, der Rosenberg, die hohen Felsplatten der sächsischen Schweiz, gen Osten wieder eine herrliche Gegend mit zahllosen Kuppen und Spitzkegeln, in weiter Ferne vom Jeschken, dem Riesengebirge und dem Kosakow abgegränzt, das ist das großartige, wechsel- und farbenreiche Gemälde, welches das Auge des auf der Höhe dieses Berges Stehenden entzückt und überrascht, obgleich es in der Schilderung, wenn diese noch so detaillirt gegeben wird, den Leser nur langweilen kann. Darum wollen wir auch weder diese jetzt versuchen, noch die Gestalt, den geognostischen Charakter, die Wälder, Abstürze und Felsklippen dieses Berges beschreiben. Wer sich über diese unterrichten will, der findet darüber die ausführlichste Belehrung in Dr. Hosers, des trefflichen Schilderers des Riesengebirges, Monographie: »der Geltschberg«. ** Wir selbst aber kommen wohl noch im heurigen Jahre bei einer Partie in's Mittelgebirge, die wir unsern Lesern schildern wollen, auf den Geltschberg und seine herrlichen Umgebungen zurück. In einer Reiseskizze schildert sich die Besteigung eines Berges, seine Merkwürdigkeiten, lebendiger, als in einem vereinzelten Aufsatz, der blos die Erklärung eines Bildes zur Aufgabe hat. Um aber diese Aufgabe zu lösen, fügen wir noch einige Worte über den Vordergrund des Bildes bei, in welchem sich das Dorf Liebeschitz ausbreitet. Die wichtigsten Gebäude dieses Dorfes sind die Kirche und das Schloß, letzteres von Kilian Dinzenhofer für die Jesuiten erbaut, welche die Herrschaft Liebeschitz von 1622 bis 1773 besaßen. Die Kirche, ehemals Pfarrkirche (zu Mariä Himmelfahrt) und 1815 neu aufgebaut, wird nun durch einen Expositen des Lewiner Pfarrsprengels versehen. Die Herrschaft selbst überging nach Aufhebung des Jesuitenordens an den k. böhm. Studienfond und von diesem vor einigen Jahren durch Kauf an den Fürsten Ferdinand Lobkowitz. Durch Liebeschitz führen zwei Straßen: eine von Leitmeritz nach Auscha, Leipa, Haida und Rumburg; die zweite von Prag über Raudnitz, an der Geltschberger Wasserheilanstalt (die unter dem nördlichen Abhang des Berges bei Lewin liegt) vorbei nach Tetschen. Der Hauptnahrungszweig der Bewohner dieser Herrschaft ist Hopfen- und Getreidebau. Im Handel ist der hiesige Hopfen unter dem Namen Auscher Hopfen bekannt.



Miscellen.

Sittenzüge, kurze Geschichten, Anekdoten.

*** (Der Vatermörder.) In den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XV hatte sich ein Roßhändler, Namens Chabert, schnell zu einem bedeutenden Vermögen emporgeschwungen. Aber der Sparer findet immer einen Zehrer, und dieser Zehrer war hier Chaberts einziger Sohn, Louis Chaberts Gattin war frühzeitig gestorben, der Vater selbst kümmerte sich nichts um seines Sohnes Erziehung, und so wuchs dieser auf ohne etwas zu lernen, und fand nur Vergnügen an der schlechten Gesellschaft, in die er gerathen war. In seinem einundzwanzigsten Jahre war Louis ein vollendeter Wüstling und Verschwender. Zu spät erkannte Chabert die Fehler seiner Erziehung und wollte die Ausschweifungen seines Sohnes zügeln. Er versagte ihm das Geld dazu und überhäufte ihn mit Vorwürfen, die aber der unkindliche Sohn nur mit Grobheiten erwiederte. Auf's höchste gereizt, drohte der Vater, den Sohn zu enterben. Von dem Augenblicke an ward Louis düster, brütend, sprach seinen Vater um kein Geld mehr an, warf ihm aber zehnmal des Tages drohende Blicke zu. »Louis,« sagte eines Tages der Greis, »Du brütest über etwas Schrecklichem. Gott möge Mitleid haben mit Dir, Kind, denn er allein kann Dich von dem Abgrunde retten, an dem Du stehst!« — »Wozu quält Ihr Euch so um meinetwillen,« erwiderte der Sohn, »ich bin nur, was Ihr aus mir gemacht habt.« Unterdeß nahmen Louis' Ausschweifungen ihren Fortgang; er verkaufte Alles, was er von Kostbarkeiten hatte, und vergeudete das Geld in schlechter Gesellschaft. Als er nichts mehr hatte, nahm er, was ihm unter die Hand gerieth; fast Tag für Tag verschwand irgend ein Gegenstand von Werth in Chaberts Hause. Der unglückliche Vater wußte nicht, wie seinen Sohn zu retten, und nahm endlich seine Zuflucht zu einem Mittel, von dem er das Beste hoffte. Eines Tages rief er seinen Sohn vor sich und sprach zu ihm: »Louis, Du hast mich zur Strenge gezwungen, aber seit einiger Zeit glaube ich bemerkt zu haben, daß Du Dich besserst. Ich will Dich belohnen. Hier hast Du einen Brief an den Herrn N*, Rath des hohen Gerichts, er lieh sich vergangenen Monat hundert Pistolen von mir aus, die er mir heute zurückgeben soll; ich ersuche ihn, sie Dir einzuhändigen, und schenke sie Dir als Taschengeld.« — Obwohl erstaunt über die unverdiente Großmuth, nahm Louis den Brief, und trug ihn zu dem Rath. »Sehr gut,« sagte dieser, nachdem er den Brief gelesen, »aber ich muß die Summe aus meinem Kabinet im Gerichtspalast holen. Die Fahrt dahin ist kurz, begleiten Sie mich.« — Louis folgte der Einladung. Man kommt in den Palast, der Rath steigt mehre Treppen auf, geht durch mehre Säle, vor deren Thüren Wachen stehen, bis sie in ein niedriges Gemach kommen, dessen Fenster nur ein mattes Licht einlassen. Soldaten bewachen die Thüre, die sich auf Geheiß des Raths öffnet, aber hinter ihnen sogleich wieder verschlossen wird. Der junge Chabert, über die sonderbare Wanderung ganz erstaunt, unterscheidet anfangs gar nicht die Gegenstände im Zimmer, aber allmälich gewöhnt sich sein Auge an das Zwielicht, und er erblickt in einem Armstuhl einen Mann im Richtergewande, neben ihm einen Schreiber, harrend mit der Feder in der Hand, und hie und da im Zimmer seltsame Werkzeuge: einen eisernen Sessel, Hämmer, Keile, Stricke, Ketten, sonderbare Trichter, wassergefüllte Eimer u. dgl. »Setzen Sie sich, junger Freund,« sagte der Rath zu Louis, nachdem er selbst neben dem Richter Platz genommen. »Auf dem Wege zu meinem Kabinet besann ich mich, daß ich heute dem Verhör eines großen Verbrechers beiwohnen müsse, und da dachte ich, es würde Ihnen nicht unlieb seyn, demselben auch beizuwohnen und einen Begriff von den mächtigen Mitteln zu erhalten, welche die Justiz hat, um zur Entdeckung der Wahrheit zu gelangen.« Kaum hatte er dies gesprochen, so wurde ein Mann, die Hände fest auf den Rücken gebunden, hereingeführt und mußte sich auf den eisernen Stuhl setzen. Es war ein Diener, wegen Mordversuchs und Diebstahls an seinem Herrn zum Strange verurtheilt. Damit er aber seine Mitschuldigen nenne, sollte er überdies noch zuvor auf der Folter befragt werden. Man band ihn fest an den eisernen Stuhl, that ihm einen ungeheuren Trichter in den Mund und auf ein Zeichen des Richters wurden mehre Pinten Wasser in ihn hineingeschüttet. Der also »Befragte« schrie um Barmherzigkeit und flehte, man möchte ihn lieber sterben lassen. »Nenne Deine Mitschuldigen,« sprach der Richter, »und Deine Qualen sollen gekürzt werden.« — »Ich habe keine Mitschuldigen.« — »Fahrt fort,« sprach der Richter. Und eine neue Menge Wassers wurde dem Unglücklichen eingetrichtert, dessen Körper so aufschwoll, daß die Haut zu platzen drohte. »Bekenne jetzt die Wahrheit,« gebot der Richter. Aber der Gefolterte erwiederte nichts; er war in Ohnmacht gesunken. Jetzt trat ein Mann, den Louis bisher nicht bemerkt, aus einem dunklen Winkel des Zimmers vor und ließ den Ohnmächtigen an einigen Salzen riechen. Einige Augenblicke und der Schächer kam wieder zu sich. »Bedenke,« sprach der Richter, »daß Du bisher erst die ordent-

* Seine Höhe über der Nordsee beträgt 345 Toisen.

** In den Abhandlungen der k. k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften (V. Folge, 2. Band), doch mit einer Beschreibung des Scharkathales auch separat gedruckt (Prag 1842).

liche Frage bestanden; den Qualen der außerordentlichen kannst Du Dich nur durch das Geständniß der vollen Wahrheit entziehen.« — »Soll ich Unschuldige angeben?« — Der Richter winkte und die Folterknechte schritten wieder an's Werk. Der junge Chabert war in gräßlicher Angst, seine Haare sträubten sich, kalter Schweiß rieselte ihm vom Antlitz, er stand auf und ersuchte den Rath, ihn fortzulassen, er könne ein so furchtbares Schauspiel nicht länger ertragen. »Fürchten Sie den Tod, junger Mann?« — »Den Tod nicht, aber dies da ist tausendmal schrecklicher als der Tod.« — »Vielleicht, aber es ist gut, wenn ein junger Mann, der in die Welt eintritt, das Leben von allen Seiten kennen lernt. Haben Sie also nur Geduld, in zehn Minuten ist Alles vorbei.« Während er so sprach, hatten die Folterknechte die Beine des Schächers jedes zwischen zwei dicke Bretter eingezwängt, und dann mit einer großen Kette wieder zusammengezogen. Darauf wurde ein Keil mit einem Hammer zwischen die Bretter eingeschlagen. Der Unglückliche stieß ein schreckliches Geschrei aus, die Haut an seinen Knieen borst, das Blut spritzte bis auf die Folterknechte und die Knochen am Knie traten fleischlos hervor. »Lassen Sie mich hinaus!« rief voll Angst der junge Chabert. Aber ein imponirender Blick des Raths wies ihn zur Ruhe, und der Gepeinigte ward abermals aufgefordert, seine Mitschuldigen zu nennen. — »Ich habe keine.« — Die drei Wörtchen waren kaum ausgesprochen, als der Hammer des Folterknechts einen noch größeren Keil zwischen die Kniee des Schächers eintrieb. — »Gnade, Gnade!« schrie endlich der Verurtheilte auf, den Schmerz nicht mehr zu ertragen vermögend. »Ich werde Alles sagen . . . was Sie verlangen . . . nur tödten Sie mich sogleich!« Und mit klangloser Stimme diktirte er dem Gerichtsschreiber die Namen der Mitschuldigen und gab alle nöthigen Auskünfte zu deren Fahndung. Darauf erhob sich der Rath von seinem Stuhle. »Gehen wir, junger Mann,« sprach er zu Louis. Der junge Chabert war so heftig erregt, daß er kaum zu gehen vermochte; nur langsam, und sich an die Mauer stützend, durchschritt er die dunklen Gänge, durch die er eine Stunde früher gekommen. Sein Führer that, als ob er die Aufregung des jungen Mannes nicht merke, führte ihn in sein Kabinet, zahlte ihm die hundert Pistolen aus und entließ ihn mit der Ermahnung, nicht zu vergessen, was er gesehen.

Von nun an geschah kein Diebstahl mehr in Chaberts Hause. Die schreckliche Folterscene hatte sich dem Gedächtnisse Louis' zu tief eingeprägt, und für's zweite reichten auch die hundert Pistolen zu seinen Ausschweifungen eine Zeitlang aus. Und wurden auch, als das Geld verschwendet war, die Blicke des Sohnes immer finsterer und drohender, der Vater achtete nicht darauf, sondern freute sich, daß Louis nicht mehr stahl, und daß seine List gelungen war. Er bedachte nicht, daß sein Sohn nicht von innen gebessert sey, daß ihn vielmehr nur die Furcht vom Bösen abhielt.

Eines Tages lud der alte Chabert mehre Freunde zu einer Gasterei. Louis setzte sich wie gewöhnlich still und düster zur Tafel. Beim Dessert begannen die Gäste allerlei Tagesneuigkeiten zu besprechen. »Die beste, wichtigste Neuigkeit habe doch ich!« sagte ein Prokurator, »der König hat die Folter abgeschafft.« Das war allerdings eine zu wichtige Neuigkeit, als daß sie nicht Gegenstand der lebhaftesten Besprechung geworden wäre; nur Louis allein sagte nichts, doch sah man ihm die Aufregung an, in welche ihn die Nachricht versetzte. Zwei Stunden später waren sechs Silbergedecke von Chaberts Tafel verschwunden; Louis hatte sie einem Trödler verkauft. Das Geld in der Tasche, ging er sogleich in ein liederliches Haus zu seiner früheren Gesellschaft, wo er mit lautem Jubel begrüßt wurde. »Bist Du so kurz gehalten, daß Du so selten kömmst?« rief ihm einer der Gesellen entgegen. Cellier, der jüngste, aber verdorbenste von allen, »ist Dein Vater noch nicht begraben?« — Louis erwiederte nichts, flüsterte aber nach einer Weile leise in Celliers Ohr: »Kennst Du das Sprüchwort: wenn man die Töchter nicht verheiratet, verheiraten sie sich selbst . . .« — »Und wenn,« fiel Cellier eben so flüsternd ein, »wenn die Väter nicht bald genug sterben, so . . .« — »Still,« unterbrach ihn Louis, »den Rest besprechen wir anderswo.«

Bald darauf zog Louis seinen Lastergenossen in eine abgelegene dumpfe Gasse. »Dein Vater macht Dir das Leben sauer,« sagte Cellier, »Grund genug ihn zum Tode zu verurtheilen. Aber die Bedingungen der Urtheilsvollstreckung?« — »In sechs Wochen bin ich großjährig,« sagte Louis mit zitternder Stimme. — »Und hast 30,000 Livres jährliche Renten,« fügte Cellier hinzu. — »Verhilfst Du mir dazu, so sollst Du 100,000 Livres haben.« — »Das ist zu wenig! Bedenke die Tortur!« — »Die ist aufgehoben.« Und Louis erzählte, was er an seines Vaters Tafel von dem Prokurator gehört. Die verruchte That war beschlossen.

Denselben Abend wurde ein Greis in einem schmalen finstern Gäßchen überfallen und erhielt zwei Dolchstiche in die Brust. Der Mörder entfloh sogleich, der Greis aber, auf dessen Hilfegeschrei schnell Leute herbeikamen, wurde bewußtlos in seine Wohnung getragen. Es war der alte Chabert. Während sich dort seine Dienerschaft um ihn beschäftigte, wartete in derselben abgelegenen Gasse, wo der Plan zuerst besprochen worden, Louis auf Cellier. »Nun?« frug er, als er diesen keuchend kommen sah. — »Du bist mir 100,000 Livres schuldig. Die That ist vollbracht.« — »Todt also! Mein Gott!« — »Geh' nach Hause, man darf uns nicht mitsammen sehen.« — »Was? ich nach Hause gehen? zu der Leiche meines ermordeten Vaters? Nein, nein, ich könnte nicht vor sie hintreten ohne mich zu verrathen!« — »Feigling,« schrie Cellier auf, »Du hast mir also eine Schlinge gelegt!« Und aufgeregt, wie er noch war, hob er den Dolch gegen den, der ihn zum Vatermorde gedungen. Louis packte den erhobenen Arm und ein furchtbarer Kampf entspann sich zwischen Beiden. Ein Mann, der den Mörder unbemerkt bis zum Eingang des dunklen Gäßchens verfolgt hatte, benachrichtigte eine Patrouille, welche die Mörder, eben als sie mit einander rangen, überfiel, festnahm und vor den Polizeikommissär führte. Die gemeinsame Gefahr versöhnte sie schnell, sie gewannen Gelegenheit, einige Worte zu wechseln, und kamen überein, auszusagen, sie wären in einer liederlichen Kneipe in Streit gerathen, und jede Kenntniß des Verbrechens zu läugnen. Louis heuchelte sogar, als ihm der Beamte die Ermordung seines Vaters verkündigte, den lebhaftesten Schmerz und verlangte vor den Sterbenden gelassen zu werden, um den Segen des geliebten Vaters zu empfangen. Aber die Inzichten waren zu groß, als daß man ihn hätte freilassen sollen, und erst andern Tages wurden die beiden Verbrecher in Chaberts Haus, vor die Leiche geführt. Dort waren bereits alle Freunde des Ermordeten versammelt, die Tags vorher bei ihm gespeist hatten. Cellier schritt, ohne die mindeste Bewegung zu verrathen, auf die Leiche zu; auch Louis machte die ersten Schritte mit ziemlicher Sicherheit, aber kaum erblickte er den Prokurator unter den Versammelten, als er einen Schrei ausstieß, zu Boden stürzte, und sich unter schrecklichen Zuckungen und Geschrei auf dem Boden wälzte. Ein Arzt, der eben da war, sprang ihm bei und gab ihm einige sänftigende Mittel, die ihre Wirkung nicht verfehlten. Ruhiger geworden, heftete Louis seinen Blick auf den Prokurator, einen Blick, in welchem sich Reue und Ergebung malten. »Herr Prokurator,« hub er mit matter Stimme an, »Sie ahnen gar nicht, daß Sie die freilich unschuldige Ursache des schrecklichen Verbrechens sind. Hätten Sie uns nicht gestern die Abschaffung der Folter mitgetheilt, mein Vater würde noch leben.« Entsetzen erfaßte alle Anwesenden. »Ja, meine Herren,« fuhr Louis mit lauterer Stimme fort, »es ziemt nicht mir, einem so großen Sünder, die Handlungen des Königs zu tadeln, und doch muß ich es heraussagen, daß durch die Aufhebung der Tortur dem Verbrechen ein weites Thor eröffnet wird. Dem Tode kann der Verbrecher trotzen, aber nicht den Qualen der Folter, die nun abgeschafft ward.« — Nach solchen Geständnissen, denen auch bald die des Mitschuldigen Cellier folgten, wurde der Prozeß eingeleitet und das Urtheil dahin gesprochen, daß beide Verbrecher lebendig gerädert werden sollten. Zuvor sollte aber Louis Chabert noch vor der Notredame-Kirche Kirchenbuße thun, und ihm vor derselben Kirche eine Hand abgehauen werden. Gleich den Tag nach dem Urtheilsspruch (13. Dez. 1774) wurde das Urtheil vollzogen; aber noch auf dem Schaffot wiederholte Louis Chabert, daß er, wäre die Tortur nicht abgeschafft worden, das Verbrechen nicht begangen haben würde.

Die Vertheidiger der Tortur mögen dies Faktum reichlich ausgebeutet haben; von uns aber sey es fern, aus dem Erzählten einen Schluß ziehen zu wollen, der finstereren Jahrhunderten angehört. Wir theilen diese Thatsache als einen Beitrag zur Sittengeschichte mit, und will man eine Folgerung daraus ziehen, so ist es nur die: daß selbst die weisesten, menschenfreundlichsten Institutionen — eben weil sie nur Menschenwerk sind — ihre Schattenseiten bieten, und — glücklicherweise nur in Ausnahmsfällen — zu Bösem führen können.

*** (**Der Sultan und der Mufti.**) Sultan Mahmud fand, daß die Truppen zu viel von der Sonne litten, und wollte an ihren Fez (kegelartige Mützen) Schirme einführen. Dem aber widersetzten sich als einer Neuerung die Muftis. Da ließ der Sultan eines Tages den Scheikh Islam holen, und sobald der ehrwürdige Mufti kam, setzte sich Mahmud mit dem Rücken an ein

luftiges Fenster, das nach Süden ging, und durch welches die Strahlen der Mittagssonne mit glühender Hitze eindrangen. Gegen das Herkommen wies Mahmud dem Mufti gerade sich gegenüber einen niedrigen Stuhl an und begann darauf eine lange Unterredung. Die Sonne schoß unterdeß ihre brennenden Strahlen dem Mufti in's Gesicht, so daß dieser, um sich zu schützen, zuerst eine, dann auch die zweite Hand erhob und sich auf die verschiedentlichste Weise krümmte und wand. »Allah, Allah!« rief der Sultan, »was ist Dir? Du bist unwohl: oder ist Dir der Anblick des Sultans so peinlich? Was verbirgst Du Deine Augen? Der Padischah ist kein Basilisk.« — »Astagferullah! Gott verhüte daß ich dies glaube. Der Schatten Gottes ist seinem Sklaven Licht und Leben,« erwiederte der halbgebratene Mufti. — »Gut und was fehlt Dir also?« frug Mahmud, den der Spaß zu unterhalten begann, »ah, ah, Mufti, Du wirst alt, Du hast Deine Kräfte in des Sultans Diensten aufgerieben. Du bedarfst Ruhe!« — »Gott verhüte, Gott verhüte!« rief der Scheikh, der dies für eine Anspielung auf eine bevorstehende Entlassung hielt; »Gott verhüte, ob Ruhm des Weltalls. Ich bin wie ein junger Löwe. Inschallah, des Sultans Diener wird ihm noch viele Jahre dienen,« und so sprechend, versuchte er still zu sitzen. Aber die Hitze wurde bald unwiderstehlich und zuletzt sank er überwältigt zusammen. Diener eilten herbei und brachten ihn bald wieder in's Leben, worauf er in den Schatten gesetzt wurde. Mahmud heftete seine durchbohrenden Blicke auf den alten Mann und sprach: »Nun Mufti, was hast Du gegen die ungläubigen Schirme am Fez einzuwenden? Du, der Du wie ein junger Löwe bist und im Schatten unserer Person sitzest, vermochtest nicht mit dem Angesicht in der Sonne auszuhalten. Und doch willst Du es wagen, sich dem zu widersetzen, daß ich die Augen meiner Soldaten schütze! Hinweg, hinweg! sieh zu, daß ich darüber keinen Koth mehr mit Dir esse.« Bestürzt zog sich der Mufti zurück, und in achtundvierzig Stunden erschien ein Ferman, welcher bewilligte, dem Fez der Soldaten einen Schirm beizufügen.

Länder- und Völkerkunde.

‚ (Chinesische Gräber.) Im südlichen China legen die Eingebornen keine Kirchhöfe und Begräbnißplätze an, wie wir Europäer, sondern die Gräber sind allenthalben an den Abhängen der Hügel zerstreut. Reichere führen die Leichen ihrer Angehörigen oft auf weit entfernte Plätze, und ziehen eine Art von Wahrsager zu Rath, dessen Amt es ist, die besten Ruheplätze auszusuchen. Dieser begleitet die Leiche zu dem bestimmten Punkte, und entwickelt große Weisheit beim Aufsuchen der Ruhestätte und der Untersuchung des Erdreichs derselben; scheint ihm dieses unpassend, so zieht er mit dem ganzen Kondukt an eine andere Stelle in der Nähe, wo er ein passenderes zu finden hofft. Ich glaube, daß viele Chinesen diese Angelegenheit vor ihrem Tode bereits in Ordnung gebracht haben, denn als einmal einer unserer (englischen) angesehensten Kaufleute den alten Howqua, den frühern Hongkaufmann in Kanton besuchte, wurde eine Mulde mit verschiedenen Arten Erde hineingebracht, welche der alte Mann mit vieler Sorgfalt untersuchte und endlich eine davon als diejenige bestimmte, in welcher seine Reste ruhen sollten. Als sehr wichtig wird eine gewisse Lage des Grabes an den Hängen des Hügels angesehen, und eine Stelle mit der Aussicht auf eine Bucht oder einen See, oder noch besser, auf einen Fluß, der den Fuß des Hügels bespült und nach einer Windung wieder zu demselben zurückkehrt, wird als die vorzüglichste betrachtet. Der obenerwähnte Wahrsager oder Leiter der Ceremonien bestimmt mit dem Kompaß die Richtung des Grabes, welche ebenfalls von großer Wichtigkeit ist. Er ist oft sehr beredt in der Schilderung des Glücks, das diejenigen erwartet, welche seine Anordnungen befolgen, und malt ihnen aus, wie sie und ihre Verwandten für die Ehren und Aufmerksamkeiten, die sie dem Verstorbenen erweisen, vom Schicksal werden belohnt werden. Es sind häufig Erzschelme, die auf die Leichtgläubigkeit der Leute spekuliren. Oft kommen sie wieder, nachdem die Leiche schon begraben ist, und behaupten, gefunden zu haben, der Platz sey ganz untauglich, nur um für das Aufsuchen eines andern neues Geld zu erpressen. Weigern sich die Angehörigen, so heißt es: »Eure Kinder werden es euch auch so machen und ihr werdet in euren Gräbern unglücklich seyn.« Dies wirkt jedesmal. — Die Gräber haben fast alle dieselbe Form, ein Halbkreis nämlich in den Hügel hineingegraben, und das Grab dahinter. Häufig sind mehre solche Halbkreise terrassenartig aufsteigend, bei Reichern größer und aus Stein oder Ziegeln gebaut, und das Grab davor. Im Centrum dieser Halbkreise, folglich ganz nahe bei der Leiche, liegt der Grabstein mit der Inschrift, deren Einfachheit — sie enthält nichts als das Datum des Todes und den Namen des Verstorbenen sammt dem der regierenden Dynastie — als Muster für unsere lobhudelnden Grabsteine dienen könnte. Zuweilen werden nach der Verwesung des Körpers die Knochen ausgegraben und in irdenen Urnen auf dem Hügel frei aufgestellt. Zu bestimmten Zeiten erscheinen die Verwandten bei den Gräbern oder Urnen, verrichten, bei dem Aeltesten des Stammes anfangend, Gebete, zünden Weihrauch an, und halten zuletzt ein gemeinschaftliches Mahl daselbst. Bei Amoy findet man der allzudichten Bevölkerung wegen die Gräber nicht mehr allenthalben zerstreut. — Mehr nach Norden zu ist die Halbkreisform der Gräber seltener, und man findet verschiedene andere Formen. In Tschusan, Ningpo und der Umgegend stehen die Särge häufig frei auf dem Boden, blos mit etwas Stroh bedeckt, und an allen Orten, an den Hügeln, an den Heerstraßen und Kanälen, in Wäldern und andern abgelegenen Stellen. Sind die Särge endlich verfault, so liegen die Gebeine offen da. Die Reichen dieser Bezirke begraben, wie ich glaube, ihre Todten allgemein unter der Erde und errichten häufig prachtvolle Grabmäler; der Boden des umbauten Raumes ist beim Grabe mit schönem Steinpflaster belegt, die Steinmetzenarbeit ausgezeichnet und das Ganze von viereckiger Form. Hier, wie bei uns und im Orient, sind Nadelbäume sehr beliebt, und werden im Halbkreis um die Ruhestätten der Todten angepflanzt.

Im Distrikt von Sanghao findet man große Häuser, die sich die Reichen bauen, um ihre Leichen zu beherbergen. In einem der größten Gemächer steht der Sarg und ein mit allem Schmuck der Abgötterei aufgeputzter Altar, vor dem an Festtagen Weihrauch angezündet und andere Ceremonien vollzogen werden. Gewöhnlich stehen diese Häuser in einem Nadelwald, und zuweilen ist die Leiche außerhalb des Gebäudes begraben und nur der Altar steht drinne, bewacht von einem Chinesen sammt Familie. Das merkwürdigste Grab sah ich im Innern des Landes bei der Stadt Lun-kiang-fu. Es war offenbar das eines sehr reichen und angesehenen Mannes. Vom Fuß des Hügels, auf dessen halber Höhe beiläufig dasselbe lag, führte eine breite Treppe hinauf, an der beiderseits mehre steinerne Figuren standen, zu unterst, so viel ich mich erinnere, jederseits ein Paar Schafe oder Ziegen, dann zwei Hunde, hierauf zwei Katzen, alsdann zwei gesattelte und gezäumte Pferde, und zum Schluß zwei riesenhafte Priester; das ganze bot einen seltsamen Anblick dar. Aehnliche Gräber, aber kleiner, befinden sich bei Ningpo. Arme sowohl als Reiche behalten oft die Särge mit ihren Todten längere Zeit in ihren Wohnungen, und nach der Menge von Särgen zu urtheilen, zuweilen durch mehre Jahre. Die Särge sind außerordentlich stark und fest gezimmert, und alle Fugen sorgfältig mit Kitt verstrichen, damit der Geruch der verwesenden Leiche nicht herausdringe. Häufig mag die Ehrfurcht, welche die Chinesen ihren todten Angehörigen erweisen, nichts als leere, durch vieljähriges Herkommen aufrecht erhaltene Form seyn, aber oft kömmt sie wohl auch von Herzen, und der fromme Chinese, der seines Vaters Andenken heilig hält, mag sich im Voraus an dem Gedanken laben, daß seine Kinder seine irdischen Reste eben so ehrfurchtsvoll behandeln, und sein Andenken im Herzen behalten werden. (R. Fortune, im Athenaeum.)

‚ (Gänsehalsbrechen.) Im Orte Kiskarus im Medgyeser Komitat herrscht folgende unmenschliche Volkssitte. Es ist das sogenannte Gänsehalsbrechen, das jährlich im Fasching stattfindet. Dieses Fest wird von den Burschen des Ortes veranstaltet, an einem von dem Angesehensten unter ihnen bestimmten Tage. In der Mitte wird ein Baumstamm aufgepflanzt; an der Spitze desselben befindet sich eine Winde, über die ein Strick gezogen ist, der an einem gegenüberstehenden Hause befestigt wird. In der Mitte des Strickes wird eine lebendige Gans an den Füßen aufgebunden; nun zieht jener Altbursche, der am Baume postirt ist, den Strick auf und nieder, so daß die in der Luft schwebende Gans auf und nieder geschwungen wird; unter derselben tummeln sich die Bursche und suchen den Kopf der Gans zu fassen, und wer ihn erhascht, reißt ihr denselben ab und wird dadurch König des Tages; er läßt die Gans braten und zahlt einen Eimer Wein. Volkserziehung!!! (Pannonia.)

Elementarereignisse.

‚ Die furchtbaren Verheerungen, welche die Moldau und Elbe in Böhmen, wie fast alle Flüsse Deutschlands durch ihren Austritt zu Ende März angerichtet haben, werden wir im nächsten Monat in übersichtlicher Zusammenstellung mittheilen.

Die Jeschiboth* oder jüdischen Hochschulen.

Beschrieben von Leopold Weisel.

Nur zwei Wege führen den israelitischen Jüngling zum Ziele: der Handel oder die Theologie; um seine künftige Existenz zu gründen, muß er entweder den Pack oder den Folianten ergreifen; jeder andere Weg ist schwierig oder zu lang. Der Weg zur Kunst führt durch Wüsteneien und ist zu sehr mit Dornen belegt — Handwerke sind theils erniedrigend für einen Sprößling des auserwählten Volkes, theils mit zu viel Lebensgefahr verbunden. Was kann's dem Vater frommen, daß die gelenkigen Finger seines Sohnes mit Blitzesschnelle über die Tasten und Saiten gleiten, daß seine geübte Hand meisterhaft den Pinsel führt? daß der Tochter Füße zauberhaft über die Breter schweben? Was nützt es dem Juden, daß er mit Gewandtheit einen wilden Rappen lenket, wie ein römischer Fechter die Waffe handhabt, wie ein Holländer im Wasser schwimmt, und wie ein Nimrod das Wild sicher erlegt? — Es ist an allen diesen Dingen nichts Reelles, nichts was einen bleibenden Nutzen gewährte, den man auf die Kinder vererben könnte. Denken allein ist die Kunst, die der Jude verehrt, die Kräfte des Gehirnes sind die einzigen Hebel, die seine Lebensmaschine in Bewegung setzen. Sinnen und spekuliren, grübeln und forschen muß einmal der Sohn Israels, sey es im Thalmud oder im Handel. Welches von beiden er einst erwählen wird, das kann man schon am Knaben erkennen; der Knabe, der einst ein tüchtiger Geschäftsmann werden wird, hat für das Lernen gar keinen Sinn, so wie der künftige Thalmudist nur vor seinen Büchern hockt und sich um die Gesellschaft gar nicht kümmert. Bis zum 13ten Jahre müssen beide, der Thalmudist und der Negoziant, in den niedrigen Schulen beisammen bleiben, nachher aber wird ersterer auf die Hochschule (Jeschibo) geführt, und der zweite in den Handel eingeweiht. Die Jeschiboth befinden sich immer in solchen Orten, wo eine zahlreiche Judengemeinde ist, deren Rabbi öffentlich Vorlesungen im Thalmud (Schier) hält; dahin muß jeder Jüngling, der einst ein Thalmudist werden will, wandern, sich da mit den Spekulationen und Witzen des Rabbi vertraut zu machen. Es hatten vor Zeiten Jeschiboth existirt, die mehr denn 500 Schüler zählten; heutigen Tags hat sich die Zahl vermindert, doch ist das Leben und Treiben der Thalmudjünger (Bocherim) so possirlich und eigener Art, daß eine Beschreibung davon dem Leser einige Unterhaltung bieten wird. Möchte sie nur außer der Unterhaltung auch einigen Nutzen stiften!

Studenten sind gewöhnlich lebensfrohe, liebenswürdige Jünglinge, in deren Adern heißes Blut rollt, auf deren Wangen jugendliches Roth glühet, die allerhand lustige Streiche ausführen und überhaupt dem Leben jener Orte, wo sie sind, Bewegung und Frische geben. Nicht so die Bocherim, die meistens zerlumpte, kränkliche arme Schlucker sind, die mit Noth und Elend ringend, die schönste Lebenszeit vertrauern, die kraftvollsten Jahre thatenlos vergeuden.

Ohne Sitten, ohne Lebensart, beschmutzt und abgerissen betritt der angehende Thalmudist seine Laufbahn. Ein kleines Bündel unter'm Arm, sein ganzes Habe, bettelt er sich durch's Land bis an den Ort, wo der Lehrer des Thalmud seinen Sitz hält. Hier erbettelt er sich wieder von den Gemeindevorstehern Kosttage und Quartier, und hat er beide erhalten, so ist er ein akademischer Bürger, ein Mitglied der Universität, ein »Schier-Bocher«, und der sorgenloseste Mensch von der Welt. Er besucht morgens die thalmudischen Vorlesungen, speist wie ein Schmarotzer jeden Tag an einer andern Tafel, schlendert den größten Theil des Tages müßig herum, und kümmert sich um nichts, außer um die Lektion, die der Rabbi kommenden Tages lesen wird, um recht mitdebattiren zu können.

Wir wollen, lieber Leser, einige Blicke in den Hörsaal einer Thalmudschule werfen und das Treiben darin beobachten. Der Salon ist die gewöhnliche Wohnstube des Rabbi, darin die ganze Familie auch während der Vorlesung umherwandelt und wirthschaftet. Der Rabbi sitzt oder steht am oberen Ende einer langen Tafel zwischen über einander geschlichteten Folianten, um den Tisch herum sitzen oder stehen die zarten noch gar jungen Thalmudsbeflissenen, die noch unfähig sind, des Lehrers hohem Geistesfluge zu folgen; deßhalb müssen sie stets in der Nähe seyn, um kein Wort aus des Meisters Mund zu verlieren. Vor ihnen liegen die zerblätterten, mit sogenannten Eselsohren aufgeputzten Gamaras. Hinter den kleinen haben sich die großen Jünger in dichten Haufen zusammengedrängt, einige mit kleinen Traktätchen, andere mit einzelnen Blättern in der Hand, und Alle erwarten mit gespannter Aufmerksamkeit den Anfang der Vorlesung. Der Rabbi beginnt, liest einen Text aus dem Folianten heraus, ganz einfach ohne alle Erklärung; denn die Hörer müssen die vorzutragende Thalmudstelle Tags vorher gut einstudirt haben, und sind jetzt nur auf des Rabbi Zusätze und Glossen gespannt. — Der ganze Text ist abgelesen. — Nun wirft der Rabbi eine große, wichtige Frage auf! und als wäre ein böser Dämon in die Hörer gefahren, so wird's mit einemmale lebhaft in der Versammlung. Der Eine findet die Frage kindisch und beantwortet sie als Bagatelle mit einer witzigen Wortverdrehung, der Andere stimmt dem Rabbi bei und spottet mit verächtlichen Grimassen des Kollegen Anmaßung; der Dritte fügt zu der Frage des Rabbi noch eine andere bei, und löset eine mit der andern; ein Vierter schreit Mordio! der Rabbi habe eine Stelle dort und da übersehen; ein Fünfter, Sechster u. s. w. kreischen ohne zu wissen warum, dabei wird mit den Händen lustgesägt, gefuchtelt, geklatscht, an den Kleidern gezerrt, und der Laie glaubt,

* Um den Nationalfleckenputzern kein Aergerniß zu geben und jeden polemischen Zank zu vermeiden, bemerke ich im Voraus: daß mir nicht unbewußt ist, daß Mayerbeer, Moscheles, die Rachel, Mendelssohn, Börne und viele andere Sterne der Kunst und Literatur vom jüdischen Volke abstammen, daß in einem großen Theil Deutschlands die Juden geregelten Kultus und gebildete Rabbiner haben, — aber deßhalb haben doch die Jeschiboth nicht aufgehört zu seyn: in Polen, Mähren, Ungarn und Böhmen trifft man noch viele dieser Thalmudschulen, selbst in Prag werden sie noch gehegt, und trotz aller Aufklärung trifft man doch noch keinen jüdischen Zimmermann, Maurer, Ziegeldecker. Was ich daher in der Folge behaupte, muß jeder Unbefangene für Wahrheit anerkennen und nicht als feindseliges Gespötte betrachten.

er sey unter eine Gesellschaft Berauschter gerathen, die jeden Augenblick sich in die Haare fallen. Des Rabbi mächtige Stimme erschallt, die Streiter verstummen. »Was lärmt ihr Narren voraus! Hört früher mich ganz!« spricht der Lehrer geheimnißvoll lächelnd. Die Schüler recken die Hälse empor und lauschen. Nun springt der Rabbi von der ersten Frage auf eine zweite, dritte und vierte, jauchzend und in die Hände klatschend. Jede Frage zeigt den Witz und Scharfblick des Meisters, die Jünger schütteln beifällig die Köpfe, hüpfen voller Ungeduld von einem Beine auf's andere. Der Rabbi fährt fort, citirt eine dunkle Stelle des Maimonides *. War der Lärm bei der ersten Frage groß, so kann man ihn in Vergleich mit dem jetzigen Sturm nur als leises Geflüster gelten lassen. Niemand achtet mehr auf des Meisters Rufen, Toben und Schelten, jeder will den Rambam (so heißt in der Kunstsprache Maimonides) entschuldigen, jeder weiß ein Wort zu dessen Rechtfertigung. Von der Stirne der Streiter rinnt der Schweiß über das glühende Gesicht. Die Kehlen werden rauh, die Stimmen heiser, Hüte und Mützen verschieben sich, man vernimmt sein eigenes Wort nicht mehr. Endlich legt sich der Sturm und der Lehrer kann seinen Vortrag fortsetzen. Er redet jetzt ungestört ohne Unterbrechung, häuft Frage auf Frage, schichtet die entferntesten heterogensten Stellen auf einander, ziehet die absurdesten Gedanken verschiedener Kommentatoren gewaltsam zusammen und errichtet einen sophistischen Ideenthurm, dessen Spitze in die Wolken reicht; den Hörern schwindelt der Kopf, der Rabbi lächelt selbstzufrieden — — da läßt sich aus dem Hintergrunde eine widrige Diskantstimme vernehmen; sie ruft in einem fort: »Der Rabbi hat Raschi (einer der wichtigsten Autoren) übersehen!« und vernichtet mit dem einzigen Wurf den ganzen Bau des Rabbi. Der Rabbi wird verlegen, hustet, streicht den Bart, sinnet nach, die Schüler murmeln unter einander, der schonungslose unbarmherzige Schüler weidet sich an des Rabbi Verlegenheit, wird dreister und behauptet kühn: »Was der Rabbi zusammengestoppelt, ist Alles grundfalsch.« Es bilden sich Parteien für den Rabbi, für den Bocher. Geschrei und Zank beginnt auf's neue, der Lehrer sieht sich genöthigt, für heute die Vorlesung zu beschließen. Ein mächtiger Faustschlag auf den Folianten endigt den Streit, der übrige Theil des Textes wird schnell abgelesen, und der Vortrag ist zu Ende.

Lärmend entfernen sich die Hörer, die kleinen begeben sich zu den größern, die Lektion nochmal zu wiederholen, und so vergehen fünf Tage in der Woche mit lauter Disputiren und Klügeln, das Wesentliche wird gar nicht beachtet. Findet aber ein solcher Lehrkrieg öffentlich in der Synagoge statt, dabei außer den Schülern auch noch andere Thalmudisten ihren Scharfsinn an den Tag legen, da ist's vollends zum Tollwerden. Jede Ordnung hört dann auf, Zügellosigkeit und Keckheit führen das Wort, der unbärtige Knabe widerspricht mit Frechheit dem ehrwürdigen Greise, der dümmste Laffe spottet des erfahrensten Mannes, der Laie horcht hoch auf, und freut sich des Lärmens; je toller, je besser dünkt's ihn. — So waren, ja sind noch die Lehrkanzeln, davon herab Israels Jünglinge das Gesetz Mosis vernehmen, so sind die Schulen, darin die künftigen Lehrer gebildet werden! Was würde Moses, der göttliche Gesetzgeber sagen, wenn er aufstünde und eine solche Vorlesung mit anhörte!

Wir wollen nun den Thalmudstudenten auch außer dem Lehrsaale betrachten. Auch unter den Thalmudisten ist der beste Kopf der liederlichste, nachläßigste Mensch. Der witzige scharfsinnige Bocher hat wenig Fleiß; er vagabundirt den größern Theil der Tage herum, spielt gerne Karten, naschet Süßigkeiten und macht fleißig Schulden. In seinem Anzuge ist er höchst nachläßig, die Kleider beschmiert und zerfetzt, die Stiefel stets bestaubt, das Haar niemals geschlichtet, die Nägel lang gewachsen, die Hände schmutzig. Er bleibt aber deßhalb im Studium nicht zurück, in wenig Stunden hat er die schwierigsten Stellen des Thalmud zergliedert, erklärt und so durchgearbeitet, daß er des Rabbi Vortrag jeden Augenblick zu unterbrechen im Stande ist. Ein solcher gilt als ein Genie, er ist eine Universitätscelebrität; dagegen wird der minderbegabte Fleißige verspottet, von ihm heißt es, »er habe seinen Witz im Gesäße.« Außer dem Forschen im Thalmud hat der Bocher keine Beschäftigung — alle andern Wissenschaften sind ihm Nebensachen, die nur Zeit rauben, höchstens daß sich hie und da Einer mit Mathematik oder hebräischer Grammatik befaßt, und dieser wird schon von den Andern mit scheelen Blicken angesehen. — Die Jeschiboth bieten den Jüngern wenig Freuden, blos zwei Genüße sind es, die des Bochers müßige Zeit ausfüllen: das »Kartnen« und »Freien«. Unter den Thalmudisten sind Spiele eigener Art gang und gäbe, meistens so spitzfindig und mit Regeln überhäuft, daß nur ein scharfsinniger Kopf sie zu spielen vermag, besonders das sogenannte »Scharfen«, eine Art »Zwick«, aber mit sehr viel Nuancen und Modifikationen. Da die Meisten nur arme Schlucker sind, so wird blos um niedriges Geld gespielt, oder auch nur um Nüsse, Obst u. dgl. Was die Luft der Lampe, ist Liebe dem Herzen, — Luft erfüllt alle Räume, Liebe durchströmt alle Wesen — jedes Geschöpf athmet Luft und fühlet Liebe — auch der Thalmudjünger. Doch die Liebe eines Bochers ist eine Nachteule, die nur im Dunkeln auf Raub ausfliegt, oder ein Johanniskäferchen, das nur im Finstern leuchtet. Ein Bocher darf nicht seines Herzens Regung lautbar machen, Liebe entweihet seinen Beruf, die Welt darf es nicht sehen, er kann nur zur Nachtzeit seinen Gefühlen freien Lauf lassen, am Tage muß er die Weiber hassen. Bei jungen Mädchen, die immer auf das Aeußere sehen, findet ein Bocher selten Gegenliebe; denn das Aeußere eines Thalmudjüngers hat gar wenig Empfehlendes an sich. Ein je eifrigerer, eingefleischteter Thalmudist der junge Mann ist, um so plumper, ungeschickter ist sein Benehmen im geselligen Leben. Ein Bocher wie er seyn soll ist ein wahrer Peter Schlemihl, dem Alles mißlingt, was er unternimmt. Wenn durch die zerrissene Fußbedeckung die Zehen neugierig in die Welt hinausgucken, die nackten Ellenbogen sich vorwitzig durch die aufgetrennten Aermel des engen abgeschabten Rockes drängen, wenn der oberste noch haftende Knopf in dem untersten Loch eingeknöpft,

* Uiberhaupt wird kein Autor, der über den Thalmud geschrieben, so maltraitirt, wie Maimonides; dieser muß bei jeder Vorlesung herhalten.

die Weste umgekehrt angelegt ist, wenn das Haupthaar wie ein Filz unter dem zerknickten Hute hervorragt, und die Nägel an den knöchernen Fingern wie Krallen drohen, dann erst ist das Bild eines ächten Schier-Bochers vollendet. Welches junge Mädchen wird an der Bewerbung eines so unästhetischen Freiers Wohlgefallen haben? Höchstens die Töchter des Rabbi, die gewöhnlich ein Muster der Häßlichkeit und ziemlich bejahrt sind. Diese nehmen meistens die ersten, d. h. gelehrtesten Schüler in Beschlag. Mehr Glück machen diese Jünglinge bei den Frauen, die schon auf inneren Werth des Mannes sehen. Ein von der Frau begünstigter Bocher macht den Cicisbeo, den Majordomus, den Truchseß, den Hofnarren, kurz er ist das Faktotum im Hause und beherrscht nicht selten den Hausherrn selbst.

An diesen Universitäten herrscht unter den Kollegen nichts weniger als Harmonie. Neid, Verläumdung, Schadenfreude, heimlicher Groll sind da zu Hause, Einer sucht den Andern zu verdrängen und ihm durch Chilane jeden Vortheil zu rauben, den er irgendwo genießt, selbst um die Kosttage beneiden sie einander, und die Lästerworte, die Spottnamen, womit einer den andern beehrt, sind eben so boshaft als witzig. Trotzdem bilden sie in ihren Orten eine eigene Gilde und haben mit Andern wenig Verkehr.

Ein Thalmudjünger bleibt an der Hochschule so lange, bis er sich vom Meister ein Ehrendiplom erwirbt. Diese Diplome sind von dreierlei Art, die sich von einander ungefähr wie die Titel »Herr«, »Ehrwürden«, »Hochgelahrt« unterscheiden. Der erste Grad (**Chaber**) wird selbst den minderbefähigten Jüngern ertheilt, der zweite Grad (**Marene**), ist nur für ausgezeichnete Bocherim bestimmt, um aber den dritten Grad zu erlangen, muß man es bis zur Meisterschaft gebracht haben; diesen kann der Rabbi nicht allein ertheilen, sondern es müssen noch andere, wenigstens zwei Rabbiner ihr Votum dazu geben. Für die Vorlesungen wird nichts gezahlt, nur wenn der Rabbi einen Traktat beschließt, empfängt er von sämmtlichen Hörern ein Geschenk (**Mesige**) von bedeutendem Werthe. Die kleinen Schüler jedoch müssen den Korrepetitoren wöchentlich einige Groschen für das Einstudieren der Bemerkungen (Hasboris) des Rabbi zahlen.

Ich habe früher das Leben auf den Jeschiboth einförmig genannt, muß aber doch bemerken, daß es gewisse Tage gibt, wo der Bocher so wie jeder andere Musensohn sich einen Spaß machen darf, und wo er wirklich allerhand Schwänke und lustige Streiche ausführt. Bald kommt er in der ersten Osternacht auf einem Bock in die Stube geritten, wenn die Magd bei einer bestimmten Stelle in der Hogada * die Thür öffnen muß; bald entwendet er die Segensbrode und Pasteten aus dem Ofen; da wird einem Frommgläubigen die bewegliche Laubhütte in der Nacht fortgetragen und mitten in die Gasse hingestellt; dort einem Andern Purim-Nachts alle Fenster verklebt. Vor mehren Jahren hab' ich von Thalmudjüngern ein Theaterstück im jüdisch-deutschen Jargon aufführen gesehen, das vielleicht dem Publikum noch besser gefiel, als »die Regimentstochter«. Die Handlung war die ganze Hamans-Geschichte. Der mächtige morgenländische König Ahasveros trug eine Kürassier-, Haman eine Huszaren-Uniform, Mardochai machte den Harlequin und war in einen Mantel, aus lauter Spielkarten zusammengesetzt, eingehüllt. Ein Scherz verdient wegen seiner Drolligkeit, daß ich ihn ganz aufzeichne. In M—z befand sich ein alter etwas schwerhöriger, mürrischer Chirurg, der den Thalmudjüngern nicht wohl gewogen war; in demselben Orte war auch ein frommer Israelit, der jede Nacht bis gegen Morgenanbeginn im Thalmud studierte. Eines Nachts ward an des Chirurgen Fenster geklopft und auf die Frage, was es gebe, antwortete man: »Ihr sollt zu Rabbi A* kommen, ihn zu klystieren!« Der Chirurg bereitete das Klysma, steckte seinen Apparat in die Tasche, und eilte in die benannte Wohnung; doch hier war Alles ruhig und im tiefsten Schlafe. Der Chirurg meinte nicht recht gehört zu haben, ging nach Hause und wartete eine zweite Botschaft ab. Diese kam auch wirklich und sprach: »Ihr sollt doch einmal gehen, die Schmerzen sind groß.« — »Zu wem?« fragte der Chirurg beim Fenster. — »I nu zu Rabbi B*.« — »Gut, gut, gleich komme ich.« Unser Aeskulap eilte mit seinen Requisiten in das Haus des B* und fand abermals Alles gesund. Er ging verdrüßlich in seine Wohnung zurück, mit der Vorsehung wegen seiner Schwerhörigkeit hadernd. Es wurde zum drittenmale geklopft. — »Ja! ja! wohin soll ich? redet laut!« sprach der Chirurg. — »Zu Rabbi J—l!« schrie der Bote laut und vernehmlich, und nannte den Namen des alten Thalmudisten. Dießmal glaubte der Heilkünstler recht gehört zu haben, er beflügelte seinen Fuß, kam richtig in die Wohnung des J—l und fand den Alten vor einem Folianten. Der Rabbi konnte sich nicht genug über diesen nächtlichen Besuch wundern. — »Macht es kurz, legt Euch nieder!« sprach der Chirurg, indem er seine Apparate hervorholte. — »Was wollt Ihr beginnen?« fragte ängstlich der alte Rabbi. — »I nu Klystier appliziren. Macht, macht!« — »Aber Herr, wem? ich bin nicht krank und auch niemand im Hause,« wandte der Alte ein. — »Alles eins, krank oder nicht krank, ich lasse mich nicht mehr foppen,« entgegnete der Aeskulap und nahte sich dem geängstigten Rabbi, der laut zu schreien anfing — doch umsonst, der eifrige Heilkünstler packte ihn, warf ihn auf's Bett und verrichtete seine Operation mit Gewalt. Natürlich, daß die Geschichte gleich am andern Tage bekannt ward.

Wann haben die Jünger des Thalmud ausstudiert, und was ist ihr Ziel? fragt mancher Leser. — Ausstudiert hat noch keiner, denn wenn er auch den ganzen Wust durchgemacht, beginnt er wieder von vorne. Das Ziel eines Bochers ist — der Stand eines Schächters, Vorbeters oder eines Rabbiners, und in jedem Falle ist er ein bedauernswerthes Geschöpf. Die Meisten kehren wieder zum Handel zurück, haben aber bei weitem nicht die Gewandtheit, die anderen Nichtstudierten eigen ist. Zwar heißt ein jüdisches Sprüchwort: »Aus einem Bocher kann man Alles machen,« — allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Ein Thalmudhocker taugt nicht mehr für das gesellige Leben. Vor Alters waren sie noch gut daran, da wurden sie von reichen jedoch ungelehrten Frommen als Schwiegersöhne aufgenommen, genährt und gepflegt, damit sie ungestört ihren Forschungen nachhangen

* So heißt das Buch, darin die Gebete und Ceremonienvorschriften der beiden Passah-Abende enthalten sind.

können; doch heutigen Tages wird ihnen höchstens irgend eine häßliche Tochter an den Hals gehängt, und der Jude heißt noch ein garstiges Frauenzimmer nicht anders als Bochers-Waare.

Erinnerungen aus meinem Soldatenleben in Algier.

Von F. Hirsch.

(Fortsetzung)

4. Deserteure. Ein unglücklicher Landsmann. Die Savatte. Marketendereien. Die Wäschdiebe. Der humane Oberstlieutenant. Rüben und Krautköpfe. Jubel, Zerstörung und Abmarsch.

Gegen Ende Dezember lagen bereits 125 Mann vor den Wällen des Lagers; kein Kreuz, kein Stein bezeichnete die Stelle, wo mancher hoffnungsvolle Jüngling für immer vergessen schlummerte.

Die Krankheit hatte kaum etwas nachgelassen, als ein neues Uibel unter der Besatzung einriß. Die Desertionen zum Feinde wurden täglich häufiger; ganze Wachen flüchteten sich in das Gebirge zu den Arabern, wo die Thörichten ein besseres Schicksal zu finden glaubten. Vergebens waren die Drohungen der Vorgesetzten, vergebens die Warnungen und die traurigen Beispiele Mehrer, die in dem elendesten Zustande, nackt und verstümmelt, wieder zurückkamen, und sich lieber der Strenge der Gesetze unterwarfen, als unter jenen Halbmenschen ihr Leben zu verschmachten. Der angestrengte Dienst, die schlechte Nahrung und die Furcht vor der Krankheit, hauptsächlich aber die Quälereien der Offiziere, die ihren Mißmuth beim Exerzieren an den Soldaten ausließen, bewogen so Viele zu einem Entschluß, den sie in der Folge theuer, oft mit ihrem Leben büßen mußten.

Ein Deutscher, Namens Weber, hatte sich schon zu wiederholten Malen kleiner Diebstähle an seinen Kameraden verdächtig gemacht. Endlich wurde er auf der That ertappt, und sollte die in solchen Fällen übliche Züchtigung der Savatte erleiden. Bei dieser Strafe, die zwar vom Reglement verboten, von den Vorgesetzten aber stillschweigend geduldet wurde, legte man den Schuldigen mit entblößtem Rücken auf eine Bank, und jeder Soldat der betreffenden Kompagnie ging der Reihe nach vorüber, und schlug mit einem, mit Nägeln wohlversehenen, wo möglich neuen Schuh auf die entblößten Theile des Liegenden. Diese grausame Operation wurde nach Verhältniß des Vergehens und nach der Willkür der Soldaten zwei bis dreimal wiederholt, und dieses sonderbare Züchtigungsinstrument soll, wie mich Einige aus Erfahrung versicherten, Höllenschmerzen verursacht haben. Weber wurde von dem größten Theil seiner Kameraden zu drei Touren verurtheilt, welche man an ihm mit solcher Strenge vollzog, daß sein Blut vom Rücken über die Bank herunter lief. Kein Laut kam über seine Lippen, sein blasses Gesicht drückte mehr innere Wuth und Verzweiflung als körperlichen Schmerz aus. Mühsam erhob er sich nach überstandener Strafe, warf einen düstern Blick auf die Umgebung, und entfernte sich.

Den folgenden Morgen gewahrte man, daß er mit Sack und Pack und mit einem Stück gesalzenen Fleisches, welches er dem Kompagnie-Koch zu entwenden gewußt, entflohen war. Die schmerzlichen Folgen der erlittenen Züchtigung ließen vermuthen, daß er nicht die Kraft gehabt haben würde, seinen Weg lange fortzusetzen, und augenblicklich erhielten wir den Befehl, dem Flüchtigen nachzusetzen und ihn, falls wir ihn träfen, ohne weitere Umstände wie einen Schakal niederzuschießen. So lautete die schriftliche Ordre unseres Kommandanten. Einige Offiziere, die an dieser empörenden Menschenjagd ein Wohlgefallen zu finden schienen, schloßen sich freiwillig dem Zuge an. Das nächste Gebirg wurde sorgfältig durchsucht, und leider waren unsere Bemühungen nicht vergebens. Nach Verlauf einer Stunde erblickten einige unserer Leute den Unglücklichen, der hinter einem Gebüsche liegend eben von dem mitgenommenen Fleische zehrte. Beim Anblicke seiner Kameraden suchte er sich zu erheben und zu entfliehen, doch sein von den Schlägen und dem nächtlichen Marsche erschöpfter Körper versagte ihm den Dienst. Er sinkt nieder, ergreift verzweiflungsvoll sein Gewehr, und schon zielt er auf die herannahenden Soldaten; doch ein besseres Gefühl scheint in diesem Augenblicke seine Seele zu ergreifen; menschlicher als seine Verfolger schleudert er das Gewehr weit von sich weg, und blickt ruhig auf einen der Offiziere, welcher kaltblütig und gefühllos seine Doppelflinte auf ihn anlegt, und die mörderische Kugel durch die Brust des Unbewaffneten jagt.

Als ich zu ihm hintrat, hatte er bereits geendet und ausgelitten; man zog ihm alle Kleider aus, und ließ den nackten Körper den wilden Thieren zur Beute. Diese traurige Begebenheit setzte die so vielgelobte französische Humanität und Milde in meinen Augen gewaltig herab; denn der mordlustige Offizier, welcher den armen Weber tödtete, und dem es, wie ich in der Folge sah, an Muth gebrach, seine Flinte an den Arabern auf offenem Felde zu versuchen, war ein geborner Franzose, ein Zögling der Ecole Polytechnique, und ein Mensch, der sonst auf Bildung Anspruch machte.

Außerhalb unsers Lagers befanden sich einige Marketender, die in schlechten meistentheils aus Strauchwerk erbauten Hütten einen miserablen Wein, und etwas Spiritus mit Wasser vermengt für Branntwein verkauften; alter verschimmelter Käs und Würste aus weiß Gott was für Fleisch bildeten den Speisezettel dieser Gasthöfe, in die wir gutmüthig unsere sieben sauer verdienten Sous hintrugen, um bei einer Flasche schlechten Weines und einem Katzenbraten, wenn wir irgendwo ein so kostbares Wild erwischen konnten, unser Elend zu vergessen. Die werthe Ehehälfte eines solchen Restaurateurs hatte die Wäsche mehrer Kompagnien übernommen, und bewahrte selbe in einer, an den luftigen Gasthof anstoßenden kleinen Hütte, die ebenfalls nur aus zusammengeflochtenen Reisern bestand. Wie jammervoll war ihr Erstaunen, als sie eines schönen Morgens die Entdeckung machte, daß eine bedeutende Anzahl von Hemden sammt einem kleinen Esel, der in jenem Gemach seine Stallung hatte, verschwunden war. An den Spuren des nassen Erdbodens erkannte man deutlich, daß der Esel und somit höchst wahrscheinlich auch die Hemden in eine arabische Reinigungs-Anstalt gewandert seyn

mußten, denn der Langohr war geraden Weges in das Innere des Gebirges getrieben worden, und daher jeder Verdacht gegen unsere Leute, die freilich im Allgemeinen an Fingerfertigkeit den Arabern gewiß nichts nachgaben, beseitigt. Der betheiligte Wirth und seine Gattin waren natürlich von nun an mehr auf ihrer Hut, und bezahlten einige Soldaten, die in den folgenden Nächten in dem kleinen Waschhause die Wache hielten. War es nun, daß die Araber mehr als wir die Reinigungsmethode der Frau Marketenderin für gut hielten, oder daß sie ein besonderes Wohlgefallen an französischen Hemden fanden, kurz sie glaubten ihre Zufriedenheit mit der gemachten Beute durch das Abholen des noch zurückgelassenen Restes an den Tag legen zu müssen. In der fünften Nacht gewahrte die wachende Mannschaft vier Beduinen, die sich vorsichtig unter dem Schutze der Dunkelheit zu dem Waschhause herbeischlichen; leise öffneten sie die stets unverschlossene Thür, und wollten eben hineinschlüpfen, als sie sich von sechs kräftigen Männern ergriffen und zu Boden gerissen sahen. Nur einer der Diebe war mit einem Messer bewaffnet, und verwundete in dem verzweiflungsvollen Ringen seinen Gegner. Auf den Lärm kam bald eine Unterstützung aus dem Lager, und die Araber mußten der Uibermacht unterliegen.

Mit Tagesanbruch zeigte es sich, daß der mit dem Messer bewaffnet gewesene kein Araber, sondern ein vor mehren Jahren entwichener Korporal eines französischen Regimentes war, welcher mit den Oertlichkeiten des Lagers bekannt, den Plan zu diesem gewagten Unternehmen entworfen hatte. Nach seiner Aussage ging es ihm bei den Arabern nicht schlecht, obschon sein Anzug, oder vielmehr die wenigen Lumpen, die an ihm hingen, und sein abgezehrter Körper diese Versicherung eben nicht sehr bestättigten. Er sprach geläufig arabisch, und man hätte nicht leicht unter seinem abgebrannten Gesichte den Europäer vermuthet.

Man kann wohl denken, daß unser Chef, der einen seiner Soldaten wie einen Schakal niederzuschießen befohlen, mit den vier Wäschdieben noch weniger mitleidig verfahren würde.

»Lassen Sie den drei arabischen Hunden die Köpfe abhauen, und selbe zweihundert Schritte vor dem Lager zur Warnung aufstecken. Der Franzose wird aus Achtung für die Nation von rückwärts erschossen.« Mit diesen Worten, ganz gemüthlich seine Morgenpfeife rauchend, ertheilte der Kommandant seinem Adjutanten den blutigen Befehl, dem zufolge binnen einer halben Stunde vier Menschen ihren Geist martervoll aushauchten.

In der Folge erfuhr ich, daß unser Oberstlieutenant unter Diejenigen gehörte, welche dem System beistimmten, die Araber mehr durch Milde und Menschlichkeit, als durch Gewalt und Härte unterwürfig zu machen. Wahrlich, er hatte hier einen glänzenden Beweis seines Systems geliefert! Noch einen andern Zug seiner Milde will ich anführen . . .

Einer der arabischen Spione, durch welche man die Korrespondenzen von Algier in unser Lager und wieder zurück beförderte, wurde kaum eine Viertelstunde von den Vorposten entfernt erschlagen und aller Briefe beraubt. Der Verdacht dieser Mordthat fiel auf zwei Araber, welche im Lager selbst mit Tabak, Feigen u. dgl. Handel trieben und sich mit dem Ermordeten kurz vor seiner Abreise in ein langes und wie es schien wichtiges Gespräch eingelassen hatten. Auf diesen höchst ungegründeten Verdacht hin ließ der menschenfreundliche Herr Oberstlieutenant die beiden Araber verhören, und da sie standhaft ihre Unschuld betheuerten, so glaubte er sich berechtigt, von denselben mit Gewalt das Geständniß zu erpressen. Durch drei Tage bekamen diese Unglücklichen jeden Morgen zweihundert Hiebe. Der Aeltere, ein Mann von beiläufig 50 Jahren, zu schwach für eine solche Marter, verschied den dritten Morgen unter den Händen seiner Peiniger, und beschwor sterbend seine Unschuld. An den Jugendkräften seines Gefährten scheiterte die Grausamkeit des französischen Tyrannen, und er wurde mit dem Befehle freigelassen, das Lager unter keinem Vorwande und bei Todesstrafe nie wieder zu betreten. Nicht die Standhaftigkeit des verstockten Bösewichtes, nein, das Bewußtseyn der Unschuld mußte diesem Menschen solch' übernatürliche Kräfte verliehen haben. Selbst im Schmerz verrieth der Ausdruck seines Gesichtes eine feste Seele, die unfähig war Schandthaten zu begehen. Als er von uns schied, sagte er in gebrochenem Französisch: »Euer Kommandant soll mich nicht vergessen, wir werden uns wiedersehen;« und seine dunklen Augen flammten bei diesen Worten von wilder Gluth. — Er hat treulich Wort gehalten. Ich werde es in der Folge zeigen.

Vier Monate des Jahres 1841 waren ohne besondere Ereignisse verflossen. Nach dem Verschwinden der verheerenden Krankheit arbeitete man wieder thätig an den Verschanzungen, welche den Winter über Schaden gelitten hatten.

In der Nähe des Flußes wollte der von langer Weile geplagte Oberstlieutenant Gemüsegärten zum Vortheil der Mannschaft, oder wie die Soldaten meinten, zu seinem eigenen, anlegen lassen. Dieser heillose Gedanke beschäftigte ihn nun Tag und Nacht, und kostete uns mehr Flüche und Schweißtropfen, als Samenkörner in diesen verwünschten Boden ausgestreut wurden. Den ganzen Tag, selbst die glühenden Mittagsstunden selten ausgenommen, mußten wir graben und schaufeln, und die Erde umwühlen wie Maulwürfe, so daß ich mich wirklich schon in eine westindische Zuckerplantage versetzt glaubte. Der Herr Kommandant, mit einem großen Strohhut und langer Pfeife, stieg unter seinen quasi Sklaven gravitätisch umher und eiferte die minder Fleißigen mit derben Flüchen zur Arbeit an, oder tröstete uns, wenn er gerade bei besserer Laune war, mit der reizenden Hoffnung auf die schönen Krautköpfe und gelben Rüben, welche, nach seiner Ansicht, unsere Mühe und unsern Schweiß reichlich belohnen sollten. Zur Erholung hielt er gewöhnlich an Sonntagen eine lange Inspektion, bei welcher er uns wieder drei bis vier Stunden an der Sonne stehen und braten ließ.

Ich muß gestehen, daß mir dieses Gemisch von Bauern- und Soldatenleben auf's höchste mißbehagte, und mehre Mal wandelte mich der Gedanke an zu desertiren. Gewiß wäre ich auch diesen Eingebungen meines bösen Geistes gefolgt, aber zu den Arabern zu laufen, dazu empfand ich wenig Lust, und nach Algier zu flüchten, ohne Mittel, mit der bloßen Hoffnung einen mitleidigen Befreier zu finden, der mich nach Europa zurückführe, schien mir ebenfalls thöricht und vergebens;

daher beschloß ich denn gewöhnlich nach ähnlichen Versuchungen, geduldig eine bessere Zukunft abzuwarten.

Ich habe einen, dem Anscheine nach unbedeutenden, mir aber zu jener Zeit sehr wichtigen Punkt anzuführen vergessen. Seit dem Monate Dezember 1840 war ich nämlich zur Würde eines Grenadiers gelangt, und obschon dieses Avancement mich keineswegs der Beschwerlichkeiten des Dienstes enthob, so freuten mich dennoch die rothen Epauletten, hauptsächlich aber die zwölf Sous Löhnung, welche mir Gelegenheit verschafften, manche Flasche mehr zu leeren, und einer schielenden, aber noch ziemlich jungen Marketenderin meine Huldigungen darzubringen. Wirklich schien auch ihr Herz für die Zärtlichkeiten eines Grenadiers viel empfänglicher, denn ich fand jetzt Gnade vor ihren Augen.

Eines Nachmittags stand ich eben Schildwache bei einer Kanone des Walles, und war in meine gewöhnlichen Träumereien versunken, als ich auf dem Wege, der durch die Ebene von Mitidscha gegen Fondouk führt, eine große Staubwolke gewahrte. Unverkennbar waren es Truppen, und nach allem Anscheine nicht wenige. Ich benachrichtigte sogleich den Wachkommandanten, dieser erstattete seinen Rapport an den Inspektions-Offizier, und in einer Viertelstunde ertönte der General-Marsch im Lager. Da zu jener Zeit weder ein Transport noch sonst eine Sendung von Algier erwartet wurde, so befürchtete unser Befehlshaber einen feindlichen Angriff, und ließ die ganze Besatzung unter die Waffen treten. Nach Verlauf einer Stunde konnte man schon deutlich zwischen dem Staube das Flimmern der Gewehre unterscheiden, und überzeugte sich bald mit einem Fernrohre, daß die Ankommenden keine Feinde, sondern französische Truppen seyen. Alles gerieth in Freude und Jubel bei dieser Nachricht; tausend Vermuthungen kreuzten sich in unsern Köpfen, und verursachten uns die peinlichsten Stunden der Erwartung. Ohne Zweifel, äußerte sich Einer, werden wir aus diesem Höllennest abgelöst, und der Oberstlieutenant kann sich sein Kraut und seine gelben Rüben auf die kupfrige Nase säen. Da irrt Ihr gewaltig, erwiederte ein Anderer, frische Lebensmittel sind es, die man uns zuführt; die Legion soll in einem Jahre aufgelöst werden, und da wollen sie uns hier von den Schakalen nach und nach aufspeisen lassen, um die Auslagen bei unserer Entlassung zu ersparen... Ich glaube eher, daß es Hilfstruppen sind, und daß man eine große Expedition gegen Bensalem vorhat, meinte ein Dritter, da gibt's wenigstens wieder einige Razzias, und Fleisch zum Fricassiren; und das ist doch auf alle Fälle besser als das verdammte Rübenpflanzen...

Während so jeder seine Vermuthungen über das plötzliche Erscheinen der Truppen zum Besten gab, erreichten diese unser Lager.

Himmel, welche trostvollen Befehle brachten sie für uns mit! Fondouk, das Grab der Legion, sollte wegen seiner ungesunden und gefährlichen Lage von Grund aus zerstört und verlassen werden. Da es an hinlänglichen Transportmitteln fehlt, lautete die Ordre des Gouverneurs, so sind blos die Viktualien und Spitalsgeräthschaften nach Algier zu schaffen, die Baraken und alles andere Holzwerk aber den Flammen preiszugeben. Jetzt bedurfte es keiner Anregung mehr, um die Arbeiten zu beschleunigen. Mit freudiger Wuth gingen wir an das Werk der Zerstörung, und es schien als ob hier die Erinnerung der überstandenen Leiden mit vertilgt, und den gefallenen Brüdern ein Sühnopfer gebracht werden sollte. Nur das Spital und die Offizierswohnungen waren aus Stein erbaut, und trotzten unsern Kräften. Beim Einreißen eines Daches tödtete ein herabgefallener Balken zwei unserer Leute, ein Dritter büßte ebenfalls seinen unzeitigen Eifer mit dem Leben, indem er sammt einem Stück bereits untergrabenen Mauerwerkes, auf welchem er zufällig stand, zusammenstürzte, und mit zerschmettertem Kopfe unter den Steinen herausgezogen wurde.

Die Wallgräben wurden mit Schutt und Trümmern angefüllt, und nach zwei Tagen blieb nichts mehr für unsere Zerstörungslust übrig, als einige tausend Bretter und anderes Holzwerk der ehemaligen Wohnungen, von welchen mehre riesige Scheiterhaufen aufgeschlichtet, und mit Anbruch der letzten Nacht, die wir auf diesem verhaßten Boden zubringen sollten, angezündet wurden. Jauchzend tanzten die Soldaten wie bei einem Freudenfeste um die Flammen, die unter schwarzen Rauchwolken prasselnd gegen Himmel emporschlugen und mit gluthrothen Farben das umliegende Gebirg erleuchteten.

Mehre der Marketender, einen langen Aufenthalt hoffend, hatten sich bei unserer Ankunft mit einer ziemlichen Quantität Wein versehen; die Fässer wieder fortzuschaffen, war keine Möglichkeit vorhanden, und es blieb den getäuschten Spekulanten kein anderes Mittel übrig, als ihre Waare die ersten zwei Tage nach dem Zerstörungsbefehle um einen geringen Preis, und den letzten Tag endlich umsonst an die Soldaten hinzugeben. Die Weinfässer wurden also um die brennenden Holzstöße herum aufgestellt, der Boden eingeschlagen, und Jeder drängte sich nun mit Kesseln, Zeltflaschen, Casquetten, ja sogar mit Schuhen heran, um den geisterheiternden Trank aus den preisgegebenen Fässern zu schöpfen. Deutsche, spanische, französische und italienische Lieder ertönten im sonderbarsten Gemisch durch die stille Nacht, bis mit dem ersten Grauen des Morgens die Trommeln zum Abmarsch riefen.

Manchen Gefährten ließen wir zurück unter den rauchenden Trümmern; auch mir hatte der grausame Tod einen theuren Freund, einen Vertrauten meiner Leiden entrissen. Carcano, der einzige Sohn einer reichen florentinischen Familie, an den mich die innigste Freundschaft gekettet, war ein Opfer der wüthenden Krankheit geworden, und ruht dort im fernen Welttheile, während vielleicht die trauernden Eltern mit schmerzlicher Sehnsucht seiner Rückkunft harren.

5. Hoffnungen und Enttäuschung. Coubah. Erlaubnißscheine. Illegitime Ausflüge nach Algier. Patrouille und Arrest. Der neue Hauptmann. Desertionen. Pontini.

Die Araber ließen uns dießmal ungestört unsern Weg gehen und noch denselben Abend (4. Mai 1841) kamen wir müde und durstig in die seitwärts von Algier sich ausbreitende Ebene von Mustapha.

Schon während des Marsches hatten wir von allen den Freuden und Genüßen geträumt und geplaudert, die wir uns in der Stadt verschaffen wollten. Algier

ist das Ziel aller Wünsche des europäischen Soldaten in Afrika, hauptsächlich wenn er sich schon Monate lang im öden Gebirg herumgetrieben hat; dort glaubt er sich wieder in die heimatlichen Fluren versetzt, er hört seine Muttersprache, findet Landsleute, wohlfeilen Wein und zuvorkommende Mädchen; und was braucht der gewöhnliche Soldat mehr, um sich wenigstens eine Zeitlang glücklich zu fühlen und die überstandenen Leiden zu vergessen? Ach! dießmal hatte uns das Schicksal wieder einen grausamen Streich gespielt! Wie Moses befanden wir uns im Angesichte des gelobten Landes, und durften es nicht betreten, denn ein Jäger zu Pferd brachte uns die traurige Ordre, vor der Stadt zu kampiren und den folgenden Morgen die weiteren Befehle des Gouverneurs abzuwarten. Adieu Kaffeehäuser und Weinschänken! Adieu, ihr langersehnten Vergnügungen, die wir uns mit der sorgfältig zusammengesparten Löhnung zu verschaffen geglaubt hatten! Da standen wir nun mit wässerndem Munde und lauschten den frohen Gesängen der Garnison, dem Schalle der Tambourins, mit welchen die reizenden Maurinen ihre Tänze begleiten und die ein sanfter Abendwind aus der Stadt zu uns herübertrug. Endlich ging es wieder an's gewöhnliche Mittel, mit dem sich der erbitterte Soldat das Herz erleichtert, d. h. an eine Litanei von Flüchen und Verwünschungen, die von den obersten Feldherren herab bis zum Vicekorporal gewissenhaft durchgeführt wurde; jeder bekam den ihm nach der Ansicht der Soldaten gebührenden Theil, hauptsächlich wurde aber der Gouverneur so freigebig berücksichtigt, daß er es wohl schwerlich mehr zum Herzog von Isly gebracht haben dürfte, wären alle diese zarten und innigen Wünsche in Erfüllung gegangen. Indessen um uns einigermaßen den Verlust der langersehnten Bacchanalien zu ersetzen, bekam jeder Mann noch denselben Abend ein Seidel Wein und eine Brodportion; und so streckten wir uns denn, voll Verdruß und Erwartung der morgigen Befehle, auf den harten Boden. Der Befehl kam mit Anbruch des Tages. Unser Bataillon wurde nach Coubah, einem von Algier eine Stunde entfernten Lager, bestimmt. Diese Verfügung belebte wieder unsere Hoffnungen, denn wir rechneten schon im Stillen, von dort kleine Ausflüge in die Stadt machen zu können. O Täuschung über Täuschung!

»Drei Tage bei Wasser und Brod,« schrie der Kommandant bei unserer Ankunft in Coubah, »wohl gemerkt. Drei Tage für denjenigen, der sich untersteht, ohne besondere schriftliche Erlaubniß das Lager zu verlassen, um nach Algier zu gehen. Die Gensdarmerie hat den Auftrag, jeden Legionisten, der nicht eine Erlaubnißkarte aufweisen kann, zu arretiren und an sein Korps abzuliefern, der Schuldige bekömmt in diesem Falle 15 Tage Arrest bei Wasser und Brod. Wer 48 Stunden abwesend ist, wird als Deserteur betrachtet und erschossen. Rompez vos rangs (abgetreten)!« Schöne Aussichten, dachte ich bei mir selbst, für einen lustigen Tag drei oder wohl gar fünfzehn wässerige — die Sache ist doch bedenklich. Es vergingen zwei Wochen, die Erlaubnißscheine wurden sehr sparsam und meistens nur den Unteroffizieren erfolgt; dagegen hatten die Gensdarmen vollauf zu thun, denn täglich brachten sie ganze Transporte der Unsrigen, die auf die ergangenen Befehle wenig zu achten schienen und schaarenweise nach Algier liefen. Endlich fand auch hier die Gewinnsucht eine treffliche Abhilfe. Ein in der Bataillonskanzlei angestellter Schreiber unterfertigte falsche Erlaubnißscheine statt des Kommandanten und verkaufte sie, für 1 Frc. das Stück, heimlich an die Soldaten. Wie mancher Theaterunternehmer oder Concertgeber in Europa würde diesen armseligen Schreiber um den reißenden Abgang seiner Entréekarten beneidet haben! Am Stadtthore konnte man unmöglich die täuschend nachgeahmte Unterschrift erkennen, und ließ getrost die Ankommenden hineinziehen. Nachdem sich die Letzteren 3 oder 4 Stunden auf ihre Weise köstlich in der Stadt unterhalten, kehrten sie zur Retraite in's Lager zurück, wo man sich sehr verwunderte, seit einiger Zeit keine Gensdarmen mehr zu sehen. Zuerst hatte ich einen Versuch gemacht, die Erlaubniß auf eine rechtmäßige Art zu erlangen, nicht aus zu großer Gewissenhaftigkeit, sondern um den Franc zu ersparen; sie wurde mir verweigert und ich wendete mich entrüstet an den hilfreichen Schreiber Dévaux, durch welchen mir mehre Male der Eintritt in dieses afrikanische Eldorado möglich wurde. Doch das alte Sprüchwort: der Krug geht so lange zum Wasser bis er bricht, traf auch hier ein. Die Soldaten trieben es zu bunt; Einige blieben über Nacht in Algier und sprachen dem Weine so tapfer zu, daß man sie besinnungslos auf den Straßen fand; Andere rauften und schlugen sich mit den Matrosen und wurden von der Patrouille verhaftet. Nun kam die Sache an's Licht, und Dévaux erhielt zur Belohnung seines Spekulations- und Erfindungsgeistes fünf Jahre Schanzarbeit; die Anzahl derjenigen, welche sich falscher Papierscheine bedient hatten, war zu groß um eine Strafe zu verhängen, und ich entging dießmal glücklich dem Sturme.

Nicht so gut fiel es aus, als ich einige Wochen später mit zwei Kameraden die Stadt besuchte. Wir hatten uns außerhalb den Festungsmauern längs dem Gebirge zu dem entgegengesetzten Thore Babelkund hingeschlichen, wo die Aufsicht bei Weitem nicht so strenge war, da auf der Meeresseite sich keine auswärts stationirten Truppen befanden und man daher ähnliche Versuche nicht vermuthete. Ungehindert kamen wir also in die Stadt. Ich besaß zwei Francs bares Vermögen, mein zweiter Reisegefährte fünf, und der dritte eilf Francs; wir vereinigten also unsere Kapitalien, mit dem löblichen Vorsatze, Algier nicht eher zu verlassen, als bis der letzte Heller aufgezehrt wäre. Wir blieben unserm Vorhaben so getreu, daß um 8 Uhr Abends die gemeinschaftliche Baarschaft in 30 Sous bestand, mit diesen wollten wir uns noch zuletzt in einem Kaffeehause erquicken und dann nach Hause gehen. Zu allem Unglücke gerieth einer meiner Freunde in einen heftigen Wortwechsel mit einigen Matrosen, man wurde handgemein und der Wirth lief um die Patrouille. Fünf oder sechs Gensdarmen, von Infanterie unterstützt, erschienen wie hervorgezaubert im Kaffeezimmer und öffneten ihre menschenfreundlichen Arme um uns aufzufangen. An Widerstand war nicht zu denken, und geduldig wanderten Sieger und Besiegte mit zerrissenen Röcken und blutigen Nasen auf die Hauptwache. Ich verwünschte mein Schicksal und alle Unterhaltungen von Algier, und kehrte des andern Morgens, sammt meinen zwei Gefährten, in Begleitung von 4 berittenen Schutzengeln in's Lager zurück. Die versprochenen 15 Tage bei Wasser und

Brod sollten mir ohne Gnade gewissenhaft zu Theil werden, und schon hatte ich deren drei in der Salle de police (Arrestkammer) seufzend zugebracht, als ein günstiger Zufall mich aus dieser unreinen Höhle des Jammers befreite. Unsrere Kompagnie bekam einen neuen Hauptmann, und dieser wollte sich gleich anfangs durch einen Zug der Großmuth, durch eine allgemeine Amnestie die Liebe der Kompagnie erwerben. Alle Leute der Kompagnie, über welche eine Strafe verhängt war, wurden durch seine Verwendung begnadigt, und so befand ich mich denn auch unter der glücklichen Zahl derjenigen, die jubelnd und mit dem Freudenrufe »Vive le capitaine!« dem Arreste entsprangen.

Unterdessen begannen wieder die Desertionen überhand zu nehmen, besonders Spanier und Italiener fanden in Algier mitleidige Landsleute, die sie eine Zeitlang verbargen und ihnen dann zur Flucht nach Europa behilflich waren. Ein Italiener meiner Kompagnie, Namens Pontini, führte in dieser Beziehung einen abenteuerlichen Streich aus. Er entwich aus unserm Lager und flüchtete sich in die Umgegend von Algier, wo er von einem Landsmanne, welcher außer der Stadt eine Ziegelbrennerei besaß, in Arbeit aufgenommen wurde. Obschon er seine Militärkleidung gegen einen Bauernanzug vertauschte, so konnte er dennoch der Wachsamkeit der herumstreifenden Gensdarmen nicht entgehen und wurde in Kurzem verhaftet und eingebracht. Während der Untersuchung sollte er eines Tages aus dem außerhalb des Lagers befindlichen Brunnen für die Mitgefangenen das nöthige Wasser holen. Indem der Soldat, welcher ihn als Wache begleitete, von Durst geplagt, sorglos sein Gewehr an den Brunnen lehnt, um aus dem vollen Eimer gemächlich zu trinken, benützt der schlaue Italiener den günstigen Augenblick, schleudert das Gewehr in den Brunnen und entflieht. Die Bauerntracht schützt ihn vor den spähenden Augen der Gensdarmerie und er gelangt glücklich in die Stadt. Während er bei sich selbst ängstlich nach einem Rettungsmittel sinnt, befindet er sich, ohne es eigentlich zu wollen, am Hafen. In einer Stunde soll ein Dampfschiff nach Marseille abgehen, und schon verkünden dunkle Rauchwolken die baldige Abfahrt; da zuckt, wie ein Blitz in düsterer Gewitternacht, ein kühner Gedanke durch die Seele des Italieners. Er mengt sich unter die mit dem Einschiffen der Bagagen beschäftigten Lastträger, ergreift einen Koffer und betritt ein Boot, welches mit Kisten, Ballen u. dgl. beladen nach dem Dampfer hinsteuert. Niemand ahnt einen Betrug und er kömmt ungehindert mit dem Koffer auf das Verdeck. Dort war Alles in Bewegung und jeder vollauf beschäftigt: die Matrosen mit den Anstalten zur Abfahrt, die Reisenden mit ihrem Gepäcke, die Offiziere mit der Ertheilung der nöthigen Befehle, kurz in diesem Drängen, Stoßen, Schreien, Pfeifen und Arbeiten gelingt es unserem Helden, sich in den untersten Schiffsraum hinabzuschleichen und dort zwischen Tau und Segelwerk einen Schlupfwinkel zu suchen. Unter bangem Herzklopfen vergeht noch eine peinliche halbe Stunde, endlich wird es auf dem Verdecke ruhiger, und wie die Stimme eines Engels tönt das Kommando »En route« zu ihm herunter; brausend schlagen die Räder in die schäumenden Wellen, das Schiff dreht sich, noch ein gellender Pfiff des Kapitäns und pfeilschnell fliegt der Dampfer aus dem Hafen. Der erste Schritt zu dem kühnen Unternehmen war glücklich gethan, aber wie groß mußten noch die Besorgnisse des Flüchtigen seyn, wenn er die Zukunft überlegte? Vier Tage wenigstens sollte er hier zubringen, und wie leicht konnte er während dieser Zeit, oder bei der Ausschiffung, wo jeder Reisende einzeln verlesen wird, entdeckt und festgesetzt werden? Erst nach einigen Stunden wagte er sich aus seinem Verstecke hervor, um seinem hungrigen Magen, der ihn schon ziemlich ungestüm mahnte, eine Befriedigung zu verschaffen. Neue Schwierigkeiten! der arme Teufel besaß keinen Kreuzer Geld. Mit dem forschenden Blick eines Lavater begann nun Pontini die Gesichter der Passagiere zu mustern, um unter den vielen Anwesenden eine mitleidige Seele zu entdecken; endlich glaubte er seinen Mann gefunden zu haben. Ein ältlicher Herr, in dessen Zügen Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen ausgedrückt waren, lehnte an einer Kanone, gemüthlich blaue Tabakwolken aus seinem Türkenkopf vor sich hinblasend. Pontini näherte sich schüchtern dem Rauchenden, und indem er sich für einen armen, in's Vaterland zurückkehrenden italienischen Kolonisten von Algier ausgibt, beschreibt er ihm mit kurzen aber kraftvollen Worten sein Elend und seine hilflose Lage. Dießmal hatten ihn die physiognomischen Beobachtungen nicht getäuscht. Der alte Herr, ein neapolitanischer Handelsmann, fühlt sich gerührt von Pontini's Erzählung und drückt dem Flüchtling freundlich ein Fünffrancsstück in die Hand, indem er zugleich den Wunsch äußert, den folgenden Tag die nähern Umstände über sein bisheriges Leben, Familienverhältniße u. s. w. zu erfahren. Pontini verspricht Alles genau mittheilen zu wollen, und der Kaufmann begibt sich zur Ruhe. Wer konnte für den Augenblick glücklicher seyn als unser Italiener? Während er bei einem tüchtigen Stück Fleisch und einer Flasche Wein in dem verborgensten Winkel des Schiffes sich gütlich that, überlegte er reiflich, ob es wohl rathsamer sey, am folgenden Morgen dem alten Neapolitaner, der allem Anscheine nach ein vortreffliches Herz haben mußte, mit neuerdichteten Lügen seine Wohlthaten zu vergelten, oder ihm ein aufrichtiges Geständniß über den wahren Grund seines Hierseyns abzulegen? — Er hielt sich an das Letztere. Nachdem die erste unangenehme Überraschung, welche den Handelsmann überfiel, als er in seinem Schützling einen französischen Deserteur erkannte, verflogen war, versicherte er ihn, daß er es nie zu bereuen haben würde, ein so großes Vertrauen in ihn gesetzt zu haben. »Heute Abends,« sagte er mit theilnehmender Miene, »werde ich Ihnen den Beweis liefern, daß Sie einen Mann getroffen haben, der Unglück von Verbrechen zu unterscheiden weiß.« — Wieder ein Fünffrancsstück, und er schied von Pontini, da man eben zu Tisch geläutet hatte. Die Beiden fanden sich Abends bei der Kanonenlucke wieder. »Von heute an,« begann der Kaufmann, »sind Sie in meinen Diensten. Mein Bedienter starb zwei Tage vor meiner Abreise von Algier und zufällig bin ich noch im Besitze seines Passes;« — er zog ihn bei diesen Worten aus der Brusttasche, »die Personsbeschreibung dürfte zwar bei einer genaueren Untersuchung nicht ganz übereinstimmend gefunden werden, doch ist mir schon bekannt, daß man hinsichtlich der

Dienerschaft nicht so strenge zu Werke geht, und ich hoffe Sie zu retten.« Vergebens würde man das Entzücken und die Dankbarkeit Pontini's zu beschreiben suchen; er wollte seinem edelmüthigen Freund zu Füßen fallen, doch dieser ermahnte ihn mit einem ernsten Wink, seine Rolle nicht zu vergessen und die Aufmerksamkeit der Umstehenden nicht auf sich zu lenken. Den vierten Tag ankerte das Schiff auf der Rhede von Marseille, und Pontini erreichte glücklich das langersehnte Ufer.

Zwei Jahre später auf meiner Rückreise aus Afrika traf ich Pontini in seinem Geburtsorte Chambery in Savoyen; er war glücklich verheiratet, und erzählte mir bei einem freundlichen Mahle im Kreise seiner Familie diese Begebenheiten seines Lebens.

Von Marseille aus hatte der Kaufmann den Flüchtigen bis an die piemontesische Gränze begleitet, und so kam dieser ungefährdet in seine Vaterstadt zurück. Einziger Erbe seiner verstorbenen Eltern, wurde er der Besitzer eines ansehnlichen Vermögens, und verdankt jetzt seinem edelmüthigen Beschützer Wohlstand und Zufriedenheit.

Zum Glücke erfuhr man bei unserm Korps nichts weiter von Pontini seit dem Augenblicke seiner Flucht; denn wäre unsern Leuten der günstige Erfolg seines Wagstückes bekannt geworden, das ganze Bataillon hätte sich auf den Weg gemacht, um einen ähnlichen Menschenfreund auf dem ersten besten Schiffe zu suchen. Da aber dergleichen Versuche gewöhnlich mit sechs Jahre Eisen oder wohl gar mit fünf Kugeln vor den Kopf endigten, so begann die thörichte Desertionswuth nach und nach wieder abzunehmen und hörte endlich in den zwei Monaten, die wir noch in Coubah zubrachten, fast gänzlich auf.

---

6. Neue Ordre zum Ausbruch. Der Kompagnie-Sprecher und die Rekruten. Gepäckzugabe. Marsch. Städtchen und Lager Coleah. Razziahs in die Obstgärten der Araber.

Das einförmige Leben in diesem Lager, das Exerciren, die Inspektionen und Paraden, mit denen man uns die Langweile zu vertreiben suchte, hatten den Uiberdruß und die Sehnsucht nach einer baldigen Veränderung auf's Höchste getrieben, als am 2. August der Himmel die vielen stillen und lauten Wünsche der Soldaten erhört zu haben schien. Unser Bataillon wurde nach Coleah, ein beiläufig zwölf Stunden von Algier entferntes arabisches Städtchen, beordert. Jubelnd trafen wir die Anstalten zur Abreise, und die Neuigkeitskrämer, diese lebendigen Zeitungskrämer, deren es immer einige bei jeder Kompagnie gab, konnten nicht Worte genug finden, um den künftigen Aufenthalt, welchen die Andern meist nur dem Namen nach kannten, zu loben und alle Reize desselben hervorzuheben. Mit andächtiger Miene und offenen Mäulern standen mehre Rekruten um einen alten Kompagnie-Maulreißer herum, um die Beschreibung des reizenden Lebens anzuhören, welches sie in Coleah erwartete. »Die Flasche Wein zu vier Sous,« rief der von Branntwein schon ziemlich begeisterte Redner, indem er diese Haupteigenschaften eines guten Garnisonsorts merklich betonte; »der Tabak wohlfeil, keine Arbeiten und wenig Wachen, in der Salle de police ordentliche Pritschen; in der Umgegend viele Obstgärten ohne Einzäunungen, und so viel ich mich erinnern kann, haben die Araber eine große Anzahl Hühner und Katzen.... doch ihr seyd noch zu dumm, um alle diese Vortheile einzusehen; ich will euch die Sache erklären ... aber zuvor einen Schluck aus Deiner Zeltflasche, Lambert...« Ein armer Rekrut, der sich mit den letzten zwei Sous einen Morgentrunk zum frühen Abmarsche gekauft hatte, reichte dem Sprecher mit saurem Gesichte die verlangte Zeltflasche; dieser leerte sie auf einen Zug und stellt selbe dem verblüfften Besitzer mit der Bemerkung zurück: »ce ne vaut pas la peine« (lohnt gar nicht der Mühe). »Hast Du eine Pfeife?« wendete er sich hierauf zu einem Andern. Die Hände der Umstehenden fuhren alle zugleich in die Taschen, denn jeder wollte dem alten Krieger diesen Liebesdienst erweisen; er langte nach der größten. »Oh l'imbécille« (der Schwachkopf), rief er beim Oeffnen des Deckels, denn die Pfeife war leer. »Wenn ich eine Pfeife verlange, so versteht es sich von selbst, daß sie gestopft seyn muß! Wer hat Tabak?« ... Wieder die vorige Bewegung, und mehre Beutel wurden dem alten Schmarozer angeboten; er stopfte gemächlich und nahm sich eine Handvoll für den andern Morgen. »Wenn ich Tabak haben werde, kommt nur zu mir, ihr könnt dann bekommen so viel ihr wollt...« Diese Versicherung wurde mit einer so festen Miene ausgesprochen, daß die unerfahrenen Rekruten gar nicht daran zu zweifeln wagten. »Morgen haben wir Raststunde in Douerah, wenn ihr mir dort einige Flaschen bezahlt, so will ich euch die Einnahme von Coleah erzählen... da ging's blutig her... und ich selbst habe zehn Araber mit eigener Hand umgebracht...« Es erfolgte ein Ausruf des Erstaunens von Seite der Zuhörer, und der Redner trat mit höhnischem Lächeln aus dem Kreise.

Um zwei Uhr Morgens weckte mich schon die Reveille, und wenige Augenblicke nachher präsentirte mir der Zugskorporal einen rußigen Fleischkessel mit dem Befehl, selben auf meinen Tornister zu schnallen. Da wir ohnehin eine genügende Last zu schleppen hatten, so war mir der sechs Pfund schwere Fleischkessel eben keine willkommene Zuwage, und ich versuchte einige Einwendungen zu machen, doch vergebens! ... der unerschütterliche Korporal wies auf seine Liste mit der lakonischen Beruhigung: »c'est votre tour« (die Reihe ist an euch). Was blieb mir übrig? ... ich fesselte das schwarze Ungethüm an meinen Tornister, und drängte mich in die bereits aufgestellten Reihen.

Man kann sich nicht leicht einen Begriff machen, wie beschwerlich und martervoll ein Marsch zu dieser Jahreszeit, bei 38 bis 40 Grad Hitze, in einer unübersehbaren Ebene, wo die Sonne jede Spur von Vegetation vertilgt hatte, für eine schwer bepackte und ganz in Tuch gekleidete Mannschaft seyn mußte. Menschen und Thiere lechzten vergebens nach einem Trunk Wasser, und erst um 10 Uhr kamen wir nach Douerah, wo uns eine Stunde zur Erholung gestattet wurde. Wie wüthend stürzten wir uns auf den Brunnen, um die Höllengluth der Brust zu dämpfen, und Mancher trank so lange bis er athemlos niedersank, und kaum zur Besinnung gelangt, trank er wieder, denn der verbrannte und trockene Gaumen war noch nicht befriedigt. Die Wärme des Wassers mag wohl viel dazu beigetragen haben, daß

dieser unmäßige Genuß desselben äußerst selten nachtheilige Folgen für den Körper hatte. Um 6 Uhr Abends langten wir nach einem mühseligen Marsche in Maelmah, einem kleinen französischen Lager an, vor welchem wir die Nacht über kampirten, um mit dem frühesten Morgen nach dem nur fünf Stunden entfernten Bestimmungsorte Coleah aufzubrechen. Von Maelmah aus wurde die Gegend gebirgiger, und je mehr wir uns Coleah näherten, erhoben sich immer malerischer die reizenden Hügel, mit welchen die Natur die Umgegend dieses Städtchens so freigebig geschmückt hat. Ein sich längs dem Fluße Mazafran hinschlängelnder und allmälig steigender Weg führte uns zum Lager, welches auf einer Anhöhe die Gegend beherrscht, und mit seinen steinernen langen Kasernen einen freundlichen Anblick gewährte. Getrennt durch ein kleines Thal liegt auf Büchsenschußweite das eigentliche arabische Städtchen Coleah, dessen weiße Häuser zwischen Orangen- und Feigenbäumen einladend hervorblicken.

Leider bildet auch hier, wie überall in Algerien, das Innere dieser Stadt, wenn man 60 bis 80 Häuser von einer Art Gartenmauer umgeben so nennen darf, einen widrigen Kontrast mit dem lieblichen Anblicke, von welchem das Auge anfangs gefesselt wird, wenn es das Städtchen von außen betrachtet. Schmutzige und unebene Gäßchen, einige Löcher, die Kaufläden vorstellen sollen, und in welchen ein zusammengekauerter Araber dürre Feigen auf einem eben nicht sehr appetitlichen Tuch ausgebreitet hat, ein halb verfallenes Kaffeehaus mit einem Springbrunnen, und eine Moschee bilden die Sehenswürdigkeiten Coleah's. In der Moschee befinden sich die Gräber mehrer Marabouts oder heiliger Männer, und wenn man mich nicht falsch berichtet hat, so ruht hier auch die Großmutter Abd-el-Kader's. Ihr Grabstein ist mit einigen Fahnen geschmückt und ober demselben hängt eine silberne Lampe. Der Hakem (Bürgermeister) verrichtet an dieser Stelle täglich sein Gebet.

Anfänglich schien es wirklich als ob das Schicksal uns für die zu Fondouk überstandenen Mühseligkeiten entschädigen wollte, denn der Dienst war erträglich, Wein und Tabak wohlfeil, und die Obstgärten ohne Einzäunungen, ganz wie es der alte Haudegen den Rekruten erzählt hatte; aber leider war diese Ruhe und Zufriedenheit von keiner langen Dauer. Die Araber, welche ihre Gärten und Hühner von der Gefräßigkeit der Legionisten in Güte nicht mehr schützen konnten, ergriffen gewaltthätige Mittel; mehre unserer Leute wurden in den Gärten ermordet gefunden, ohne daß man den Thätern auf die Spur kam. Diese Auftritte vermehrten natürlicher Weise den wechselseitigen Haß, und man sprach schon sehr stark von einem bevorstehenden Aufstand der Araber.

Eines Abends traf mich die Wache an einem der zwei steinernen Blockhäuser, welche die Franzosen in geringer Entfernung von Coleah erbaut hatten. Ein Korporal und drei Grenadiers bildeten den kleinen Posten. Wir beschloßen, wie dieß schon öfters geschehen war, den angränzenden Obstgärten einen Besuch abzustatten. Ein Mann blieb auf der Terrasse als Schildwache zurück, und verschloß sorgfältig hinter uns die schweren Riegel der Thüre. Die Waffen zurücklassend, nahmen wir blos unsere Wolldecken mit, um sie mit Aprikosen, Feigen, Birnen u. s. w. zu füllen. Die Nacht war dunkel und schwül; geräuschlos schlichen wir uns unter einen herrlichen Aprikosenbaum, dessen schwer behängte Zweige sich verführerisch zu uns herunterbogen. Schon war meine Decke beinahe gefüllt, als wir in einiger Entfernung ein leises Flüstern vernahmen; man denke sich unsern Schrecken — die Sprechenden waren Araber. Auf die goldenen Früchte wenig bedacht, riß ich meine Decke vom Boden, und fort ging es, über Stock und Stein wie die Windsbraut, gegen das Blockhaus zu; ehe wir es erreichten, pfiffen schon drei oder vier Kugeln an unsern Köpfen vorüber, und verliehen unseren Füßen eine Schwungkraft und Schnelligkeit trotz dem besten Renner. Glücklicherweise öffnete die zurückgebliebene Schildwache schnell genug die Thüre, und als wir uns wieder zwischen vier Mauern in Sicherheit fanden, begrüßten wir unsere Verfolger mit einigen Schüßen, und sahen sie bald darauf in der Dunkelheit verschwinden. Eine neue und noch peinlichere Angst überfiel uns bei reiflicher Ueberlegung des Vorfalls. Waren diese Araber auswärtige Feinde der Franzosen, oder blos Bewohner des Städtchens, die ihr Eigenthum bewachten? . . . Im letzteren Falle konnten sie uns den folgenden Tag bei dem Lagerkommandanten verklagen, und wir hatten bei der Strenge der ergangenen Befehle wenigstens fünf Jahre Schanzarbeit, wo nicht mehr zu gewärtigen, da wir nächtlicher Zeit unsern Posten verlassen hatten, um zu plündern. Jeder Araber, der aus der Stadt in's Lager ging, war ein Dolchstich für unsere schuldbewußten Herzen; endlich verstrich der qualvolle Tag ohne der gefürchteten Anklage, und zwei Wochen darauf plünderten wir wieder sorglos wie früher.

Freundschaft bis nach dem Tode.

Eine Sage der Chinesen. Aus dem Französischen.

In uralten Tagen lebte in den Bergen Tsi-Tschi ein weiser Gelehrter, der, nachdem er in früher Jugend seine Eltern verloren, sich mit Eifer den Wissenschaften hingab und kein sehnlicheres Streben kannte, als sein Volk glücklich zu machen. Als er vierzig Jahre alt war, hörte er, daß Juen-Wang, der König von Tsu, ein Freund der Tugend und Gerechtigkeit, alle Gelehrten und Weisen an seinen Hof berufe. Da packte er alle Bücher zusammen, sagte den Freunden und Nachbarn Lebewohl und brach auf nach dem Reiche Tsu.

Es war noch Winter und er wanderte in kleinen Tagreisen, dem Wind und Regen trotzend. Eines Tages kurz vor Anbruch der Nacht kam er, bis auf die Knochen durchnäßt, in ein Dorf. Nach einer Nachtherberge sich umschauend, erblickte er in einem Bambushaine ein Licht, das aus den Spalten eines Fensters hervordrang. Dahin richtete er seine Schritte und stand bald vor einer mit Stroh gedeckten, mit einer Bambushecke umzäunten Hütte, an deren Thüre er anpochte. Ein Mann trat heraus und Tso-Petao machte ihm seinen Bückling. »Dein Diener kommt aus den Bergen Tsi-Tschi,« hub er an, »und begibt sich nach dem Lande Tsu. Sein Name ist Tso, zugenannt Petao. Vom Regen mitten auf der Wanderung überrascht, bittet er Dich um ein Obdach

für diese Nacht. Willst Du ihm seine Bitte gewähren?« Der Unbekannte beeilte sich seinen Bückling zu erwiedern, und lud ihn ein in seine Hütte zu treten. Tso-Petao sah in dieser nur ein Bett, und auf diesem Bücher, ordnungslos aufgehäuft; außerdem nichts. Er begriff sogleich, daß er sich bei einem Gelehrten befinde, und schickte sich an, ihm die vorgeschriebenen Ehren zu erweisen. »Keine Komplimente,« sagte der Unbekannte. »Du thust besser, Deine Kleider zu trocknen.« Und zugleich warf er einige Bambusklötze in's Feuer.

Nachdem sich Tso-Petao getrocknet, setzte ihm der Unbekannte einige Speisen und eine Flasche Wein vor und munterte ihn auf, sich zu stärken. Petao, den die herzliche Weise gewann, fragte ihn, wie er heiße. »Dein Diener,« war die Antwort, »heißt Jang, sein Beiname ist Kio-Ngai. Meine Eltern wurden mir frühzeitig entrissen, und ich bewohne allein diese Hütte, wo Studien meine liebste Erholung sind. Jetzt da die Arbeiten auf dem Felde beendet, betrachte ich die Erscheinung eines aus so weiter Ferne kommenden Doktors für ein wahres Glück. Ich bedaure nur, daß meine Hütte so dürftig ist.« — »Und kann ich bei so schrecklichem Wetter besseres wünschen, als Obdach, Leibesnahrung und Wein?« fiel Tso-Petao ein. »Muß ich Dir nicht höchst dankbar seyn?«

Sie legten sich nieder; sprachen aber von ihren Studien bis tief in die Nacht, und schliefen erst gegen Tagesanbruch ein.

Der Regen hatte nicht aufgehört zu strömen. Kio-Ngai drängte Petao zu bleiben, und bot Alles auf ihn zu bewirthen. Die beiden Männer schloßen ewige Freundschaft. Da Petao fünf Jahre mehr zählte als Kio-Ngai, so verehrte ihn dieser wie seinen älteren Bruder.

Nach drei Tagen endete der Regen und die Wege wurden wieder gangbar. »Mein Bruder ist weise,« sprach Petao, »und da König Tsu alle Gelehrten zu sich beruft, warum sollte er nicht mit mir an dessen Hof gehen?« — »Wenn mein älterer Bruder so glaubt, so bin ich bereit, seinen Befehlen zu gehorchen.« Und Kio-Ngai traf sogleich alle Anstalten zu der Reise, und nachdem er einige Lebensmittel angeschafft, verließen Beide die Hütte und brachen mit einander auf.

Nach zweitägiger Wanderung überfiel sie ein Unwetter und zwang sie in eine Herberge zu flüchten, wo sie den größten Theil ihrer Vorräthe aufzehrten. Nur ein kleines Päckchen Lebensmittel blieb ihnen noch, das sie abwechselnd trugen. Dem Unwetter trotzend, setzten sie ihre Reise fort. Der Regen fiel noch immer in Strömen, der Wind blies heftig und trieb ein dichtes Schneegestöber heran. Bald kamen die beiden Freunde in ein Gebirge, und die Holzfäller, welche sie befragten, sagten ihnen, daß sie auf hundert Meilen weit zu keiner menschlichen Wohnung kommen würden und tiefe Schluchten und unfruchtbare Wildnisse durchwandern müßten, wo es vor Wölfen und Tigern nicht geheuer sey. Sie riethen ihnen ab, sich dahin zu wagen. »Was denkt mein weiser Bruder dazu?« fragte Petao. — »Leben und Tod ist jedem im Voraus bestimmt,« erwiederte Kio-Ngai, »so denken wir denn nur an die Weiterreise, und verscheuchen wir jeden Gedanken an die Rückkehr.« Sie wanderten noch einen ganzen Tag und brachten die Nacht in alten Gräbern zu. Sie waren leicht gekleidet und der eisige Wind drang ihnen bis an die Knochen. Andern Morgens ward das Schneegestöber immer dichter und dichter, und in den Bergen lag der Schnee mehr als fußhoch. Petao konnte der Kälte nicht länger widerstehen. »Wir haben,« sagte er, »noch über hundert Meilen zu machen, und das in einem ganz wüsten Lande. Unsere Gewänder sind zu leicht und unsere Vorräthe neigen sich ihrem Ende zu. Setzt einer von uns allein die Reise fort, so erreicht er wahrscheinlich das Land Tsu; reisen wir aber beide, so sterben wir auf dem Wege, wenn nicht vor Kälte, so vor Hunger. Wozu sollen wir Beide zwischen diesen Kräutern und Bäumen vermodern? Ich ziehe meine Gewänder aus und gebe sie meinem tugendhaften Bruder. Er nehme auch die Vorräthe, die uns noch bleiben, sie werden seine Kräfte bis an's Ziel der Reise fristen. Ich will hier sterben. Und kömmt mein Bruder zu dem König von Tsu, so erhält er gewiß ein wichtiges Amt und kann dann an mein Begräbniß denken.« — »Wie kannst Du nur solche Gedanken hegen!« erwiederte Kio-Ngai. »Sind wir auch nicht von denselben Eltern gezeugt, verbinden uns nicht mächtigere Bande, als die des Fleisches? die Bande der Tugend? Könnte ich den Gedanken ertragen, Dich verlassen, und mich allein um Würden beworben zu haben? Nie stimme ich ein!«

Sie reisten weiter, Petao von Kio-Ngai im Gehen gestützt. So legten sie wieder etwa zehn Meilen zurück. »Der Wind und Schnee stürmt immer heftiger,« sagte Petao, »ich kann nicht weiter gehen.« Sie suchten ein Obdach und sahen am Wege den hohlen Stamm eines Maulbeerbaums, der wohl Schutz gegen Wind und Schnee bieten, aber nur einen Menschen bergen konnte. Kio-Ngai half seinem Freunde in den hohlen Baum. Petao bat ihn, zwei Steine gegen einander zu schlagen, um Feuer zu bekommen, und etwas dürres Reisig zum Schutz gegen den Frost anzuzünden. Kio-Ngai that dieß, als er aber zurückkam, fand er seinen Bruder ganz nackt. Die Kleider lagen neben ihm auf einen Haufen geschichtet. »Weßhalb hat mein Bruder dieß gethan?« rief er auf's Höchste überrascht. — »Ich habe es wohl bedacht: es blieb nichts anderes übrig. Hoffe nichts Vergebliches, mein Bruder, sondern ziehe diese Gewänder an, nimm die Vorräthe und reise. Ich sterbe hier.« — Kio-Ngai umarmte ihn weinend, und sprach: »Wir müssen leben und sterben mitsammen; so können wir uns nicht trennen.« — »Und wenn wir Beide hier Hungers sterben, wer wird unsre gebleichten Knochen begraben?« — »Gut denn,« sprach Kio-Ngai, »so will ich meine Gewänder ablegen und dem älteren Bruder geben. Nimm Du die Vorräthe und reise weiter: muß einer sterben, so sey es der jüngere Bruder.« — »Ich war mein Lebtage zart und schwach,« fiel Petao ein, »mein Bruder ist in Vergleich zu mir sehr stark. Er kann die Reise vollenden, die für mich eine Unmöglichkeit ist.«

So stritten sie noch lange, bis Petao, um dem Streite ein Ende zu machen, sich in den vorbeiströmenden Fluß stürzen wollte. Aber Kio-Ngai hielt ihn am Arme zurück, und wollte ihm weinend wieder die Gewänder anziehen, als er plötzlich bemerkte, daß seines Freundes Antlitz ganz verändert war. Seine Glieder waren vor Kälte erstarrt, er konnte nicht mehr sprechen, der Athem schien im Erlöschen.

»Bleibe ich länger hier,« überlegte Kio-Ngai, »so sterbe auch ich vor Frost, und wer wird dann meinen Bruder begraben?« Er kniete in den Schnee vor Petao, und sprach bitterlich weinend: »Dein unwürdiger Bruder verläßt diesen Ort und rechnet auf den Schutz Deines Schattens. Sobald er einigen Ruhm erlangt, wird er Dir eine prächtige Leichenfeier halten.«

Petao nickte und wollte sprechen, aber sein Athem stockte. Kio-Ngai nahm die Kleider und Lebensmittel, aber die Augen starr auf seinen Freund geheftet, konnte er sich nicht entschließen wegzugehen. Endlich entfernte er sich mit kummervollem Herzen und die Augen in Thränen gebadet. Petao lag todt in dem Baumstamm.

Halb todt vor Kälte und Hunger langte Kio-Ngai im Königreich Tsu an, hielt in einem Gasthause Rast und betrat andern Morgens die Stadt. Man wies ihn an Pei-Tschung, welchem der Empfang aller Gelehrten oblag. Dieser befragte ihn um Namen und Herkunft, führte ihn in das Fremdenhaus und ließ Wein und Speisen auftragen. Kio-Ngai brachte die Nacht da zu und andern Morgens kam Pei-Tschung, um ihn über sein Wissen zu prüfen. Kio-Ngai ließ keine Frage unbeantwortet, die Worte floßen ihm vom Munde wie eine Quelle. Pei-Tschung kehrte höchlichst befriedigt zurück und erstattete dem Könige Juen-Wang Bericht. Dieser ließ Kio-Ngai vor sich rufen, und befragte ihn um die Mittel, wie er die Reichthümer und die Macht seines Reiches vermehren könne. Kio-Ngai legte ihm zehn Entwürfe vor, alle den Zeiterfordernissen ganz gemäß. Der König ließ entzückt ihm zu Ehren ein herrliches Bankett geben, erhob ihn zum Rang eines Tschung-ta-fu und schenkte ihm hundert Unzen Gold und hundert Seidenstoffe von verschiedenen Farben. Kio-Ngai verbeugte sich mehrmals und seine Augen füllten sich mit Thränen. Juen-Wang fragte ihn um die Ursache seiner Trauer.

Da berichtete Kio-Ngai, wie sich Tso-Petao um seinetwillen der Kleider und der Nahrung beraubt. Juen-Wang und alle Großwürdenträger waren von der Erzählung ergriffen. »Und was wünscht Eure Herrlichkeit?« fragte der König. — »Euer Diener,« erwiederte Kio-Ngai, »fleht um Urlaub, damit er in das Gebirge Liang gehen und die Leiche Tso-Petao's anständig bestatten könne.«

Juang-Wang ehrte Tso-Petao noch nach dem Tode mit dem Titel eines Tschung-ta-fu, befahl das Begräbniß recht großartig zu machen, und gab Kio-Ngai eine Schaar Reiter mit, daß sie ihn begleiten und dem Todtenwagen folgen. Kio-Ngai eilte in das Gebirge Liang. Er fand die Leiche Tso-Petao's ganz, wie er sie verlassen. Man hätte geglaubt, sie lebe. Kio-Ngai, die Augen in Thränen gebadet, verbeugte sich mehremale vor der Leiche, und befahl seinen Leuten, die Aeltesten des Landes zu versammeln. Darauf wurde eine passende Stelle an der Quelle Putang gewählt, die, vor sich einen großen Fluß, sich hinten an die riesige Berglehne stützte und rechts und links von Hügeln begränzt war. Die Lage konnte nicht günstiger seyn.* Nachdem man den Verstorbenen mit Essenzen gewaschen und ihn mit der Mütze und den Zeichen seiner Würde bekleidet, wurde er in einen doppelten Sarg gethan und in das Grab gelegt, und dieses mit einer baumumpflanzten Erdmauer umgeben. Dreißig Schritt vom Grabe ward für die Trauerfeierlichkeiten ein Tempel errichtet, in welchem Tso-Petao's Bild aus gebranntem Thon aufgestellt wurde. An der Vorderseite des mit Blumen geschmückten Tempels erhob sich eine Säule zu Ehren des Verstorbenen; neben der Mauer stand ein kleines Ziegelhäuschen für die Grabwächter. Nachdem alle diese Bauten beendet waren, ward das Todtenopfer dargebracht. Der Schmerz Aller war groß, die Aeltesten des Landes und die Leute vom Gefolge zerfloßen in Thränen. Die Feier war zu Ende und jedermann zog sich zurück. Nur Kio-Ngai ließ die Lampen im Tempel anzünden und verbrachte dort weinend die Nacht. Plötzlich wehte ein frischer Wind herein und als die Lampen, eine Weile verdüstert, wieder frisch aufflackerten, erblickte er im Schatten einen Mann, der tief aufseufzte. »Wer ist da?« rief Kio-Ngai, »wer wagt's, trotz des Verbotes hieher zu dringen?« Der Mann antwortete nicht; Kio-Ngai schritt auf ihn zu und erkannte Tso-Petao.

»Die Seele meines Bruders ist nicht entflohen?« rief er verwundert. »Welcher mächtige Grund bewegt sie, ihren jüngeren Bruder zu besuchen?« — »Mein Bruder hat sich meiner selbst in seiner Erhebung erinnert,« erwiederte Tso-Petao. »Er hat mich begraben, er hat mir eine hohe Würde verschafft, die Schönheit der Särge und der Schmuckzeichen war über allen Tadel! Ich bin ihm Dank schuldig!« Aber ach, mein Grab ist jenem King-Ko's zu nahe. Dieser Mann hatte, als er noch unter den Lebenden war, sich gegen den König von Tsin empört, und war in der Schlacht gefallen. Sein Geist ist wild und hochmüthig. Allnächtlich kömmt er mit einem Schwert auf mich zu, und beschimpft mich, rufend: »Wie kannst Du, ein Elender, der vor Hunger und Kälte umgekommen ist, es wagen, Dich so auf meine Schultern zu legen und mich des Wassers und Windes zu berauben, die mein sind? Wenn Du nicht eiligst diese Stätte verläßest, so stürze ich Dein Grab um, nehme Deine Leiche und zerstreue sie stückweis über die Felder. In dieser grausamen Noth komme ich zu meinem Bruder und flehe ihn an, mich anderswohin übertragen zu lassen, damit ich diesem schrecklichen Unglück entgehe.«

Kio-Ngai wollte sprechen, aber der Wind erhob sich plötzlich und der Schatten verschwand. Kio-Ngai glaubte geträumt zu haben, aber das Ereigniß prägte sich tief seinem Geiste ein.

Sobald der Tag anbrach, berief er die Aeltesten des Landes und befragte sie, welches Grab in der Nähe sey. Die Antwort lautete, im Schatten einer Cypresse stehe das Grab King-Ko's, der im Empörungskriege gegen den König von Tsin gefallen sey, und nicht weit davon ein Tempel, in welchem in jeder der vier Jahreszeiten seiner erhabenen Seele ein Opfer dargebracht werde. Jetzt glaubte Kio-Ngai an die Wahrheit seines Gesichtes. Er begab sich mit seinem Gefolge in den Tempel King-Ko's, drohte diesem mit der Faust und machte ihm Vorwürfe. »Wie kannst Du,« sprach er, »der Du als Aufrührer starbst, es wagen, den gerechten, tugendhaften, guten Tso-Petao, der einer der ausgezeichnetsten Weisen unserer Zeit war, zu quälen? Unterfange

* Siehe im vorigen Hefte, S. 128 unter den Miscellen den Aufsatz: »Chinesische Gräber.«

Dich nochmals solches zu thun, sonst reiße ich Deinen Tempel nieder und zerstöre Dein Grab auf immer!« Nach diesen Worten ging er zum Grabe Tso-Petao's, betete dort und sagte: »Wenn King-Ko diese Nacht wieder kömmt, so mag mir mein Bruder es kund geben.«

Er brachte die Nacht wieder im Tempel bei brennenden Lampen zu und wartete. Tso-Petao säumte nicht zu erscheinen. »Ich danke meinem Bruder für das, was er gethan,« sprach er seufzend; »aber King-Ko hat einen zahlreichen Anhang und das ganze Land bringt ihm Opfer dar. Ich bitte meinen Bruder, Strohmänner zu machen, ihnen bunte Gewänder anzuziehen, Waffen zu geben und sie dann vor meinem Grabe zu verbrennen. Ihr Beistand hoffe ich wird die Anfeindungen King-Ko's unschädlich machen.« Nach diesen Worten verschwand er.

Kio-Ngai aber machte sich gleich die folgende Nacht daran, Strohmänner zu machen, that sie in bunte seidene Gewänder, gab jedem Schwert und Lanze in die Hand und verbrannte sie dann nach Tso-Petao's Vorschrift vor dem Grabe. Darauf bat er seinen Freund, falls diese Vorkehrungen unnütz bleiben würden, ihn wieder davon zu benachrichtigen, und begab sich wieder in den Tempel. Die ganze Nacht rauschte der Regen, pfiff der Wind, und war ein Getöse draußen, wie von einer blutigen Schlacht. Kio-Ngai ging hinaus, um nachzusehen, was vorginge. Tso-Petao kam ihm entgegengelaufen. »Die Strohmänner, die mein Bruder verbrannte, blieben nutzlos,« sprach er. »Ein mächtigerer Geist stand King-Ko bei und bald wird mein Leichnam aus dem Grabe vertrieben seyn. Ich hoffe, mein Bruder wird mich anderswo begraben und so vor dem Unglück, das mir droht, bewahren.« — »Wie, er hatte die Kühnheit, meinen Bruder noch zu beschimpfen?« rief Kio-Ngai. »Wohl denn, so will ich ihn selbst bekämpfen.« — »Mein Bruder ist nur ein Mensch, wir aber sind Geister. Ein muthiger Mann kann seines Gleichen widerstehen, wie aber will er gegen Geister kämpfen? Die Strohmänner fochten mit ihren Waffen, vermochten aber nicht, die mächtigen Geister in die Flucht zu jagen.« — »Geh nun, mein Bruder,« sagte Kio-Ngai. »Auf morgen. Ich weiß, was ich zu thun habe.«

Andern Morgens begab sich Kio-Ngai in den Tempel King-Ko's. Nachdem er ihn mit Schimpfworten überhäuft, zerbrach er sein Bildniß und wollte den Tempel anzünden. Aber die Landesältesten baten, diesen zu verschonen. »Es ist das heilige Feuer eines Dorfes,« sagten sie. »Wenn dieses erlischt, so ist ein großes Unglück für das Volk zu befürchten.« Und alle Leute aus der Gegend eilten flehend herbei. Kio-Ngai konnte diesen Bitten nicht widerstehen. Er kehrte in den Tempel zurück und faßte ein Schreiben an den König von Tsu ab.

»Tso-Petao,« schrieb er, »opferte sich für seinen Bruder auf und dieser wurde seinem geheiligten Gebieter vorgestellt, der ihn mit Wohlthaten überhäufte und zu einem erhabenen Rang erhob. Aber heute muß Euer Diener sein Herz erschöpfen, um dem Freunde seine Dankbarkeit zu beweisen.«

Er reichte dieß Schreiben seinen Begleitern, ging mit ihnen zum Grabe Tso-Petao's und sprach Thränen vergießend: »Meinen Bruder Tso-Petao verfolgt der mächtige Geist King-Ko's. Nichts kann ihn vor seinen Verfolgungen retten. Seinen Tempel kann ich nicht verbrennen, sein Grab nicht zerstören, weil ich fürchten müßte, großes Unglück über diese Gegend zu bringen. Es ist besser, ich sterbe selbst und werde ein Geist, um meinem Bruder im Kampfe gegen King-Ko beistehen zu können. Bestattet meinen Leib rechts neben dem Grabe Petao's. Im Leben wie im Tode will ich neben ihm seyn, und ihm meine Dankbarkeit bezeugen. Kehret zu dem Könige zurück und überreicht ihm dieß Schreiben.« Er ertheilte noch einige weise Ermahnungen, stürzte sich dann in sein Schwert und starb. Sein Gefolge legte ihn nach langen vergeblichen Versuchen, ihn in's Leben zurückzurufen, in einen doppelten Sarg und bestattete ihn neben Tso-Petao.

Diese Nacht strömte der Regen und heulte der Wind mit doppelter Gewalt, der ganze Himmel war in Flammen, das Donnergerolle verschmolz mit dem Kampfgetöse, das man auf viele Meilen weit hörte. Vom Blitze getroffen, öffnete sich das Grab King-Ko's und seine nackten Gebeine wurden im Lande verstreut; die Cypresse über seinem Grabe ward entwurzelt, der Tempel in Asche gelegt. An seiner Stelle blieb nur ein unfruchtbarer Flecken Landes, und die Aeltesten des Bezirks eilten bestürzt zu den Gräbern Tso-Petao's und Yang-Kio-Ngai's, und verbrannten Weihrauch und warfen sich vor ihnen nieder.

Das Gefolge aber kehrte in das Reich Tsu heim, und erzählte dem Könige den ganzen Vorgang. Juen-Wang erhob seinen verstorbenen Diener zum Range eines Tschang-ta-fu und ließ seinem Grabe gegenüber einen Tempel erbauen, welcher den Namen: »Tempel der Treue und Tugend« führte. Das heilige Feuer brennt noch, aber die Seele King-Ko's ist auf immer vernichtet.

(Revue britannique.)

Die Mexikaner vor Cortez.

Nach Michel Chevalier.

2.

Regierungsform. Adel. Chevaleresker Geist. Kaufleute und Gelehrte. Sklaverei. Strafen. Abgaben. Der Thronerbe. Religion. Quetzalcoatl. Sage von der Entstehung des Skorpions. Beziehungen zum Christenthum. Sitten. Ermahnungen eines Vaters an seinen Sohn und einer Mutter an ihre Tochter.

Das mexikanische Kaiserthum war eigentlich ein Staatenbund von drei Königreichen, jenem der Azteken, deren Hauptstadt Tenochtitlan (Mexiko) war, jenem der Acolhues oder Tezcucaner, deren König in Tezcuco residirte, und endlich dem kleinen Königreiche Tlacopan (Tacuba). Alle diese drei Reiche überschritten nicht die Gränzen des mexikanischen Thales. Die innere Einrichtung derselben war fast gleich, was bei Völkern eines Stammes und einer Sprache natürlich ist. Anfangs waren alle drei Reiche gleichen Ranges, später gewannen aber die energischen, entschlossenen Azteken die Obergewalt, und die beiden andern Fürsten waren, obwohl in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, doch nur gleichsam die ersten Vasallen des mexikanischen Kaisers. Die politische Organisation war militärisch

und theokratisch. Indeß war das Volk nicht, wie die Indier und alten Aegypter, in Kasten getheilt, deren Schranken zu überschreiten eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Es gab zwar einen Adel, mehrer Grade sogar, der gewisse Freiheiten z. B. die Enthebung von Taxen genoß, aber die Staatswürden waren nicht erblich. Der Kaiser übertrug sie dem, der sich durch seine Thaten hiezu empfahl. Selbst in der kaiserlichen Familie hatte, wenn die Kinder zu jung waren, der Bruder des Monarchen den Vorzug. Kein Adelicher entehrte sich durch industrielle Beschäftigung. »Wirf Dich auf den Feldbau,« sprach ein Edler des Landes zu seinem Sohne, »oder auf die Federwirkerei, wähle ein ehrliches Gewerbe. Deine Ahnen thaten es auch so, wie hätten sie sonst sich und ihre Familie erhalten?« Solche Ansichten brachten die vornehmen und niedrigen Klassen einander näher. Wer sich im Kriege hervorthat, wurde geadelt. »Und wäre er der letzte der Sklaven gewesen,« schreibt ein Spanier, »zeichnete er sich nur durch irgend eine glänzende Heldenthat aus, so machten sie ihn zum Hauptmann, adelten ihn, gaben ihm Vasallen und er genoß überall dieselbe Achtung wie ein großer Herr.« Bei der Belagerung von Mejiko verlangte der spanische Feldherr, einige Edelleute sollten kommen, um mit ihm zu unterhandeln. »Wir alle sind Edelleute,« erwiederten die Azteken. Unter den aztekischen Fürsten fand man viel chevalereskeu Geist. Während eines blutigen Krieges mit den Tlaskalanern sandten die aztekischen Edlen ihren Feinden Baumwolle, Salz, Kakao, kurz Alles, was ihr eigenes Land erzeugte, und was die Tlaskalaner, von den aztekischen Provinzen rings umher eingeschlossen, sich während des Krieges von außen nicht verschaffen konnten. Die Geschenke waren von artigen Worten begleitet. Dieser Höflichkeiten ungeachtet stach man einander auf dem Schlachtfelde mit der größten Tapferkeit nieder.

Gelehrte und Kaufleute genoßen großer Achtung. Die Kaufleute zogen immer in großen, wohlbewaffneten Karavanen, und erwiesen dem Staate, einerseits durch die Reichthümer, die sie eintauschten, andrerseits durch die Nachrichten, die sie einzogen, große Dienste. Daher auch die Auszeichnung, mit der sie von den Fürsten behandelt wurden, und der hohe Rang, den sie bekleideten. — Die Sklaverei bestand zwar, war jedoch nur persönlich und vererbte sich nicht durch die Geburt. Es war einer ihrer Rechtsgrundsätze, daß der Mensch frei geboren werde. Der Sklave genoß bei ihnen zwei Rechte, die man sonst nicht ohne Grund mit der Sklaverei für unvereinbar hält: das Eigenthums- und das Familienrecht. Man verfiel in Sklaverei durch gerichtlichen Spruch in Kriminalprozessen, wegen Schulden gegen den Staat, oder wenn man sich selbst verkaufte. Eltern konnten so ihre Kinder verhandeln. Die Gesetze beschützten den Sklaven und bestimmten genau seine Rechte. Der Herr behandelte seinen Sklaven gelind und wie ein Familienglied; selten geschah's, daß er ihn verkaufte, außer wegen Lasterhaftigkeit oder Ungehorsams. Es versteht sich von selbst, daß die Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht wurden, wenn man nicht Schlimmeres mit ihnen vornahm. — Die Gerichtsbarkeit war fest bestimmt, und die Gesetze wurden gehörig kundgemacht. Sie waren streng; die Todesstrafe sehr häufig: Mord, Ehebruch, gewisse Arten des Diebstahls, Versetzung der Feldmarken, das Laster der Trunkenheit, Verschwendung des väterlichen Gutes, Alles wurde mit dem Tode bestraft. Die Verwaltung sorgte für eine Menge öffentlicher Bedürfnisse. Die Auflagen wurden pünktlich und streng eingetrieben. Die Taxen zahlte man in Lebensmitteln und andern Produkten, ausgedehnte Schüttböden und Magazine dienten zur Aufnahme derselben. Wehe dem Steuerpflichtigen, der sie nicht erlegte; der unerbittliche Steuereinnehmer ließ ihn als Schuldner des Schatzes verkaufen. Der Prunk der letzten Kaiser und die zahlreichen Heere, welche die eroberten Provinzen im Gehorsam erhalten sollten, trieben die Auflagen, die ursprünglich sehr mäßig gewesen, zu drückender Höhe. Das Heer war stets Gegenstand besonderer Fürsorge der Herrscher, und unter Montezuma II erhielt das Reich auch ein Haus für Invalide. Man fand am Hofe auch Spuren einer raffinirten und schon verdorbenen Civilisation. So hielt Montezuma einige vertraute Räthe der ihm verbündeten Souveraine in seinem Solde.

Die Regierungsform war eine absolute Monarchie, doch besaßen einerseits die großen Vasallen eine ausgedehnte Macht, andererseits war das Volk durch die Unabsetzbarkeit der Richter geschützt. Gewiße Ceremonien waren bestimmt, dem Herrscher die Pflichten gegen das Volk einzuprägen. Man führte den Thronerben in einen Theil des Tempels, wo er oft ein oder zwei Jahre blieb und Buße that. Den Tag über saß er auf bloßer Erde, erst Abends gab man ihm eine Matte zum Liegen. Des Nachts ging er zu gewissen Stunden in den Tempel, um Weihrauch zu opfern, die ersten vier Tage durfte er täglich nur wenige Stunden schlafen. Ihm waren Wachen beigegeben, die, wenn er schläfrig ward, ihm Arme und Beine mit Dornen stachelten und zuriefen: »Wache auf, Du darfst nicht schlafen, sondern mußt für Deine Unterthanen wachen. Du hast Deine Würde nicht um zu ruhen. Der Schlaf soll Deine Augen fliehen, sie sollen offen bleiben und über das Volk wachen!« Auch wurde die Geduld des Thronerben auf die mannigfachste, peinlichste Weise geprüft.

Die Mejikaner glaubten an einen höchsten, unsichtbaren Gott, die reinste Vollkommenheit, den Schöpfer und Herrn des Weltalls. Diesem Gotte unterstanden dreizehn große Gottheiten und mehr als zweihundert mindere Götter, deren jedem ein Tag geweiht war und gewisse Ehren erwiesen wurden. Die Azteken verehrten vorzüglich den Kriegsgott Viziloposchtli, dessen Bild sie, wie einst die Hebräer die Bundeslade, auf einer großen Wanderung hatten vor sich hertragen lassen. Unter den Gottheiten der Mejikaner liest man oft den Gott der Luft, Quetzalcoatl. Er hatte auf Erden gethront, und die Menschen Feldbau, Verarbeitung der Metalle, und die schwere Kunst des Herrschens gelehrt. Nach der Uiberlieferung verstopfte er die Ohren, so oft von Krieg gesprochen wurde. Er hatte, laut der aztekischen Mythologie, die Menschen einen Zustand verkosten lassen, ähnlich dem goldnen Zeitalter der Griechen. Unter ihm bedeckte sich die Erde ohne Anbau mit Früchten und Blumen. Ein Maiskolben war so schwer, daß ein Mann daran zu tragen hatte, ähnlich den Trauben, welche die Juden nach vierzig in der Wüste verlebten Jahren im Lande Kanaan fanden. Die Baumwolle wuchs in den reichsten Farben auf den Bäumen, die Luft war mit den

lieblichsten Düften erfüllt, Vögel mit glänzendem Gefieder sangen unaufhörlich die zartesten Melodien. Aber eine feindselige, mächtigere Gottheit zwang diesen väterlichen Gott, das Land zu verlassen. An der Küste des Golfs von Mejiko nahm er Abschied von den Gläubigen, die ihm frommen Sinnes gefolgt waren, und versprach, daß er selbst oder seine Nachkommen eines Tages erscheinen würden. Darauf bestieg er ein Boot aus Schlangenhäuten, und schiffte nach dem geheimnißvollen Lande Tlapallan, von dem man nichts wußte, als daß es im Osten, jenseits der Meere lag (also in der Richtung von Europa). Hatte sich in dieser Sage das Andenken an die Herrschaft der Tolteken erhalten, welche den Frieden und die Künste in's Land gebracht hatten und darauf verschwunden waren? Oder hatte die Uiberlieferung zum Hintergrunde die Erscheinung irgend eines europäischen Abenteurers, den die große Aequatorialströmung, die Passatwinde oder ein Sturm an die Küsten des Golfs von Mejiko geworfen? Oder spiegelte sich endlich darin eine dunkle Kunde von den Fahrten, welche die Skandinavier im 10ten, 11ten und 12ten Jahrhunderte nach Amerika unternommen. Hiefür spricht die Schilderung, welche diese Völker, die rothhäutig und kurzen schütteren Bartes waren, von Quetzalcoatl entwarfen, indem sie ihren Kindern erzählten, er sey hoch von Wuchs, weiß von Haut gewesen und habe schwarze Haare und einen langen Bart gehabt. Dem sey wie ihm wolle, die Erinnerung an die guten Zeiten Quetzalcoatls und die Hoffnung auf seine Rückkehr blieb den Gemüthern tief eingeprägt. Man erwartete ihn wie die Hebräer den Messias. — Mit der alten Mythologie haben die mejikanischen Göttersagen viele Aehnlichkeit; oft erinnern sie lebhaft an Ovids Verwandlungen. Wir wollen als Beispiel eine Sage erzählen:

Ein Mann, Namens Jappan, suchte die Gunst der Götter zu verdienen, verließ Weib und Kinder und zog sich in die Wüste zurück, um dort ein keusches, beschauliches Leben zu führen. Er baute sich eine Hütte, nicht weit von einem der Buße geweihten Steinaltar. Aber die Götter zweifelten an der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung und beauftragten Jaotl, seinen Todfeind, ihn unaufhörlich zu beobachten und über all' sein Thun Bericht zu erstatten. Mehre Schönheiten wurden ausgesandt, ihn in Versuchung zu führen, aber Jappan widerstand allen, so daß zuletzt die Götter seine Tugend zu preisen begannen und Tlazolteotl, die Göttin der Liebe, damit neckten, daß Jappan nicht wie andere Menschen ihr unterthan wäre. Von solchen Neckereien gestachelt, rief die Göttin endlich aus: »Und glaubt Ihr, Jappan werde ausharren bis an's Ende und den Lohn der Tugend davontragen? Ich steige selbst zur Erde herab, um Euch zu zeigen, wie gebrechlich die Tugend der Menschen ist, und wie wenig sie mir zu widerstehen vermögen.« Die Göttin nahte der Wohnung Jappans, da sie ihn aber am Bußaltar sitzen sah, so merkte sie sogleich, daß sie keine Macht über ihn hätte, als bis er diese Zufluchtstätte verlassen haben würde. Sie sprach daher mit lieblicher Stimme: »Freund Jappan komme zu mir, ich bin die Göttin Tlazolteotl und bringe Dir den Lohn Deiner Tugend.« Durch diese Worte getäuscht, eilte ihr der arme Jappan entgegen; aber kaum hatte er den Altar verlassen, so rollte neues Blut in seinen Adern und er fiel in die Schlingen, die sie ihm gestellt. Jaotl aber hatte ihn von Ferne immer beobachtet, und war so empört über sein unwürdiges Benehmen, daß er auf ihn zulief und schrie: »Elender, hast Du so wenig Achtung vor dem Heiligthum der Götter? hintergehst Du sie so?« Und mit einem Schwertstreich hieb er ihm den Kopf ab. Jappan stürzte mit ausgebreiteten Armen zu Boden und die Götter verwandelten in einen aschgrauen Skorpion, der die Arme (Scheeren) bis auf den heutigen Tag offen hält. Jaotl aber, dessen Rache noch nicht gesättigt war, suchte Tlahuitzin auf, die Frau des Ermordeten, wies ihr den Leib ihres Gatten und sprach: »So hab' ich den gezüchtigt, der die Götter zu beleidigen wagte; aber meine Rache wäre nicht vollständig, wenn Du nicht sein Schicksal theiltest.« Und nach diesen Worten fiel ihr Kopf neben den des unglücklichen Jappan. Tlahuitzin wurde sogleich in einen feuerfarbnen Skorpion verwandelt und kroch unter die Steine des Altars, wo sie ihren Gatten traf. Die Mejikaner behaupten, alle Skorpione stammten von diesem unglücklichen Paare ab, und wagten sich vor Scham über Jappans Vergehen nie heraus an den Tag, sondern hielten sich unter Steinen verborgen. Auch Jaotl entging der Strafe nicht, welche sein doppeltes Verbrechen verdiente, und wurde in eine Heuschrecke verwandelt.

Man findet in dem Glauben der Mejikaner gewisse Züge, die allen Religionen des alten Kontinents gemein sind und auf eine gemeinsame Wiege hindeuten. So glauben die Mejikaner an eine Sündfluth; ihr Noe, genannt Coxcox, hatte sich in einem Schiffe gerettet. Andere Sagen erinnerten an den ersten Sündenfall und an den Thurmbau von Babel. Viele ihrer Glaubenslehren und Uibungen erinnerten an das Christenthum. Sie glaubten an eine Erbsünde, die sie durch eine Art Taufe abwuschen. Sie glaubten, das Menschengeschlecht sey zur Strafe auf die Erde geworfen, und flehten ohne Unterlaß in ihren Gebeten das göttliche Erbarmen an. Das neugeborne Kind begrüßten sie mit den Worten: »Du bist gekommen zu dulden; dulde und trage in Geduld.« Auch das Kreuz verehrten sie. So schreibt Grijalva, der diese Küsten vor Cortez besuchte. Auf der Insel Uloa (das heutige San Juan d'Ulloa, die Citadelle von Veracruz) beten sie ein weißmarmornes Kreuz an, auf dessen Spitze eine goldene Krone sich befindet. Sie sagen, auf diesem Kreuze sey Jemand gestorben, der schöner und glänzender als die Sonne gewesen. Auch eine Art Beichte, die indeß nur einmal im Leben abgelegt wurde und sie selbst von Verbrechen gegen die weltliche Macht reinigte, hatten sie; eben so eine Art heiliges Abendmahl. Ihre Gebete zeugten von Erbarmen und Vergessenheit der Beleidigungen. »Lebe in Frieden mit jedermann,« sagte eines dieser Gebete, »ertrage Demüthigungen; überlaß Gott, der Alles sieht, die Rache.« Und eine andere Ermahnung lautet: »Gib zu essen denen, die hungern, kleide die Nackten, wenn Du auch selbst darob Dir Entbehrungen auflegen müßtest. Denn das Fleisch des Unglücklichen ist Dein Fleisch und Alle sind Menschen Dir gleich . . .«

Die Sitten waren keineswegs locker, sondern streng. Mit Ausnahme der Häuptlinge, welche mehre Kebsweiber besaßen, hatte jeder Mann nur ein Weib. »Wer das Weib eines Andern mit zu viel Vorwitz ansieht, be-

geht einen Ehebruch mittels der Augen,« lehrten sie. Die Ehe wurde feierlich geschlossen. Scheidung war in bestimmten Fällen gestattet, und erst wenn ein besonders zur Schlichtung ehelicher Streitigkeiten gesetztes Tribunal Scheidung aussprach. Der Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft, selbst Königinen und Prinzen entgingen nicht der Strenge dieses Gesetzes. Die Stellung der Weiber glich mehr jener im heutigen Europa, als der asiatischen Sitte. Die Mejikanerinen waren nicht in ein Harem eingeschlossen, wie bei den Muhamedanern, noch wurden ihnen die Füße verstümmelt, wie bei den Chinesen. Sie gingen unverschleiert und wohnten allen Festen und Banketten bei. Auch waren sie aller schweren Arbeiten ledig, welche die Mejikaner aus einem Zartgefühl, das man bei uns in Europa nicht immer findet, auf sich nahmen. Eine solche Stellung der Frauen ist immerhin ein Beweis vorgeschrittener Civilisation. Auch nahmen sie Theil an den priesterlichen Funktionen, und es gab eigene Priesterinen, deren Sittenreinheit selbst von den spanischen Missionären gerühmt wird, die doch sonst nicht genug Bannsprüche gegen die Religion der Azteken, worin sie ein Werk des bösen Geistes sehen, schleudern konnten.

Tiefe Blicke über die Ausbildung der häuslichen Verhältnisse, der Schicklichkeitsformen, kurz in's ganze Leben der Mejikaner kann man thun, wenn man die Rathschläge eines Vaters an einen Sohn und einer Mutter an ihre Tochter liest, welche Zurita übersetzt und uns erhalten hat. Für jeden Stand waren solche Rathschläge geschrieben, die, aus welchen wir nachfolgend einige hervorheben, galten dem Mittelstande.

Ehrfurcht gegen Gott, gegen das Alter, die Eltern, Höflichkeit gegen jedermann, Achtung vor den Armen und Kranken, Bescheidenheit in jeder Lage waren die ersten Gebote. Viele derselben verdienten auch von unserer Jugend beherzigt zu werden, z. B. »Sey bescheiden in Deinen Reden, unterbrich nicht die, welche sprechen, störe sie nicht; drücken sie sich schlecht aus, irren sie, so beschränke Dich darauf, daß Du sie nicht nachahmst. Wahre das Schweigen, wenn die Reihe des Redens nicht an Dir ist, und frägt man Dich, so antworte offen, ohne Leidenschaft und ohne Lüge. Schone fremde Rücksichten, und man wird Deine Reden achten. Meidest Du's, mein Sohn, Geschichtchen zu erzählen, Späße zu wiederholen, so wirst Du es auch vermeiden zu lügen und Zwietracht zu säen.« — »Sey kein Müssiggänger und streiche nicht in den Gassen herum, vertändle nicht Deine Zeit auf Marktplätzen und in Bädern, auf daß Dich der böse Geist nicht versuche und Du nicht als sein Opfer fallest.« — »Sey nicht zu gesucht in Deiner Kleidung, denn das ist ein Zeichen von geringem Verstand.« — »Fasse niemanden bei der Hand oder am Gewande, denn das ist ein Zeichen der Zudringlichkeit.« — »Gibt Dir jemand ein Geschenk, es sey noch so gering, verachte es nicht und glaube nicht mehr zu verdienen, denn Du gewännest dadurch weder vor Gott noch vor den Menschen.« — »Sey kein Spieler und kein Dieb, denn einer dieser Fehler führt zum andern, und beide sind sehr schändlich. Vermeidest Du sie, so wirst Du auch nicht auf öffentlichen Plätzen und Märkten entehrt werden.« — »Willst Du ruhig leben, so rede nicht nach, denn Nachreden erzeugen Streit.« — »Bist Du in jemandes Diensten, so trachte eifrig Dich nützlich und ihm angenehm zu machen, dann wirst Du nie das Nothwendige entbehren, und überall wohl behandelt werden; thust Du das Gegentheil, so kannst Du bei niemanden bleiben.« — »Mein Sohn, hörst Du nicht auf die Rathschläge Deines Vaters, so wirst Du ein böses Ende nehmen und es wird Deine eigene Schuld seyn.«

Und in den Rathschlägen einer Mutter an ihre Tochter hieß es: »Meine Tochter, ich habe Dich zur Welt gebracht, ich habe Dich erzogen und genährt, wie ich sollte, die Ehre Deines Vaters ist auf Dich gefallen; thust Du nicht Deine Pflicht, so kannst Du nicht unter tugendhaften Weibern leben und niemand wird Dich zur Gattin wollen.« — »Meine geliebte Tochter, meide den Müssiggang und die Nachlässigkeit, sey reinlich und arbeitsam, sey sorgsam in Deinem Haushalte und halte Ordnung, daß Alles auf seinem Platze sey: so wirst Du lernen, Deine Pflicht zu thun, wenn Du einst vermält seyn wirst.« — »Wo Du auch gehst, sey schamhaft; gehe weder zu schnell, noch lachend, blicke nicht hin und her auf die Männer, die an Dir vorbeigehen, sieh auf Deinen Weg: so wirst Du den Ruf einer ehrbaren Frau erlangen.« — »Ob Du sitzest oder stehest oder arbeitest, Deine Gedanken und Handlungen, o Tochter, seyen immer löblich. Erfülle Deine Pflicht und sey gehorsam Gott und Deinen Eltern.« — »Lasse Dich nicht zweimal rufen, sondern komme sogleich zu sehen, was man von Dir verlangt, damit man nicht den Kummer habe, Deine Nachlässigkeit, Deinen Ungehorsam zu strafen.« — »Sey barmherzig, hasse und verachte niemanden, meide den Geiz, lege nichts übel aus und sey nicht neidisch ob des Guten, das Gott Andern gewährt.« — »Meide die Gesellschaft von Lügnerinen oder Faullenzerinen, der Klatschschwestern und Leichtsinnigen, sie würden Dich verderben.« — »Sieh auf Deine Wirthschaft, gehe nicht aus nach Unterhaltung, verliere nicht Deine Zeit auf Märkten, Plätzen und in öffentlichen Bädern; denn dieß ist sehr schlimm, so stürzt man in's Verderben und wird lasterhaft, denn man nährt dort böse Gedanken.« — »Sucht ein Mann Dich anzureden, so höre ihn nicht, blicke ihn nicht an, wahre das Schweigen und gib nicht Acht auf ihn; folgt er Dir, so antworte ihm nicht, aus Furcht, daß Deine Reden nicht seine Leidenschaft wecken. Gibst Du nicht Acht auf ihn, so wird er aufhören, Dir zu folgen.« — »Wenn Deine Eltern Dir einen Gatten wählen, mußt Du ihn lieben, ihn hören, ihm gehorchen, mit Vergnügen thun, was er verlangt, nicht den Kopf abwenden, wenn er zu Dir spricht und sagt er Dir etwas Unliebes, so suche Deinen Kummer zu überwinden. Lebt er von Deinem Gute, so mißachte ihn darum nicht. Sey nicht wunderlich und unhöflich, denn Du würdest Gott beleidigen und Dein Gemal würde gegen Dich ergrimmen; sage ihm mit Sanftmuth, was Du für passend hältst. Sage ihm keine beleidigenden Worte in Gegenwart Anderer, noch wenn Du mit ihm allein bist, denn die Schande und Verachtung würde auf Dich fallen.« — »Verschwende Dein Gut nicht, hilf dem Gemal bei seiner Arbeit: so wird es Dir nie am Nothwendigen mangeln, und Du wirst für die Erziehung Deiner Kinder gesorgt haben.« — »Meine Tochter, befolgst Du meine Lehren, so wirst Du geliebt und geachtet werden von Allen. Indem ich sie Dir ertheile,

erfülle ich meine Pflicht als Mutter, und indem Du sie befolgst, wirst Du glücklich leben. Geschieht es aber anders, so ist die Schuld Dein, Du wirst später bereuen, mir nicht gefolgt zu haben, und man wird nicht sagen können, daß ich es vernachläßigt habe, Dir die Rathschläge zu ertheilen, die ich Dir als Mutter schuldig war?«

Passen nicht alle diese Rathschläge noch auf unsere Zeiten?

3.

Menschenopfer. Das Fest des neuen Feuers und des Gottes Tezcatlipoca. Priester. Schulen. Woher die mejikanische Bildung?

Bei einer so tief eingedrungenen Civilisation, die aus allem bisher Erzählten spricht, muß man sich doppelt über eine Barbarei wundern, die bei den Azteken im erschreckendsten Maße herrschte, über ihre Menschenopfer. Diese Sitte schien vorzüglich zwei Gründe zu haben, von denen einer in ihren religiösen Begriffen wurzelte. Sie glaubten, ihre erzürnten Götzen nur durch Blut versöhnen zu können; ein Glaube, der sich in allen Religionen des Alterthums wieder findet. Ein Kazike erklärte einst in einem Gespräche mit Cortez, seine Landsleute hielten kein Opfer für ächt, bei dem nicht ein Mensch zum Heile der übrigen stürbe. Der zweite Grund war Herrschsucht. Die Fürsten und Priester der Azteken wußten, daß diese blutigen Opfer Schrecken und Furcht einflößten, und daher, da Furcht zum Gehorsam zwingt, ihre Macht befestigten. Je größer das Reich wurde, desto mehr vergrößerte sich die Zahl der Menschenopfer. Nie hatte es deren so viele gegeben, als unter dem letzten, Montezuma, und dieser Fürst vermehrte endlos die Zahl seiner Opfer. Die Gefährten Cortez' hatten den Muth und die Geduld, die Schädel zu zählen, welche als Trophäen auf den Ringmauern einiger Tempel aufgesteckt waren; sie fanden deren einst 136,000. Die mäßigste Schätzung ist, daß bis zur Ankunft der Spanier alle Jahr zwanzigtausend Menschen geschlachtet worden waren. Bei der Einweihung des Tempels des Götzen Vitziloposchtli in Mejiko, welche 1486, dreiunddreißig Jahre vor der Eroberung durch die Spanier, stattfand, wurden 70,000 Opfer, die man durch mehre Jahre hindurch aus allen Theilen des Reiches zusammengerafft hatte, eines nach dem andern abgeschlachtet. Die Schlächterei dauerte mehre Tage ohne Aufhören; der Zug der Unglücklichen war zwei Meilen lang.

Zu Opfern wurden gewöhnlich Verbrecher und Rebellen genommen; hatte eine Stadt ihre Treue gegen den Souverain gebrochen, so mußte sie eine bestimmte Anzahl Personen, Männer, Weiber und Kinder liefern. Am meisten aber nährte der Krieg die Opferaltäre. Einst fragte Cortez den Kaiser, warum er dem Krieg mit den Tlaskalteten, die seine Oberherrlichkeit nicht anerkennen wollten, nicht ein Ende gemacht habe. »Weil wir, wenn der Krieg mit ihnen beendigt wäre, in Verlegenheit kämen, woher uns hinreichende Opfer zur Ehre der Götter zu verschaffen.« Indeß wurde nicht jeder Gefangene unerbittlich dem Opfertode geweiht. * Die Mejikaner hielten die Tapferkeit in großen Ehren und boten den Tapfersten unter den Gefangenen einen Weg der Rettung. »Inmitten eines jeden Platzes der Stadt,« berichtet ein Edelmann aus dem Gefolge des Cortez, »standen kreisrunde, etwa 8 Fuß hohe Bauten aus Stein und Kalk. Man stieg über Stufen hinauf; auf der Spitze war eine scheibenrunde Platte, und mitten in diese ein Stein fest eingefügt, mit einem Loch in der Mitte. Nach gewissen Ceremonien bestieg der oberste der Gefangenen diese Platte, man band ihm mit einem kleinen Strick den Fuß an diesen Stein und gab ihm ein Schwert und ein Rundschild. Der ihn gefangen genommen, kam nun, um mit ihm zu kämpfen. War dieser abermals Sieger, so achtete man ihn als einen Mann, dessen Tapferkeit jede Probe bestand, und er erhielt ein Zeichen seiner bewiesenen Kraft. Trug aber der Gefangene den Sieg über seinen Gegner und über sechs andere Kämpfer davon, so daß er alle sieben besiegte, so war er frei und erhielt Alles zurück, was er im Kriege verloren. Eines Tages geschah es, daß der Staat Huechotzingo mit der Stadt Tula Krieg führte. Der Häuptling von Tula drang so weit unter die Feinde hinein, daß er von den Seinigen abgeschnitten ward. Er hielt sich bewundernswürdig tapfer, aber die Feinde nahmen ihn endlich doch gefangen und führten ihn fort. Beim Siegesfeste stellten sie ihn nun auf die Platte und sieben Männer kämpften mit ihm. Alle nach einander unterlagen, obgleich der Gefangene herkömmlicher Weise angebunden war. Als die Bewohner von Huechotzingo sahen, wie dieser Eine alle Sieben besiegte, fürchteten sie, der tapfere Mann würde, wenn sie ihn frei ließen, nicht eher rasten, als bis er sie alle vernichtet hätte. Sie faßten daher den Entschluß ihn zu tödten und führten dieß auch aus. Aber die That zog ihnen die Verachtung des ganzen Landes zu; sie wurden als ehrlose Verräther angesehen, weil sie einen so alten Brauch verletzt hatten.«

Die Opfer, meist Völkern angehörend, welche desselben Glaubens waren, ertrugen ihr Loos ohne Klage. Das Volk sah in ihnen Abgesandte zur Gottheit, welche sie günstig aufnehmen würde, weil sie ihr zu Ehren gelitten. Ihre eignen Schlächter baten sie, bei den Göttern ihre Fürsprecher zu seyn, den Göttern ihre Bitten, Angelegenheiten und Bedürfnisse vorzutragen. Man schmückte sie und machte ihnen Geschenke, bevor man sie opferte. Bei der Opferung selbst aber zeigte sich keine Spur von Menschlichkeit. Von den Priestern in feierlichem Zuge und langsamen Schrittes unter Musik und Gesang geführt, erstieg das Opfer die Tempel-Pyramide. Auf jeder der drei oder vier Terrassen, welche die einzelnen Stockwerke der Pyramide abtheilen, schritt der Zug rund um den Bau herum. Auf der Spitze der Pyramide stand der Opferstein, unter freiem Himmel, zwischen zwei Altären, auf denen Tag

* Manchmal übten sie ihre Milde auf etwas spaßige Weise. Ein Beispiel. Als Montezuma's Vater, Achayacatl, die widerspänstige Stadt Tlatelolco erstürmt hatte, verbargen sich die Greise, Weiber und Kinder in's Schilf. Manche staken bis an den Gürtel, andere bis an's Kinn im Sumpfe. Als Achayacatl dieß sah, erbarmte er sich ihrer. »Weiber,« sprach er, »bevor ihr aus dem Wasser herauskommet, müßt ihr mir eure Ehrfurcht bezeigen und wie Truthühner oder Wasservögel schreien.« Die alten Weiber begannen nun wie Truthühner, die jüngeren wie verschiedene Wasservögel zu schreien, und machten einen solchen Lärm, daß man geschworen hätte, der ganze Sumpf stäke voll Vögel. Achayacatl erlaubte ihnen nun, aus dem See herauszukommen und setzte sie in Freiheit.

und Nacht das heilige Feuer brannte, vor dem Heiligthum, einem schlanken Thurme, der das Bildniß der Gottheit barg. Das zahlreich versammelte Volk schaute schweigend zu, nicht die geringste Bewegung übersehend. Das Opfer wurde auf den Unglücksstein ausgestreckt. Der Opferpriester vertauschte sein gewöhnliches schwarzes, wallendes Gewand mit einem rothen Mantel, trat mit dem Messer heran, öffnete dem Opfer die Brust, nahm das Herz heraus, so lang es noch rauchte, bestrich die Götzenbilder mit Blut und vergoß rings um sich das Blut oder mischte es mit Maismehl zu einem gräulichen Teige. Solche Blutgier fand ich bei den Azteken neben ihren zarten Ideen; an solchen Schauspielen weideten sie die Augen fünfzigmal im Jahre, nachdem sie Abends oder Morgens vorher sich sanft in einer balsamischen Luft in einer lachenden Vegetation, auf den Wellen des Sees, am Ufer der feenhaften Schinampas (schwimmenden Gärten) gewiegt.

Jedes dieser blutigen Opfer war ein Drama, welches irgend ein Abenteuer des Götzen, dem zu Ehren es gefeiert wurde, darstellte. Es gab unter diesen Feierlichkeiten manche, vor deren Barbarei man sich in unserem Jahrhundert mit Abscheu abwendet, und deren Schilderung man doch, wegen ihrer tiefen Bedeutung und Erhabenheit, nicht ohne Bewunderung lesen kann. Ein solches war das Fest des neuen Feuers, und in noch höherem Grade das Fest des Gottes Tezcatlipoca, der Seele der Welt.

Nach der Weltentstehungslehre der Azteken hat die Welt bereits vier Katastrophen erlebt, in welchen Alles zu Grunde ging. Sie erwarteten eine neue nach Ablauf eines ihrer großen Zeiträume von 52 Jahren, wo Alles verschwinden, ja selbst die Sonne am Himmel verlöschen sollte. Nach Ablauf jedes solchen 52jährigen Zeitraumes feierten sie ein Gedächtnißfest dieses viermaligen Endes und Wiederanfanges der Welt, ein Fest, bei welchem sie zugleich die fünfte Sündfluth bannen wollten, welche nach dem Beschluß der Götter das Menschengeschlecht, die Erde und die Gestirne bedrohte. Die fünf Unglückstage, mit welchen das Jahr schloß, waren diesen Verzweiflungsbezeignungen geweiht. Die kleinen Götzenbilder, welche die Häuser schmückten, und gleich den Laren der Römer auch schützten, wurden zerschlagen. Die heiligen Feuer, die auf jedem Tempel brannten, ließ man ersterben, kein Feuer wurde mehr am Hausherd angezündet, jedermann zerstörte sein Hausgeräth, jedermann zerriß seine Gewänder. Alles warf sich in die größte Unordnung zum Empfange der bösen Geister, die auf die Erde herabzusteigen gedachten. Am Abend des fünften Tages nahmen die Priester den Schmuck ihrer Götter und zogen mit dem Vornehmsten, den sie unter ihren Gefangenen finden konnten, in Prozession auf einen zwei Meilen entfernten Berg. Am Gipfel angelangt, wartete man ruhig Mitternacht ab, und wenn nun das Plejadengestirn, das in ihrer Weltentstehungsgeschichte eine wichtige Rolle spielte, dem Zenith nahte, so war der Augenblick da, wo das Opfer fallen mußte. In seine geöffnete Brust that man Holzscheite, die man durch starke Reibung in Brand setzte; dieß war das neue Feuer, an dem man sogleich einen Scheiterhaufen anzündete, auf welchem das Opfer verbrannt wurde. Sobald die Flammen des Scheiterhaufens hoch aufschlugen, stieg von allen nahen Anhöhen, von allen Tempelspitzen, von allen Hausterrassen Freuden- und Triumphgeschrei zum Himmel empor; die ganze Nation hatte in gespannter Erwartung nach der Bergspitze geschaut und angstvoll des Zeichens geharrt, daß die Gefahr des Weltuntergangs vorüber. Von dem heiligen Scheiterhaufen aus eilten Laufer in größter Hast mit brennenden Fakeln nach allen Richtungen, um das neue Feuer mitzutheilen, das sogleich auf allen Altären emporflammte. Wenige Stunden später verkündigt die aufgehende Sonne den Menschen, daß die Götter sich der Schöpfung erbarmt und daß das Menschengeschlecht durch einen neuen Cyclus von 52 Jahren vor der Gefahr der Vernichtung sicher sey, nur müsse es in dieser Zeit auch treu die Gebote der Götter befolgen. Die 12 bis 13 Schalttage, die nun folgten *, waren Freudenfesten geweiht. Man besserte die Häuser aus, versah die Wirthschaft wieder mit Geräthen, schaffte sich neue Kleider an und sandte Danksagungen zum Himmel.

Einen ganz andern Charakter trug das Fest des Gottes Tezcatlipoca. Die aztekische Mythologie stellte ihn als einen ewig jungen Mann von vollendeter Schönheit dar. Schon ein Jahr vorher wählte man aus den Gefangenen den Schönsten heraus, wobei man wohl Acht gab, daß er ja keine Makel an seinem Körper habe. Von dem Tage an war Gott Tezcatlipoca in ihm verkörpert, und die Priester, die seine Person umgaben, unterrichteten ihn, wie er sich würdig und anmuthig halten solle. Man gab ihm zierliche, glänzende Gewänder, umringte ihn mit Blumen, und brannte, wo er nahte, die ausgewähltesten Wohlgerüche. Ging er aus, so begleiteten ihn stets prachtvoll geschmückte Pagen. Er kam und ging nach Belieben, blieb auf öffentlichen Plätzen und Gassen stehen, um auf einem Instrument irgend eine Weise zu spielen, und jedermann warf sich vor ihm nieder. Dieses herrliche Leben führte er, bis nur noch ein Monat zum Anbruch des Unglückstages fehlte. Nun gab man ihm vier reizende Jungfrauen, die von dem Augenblick an, wo sie ihm angehörten, nur mit den Namen der vier Hauptgöttinen bezeichnet wurden. So brachte er den letzten Monat im Wohlleben zu, und besuchte mit seinen Gattinen die prunkvollen Feste der Großen, die sich um die Ehre stritten, ihn zu bewirthen und ihm göttliche Ehren zu erweisen. Endlich aber brach der Tag der Opferung an, und alle Genüße schwanden plötzlich dahin. Er sagte seinen schönen Gefährtinen Lebewohl, und eine kaiserliche Barke führte ihn eine Meile weit von der Stadt, zu einer dem Gott geweihten Pyramide am Ufer des Sees. Die ganze Bevölkerung der Stadt und Umgegend folgte ihm. Langsam schritt er die fünf Stockwerke des Thurmes hinan, hielt in jedem den herkömmlichen Umgang, legte auf jeder Station eines seiner glänzenden Abzeichen ab, warf einige der Blumen von sich, mit denen er geschmückt war, und zerbrach eines der Instrumente, auf denen er gespielt. Auf dem Gipfel der Pyramide wurde er von sechs Priestern empfangen, alle, mit Ausnahme eines einzigen, schwarz gekleidet. Das Opfer ward vollzogen und das Herz des Geopferten zuerst der Sonne dargeboten und darauf an den Fuß der Götzenstatue

* Siehe das vorige Heft, S. 115.

gelegt. Nun wandten sich die Priester an's Volk und hielten diesem eine lehrreiche Rede über die Bedeutung dieses blutigen Endes, es mit dem Loose des Menschen vergleichend, dem auch im Anfange des Lebens Alles lächle und der seine Laufbahn meist in Trauer und Unglück beschließe. So nahe gränze oft das glänzendste Glück an das trübste Mißgeschick.

Die Priesterschaft, welche bei allen diesen Scenen eine so große Rolle spielt, war zahlreich und mächtig. Der große Tempel in Mejiko, in welchem freilich mehre Götter verehrt wurden, so daß Cortez darin 40 Heiligthümer fand, zählte nicht weniger als 5000 Priester. Zu jedem Tempel gehörte, zum Unterhalt der Priester und zur Bestreitung des oft pomphaften Kultus, ein gewisses Ausmaß von Grundstücken, die durch Zinsleute bearbeitet wurden. Nach und nach überging durch die Freigebigkeit der Fürsten ein großer Theil des mejikanischen Bodens in die Hände der Priester. Diese indeß lebten mäßig, eingezogen und fromm, und verwandten den Uiberschuß ihres Einkommens zu Almosen, jedoch ohne dadurch den Müßiggang begünstigt zu haben. Denn Arbeitsamkeit liegt allen Geboten der Religion der Azteken zum Grunde.

Die Erziehung hatten sie ganz an sich gebracht und nahmen daher alle jungen Leute der vornehmen und mittleren Klassen zu sich in die Tempel. Die Priester erzogen die Knaben, die Priesterinen die Mädchen. Die Kinder der Häuptlinge blieben so lange da, bis sie verheiratet wurden. Die Erholung der Mädchen bestand darin, Zierrathen für die Altäre und Heiligthümer zu flechten; die Knaben unterhielten die heiligen Feuer, sangen bei den Ceremonien wie unsere Chorknaben, pflegten die Blumen in den Tempeln und besorgten die Blumengewinde für die Statuen der Götter. Man weihte sie in die ersten Geheimnisse der Wissenschaft ein, lehrte sie schreiben und Hieroglyphen lesen. In den höheren Schulen trieb man Astronomie und Astrologie und machte sie mit den Regierungsgrundsätzen vertraut. Die Zucht in den Schulen war äußerst streng: besonders scharf verpönt war die Lüge, und verharrte ein Knabe in der Lügenhaftigkeit, so machte man ihm zur bleibenden Warnung einen leichten Schlitz in die Lippe. Uiber Alles, was die Sittlichkeit betraf, wurde streng gewacht.

Die Herrschaft über den Priesterstand führten zwei Oberpriester, welche der Fürst unter dem Beistand der vornehmsten Häuptlinge aus der Körperschaft der Priester wählte. Auf die Geburt wurde bei Ertheilung dieser Würde nicht Rücksicht genommen, nur auf die Fähigkeit. Nach dem Monarchen hatten die beiden Oberpriester den Vorrang vor jedermann im Staate, und fast nichts Wichtiges geschah, ohne daß man sie zu Rathe zog.

Fragen wir nun, woher hatten diese Völker ihre hohe Bildung? Diese Frage kann mit keiner Bestimmtheit beantwortet werden. Gegen Ende des 12ten Jahrhundertes waren mehre Völkerschaften von einer und derselben Familie aus dem Norden herabgekommen, um sich im schönen Thale von Mejiko niederzulassen; darunter waren die Azteken. Die geheimnißvolle Gegend, aus der sie ausgezogen, nannten sie Aztlan, welche weit im Nordwesten von Mejiko liegen mußte. Diese Reise war lang und gefahrvoll; und sie mochten wohl mehrmal lange Rast gehalten haben. Doch ließen sie sich nicht eher völlig nieder, als bis sie das durch ein Orakel ihnen vorher verheißene Zeichen erblickt hatten: einen Adler, der mitten zwischen Gewässern auf einem Cactus saß und eine Schlange im Schnabel hielt. * Auf dieser Stelle gründeten sie ihre Stadt Tenochtitlan, welche seither unter dem Namen Mejiko eine der schönsten der Welt geworden. Man versichert, daß in der Gegend der Nutka-Bai, die bekanntlich an der Westküste Nordamerika's, zwischen dem 50sten und 60sten Breitengrade liegt, Volksstämme leben, deren Dialekt merkwürdige Aehnlichkeiten mit der mejikanischen Sprache hat. Die Völker, die also gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts auf mejikanischem Gebiete erschienen, fanden hier schon gebildete Nationen, Erben, wenn auch nicht direkte Nachkommen, der Tolteken, eines in Kunst und Wissenschaft vorgeschrittenen, sanften, arbeitsamen Volkes, welches um's Jahr 648 unserer Zeitrechnung gleichfalls aus dem Norden hieher gekommen, aber vier Jahrhunderte später (1051), durch Pest und Hungersnoth geschmolzen, weiter nach Süden gezogen war. Die alten Städte in Mittelamerika und Yukatan, z. B. Palenque, deren majestätische Ruinen man noch heute mit Bewunderung sieht, sind wahrscheinlich ihr Werk. Sie waren auch die Erbauer der Pyramiden, die mit den ägyptischen so viele Vergleichspunkte bieten. Allem Anscheine nach muß man die nützlichen Künste und Kenntnisse, welche die Azteken auszeichneten, zum größten Theile den Tolteken zuschreiben.

Mancher wird glauben, Asien, die gemeinsame Mutter aller Bildung der alten Welt, habe auch hier seinen Theil beigesteuert. So scheint es, als stammten manche der mejikanischen Sagen, bei ihrer Aehnlichkeit mit den Erzählungen der Bibel, aus Asien. In der That ist der Verkehr zwischen Asien und Amerika sehr leicht. Die geringe Breite der Berings-Straße, welche die beiden Welttheile trennt, und die vielen Inseln, welche sich von Asien herüberziehen, erleichtern solche Kommunikation sehr. Selbst aus China konnte man leicht und ohne lange zur See zu bleiben nach Amerika herüber gelangen. Eine lange Inselkette, zuerst Formosa, darauf die Inseln Lieu-Kieu, die größern Inseln des Kaiserthums Japan, und endlich die Kurilen verbinden China mit Kamschatka, von wo man gefahrlos auf leichtem Kahn, von Insel zu Insel rudernd, den amerikanischen Kontinent erreichen kann. ** Zweihundert Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung erwähnen auch die chinesischen Geschichtsschreiber die geheimnißvolle Seefahrt des Tsin-Tschi-Huang-Ti, welcher die östlichen Meere durchsegelte, »um ein Mittel zu suchen, welches der Seele Unsterblichkeit gibt.« Die alten Bewohner von China können um so wahrscheinlicher Amerika entdeckt haben, als sie ja schon im Besitze des Kompasses waren. — Ferner sind die Aehnlichkeiten im Körperbau der Amerikaner mit jenen der Mongolen, Mandschus und Malaien sehr groß; doch ist dieß kein hinreichender Grund für die Annahme, daß die Bewohner Amerika's aus Asien gekommen seyen. Die Wissenschaft streitet nicht

* Das heutige Wappen des unabhängigen Mejiko.

** Auf diesem Wege besuchen auch die Tschuktschen aus Asien bisweilen Amerika. Diese Wilden mögen es gewesen seyn, welche zuerst den neuen Welttheil betraten, ohne jedoch etwas gesehen, gelernt oder berichtet zu haben.

gegen die Lehre der Bibel von der Einheit des Menschengeschlechtes, und muß man nicht auch zulassen, daß die Nähe der Oertlichkeiten (eine Nähe, welche hier sehr groß ist) gleichfalls eine Aehnlichkeit der physischen Bildung hervorrufe? Gewahrt man nicht Gleiches an den Pflanzen, die auf den beiden Kontinenten, dort wo sie einander am nächsten sind, wachsen? Wichtiger ist's, daß man in den wissenschaftlichen Begriffen der Mejikaner Aehnlichkeiten mit der asiatischen Wissenschaft erkennt. Dieß läßt schon einige Berührungen der Menschen beider Kontinente annehmen. Führen wir die schlagendste der Aehnlichkeiten als Beispiel an.

Die Azteken bezeichneten die Tage in ihrem Kalender durch Bilder gewisser Thiere. Eben so bezeichnen die Völker mongolischer Abkunft die zwölf Zodiakalzeichen durch Thiergestalten. Von den zwölf Thieren, welche die Orientalen angenommen haben, leben vier in Mejiko *, und diese findet man im mejikanischen Kalender wieder. Drei andere, welche Asien bietet, fehlten im Thale von Mejiko, doch besaßen sie ziemlich analoge Thiere **; durch diese analogen ersetzten sie selbe im Kalender. Die fünf übrigen mongolischen Thierbilder *** hatten nicht Analoges in Mejiko und mußten durch ganz verschiedene Thiere ersetzt werden. Noch viele andere solche Beziehungen findet man, die wohl nicht rein blos der Macht des Zufalls zugeschrieben werden können.

Die neue Welt war also wohl in einige Berührung mit den civilisirten Völkern Asiens gekommen, und einige Elemente der mejikanischen Civilisation tragen die offenbaren Spuren davon, aber mehr als verwegen wäre es, die mejikanische Civilisation blos einen Zweig vom asiatischen Stamme nennen zu wollen. Die Abstammung der Civilisation erkennt man an auffallenden Aehnlichkeiten im gewöhnlichen Leben; solche gibt's aber zwischen Mejiko und Asien keine. Die Mejikaner hatten von den Asiaten weder deren Nutzthiere, als das Pferd, das Rind, das Schaf, das Kameel, noch deren nährende Körner. Asien lebt von Reis, Mejiko von Mais. Den Mejikanern war das Eisen unbekannt, das die Asiaten bereits 15 Jahrhunderte vor der christlichen Aera kannten. Ihre Schrift und Zählweise hat nichts Aehnliches mit jener der Asiaten; auch hat man keine Gemeinschaft zwischen ihrer Sprache und jenen Asiens aufgefunden. Wäre aber Mejiko von Asiaten kolonisirt, so würden sich in allen diesen Richtungen sichtbare Merkmale erhalten haben. Chinesen und Japanesen haben regelmäßig geführte Annalen, aber kein Wort deutet darin auf die Entdeckung eines Kontinents, nichts weist auf einen Verkehr mit Amerika hin. Eben so wenig besteht in Mejiko irgend eine Erinnerung an China oder Indien. Die Mejikaner waren daher keine Kolonisten, Kinder oder Schüler der Asiaten, sondern der Verkehr der beiden Welttheile beschränkte sich darauf, daß einzelne Asiaten auf ihren Fahrten sich hieher verirrten, die nicht wieder in ihre Heimat zurückgelangten, und von denen die Mejikaner einige astrologische Kenntnisse und einige Sagen über die Schöpfungsgeschichte lernten. Betrachtet man aber blos die Sagen, abgesondert von anderen Hinweisungen, so könnte man eher glauben, daß die mejikanische Civilisation aus Europa gekommen. Wir erinnern hier nur an die erzählte Sage von Quetzalcoatl.

Der sicherste Weg indeß ist, die mejikanische Civilisation für ganz eingeboren anzunehmen. Die rothhäutige Menschenrace hatte in sich selbst das Hauptmaterial zu ihrem religiösen, socialen und politischen Gebäude gefunden, und begabtere Geister hatten hier wie überall das Material verarbeitet und ihre Mitbrüder aufgeklärt. Die Aehnlichkeit, daß hier wie bei Völkern der alten Welt Pyramiden gebaut, Hieroglyphen gebraucht wurden, ist leicht dadurch erklärt, daß der Mensch dem Menschen allüberall ähnlich ist, nicht in seiner Person blos, sondern auch in seinen Werken.

(Revue des deux mondes.)

* Hase, Schlange, Affe, Hund.

** Bei den Mongolen: Leopard, Krokodil, Huhn; bei den Mejikanern: Ozelot (Tigerkatze), Eidechse, Adler (?).

*** Maus, Rind, Pferd, Schaf, Schwein.

Ein italienischer Charlatan.

Von Prof. W. J. Menzel.

Noch ist in Italien der Name des Zahnreißers Moncalvo nicht ganz verschollen. Mit Recht könnte man ihn den König aller Charlatane benamsen, und man muß sich in der That wundern, daß er sich bei seinen pomphaften Triumphzügen nicht mit einer Siegeskrone aus ausgerissenen Zähnen schmückte. Gleich einem siegreichen Imperator fuhr er in seiner vierspännigen Kutsche von Stadt zu Stadt, von einem Ende der Halbinsel zu dem andern. Wo er anhielt, strömte das Volk herbei, um den Wundermann zu sehen, der ohne Werkzeuge, mit der bloßen Kraft seiner unbewaffneten Finger, die Zähne ohne Schmerzen, wie er wenigstens versicherte, ausriß. Drei große Männer — so pflegte er zu sagen — habe sein Zeitalter erzeugt: Napoleon, Canova und Moncalvo. Jedes große Genie findet seine Nachahmer, auch Moncalvo hatte die seinigen.

Vor etlichen Jahren hatte ich das Glück, eine solche Kopie jenes unsterblichen Triumvirs kennen zu lernen. Es war bei Gelegenheit eines Jahrmarktes in Görz, als jeden Morgen um die zehnte Stunde zwei ziemlich elegante Kutschen auf dem Hauptplatze vorfuhren. In der einen saß ein Mann in einem schwarzen Gala-Anzuge mit strohgelben Glacé-Handschuhen, in dem zweiten sein Bedienter mit bordirter Livrée. In der Mitte des Platzes blieben diese Kutschen dicht neben einander stehen; der Bediente stand auf und stieß in eine Trompete. Man kann sich denken, daß das neugierige Markt-Publikum nicht lange auf sich warten ließ, so daß die Kutschen in wenigen Augenblicken von der schau- und hörlustigen Menge umrungen waren. Alsbald erhob sich gravitätisch der schwarze Unbekannte. »Meine Herren!« sprach er mit einem Bücklinge, »ich habe die Ehre ihnen anzukündigen, daß ich, der berühmte Professor N. Mariani, mich auf meiner Durchreise einige Tage in dieser hochgebildeten Stadt aufzuhalten gedenke, um durch meine, außer dem großen Moncalvo noch von niemanden mit gleicher Meisterschaft ausgeübte Geschicklichkeit in der Zahnheilkunde der leidenden Menschheit Hilfe und Linderung zu gewähren. Ich bin Mit-

glied der medicinisch-chirurgischen Fakultäten aller berühmten Universitäten Italiens und Frankreichs, und kann mich sowohl hierüber als auch mit Empfehlungs- und Danksagungs- oder Belobungsschreiben der größten und vornehmsten Männer jener beiden Länder ausweisen.« Dabei öffnete er ein abgeschmutztes beschriebenes Buch und zeigte es in der Runde herum, ohne es jedoch aus der Hand zu geben. — »Obgleich ich,« fuhr er fort, »niemanden meine Dienste versage, so erweise ich sie doch am liebsten meinen wackeren Mitbürgern und Landsleuten, den Bewohnern des glorreichen, österreichischen Kaiserthums; denn obschon ich aus Pisa gebürtig bin (was gewiß erlogen war, denn seine Aussprache verrieth eher eine Mailändische als eine Toskanische Abkunft) so war doch mein Vater aus Verona gebürtig, und lebte dort als Professor derselben Kunst, die ich betreibe, bis ihn gewisse Umstände nöthigten, nach Pisa zu übersiedeln, weßhalb ich mit allem Recht auf den Namen eines österreichischen Unterthans Anspruch machen darf. Ich selbst besitze ein ansehnliches Vermögen und könnte daher in aller Ruhe und Gemächlichkeit zu Hause leben, wenn mich nicht die uneigennützigste Menschenliebe antriebe, meine Heimat, meine Familie zu verlassen, Ruhe und Wohlleben zu opfern, um der leidenden Armuth unentgeltlich zu Hilfe zu kommen. Und wirklich darf ich mich rühmen, daß ich in der Zahnheilkunde meines Gleichen suche. Um einen Zahn zu reißen, bediene ich mich weder einer Zange, noch sonst eines besondern Werkzeuges, obgleich ich mehre zum Zahnreißen höchst sinnreich eingerichtete Instrumente erfunden habe, die ich Ihnen sogleich zeigen will.« Hier ließ er sich von seinem Bedienten ein Etui reichen, aus dem er einen sogenannten Geissfuß und andere bekannte Instrumente hervorlangte. »Dieß Alles erfand ich nicht zu meinem eigenen, sondern zum Gebrauche Anderer, die davon Nutzen zu ziehen wünschen. Für mich sind meine bloßen Finger, oder was mir zufällig in die Hände kommt, als Stöcke, Messer, Schlüssel und dgl. zum Ausnehmen der Zähne hinreichend. Die Hauptsache meiner Kunst aber besteht darin, daß man bei meiner Operation durchaus keinen Schmerz empfindet. Meinen unermüdlichen Studien und ausdauerndem Fleiße gelang es ferner auch, eine Essenz zu bereiten, welche nicht nur den Vortheil gewährt, gesunde Zähne vor Fäulniß zu bewahren, sondern ihnen auch die Festigkeit des Stahles und den blendenden Glanz des reinsten Elfenbeines mittheilt. Nebstdem besitze ich einen Zahnkitt zur Ausfüllung hohler Zähne, und habe auch einen Vorrath an künstlichen und natürlichen Zähnen zur Auswahl, ja selbst ganze, wunderschöne Gebisse. Damit aber meine verehrten Zuhörer sich einen deutlichen Begriff von der bewunderungswürdigen Einrichtung menschlicher Zähne und von der Operation des Zahnreißens zu machen im Stande seyen, so will ich Ihnen Alles an diesem Schädel (hier ließ er sich einen Todtenkopf reichen) in Kürze anschaulich erklären.« Nach der Erklärung setzte er seine Rede folgendermaßen fort: »Noch muß ich mich mit dem Besitze eines wahren Schatzes rühmen, den man sich bei mir um ein geringes Geld anschaffen kann. Es ist dieß ein Vorrath elastischer Bruchbänder und Suspensorien, die nach dem neuesten, von dem berühmten Professor N. N. an der Universität zu Paris erfundenen, höchst sinnreichen Model verfertiget sind. Sehen Sie, meine Verehrtesten, wie zweckmäßig diese Bänder eingerichtet sind (hier entfaltete er mehre derselben auf eine höchst unanständige Art); Sie selbst müssen die Vorzüge dieser Erfindung vor ähnlichen Stümpereien dieses Namens, die mehr zur Verschlimmerung als zur Heilung der Leibschäden dienen, erkennen, und werden hoffentlich nicht säumen, sich damit nach Maßgabe Ihres Bedürfnisses zu versehen, da ich mich nur eine kurze Zeit in dieser kunstsinnigen Stadt aufhalten kann, um die Hilfsbedürftigen anderer Städte und Gegenden nicht allzulange auf meinen Beistand warten zu lassen. Die Preise, die ich für meine Apparate und Essenzen verlange, sind in der That so beispiellos niedrig, daß Sie selbst bekennen werden, man könne die Uneigennützigkeit nicht weiter treiben. Was meinen Sie wohl, wie hoch z. B. ein Dutzend solcher elastischen Bruchbinden komme? Etwa 200 oder 150 oder doch gewiß zum allermindesten 100 Francs? Weit gefehlt, meine Hochverehrten, ich verlange für ein Dutzend nichts mehr als 60 Francs. Wer sollte da nicht Lust bekommen, sie um einen solchen Spottpreis zu kaufen? Und was meinen Sie, wie viel ein Fläschchen von dieser köstlichen Zahn-Tinktur koste? Etwa 15 oder 12 oder doch unfehlbar 9 Francs? Mit nichten, meine Wohlgeneigten, ein Fläschchen dieser heilsamen Wunder-Tinctur kostet nichts mehr als 10 Kreuzer. Wer nun bedenkt, daß man sonst für das Ausreißen eines Zahnes einen Thaler, oder wenigstens einen Gulden zu zahlen pflegt, wer da weiß, daß das Einsetzen eines Zahnes bei andern Aerzten einen Dukaten kostet, wobei man noch dazu die größten Schmerzen zu leiden hat, der wird gewiß keinen Augenblick zögern, sich um einen so elenden Preis mit einer Tinktur zu versehen, die ihn vor allen Uibeln, Leiden und Krankheiten bewahrt, ihm die Unkosten und Schmerzen des Ausreißens erspart und ihm die schönste Zierde des Mundes bis zu seinem spätesten Alter erhält. — Doch kommet nun her, ihr Alle, die ihr von den Qualen verdorbener Zähne erlöset zu werden wünschet, ich will euch davon befreien, ohne daß ihr den mindesten Schmerz dabei verspüret, und für diese Wohlthat verlange ich nicht einen Heller!«

Nach dieser Einladung traten sogleich mehre Bauern und alte Weiber an die Kutsche, die diese Gelegenheit nicht versäumen wollten, ihrer Zähne so wohlfeilen Kaufes loszuwerden. Ohne lange zu untersuchen, fuhr er ihnen bald mit den bloßen Fingern, bald mit einem Stocke, bald mit einem Schlüssel, bald mit einer Hippe, ja sogar mit einem Bajonnette und endlich auch mit dem Schirme einer Kappe in den angelweit aufgesperrten Mund, und riß ihnen die angedeuteten Zähne in einem Nu aus, worauf er sie im Triumphe emporhielt, indem er die Patienten fragte, ob sie einen Schmerz verspürt hätten. Ohne lange auf die bejahende oder verneinende Antwort zu warten, entließ er einen jeden mit den Worten: »So geh' nun hin in jene Kirche und bete für mich ein Vaterunser.« Daß bei der besagten Manipulation nichts als Taschenspielerkniffe unterliefen, die er aber sehr gut zu bemänteln wußte, läßt sich vermuthen.

Nach Vollendung derselben schritt er sofort zum Verkaufe der vorhin angepriesenen Gegenstände. Seine uneigennützige Menschenliebe trug er aber nur auf Markt-

plätzen zur Schau; denn wer ihn zu sich bestellte, oder zu ihm in die Wohnung kam, mußte Alles theuer genug bezahlen, ohne sich rühmen zu können, daß die Operation des Zahnreißens schmerzlos vor sich ging, ja einem jungen Menschen von meiner Bekanntschaft riß er sammt dem Zahne einen Splitter aus der Kinnlade weg, daß derselbe lange Zeit nachher mit einem verschwollenen Backen herumging.

Durchflug durch Holland.

Blätter aus einem Reisetagebuche von Sternau.

(Fortsetzung.)

Ausflüge. Broek und die Millionäre. Peters Hütte in Zaardam. Salon Frascati. Schloß Hout. Leyden. Haarlem.

Andern Morgens traten wir unsere Wanderung zum Hafen an, bestiegen das Dampfboot, welches in bestimmten Stunden hin und her die Uiberfahrt bewirkt, und gelangten gegenüber zu dem langen Kanal, den wir von dem Palastthurme aus gesehen. Jenseits ist eine sogenannte Treckschuite in Bereitschaft, auf welchem Gesellschaftsschiffe, von einem Pferde gezogen, wir bis zu dem Dorfe Buiksloot fuhren. Der Kanal mag gegen 20 Klftr. breit und 25 Fuß tief seyn, und trägt die größten Kauffahrteischiffe; so fuhren wir an einem Indienfahrer vorüber, der von 8 Pferden gezogen ward. In Buiksloot nahmen wir um 10 holländ. Gulden eine Gelegenheit und fuhren zu Wagen längs der Kanäle nach dem reichen Dorfe Broek, nachdem wir vorher noch eine große Schleuse besehen und an der dortigen Brücke einen interessanten Rückblick auf Amsterdam geworfen hatten, das sich im großen Halbkreise mit seinen Tausenden aus den Docks herausragender Masten majestätisch präsentirte. Die Fahrt ging immer fort auf dem sehr hohen Damme, welcher den Kanal von dem niedrigen Wiesenlande — einem ehemaligen, nun ausgetrockneten Meere — trennte. Auf dem unübersehbaren Wiesenland weiden große Herden von Rindern, Schafen, Pferden rc., aus dem fernen nebelhaften Hintergrunde der sich in's Endlose verlierenden Ebene tauchen zahlreiche Ortschaften hervor. Nach einer Stunde waren wir in Broek, welches an einem Teiche liegt, von vielen Kanälen durchschnitten und durch viele Brücken verbunden ist. Auf einer zierlichen mit Ziegeln oft mosaikartig ausgelegten Gehbahn wandelt man anmuthig durch das schöne große Dorf, dessen niedliche und stattliche Häuser immer mehr das Aeußere von Hütten und Landhäusern tragen, jedoch in einer überaus eleganten idyllisch-theatralischen Form. Die meisten sind mit Bretern und Holzwerk belegt, werden aber alljährlich frisch mit Oelfarben angestrichen und mit marmorirten glasirten Ziegeln gedeckt; die Fenster sind groß, meistens von großen Spiegelgläsern, alle mit fast durchaus weißen Rouleaux verhangen und überdieß an den unteren Tafeln mit weißen geblümten Mousselinvorhängen geziert. Jede dieser netten Hütten hat einen gut kultivirten Blumen- und Ziergarten mit Lusthäusern u. s. w. In einem solchen Garten sahen wir Glas- und Treibhäuser, verschiedene Gloriette mit allerlei Figuren und Künsteleien, z. B. mit einem Jäger, Pastor, einer spinnenden Frau, bellendem Hunde, künstlichen Brücken rc. Die Bewohner betreiben vorzugsweise Viehzucht, doch auch die Wirthschaftsgebäude und Geräthe sind auf das Reinlichste und wahrhaft prunkvoll ausgestattet, die Stallungen nett wie Zimmer, der Fußboden mit färbigen auf der Kante stehenden Ziegeln überzogen, überall glänzt das Kupfer und Metall spiegelblank. Man sieht da elegante Käsewagen, nette Milchgeschirre von funkelndem Metalle, den einladendsten Apparat zur Käsefabrikation. Die runden Käslaibe werden mit Salz bestreut und liegen in Nappen (Formen) 14 Tage, worauf sie durch 24 Stunden in Salzwasser gelegt und dann in ein Gewölbe zum Trocknen gestellt werden. Auch der Hund wird beschäftigt, er läuft fortan in einem Tretrade, welches das Butterfaß rührt. In jedem Hause gibt es mehre nette Zimmerchen, hübsch eingerichtet und insbesondere mit Porzellan u. dgl. versehen. Solcher eleganten Dörfer zählt Holland mehre. Aber sind die Hütten palastartig, so sind die Eigenthümer auch in der That reich, und mancher disponirt nicht blos über Hunderttausende, sondern über Millionen, von Gulden nämlich. Nicht selten zieht sich ein und der andere reiche Kaufherr aus seinem Geschäfte hieher und führt auf seine alten Tage ein angenehmes idyllisches Landleben, die Rolle eines Landmannes spielend.

Um nach Zaardam zu gelangen, mußten wir den Weg bis in das Dorf Buiksloot zurückmachen. Von da ging's längs des Y auf dem sich krümmenden Damme. In 1½ Stunde waren wir in Zaardam angelangt. Unser erste Gang war natürlich zur Hütte Peter des Großen. Diese hölzerne Hütte wird durch ein künstlich darübergespanntes Mauergebäude vor dem Verfalle geschützt. Sie enthält zwei Zimmer, im ersten sieht man zur Rechten einen Kamin mit weißen, roth verzierten Thontafeln belegt, über dessen Mantel zwei kleine weiße Marmortafeln angebracht sind. Auf einer stehen die Worte: »Petro Magno Alexander«, die zweite bestätiget, daß Kaiser Alexander selbst diese Steintafel eingemauert habe. In demselben Zimmer steht auch ein großer langer Eichentisch, auf welchem Peter seine Arbeiten verrichtet, und 3 roh aus Holz gezimmerte Lehnsessel, deren Sitz eine dreieckige Form hat, und die gleichfalls aus Peters Zeiten stammen, ja wie behauptet wird, von ihm selbst gearbeitet worden seyn sollen. In der Wand befindet sich der Brodschrank mit 3 Fächern, und in einer Vertiefung, die in einem Nischenkasten angebracht und mit 2 Flügelthüren geschlossen ist, die Lagerstätte. Das zweite Zimmer, größer und besser, jedoch auch von Holz, enthält ein Bild Peter des Großen in seiner Kleidung als Zimmergeselle. Die daneben befindlichen kleinen Gartenanlagen sind auf der Gehbahn mit kleinen Seemuscheln bestreut, die überhaupt — da es dort an Steinen fehlt — als Schottermateriale benützt werden. So sind die Straßen von Zaardam bis zu dem Landungsplatze blos damit bedeckt. Die Ortschaft selbst ist bedeutend, recht artig und freundlich, und nach allen Richtungen von einer Menge größerer und kleinerer Kanäle durchschnitten, längs deren recht hübsche, frisch angestrichene und wie in Holland überhaupt auf das Reinlichste gehaltene Häuser, meistens von Holz, aber mit zierlichen Gärten umgeben, sich reihen. Das Durchwandern dieses hübschen, stark bevölkerten Ortes macht auf jeden Besucher einen angenehmen Eindruck. Auf demselben Wege, den

wir gekommen und auf dem wir hinreichende Gelegenheit hatten, uns an den in Holland unvermeidlichen Windmühlen sattzusehen und ausgebreitete Studien über die mannigfaltigsten See- und Wasservögel anzustellen, kehrten wir zurück und bestiegen wieder die Treckschuite und das Dampfboot, welches uns um 3 Uhr nach Amsterdam zurückbrachte.

Unser Plan war, von Amsterdam in etwa 30 bis 36 Stunden auf der Nordsee nach Hamburg zu fahren; nun erhielten wir aber die unangenehme Nachricht, daß das Dampfboot, welches uns dahin bringen sollte, in der stürmischen Zeit, in der wir von London nach Rotterdam fuhren, leck geworden war. Dieser Umstand zwang uns, über Utrecht zu Lande nach Hamburg zu reisen und den Abgang der Diligence abzuwarten. Den Abend verbrachten wir im Salon Frascati, einem außergewöhnlich großen Saal, in dessen Hintergrunde eine Fontaine mit doppeltem weitem Becken, darin Goldfische schwimmen. Die untere Wasserschale wird von 4 hübschgearbeiteten Windspielen getragen. Die ganze Wand der Fontaine ist mit dichtem Strauchwerke geziert und Alles mit Blumen eingefaßt. Auch gegenüber am andern Ende des Saales sind Blumagen angebracht und zwischen diesen eine kleine Wasserkunst, welche den Damen, die hier fleißig ihre Taschentücher netzen, Eau de Cologne spendet. Interessant machen den Saal die hochstämmigen Bäume, die hier ihre Kronen ausbreiten, während ihre Wurzeln in einem Gartengrunde ruhen, welchen ein Holzfußboden den Blicken entzieht. Die Decke ist ganz von durchbrochener Arbeit, was den Vortheil bringt, daß sich die Ausdünstungen, insbesondere die Dämpfe der Pfeifen und Cigarren ganz verlieren. Die Musik hört man, ohne die Spielenden zu sehen. Das Entrée in diesen so viele Herrlichkeiten bietenden Saal kostet 1 fl. holl. (etwa 50 kr. C. M.), dafür hat man zugleich Anspruch auf ein Getränk im Werthe von 40 Cent. Besucht wird der Saal sehr stark, doch setzt sich jede Gesellschaft abgesondert zu einem der kleinen Tische, und unterhält sich mehr en famille.

Den nächsten Morgen machten wir einen Ausflug auf der Eisenbahn nach Leyden. Im Hinwege sahen wir gegen Haarlem zu mehre Sanddünen, an die sich bedeutende Baumpflanzungen anschloßen. Man sieht keine anderen Bodenerhöhungen in diesem ebenen Lande. An einer solchen Düne liegt ein Park und das Schloß Hout, welches der Banquier Hope in einem originellen Style mit einem großen Stufenaufgange und einer Auffahrt zum ersten Stock erbauen ließ, und das, früher ein Besitzthum des Königs Ludwig Napoleon, dermalen dem jetzigen König gehört. Das Schloß enthält eine nicht unbedeutende Bildergalerie. Viele hübsche Gärten zeichnen die Umgebungen von Haarlem — den Sitz der Blumisten — aus und ziehen sich fort bis gegen Leyden. Holländische Emsigkeit hat hier gar manche Sanddüne und selbst den Boden des ausgetrockneten Meeresgrundes mit Bäumen und Anlagen geziert.

Leyden, das alte Lugdunum Batavorum der Römer, von deren Herrschaft noch die runden Thürme zeugen, zählt 36,000 Einwohner und hat viele schöne Straßen, namentlich die Breedstraat, in welcher das alte prächtige Rathhaus sich befindet. Die vielen Kanäle, welche die Straßen durchziehen, die Nettigkeit der Gebäude, die eigenthümliche Pflasterung der Straßen- und Gehbahn — Alles gibt der Stadt ein ächt holländisches Gepräge. Auch wurden wir gleich beim Eintritt an den holländischen Patriotismus gemahnt, denn in einer der ersten Gassen erblickten wir an einem Hause eine lebensgroß aus Stein gehauene Basrelief-Statue, den Laurenz Coster vorstellend, eine Schrift in der Hand, zum Zeichen, daß er es ist, den die Holländer für den Erfinder der ersten Drucklettern halten. Leyden zählt mehre Kirchen, die sich durch schöne Banart auszeichnen, darunter die St. Peterskirche mit den Grabmälern des großen Boerhave und anderer Leydener Professoren.

Unter die Zierden der Stadt gehört auch das schon genannte Rathhaus, aus dem Jahre 1574 stammend. Ein hoher Stufenaufgang führt hinan, die Fronte ist mit kleinen Thürmchen geziert, und ein hoher schöner Thurm mit einer goldenen Krone an der Spitze ragt über das großartige Gebäude empor. Im ersten Stockwerke sieht man das weltberühmte Bild: das letze Gericht von Lukas von Leyden, ein anderes stellt den Bürgermeister Van der Werften vor, wie er bei der Belagerung der Stadt durch die Spanier dem um Brod bittenden Volke den Degen hingibt, damit es ihm das Fleisch aus dem Leibe zur Stillung des Hungers schneide. Eine sehr gut durchgeführte Gruppe der Hungernden — eine Mutter, deren Kind bereits todt in ihren Armen liegt — macht einen tiefen Eindruck auf den Betrachter. Unter den übrigen in 3 Rathszimmern aufgestellten Gemälden verdient auch eine Kreuzigung von Cornelius Engel besondere Würdigung. — Weltbekannt ist die Leydener Universität, ausgezeichnet das naturhistorische Museum, eines der reichsten in Europa. Insbesondere ist die anatomische Sektion eine der vollständigsten, die es gibt. Das Museum enthält eine der seltensten und reichsten Sammlungen ägyptischer Alterthümer in 6 Sälen aufgestellt, eine Masse von Votivtafeln, Malereien, Gottheiten, Gefäßen, einen Saal voll Mumien, die seltensten schön gemalten Särge, eine Unzahl von Bildnissen, welche den Verstorbenen in's Grab mitgegeben wurden, eine Legion von Götzenbildern, Werkzeugen, Schmuck, Siegeln u. dgl. Wir hatten nicht Zeit, allen Merkwürdigkeiten der Stadt Leyden die verdiente Aufmerksamkeit zu schenken, und fuhren nach diesem kurzen Besuche nach Haarlem, wo wir wieder einige Zeit zur Besichtigung der Stadt verwendeten. Auf dem Hauptplatze steht eine Sandsteinstatue zu Ehren Costers, welcher ein Buch und in der linken Hand eine Letter mit dem Buchstaben A hält. Die Inschrift sagt, das medicinische Kollegium habe dieses Denkmal dem Erfinder der Druckerlettern setzen lassen. Haarlem rühmt sich, der Geburtsort dieses »eigentlichen Erfinders« der Buchdruckerei zu seyn, dessen voller Name Laurens Janszoon Coster lautet, und dem Gutenberg und Faust das Geheimniß seiner Erfindung nur abgelauscht und entwendet hätten. Wahr ist, daß die Stadt noch jetzt durch ihre Schriftgießereien berühmt ist.

Im Ganzen ist Haarlem eine recht artige Stadt, von Kanälen durchschnitten, mit netten, holländisch gehaltenen Häusern, doch scheint Mangel an Verkehr zu herrschen, dessen Hauptgegenstand die Blumen bilden. Deßhalb ist die Stadt ohne Leben. Einst war sie wie es ihre Umfangsmauern, durch Thürme beschützt, noch

zeigen, stark befestigt; ein Uiberrest davon ist ein gut erhaltenes Stadtthor mit einem runden Thurme und vier Seitenthürmen vom J. 1571. Jetzt ziehen sich um die Stadt hübsche Promenaden und eine Menge Gärten, in denen die berühmten Haarlemer Tulpen, Tazetten u. s. w. kultivirt werden. Im Ganzen überblickt, erscheint die Stadt als eine Rundung, ganz von Kanälen umflossen. Unter den Gebäuden Haarlems zogen vor Allem die Kirchen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die katholische Kirche mit einem Vorsprunge für 3 Kircheneingänge, darüber eine Halle mit 4 Säulen und einem runden Säulenthurme, im Innern der einfachen Halle sieht man auf jeder Seite 7 Säulen, welche die Seitenbogengänge vom Hauptschiffe trennen. Das Hochaltar stellt einen von 4 Säulen getragenen Tempel vor. Die reformirte Kirche steht auf dem Hauptplatze; sie ist in Kreuzform gebaut, aus Backsteinen, die Ecken mit Quadern eingefaßt, das Aeußere von außerordentlicher Höhe und massiver Form ohne Verzierungen. Aus der Mitte der Kreuztheile ragt der schöne byzantinische, imposante Thurm in achteckiger Form mit Abtheilungen von 3 Galerien hervor, die Spitze trägt eine große aus Steinen gehauene Krone mit einem Kreuze. Im Innern wird das Hauptschiff von vielen Säulen getragen und von Seitenbogengängen geschieden. Die Decke ist von Holz gewölbt. Das Merkwürdigste ist die Orgel mit mehr als 8000 Pfeifen. Eine auffallende Form hat das Rathhaus (mit der Jahreszahl 1630), von Backsteinen erbaut und mit Quadern eingefaßt. Zu dem Eingange desselben vom ersten Stocke führt von der Gasse ein loser Stufenaufgang, darüber ist ein Balken mit dem Stadtwappen. Zur rechten Seite hat dieses Gebäude einen Vorsprung mit einem auf Säulen ruhenden Balken und darüber die Figur einer Justitia. Ehemals war dieß Gebäude der Palast der Grafen von Holland. Noch merkwürdiger in geschichtlicher Hinsicht ist der Prinzenhof, der ehemalige Versammlungsort der Generalstaaten von Holland, jetzt häufig besucht wegen vieler interessanter Kunst- und Bücherschätze.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Bilder von den Fidschi-Inseln.

Aus dem Reisebericht des Comm. Wilkes über die nordamerikanische Weltumseglung. *

Malerischer Anblick. Ein drolliger Weißer. Die Favoritin eines Königs. Wichtigkeit der Friseure. Wildheit der Fidschi-Insulaner. Ein Kriegsgericht. Poesie und Musik. Warme Quellen.

Man findet selten einen schöneren Anblick, als den, welchen die Gruppe der Fidschi-Inseln, die etwa in der Mitte von Oceanien liegt, bietet. So schön war der Anblick, daß wir uns kaum selbst überreden konnten, diese bezaubernden Inseln seyen der Aufenthalt wilder, blutdürstiger Barbaren. Jedes Eiland hat seine eigenthümlichen Schönheiten; doch das Auge und das Gemüth sind am tiefsten befriedigt, wenn sie auf Ovolau ruhen. Diese Insel hat ein civilisirteres Aussehen, als alle anderen; auch ist sie die höchste und malerischeste, ihr Boden der abwechselndste. Wie fast alle Inseln unter diesem Himmelsstriche, ist sie von einem Korallenriffe umgeben, das nur eine Einfahrt von etwa 800 Fuß Breite bietet. Ich ließ die Boote aussetzen und das Schiff tauen. Es war keine leichte Aufgabe, mit so wenig Wind einzufahren, wo oft eine heftige Strömung sich aus- oder einwärts ergießt. Je näher das Schiff dem Riffe kam, desto toller wälzte es sich hin und her. Das dunkelblaue Wasser zerschlug sich auf dem Riffe zu milchweißem Schaum; grundlos zeigte sich der Ocean bis dicht am Eingange, wo vor unseren Blicken das Becken klar und ruhig lag, wie ein Binnensee. Es ist eigenthümlich in diesen Korallenhäfen, wenn man sie so nennen darf, daß man eben noch in bewegter See fuhr, und einen Augenblick darauf so ruhig liegt, wie in einem Dock. Das Ufer war voll Eingeborner, die mit gewöhnlicher Neugierde unsere Fortschritte bewachten; als unsere weiß gekleideten Matrosen auf den Raaen hinliefen, die Seegel einzureffen, hörten wir vom Gestade jubelnde Beifallsrufe.

Als wir auf den Ankerplatz fuhren, gewahrten wir ein schmächtiges Boot, in welchem David Whippy, einer der angesehensten weißen Einwohner, mit einem seiner nackten Kinder saß. Dieser Mann war von einem Schiffe, das sein Bruder führte, entsprungen, weil er an Bord übel behandelt wurde. Seither lebte er fünfzehn Jahre auf den Inseln und ist unter den Weißen daselbst gewiß der erste. Er gilt für einen Maticum Ambau, d. i. königlichen Booten, und wird von den Häuptlingen hochgeachtet. Er spricht ihre Sprache gut, ist ein wackerer, alles Vertrauens werther Mann und weiß sich in den Charakter der Insulaner gut zu schicken.

Wir lernten unter andern Weißen einen kennen, der zu sehr Original ist, als daß ich unserer Bekanntschaft nicht etwas ausführlicher erwähnen sollte.

Eines Tages, während ich die Sonnenhöhe nahm, sah ich einen Mann in mein Halbzelt treten, den ich auf den ersten Blick ohne weiteres für einen Fidschi-Insulaner gehalten hätte. Doch seine Farbe schien mir etwas heller, als die der Einheimischen. Es war ein kleiner, eingeschrumpfter alter Mann, jedoch augenscheinlich von bedeutender Kraft und Behendigkeit. Er trug einen Bart bis auf den Bauch hinunter, und hatte weniges, grauröthliches Haar. Er ließ mir gar nicht Zeit zum Fragen, sondern redete mich gleich im breitesten Irischen an. In wenigen Minuten hatte ich seine ganze Geschichte, die folgendermaßen (natürlich auf seine Autorität hin) lautet. Er hieß Paddy Connel — die Eingebornen nannten ihn Berry — und war gebürtig aus der Grafschaft Clare in Irland. Als Knabe war er aus der Schule entlaufen, hatte in der Welt herumzigeunert, und ward endlich zur Zeit des ersten irischen Aufruhrs unter die Soldaten gesteckt. Die Franzosen landeten, das Regiment zog gegen sie; die Franzosen spielten das Weißburschenlied (ein irisches Nationallied) und das ganze Regiment ging mit Sack und Pack zu ihnen über; kaum daß die Offiziere Zeit hatten sich zu flüchten. Jetzt ging es gegen die Engländer. Lord Cornwallis schlug die Franzosen nach hartnäckigem Gefechte. Paddy lag unter den Erschlagenen,

* Wir machten auf den Bericht über diese Weltumseglung bereits im 2ten Hefte, S. 64, aufmerksam.

kroch heraus, sobald der Abend kam, und schlich nach seiner Heimat. Hier fing man ihn, und ein Kriegsgericht ging ihm an den Hals. Doch er wurde zum Kerker begnadigt, aus dem er einigen Gefährten ausbrechen half. Jetzt sperrte man ihn in die berüchtigte schwarze Höhle und schickte ihn später nach Cork, wo er auf ein Deportirtenschiff kam. In Neuholland fand sich sein Name gar nicht im Schiffsregister; er war also aus Versehen deportirt worden und ward sogleich in Freiheit gesetzt. Dort arbeitete er einige Jahre und ersparte ein Sümmchen, aber er gerieth in schlechte Gesellschaft und brachte sein Geld mit Trunk und Spiel bald durch. Um diese Zeit warb Captain Sartori Mannschaft für sein Schiff. Paddy ließ sich anwerben. Bei den Fidschi-Inseln erhob sich ein Streit zwischen Kapitän und Mannschaft. Einige gingen auf ein anderes Schiff; Paddy beschloß auf den Inseln zu bleiben. Sartori, der ihm freundlich war, schenkte ihm ein Pistol, einen Hirschfänger, und eine abgenützte Muskete. Das war mit einer Kiste und einigen Kleidern sein ganzes Vermögen. Seither hatte er vierzig Jahre unter den Wilden gelebt.

Ich sagte ihm, daß ich nicht ein Wort von seiner Geschichte glaubte. Er erwiederte, in der Hauptsache sey sie wahr, im Einzelnen habe er sich vielleicht geirrt; er sey so lange gewöhnt, den Fidschianern etwas vorzulügen, daß er selbst nicht mehr wisse, wann er die Wahrheit sage; doch jetzt wolle er das thun. Paddy erwies sich als ein erzdrolliger Kauz und besaß genaue Kenntniß vom Charakter der Insulaner. Er war in der That bereits ein halber Fidschianer geworden. Sein einziger Wunsch war, für seinen Jungen, seinen Liebling, eine kleine Hacke zu erhalten; im Tausch dafür bot er etliche magere alte Hennen. Ich fragte ihn, ob er kein Land anbaue; er sagte nein. Er fand es unterhaltender, seinen Lebensunterhalt dadurch zu erwerben, daß er den Insulanern Geschichten erzählte. Dieß und die Sorge für seine zwei kleinsten Knaben, seine Hennen, seine Schweine, wenn er deren hatte, gaben ihm hinreichende Beschäftigung und Unterhalt; für die Fidschianer, meinte er, sey bald eine Geschichte gut genug. Von anderen Weißen erfuhr ich, daß er längere Zeit auf Rewa gelebt hatte, von dort aber seiner Intriguen wegen von den Weißen vertrieben worden war. Ja sie hatten einstimmig beschlossen, ihn, wenn er nicht ginge, ihrer eigenen Sicherheit wegen zu tödten. Ich konnte die näheren Umstände nicht erfahren. Jetzt lebte er blos der Hühner-, Schweine- und Kinderzucht. Von letzterer Sorte hatte er achtunddreißig, was uns nicht länger Wunder nahm, als wir hörten, daß er hundert Weiber habe.

Der sicherste Maßstab für die Kultur eines Volkes ist die Art, wie es seine Weiber hält. Auf den Fidschi-Inseln sind sie wenig mehr, als Lastthiere und Handelsartikel; letzteres ist allenthalben der Fall, wo Vielweiberei herrscht.

Der König von Muthuata hat einen wohlbesetzten Harem. Die Favoritin ist die größte Frau auf den Fidschi-Inseln, über sechs Fuß hoch, unmäßig dick, und voll des Gefühles ihrer Würde. Die zweite, Namens Henrietta, ist von Rotuma (einer Insel nördlich von den Fidschi) gebürtig, und spricht etwas englisch. Auf ihrer Heimatinsel hatte sie einen Mann aus Otaheiti geheiratet, war mit ihm nach dieser Insel gereist und wollte vor etwa fünf Jahren zurückkehren. Als sie nach Muthuata kamen, fiel es ihnen ein, zu landen, und einige Landsleute zu besuchen, deren viele hier leben. Zum Unglücke sah sie der König und sie gefiel ihm. Die Hindernisse hielten ihn nicht lange auf; er erschlug den Mann, verzehrte ihn und zwang sie, seine Frau zu werden. Henrietta ist von schöner Gestalt und hübschen Zügen. Im Aeußeren ist sie sonst von den Insulanerinen nicht zu unterscheiden; ihr Haar, bei der Ankunft schwarz und schlicht, war durch Kräuseln, Flechten und Färben ganz dem der Einheimischen ähnlich geworden. Sie ist mit ihrer Lage sehr unzufrieden, und wünscht nichts sehnlicher als zu entfliehen, was aber unmöglich ist.

Ich erwähnte vorhin der eigenthümlichen Frisur der Fidschi-Insulaner. Sie ist zu merkwürdig, als daß ich sie nicht beschreiben sollte.

Sobald der Knabe heranwächst, wird sein Haar nicht länger gestutzt, sondern sorgfältig wischlappenähnlich auseinander gebreitet. Insbesondere die Häuptlinge wenden ungemeine Sorgfalt auf ihre Frisur; zu diesem Zwecke hat jeder seinen Friseur, dessen einziges Geschäft die Sorge für seines Herrn Kopf ist. Die Beschäftigung des Friseurs ist so zu sagen eine geweihte; seine Hand ist Tabu *, er darf mit ihr nichts anderes thun, sogar nicht essen, sondern muß sich füttern lassen. Eines Häuptlings Kopf zu frisiren braucht es mehre Stunden; das Haar steht nach allen Seiten, oft acht Zoll weit vom Kopfe ab. Der Bart, gleichfalls sorgfältig gepflegt, reicht oft bis auf die Brust, und hat ein Fidschianer diese beiden Artikel gehörig besorgt, so wirft er sich mit der ergötzlichsten Selbstgefälligkeit in die Brust. Wird das Haar frisirt, so salbt der Friseur es früher mit Oel, vermischt mit Kohlenschwärze, ein, bis es ganz getränkt ist. Nun nimmt der Friseur die Haarnadel, ein langes, dünnes Stäbchen aus Schildpatt oder Knochen, und kräuselt damit beinahe jedes einzelne Haar, bis es gerade vom Kopfe absteht. Dann wird es durch Brennen geputzt und bekommt so das Aussehen einer ungeheuren Perücke. Hierauf wird der dünnste Bast, so fein wie Seidenpapier, leicht darum gewickelt, um es vor Thau und Staub zu schützen. Die Hülle, die etwa einem Turban ähnelt, heißt Sala, und nur Häuptlinge dürfen sie tragen. Wagte es ein Kai-si, d. i. ein gemeiner Mann, die Sala zu tragen, so verfiele er augenblicklichem Tode. Wird die Sala recht in Acht genommen, so hält sie drei Wochen bis einen Monat aus, und das Haar wird nur frisirt, wenn sie gewechselt wird. Die mächtigsten Häuptlinge aber und die Stutzer wechseln sie täglich.

Diese Leute aber, die auf ihre Art die Dandies spielen, sind die verworfensten unter der Sonne. Menschenfresserei, Mord, Vielweiberei, Mißachtung jeglichen Rechtes stempeln die Fidschi-Insulaner zu den wildesten Barbaren. Die Missionäre haben auf diesen schönen, aber von Dämonen bewohnten Inseln so gut wie gar keine Fortschritte gemacht. Man muß sich nur wundern, wie christliche Männer und Frauen unter solchen Kannibalen wohnen können. Ein gewisser Rest von natürlicher Gutmüthigkeit gegen Fremde scheint diesen Wilden doch noch inzuwohnen; wenigstens wurde der Schiffsarzt Dr. Holmes, der sich einst verirrt hatte und matt und erschöpft niedergesunken war, von

* Tabu, d. h. ungefähr so viel als mit einem Verbote belegt.

ihnen mit Kokosnüßen erquickt und dann auf dem Rücken zum Landungsplatze getragen. Furcht mag aber eben so viel Antheil an dieser Gutmüthigkeit haben, als der Umstand, daß unter den Helfern ein Tonga-Insulaner, eine auffallend freundliche Raçe, sich befand. Das war auf der Insel Kea; auf Malolo waren die Bewohner weit unwirthlicher. Sie verlockten Lieutenant Underwood, Midshipman Henry Wilkes, meinen Neffen, und einige Unteroffiziere an's Land, griffen sie dann an, ermordeten die zwei genannten Unglücklichen und verwundeten mehre andere. Mit diesen Barbaren ist nach langjährigem Gebrauche nur im Wege der blind treffenden Rache zu verkehren. So sehr es meinem Gefühle widerstrebte, mußte ich Kanoes vernichten, Dörfer niederbrennen, und die Männer niedermachen lassen; Weiber, Kinder und Greise ließ ich sorgfältig verschonen. Ich hoffe wenigstens, durch solches Beispiel, das einzige, das gegen die Unholde wirkt, der Sicherheit künftiger Schiffer genützt zu haben.

Eine ähnliche traurige Pflicht hatte ich in der Sandelholz-Bai zu erfüllen. Ein Häuptling, Namens Vendovi, hatte früher die Mannschaft eines Walfischjägers verrätherisch ermordet; ja er hatte den Offizier bei den Armen festgehalten, während die Eingebornen ihn mit Keulen tödteten. Der Kapitän des zweiten Schiffes, Hudson, den der König und die Königin an Bord besuchten, behielt sie zurück, bis Vendovi ausgeliefert seyn würde. Sogleich ging der Häuptling Ngaraningiu an's Land und suchte Vendovi auf. Der König wolle ihn sprechen, sagte er, und jener war sogleich bereit, obschon er wußte, was ihm bevorstand, auf's Schiff zu gehen. Ngaraningiu aber sagte, es habe Zeit bis morgen. Den Abend und die Nacht hindurch unterhielten sie sich mit einander; am Morgen fuhr er an Bord, wo er sogleich vor ein in der Kabine versammeltes Gericht, in Gegenwart des Königs, einiger Häuptlinge und der Schiffsoffiziere, gestellt wurde. Vendovi war geständig und die Fidschianer erkannten selbst die Gerechtigkeit und Mäßigung im ganzen Vorgehen der Amerikaner an. Der Abschied Vendovi's von den Seinen war wirklich rührend. Kania, der König, setzte sich zu seiner Rechten, Navumialu, die Königin, zu seinen Füßen; die Insulaner schluchzten und vergoßen Thränen. Endlich küßte der König des Gefangenen Stirn, berührte seine Nasenspitze mit der seinen, und entfernte sich; die niedrigeren Häuptlinge küßten ihm die Hand, das gemeine Volk kroch herbei und küßte ihm die Füße. Ein junger Mann von Vendovi's Haushalte wollte ihn gar nicht verlassen; er umschlang seine Kniee, küßte ihm Hände und Füße, und als endlich der Augenblick des Scheidens gekommen war, schluchzte er, als sollte ihm das Herz brechen. Dieß Beispiel zeigt, wie tief auf den Fidschi-Inseln eine Art von Lehenswesen gewurzelt ist. Vendovi war ein auffallend schöner Mann. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihn hinrichten zu lassen, sondern setzte ihn später auf den Marianen aus, von wo er doch vielleicht den Weg in die Heimat wieder fand. Ich hoffe, daß ihn die Todesfurcht gebessert hat.

Dieß rohe Volk ist für Dichtung und Musik nicht ganz unempfänglich. Der Sinn ist nicht eben die Hauptsache in der Dichtung dieser Insulaner, wohl aber der Klang, eine künstliche Reimverschlingung, die man jedoch in einer andern Sprache nicht wiedergeben kann. Was die Musik betrifft, so gefallen den Fidschianern unsere Instrumente, welche andere Insulaner sehr ergötzten, gar nicht; und bei den schmelzendsten Weisen gehen sie ganz kalt hinweg. Alle ihre Lieder gehen in Dur, keine einzige Wendung weicht in Moll aus. Ihre Musik ist sehr roh, ihre Verskunst dagegen ausgebildet; so haben sie eine Art langer Stanzen, in welcher die Vokale der zwei letzten Sylben des ersten Verses durchaus wiederkehren müssen, eine Art gesteigerter Assonanz. Der Sprechton der Männer, wie der Frauen, liegt höher, als auf den übrigen oceanischen Inseln, aber er ist volltönend, und die Sprache sehr wohlklingend.

Eine Eigenthümlichkeit der Inseln muß ich erwähnen. Man findet auf ihnen häufig Albinos, und die mehrfach erwähnten weißen Männer auf Neu-Guinea gehören wohl demselben Naturspiel an.

Ich kann die Inseln nicht verlassen, ohne einer Naturmerkwürdigkeit zu gedenken. Auf Rewa entspringt dicht am Meeresufer ein heißer Bach aus mehren Quellen. Die Temperatur der Quellen beträgt 200—210° Fahrenheit (76—79° Réaumur). Die Eingebornen halten sie für das Werk eines wohltätigen Geistes, dem eine von den Quellen gänzlich vorbehalten wird. In den übrigen kochen sie ihr Essen, das in kaum einer Viertelstunde gar wird, und weiter abwärts im mehr ausgekühlten Bache baden sie.

Napoleons Persönlichkeit.

Nach Baron Meneval.

Napoleon ist so häufig abgebildet worden, daß ich gar nichts Neues sage, wenn ich angebe, er sey von mittlerer Statur (5 Fuß 2 Zoll) gewesen. Zu der Zeit, wo ich seinem Kabinet zugetheilt war, genoß er einer kräftigen Gesundheit. Er war von mittelmäßiger Beleibtheit, die sich erst später durch häufiges Baden entwickelte. Das Baden bot ihm Erholung von geistiger und körperlicher Anstrengung, er badete sich alle Tage, zu ungleichen Stunden. Erst nachdem ihn sein Arzt aufmerksam gemacht, daß die hohe Temperatur der Bäder, ihr allzuhäufiger Gebrauch und ihre lange Dauer ihn schwäche und Neigung zum Fettwerden erzeuge, gebrauchte er sie mäßiger. Sein Hals war etwas kurz, seine Schultern breit und die Entwicklung der Brust verkündete eine starke Körperkonstitution, doch nicht so stark als seine Willenskraft. Seine Beine waren wohlgeformt, der Fuß klein, die Hand, auf die er ein wenig eitel war, fest und fleischig, die Finger schön getheilt. Er hatte eine hohe breite Stirne, graue forschende Augen, eine gerade, wohlgebildete Nase, ziemlich hübsche Zähne, einen wohlgebildeten Mund, das Kinn leicht vorragend. Sein Teint war farblos, aber von durchsichtiger Blässe, unter der man die Lebenskraft arbeiten sah. Sein sehr feines kastanienbraunes Haar, das er bis zur Expedition nach Aegypten lang und so getragen hatte, daß es die Ohren bedeckte, wurde dann kurz abgeschnitten und ließ die Stirne, den Sitz hoher Gedanken, unbedeckt. Die Rundung seines Antlitzes, die Gesammtheit seiner Züge waren von untadelhafter Regelmäßigkeit. Sein Kopf

und seine Büste standen an Adel den schönsten des Alterthums nicht nach; nur war die Büste in späteren Jahren, nachdem sich seine Beleibtheit mehr entwickelt, für den übrigen Körper etwas zu groß. Regte ihn irgend eine heftige Leidenschaft auf, so erhielt sein Gesicht einen strengen, oft furchtbaren Ausdruck. Seine Stirne, seine Augenbrauen zuckten sichtlich, seine Augen schoßen Blitze. Die Nasenflügel erweiterten sich bei dem inneren Sturme, aber sein Geist blieb bei dieser vorübergehenden Aufregung, mochte dieselbe welchen Grund immer haben, ungetrübt. Er schien solche Ausbrüche nach Belieben zu beherrschen, übrigens wurden sie mit der Zeit immer seltener. Sein Kopf blieb kalt, nie stieg ihm das Blut dahin, stets gegen das Herz. In gewöhnlicher Stimmung war sein Gesicht ruhig, von mildem Ernst. Das anmuthigste Lächeln erheiterte es, wenn er bei guter Laune war oder angenehm seyn wollte. In vertraulichen Kreisen brach er oft in schallendes, spöttisches Lachen aus. Napoleons Porträt wäre unvollständig, wenn ich seinen Hut, ohne Borten und Tressen, nur mit einer kleinen dreifarbigen Kokarde geschmückt, und seinen grauen Rock, welcher die einfache Gardeobersten-Uniform bedeckte, mit Stillschweigen überginge. Hut und Rock sind historisch geworden, und stachen zwischen den mit Gold- und Silberstickereien überladenen Uniformen der Offiziere seiner Umgebung sehr hervor.

Die widersprechenden Urtheile, welche Napoleons Lehrer und die Schulinspektoren über ihn gefällt, beweisen, daß in seiner Kindheit nichts seine künftige Größe verkündigt hat. Erst nach dem Austritt aus der Militärschule warf er sich mit folgerechtem Eifer auf die Studien. Oft wiederholte er mir, daß er seither immer sechszehn Stunden des Tages gearbeitet habe. Die, welche ihn in den ersten Jahren gekannt, stimmten darin überein, daß er sanft, zurückhaltend, aber übermäßig stolz gewesen sey, und schon von seinem Ruhme geträumt habe, daß er wenig Geschmack an Unterhaltungen gefunden, und mehr Neigung zur Wissenschaft als zur heiteren Kunst gezeigt habe Doch hat er auch den Musen geopfert. Es sollen Stücke in Versen von ihm vorhanden seyn, aber kurze und bloße Versuche. Indeß habe ich nie gehört, daß er sich dazu bekannt hätte.

Zur Zeit des Konsulats schenkte Napoleon trotz der Geschichte mit der Höllenmaschine den Gefahren, welche seine Person bedrohen konnten, keine Aufmerksamkeit; selbst die Mittheilungen, die ihm darüber die Polizei oder seine Umgebungen machten, hörte er mit Ungeduld an. Er brauchte alle seine Ruhe, änderte nichts in seinen Gewohnheiten, und ließ sich von seinen Arbeiten nicht im Geringsten abhalten. Sein Charakter hatte keine Veränderung erlitten, er ward weder finster noch mißtrauisch. Bei meiner Ankunft im Konsularpalaste sah ich ihn von keiner jener Vorsichtsmaßregeln umgeben, welche Argwohn oder Furcht verrathen. Er lebte sehr bürgerlich, vorzüglich in Malmaison. Die Zeit, wo ihn nicht seine Arbeit, Spaziergänge oder die Jagd beschäftigten, brachte er bei Madame Bonaparte zu. Er frühstückte allein; während des Frühstücks, das für ihn eine Erholung war, empfing er gewöhnlich einige Personen, mit denen er sich gerne über Wissenschaft, Kunst oder Literatur unterhielt. Zu Mittag speiste er mit Mad. Bonaparte, nach dem Diner machte er einen Gang durch sein Kabinet, und kam dann, wenn ihn nicht gerade eine Arbeit zurückhielt, wieder in den Salon, wo er Schach spielte. Oefter noch zog er es vor, vertraulich zu plaudern, er stritt gern, ohne jedoch seine Meinung aufzudringen und ohne seine Uiberlegenheit des Geistes und Ranges geltend zu machen. Waren nur Frauen da, so bekrittelte er ihre Toilette, erzählte tragische oder satyrische Vorfälle oder Gespenstergeschichten. War die Schlafensstunde gekommen, so legte er sich nieder, seine Frau setzte sich zu Füßen des Bettes und begann etwas vorzulesen. Da sie sehr hübsch las, so hörte er ihr mit Vergnügen zu. In Malmaison brachte Napoleon jeden freien Augenblick im Park zu.

Napoleon diktirte nur im Gehen. Bisweilen begann er wohl sitzend, aber schon beim ersten Satz sprang er auf, und schritt in dem Gemach, wo er sich gerade befand, der ganzen Länge nach auf und ab. Diese Promenade dauerte, so lange er diktirte. Je mehr er sich in den Gegenstand vertiefte, desto mehr ergriff ihn ein gewisses Zucken, welches darin bestand, daß er den rechten Arm verdrehte und an dem Aufschlag seines Rockärmels zupfte. Sein Gang blieb dabei immer langsam und gemessen. Der Ausdruck für seine Gedanken bot sich ihm ohne Zwang dar. War der Ausdruck bisweilen inkorrekt, so war er oft eben darum um so energischer, und fast immer wunderbar bezeichnend. Diese Inkorrektheiten, die ihm nur im Eifer der Improvisation entschlüpften, waren sehr selten und blieben nur stehen, wenn die Depeschen auf der Stelle zu expediren waren und nicht mehr kopirt werden konnten. In seinen Reden an den Senat oder an den gesetzgebenden Körper, in seinen Proklamationen, in Briefen an die Souveraine, in den diplomatischen Noten, welche seine Gesandten vorzeigen sollten, war sein Styl immer sehr sorgfältig und geglättet. Selten schrieb Napoleon selbst. Schreiben war für ihn eine Anstrengung, seine Hand konnte nicht der Schnelligkeit seines Gedankens folgen. Er nahm nur dann die Feder zur Hand, wenn er gerade allein war und dennoch nothwendig hatte, eine aufblitzende Idee auf's Papier zu bannen. Aber nach einigen Zeilen ließ er ab, und warf die Feder weit von sich. Dann ging er hinaus und ließ seinen gewöhnlichen Sekretär rufen oder seinen zweiten Sekretär, oder den Staatssekretär oder General Duroc, bisweilen den dienstthuenden Adjutanten, jenachdem es gerade die Arbeit erheischte. Er empfing den ersten, der kam, ohne üble Laune, vielmehr mit sichtlicher Zufriedenheit, daß er nun aus der Verlegenheit gerissen sey. Seine Schrift war eine Anhäufung zusammenhangloser, unentzifferbarer Zeichen. Ganze Worte fehlten. Er konnte sein Geschriebenes nicht wieder lesen oder wollte sich nicht die Mühe nehmen. Verlangte jemand eine Erklärung von ihm, so nahm er seinen Entwurf, zerriß ihn oder warf ihn in's Feuer und diktirte von neuem. Es waren dann dieselben Ideen, aber andere Ausdrücke und eine andere Fassung. Die Orthographie seiner Aufsätze war höchst inkorrekt, obwohl er in Schriften Anderer jeden Fehler sehr leicht herausfand. Es war eine zur Gewohnheit gewordene Nachläßigkeit, er wollte nicht durch die Aufmerksamkeit, die er der Rechtschreibung schenkte, den Faden seiner Gedanken stören oder unterbrechen. Auch in Ziffern, deren Genauigkeit doch absolut erforderlich ist, beging

er Fehler. Er, der wohl die verwickeltesten mathematischen Probleme aufzulösen gewußt hätte, machte selten eine Addition richtig. Freilich waren diese Fehler nicht immer absichtslos. So z. B. ließ er in der Berechnung der Stärke seiner Bataillone, Regimenter und Divisionen die Totalsumme immer etwas anschwellen; wohl nicht, um sich selbst zu täuschen, sondern um Andern die wahre Stärke seiner Korps zu verbergen. Welche Vorstellungen man ihm auch machte, er verharrte immer hartnäckig auf seinem Fehler. Seine Schrift war unleserlich, und doch verwünschte er alle schwer zu lesenden Schriften. Seine Billets oder die paar Zeilen, die er zufällig hie und da schrieb, und die keine Anstrengung des Geistes erheischten, waren gewöhnlich frei von orthographischen Fehlern, außer in gewissen Wörtern, wo dieselben Fehler unwandelbar immer wiederkehrten. So schrieb er z. B. immer statt **Cabinet Gabinet**, statt **Infanterie Enfanterie**, statt afin que enfin que. Das G für C ist offenbar noch eine Erinnerung aus seiner Muttersprache, die er übrigens schlecht und ungern sprach. Er entschloß sich dazu nur mit Italienern, welche nicht französisch kannten oder sich schwer im Französischen ausdrückten. Ich hörte ihn bisweilen mit Italienern sprechen: seine Sprache war dann ein italienisirtes Französisch, mit Endungen auf i, o und a.

Man erzählt, Voltaire habe in seinem Kabinet mehre Pulte gehabt, auf deren einem ein begonnenes Gedicht, auf andern eine Tragödie, ein Stück Geschichte, ein Pamphlet u. s. w. gelegen. Er ging von einer Arbeit zur andern, wozu ihn gerade der Geist trieb. Napoleon überblickte in einer und derselben Sitzung nach einander die Kriegs- oder diplomatischen Angelegenheiten, Finanzen, Handel, öffentlichen Arbeiten u. s. w. Von einer Arbeit erholte er sich durch die andere. Alle Verwaltungszweige waren für ihn Gegenstand besonderer fortgesetzter Aufmerksamkeit. Von seinen Sitzungen im Staatsrath spreche ich gar nicht. Man hat über diesen merkwürdigen Theil seines öffentlichen Lebens so viel gesprochen, daß ich in Wiederholungen verfallen müßte, wollte ich darauf zurückkommen. Indeß weiß ich nicht, ob jemand schon erzählt hat, wie eines Tages im Staatsrath unter Vorsitz des Kaisers die Frage über Veränderung der militärischen Zeichen verhandelt wurde. Dieses Zeichen war unter dem Königthum eine Lilie, unter der Republik eine Freiheitsmütze. Mehre Glieder des Staatsrathes schlugen ein N mit einer Krone vor. Der Kaiser verwarf diesen Vorschlag, damit man nicht sage, er habe alles Verdienst sich aneignen wollen, und schlug den Adler vor, welcher natürlich auch durchging.

Nicht selten brachte er ganze Tage zu ohne zu arbeiten, und doch ohne den Palast, ja sein Kabinet zu verlassen. An solchen Tagen scheinbarer Unthätigkeit (scheinbarer, denn wenn auch der Körper unthätig war, der Geist war es gewiß nicht) schien er über die Verwendung der Zeit verlegen zu seyn. Er verbrachte eine Stunde bei der Kaiserin, kam zurück, setzte sich auf sein Plaudersopha und schlummerte ein, oder schien wenigstens einige Augenblicke zu schlummern. Dann setzte er sich auf eine Ecke meines Arbeitstisches, auf einen Arm meines Lehnstuhls oder gar auf meine Kniee. Er schlang den Arm um meinen Hals und zupfte mich zur Unterhaltung sanft am Ohr oder klopfte mich auf die Schultern oder Wangen. Er sprach abgebrochen von sich, seinen Manien, seiner Organisation, von mir oder von irgend einem Plane, den er gerade im Kopf hatte. Er spottete gern, aber nicht auf bittere, kränkende Weise, sondern gutmüthig und unter lautem Lachen. Dann überblickte er die Büchergestelle seiner Bibliothek, sagte ein lobendes oder tadelndes Wort über diesen oder jenen Autor, und verweilte mit Vorliebe bei Corneille's Tragödien oder Voltaire's Zaïre, Tod Cäsars oder Brutus. Er las die Tiraden dieser Tragödien mit lauter Stimme, schloß hierauf das Buch und deklamirte laut Verse aus Cäsars Tod. Eine seiner Lieblingsstellen war z. B. folgende:

— — — — — — — — — — —

Das Loos der Welt sah ich in meinen Händen,
Und stets erkannte ich, wie das Geschick
Der Staaten hing an einem Augenblick.

War er des Lesens müde, so hub er oft an zu singen, mit starker Stimme, aber falsch. An der Wahl seiner Lieder merkte man gleich, ob die Gegenstände, welche seine Gedanken beschäftigten, nicht unangenehm waren. Unter seinen Favoritliedern war eines, wo ein Mädchen von einem geflügelten Insekt gestochen und von ihrem Geliebten geheilt wird. Es endete mit dem Verse:

Ein Kuß von seinem Munde war ihr Arzt.

War er in ernsterer Stimmung, so sang er Strophen aus Revolutionsgesängen, oder trällerte zwei Verse, deren Sinn war: »Wer die Welt sich unterwerfen will, muß beim Vaterlande beginnen.« War dieß ein Rath, den er auf sich anwandte? Ich glaube, er verstand das Wohl des Landes anders. Nie sprach er anders als mit Liebe von Frankreich. Frankreich war seine Leidenschaft, seine Größe, das Ziel seiner Gedanken.

Vertraulich mit den Soldaten, wohlwollend gegen die Offiziere, war Napoleon für Jeden von der Armee zugänglich. Aus seinen Berührungen mit Kriegern war alle Etikette verbannt. Der Soldat konnte ihm seine Bitte mündlich oder schriftlich vorbringen: sie ward immer angenommen und augenblicklich entschieden. War der Gegenstand der Bitte der Art, daß er verweigert werden mußte, so wurden dem Soldaten die Beweggründe dieser Entscheidung in Güte auseinandergesetzt, und er für die abschlägige Antwort oft durch eine andere Gunst entschädigt. Hatte ein Offizier ein Geständniß zu machen, so wurde er väterlich angehört. Uibrigens verwendete der Kaiser, immerwährender Thätigkeit gewohnt, die Zeit, wo er nicht zu Pferde war, dazu, die Militär- oder Civilgeschäfte zu erpediren, oder Karten zu studiren.

Ob er sein Hauptquartier von einem Ort an einen andern verlegte, oder in Friedenszeiten reiste, immer brach er sehr zeitlich auf. Häufig wurde eine große Terrine mit Kohl- oder Zwiebelsuppe aufgetragen, von der sich Napoleon bisweilen auch seinen Theil nahm. Die Mundvorräthe wurden am Fuß eines Baumes ausgebreitet, und jedermann, welchen Grad oder Rang er auch im kaiserlichen Hause bekleiden mochte, hatte Zutritt zu diesem Mahle unter freiem Himmel.

(Voleur.)

Miscellen.

Sittenzüge, kurze Geschichten, Anekdoten.

*** (Ein pfiffiger Baumeister.) In Irland lebte einmal ein Baumeister, Namens Goban Sair, der in seinem Vaterland für den größten Architekten galt, der je gelebt. Diesem schreiben die Irländer die Erbauung der runden Thürme auf ihrer Insel zu, so wie aller Schlösser und Bauten, welche die Neugierde der Reisenden erwecken. Der Ruf des Künstlers drang sogar bis zu den Ohren des Königs von England, der ihn kommen ließ, und ihm die Erbauung eines Palastes auftrug. Goban Sair hatte bald seine Pläne entworfen und sie fanden Beifall. Er selbst legte Hand an's Werk, und die Arbeiten gingen rasch vor sich. Alles staunte und noch war der Bau nicht vollendet, als jedermann den Palast für den schönsten der Erde erklärte. Nur Goban Sair, behaupteten Alle, könne so etwas bauen. Dieser Gedanke machte dem Könige Skrupel, er wollte allein einen solchen Palast besitzen, und diese Eitelkeit verleitete ihn zu dem undankbaren Vorsatze, den Baumeister zu tödten. Glücklicherweise erhielt Goban Sair heimlich von diesem Vorsatze Kunde. Er hatte nicht Lust, seine Laufbahn mit diesem Meisterwerk zu beschließen, und beeilte sich daher keineswegs es zu vollenden. Als er sah, daß der Monarch schon ungeduldig wurde, gab er vor, ein Werkzeug zu benöthigen, das er in Irland vergessen habe, und bat um die Erlaubniß es zu holen. Der König hütete sich, ihm diese Erlaubniß zu ertheilen. »Könnten wir nicht«, sprach er, »jemanden Vertrauten darum schicken?« — »Sire,« erwiederte Goban, »die Sache ist so wichtig, daß ich sie nicht einmal dem ersten Unterthan Eurer Majestät anvertrauen möchte.« — »Wie, nicht einmal meinem Sohn?« frug der König. — »Eurem Sohne, allenfalls.« Es ward beschlossen, daß der Königssohn das kostbare Werkzeug holen solle, ohne welches der unvergleichliche Palast unvollendet geblieben wäre. Der junge Prinz reiste nach Irland ab, und kam im strengsten Incognito in die Wohnung des Baumeisters. Diese war in einem der runden Thürme Irlands, man weiß nicht mehr genau in welchem. Der Prinz stellte sich der Tochter Gobans vor, nannte sich und sprach fünf geheimnißvolle Worte, deren Sinn er nicht verstand. Aber die kluge Tochter verstand diesen Sinn. Sie lächelte so süß sie konnte, lud den Prinzen ein in den Thurm zu steigen und bat ihn, Erfrischungen zu nehmen, während sie gehen wollte, das Verlangte zu holen. Als der Prinz aber sich erfrischt hatte, war die Leiter zum Thurme verschwunden; man erklärte ihm, daß er ein Gefangener wäre und nicht eher die Freiheit erhalten würde, als bis der König Goban selbst senden würde, ihn freizulassen. Der König hatte nur diesen einzigen Sohn, und die Königin war nicht mehr in dem Alter, ihm einen andern Thronerben gebären zu können. Der König mußte sich also bekennen, daß ihn der Baumeister überlistet habe. Goban kam, mit Geschenken überhäuft, nach Irland zurück, und erst jetzt verließ der Prinz sein Gefängniß. (Ausflug in Irland von Amedée Pichot. Revue britannique.)

Länder- und Völkerkunde.

*** (Handel der Chinesen.) Es gibt vielleicht keine Nation, die einen solchen Handelsgeist besäße wie die Chinesen, darum liegen auch die Flecken und Märkte sehr nahe bei einander, und sind die Markttage sehr häufig. In jeder unbedeutenden Stadt trifft man alle Thierarten, die das Land liefert, alle Sorten von Lebensmitteln, alle Ackergeräthe, alle Sorten von Zeug rc. Die Käufer zahlen gewöhnlich in Terminen; kennt der Verkäufer den Käufer nicht, so muß dieser sich nach jemandem aus der Bekanntschaft beider Kontrahenten umsehen, der für ihn Bürgschaft leistet. Die Chinesen schließen keinen Verkauf oder Kauf ab, ohne eine Mittelsperson; in Ermangelung einer solchen könnten sie nie einig werden. Dieser Vermittler lebt auf Kosten des Käufers, oft auf die Kosten Beider. Handelt es sich um den Kauf eines Grundstückes, so sind dabei stets mehre Mittelsmänner, nie weniger als zwei, welche als Zeugen dienen und, falls nach dem Vergleich ein Prozeß entsteht, vor dem Mandarin erscheinen müssen. Über den Lohn des Vermittlers beim Kaufe liegender Gründe kömmt man vor Allem überein. Jede Art von Gut hat ihren eigenen Unterhändler. Jedes Geschäft, sey es auch so unbedeutend, schließen die Chinesen des Nachts ab; bei Tage würden sie, wenn sie nicht beim ersten Antrag eins würden, gleich auseinander gehen, während sie des Nachts bei Thee und Tabak Zeit haben, zu gegenseitiger Zufriedenheit übereinzukommen und den Handel abzuschließen. — Es liegt im Charakter der Chinesen, daß dabei häufig Betrügereien vorkommen und daß man beständig auf der Hut seyn muß, will man nicht bei jeglicher Art von Geschäft betrogen werden. (Voleur.)

*** (Gauner in China.) Eine in China sehr gewöhnliche Art von Geschäft ist die Gaunerei. Die, welche ein Gewerbe daraus machen, nennen es nicht anders, als ein Handwerk; und stehlen und fremdes Gut geschickt rauben heißt: Handel treiben. Es gibt zweierlei Arten von Dieben: Gauner und eigentliche Diebe. Erstere ziehen von einem Markt auf den andern. Haben sich ihrer sieben oder acht auf dem Markte eingefunden, so gehen sie, den Ortsvorstand zu begrüßen und von ihm die Erlaubniß einzuholen, ihr Handwerk treiben zu dürfen. Diese wird ihnen selten versagt, wenn vom Mandarin nichts zu fürchten ist. Doch ermahnt man sie nachdrücklich, nicht viel Aufsehen zu machen, damit der Ke-tschang (so heißt der Ortsvorsteher) nicht kompromittirt werde. Mit dieser Erlaubniß kommen die Gauner auf den Markt, stellen sich wo der Haufen am gedrängtesten ist, und stehlen Alles was sie können, indem sie es von Hand zu Hand gehen lassen. Werden sie auf frischer That ertappt, und bekommen sie ein Paar Ohrfeigen, so hüten sie sich diese zu erwiedern, aus Furcht sich zu sehr bemerkbar zu machen. Diese Spitzbuben haben ihre eigenen Gesetze, die sie genau befolgen. Wenn Einem von ihnen aus Ungeschicklichkeit ein Streich mißlingt oder er seine Genossen mit in Gefahr bringt, so wird er sicher, sobald der Markt zu Ende, abgeurtheilt und bestraft, je nach dem Grade seiner Ungeschicklichkeit. Stoßt eine Gaunerbande auf eine andere, so geht es nie ohne eine Schlägerei ab, und zieht eine dabei den Kürzern, so behält die andere für den Tag das Privilegium des Gewerbes. Dieß ist die erste Art von Diebstahl. Die zweite Art von Dieben sind die, welche bei Nacht plündern und selbst den Einbruch nicht verschmähen. Um sich vor diesen Dieben sicher zu stellen, halten fast alle chinesischen Familien Hunde, viele haben deren gegen zehn; ein guter Hund wird theuer bezahlt. Aber nicht blos die Häuser muß man bewachen, sondern auch die Erdfrüchte, sobald sie zu einer gewissen Reife gelangt sind, widrigenfalls könnte ein Eigenthümer versichert seyn, daß ihm die Mühe der Fechsung erspart würde. Die Mandarine bestrafen wohl den Diebstahl mit einigen Hundert Bambusschlägen, oder nehmen die Verbrecher für einige Zeit fest, sind aber diese einmal wieder auf freien Fuß gesetzt und ihre Wunden geheilt, so beginnen sie ihr Handwerk von neuem. Ist der Mandarin des Distriktes, in dem sie sich herumtreiben, ein strenger Befolger des Gesetzes, so verlassen sie ihn und gehen in den Distrikt eines andern, der nachgiebiger ist. Dieß ist die einzige Abwechslung, die sie in ihre Lebensweise bringen. Diese Raubgenossen haben auch ihre Anführer. Ein solcher hat bisweilen tausend Menschen unter seinem Befehl. (Voleur.)

*** (Künstlicher Boden auf Malta.) Wer in Malta zum erstenmal die Stadt verlaßt und auf's Land geht, wird seltsam überrascht. Das Land bietet einen Anblick, wie keine andre Landschaft. Vor Ihnen erstreckt sich ein ungeheures Kreidefeld, ohne Schatten, ohne Vegetation. Niegends zeigt sich in dieser weißen, trostlosen, rings vom Meere umflossenen Ebene ein Baum, ein grüner Strauch. Eine Unzahl kleiner Mauern sind die einzigen Hindernisse, auf welche der Blick stößt; man ist versucht zu glauben, es seyen unermeßliche Ruinen, die jemand abgeräumt und in Ordnung gebracht hat. Die Aehnlichkeit zu vervollkommen, sieht man bei jedem Windstoß Wirbel von Staub aufsteigen, die im Verein mit dem unerträglichen, hundertfach rückprallenden Glanz der Sonne Sie zu blenden drohen. Und dieser Boden, anscheinend so dürr, ist doch nichts weniger, als unfruchtbar. Durch ihren Fleiß wußten die Bewohner diesen Felsen Lügen zu strafen. An gewissen Punkten, welche heutigentags die fruchtbarsten der ganzen Insel sind, mangelte die tragbare Erde ganz: die Malteser holten sich ihren Boden aus Sicilien; sie brachten fruchtbare Erde aus den Umgebungen von Syrakus und belegten damit den geebneten Felsen. Diese Methode wurde von einigen Reichen für ihre Felder und Lustgärten mit Erfolg angewendet, aber für die armen Bauern war sie zu kostspielig. In Ermanglung des Geldes und der Schiffe zum Holen der Erde strengten sie ihren Scharfsinn an, und kamen bald dahinter, wie sich einen künstlichen Boden zu schaffen. Nachdem sie die Gränzen des zu schaffenden Ackers abgestochen, heben sie den Felsen blockweise heraus, und sammeln sorgfältig die Erdtheilchen, welche sie in den Spalten und Zwischen-

räumen finden. Ist der Boden so ausgehöhlt, so breiten sie diese Erde, mit Felsstaub gemischt, in einer etwa 1½ Schuh hohen Schichte aus, begießen darauf dieses Land, und lassen es ein volles Jahr der Luft und der Sonne ausgesetzt. Aus den herausgehobenen Felsblöcken führen sie die klafterhohen Mauern auf, mit denen die Insel bedeckt ist, und welche diese künstlichen Felder vor den heftigen Winden und häufigen Überschwemmungen schützen. Nach Ablauf des Jahres ackern sie dieß Feld mit einem kleinen, gewaltig an die Urzeit mahnenden Pfluge um, vor welchen bisweilen zwei Ochsen, am öftesten zwei Esel vorgespannt sind. Eilf Quadratruthen solchen Landes, bester Qualität, werden auf Malta mit 440 fl. C. M. verkauft, mit 14 fl. C. M. jährlich verpachtet. Man baut darauf Baumwolle, Getreide, Gemüse, vorzüglich die auf Malta trefflichen Melonen mit gutem Erfolg. So nährt die Insel fast die Hälfte ihrer Bevölkerung, welche aus nicht weniger als 114,000 Seelen besteht. So sehr sie's auch auf den ersten Blick scheint, die Insel ist nicht ganz von Bäumen entblößt. Feigen-, Citronen-, Granatenbäume erheben sich hie und da, halb versteckt hinter den Feldmauern, nicht zu vergessen die berühmten Bäume, welche die blutrothen maltesischen Orangen tragen, und welche die Sage von auf Orangen gepfropften Granaten abstammen läßt. Auch die Sträucher müssen wir nennen, welche die ehemals so gesuchten Mandarinen, kleine Orangen, tragen. Doch muß der größte Theil der Früchte, welche die Insel für ihren Bedarf braucht, aus Sicilien geholt werden. Ein eigener, lebendiger Schifffahrtsverkehr herrscht zwischen diesen beiden Inseln. Jeden Morgen laufen Speronari in den Hafen ein, beladen mit sicilischen Rosen, Früchten von Catania, und Schnee vom Aetna, den die Kaffeewirthe des Abends für die schönen Malteserinen in duftendes Gefrornes verwandeln. Ohne die Nachbarschaft Siciliens wäre das Leben der Malteser elend und voll Entbehrungen, und sie würden sich nicht erkühnen, ihre Insel, wie sie thun, die **Blume der Welt** (fiore del mondo) zu nennen. — Die Temperatur auf Malta ist warm und wenig veränderlich. Im Sommer ist der Thermometer fast immer auf 25° Réaumur, nie über 28°. Regen und Wolken sind so selten, daß sie fast für Phänomene gelten; immer hat man über seinem Haupte einen fleckenlos blauen Himmel. Im Winter steht der Thermometer nie tiefer als 8° über Null. Reif ist etwas unbekanntes und würde für ein allgemeines Unglück angesehen werden. Man erzählt, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eines schönen Morgens ein Bauer in voller Hast zum Großmeister gelaufen kam und berichtete, er habe etwas auf seinem Felde gesehen, das die Leute einen Eiszapfen nennen. Der Großmeister ließ schnell ein Pferd satteln und ritt mit allen Rittern, die gerade anwesend waren, an Ort und Stelle, aber so sehr sie auch eilten, sie kamen zu spät, das Eis war bereits geschmolzen. (Aus einem größeren Aufsatz von Alexis de Valon in der Revue des deux mondes.)

*** (**Ein Gastmahl und bildende Kunst in Abyssinien.**) Es gibt zwei Arten von Häusern in Abyssinien, die **Beta Nögus** oder runden Häuser, und die **Sakala**, deren Grundriß ein längliches Viereck ist. Die erste Art ist ächt äthiopischen Ursprungs, denn die Gründer der Pyramiden, jedenfalls äthiopischen Stammes, behaupten, daß eine Wohnung dunkel seyn muß (was in einem so heißen Klima allerdings seinen vernünftigen Grund hat), und daß ein Sonnenstrahl, der auf Tisch oder Bett fällt, ein Unglück ist. Auch sind alle neuern Kirchen nach diesem Plane gebaut, obwohl früher die länglich viereckige Form gebräuchlicher gewesen zu seyn scheint. Manchmal findet man aber auch das runde Dach eines Beta Nögus auf einem viereckigen Hause. Die Mauern bestehen aus Luftziegeln (ungebrannte, nur getrocknete Ziegel) mit Tefstroh*, das Dach aus einer Art Bambus, **Kedhaha** genannt, und Schilf. Von dieser Bauart war das Haus Scheranat Fanta's, eines der reichsten Grundbesitzer in Liban. Das Gerücht sprach viel von seinen unterirdischen Schätzen von weißem Tef, von seinem Wein und seinem Honig. Ich kam gerade zu ihm, als er (am 27. Mai) ein großes Gastmahl gab. Zuerst wusch sich jeder Gast die Hände, wobei ihm aus einer großen irdenen Gießkanne Wasser aufgegossen wurde, das man ohne weiters auf den Boden fließen ließ. Drauf erschien ein Junge mit einem Korb auf dem Kopfe, über dessen stumpf konischem Strohdeckel, der einem alten Matrosenhut ähnlich sah, ein rothes Tuch hing. Dieser Brodkorb enthielt 40 oder 50 Laib Tefbrod, von denen die oberen braunen oder schwarzen auf die Seite geschoben waren, um den Weg zu den unteren aus weißem Tef zu zeigen. Diese Blätter (denn Brode kann man sie eigentlich nicht nennen) sind zwei Fuß breit und in der Mitte etwa ¼ Zoll dick. Man bereitet sie, indem man Tefmehl in warmem Wasser gähren läßt, und dann den dünnen Teig in einen kleinen Ofen, der nur ein Laib faßt, hineingießt und bäckt. In drei Minuten ist ein solches Brod fertig, und das Fleisch oder das Schöro wird in diese weichen Blätter eingewickelt, so daß der Name »Leichenhemd des Fleisches,« den ihnen ein Poet von Gondar gab, nicht unpassend ist. Darauf erschien eine Sauce in einer Art Kessel oder Schüssel. Es war dieß das unbeschreibbare Schöro, welches man anfertigt, indem man Bohnen oder Garavansos mahlt, und ein wenig Knoblauch oder schwarzen Pfeffer hineinthut, und dann mit Wasser und Butter durch einige Minuten kocht. Es wird dann ein dicklicher, gelber Brei, wie mit Saffran gefärbter Schmetten. Der Assalafee oder Aufwärter, der Reinlichkeits halber den Kopf stets ganz geschoren hat, wusch sich mit besonderer Sorgfalt die Hände, riß einen solchen flachen Kuchen entzwei, tunkte ihn in das Schöro, und gab ihn der Köchin, die Alles zuerst kosten muß, um die Gäste wegen allenfallsiger Vergiftung zu beruhigen. Der Vorschneider oder besser Vorleger, der keinen kleinern Rang einnimmt, als ehemals seines Gleichen an den europäischen Höfen, wickelte hierauf mit großer Schnelligkeit kleine Bissen, die er vorher in Schöro tunkte, in Fetzen dieses Fladens ein, und reichte diese Rollen eiligst herum. War er unbeschäftigt, so hielt er seine Hände wie eine Gliederpuppe in die Höhe, und rieb sich, wenn's ihn grade juckte, mit den Oberarmen Nase und Gesicht, denn seine Hände waren voll Schöro. Eine »zweite Sauce,« wie es die Eingebornen nennen, bestehend aus schmalen Streifen gekochten Fleisches, wurde dann aufgetragen und, in das herkömmliche Gewand von Kuchen eingewickelt, jedem dargereicht. Die Abyssinier schließen sich, wie zu Bruce's Zeiten, der englischen Sitte an, nach dem Essen zu trinken. Scheranat Fanta's Meth wurde aus großen mit schmutzigem Baumwollzeuge zugebundenen Krügen in sehr langhalsige grüne Flaschen gegossen und so aufgetragen. Der Echanson oder Mundschenk, der die Flaschen darreichte, goß sich aus jeder die hohle Hand voll und schlürfte es aus, um zu zeigen, daß Alles in der Ordnung war. Die halbgeleerten Flaschen wurden der Dienerschaft gegeben, welche ihren Inhalt entweder aus den hohlen Händen trank, oder sich ihn aus einiger Entfernung ins Maul goß. Es begann nun ein Gespräch über die gewöhnlichen Gegenstände, Pferde und Fehden, als **Dajasch Biru**, der in einer Ecke am Boden auf einer gegärbten Kuhhaut saß, den Rücken an die Wand gelehnt, die Beine unter sein Gewand ausgestreckt, seine Gewehre hereinzubringen befahl. Es fand sich ein herrlicher Damascenerlauf darunter, auf dem das »Bismillah« (im Namen Gottes) sehr schön mit Gold ausgelegt war. Ein Zimmermann wurde geholt, um einen Schaft dazu zu machen. Er setzte sich dazu an unserer Seite auf den Boden nieder, und bearbeitete sein Stück **Wanzaholz** mit höchst einfachen Werkzeugen, zwischen seinen Beinen eine Flasche Meth haltend, wahrscheinlich um sich bei der Arbeit zu ermuntern. Unter den Dienern entstand eine Bewegung; sie öffneten die Eingangsthüre, und wir erblickten im hellen Sonnenschein eine Leinwand, die ein beturbanter Priester und ein in schmieriges Leder gekleideter Schulknabe uns vorhielten. Es sah wie ein englisches Wahlplacat aus, aber Dajasch Biru, der schon wußte, daß es sein Portrait war, ließ es enthüllen, und ein Murmeln der Bewunderung lief durch die Versammlung. — Nach Herodot sind die alten Aegypter aus dem obern Äthiopien herabgekommen. Eine Bestätigung dieser Ansicht findet man in einigen Bauwerken und Bildhauereien, die genaue Muster der ägyptischen sind. Manche dieser Bildhauereien erinnern im Styl an unser Mittelalter. Die hölzerne Kirche von Abba Garima, die schon vor dem 14ten Jahrhundert gebaut ist, läßt sich aber mit keinem Bauwerk irgend eines Styls vergleichen, und bedürfte des Pinsels eines geschickten Malers, um sie genügend darzustellen. Außer einigen portugiesischen Bildhauerarbeiten findet man keine Nachbildungen belebter Gegenstände aus der Christenzeit; trotzdem ist der Geschmack für Bildhauerei in Abyssinien allgemein, beschränkt sich aber auf allerhand ersonnene Zierrathen an Kirchthürpfosten und Tabot's oder Tafeln zum Messe lesen. Allgemeiner noch ist die Malerei verbreitet, und zwar blos historische, aber ihre Fortschritte werden durch Vorurtheile zurückgehalten. Die meisten Malereien findet man in Kirchen und Kirchenbüchern, aber in neuerer Zeit haben der König Sahla Dingil, der selbst ein Künstler ist, und einige Andere die Wände ihrer dunklen Wohnungen mit einer Menge bunter Figuren geschmückt. Es fehlt den Abyssiniern nicht an Geschmack und Gefühl in dieser Kunst, denn

* Tef, eine Art Rispengras (Poa abyssinica), welche in Abyssinien als Getreide angebaut wird.

in dornengekrönter Christuskopf, wahrscheinlich von einem italiänischen Meister gemalt, wird in Gondar täglich gezeigt und zum Kusse dargereicht, und ein sehr zart behandeltes Miniaturportrait einer Dame, das ich mitbrachte, wurde von jedermann auf's höchste bewundert und im Enthusiasmus die Erscheinung eines Engels genannt. Was aber alle weitere Entwicklung hemmt, ist die angeborne und unüberwindliche Ehrfurcht vor den hergebrachten Formen und Zügen, die sich unverändert vom Vater auf den Sohn forterben. Es scheint auch als ob die vollkommen gleichen Physiognomien vom ersten bis zum letzten Pharao nicht die Folge eines hierarchischen Gesetzes, sondern eines tyrannischen Gebrauches wären, durch welchen die Malerei endlich in die Fesseln bloßer Hieroglyphik geschlagen wurde. Alle diese Fehler zeigten sich auffällig in Biru's Portrait. Statt eines jungen, kräftigen, vierschrotigen Kriegers mit dunklem Antlitz und den belebten rastlosen Mienen eines Äthiopiers, hatte der Maler einen jungen, fetten, zarten, milchgesichtigen Zierling hingemalt, der in lebloser Steifheit auf seinem Rosse saß. Statt des kahlen Scheitels und der eingesunkenen Augen gab ihm der Maler einen Wald von buschigen Haaren und die großen Augen des Stammes der Gurage's. Das Pferd war das stereotype abyssinische Ungethüm mit Spindelbeinen und Tellerhufen, und ein Scharfschütze, der, obwohl im Vordergrund, doch das kleinste Ding auf dem Bilde war, zielte mit seiner Luntenflinte auf eine Gruppe Gallas, deren Hautfarbe ein lichtes Roth war, welches der Gipfelpunkt abyssinischer Schönheit ist. Diese Gallas, so wie die Hauptfigur, zeigten ihr volles Angesicht von vorne, um anzudeuten, daß sie ehrliche Feinde waren, denn Teufel, Kobolde und böse Geister werden immer im Profil dargestellt. Ringsum waren noch Randzeichnungen, z. B. ein Engel, der einen Psalm las, ein anderer, der Dajazmach ein Schwert darreichte u. s. w., nebst mehren äthiopischen Inschriften, die von den entzückten Höflingen laut abgelesen wurden. Ich vermaß mich einigen Tadels, aber ein Soldat, der an meiner Seite saß, bedeutete mich, ich thäte besser mein Maul zu halten, da er sah, ich gehöre weder unter die Klasse von gescheidten Leuten, die Bilder malen, noch unter die, die sie bezahlen können. »Was für eine schöne Mähne er meinem Pferde gemacht hat«, rief Biru, und meine Aufmerksamkeit wurde auf ein Stück schwarzen Grundes ohne Schatten, ohne Licht, ohne Theilung gerichtet, eben so formlos und steif als der Haarschmuck der Sphinxe. Es wurden noch mehre Bemerkungen von den Umstehenden gemacht, die alle das vollste Lob ausdrückten. Der Veranlasser dieses Aufruhes von Beifall stand in einer Ecke, sein Gewand auf die respektvollste Art gegürtet, die Kniee halbgebogen, die Hände gefaltet, die Augen in die leere Luft starrend, im Entzücken schwebend, wie etwa ein betendes Kind von Cornelius oder Overbeck. Der Glückliche! Da gab's keinen langkralligen Kunstrichter oder mäkelnden Kenner, der von Geschmack, Gefühl, Natur, Composition, Zeichnung u. dgl. albernen Nebendingen sprach — nein, Alles war Ruhm und Preis, und der ganze Haufe lobte und vergötterte. Ich beneidete ihn wahrhaftig um seine vollkommene Glückseligkeit. Wollte ich einmal eine Reise nach Lob machen, so könnte ich wohl nirgends ein einstimmigeres, ungetrübteres finden als das, welches den tropischen Raphael bei seinem Erscheinen an diesem Hofe begrüßte. (Aus einem Briefe des Reisenden d'Abbadie. Athenaeum.)

, (Polichinelle in Persien). Schon seit vielen Jahrhunderten sind in Persien die Marionettentheater eine Volksbelustigung. Dieß ist auffallend, aber es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Unterhaltungen dort ächt national und nicht aus Europa eingeführt worden sind. Neuere Reisende haben zu ihrem größten Erstaunen dort auch eine komische Marionettenfigur gefunden, welche dem Polichinelle oder Arlechino oder Mapatacco so ähnlich ist, wie ein Zwillingsbruder dem andern. Der persische Harlekin heißt Ketschel Pehlevan, d. h. der kahle Held. Er hat kein besonderes Kostüm; die Kahlköpfigkeit ist sein Unterscheidungszeichen, so wie der Buckel das Merkmal des Polichinelle ist. Er ist am meisten dem neapolitanischen Pulcinella ähnlich; aber er unterscheidet sich von diesem, so wie von dem Bologneser Arlechino und dem französischen Polichinelle durch seine feinere Bildung und seine musterhafte Verstellungskunst. Er ist in der Literatur bewandert, macht sogar Gedichte, setzt den Ehemännern Hörner auf und macht den Damen den Hof. —

, (Todtengebräuche bei den Juden.) Von dem Augenblicke an, wo der Todeskampf eingetreten, wo die Glieder des Kranken hingestreckt und unbeweglich liegen, darf er in keinem Falle aus seiner Lage gebracht werden; aus dem Bette hängende Hände oder Füsse werden verhüllt, ohne hineingeschoben zu werden, weil der Thalmud jedes Bewegen eines im Todeskampf Liegenden für einen Mord erklärt, indem es den Tod beschleunigt. Die anwesenden Mitglieder der »heiligen Bruderschaft«, die in jeder Gemeinde aus Pietät den Sterbenden beistehen und den Todten besorgen, beobachten ihn abwechselnd und beten leise die zu diesem Behufe vorgeschriebenen Psalmen und Gebetsformeln. Während das Auge des Kranken bricht und er von hinnen scheidet, werden die nächsten Anverwandten aus dem Zimmer gewiesen, weil der Tod des Sterbenden erschwert würde, so er diese sähe, und kleine Wachslichter angezündet, als Symbol der scheidenden Seele, nach dem Spruche Salomon's »Ein Licht Gottes ist die Seele im Menschen«, und von allen Anwesenden der Bibelvers »Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, ist ein einiges, ewiges Wesen« laut gesprochen und so lange wiederholt, bis der Moment des Sterbens vorüber. Es ist dieses, damit der Sterbende mit der Anerkennung der göttlichen Einheit, welche die Basis aller jüdischen Glaubensartikel ist, aus der Welt gehe. Hierauf wird dem Hingeschiedenen eine Flaumfeder auf die Oberlippe unter der Nase gelegt, die brennenden Kerzen werden hingehalten und eine Viertelstunde lang genau beobachtet, ob sich dieselbe nicht bewege. Ist während dieser Frist die Feder unbeweglich geblieben, so wird ein kurzes Gebet, eine Zusammenstellung von Bibelstellen, verrichtet, dann drückt man dem Verblichenen die Augen zu, was den Eltern der Sohn schuldig ist, weil es in der Gottesverheißung an Jacob heißt: »Und Joseph wird seine Hände auf Deine Augen legen.« Hierauf wird etwas Stroh auf den Boden, als Symbol der Hinfälligkeit, nach den Propheten, die das menschliche Leben dem Grase vergleichen, gestreut, auf dasselbe die Leiche gelegt, mit den Füßen gegen die Eingangsthüre gerichtet — denn der Mensch scheidet für immer — und mit einem schwarzen Tuche, dem Zeichen der Trauer, bedeckt. Zu Haupten der Leiche wird eine brennende Kerze gestellt, als Sinnbild der Seele, die, den Kabbalisten zufolge, den Körper, aus welchem sie geschieden, zwölf Monate lang umschwebt und dann erst zur Oberwelt heimkehrt, daher auch die Juden zwölf Monate um ihre Todten trauern. Neben der Kerze wird ein rohes Ei aufgeschlagen, als Symbol der Runde, die der Tod unaufhörlich im Gebiete des Lebens macht, und für die Angehörigen eine Tröstung, daß sie weder die Ersten, noch die Letzten seyen, die ein solcher Schmerz traf. Beim Verscheiden eines Rabbinen oder sonst ausgezeichneten theologisch gelehrten Mannes müssen alle Anwesenden einen beliebigen Theil ihrer Kleidung zerreißen, nach dem thalmudischen Lehrsatze, daß dem Gottesgelahrten sich Jeder als verwandt betrachten muß. Von der Sterbestunde bis zur Beerdigung wird im Leichenzimmer von mindestens drei Schriftkundigen die »Mischna« (Basis des Thalmuds) gelesen, als ähnlichklingend mit »Nischma«, welches Seele bedeutet. Das Waschen der Leiche geschieht von fünf Personen gleichzeitig mit lauem Wasser, damit die menschliche Hülle nicht entwürdigt und unnöthiger Weise hin und her gedreht werde, nämlich der Eine am Kopfe, zwei zur rechten und zwei zur linken Seite. Hierauf wird die Leiche abgetrocknet und mit lauwarmem Weine von allen Anwesenden bespritzt, weil jeder Hingeschiedene als ein für die Zurückbleibenden zur Sühnung gefallenes Opfer betrachtet wird und bei jeglichem Opfer Wein gebracht wurde. Ausgezeichnet frommen Männern werden nach der Waschung neun Maß Wein über den Leib geschüttet, welches als Norm vorzüglicher Reinigung gilt. Die Bekleidung der Leiche wird ebenfalls von mehren Personen sehr schnell und in folgender Ordnung vollzogen: Ein Hemd, darüber der Sterbekittel mit einem leinenen Gurt befestigt, darüber der wollene Shawl mit den Schaufäden, das Haupt mit einer leinenen Haube bedeckt. Der Sterbekittel wird immer von den Händen der Braut verfertigt, dem Bräutigam als Morgengabe gesendet, und in vielen Gemeinden trägt — noch gegenwärtig — der Bräutigam diesen während der Trauung und an den Neujahrstagen und am Versöhnungstage in der Synagoge. Zuletzt wird der Todte in ein weißes Leichentuch gleichsam wie in einen Mantel gehüllt. Nichts an diesen Gewändern darf von Gold oder Silber gestickt seyn, denn im Gebiete des Todes herrscht Gleichheit, und der Reiche hat vor dem Armen im Grabe keinen Vorzug. Der Leiche werden Scherben eines neuen irdenen Geschirres auf beide Augen und den Mund gelegt, daß der Todte es nicht sehe, wenn seine Nachkommen ungerathen oder vom Mißgeschike heimgesucht sind und weil er das Bild des Verstummens ist für immer. Zwei Zweige, in Form einer Gabel gewachsen, werden ihm in die geschlossenen Fäuste gesteckt, gleichsam als Stab oder Krücke, in Beziehung auf eine kabbalistische Sage, daß am Auferstehungstage sich sämmtliche Leichen von ihren Gräbern aus durch unterirdische Höhlen bis ins gelobte Land hinwälzen werden, um dort erst, auf dem hei-

sigen Grunde, aufzuerstehen. Unter das Haupt der Leiche wird ein Säckchen Erde gelegt, um zu versinnlichen, daß Beginn und Endziel alles menschlichen Aufstrebens nur Staub und Verwesung seyen. Ehe der Sarg ins Grab gerollt wird, wird den Kindern und Geschwistern des Verblichenen an allen Kleidern, bis aufs Hemd, eine Handbreit zerrissen, weil Hiob, als er die Trauerkunde von dem Tode seiner Kinder empfing, aufstand und seine Kleider zerriß. Die Risse, insonders über Eltern, dürfen die ersten zwölf Monate gar nicht und auch dann von keinem Schneider ordentlich vernaht werden. Hierauf wird die Leiche im Namen aller Angehörigen und Bekannten um Verzeihung gebeten, wobei der Sprechende die große Fußzehe der Leiche fest drückt, der kabbalistischen Sage nach, daß der Todte auf diese Weise Alles höre, und ins Grab gesenkt, mit Erde überschüttet und ein Gebet für die Seelenruhe und willkommene Aufnahme im Himmelreiche abgehalten. Hierauf setzen sich die Leidtragenden einige Augenblicke auf die Erde, erheben sich und schreiten, nachdem sie die ledernen Schuhe abgelegt, welche sie während der ersten sieben Tage der Trauer nicht wieder anziehen dürfen, durch eine Doppelreihe, welche die Anwesenden bilden und die sie mit einem Trostspruche begrüßen, dem Ausgange des Friedhofes zu. Im Trauerhause genießen sie auf bloßer Erde oder einem Schemel ein Ei und etwas Linsen, wieder als Sinnbild der Runde, die der Tod macht; daselbst wird während der sieben oder dreißig Tage Morgens und Abends gebetet von mindestens zehn Personen, indem die Leidtragenden das Haus nicht verlassen dürfen; Tröster gehen ab und zu und am Todtenbette brennt ein Oellämpchen, wird ein Glas Wasser gestellt und ein weißes Handtuch gehängt, was die Reinheit und Entsündigung der heimgegangenen Seele andeuten soll. Die Trauer, in etwas gemildertem Sinne, währt ein ganzes Jahr. Den Leidtragenden, die während der ersten sieben Tage nicht von eigenen Mitteln leben dürfen, werden von allen Seiten zubereitete Nahrungsmittel zugesendet. Ein zu diesem Zwecke beinahe in jeglicher Gemeinde bestehender Verein, benannt »Tröster der Trauernden« sendet überdieß den angemessenen Betrag eines Wochenbedarfs, nebst einer versiegelten halbvollen Büchse, welche oben eine schmale Oeffnung hat, in das Trauerhaus, welche Summe der Reiche nach Verlauf der Trauertage zu Gunsten des Vereines mit einer beliebigen Spende vermehrt wieder in die Büchse wirft, und der Arme, ohne hierüber erröthen zu dürfen, für sich behält. M. E. Stern. (Sonntagsblätter).

*** (Grausame Sitte.) Die meisten Bewohner der Tonga-Tabu-Inseln haben die ersten zwei Glieder des kleinen Fingers an jeder Hand weg. Sie schneiden sich dieselben zum Zeichen des Schmerzes ab, wenn sie ihre Häuptlinge oder Eltern verlieren. Die Mütter selbst begehen die Barbarei, beim Tode eines verehrten Häuptlings an ihren Kindern diese grausame Sitte mit den Zähnen vorzunehmen. Die Wunde wird darauf mit glühenden Kohlen gebrannt und vernarbt so.

Elementarereignisse.

(Überschwemmung.) In den letzten Tagen des Monates März und den ersten des Monates April wurden fast alle Flußgegenden in Deutschland und den angränzenden Ländern von furchtbaren Hochwässern verheert. Beginnen wir bei Böhmen. Hier haben (28., 29. und 30. März) die Wottawa, Wolinka, Sazawa und Beraun viele Felder verwüstet, Brücken abgerissen, letzterer Fluß in mehren Dörfern, namentlich in Lahowic und Lahowicka, viele Gebäude zerstört. Die Moldau erreichte in Prag eine Höhe von 17′ 3″ über Normale, setzte 114 Gassen und 946 Häuser der Hauptstadt, einen großen Theil des Smichow und ganz Karolinenthal unter Wasser, beschädigte in letzterem mehre Häuser so, daß sie einstürzten, verheerte alle Inseln, Felder und Gärten, die an den Ufern lagen, ja brachte das Leben vieler Menschen in Gefahr, die nur durch die selbstaufopfernde Hilfe Anderer gerettet wurden. In Prag ertranken 2 Personen durch eigene Unvorsichtigkeit. Gleiche Schrecken und Verheerungen verbreitete die Moldau auf ihrem ganzen weitern Laufe bei Lieben, Holešowic, Troja, Selc, Rostok, Klecanky, Dolan, Kralup, Weltrus, am furchtbarsten aber bei den Dörfern Wrbno und Hořin, in deren Nähe sie in die Elbe fällt. Hier an der Vereinigung beider Flüsse ist eine große weite Niederung, die nun in einen See verwandelt ward. Die Schäden, welche die schreckliche Fluth hier anrichtete, sind noch nicht ganz erhoben, man mag sie ungefähr ermessen, wenn man hört, daß ein Dorf (Kelle), das etwa 80 Nummern zählte, so ganz verschwunden ist, daß nur drei bewohnbare Wohnungen blieben. In ihrem früheren Laufe, namentlich bei Lissa, hatte die Elbe schon Dörfer, Felder und Wiesen verwüstet, weit furchtbarer wirkte sie aber nach ihrer Vereinigung mit der Moldau. Gegenüber von Leitmeritz bildete sie einen See von etwa 2 Stunden Breite, einen See, in welchem 19 Ortschaften standen. Die Angst der Bewohner, der Schaden, den sie litten, war ungeheuer. Ihre Felder sind auf viele Jahre hinaus unbrauchbar gemacht, ganze Dörfer müssen von ihrem gegenwärtigen Standpunkte höher verlegt werden. Im Leitmeritzer Kreise sind in beiläufig 40 Ortschaften über 300 Gebäude ganz eingestürzt, gegen 230 stürzten theilweise ein oder wurden bedeutend beschädigt. Ein Glück überall, daß die Hauptmasse des Eises größtentheils schon abgegangen war; sonst wären diese Dörfer gänzlich vernichtet worden. In Aussig schwammen ungeheure Vorräthe an Kohlen und Holz fort. Auf ihrem Laufe durch Sachsen, Preußen ꝛc. richtete die Elbe die ärgsten Verwüstungen an. Schandau, Pirna, Meißen waren zum größten Theile unter Wasser. In Dresden erreichte die Elbe eine Höhe von 21 Fuß über 0, und ein großer Theil der Stadt war überfluthet. Am 31. März stürzte an der schönen Dresdner Brücke ein Theil des Pfeilers mit dem Kruzifix ein; man glaubte den Schaden wieder repariren zu können, aber am 19. April senkte sich ein Bogen der Brücke und bekam einen Riß, so daß befürchtet wird, man werde dieß schöne Bauwerk ganz abtragen müssen. In Niedergohlis verunglückten drei Menschen. Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn war bei Coswig über 1 Elle hoch unter Wasser. In Magdeburg waren (1. Apr.) viele Gassen überschwemmt, mehre Dämme durchgerissen, die Kommunikation mit Berlin unterbrochen. Bei Barby verursachte das Wasser der Elbe und Saale Durchbrüche und Überströmungen der Dämme und überfluthete Stadt und Umgegend. Auch im unteren Laufe der Elbe waren die Verheerungen sehr groß. — In denselben Tagen traten der Rhein, Neckar, der Main, die Pegnitz, Regnitz und die Mosel aus. Der Marktflecken Stein ward nebst der Überschwemmung auch von einem Wolkenbruche und Hagel verheert, der Häuser zerstörte, und durch welchen 15 Menschen und 100 Stück Vieh umkamen. Auch in den Städten Heidelberg und Mannheim ertranken mehre Menschen. In Frankfurt a. M. senkte sich einer der mittleren Pfeiler der Mainbrücke und stürzte am 3. Apr. ein Stützpfeiler ein. Bei Fürth ward eine Brücke weggerissen, Nürnberg, Bamberg, am Rhein Worms, Mainz, Koblenz, Ehrenbreitstein (wo am 28. ein Felsen herabstürzte und Fort Helfenstein beschädigte), Köln, Deutz, Düsseldorf ꝛc. ꝛc. waren mehr oder weniger im Wasser. In Rheinbaiern, in den Dörfern am Haardgebirge hatte schon am 25. März das von den Bergen herabströmende Schneewasser bedeutende Schäden angerichtet. Auch die Weser trat aus, brach am 31. März bei Bremen einen Deich durch, zerstörte und beschädigte 42 Häuser und begrub einige Menschen und Vieh in ihren Wellen. Arge Verwüstungen richtete auch am 29. bis 31. März die Oder in Schlesien und im April die Weichsel in Preußen an. Die Donau überschwemmte am 29. März den südlichen Theil von Ulm und einen großen Theil von Neu-Ulm, und verursachte auch in und um Regensburg (wo auch die Regen angeschwollen war) vielen Schaden. Am 3. April war die ganze Umgebung von Preßburg unter Wasser. Die Nebenflüsse, welche die Donau in Oesterreich und Ungarn aufnimmt, waren gleichfalls hoch geschwollen, bei Lundenburg und Branowitz wurden von der Thaya die Dämme beschädigt, und dadurch die Eisenbahnfahrt zwischen Brünn und Wien gehemmt. Die Schwarzawa, Zwittawa, Iglawa, welche alle drei vereint der Thaya zufließen, ferner die March, die Raab, die Waag, die Eipel schwollen hoch an und verstärkten nach verheerendem Lauf die hohen Wogen der Donau. Am 10. April schwoll die Theiß in der Marmarosch auf, über 2000 Ctr. Salz gingen auf Flößen zu Grunde, 5 Steuerleute ertranken. An der Zagyva, einem Nebenflusse der Theiß, stürzten in Jaßbereny in Folge des Austrittes des Flusses 80 Häuser ein. In der Steiermark richtete am 17. April die Mur mit ihren Zuflüssen gleichfalls Schäden an. Über Dornbach und Hernals bei Wien entleerte sich am 24. April ein ungeheurer Wolkenbruch, so daß der Alserbach furchtbar anschwoll und mehre Vorstädte Wiens so gewaltig überschwemmte, daß in manchen Häusern das Wasser 5 bis 6 Schuh hoch stand. Was den Fluthen im Wege lag, wurde verheert. Zugleich schlug der Blitz in Währing in das Haus eines armen Weinhauers ein und brannte es nieder.

Bei Klattau erschlug am 25. April der Blitz eine Bürgersfrau.

Die Nacht im Speßart.

Ein Märchen. Von Paul Aöper.

Die Sonne war zur Rast gegangen, über den Speßart zog ein schweres Gewitter herauf. Bleigraue Wolkenmassen häuften sich am Himmel und senkten sich tiefer und immer tiefer, daß sie fast die Wipfel der mächtigen Tannen streiften; derbe Windstöße brausten durch den Forst und scheu flohen die Thiere des Waldes in das Dickicht, um Schutz zu suchen vor dem herannahenden Wetter. Unten aber auf dem dunkeln unwegsamen Pfade trabten fünf Reiter einher, so schnell als es die übermüdeten Rosse auszuhalten vermochten; sie hatten sich nach und nach auf der Straße zusammengefunden, und der gemeinsame Wunsch nach einem gastlichen Obdach trieb sie jetzt zur Eile. Der unter ihnen der Vornehmste zu seyn schien, war ein Mann mit stolzen, wilden Zügen, in einem feinen grünen Jagdkleide, den Hirschfänger an der Seite. Ihm folgten zwei wohlbewehrte Diener. Dem Jäger zur Rechten ritt auf einem starken Schweißfuchs ein kräftiger Mann, mit wettergebräuntem Antlitz, zuweilen, wenn der Wind den langen Mantel zurückwarf, sah man die Ausrüstung eines Hauptmanns der kaiserlichen Reiter. Zur andern Seite, eine halbe Pferdeslänge hinter dem Grünen, zeigte sich auf einem langbeinigen Falben, in schlechter Haltung sitzend, ein Mann mit verlebten listigen Gesichtszügen; der Schnitt seiner schwarzen Kleidung verrieth einen reichsstädtischen Bürgersmann oder Beamten, und der lange Degen, welcher von seiner Hüfte herabhängend die dürren Flanken des Kleppers schlug, paßte schlecht genug zu dem feigen und stubenhockerischen Aussehen seines Besitzers.

Schon fielen einzelne schwere Tropfen herab, schon wurde es fast unmöglich den Pfad auf zehn Schritte vor sich zu unterscheiden, da zeigte sich ein ärmliches Bauernhaus am Wege. Wie auf Verabredung parirten die Reiter ihre Rosse und saßen ab. Während die Diener des Herrn im Jagdkleide bemüht waren, die Pferde unter einen halbverfallenen Schoppen in Sicherheit zu bringen, näherten sich die Andern dem Eingange der Hütte, aus dem so eben ein hochgewachsener junger Landmann heraustrat.

»Hollah, Bauer, Quartier für die Nacht!« schrie der Soldat. »Und Futter für die Pferde und einen Imbiß für uns,« setzte der im grünen Kleide hinzu. — »Ihr sollt mit allem bedient werden, was ich habe,« erwiederte der Landmann, »aber ich habe nur wenig.« — »Wir fordern auch nicht mehr als alles was Du hast,« sagte der Grüne höhnisch und trat mit den Andern in das Haus hinein.

Drinn in der Stube saß ein silberhaariger Greis am Ofen; er starrte ausdruckslos vor sich hin, denn die Nacht der Blindheit hatte sich auf seine Augen gelagert. — Der Reiter blickte verdrießlich in dem ärmlichen Gemache umher. »Womit willst Du uns bewirthen Bauer?« — »In einer halben Stunde sollt Ihr einen frischen Braten vor Euch haben, Herr Rittmeister.« — »Einen Braten? gut, aber wie steht es mit dem Trunke?« — »Klares treffliches Quellwasser, Herr, sonst nichts.« — »Wie, Du Schurke, Wasser? Ich habe in meinem Leben kein Wasser getrunken, außer einmal, wo wir einen Fluß passirten und ich mit dem Gaul in eine Untiefe gerieth.« Der Bauer zuckte die Achseln. »Aber Freund,« fiel jetzt der Schwarzgekleidete ein, der inzwischen mit Späherblicken das Gemach durchforscht hatte, »was steckt denn da unter der Lade für ein rundes hölzernes Ding?« Wie der Blitz fuhr der Offizier auf den bezeichneten Gegenstand los, aber eben so rasch hielt ihn der Bauer zurück: »Mit Verlaub, Herr Rittmeister, das ist allerdings ein Fäßchen Wein, ich habe es mit schwerem Gelde erkauft, um jeweilig die hinfällige Natur meines alten Vaters zu erquicken, laßt es mir darum — ich bitte — unangetastet.« — »Toller Hund,« fuhr jetzt der Grüne zornig drein, »willst Du, daß man Dir den Schädel platt schlägt? glaubst Du, daß man Dir ein paar Tropfen Wein nicht bezahlen kann?«

»Vom Bezahlen will ich just nichts gesagt haben,« meinte der Rittmeister, »unsereins braucht sich auf dergleichen nicht einzulassen, da es Pflicht der Bürger und Bauern ist, daß sie den Mann frei halten, der draußen im Felde sein bestes Herzblut für sie verspritzt. Aber jetzt, aufgemacht das Fäßlein, oder es soll Dir schlimm ergehen!«

Einen Augenblick stand der Bauer mit blitzenden Augen und geballten Fäusten inmitten der Stube, aber ein Blick auf den zitternden Greis brachte ihn zur Besinnung. Er zog das Fäßlein hervor, stellte ein paar Zinnbecher auf den Tisch und schritt seufzend hinaus, in eine Art von Küche, wo er das Hinterviertel eines feisten Rehbocks abschnitt und einer alten Magd bedeutete, dasselbe möglichst schnell zurechtzumachen. Wie er so dastand und mit verschränkten Armen in das lustig emporprasselnde Herdfeuer blickte, trat ziemlich durchnäßt ein neuer Ankömmling von der Straße herein. »Ihr werdet wohl noch ein trocknes Winkelchen für mich haben, guter Mann, wenn Ihr gleich, wie ich an den Pferden draußen sehe, schon hinlänglich mit Gästen versorgt seyd.« — »Geht nur in die Stube,« versetzte der Landmann, »ich will's Euch bei dem Wetter nicht abschlagen.«

Der Fremde öffnete ein wenig die Thüre, überblickte die Anwesenden, horchte ein paar Sekunden und trat dann wieder in die Küche. »Ihr habt da vornehme Gäste, die führen ja gewaltig hochtrabende Reden! Thut aber nichts, ich weiß doch wen ich vor mir habe, 's ist kein Literatus oder Doktor darunter, obgleich der schwarze Kanzleifederfuchser von weitem so aussieht. Den Edelmann erkenne ich an seinem hochmüthigen Geschwätz und der Soldat verräth sich wie ein Vogel durch Gefieder sowohl als Gesang.«

»Es mag immerhin so seyn,« entgegnete der Landmann düster, »wär's aber nicht um der guten Waffen willen, die sie bei sich führen, ich würfe die Kerls alle drei zum Hause hinaus.« — Er erzählte nun dem Fremden, wie sich seine Gäste zuvor so gewaltthätig gegen ihn benommen.

»Ei, laßt Euch das nicht anfechten,« tröstete der Fremde, »dieß Volk ist von Alters her gewohnt in der Hütte des Armen den Herrn zu spielen; fügt Euch der Übermacht und seyd behutsam, ich kenne den Junker im grünen Rocke und weiß, daß er zu Zeiten gefährlich werden kann; aber mit List und Demuth kömmt man

überall durch und im schlimmsten Falle dürft Ihr darauf rechnen, daß ich Euch aus allen Kräften beistehe.«

»Ihr mir beistehen? Hm, Ihr seht doch etwas schwächlich aus, und dann Freund, ich kenne Euch ja selbst noch gar nicht; wer seyd Ihr denn?«

»Ein fahrender Scholastikus und ein Mann, der etwas gelernt hat, damit gib Dich zufrieden, Bauer, denn was würde es nützen die sämmtlichen Disciplinen aufzuzählen, in denen ich trotz meiner Jugend namhafte Leistungen aufzuweisen hätte. Uibrigens habe ich auch Chemie studiert und vermöge der Anwendung, welche diese Wissenschaft auf die bürgerliche Kochkunst findet, behaupte ich, daß die Alte dort die Rehkeule schmählich mißhandelt. Gib her, ich will Dir helfen und Du sollst sehen, daß ich mich eben so gut auf den Bratspieß verstehe, als auf höhere Dinge.«

Damit griff der etwas bleich und wüst aussehende junge Mann rüstig zu, so daß das kräftige Gericht binnen kurzem in duftender Vollendung auf einer rußigen Eisenpfanne lag. Der Hauswirth trug nun die Speise den ungeduldigen Gästen hinein, der wandernde Student aber folgte und nahm gelassen am Tische Platz, ohne von den Uibrigen sonderlich beachtet zu werden.

Der Rittmeister schnitt alsogleich einen derben Bissen von dem Braten herunter und legte ihn prüfend auf die Zunge. »Ganz passabel!« sagte er dann und strich den fettgewordenen Schnauzbart in die Höhe; »ich bin mit Dir zufrieden, Bauer, und Du kannst Dich allenfalls zu uns heesetzen, wir wollen es heute mit der Rangordnung nicht zu genau nehmen.«

Der junge Landmann leistete dieser Aufforderung Folge, indeß seine Gäste mit vom Weine geschärftem Appetit über die Schüssel herfielen. Eine halbe Stunde verging so in angenehmer Thätigkeit, da lehnte sich der Offizier, um einen Augenblick Athem zu schöpfen, im Stuhle zurück. Seine Blicke streiften über die Gesellschaft hin und blieben dann lange auf dem Hauswirthe haften. »Sag' einmal, Bäuerlein, wie nennt man Dich?«

»Konrad, Herr Rittmeister.«

»Nun höre, Konrad, Du bist nicht immer hinterm Pfluge gestanden, Deine gerade mannhafte Haltung, Dein fester Blick und präcises Antworten, wobei Du nie versäumst, wie es im Militär gebräuchlich, die Charge des Angeredeten beizufügen, dieß alles läßt mich vermuthen, daß Du eine Zeit lang den Soldatenrock getragen.«

»Warum sollt' ich's läugnen,« entgegnete Konrad lächelnd, »ich bin allerdings sechs Jahre hindurch in des Kaisers Sold gestanden, und zwar eben da wo Ihr, Herr Rittmeister, nämlich unter den Küraßreitern.«

»Diavolo! das freut mich von Herzen, bist mir doch von Anfang nicht vorgekommen wie ein gewöhnlicher Bauer. Aber warum hast Du den Dienst quittirt?«

»Als meine Zeit um war, erfuhr ich gerade, daß die Mutter gestorben und der Vater schier erblindet sey, da konnte ich denn nicht daran denken mich auf's Neue engagiren zu lassen und eilte heim. Der Rittmeister sah freilich schel drein und machte mir die schönsten Versprechungen, allein ich ließ mich nicht halten, obgleich es letztlich fast zu Händeln kam.«

»Zu Händeln? wie so?«

»Ei, ich war schon auf dem Heimwege begriffen, als mir noch ein Wachtmeister nachkam und mich auf alle Weise zum Umkehren bereden wollte; ich ließ ihn sprechen und blieb auf meinem Sinne, da ward er böse und schimpfte, ja er zog endlich vom Leder. Ich parirte jedoch seinen Hieb mit dem Wanderknittel und schlug so derb nach, daß der Schelm wie vom Wetter getroffen zu meinen Füßen lag. Ihr könnt wohl denken, daß ich mich dann eilig aus dem Staube machte.«

Der Offizier ward bei diesem Berichte ganz kupferroth vor Zorn. »Was, Du Schurke,« rief er wüthend, »Du hast es gewagt Deinen Wachtmeister niederzustrecken?«

»Nicht meinen Wachtmeister,« entgegnete Konrad heftig, »ich war nicht mehr Soldat in jenem Augenblicke, und wehrte mich nur meiner Haut.«

»Alles einerlei,« brüllte der Rittmeister, »ich verhafte Dich hiemit im Namen seiner römisch-kaiserlichen Majestät und liefere Dich dem ersten besten Regimente aus, auf das ich stoße.«

»Darin habt Ihr vollkommen Recht,« bemerkte der im grünen Kleide, »das gemeine Pack wird täglich keder, man muß es mit scharfen Stangen zäumen.« — Auch der ältliche Mann im schwarzen Gewande nahm jetzt das Wort: »Ihr thatet grob Unrecht, Freund Konrad, bemeldetes Faktum zu erzählen, dergleichen muß man nie eingestehen, — si quid fecisti nega. Da Ihr es einmal gestanden habt, so ist der Herr Rittmeister vollkommen im Rechte, denn, abgesehen von der Gewaltthätigkeit des Verfahrens, so war doch jener Unteroffizier immer ein Höhergestellter als Ihr, auch wenn Ihr damals nicht mehr Soldat gewesen, — gegen einen Höhergestellten gibt es aber keine Nothwehr!«

Konrad wollte dessenungeachtet Anstalt treffen sich zu vertheidigen, aber sein Nachbar, der Schüler, zupfte ihn am Kleide und flüsterte ihm zu: »Gebt nach, gebt nach für den Augenblick.« Dann sprach er laut: »Ihr habt offenbar Unrecht, Konrad, und Widerstand kann Euere Sache nur verschlimmern; fügt Euch also geduldig und bleibt ruhig auf Eurem Sitze, damit wir nicht Alle gegen Euch auftreten müssen.« Der Landmann, dem es nicht an Verstand fehlte, reichte sonach mit stummem Zähneknirschen seine Hände hin, die der Kriegsmann, sehr geübt, mit einem leichten Stricke fesselte, und worauf er dann eine seiner Pistolen neben sich legte, um jeden Versuch zur Flucht zu vereiteln.

»Wie wäre es, meine Herren,« sprach jetzt der Student wieder, »wenn wir uns nach gestillter Leibesnothdurft und zur Verscheuchung odiöser Gedanken einen kleinen Zeitvertreib machten, etwa ein Spielchen?«

»Ihr seyd ein kluger Kerl,« sagte der Rittmeister, »es ist das Beste, was wir thun können.« Er befühlte hurtig seine Taschen und sprach dann ärgerlich: »Teufel, da habe ich bei dem schnellen Ritte vorhin mein Spiel Karten verloren, — aber halt, da sind ein paar Würfel; wohlan, wer hält mit?«

»Ich nicht,« sagte der Grüne, »ich spiele nicht mit jedermann — der fremde Herr da —«

»O wenn Ihr mich meint, sehr edler Herr,« rief stolz der Student, »so wisset, daß ich die Gottes- und Weltweisheit, nebstdem Chemie, Magie und andere erhabene Wissenschaften studiert habe, überdieß aus einem

edeln schwäbischen Geschlechte stamme, mein Name ist: Philippus, Aureolus, Theophrastus, Paracelsus, Bombastus von Hohenheim.«

»Ein langer Name für einen kurzen Wintertag!« rief der Offizier, aus vollem Halse lachend. Der Grüne aber sprach: »Vergebt Herr Student, ich nähme keinen Anstand mehr, aber ich kann nicht spielen, da ich mich beim Wegreiten von meinem Schlosse auf eine Hirschhetze nicht auf ein Spiel versehen habe.«

»Und ich,« bemerkte der Schwarze, »bin nicht gesonnen, gegen die Verordnung eines hohen Rathes zu verstoßen, die Würfel- und andere Glücksspiele untersagt.«

»Meinetwegen!« lachte der Soldat, »so spielen wir allein; hier sind vierzig blanke Brabanter.« Er warf einen schweren Beutel auf den Tisch.

Der Student knüpfte seinen Ledergurt auf, zählte, und legte eine gleiche Summe hin. Die Würfel begannen zu rollen, der Rittmeister gewann fünf- bis sechsmal, dann schlug das Glück um und blieb auf der Seite des Studenten, bis von den vierzig Thalern des Kriegsmannes fünfundzwanzig in die Tasche seines Gegners gewandert waren. Jetzt hielt der fahrende Schüler inne: »Ihr habt heute gerade einen unglücklichen Tag Herr Rittmeister, laßt uns aufhören.« — »Was fällt Euch ein!« schrie der Soldat erbittert; »fortgespielt, sage ich.« — »Nun so will ich Euch mindestens einen billigen Vorschlag machen,« fuhr der Student fort; »seht Herr Rittmeister, es könnte Euch doch in Verlegenheit bringen, wenn Ihr so ganz blank von hinnen gehen müßtet, der Soldat erwirbt das Bischen Geld sauer genug, ja oft mit größter Lebensgefahr; ich meinerseits spiele mehr um der Ehre als des Geldes willen, — da ist der Konrad, Ihr habt auf ihn Beschlag gelegt, er ist also gewissermaßen Euer Eigenthum — ich nehme ihn statt baaren Geldes und zwar für dreißig Thaler.«

»Was wollt Ihr damit sagen, junger Herr?« fragte der Rittmeister mit bedenklichem Gesichte.

»Ei nun, nichts mehr und nichts weniger, als daß mich der Bursche, den ich nur für einen Hitzkopf ansehe, dauert, und daß ich ihm Gelegenheit verschaffen möchte, wohlfeilern Kaufes loszukommen. Bedenkt, es ist doch nicht wahrscheinlich, daß Ihr noch dreißig Würfe verlieren solltet.«

Der Rittmeister besann sich lange. »Hm,« brummte er endlich, »ich habe mir die Silberlinge freilich mit etlichen Löchern in der Haut erkauft, denn der schwedische Reiter, dem ich Leben und Beutel nahm, hat sich tüchtig gewehrt — zudem scheint mir der Konrad ein ziemlich braver Kerl und es wäre auch nicht angenehm, sich mit einem Arrestanten schleppen zu müssen — möge also das Glück entscheiden!«

Der Student, der Frau Fortunens Launen besser zu kennen schien als die Andern, lächelte fein, und das Spiel begann von neuem. Binnen einer halben Stunde war es gänzlich zum Nachtheile des Offiziers entschieden. Alle hatten in großer Spannung zugesehen und waren erstaunt über das große Glück des Schülers. »Beim gehörnten Satan!« rief der Rittmeister, »wenn es nicht meine eigenen Würfel wären, ich könnte glauben, es ginge nicht mit rechten Dingen zu. Aber, basta! Ihr habt in aller Form gewonnen und ein Soldat hält auf Ehre. Konrad, Du bist frei, aber hüte Dich künftig Deinem hitzigen Blute Raum zu geben, wenn Du mit Leuten zu thun hast, welche diesen Rock tragen.«

»Ach, Herr Rittmeister,« rief Konrad ganz entzückt über die Wendung, welche der fatale Handel genommen hatte, »Ihr glaubt nicht, welche Noth ich zuweilen mit meinem Hitzkopfe habe; erst neulich gab's wieder eine Geschichte, die mir hätte schlimm bekommen können.«

»So? erzähle doch.«

»Seht, Herr Rittmeister, ich pflege in den Abendstunden, oder wenn es sonst freie Zeit gibt, allerlei Geräthe und Spielsachen aus Holz zu schnitzen, eine Kunst, die ich bereits in früher Jugend erlernt. Wenn ich einen Vorrath von dergleichen habe, ziehe ich fort, um meine Waare in den benachbarten Städten abzusetzen. So kam ich kürzlich nach Aschaffenburg, wo ich unter andern in dem Hause eines Rathsmannes einsprach, dessen Kinder große Lust an meinen Puppen und Reitern bezeigten. Aber die Hausfrau marktete und drückte mich mit dem Preise auf's Blut. Während dieses Hin- und Herredens kam der Herr dazu, nannte mich einen unverschämten, diebischen Bauernlümmel und gab mir noch anderweitig harte Worte, so daß ich unwillig meine Waare zusammenpackte und die Stube verließ. Der Rathsmann kam mir jedoch glühenden Antlitzes auf die Hausflur nach und sprach von »in den Thurm werfen lassen« und dergleichen. Ich griff ärgerlich in meinen Korb und zog ein Figürlein heraus, das ich einmal zum Scherz geschnitzt, ein kleines grämliches Kerlchen, mit Mantel, Barett und Schmeerbauch, wie man dieß alles zu Zeiten an den Rathsherren in der Stadt zu gewahren pflegt. Da, Herr, sagte ich, nehmt den Affen, der diebische Bauer macht ihn Euch zum Geschenk. Der Rathsmann blickte auf das Männchen und dann auf den eigenen Wanst, und hieb mich statt aller Antwort mit einer kurzen Lederpeitsche über den Kopf. Jetzt aber wallte in mir das Soldatenblut auf, ich setzte den Korb weg, faßte meinen Mann und walkte ihn durch nach Herzenslust, dann schleuderte ich ihn in einen Winkel und gab Fersengeld, damit ich nicht den Schandpfahl zu kosten bekäme.«

Der Rittmeister brach in ein wüthendes Gelächter aus, als Konrad so erzählte, allein der Mann im schwarzen Kleide erhob sich von seinem Sitze und ging auf den verblüfften Redner los. »Du hast Dich verrechnet, Freund Konrad,« sprach er mit heiserer Stimme, »der Schandpfahl soll Dir nichtsdestoweniger zu Theil werden; ich bin Klaus Horner, der Stadtschreiber von Aschaffenburg, und habe so gut wie meine sämmtlichen Kollegen schon längst nach dem unbekannten Uebelthäter umhergespürt. Im Namen eines hohen Rathes nehme ich Dich hiemit gefangen, und rathe Dir Dich gutwillig zu ergeben, widrigenfalls mir die Herren hier beistehen werden, Dich zu gewältigen.«

»Auf mich rechnet nicht, Herr Stadtschreiber,« bemerkte der Offizier, »denn ein Mann, der den Harnisch getragen hat, darf sich nicht prügeln lassen, wie ein Hund.«

»Ich aber stehe Euch zu Diensten,« fiel jetzt der Grüne ein, »und meine Knechte sollen gleich die Thüre besetzen; es ist Zeit, daß man dem groben Bauernvolke durch den Sinn fahre.«

»Geduld, Ihr Herren,« rief jetzt der Student, »bei der ganzen Sache ist ein Mißverständniß im Spiele.« Er zog den Beamten bei Seite und sprach leise zu ihm: »Mir ist der Vorfall, den Konrad da aufgetischt hat, schon früher bekannt gewesen, und so muß ich auch sagen, daß der Bursche mit etwas geprahlt hat, was er gar nicht that. Ich kenne den Mann, der den Rathsmann maltraitirte und versichere Euch, daß er weit von hier ist. Lasset darum die Sache auf sich beruhen und erlaubt, daß ich Euch zur Unterstützung meiner Gründe die fünfundzwanzig Kronen anbiete, die ich dem Offiziere abgewonnen.« Der Stadtschreiber, welcher anfangs etwas ungläubig dreingesehen hatte, wurde bei Erwähnung der Brabanterthaler schnell umgewandelt. »Wenn ich wüßte, daß Eure Angabe richtig und daß es wirklich ein Anderer gewesen ...« — »So wahr ich dieses Geld ehrlich gewonnen!« unterbrach ihn der Student und drückte ihm den Beutel in die Hand. Der Rathsbeamte ließ das Metall in die geheimen Tiefen seiner Tasche hinabgleiten und wandte sich dann zu den Uibrigen: »Der Herr hier hat mich so eben von einem Umstande überzeugt, der die Sache völlig ändert. Konrad, Du hast gelogen und es war einfältig von Dir, mit einem Frevel zu prahlen, den Du nicht verübt; der Spaß hätte Dir schlecht bekommen mögen!« Er nahm würdevoll seinen Sitz wieder ein, indeß Konrad, dem sein Helfer bedeutsam zugewinkt, ein paar unzusammenhängende Worte herstotterte.

Der Grüne schien mit dem Ausgang der Sache unzufrieden, der Rittmeister aber lachte nur und sprach: »Weg mit den sauern Gesichtern Ihr Herren, und laßt uns fröhlich seyn, so lange das Fäßlein dauert; Du Konrad besonders halte Dein unvorsichtiges Maul und nimm dort die Zither vom Nagel herunter, wahrscheinlich verstehst Du Dich darauf, wie käme sonst das Instrument in die Waldhütte her.«

»Ich habe allerdings ein paar Griffe gelernt,« versetzte Konrad, »und zwar von einem Kameraden, der dann im Gefechte blieb und mir das Ding zum Andenken vermachte; es will aber nicht viel bedeuten, was ich kann.«

»Alles einerlei,« meinte der Offizier, »singe was Du willst und wie Du willst, aber singe nur.« Und Konrad ergriff das Instrument und sang:

Sey mir gegrüßt, mein Tannenbaum,
An dem mein Aug sich weidet,
Weil immerdar dein schlanker Wuchs
In frisches Grün sich kleidet.

Deß' Zweig in rauher Winternacht,
Bepflanzt mit hundert Kerzen,
Zum Christbaum schön herausgeputzt,
Erfreut der Kindlein Herzen.

Du brauchst kein üppig Gartenland,
Geschützt vor'm rauhen Norden,
Bist stark und groß in fels'ger Schlucht,
In Sturm und Nebel worden.

Zwar beutst du nicht, wie die im Thal
Viel tausend Blüthen und Düfte,
Doch ragt dort keiner so hoch wie du
In Gottes blaue Lüfte.

Und mag den Fant dort hinter'm Zaun
'ne Last von Aepfeln drücken,
Nie wird sein Zweig des Jägers Hut,
Den Helm des Reiters schmücken;

Wer wird denn auch zu kühner That
Solch sanfte Zweiglein tragen?
Doch prangt der Tannenbruch am Haupt,
Das paßt zum Jagen und Schlagen

»Gut gemacht, Konrad!« rief der Rittmeister und klatschte in die Hände. Auch der fahrende Student gab seinen Beifall zu erkennen. Die Andern jedoch schwiegen still, besonders der im grünen Kleide. Er hatte mehr Wein getrunken als die Uibrigen und schien jetzt die Wirkung desselben zu empfinden, die angeborene Bosheit seines Innern trat immer deutlicher hervor. Wild und verstört blickte er um sich, murmelte allerlei schlimme Worte vor sich hin und schoß zuweilen einen giftigen Blick auf Konrad.

Als nun der Offizier einen Andern aufforderte etwas zum Besten zu geben, sagte er verächtlich: »Es war ein dummes Lied, was der Bauer da gesungen hat, ein zahmes Geplärr! Ich will Euch was besseres singen.« Er riß dem Konrad die Zither weg, und präludirte stürmisch und begann:

's war einmal ein rüstiger Jägersmann —

»Mit Vergunst edler Herr,« unterbrach ihn der Student rasch, »ich kenne das Lied und rathe Euch freundlichst es nicht zu singen. Die heutige Konstellation ist nicht günstig, überhaupt ist's nicht wohlgethan eine solche Ballade in diesem Waldgebiete auf's Tapet zu bringen, am wenigsten in der Nähe der Mitternachtsstunde und bei so fürchterlichem Wetter.«

Und wirklich hatte jetzt die Wuth des Gewitters den höchsten Punkt erreicht; von allen Seiten fuhren Blitze hernieder und der Donner krachte unaufhörlich, daß das Haus in seinen Grundfesten erbebte. Hie und da flammte draußen im Forste eine riesige Tanne in hellem Brande auf, während Wipfel und Aeste prasselnd herabstürzten.

Der Grüne aber brüllte dem Studenten zornig entgegen: »Laßt mich in Frieden Ihr abgeschmackter Kerl! Solch Wetter ist mir eben recht und ich werde singen, wenn auch mich und Euch alle der Böse holen müßte.« Und er hub von neuem an:

's war einmal ein rüstiger Jägersmann,
Den konnte nichts besser ergötzen,
Sobald es zu tagen im Osten begann,
Als trinken und buhlen und hetzen;
Doch mehr als die Weiber und mehr als der Wein
Thät baß ihm das Waidwerk behagen,
Drum sah man ihn täglich in Feld und Hain,
In Thal und Gebirge beim Jagen.

Er jagte wenn's Glöcklein zur Messe rief,
Er pürschte Nachmittags beim Segen,
Und Nachts oft ist er, wenn alles schlief,
Noch draußen im Walde gelegen;

Er hetzte zu Tode bald Roß, bald Hund,
Hat manchen Knappen erschlagen,
Der ihm nicht recht zu Gesichte stund,
Da draußen beim stürmischen Jagen.

Und als es zum Sterben gekommen war,
Da treibt ihn Sankt Peter von dannen:
»Hinweg mit dir aus der Seligen Schaar,
Zurück unter Berge und Tannen!
Und daß du vergangene Frevel erkennst,
Soll rastlos Gelüste dich plagen,
Und hoch in den Lüften, ein grauses Gespenst
Sollst jagen, in Ewigkeit jagen!«

Da jagt er nun fort, wenn der Nordwind saust,
In der schwarzen Mitternachtsstunde,
Und die Peitsche knallt und der Rappe braust
Zum Gebell der umschwärmenden Hunde,
Und des Hifthorns wilder entsetzlicher Klang
Tönt weit, von dem Sturme getragen,
In des Landmanns Ohr, der stumm und bang
Sich bekreuzt vor dem höllischen Jagen!

Kaum war der letzte Ton des Gesanges verhallt, da erleuchtete minutenlang ein schwefelgelber Schein das Gemach und ein gräßlicher Donnerschlag erschütterte das Haus, daß die Weinhumpen auf dem Tische zusammenklirrten; gleichzeitig flog die Thür auf und von Regen triefend trat eine mächtige Gestalt in die Stube. Es war ein Mann von ansehnlicher Leibeslänge, in Büffelleder gekleidet, auf dem Hute einen grünen Federschmuck, der jetzt naß und zerzaust herabhing. Er war mit Jagdhorn, Waidmesser und Spieß bewaffnet, und das Haar hing in schwarzen wirren Locken um ein Antlitz, das gelb und verfallen, wie es war, so eben dem Grabe entstiegen zu seyn schien. »Ei seht doch, da gibt es Wein und Musik,« begann er mit dumpfer Stimme, »nun das ist mir eine lustige Herberge! Und Ihr auch da, Herr Guntram von der Lohe?«

»Ihr kennt mich, Herr?« fragte mit Erstaunen der Angeredete; »ich kann mich doch nicht erinnern, Euch jemals gesehen zu haben.«

»Werdet Euch schon erinnern,« erwiederte der Fremde, »sobald ich Euch nur meinen Namen nenne; damit aber will ich Euch erst später überraschen. Wie geriethet Ihr aber unter dieses schlechte Dach und in diese bunte Gesellschaft?«

»Ich bin auf der Jagd von meinen Leuten abgekommen,« antwortete der Herr von der Lohe, »und während des Suchens überfiel mich das Gewitter und die Nacht, so daß ich froh seyn mußte, nur unter Dach zu kommen.«

»Ich aber,« sprach der Fremde, »will erst jetzt meine Jagd beginnen.«

»Wie, zur Nachtzeit und in solchem Wetter?«

»Ei was frägt ein tüchtiger Waidmann nach solchen Dingen! Das Gewitter wird gleich vorüber seyn und dann geht der Mond auf — aber ich bedarf seiner nicht einmal.«

»Wahrhaftig,« rief Herr Guntram, »daran erkenne ich den kühnen, adlichen Jägersmann, obwohl ich, frei gesprochen, noch immer keinen Begriff davon habe, wie man zu solcher Zeit ein Wild ausspüren und verfolgen könne.«

»Mit Pferden, Rüden und Knappen wie die meinen kann man es schon wagen,« versetzte stolz der Fremde, »Ihr könnt Euch bald selbst davon überzeugen, wenn es Euch gefällig ist.«

»Topp! ich nehme Euch beim Worte,« rief der Edelmann in trunkenem Muthe; »jetzt aber nehmt Platz neben mir, edler Genosse, und stoßt an und lasset hoch leben das lustige Waidwerk! Was kann es auch geben, das fröhlicher wäre und mannhafter, als so auf flüchtigem Gaule hinter dem keuchenden Hirsch her über Stock und Steine dahin zu rasen, von der blutlechzenden Meute umringt; und wenn der Bursche endlich nimmer vom Flecke kann und verzweiflungsvoll das Geweih gegen die Hunde senkt, bis ihn endlich das blinkende Eisen des Jägers fällt, — welch wilde königliche Lust!«

»Mit Eurer Erlaubniß, Herr Guntram,« fiel jetzt der Student ein, »ich bin nicht so ganz dieser Meinung. Wenn der Förster den Hasen oder Edelhirsch mit einem sichern Schuße niederstreckt, um einen Braten zu gewinnen oder ein Fell, so lasse ich das hingehen, obgleich hier der Waidmann wenig vor dem Metzger voraus hat. Achtbar und männlich erscheint mir das Waidwerk nur da, wo der Jäger auftritt als Kämpfer für die Sicherheit der Feldfrucht und der Heerden, wo er mit eigener Gefahr den Bär, den Wolf, den Keuler bekriegt. Eine Lust aber aus dem Morde zu machen, das harmlose Gethier des Waldes todt zu hetzen, es von blutdürstigen Hunden zerfleischen zu lassen, und wenn es kraft- und wehrlos dasteht, mit eigener Faust nach Schlächterart zu fällen — das — verzeiht mir, das finde ich naturfeindlich, gedankenlos oder grausam. Habt Ihr noch nie einen Vorwurf gelesen in dem brechenden Auge des gemarterten Hirsches, der zu Euern Füßen verendet? hat Euch das edle Roß, wenn es im tollen Wettlauf gestürzt, mit zerschellten Gliedern daliegt, noch nie den biblischen Spruch in's Herz gerufen, daß sich der Gerechte seines Viehes erbarme? Nein, edler Herr, nie vermöchte ich es über mich, die weiten, grünen Hallen des Forstes mit bewußtem, zwecklosem Morde zu erfüllen!«

Seltsam genug entgegnete der zuletzt gekommene Gast keine Sylbe auf diesen Straffermon des Schülers; sein wildes Auge hing scheu am Boden und nachdenklich stützte er den Kopf in die Hand. Um so erzürnter gebärdete sich der Herr von der Lohe: »Wer hat Euch denn zum Prediger bestellt gegen die adliche Lust, Ihr vorlauter Geselle? Bleibt bei Euern Büchern und kümmert Euch nicht um Dinge, die Euch nichts angehen!« Der Offizier mischte sich jetzt in's Gespräch und meinte ganz treuherzig, es sey etwas von Verstand in der Rede des jungen Mannes. »Mein Gewerbe,« sprach er, »ist wahrlich keines von denen, die das Herz verweichlichen, aber nach dem, wie der Student jetzt gesprochen, wäre mir bei einer Hirschhatz zu Muthe, als sollte ich auf einen Gegner losschlagen, der das Schwert wegwirft und Pardon ruft.«

»O da irrt Ihr gewaltig, Herr Rittmeister,« nahm jetzt der Stadtschreiber das Wort; »es ist aber bei Eurem Mangel an Rechtskunde ganz natürlich. Ich will Euch nur Folgendes fragen: Ist nicht der Wald

dem Edelmann zu eigen, und folglich der Hirsch drinn auch? kann aber mit seinem Eigenthum nicht jeder schalten und walten wie ihm beliebt? Ist es, secundo, nicht die Bestimmung des Hirsches gejagt zu werden? wozu hätte ihm denn der Schöpfer die flüchtigen Läufe verliehen? Tertio: Ist das Waidwerk nicht ein uraltes adliches Herkommen, das der Staat beschützt und geduldet hat zu allen Zeiten? kann aber etwas Unrecht seyn, was durch keinen Gesetzesparagraph verpönt ist? — Ihr scheint Euch auf Euer Gefühl berufen zu wollen, Herr Rittmeister, aber das Gefühl hat nichts mit rechtlichen Untersuchungen zu schaffen.«

»Ja und es kann auch unmöglich ein Vergehen seyn,« fügte ganz unberufen Konrad hinzu, »wenn man durch Noth getrieben ein Stück Wild tödtet. Weiß ich doch wie mir selbst zu Muthe war, als ich gestern früh aufstand und keinen Heller im Säckel, keinen Bissen im Brodschranke finden konnte. Was sollte ich dem Vater zu essen geben? So griff ich denn zur Armbrust und ging hinaus in den Wald, wo es mir nach langem Umherstreifen glückte den Rehbock zu erlegen, von dem die Herren vorhin gespeist.«

»Und wo hast Du das Reh geschossen?« fragte lauernden Blickes der Edelmann.

»Eine Stunde von hier gegen Morgen, wo das Steinkreuz steht.«

»Hund von einem Bauer,« fuhr jener wüthend auf, »dort ist mein Revier, Du hast auf meinem Grund und Boden gewildert! Hollah, herein ihr Knechte!« Die beiden Diener traten ein und griffen zugleich mit ihrem Gebieter Konrad an, der nach einer kräftigen, aber kurzen Gegenwehr überwältigt und gebunden ward.

»Und jetzt Herr,« sprach der Edelmann zu dem Fremden, »da Ihr gewiß von edler Geburt seyd und der Jagdgesetze kundig, sagt selbst, auf welche Art ich den Wilddieben züchtigen soll, der gewiß schon mehr als einmal in meinem Reviere gepürscht hat?«

Der Gefragte, welcher bis zu diesem Augenblicke theilnahmslos geblieben war, richtete sich nun rasch empor. »Ihr könnt ihn,« sagte er ruhig, »in den Thurm sperren und peitschen lassen, oder was Euch sonst mit ihm vorzunehmen beliebt.«

»Was thätet aber Ihr an meiner Stelle?«

»Ich meinerseits ließe ihn auf den Hirsch schmieden.«

»Vortrefflich, er soll auf den Hirsch!« jubelte Herr Guntram. »Einstweilen mag der Schurke im Verließ sitzen, bis ich ein solches Thier aufgetrieben habe.«

»Hm, das könnte ich Euch auf der Stelle verschaffen,« meinte der Fremde, »ich habe auf diesem Grunde freie Jagd und besitze zwei Rüden, die binnen einer Stunde den schönsten Sechszehner lebendig stellen müssen; meine Leute sind augenblicks bei der Hand, ich darf nur in's Horn stoßen.«

»Also könnte die Hetz gleich vor sich gehen?« fragte glühend vor Begierde Herr Guntram.

»Meinetwegen gleich; der Regen hat nachgelassen, der Mond geht auf, das Bischen Wind, was noch draußen bläst, wird uns den Himmel vollends rein fegen. Haben wir das Thier, so bringen wir es sammt dem Bauer da nach Eurem Schlosse und morgen will ich mir den Spaß mit ansehen.«

»Wohlan denn aufgebrochen!« rief der Edelmann und befahl einem seiner Leute indessen bei Konrad Wache zu halten.

»Was mich betrifft,« sagte der Rittmeister und stand auf, »ich erkläre es für eine Scharfrichterei und will meinen Weg weiter fortsetzen. Hättest Du doch Dein Maul gehalten, Konrad, Du hast, bei Gott, eine dumme Offenherzigkeit in Dir.«

Während dem man zum Aufbruch Anstalt machte und nur das Wehgeschrei des blinden Greises durch das Getümmel drang, neigte sich der Student zu dem am Boden ächzenden Gefangenen: »Sey getrost, Konrad, von dem Soldaten und dem Schreiber habe ich Dir geholfen, gegen den Edelmann wird Dir ein Anderer beistehen, ich verspüre so etwas davon.«

Die meisten der Anwesenden verließen nun die Hütte; das Gewitter war im Abzuge, aber noch immer trieb ein Heer von schwarzen Wolken vor dem Sturme hin, nur am Rande der Waldung trat schüchtern in einen hellen Streif am Himmel der Mond hinein. Der Rittmeister hatte zuerst sein Roß aufgezäumt und bestiegen, dann ritt er ohne Wort und Gruß in raschem Trabe fort. Als jedoch dem Herrn von der Lohe sein Pferd vorgeführt wurde, winkte der Fremde ungeduldig zurück. »Laßt doch die Mähre beiseit, die würde Euch zu solcher Jagd schlechte Dienste leisten.« Dann setzte er sein Horn an und stieß hinein, daß es schaurig durch den Forst hallte. Da rauschte es im Gebüsche und ein stattlich in Schwarz gekleideter Knappe führte zwei ungeheure rabendunkle Rosse herbei.

»Aufgesessen, Herr Guntram,« rief der Fremde, in welchem nun plötzlich unheimliches Leben zu erwachen schien, »aufgesessen, sage ich!«

Der Edelmann schwang sich mühsam auf den Rücken des unbändigen Hengstes, der Fremde saß schon längst im Sattel. Im gleichen Augenblicke aber stürzten aus dem Strauchwerk ringsum Hunde, Rosse und Jäger in wilder Verwirrung hervor; die Jäger stumm und starr im Sattel aufgerichtet, die Gäule toll und schnaubend, die Hunde mit ängstlichem Geheul im Kreise umherstöbernd, alles aber wie aus schwarzem Nebel geformt, in schwankendem Umriß, gespensterhaft.

Die Pferde, welche unter dem Schoppen standen, stampften und suchten sich loszureißen, der Stadtschreiber und die beiden Knechte fühlten sich von bangem Grausen erfaßt; nur der Student hielt den Blick auf den Herrn von der Lohe geheftet. Dieser sah ungewöhnlich blaß aus. »Ihr habt da seltsame Waidgesellen, Herr Ritter, und auch von Hunden und Kleppern habe ich nie so wunderliche Art gesehen.«

»Das ist just alles so wie ich's brauche,« erwiederte der Fremde trocken. »Aber nun aufgepaßt, der Hirsch ist da!«

Und kaum gesagt, brach aus dem Gebüsche vor ihnen ein weißer leuchtender Edelhirsch hervor, ihm nach mit gellendem Halloh und Hundegebell die Jagd, aber nicht am Boden fort, sondern höher hinauf über Buschwerk und Tannen hinweg, hinan in die Lüfte.

Ein herzzerreißender Jammerschrei tönte von oben herab und ohnmächtig vor Entsetzen lagen die Zurückgebliebenen am Boden. Der Student allein eilte in das Haus zurück und löste Konrads Bande. »Nimm

den Vater zu Dir und folge mir, Konrad, wir müssen morgen weit weg von hier seyn; ich will Dich in Sicherheit bringen und mit Geld versehen.«

»Aber sagt mir um Gotteswillen, was ist draußen vorgegangen?« forschte Konrad, »was ich davon durch die offengebliebene Thüre bemerken konnte, hat mir das Haar emporgesträubt.«

»Nun, das göttliche Gericht hat einen hartherzigen Schurken ereilt, das ist alles, und den Herrn Guntram von der Lohe wird man morgen mit gebrochenem Genick an einem Kreuzwege finden.«

»Wer ist aber der unheimliche Gesell, der ihn hinweggeführt?«

»Das ist der Ritter Hanns von Hackelnberg, der wilde Jäger.« —

Leben und Trachten in der Walachei.

Geschildert von Stefan Adolf Wilhelmi.

Ein bedeutender Fortschritt ist es, wenn eine Nation, die aus dem Zustande der Verwilderung in den der europäischen Gesittung eintreten soll, sich einmal dazu bequemt, ihre alterthümliche Tracht mit jener der civilisirten Welt des Abendlandes zu vertauschen. Schon Peter der Große von Rußland erkannte dieses, und nicht geringe Mühe kostete es ihn, die Bojaren und Vornehmen seines Reiches zum Scheeren ihrer Riesenbärte zu vermögen. Sultan Mahmud war gleichfalls überzeugt, daß bei der Nothwendigkeit der Reformation seines Reiches die schöne reiche Tracht der Osmanen dem schlichten europäischen Bürgerrocke und dem knapp anliegenden Beinkleide weichen müsse; nicht nur Beamte, sondern auch ein großer Theil Civilisten unter den Türken und besonders unter der jüngern Generation gefällt sich jetzt in den Moden, die sie aus Pariser, Londoner und Wiener Journalen nur zu gut kennen lernen, und wäre nicht der rothe Fes, der dem Türken annoch zu tragen geboten ist, wahrlich man würde, abgesehen von den orientalischen Gesichtszügen, so manchen türkischen Stutzer wenig mehr von abendländischen Dandies zu unterscheiden vermögen.

Seit die Walachei durch die Bestimmungen des vom General Kisseleff entworfenen sogenannten Reglement organique in die Reihe abendländisch regierter Staaten trat, forderten die neuen Dienstämter, die europäisch formirte Miliz auch eine gänzliche Umänderung der alterthümlichen Trachten, insonderheit der Bojaren. Diese schwinden nun vor den glänzenden Civil- und Militär-Uniformen, dem einfachen schwarzen Fracke und dem Gehrocke immer mehr und in wenigen Jahren werden die Nachkommen vielleicht sich nur nach Bildern und Portraits die Trachten noch veranschaulichen, die ihren sanft ruhenden Eltern und Großeltern eigen waren. Nicht uninteressant dürfte es daher den Lesern dieser Zeitschrift seyn, ein treu geschildertes Bild des eigenthümlichen Kostums der alten Bojaren zu lesen.

Die Kleidung dieser war wirklich gänzlich ihren Sitten und Gebräuchen entsprechend. Wenig Freunde körperlicher Bewegung und Anstrengung (wohl eben so wenig der geistigen), war ihr Anzug gerade geeignet, das Sitzen auf den weichgepolsterten Divans angenehm zu machen, und keine größere Bewegung zu gestatten, als in die Kalesche zu steigen und abzusteigen, und sich dabei noch von 2 bis 3 Dienern unterstützen zu lassen. Die körperliche Bekleidung eines solchen walachischen Vornehmen bestand demnach, vom Haupte angefangen, aus folgenden Stücken.

1. Die Kopfbedeckung. Diese war und ist dreierlei: a. Der Ischlik. Wer dieses Monstrum zum erstenmale auf dem Kopfe eines menschlichen Wesens sieht, der kann wohl in Versuchung kommen zu glauben, er erblicke vor sich ein aus einer Irrenanstalt entsprungenes Individuum. Man denke sich ein kegelförmiges, wasserkübelartiges Gefäß aus Pappendeckel, mit Sammt, Filz oder sehr feinem Pelze überzogen, dessen oberer Boden nicht selten 2½ Fuß im Durchmesser und eben so viel in der Höhe hat, dieses geht nach dem Kopfe analog gespitzt zu. Sitzen zwei Herren mit dergleichen Ischliks in einer Kalesche, so muß sich der eine immer rechts und der andere links biegen, damit sie einander nicht das das Haupt schützende Gefäß gegenseitig herabstoßen. Jetzt sieht man dasselbe nur noch selten, und es wird nach dem Absterben der äußerst Wenigen, die es annoch tragen, gänzlich aufhören. — b. Der Kalpak. Dieser ist eine dem ungarischen Kalpak ähnliche Zobelmütze, die sich zur orientalischen Tracht gar nicht übel läßt, aber auch jetzt nur mehr selten und meist blos im Winter getragen wird. — c. Die gewöhnliche deutsche Kappe. Diese war als das Uibertrittsmittel vom orientalischen Kopfputze zum abendländischen Hut zu betrachten. Fast alle, die noch der alten Bojaren-Kleidung treu geblieben, haben den Ischlik und Kalpak gegen die Kappe vertauscht, ein sicheres Zeichen, daß auch bei diesen bald die orientalische der abendländischen Tracht Platz machen werde.

2. Die Oberleibsbekleidung besteht aus einer Art Weste, in frühern Zeiten besonders stark mit Goldschnüren verziert, späterhin aus einfachem Tuche oder Zeuge bestehend. Uiber diese wird ein spenserartiges mit sehr weiten Aermeln versehenes, mit theurem Pelzwerk gefüttertes Oberkleid gelegt, das bis auf die Hüfte reicht und Saltamarkia heißt; diesem folgt ein auf gleiche Art verfertigtes, aber bis auf die Fersen reichendes Kleid (tschubea), und über selbes wird ein gleiches, nur aus Tuch ohne Pelzwerk (binisch) angelegt. Manche tragen unter diesen Oberkleidern statt der obbeschriebenen Weste eine Art bis an die Knöchel reichenden Schlafrock (anteriu) von hellfarbenem Seidenzeug. Um den Unterleib wird ein Shawl gewunden und zwar so, daß die dadurch entstehende Binde einen Schuh mehr in der Breite erhält.

3. Die Unterleibs- und Fußbekleidung. In älteren Zeiten trugen die Bojaren weite türkische Hosen, Strümpfe und gelbe oder rothlederne Stiefeletten oder Schuhe, doch wurden diese schon seit einer geraumen Zeit fast ganz gegen abendländische Beinkleider und Stiefel vertauscht.

Man sollte glauben, daß die beschriebene Tracht, die so viel Pelzwerk enthält, nur eine winterliche wäre; doch wird selbe auch bei der größten Sommerhitze getragen. Von Vielen, die ich darüber befragte, hörte

ich die Meinung aussprechen, daß die Pelze, eben so wie sie die Kälte abwehrten, auch ein Schutzmittel wider die Sonnenstrahlen seyen, — Andere wieder, und deren Meinung schien mir die richtigere, sagten, man fürchte sich zu sehr vor dem hier so häufigen Witterungswechsel (der stets hartnäckige Fieber mit sich bringt), als daß man sich so leichtweg, besonders ältere Herren, zu Anzugswechslungen entschließen könne. Es macht auch jeder Fremde hier die Bemerkung, daß selbst die europäisch gekleideten Walachen bei dem geringsten Wölkchen am Himmel alsogleich zu den Winterröcken oder Mänteln ihre Zuflucht nehmen.

Die Frauen-Kleidung. Noch ging der größte Theil der Tschinstiz Bojeri eingehüllt in Pelze mit Ischliks und Kalpaks, da hatten schon die Bojarinen gleich den Frauen anderer Nationen der abendländischen Mode gehuldigt, und man darf behaupten, daß sie es an Geschmack des Putzes den Frauen der ersten Pariser Salons bald gleich thaten, ob aber zum Vortheile der Börsen der respektiven Ehemänner, überlasse ich dem Leser zu errathen. Man muß indeß darin die walachischen Damen einigermaßen entschuldigen, denn die frühere Tracht derselben war zu wenig ihren Reizen entsprechend, ja solchen sogar zu widersprechend, als daß sie länger hätte beibehalten werden können. Man denke sich das schöne gelockte Köpfchen in ein Spitzen-, Tul-anglais- oder Battisttuch eingehüllt, mit einer Masche auf der Stirne oder der Seite gleich Windmühlflügeln, konnte dieß wohl gut stehen? Man denke sich ferner über das fast abendländisch angefertigte, aber immer ohne Mieder getragene Kleid eine Kurtejen gleich der bei den Männern gebräuchlichen Tschubea, nur nicht so lang und mit zarterem Pelzwerk gefüttert und verbrämt, dazu türkische Pantoffeln als Fußbekleidung und leicht wird man errathen, daß die abendländische Mode da gar bald reißende Fortschritte machte.

Betrachten wir aber nun, ob jene Abwerfung alterthümlicher Kleidung, mithin auch so mancher nothwendig damit verbundenen Gebräuche, auf die bessere Entwickelung des wahrhaft Edlen und Guten unter den Bojaren vortheilhaft eingewirkt, so glaube ich leider bemerken zu müssen, daß, wenn man das Gute und Nachtheilige, so die europäische Civilisation ihnen gebracht, genau abwägen wollte, die Wagschale für das letztere in manchem bedeutend schwerer ziehen dürfte.

Der alte Bojar war simpel in seinen Sitten, gastfreundschaftlich, gottesfürchtig (in welche Gottesfurcht sich wohl mancher Aberglaube mischte, doch wo fehlt wohl dieser?); er sah seiner Landwirthschaft, seinen Gütern nach, hatte stets ein rundes Sümmchen als Nothpfennig in der Tasche, und das theure Pelzwerk seiner Kleidung, sein ächter Schmuck von Gold und Edelsteinen, seine Shawls waren stets werthvolle Gegenstände. Wenden wir aber nun die Blicke zu dem Bojaren der Neuzeit. Meist erzogen von ihrem Fache gar nicht gewachsenen französischen Lehrern und Hofmeistern, die eher alles Andere als Erzieher seyn konnten, verachten sie ihre Muttersprache, die Sprache des Landes, in dessen Schooß sie geboren wurden, und das ihnen so reichliche Mittel zu ihren übermäßigen und unnützen Ausgaben liefert. Was Bukurest und Jassy an einem Jünglinge noch nicht verdorben, das beenden ein Paar Jahre Aufenthalts in der Weltstadt Paris. Kommt nun der junge Herr nach etlichen Jahren von der Wanderschaft zurück an den väterlichen Herd, so ist ihm Alles zu schlecht, was er da findet, Alles muß umgewandelt, Alles französisirt werden. Der Bojernasch* hat aber über seiner Franzosenmanie in Paris vergessen, die Arithmetik zu studieren. Die Debiti und Crediti kommen alsbald in eine sehr konfuse Stellung, denn die neuen Moden, Equipagen, Dienerschaft, Maitressen u. s. w. sind ein chemisches Gold- und Silberausscheidmittel, das in der Erfahrung bald selbst von jedem Laien in der Chemie erkannt wird. Doch Dank den jüdischen Sarafen (Wechslern) und phanariotischen Gutspächtern: Tausende von Piastern und Dukaten finden sich gar bald gegen jährliche 36 bis 48 Percent oder gegen 5- bis 6jährige Vorhineinverpachtung der Güter. Dem Bojernasch gefällt es freilich, ein so schönes Sümmchen auf einmal zu empfangen, er bedenkt aber nicht, daß der griechische Pächter die Raupe ist, die nach einiger Zeit ihm sein Gut als entlaubten Baum, als ein Gerippe von dürren Aesten wieder zurückgibt. Dessen ungeachtet sind die Preise der Güter in der Walachei durch den sich von Braila aus so ausbreitenden Produktenhandel sehr im Steigen; wie müßten sich aber solche erst verwerthen, wenn sie ächt ökonomisch verwaltet und nicht ihre besten Säfte durch die griechischen Pächter ausgesogen würden.

Ich komme nun auch auf die Geistlichkeit zu sprechen. Diese hat ihr altes Kostum, dem der Bojaren ganz ähnlich, nur stets von dunklerer Farbe, beibehalten, bei der Liturgie, Vesper und anderen Ceremonien werden die kirchlichen Gewänder darüber angelegt. Ihre Kopfbedeckung besteht in einer Art Filzkübel. Man denke sich nun einen der früher in der österreichischen Armee gebräuchlich gewesenen Infanterie-Tschakos dazu, ohne die zwei Schirme, so ist das Gemälde fertig.

Sehr brillant sind die Uniformen der walachischen Offiziere. Dunkelblaue Waffenröcke und Beinkleider, letztere bei der Infanterie mit einer gelbseidenen Schnur an der Naht, bei der Kavallerie mit doppelten gelbseidenen Borten verziert, goldene Epaulets, dergleichen Kragen und Aufschlagsverzierung, goldene Feldbinden und Säbelkuppeln selbst schon beim Lieutenant. Nur die Tschakos, die auf altrussische Art geformt sind, scheinen mir ein wenig zu hoch, daher im Marsche beschwerlich. Die Offiziere haben daran goldene Fangschnüre und ober dem Landeswappen und der Rose goldene Würstchen. Die Kavallerie, die auf selbe Weise wie die Infanterie uniformirt ist, ist noch mit Achselschnüren geziert, beim Soldaten von gelbgefärbter Wolle, beim Offizier von Gold. Die Stabsoffiziere tragen Hüte mit weißen Federn nach Art der in Rußland gebräuchlichen. Das Offizierskorps ist durchaus mit Säbeln bewaffnet. Der Infanterist hat blos eine Flinte mit Bajonnet, der Kavallerist eine Uhlanenpicke, einen Säbel

---

* Bojernasch (nasch heißt geboren) ist der Titel der Bojarensöhne, oder man nennt sie Kokonasch, von dem Worte Kokonu, mit dem die Bojaren titulirt werden, wobei sonderbarer Weise nie ihr Zu-, sondern blos der Taufname genannt wird, z. B. Kokoanr Steffanake, Herr Stefan! Bei Damen gebraucht man in der Anrede das Wort Kokonitza, das, obwohl »Fräulein« bedeutend, dennoch auch verheirateten Damen selbst vorgerückten Alters gezollt wird. A. d. Einsenders.

und zwei Pistolen. Das Exercitium ist das russische, aber nicht sehr eingeübt, da das Bewachen des Donau-Kordons gegen die Provinzen am rechten Donauufer Concentrirungen in größere Truppenkörper unmöglich gestattet. Uibrigens hat die Walachei nicht mehr denn circa 5000 Mann regulärer Truppen, eingetheilt in 3 Infanterie-, 1 Kavallerie-Regiment und 1 Kompagnie Artillerie mit 6 Kanonen. Bei dem Offizierskorps findet man, etliche aus fremden, meistens russischen Diensten übergetretene Stabsoffiziere ausgenommen, gar keine militärische Ausbildung. Die Bojarensöhne dienen blos der schönen Uniform wegen und um nach einigen Dienstjahren theils einen höhern Bojarenrang, theils eine vortheilhafte Civilanstellung zu erhalten.

Die Kleidung des Gewerb- und Krämerstandes (die bedeutenderen Kaufleute tragen sich fast durchgehends deutsch) ist ein Gemisch von orientalischem und abendländischem Kostum, doch merkt man sichtlich schon den fortwährenden Uibergang zum letzteren. Nur der walachische Bauer ist noch seiner alterthümlichen Tracht treugeblieben. Des Sommers besteht solche aus einer grobleinwandenen, den ungarischen Gattjen gleichenden Hose und einem dergleichen Hemde mit sehr weiten Aermeln; diese dienen als Schnupf- und Handtuch und als Serviette. Um den Leib wird ein lederner Gürtel oder eine Binde von hellfarbenem, meist roth- oder grüngefärbtem Zeug gelegt. Der Kopf ist mit einer schaffellenen Mütze bedeckt, die in den verschiedenen Distrikten bald weiß bald schwarz, höher oder niedriger ist. Zwischen der banatisch-siebenbürgischen Gränze, in der kleinen Walachei, sind jene Mützen (katschula genannt) von weißen Lammfellen, oft eine Elle hoch und ganz spitz zugehend. In den Ebenen an der Donau werden häufig große runde, schwarze Filzhüte getragen. Die Fußbekleidung besteht in Opintsch, das ist, Stücken von unausgearbeiteten Rinds- oder Pferdehäuten, die um die Füße gelegt und mit Spagat zusammengeschnürt werden. Des Winters nimmt der Bauer eine aus dickem Baumwollenzeug verfertigte Hose, die ohne Hosenträger blos durch den obbesagten Gürtel oder die Leibbinde am Körper festgehalten wird. Darüber wird ein aus gleichem Zeuge wie die Hose bestehendes schlafrockartiges Oberkleid angelegt. Sommer und Winter trägt der Landmann Hals und Brust offen. Bei sehr strenger Kälte wird noch ein Schafpelz über die Schultern geworfen. Gegen die Niederungen der Donau, wo der walachische Stamm sich nicht so rein als in den Gebirgen erhalten, sondern mehr mit Bulgaren vermischt ist, ja wo in manchen Gegenden die Landleute größtentheils aus letztern bestehen, ist eine halb türkische, halb walachische Tracht wahrzunehmen. Zu dem kurzen mit Pelz gefütterten Oberkleide trägt hier der Bauer weite schwarze Tuchhosen nach türkischem Schnitte, dergleichen Stiefel und grobe, runde schwarze Filzhüte mit einem Seidenbande geziert.

Die Bäuerinen und besonders die in den Gebirgsgegenden kleiden sich auf eine Weise, daß dem forschenden Auge so manche ihrer Reize nicht sehr verborgen bleiben. Des Sommers tragen sie ein männerartiges, an den Achseln mit eingenähten Zierrathen der grellsten Farben geschmücktes, an der Brust immer offen gehaltenes Hemd, das bis an die Knöchel reicht und eigentlich die ganze Körperbedeckung ausmacht und um die Mitte des Leibes mit einer Schnur oder einem Bande zusammengezogen wird, an welches gleichzeitig zwei schmale Lappen aus einem groben teppichartigen Zeuge vorn und rückwärts gleich Schürzen befestigt werden. Die Kopfbedeckung bildet ein um den Kopf gewundenes türkisches Handtuch, dessen beide Enden mit grellfarbigem Zwirn ausgenäht sind. Die Mädchen tragen, insonderheit in den Gebirgen, zugespitzte, oben offene Kappen aus fest an einander gereihten Paras (türkische Scheidemünze, deren 184 auf einen Silberzwanziger gehen). Nach der Schwere dieser Kappen wird auf die Wohlhabenheit der Eltern gerechnet. Des Winters nehmen die Bäuerinen wollzeugene Oberkleider um sich, ähnlich den bei der Männerkleidung beschriebenen.

Eine eigene Tracht haben die Landsoldaten (Dorobanzi). Diese sind besoldete bewaffnete Landleute, die theils in den Städten zu Polizeisoldaten- und Gerichtsdienerverrichtungen, auf dem Lande zu Patrouillen, Exekutionen, Wachen, Räubereinfangungen rc. gebraucht werden. Sie sind beritten, mit einem Säbel, 2 Pistolen, einer Flinte und einer Uhlanenpike bewaffnet. Jeder Distrikt (schudez, deren es 18 in der Walachei gibt) hat seine Dorobanzi-Kompagnie unter dem Kommando eines Kapitäns (Tistul). Die Uniformirung dieser Landsoldaten ist nicht in allen Distrikten gleich. In einigen, z.B. in dem von Braila, haben sie blaue Kosakenhosen mit rothen Streifen, blaue Spenser und runde schwarze Filzhüte. In anderen Gegenden, z. B. in der kleinen Walachei (dem Theil zwischen dem Banate, Siebenbürgen, der Aluta und Donau, tragen sie weißwollzeugene Hosen und schwarzbraune spenserartige, am Rücken mit farbigem Leder ausgenähte Oberkleider. Als Kopfbedeckung bemerkte ich bei selben niedrige schwarzlammfellene, mit einer goldenen Quaste gezierte Kappen.

Die in den Städten bestehenden Gensdarmen (Dorobanzi de Polizia) haben eine der Kosakentracht ähnelnde Montur aus dunkelblauem Tuche mit rothen Achselschnüren. Ihre sehr spitz zugehenden Tschakos sind ebenfalls mit rothen Fangschnüren, dergleichen Rosen und Würstchen geziert. Ihre Bewaffnung besteht aus einem Säbel, einem paar Pistolen und einer Uhlanenpike. Sie sind alle beritten.

Die hier beschriebenen Trachten sind die landeseigenen. Bei der außerordentlich gemischten Bevölkerung der Walachei hat man aber daselbst und besonders in dem Donauhafen Braila oft das überraschende Schauspiel, die malerischesten Kostume des Orients anzutreffen; die osmanische, griechische, albanesische und bulgarische Tracht sind es, die hierlands insonderheit dem Fremden aus dem Abendlande in die Augen fallen. Auch sieht man hier häufig das Kostume der polnischen Juden und der Lippowaner, einer aus Rußland eingewanderten, in ihren religiösen Dogmen von der griechisch-nichtunirten Kirche abweichenden Sekte. Diese tragen außergewöhnlich lange Kinnbärte, des Sommers Hemde und weite Hosen von sehr auffallend grell geblümten Zeugen, des Winters stark mit Pelz gefütterte lange Röcke, die um die Brust und den Unterleib herum geschlagen werden, und schwarze Filzhüte mit kleinen Krämpen, sehr hoch, gegen die Mitte dünner werdend und sich nach oben wieder ausschweifend.

Eben so groß als das Gemische der Nationen und Trachten ist hier auch, besonders aber in den Donau-Stapelplätzen, namentlich in Braila, das Chaos von Sprachen. In letzterem Orte behaupten die griechische und italienische Sprache den ersten Rang, diesen folgen die walachische, bulgarische, russische, türkische, französische und deutsche; die hier zahlreichen spanischen Juden, die ganz die orientalische Tracht angenommen, verständigen sich in ihrem altvaterländischen Spanisch. Englisch, Ungarisch und Böhmisch sind Sprachen, deren Töne hier dem Ohre wohl nicht ganz fremd bleiben, aber doch nicht so häufig als andere gehört werden.

Erinnerungen aus meinem Soldatenleben in Algier.

Von F. Hirsch.

(Fortsetzung.)

7. Saure Arbeit. Subordinationsvergehen. Lustige Tage im Blockhaus. Die Strafkompagnie und ihr Elend. Die Crapaudine. Marsch nach Medeah. Die Fremdenlegion in den Nachtrab! Kampf auf dem Col de fer. Medeah.

Bugeaud's Vorschlag zu einem Befestigungsgraben mit Blockhäusern, der vom Meere aus bei Coleah seinen Anfang nehmen, durch einen Theil der Ebene von Mitidscha über Belidah nach Algier laufen, und beinahe die ganze Provinz umfassen und schützen sollte, wurde zu dieser Zeit vom Kriegsministerium genehmigt. Wir empfanden am besten, mit welcher Thätigkeit und mit wie regem Eifer der Gouverneur zur Ausführung seines großartigen Lieblingsplanes schritt, von dem er sich wahrscheinlich viel mehr versprach, als dadurch erzweckt wurde.

Eine Kompagnie vom Genie-Korps kam von Algier mit den nöthigen Arbeitsrequisiten; das ganze Lager war überfüllt mit Schaufeln, Hauen, Schubkarren, Bretterwerk und Balken zu Blockhäusern u. s. w. Wir betrachteten alle diese Werkzeuge ungefähr mit demselben Vergnügen, mit welchem ein zur Tortur Verurtheilter die Marterinstrumente in der Folterkammer vorbereiten sieht. Schon um 3 Uhr Morgens rasselte täglich das verwünschte Kalbsfell; man stellte sich in zwei Reihen, die sich sehr possierlich ausnahmen (da der größte Theil der Mannschaft blos im Hemd und Unterhosen, mit Gewehr und Tasche sich einreihte), und das Arbeitszeug wurde nach Verhältniß der Kräfte und des Körperbaues vertheilt. Meiner großen Statur wegen wurde mir Anfangs ein enormer Schubkarren zu Theil, mit dem ich alle Tage durch 11 Stunden Steine, Erde und ausgehauene Wurzeln mühsam herumfahren mußte. Dieses fahrenden Lebens müde, ersuchte ich den bei der Arbeit angestellten Offizier, mir ein anderes Instrument anzuweisen, bei dem sich meine Anlagen zur Agrikultur besser entwickeln konnten; man verlieh mir eine Haue, und bald gelangte ich zu der Einsicht, daß ich durch diese Veränderung nur aus dem Regen in die Traufe gekommen war, denn der Boden bestand meistens aus sehr harten Kalkschichten, auf die wir unbarmherzig den ganzen Tag loshämmern mußten, so daß wir Abends vor Müdigkeit kein Glied mehr bewegen konnten.

Auf der Wache hatten wir jetzt die ruhigsten Zeiten, und die Meisten zogen es vor, in der glühenden Sonnenhitze Schildwache zu stehen, als sich mit einer Schaufel oder Haue Schwielen an die Hände zu arbeiten.

Ein alter Sergent unserer Kompagnie, ein Verehrer der Branntweinflasche, dem wir wegen seiner Dummheit den Beinamen le Boeuf (der Ochs) gegeben hatten, war seit längerer Zeit sehr feindselig gegen mich gesinnt, vermuthlich wegen einiger Spöttereien, die ich mir gegen ihn erlaubte. Während der Arbeit befahl er mir eines Tages, für die Mannschaft aus einer naheliegenden Quelle Wasser zu holen. Diese Gelegenheit war mir sehr willkommen, um im Schatten einiger Feigenbäume gemächlich ein Viertelstündchen zu rasten. Als ich mit der gefüllten Kanne zurückkehrte und die in sehr schlechtem Französisch (der Feldwebel war ein Elsasser) vorgebrachten Vorwürfe des Sergenten ob meines Ausbleibens mit höhnischem Lächeln erwiederte, gerieth der alte Brummkopf so in Hitze, daß er, das strenge Verbot des Reglements vergessend, auf mich zusprang, mich bei der Brust ergriff, und mir einige Fauststöße versetzte. Dieß war für mich eine ersehnte Gelegenheit, alle Beleidigungen, die ich und meine Kameraden erlitten, glänzend zu rächen. Wüthend umfasse ich meinen Gegner mit solchem Ungestüm, daß wir beide zu Boden stürzen; nach kurzem Ringen erlange ich die Oberhand und zerbläue nach Herzenslust das Gesicht des vor Wuth schäumenden Sergenten. Alle Schaufeln und Karren ruhen, und mit gespannter Aufmerksamkeit blickt die Menge in den Schanzgraben, in welchen wir in der Hitze des Kampfes wie zwei Schlangen verwickelt hinuntergerollt waren. — Endlich glaubte man, daß der grobe Elsasser mit dieser Ladung vor der Hand wohl genug haben könne, und rief mir besänftigende Worte zu. Mit dem Siegerblick eines römischen Gladiators betrachtete ich noch einmal das von Staub und Blut bedeckte und beinahe unkennbar gewordene Gesicht des überwundenen Feindes, und stieg aus dem Graben. Einige Lappen seiner Uniform und das Vordertheil des Hemdes, das mir in der Faust geblieben, warf ich meinen lachenden Kameraden als Siegestrophäen hin.

Der unterdessen herbeigekommene Offizier veranstaltete auch gleich meinen Triumpheinzug, d. h. er ließ mich mit 4 Mann in die Arrestkammer führen, wo ich auf der Pritsche bei einem Krug Wasser von der Ermüdung des bestandenen Zweikampfes bis zum andern Morgen ausruhte. Ich gestehe, daß ich der Rapportsstunde nicht mit den freudigsten Erwartungen entgegen sah, denn bei aller Begünstigung der Gesetze fürchtete ich dennoch, dießmal nicht ganz leicht durchzukommen.

Um 9 Uhr morgens brachte man mich noch im selben Anzuge wie Tages vorher, d. h. in einem zerrissenen blutbespritzten Hemde und einer gleichen Unterhose in das Zimmer des Obristlieutenants, bei welchem sich das ganze Offiziers-Korps zum großen Rapport versammelt hatte. — Mein Gegner, in strenger Uniform und mit allen Farben des Regenbogens im Gesichte, war ebenfalls schon zugegen. Ein unwillkürliches Lächeln zuckte auf den Lippen der Offiziere bei meinem Eintritt, und mit dem gewöhnlichen abschreckenden Ernste wandte sich der Obristlieutenant gegen mich: »Können Sie Zeugen anführen, daß der Feldwebel Spilger sich zuerst an

Ihrer Person vergriffen, und zu diesem subordinationswidrigen Auftritt Anlaß gegeben hat?« — »Das ganze Bataillon ist mein Zeuge,« antwortete ich fest und unerschrocken. — Der Kommandant biß sich in die Lippen, und fuhr gegen den Feldwebel fort: »Und können Sie diese Aussage durch Zeugen widerlegen?« Es erfolgte eine allgemeine Stille. »Ja oder Nein?« donnerte der Kommandant. — »Nein,« erwiederte schüchtern der Gefragte, »doch bitte ich zu berücksichtigen ...« — »Keine Rücksichten!« schrie der Oberstlieutenant ... »15 Tage bei Wasser und Brod, und nur Ihrem zerschlagenen Gesichte können Sie es verdanken, daß ich Sie nicht zum Gemeinen degradiren lasse. — Der Grenadier ist frei; hätte ich ihn schuldig befunden, so würde er die Sonne heute nicht mehr untergehen sehen — rompez le cercle! marche! ...« In fröhlicher Stimmung verließ ich das Rapportszimmer, und der Sergent vermied in Zukunft sorgfältig, mit mir in Berührung zu kommen.

Dieser Zug von militärischer Gerechtigkeit und unumschränkter Macht eines Befehlshabers in Algerien dürfte in andern Ländern unter ähnlichen Umständen schwerlich Statt gefunden haben.

Anfangs Oktober war ein Theil des Befestigungsgrabens vom Meere aus gegen Coleah beendet und wir wurden auf die von tausend zu tausend Schritt errichteten Blockhäuser detachirt. Ein jeder dieser aus eichenen Pfosten zusammengefügten und von allen vier Seiten mit Schießlöchern versehenen kleinen Thürme war von Einem Korporalen und vier Mann besetzt. Im Falle eines Angriffes wurde mit einer vorhandenen rothen Fahne, und bei Nacht mit einem brennenden Pechkranz die Gefahr von einem Blockhaus zum andern bis in das Hauptlager Coleah signalisirt.

Auch mir wurde das Glück zu Theil, auf einem solchen Posten das dolce far niente beinahe einen Monat lang zu genießen. Unsere Beschäftigung daselbst war essen, schlafen und auf die Jagd gehen. Zwar hatten wir den Befehl erhalten, hauptsächlich zur Nachtzeit eine Schildwache auszustellen und wohl auf unserer Hut zu seyn; »doch wozu? ...« meinte ganz vernünftig unser lustige Korporal gleich den ersten Abend, als wir den Posten übernahmen; »wenn es den Arabern gefällig ist, einen nächtlichen Besuch abzustatten, so werden sie wohl so höflich seyn, früher anzuklopfen und uns zu wecken, denn die Thüre ist gut verschlossen, und dann haben wir noch immer Zeit genug um zu antworten.« Nach diesem Höflichkeitsgrundsatze schnarchten wir alle fünf ganz gemüthlich bis zum Aufgang der Sonne, und so geschah es in der Folge jede Nacht, die wir dort zubrachten.

Anfänglich wagte ich mich mit dem Korporal bei unseren Streifzügen nur auf kleine Entfernungen; nach und nach jedoch wurden wir kühner, und der günstige Erfolg unserer Jagd (wir schoßen im Durchschnitt 6 bis 8 Rebhühner täglich) reizte unsere Leidenschaft so sehr, daß wir uns Stunden weit in der dichtbewachsenen Umgegend sorglos herumtrieben, und jeden Augenblick der Gefahr aussetzten, den feindlichen Arabern in die Hände zu gerathen. Mitunter wurde auch manche Nacht auf dem Anstande auf Wild und Stachelschweine oder Hyänen zugebracht, und die doppelte Gefahr, in der wir uns bei solchen nächtlichen Unterhaltungen befanden, hatte für uns einen ganz eigenthümlichen Reiz. Während meines Aufenthaltes daselbst erlegte ich einen ungeheuren Eber, zwei Stachelschweine und einen Schakal, nebst einer bedeutenden Anzahl Federwild.

Eine Stunde entfernt von unserm Posten befand sich gegen die Meeresseite zu eine große Redoute, die von einer Strafkompagnie (Compagnie de discipline) besetzt war. Der Auswurf aller Regimenter und militärischen Branchen in Frankreich befand sich hier, um durch Elend und Strapazen und unter den unmenschlichen Quälereien der Offiziere eine Besserung zu finden, die bei den Wenigsten eintrat, die einmal den grauen Disciplinär-Rock angezogen hatten.

Man lobt allgemein die französische Milde und gütige Behandlung der Soldaten, und die Franzosen sprechen mit Abscheu von unsern Stockschlägen, Gassenlaufen u. s. w.; der Leser möge jedoch selbst beurtheilen, ob jene Behandlungsweise, die ich hier nur oberflächlich beschreiben will, sich mit dieser vielgepriesenen Humanität vereinigen läßt. Um 10 Uhr morgens rückten die Disciplinärs, wie alle andern Truppen, von der siebenstündigen Arbeit ein. In größter Eile mußten sie ihre elende Reissuppe verschlingen, denn um eilf Uhr rief schon wieder die Trommel zum Strafexerziren mit Sack und Pack, und dieß dauerte gewöhnlich bis zwei Uhr. In der größten Sonnenhitze standen sie oft unbeweglich auf einem Fleck, während der kommandirende Offizier im Schatten seines luftigen Zeltes gemächlich eine Pfeife rauchte, und gleichgiltig zusah, wie seine Leute ohnmächtig in den Reihen niedersanken. Keiner durfte es wagen, in einem solchen Falle seinem Kameraden Hilfe zu leisten; man ließ ihn unbekümmert liegen bis nach dem Exerziren. Um drei Uhr ging es wieder an die Arbeit bis sieben Uhr Abends; gleich nach der Arbeit wurde wieder exerzirt bis halb Neun, und dann mußte sich ein Jeder, ohne Geräusch, ohne ein Wort zu sprechen, zur Ruhe begeben. Sonn- und Feiertage machten in dieser Stundenordnung nur in so ferne eine Ausnahme, als statt des Arbeitens exerzirt wurde. Ein unwilliges Gesicht war hinlänglich, um sich eine Strafe zuzuziehen, und welche Strafe! Drei, fünf, zehn, auch fünfzehn Tage bei Wasser und Brod, d. h. bei einem Viertel Laib und einer Halben Wasser auf vierundzwanzig Stunden. — Noch schrecklicher war die sogenannte Crapaudine. Der Schuldige wurde nackt ausgezogen, und ihm die Hände und Füße rückwärts zusammengeknebelt; so ließ man ihn den ganzen Tag, den Sonnenstrahlen und einer Unzahl stechender Fliegen und Mücken ausgesetzt, unter freiem Himmel liegen. Kein Tropfen Wasser durfte ihm zur Labung gereicht werden.

Wie oft habe ich solche Unglückliche schaudernd betrachtet, die mit dem stieren erloschenen Blicke eines Wahnsinnigen, den Körper bedeckt mit Blasen und Beulen, mit aufgeschwollenen Adern und blutigen Gelenken, nicht mehr die Kraft besaßen, die stechenden Insekten von sich zu schütteln, und in schwachen beinahe unverständlichen Tönen um Barmherzigkeit flehten, oder ihren Peinigern fluchten. Einige wurden an einen Baum dergestalt angebunden, daß ein Fuß, an den Hals befestigt, den Boden nicht berühren konnte, und die ganze Körperlast auf dem Andern ruhte. In dieser Stellung blieben sie manchmal zwölf bis sechzehn Stunden. Die Meisten

der Gestraften mußten in das Spital gebracht werden, und glücklich diejenigen, welche dort ihr qualvolles Leben endeten. Kein Wunder, wenn bei diesem Korps Selbstmord, Desertionen, Ermordung der Vorgesetzten und alle andern Vergehen, deren ein bis zur Verzweiflung gereizter Mensch fähig ist, sehr häufig vorkamen. Durch ähnliche Grausamkeiten glaubte Frankreich seine Leute zu bessern, und dennoch rühmte man sich: en France on ne connait pas le bâton. (In Frankreich kennt man den Stock nicht.)

Selbst die Araber gaben über diese Behandlung ihre Mißbilligung zu erkennen, und der Sohn des dortigen Hakem, ein junger Mann, der ziemlich geläufig italienisch sprach, sagte mir eines Tages, als man eben wieder ein Opfer der Besserungs-Kompagnie zur Erde trug: »Mein Vater gilt für den strengsten Richter in der ganzen Umgegend, doch kann ich Euch versichern, daß er Niemanden, selbst keinen Christensklaven so martern ließ, viel weniger einen Glaubensgenossen; Euer Gott, von dem Ihr so viel sprecht, muß sich wenig um die grauen Soldaten (Disciplinairs) in Afrika kümmern . . .«

Den 8. November erhielt unser Bataillon die Ordre, sich auf 10 Tage mit Lebensmitteln zu versehen, und den folgenden Tag in Belidah mit einer Kolonne zusammenzustoßen, welche unter dem Befehl des Generals Bedeau einen Proviant-Transport nach Medeah begleiten sollte. Diese Nachricht war uns, da die Winterregen bereits eingetreten waren, eben nicht sehr erfreulich, denn natürlich fanden wir das Marschiren in dem durchweichten Boden der Mitidscha, mit Lebensmitteln für zehn Tage auf dem Rücken, viel beschwerlicher, als unsere Jagdpartien auf den Hügeln bei Coleah. Uiberdieß waren uns die Kabylen des Col de fer, dieses berüchtigten Berges, dem die vielen Niederlagen, welche unsre Truppen hier erhalten, den Beinamen le tombeau des Français (Grab der Franzosen) verschafft hatten, schon zu sehr durch Anderer Erzählungen für gute Schützen bekannt, als daß es uns gelüstet hätte, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Doch man kehrte sich wenig an diese Betrachtungen. Die Lebensmittel, d. h. Zwieback, Reis, Salz, Zucker und Kaffee, wurden vertheilt, am frühen Morgen verließen wir unser Lager, und erreichten Belidah um 5 Uhr Abends. Dort biwouacquirte schon die Kolonne Bedeau's, welche aus 4000 Mann Infanterie, einer Escadron Jäger zu Pferd, eben so vielen Spahis, vier bis fünfhundert irregulären arabischen Reitern und 4 Gebirgskanonen bestand. Acht bis neun hundert Lastthiere und 80 Kameele trugen die nach Medeah bestimmten Proviantvorräthe, zu welchen auch eine Heerde von 600 Stück Ochsen gerechnet werden mußte. Langsam setzte sich den folgenden Tag der ungeheure Zug in Bewegung, dessen Anblick viel Romantisches in sich hatte. Wie eine Riesenschlange wand sich unsere Kolonne in den verschiedensten Krümmungen in der unübersehbaren Ebene hin. Unser Bataillon bildete die Arrièregarde, und nur mit Mühe konnten wir an den dichten Staubwolken, die sich gegen Himmel erhoben, den Anfang des sich vor uns bewegenden dunklen Streifens entdecken. Zu beiden Seiten flatterten in der Ferne wie Gespenster die weißen Burnus der uns begleitenden Araber, die, so oft sie irgend ein verborgenes Wild aufscheuchten, durch fürchterliches Geschrei die erhabene Stille der Wüste störend unterbrachen. Die Avantgarde der Kolonne hatte schon um zwei Stunden früher als wir das Bivouac am Fuße des Col de fer erreicht; den folgenden Tag sollte man diesen gefürchteten Berg ersteigen, und auf dessen Spitze kampiren. Abends wurde, wie gewöhnlich den anwesenden Truppen die Marschordnung für den kommenden Tag bekannt gegeben, und wir erstaunten nicht wenig als es wieder hieß: a l'arrière garde la Legion Etrangère (die Fremdenlegion in den Nachtrab). Nach dem Gebrauche in Algerien, vermöge welchem jedes Regiment oder Bataillon abwechselnd, wie es die Reihe trifft, diesen Dienst bekam, sollte unser Bataillon am andern Morgen die Avantgarde bilden, und wir sahen wohl ein, daß diese ungerechte Verfügung ihren Grund nur in der Gefährlichkeit der Passage und dem wahrscheinlichen Angriffe der Kabylen hatte. Ein lautes Murren lief durch unsere Reihen bei der Verlesung des unerwarteten Befehles, selbst einige Offiziere konnten ihre Unzufriedenheit damit nicht unterdrücken. Die Sache gelangte zu den Ohren des Generals, und einige Minuten später wurde unser Oberstlieutenant zu ihm berufen. Nach einer ziemlich langen Unterredung rief man uns wieder unter die Waffen.

Bedeau, nur von seinem Adjutanten begleitet, erschien vor der Fronte. Die Dämmerung hatte begonnen, tiefe feierliche Stille herrschte. »Meine Kinder« (so nannte er gewöhnlich die Soldaten), begann der General mit jenem Ausdruck von Herzlichkeit und Wohlwollen, der ihm die Liebe der afrikanischen Armee in so hohem Grade erwarb, »ich komme um Euch zu überzeugen, daß nicht Ungerechtigkeit oder Vorliebe zu meiner Nation, sondern ein höherer Zweck mich zu einem Befehle bestimmt hat, den Ihr nicht zu billigen scheint. Die hier anwesenden Truppen (er nannte sie nach ihren Regiments-Nummern) sind größtentheils erst kürzlich aus Frankreich angekommen, und noch zu wenig mit der hierländigen Kriegskunst bekannt, als daß ich ihnen die gefahrvolle Aufgabe des morgigen Tages anvertrauen könnte. Als Major habe ich an Eurer Spitze schon oft gefochten, und zahlreiche Feinde in die Flucht geschlagen. In der Ebene von Maison Carrée, an der Labrah, bei Miliana, selbst hier auf dem Col war ich Zeuge Eurer Tapferkeit, und ich hoffe, daß Ihr auch morgen dieses ruhmvolle Vertrauen rechtfertigen werdet . . .« — »Vive le general Bedeau! . . .« ertönte es wie aus einem Munde; »nous mourirons pour vous! . . .« — »Schlaft wohl,« erwiederte der General mit freundlicher Miene, »morgen auf dem Col sehen wir uns wieder. —«

Diese kurze Anrede hatte die aufgeregten Gemüther völlig umgestimmt, und obschon ich zur Zeit jener glorreichen Gefechte, welche der General so kunstvoll angeführt hatte, noch gemüthlich meine Cigarre auf den Boulevards von Paris rauchte, ohne an Algerien zu denken, so fühlte ich mich dennoch, nach dieser Scene, von einem kriegerischen Enthusiasmus begeistert, und sah dem kommenden Morgen mit Sehnsucht entgegen.

Ein kalter und feiner Regen weckte mich schon vor Tagesanbruch aus meinen Träumen, und bei der ersten Morgendämmerung setzte sich der Convoi mit der möglichsten Stille in Bewegung. Ungefähr ein Drittel des

Berges wurde ohne Störung und mit wenig Anstrengung erstiegen; jetzt aber verlor sich der rauhe Pfad in eine enge Gebirgsschlucht und schlängelte sich von da an dem steilen Rücken eines schwarzen Felsenabhanges hin; zu beiden Seiten dichte Gebüsche, ungeheure Steinmassen, Schluchten und Gräben. Auf diesem Punkt hatten uns die schlauen Kabylen erwartet; ihrer Gewohnheit gemäß ließen sie die Avantgarde und das Centrum ruhig vorüberziehen und sparten ihre ganze Wuth für die Hinterwache auf.

Mit einem Höllengeschrei und einem mörderischen Feuer ihrer langen Gewehre wurden wir empfangen. Jeder Strauch, jeder Stein verbarg einen Beduinen, zwölf- bis vierzehnjährige Knaben warfen in Ermanglung eines Gewehres mit Steinen von den umliegenden Felsen auf uns herunter, und vereinigten ihre gellenden Stimmen mit dem wilden Gebrüll der Männer. Natürlich erwiederten wir diese Begrüßungen mit einem wohl unterhaltenen Musketenfeuer; doch das Terrain war für uns viel zu ungünstig, da die durch Gehölz und Felsen gedeckten weit zahlreicheren Feinde dem größten Theil unserer Kugeln entkamen, während die ihrigen auf dem engen Pfade, wo unsere Leute je zu zweien gedrängt neben einander marschiren konnten, leider selten ihr Ziel verfehlten. Nach einem dreistündigen blutigen Kampfe erreichten wir die Spitze des Berges, wo die ermüdeten Beduinen ihre Verfolgungen einstellten.

Bedeau hatte sein Wort treulich gehalten, denn er war während der ganzen Dauer des Gefechtes an unserer Seite geblieben, trotz der eifrigen Gegenvorstellungen seines jungen Flügel-Adjutanten, dessen schwaches Nervensystem das unharmonische Pfeifen der Kabylenkugeln nicht gut zu vertragen schien.

Unser Verlust belief sich auf 70 Mann, und mancher brave Deutsche wurde noch denselben Abend auf den Höhen eingescharrt, wo wir die Nacht über bivouacquirten. Die häufigen Feuer, welche die ganze Nacht auf den umliegenden Anhöhen von den Kabylen unterhalten wurden, ließen uns für den folgenden Tag einen noch viel hartnäckigern Widerstand vermuthen, doch dießmal hatten wir uns getäuscht. Es wurden zwar einige Kugeln gewechselt, jedoch war die Affaire von keiner Bedeutung, obschon sich die Feinde in einer merklich größern Anzahl zeigten, als Tags vorher. Diese plötzliche Mäßigung der Araber schien uns sehr unbegreiflich, und erst auf dem Rückwege von Medeah, wo wir nach einem achtstündigen Marsch unter immerwährendem Regen anlangten, erhielten wir hierüber die Aufklärung.

Eine kleine Anzahl von elenden Beduinen-Gebäuden, die meistens zu militärischem Gebrauche verwendet sind, mit einer noch schlechtern Ringmauer umgeben, bilden den weißen Steinhaufen, welchem man den großartigen Namen einer Bergstadt beigelegt hat. Die Umgebungen sind reichlich mit Cactus- und Feigenbäumen bepflanzt.

Der folgende Tag war ein Rasttag, d. h. wir hatten Muße uns auf dem kothigen Boden nach Belieben herumzuwälzen, und unsern ermüdeten Körper vierundzwanzig Stunden lang von einem kalten Regen durchweichen zu lassen. Zum Uibermaß der Freude war in der ganzen Umgegend kein Brennholz zu bekommen; da wir in den zur Stadt gehörigen Gärten Nichts berühren durften, und überhaupt das grüne Feigenholz zum Brennen nicht brauchbar ist, so hielten wir Frühstück, Mittag und Abendmahl mit einem in Wasser aufgeweichten wurmigen Zwieback, den mehre von uns, um ihn leichter hinunter zu befördern, mit einem Fette bestrichen, welches ursprünglich zum Schuhschmieren bestimmt war. Ich konnte mich zu dem Genuß dieses neuartigen Gerichtes nicht entschließen, und beschränkte mich daher auf die einfache Zubereitung des Einweichens.

Um die von Nässe und Kälte erstarrten Glieder, in Ermanglung des Feuers, zu erwärmen, liefen wir den größten Theil der Nacht auf und ab. Ich unterhielt mich während dieser sauern Promenade mit einem Venezianer; wir sprachen von dem schönen Himmel Italiens, von den reizenden Ufern der Brenta mit ihren bezaubernden Sommernächten . . . Mit welch' bitterer Wehmuth erfüllten diese Erinnerungen an eine glückliche Vergangenheit unsere Herzen, und wie erschwerten sie uns hundertfach die gräßliche Gegenwart!

Endlich schlug die ersehnte Reveille und freudig eilten wir zu den Gewehr-Pyramiden.

Bettler und Räuber in Spanien.

Nach dem Englischen. *

Fast kein Roman, keine Novelle kann in Spanien spielen, ohne daß ein Räuberüberfall darin paradirte. Und in der That wimmelt die Halbinsel von Räubern; in jedem Winkel des Landes, auf jeder Stufe der Gesellschaft findet man deren. In neun Fällen unter zehn ist der Contrabandista (Schmuggler) ein Räuber, ein solcher ist der Guerillero oder unregelmäßige Soldat, ein solcher der Soldat von der Linie, der Masonero oder Gastwirth, solche sind die Lokalbeamten vom Alkalde bis zum letzten Schreiber herab, in der Residenz die Bureauleute vom Kanzellisten bis hoch hinauf. Doch beschränken wir unsere Aufmerksamkeit auf den offenen Räuber, auf den Banditen von Handwerk.

Es gibt kleine und große Banden. Letztere, großentheils aus abgedankten oder desertirten Soldaten bestehend, thun sich sehr viel darauf zu gute, ihr Geschäft auf anständige, schickliche Weise zu betreiben. Selten begehen sie einen Mord, außer man setzt ihnen hartnäckigen Widerstand entgegen. Der Anführer plaudert behaglich mit den Reisenden über die letzten Neuigkeiten aus Madrid, bietet ihnen höflich Cigarren und Feuer an, während seine Männer die Kutsche, das Gepäck und die Kleider am Leibe der Reisenden nach verborgenen Schätzen durchstöbern. Doch nicht alle, vielleicht selbst nicht die Mehrzahl, sind von dieser gebildeten Sorte. Das erste, was die meisten thun, ist, daß sie dem Reisenden die Hände auf den Rücken binden und ihn mit dem Gesichte flach auf den Boden werfen. Man mag sich glücklich schätzen, wenn man mit dem Verluste alles Mitgeführten, selbst des Wagens davon kommt, den sie verbrennen, um etwa darin verborgenes Gold

* Revelations of Spain, by an English Resident.

zu finden. Stößt man ein einziges Wort der Klage aus, oder wirft einen einzigen forschenden Blick hinter sich, so regnet es einen Schauer der kräftigsten Hiebe. Der ganze Vorgang dauert eine bis zwei Stunden, aber wenn er auch eben so viele Tage dauerte, so brauchten die Räuber sich nicht zu beeilen: wo so wenige Werkzeuge der Gerechtigkeit dünn über das Land verstreut sind und diese wenigen meistens mit den Plünderern im Einvernehmen stehen, ist eine störende Unterbrechung beinahe undenkbar.

Der ganze Süden der Halbinsel ist von solchen räuberischen Guerillabanden überströmt. Von Cartagena am mittelländischen bis Cap St. Vincent und Carrapaterra am atlantischen Meere bestehen ihrer im Zustande nomadischen Beutelebens, oder öftere Einfälle machend. Wilde fast unzugängliche Sierras durchziehen diesen Landstrich, machen dieselben zum Ausgangspunkte ihrer Züge, steigen wie Hagelwolken schnell und verheerend in das offene Land umher hinab, und finden dort, wenn sie verfolgt werden, die sicherste Zuflucht. Ihre Plünderungen sind eben so furchtbar in Algarvien als in Andalusien. Seit der Beendigung des Miguelitischen Krieges haben die entlassenen Truppen, besonders die Don Miguels, ununterbrochen jene Provinz und ihre Nachbarschaft verheert und ein volles Sechstel des portugiesischen Heeres liegt in der kleinen Provinz Algarve beständig gegen die Räuber und die Contrabandisten im Felde.

Das Unwesen beschränkt sich jedoch nicht auf die südlichen Landstriche, die anderen Provinzen, etwa ausgenommen die unmittelbare Umgebung des Regierungssitzes, wimmeln gleichfalls von Banden.

Es gibt — oder gab wenigstens noch vor kurzem — eine bedeutende Zahl von berühmten Räuberhauptleuten in Spanien, denn das Gewerbe ist einträglich. Einige beschränkten ihre Thaten auf eine einzelne Provinz, andere suchen der Reihe nach alle Landschaften von Spanien heim. Einer der letzteren war der große Juan Vidal, der an der Spitze von achthundert wohlausgerüsteten Männern immer zwischen Catalonien und Andalusien hin- und herzog, frei und ungestraft. Eben so berühmt war **El Ciervo**, d. i. der Hirsch, der wie ein Herrscher in der Sierra ronda hauste und abwechselnd das Geschäft eines Räubers und eines Guerillero oder Parteigängers führte. Ganze neun Jahre lang wußte dieser Mann aller Anstrengungen der Justiz zu spotten, allen Nachstellungen sich zu entziehen; endlich ward er durch regelmäßige Truppen überwältigt, als er von seiner Bande entfernt war. Der berühmteste von allen aber ist der Andalusier Navarro, mit dem Beinamen Abd-el-Kader. Viele Jahre lang streifte er ungefährdet in den Provinzen Malaga, Sevilla und Cordova umher. Er hatte das alte System sehr verbessert; er plündert nicht nur Reisende und Diligencen aus, sondern er schleppt auch die Reichen mit sich in eines seiner zahlreichen Gebirgsverließe, und hält sie gefangen, bis ein Lösegeld eintrifft. Nicht selten entführt er sogar vermögliche Leute aus ihren eigenen Häusern (gewöhnlich zur Mitternachtzeit) und hält sie auf dieselbe Weise zurück. Um seine Gefangenen zur schleunigern Auslösung anzuspornen, wendete er die Bastonade im ausgedehntesten Umfange an, mit Schlägen auf jeden Theil des Körpers, je nach der Hartnäckigkeit des Gefangenen. So ging es Don Ramon, einem reichen Arzte zu Granada, der im Herbste 1843 in Abd-el-Kaders Hände fiel. Anfangs wurden 20,000 Pesos (zu 2 fl. C. M.) für seine Befreiung gefordert; nach einigem Handeln ging der Räuber auf fünftausend, als die niedrigst mögliche Summe herunter. Da der Arzt sich noch immer weigerte, die Anweisung zu unterschreiben, waren schnell ein halbes Dutzend Stöcke abgeschnitten; man band ihn an einen Baum, legte Feder, Tinte und Papier in den Bereich seiner Hand und nun hagelte es Hiebe auf alle Gliedmaßen seines Körpers von einem halben Dutzend kräftiger Arme. Don Ramon ertrug die Peinigung mit der Standhaftigkeit eines indianischen Kriegers; er schrie weder und stöhnte, noch regte sich ein Muskel seines Gesichtes. Am Abend wurde die Dosis wiederholt, und was noch schlimmer ist, auf einen leeren Magen. Noch immer war der heldenmüthige Don unbeugsam. Am zweiten Tage erst erwies sich die Vereinigung von Fasten und Prügeln wirksam; die Anweisung auf 5000 Pesos wurde unterfertigt, abgeschickt und ausgezahlt und als hiemit das Geschäft in aller Form beendigt war, der Arzt in Freiheit gesetzt.

Sagt das Volksgerücht wahr, so entwarf dieser verwegene Räuber sogar den tollkühnen Plan, die Königin von Portugal auf ihrer Reise von Beja nach Norden wenige Meilen jenseits der spanischen Gränze aufzuheben. Mit vierhundert Mann lag er auf der Lauer, und wartete auf Kundschaft von seinen Spähern; als er aber hörte, daß die Königin in Beja ihr Militärgeleite verdoppelt hatte, stand er von dem Unternehmen ab. Sey nun dieses Gerücht wahr oder nicht: die Kühnheit, mit welcher er vor kurzem noch seine Verheerungszüge vom Mittelmeere im Süden bis Ober-Aragonien im Norden ausdehnte, ist wahrhaft staunenerregend. Seine Pferde sind die besten in Spanien und so darf es nicht wundern, daß er der verfolgenden Kavallerie immer entwischt. Mit den Armen, denen er nie lästig fällt, denen er im Gegentheile oft Geschenke gibt, steht er auf dem besten Fuße und sie sind nützliche Helfershelfer bei seinen Unternehmungen. In manchen Gegenden machen die Bauern sogar einen oder den andern Raubzug als Liebhaber mit, um sich etwas aufzuhelfen. Die sonderbarste Eigenheit des Häuptlings (die er aber mit mehren minder berühmten gemein hat) ist, daß er in seiner Bande einen Geistlichen hält, der einen größern Antheil an der Beute erhält, als die Mannschaft. Wer den spanischen Volkscharakter kennt, wird es glauben, daß die Wirkung dieser Maßregel unbeschreiblich ist. Auch ein anderer Räuberhauptmann in der Sierra ronda hat einen Frater in seiner Bande. Dieser heißt Fray José, und man sagt, er entwerfe den Plan zu jedem schwierigern Unternehmen und sey in jeder dringenden Gefahr weiser Rathgeber. Man sieht, die englische Sage, die von Bruder Tuck erzählt, und Walter Scott, der sie benützte, sind keineswegs der Uibertreibung anzuklagen.

Der Beamte, dessen besondere Verpflichtung es wäre, die Ausrottung solcher Banden zu bewirken, ist der Alkalde; in unseren Tagen ist er jedoch kaum noch der Schatten seines vorigen Glanzes. In den großen Städten mag er noch einen Anschein von Würde bewahren. Was

sollen wir aber von Charakteren, wie der folgende, denken.

Ich hatte einst Gelegenheit, den Alkalde eines abseitigen andalusischen Dorfes in seinen Amtsverrichtungen zu sehen. Dieser Vorstand der Gemeinde trug kein Hemde, ein Kleidungsstück, das ihm überflüßig scheinen mochte. Seine Füße staken in ungeheuren Holzschuhen, wie sie die Bauern dort im Winter tragen; nicht einmal die dicke Kothkruste war davon abgekratzt. Seine Füße waren unbestrumpft. denn unter seinem kurzen losen Beinkleide sah man den nackten Unterschenkel. Welcher Art das Kleid war, das er trug, war unbestimmbar, denn mit bezeichnendem Nationalstolz hatte er sich ganz in einen alten zerlumpten Mantel gehüllt; ein schmieriger, gebrochener, spitzer Hut saß mit vieler Würde schief auf seinem Kopfe. Seine Hände waren rauher und sogar schwärzer, als sein Gesicht. Mit seinem Fiel de Fechos (Dorfschreiber), — denn er selbst verstand die edle Kunst des Schreibens nicht, — saß er an einem wackeligen Tische, und rauchte ohne Unterbrechung Papiercigarren, während die Zeugen ihre Aussagen machten. Etwa ein Dutzend barfüßige Bauern mit Musketen stellten die Nationalgarde vor.

Ist es ein Wunder, daß solche Leute eher mit den Räubern im Bündniß stehen, als sie einfangen? Das erstere ist unzweifelhaft. So lange ihre eigene Behausung unbeschädigt bleibt, wissen sie durch alle zehn Finger zu sehen. In der Unzulänglichkeit der Mittel zur Ausrottung des Unwesens haben sie eine immer bereite, willkommene Ausrede. Ein Alkalde hatte ein Bein verloren und trug ein hölzernes. Diese schwere Maschine wurde ihm lästig und er verschrieb ein künstliches von Kork aus Paris. Es wurde ihm gesendet; die Diligence aber hatte ihr gewöhnliches Glück, ausgeplündert zu werden, und das Bein ging verloren. Doch der würdige Alkalde mußte sich zu helfen. Er erließ in seinem Bezirke ein Rundschreiben, er werde das Land rein fegen und jeden Uibelthäter, der ihm in die Hände falle, ohne weiteres aufhängen lassen, wenn man ihm nicht schleunigst sein Bein zurückstelle. Tags darauf ward ihm das Bein in's Haus geschickt.

Mit den Räubern im engsten Zusammenhange stehen die Bettler, die, wenn jung und kräftig, beide Gewerbe ausüben. Wir haben oft von der Frechheit der spanischen Bettler gelesen. Sie sind heutigen Tages noch gerade so, wie sie unter der Regierung Philipps II waren, wo Mendoza sie schilderte. Noch eben so auffallend ist des Bettlers unabhängiger Sinn, seine freie Manier, seine vollendete Frechheit, und seine hartnäckige Ausdauer, wenn man ihn abweist. Er hat kein eigenes Vermögen, aber alles Vermögen weit und breit steht ihm zu Gebote. Er hält seinen Umgang eben so regelmäßig und zieht sein Geld eben so sicher, wie der Steuereinnehmer.

In einem Lande, wo der Vagabund sicher ist, in jedem Hause, wo er einspricht, eine Gabe zu erhalten, kann niemand hungern. Stehen die Häuser weit zerstreut, so braucht er nur den nächsten Fruchtbaum zu schütteln, an den er kommt. Uiberall wird er mehr wie ein einsprechender Besuch, denn als Bettler empfangen. Seinen Bittspruch: »Ich bitte um eine kleine Gabe um Gottes und der heil. Jungfrau willen« kann kein frommer Spanier zurückweisen. Ist nicht Almosengeben eine Sühnung für Sünden? Mit unermüdlicher Beredsamkeit weiß der spanische Bettler die ewigen Qualen zu schildern, die jeden erwarten, der unbarmherzig sein Herz verschließt. Und so sind die Bettler kaum eine geringere Landplage, als die Räuber.

(Athenaeum.)

Die Yurakaré's.

Nach Alcide d'Orbigny.

Wenn der Leser den Namen dieses südamerikanischen Volksstammes hier vielleicht zum erstenmale liest, so mag er sich damit trösten, daß derselbe im Ganzen nur etwa 1300 Individuen zählt. Aber so unbedeutend ihrer Zahl nach, so interessant und höchst merkwürdig sind diese Yurakaré's in ihren Sitten, ihrer Lebensweise. Sie wohnen in den herrlichen Wäldern, die sich am Fuße der Voralpen der östlichen Cordilleren in der Provinz Cochabamba hinziehen, auf einem Streifen Landes von 20—30 Stunden Breite und etwa 65 Stunden Länge. Sie sind wohlgebaute, kräftige Leute von stolzer Haltung und feiner lebhafter Physiognomie. Die Weiber sind hübsch zu nennen und sind meist verhältnißmäßig noch stärker, als die Männer. Außer mehren Eigenschaften und Gebräuchen, die sie mit den meisten Wilden theilen, besitzen sie einige ihnen ganz eigenthümliche. Ihr Charakter ist ein sonderbares Gemische von Tugenden und Lastern. Sie sind geduldig bei Leiden, schnell im Denken und Handeln und doch dabei sehr träge. Der Yurakaré ist voll Neid, ein unverschämter Lügner, diebisch und voll dünkelhaften Hochmuths selbst gegen seine eigenen Landsleute. Er hält sich für die erste Person der Welt, und betrachtet alle andern Menschen, selbst die Städter, als unwissende Dummköpfe. Er ist sehr aufgebracht, wenn man ihn als Indier behandelt und seine Frau nicht Señora nennt. Häufig nimmt er die Namen von Personen an, die er mit Achtung nennen hört. So sah man welche, die sich den Namen Audiencia beigelegt hatten, weil sie von der Provinz (im Spanischen audiencia) von Charcas reden hörten, und andere, die sich selbst Ferdinand der Siebente nannten. Sonst führen sie meist keinen Namen, als den eines Vogels, eines Insekts oder sonst eines Thieres, den sie einander als Kinder beilegten. Kommen sie nach Cochabamba, so würdigen sie keinen Gegenstand eines Blickes, so sehr dünken sie sich über alles erhaben, und zeigen nie eine Bewunderung für eine Kirche oder sonst ein Kunstwerk, immer mit verächtlichen Erinnerungen an die Städter in ihre Wälder zurückkehrend. Sie sind unersättlich im Begehren, und nichts kann Einen von ihrer kecken Uiberlästigkeit befreien; was sie sehen, wollen sie auch haben und suchen sich dabei immer das Beste aus. Schenkt man ihnen eine Menge der erlangten Dinge und schlägt ihnen ein einziges ab, so haben sie nur für diese Verweigerung ein Gedächtniß.

Obwohl sie eine Vorstellung von Gut und Böse haben, und lügen, stehlen und morden als nicht ganz in der Ordnung ansehen, so scheint es doch, als tadelten

sie diese Handlungen nur an Andern. Sie haben einen einzigen Maßstab für Güte; wenn man nämlich sich nie aufgebracht gegen sie zeigt, ihnen nie etwas vorwirft; so äußern sie sich denn auch gegeneinander: »Du bist gut, Du warst nie böse auf mich und hast mir nie Vorwürfe gemacht.« (Dieser Moralcodex der Wilden ist auch in einer etwas umgearbeiteten und eleganter ausgestatteten Auflage unter den Zahmen ziemlich verbreitet.) Man muß hiebei erwähnen, daß sie neben vielem andern Aberglauben auch den haben, daß Tadel und Vorwurf Krankheiten und den Tod herbeiführen. Begeht ein Kind einen Fehler, und die Mutter läßt sich unglücklicherweise verleiten mit ihm zu zanken, so rechnen ihr dieß alle Verwandten als ein Verbrechen an, und machen sie darauf aufmerksam, daß, wenn sie ihren Sohn verlöre, er ihr dereinst keine Fische und kein Wild von der Jagd würde zurückbringen können, denn die Yurakaré's verknüpfen alles mit einem eigennützigen Beweggrunde. Man sieht daher weder Mutter noch Vater ihr Kind je zurechtweisen, und es existirt bei ihnen gar nicht die Idee von einem Rechte zu einer Zurechtweisung und selbst nicht das Wort dafür. Die Kinder sind somit ihren Launen und Leidenschaften vollkommen überlassen. Diese Erziehungsweise hat natürlich zur Folge, daß sie weder irgend einen Unterricht annehmen, noch auch sich einen Rath ertheilen lassen. Es ist mehremale vorgekommen, daß Yurakaré's die Missionen verließen, bloß weil ihnen die Predigten der Missionäre zu sehr wie Belehrungen und Rügen vorkamen.

Die Yurakaré's wechseln wie alle Wilden häufig ihre Wohnsitze, und bleiben höchstens zwei Jahre an einem Orte, unter dem Vorwande, daß sie das Wild ringsum ausgerottet und die Palmbäume niedergehauen haben. Zu Ende des Monats März, wenn die Tembé-Palme (Gulielmia insignis) noch voll Früchte hängt, von denen sie sich vom Februar bis zum Juni nähren, brechen sie an einem der seltnen heitern Tage auf, und verlassen unter der Führung des Familienhauptes sammt und sonders, Brüder, Söhne, Schwiegersöhne, Töchter und Weiber, die letztern sämmtlichen Hausrath schleppend, ihren alten Wohnplatz, um am Ufer eines Flußes oder Baches sich neuerdings niederzulassen. Innerhalb weniger Tage fällen sie eine Zahl Bäume, bauen sich ihre Hütten, säen die nöthigsten Nahrungsgewächse und liegen, während diese aufwachsen, der überall reichen Jagd ob; unterdessen kochen die Weiber die Früchte der Tembé-Palme, um Chicha * daraus zu bereiten. Bald liefern der Mais, die Yucca, und später die Bananenbäume ihr Erträgniß, die nun an die Stelle des Tembé und der Jagdbeute treten. Die Männer essen allein in einer Hütte, die zur Verfertigung der Pfeile bestimmt ist. So lange nun der Mais und die Yucca dauern, haben die Weiber fast kein anderes Geschäft als Chicha zu kochen, und die Männer, sie zu trinken, und dazu zu tanzen und zu singen. Die Lebensmittel, die bei einem bessern Haushalt wohl auf ein Jahr hinreichen würden, fangen in Folge dessen bald an auszugehen, und sie müssen wieder zur Jagd ihre Zuflucht nehmen. Zu dieser bedienen sie sich hauptsächlich des Bogens und der Pfeile, von denen sie mehre Arten haben. Sie sind fünfthalb Schuh lang, sehr sorgfältig gearbeitet und mit den schönsten, buntesten Federn geschmückt, und haben unten je nach ihrer Verwendung bald eine lange Spitze aus Bambus *, bald eine aus einem Stück Palmenholz mit einem Widerhaken für die größeren Thiere, bald ein paar gekreuzte kleine Stäbchen zur Jagd auf kleinere Vögel. Die Pfeile zum Fischeschießen haben weder Federn noch einen Widerhaken. Ihr Bogen ist so lang als die Pfeile, aus Palmenholz, grade, und krümmt sich erst, wenn man ihn spannt.

Hausthiere halten sie nicht und besonders sind ihnen Hühner ein Gräuel, indem selbe sich von allerhand unreinen Dingen nähren. Haben sie ja welche, so geben sie ihnen nie Mais, denn sie sagen, daß die Hühner, da sie ihn nicht anzubauen verstehen, auch keinen fressen sollen. (Diese wunderliche Argumentation, weiter ausgedehnt, brächte sämmtliche Städtebewohner zum Verhungern.) Selten sind sie zu bewegen, Schöpsenfleisch oder gar Rindfleisch zu genießen; in ihren Augen wäre dieß eine Niedrigkeit. Das ärgste Schimpfwort, mit dem sie einander bei einem heftigen Zank belegen, ist Rindfleischesser, oder noch schlimmer Koch (wie man weiß, kochen nur die Weiber bei ihnen).

Beim Essen beobachten sie eine Menge abergläubischer Gebräuche. So tragen sie die größte Sorge, alle Knochen und Gräten der verspeisten Thiere entweder zu verbrennen oder im dicksten Walde zu vergraben, oder in einen Bach zu werfen, damit die getödteten Thiere nicht böse werden, und sich ein andermal wieder tödten lassen.

Auch bei der Jagd gibt es eine Menge Aberglauben (an dem es bei keiner Nation und selbst bei uns nicht fehlt). Bereiten sie sich z. B. auf die Jagd der großen Affenarten vor, so trinken sie vorerst einen Trank, der aus der Rinde des Sumach, einer zum Gärben gebrauchten Akazie, ** bereitet ist, um sich eines guten Jagdglückes zu versichern und vor Allem, damit der in die Baumwipfel geschossene Pfeil nicht, wenn er sein Ziel verfehlt, ihnen zurück auf den Kopf falle, was unglücklicherweise nicht selten geschieht. Das Gesicht bemalen sie sich auf eine furchtbare Art, um die wilden Thiere damit zu erschrecken, und machen sich immer zwei Stunden vor Tagesanbruch auf. Es sind stets mehre beisammen, die sich dann bei der Verfolgung des Wildes zerstreuen. Mit ihren Pfeifen geben sie sich stets gewisse verabredete Zeichen; so bedeutet ein gewisser Pfiff einen Ruf um Hilfe, ein anderer eine große Menge Wild, ein dritter irgend einen andern besondern Umstand. Niemals lassen die Yurakaré's einen abgeschossenen Pfeil im Stich. Ist er in den Aesten eines Baumes hängen geblieben, so klettern sie hinauf, um ihn zu holen und scheuen dabei keine Mühe. Ihre Geschicklichkeit im Erklettern der Bäume, und besonders darin, von einem Gipfel auf den andern zu gelangen, ist außerordentlich.

---

* Ein in Südamerika allgemeines, erfrischendes und berauschendes Getränk.

* Unter bambou, Bambus, muß der Verfasser hier etwas anderes verstehen, als die riesige Grasart, die man gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnet, da diese nur im südlichen Asien und dem asiatischen Archipel vorkommt. D. Ueb.

** Der gewöhnlich so genannte Sumach ist ein Baum aus der Gattung Rhus. D. Ueb.

Von der Jagd zurückgekehrt, legen sie sämmtliche Affen unter ein Palmblatt, mit den Köpfen nach einer Seite, und ein Indianer mit einem Gefäß voll Chicha besprengt sie und sagt ihnen, daß er sie liebe, indem er sie zu sich nach Hause gebracht habe, ein Liebesbeweis, den ihm die armen Affen gewiß gerne erlassen würden. Durch diese Ceremonie glauben sie die im Walde zurückgebliebenen Affen vollkommen zufrieden zu stellen. Sie glauben, daß Hunde, die von den Knochen des Wildes fressen, nie mehr jagen können, geben ihnen daher auch nie welche. Die Vögel braten sie unausgenommen.

Sie fischen auf verschiedene Weise, entweder mit dem Netze oder indem sie mit Pfeilen nach den Fischen schießen. Da das Wasser der Flüsse daselbst sehr klar ist, so warten sie gemeiniglich ab, bis es heftige Regengüße trüb gemacht haben, um mit dem Netz zu fischen, was sie meistens des Nachts thun. Auf's Fischeschießen gehen sie dagegen bei sehr klarem Wasser aus. Beim Schwimmen nehmen sie ein Stück leichten Holzes unter einen Arm, und wagen sich dann in den reißendsten und breitesten Strom. Wollen sie eine ihrer häufigen Reisen zu Wasser machen, so fällen sie eine Palme, höhlen den Stamm aus, und beladen ihn mit ihren Kindern und Hausrath, während der Mann an einer und die Frau an der andern Seite nebenher schwimmen. Sie legen dabei, je nach der Schnelligkeit der Strömung, zuweilen 10—12 Stunden in einem Tage zurück.

Wenn sie Bäume fällen, um den Wald urbar zu machen, so hüten sie und ihre Weiber sich wohl, von dem Fleisch der Pekari's (Dicotyles), der dort einheimischen Wildschweine zu essen, indem sie dann befürchten, von den niederstürzenden Bäumen erschlagen zu werden. Haben sie Mais angebaut, so kommen sie nicht früher in seine Nähe, als bis sie glauben, daß er bereits reif sey, denn sie fürchten, ihn durch ihre Annäherung zu verderben. Eben so glauben sie ihren Mais unfehlbar zu Grunde zu richten, wenn sie während seines Wachsens sich Salz einschaffen. Ist er reif, so machen sie aus einem Theil Chicha, und das übrige lassen sie auf dem Felde verderben.

Sie besitzen eine außerordentliche Geschicklichkeit in Handarbeiten, verfertigen aber dessenungeachtet nichts als ihre Bogen und Pfeile, die Holzmodel, mit denen sie ihre aus Maulbeerbaumrinde* verfertigten Hemde farbig bedrucken, und ihre Kämme, die aus kleinen Rohrstückchen bestehen, welche mit gefärbten, künstlich geflochtenen Fäden zusammengebunden sind. Diese Kämme, die in den Städten sehr gesucht sind, einige wilde Thiere, die sie auferziehen und die Federn einiger bunten Vögel bilden ihre einzigen Handelsartikel. Sie vertauschen sie in Cochabamba gegen Aexte, Hippen und Messer; alle übrigen Tauschartikel haben keinen Werth für sie. In ihrem Verlangen nach diesen Werkzeugen sind sie aber unersättlich und haben nie genug; ein Yurakaré, der nicht 40 Aexte besitzt, hält sich für einen armen Mann. Dabei sind sie äußerst kitzlich in der Wahl dieser Werkzeuge, und nehmen auf keine Weise andere an, als die vollkommen nach ihrem Geschmacke sind. Sie bedienen sich nie eines Kleidungsstückes der Weißen, und wenn sie einmal eins anziehen, so ist es nur, um sich darüber lustig zu machen.

Wenn sie sich auf die Reise begeben, so legen sie ihre schönsten Hemden an, bemalen sich das Gesicht mit Schwarz und Roth, bedecken sich den von Cocosöl triefenden Kopf mit den weißen Flaumfedern eines Adlers und putzen sich überhaupt mit allem ihrem Schmucke heraus. Kommen sie in die Nähe einer Niederlassung oder Wohnung, so baden sie sich, malen sich von Neuem, legen Waffen und Gepäcke im Walde nieder, und lassen ihre Flöten laut ertönen, bevor sie ankommen; dann nähern sie sich den Wohnsitzen, nachdem sie noch ein Weilchen gewartet haben, mit dem ernstesten Anstand einer hinter dem andern gehend, in einer Hand die Hippe, in der andern Bogen und Pfeile, wie sie sie zur Jagd des Jaguars brauchen. Sie richten ihre Schritte gegen die Hütte, in der die Männer sich gewöhnlich zur Verfertignng der Pfeile zu versammeln pflegen. Aus dieser schreitet ihnen der Empfangende ebenfalls mit einer Hippe in der Hand mit der größten Würde entgegen und richtet, plötzlich einen lauten Schrei ausstoßend, an einen von ihnen die Frage: »Bist Du mein Onkel (oder sonst ein Verwandter), der sich meiner erinnert und mich besuchen kömmt?« Hierauf tritt der Gefragte mit den Gebärden des lächerlichsten Stolzes hervor und antwortet in demselben Tone: »Ja, ich bin es, und komme, mich Deiner erinnernd, Dich zu besuchen.« Nun nähern sie sich einander, und der erste beginnt, immer außer dem Hause stehen bleibend, mit einer unglaublichen Zungenfertigkeit einen Bericht, den er auswendig gelernt zu haben scheint, und der stundenlang dauert, wobei er jeweilig seine Hippe schüttelt und immer lauter schreit. So wie der erste geendet hat, antwortet der andere in derselben Weise. Oft bleiben die beiden Sprecher den ganzen Tag fortredend auf einem Flecke stehen, ohne daß Regen oder Sonnenhitze sie im mindesten stören. Sie sprechen dabei von ihrer Abstammung, von den Wohnplätzen ihrer Vorfahren, von ihren und der Ihrigen Leiden, und kurz von allem, was ihnen seit ihrem letzten Beisammenseyn begegnet ist. Sind diese gegenseitigen Berichte geendet, so gehen sie, ohne weiter ein Wort zu sprechen, sich baden, kehren dann in die Hütte zurück und beginnen nun, nebeneinander sitzend und das Gesicht sich mit den Haaren bedeckend, zu weinen, und absatzweise, als deklamirten sie Verse, von ihren verlornen Verwandten und deren guten Eigenschaften zu sprechen. Plötzlich gehen sie auf eine einfachere Gesprächsweise über, erkundigen sich mit der heitersten Miene nach ihrem wechselseitigen Befinden und dann bringt man dem Reisenden zu essen, der allen Anwesenden davon anträgt. Gewöhnlich bleiben sie drei Tage, während welcher sie, ohne schlafen zu gehen, nichts thun, als sich mit allen Bewohnern der nachbarlichen Hütten auf gleiche Weise unterhalten. Die Reisenden sitzen stets nebeneinander. Vor der Abreise gehen sie zu jedem der Nachbarn, um von ihm Abschied zu nehmen.

Fast alle Morgen fangen die alten Leute lange vor Sonnenaufgang an zu weinen und fahren damit eine geraume Zeit bis nach Sonnenaufgang fort. Sie erwähnen dabei nicht allein ihrer verstorbenen Verwandten, sondern aller Widerwärtigkeiten, die ihnen widerfahren sind, und aller Krankheiten, die ihre Freunde

* Ob es ein wirklicher Maulbeerbaum (Morus) ist?
D. Ueb.

befallen haben. Wenn sie auch sich ihrer Verwandten oft erinnern, so vergessen sie doch eben so wenig ihre Feinde und ihre Beweggründe des Hasses gegen diese, und machen sich eben kein Gewissen daraus, ihre Feinde zu vergiften. Unter allen Wilden jener Gegenden sind sie die einzigen, bei denen der Selbstmord vorkömmt. Sie hängen sich auf, wenn sie lange krank sind, oder stürzen sich von dem Gipfel eines hohen Baumes herunter, wenn ihnen ein großer Kummer widerfährt. Sehr häufig ist der Zweikampf unter ihnen. Die Veranlassung dazu ist z. B. die Verheiratung eines Yurakaré mit einem Mädchen, auf die ein anderer bereits sein Auge geworfen hatte, oder der Tod eines Mannes durch den Biß einer Schlange, denn die Verwandten des Todten glauben, diese Schlange sey von irgend Jemandem geschickt worden, und halten sich verpflichtet, diesen Todesfall durch einen Zweikampf zu rächen; diese Duelle sind daher auch endlos. Der Herausforderer badet sich, schmückt sich mit seinen schönsten Kleidern und klopft an die Hütte seines Gegners, indem er ihn mit Schimpfreden überschüttet. Der Herausgeforderte, der hieraus schon die Absicht seines Gegners erräth, erscheint mit den eigens zum Duell verfertigten Pfeilen *, stellt sich in einer Entfernung von fünf Schritten hin, und bietet den Schüssen seines Gegners die linke Schulter dar, der ihm mit seinem stärksten Bogen seinen Pfeil hineinjagt. Hierauf kömmt die Reihe an den andern und so wechseln sie oft acht- bis zehnmal, bis der Herausforderer zufrieden gestellt ist, oder der andere sich für überwunden erklärt. Sie sind oft schwer verwundet und sterben daran, denn die Schüße, die nach der Regel des Duells nur den Arm treffen sollen, treffen oft, aus Ungeschicklichkeit oder aus Bosheit, den Hals oder die Seiten und verursachen so gefährliche Verletzungen.

Die Mädchen werden wie die Knaben erzogen, ohne daß man im geringsten ihren Launen und Einfällen entgegentritt. Sind sie endlich heirathsfähig geworden, so stellen die Eltern ein großes Fest an. So wie das Mädchen ihre Reife fühlt, so theilt sie es ihren Eltern mit; die Mutter beginnt zu weinen, der Vater hingegen baut eine Hütte aus Palmblättern, in die er seine Tochter einschließt, so daß sie das Licht nicht sieht, und überläßt sie durch vier Tage dem strengsten Fasten. Während dieser Zeit schafft die Mutter mit den benachbarten Weibern Holz, Wasser und Yucca herbei, und der Vater verfertigt eine große Zahl Gefäße aus Palmblättern, in denen die Weiber die Chicha bereiten. Am Morgen des vierten Tages, drei Stunden vor Sonnenaufgang, wenn der Trank bereits gegohren ist, ruft der Vater, nachdem er sich auf's Beste herausgeputzt hat, die Nachbarn mit lautem Geschrei einen nach dem andern zusammen. Man läßt das Mädchen auf einen Stein setzen, zündet ein Büschel Palmblätter an, und jeder Eingeladene schneidet ihr eine Handvoll Haare ab, mit denen er schreiend in den Wald rennt, um sie in einen hohlen Baum zu verstecken, und dann ganz würdevoll zurückkehrt, um sich wieder in dem Kreise niederzusetzen. Sind alle Verwandten wieder zurückgekommen, so reicht das Mädchen jedem eine kleine Calebasse mit sehr starker Chicha dar, die für diese Ceremonie besonders bereitet wurde. Ehe sie zu trinken anfangen, nehmen die Männer ihre neben ihnen sitzenden Söhne und stechen sie mit einem sehr spitzigen Affenknochen in den Arm. Dann trinken alle, blasen Flöte, singen und tanzen bis zum Abend, wobei sie kein Unwetter abhält, mit ihrer Lustarbeit bis nach Sonnenuntergang fortzufahren. Bei diesem Feste bedecken sich fast alle mit Wunden, die sie cülücüt nennen. Sie zwicken sich die Haut des Armes zusammen, reiben den erwähnten Affenknochen mit starkem Gewürze ein, und stechen ihn, wie um ein Haarseil zu ziehen, quer durch die Hautfalte, dies an mehren Stellen des Armes von der Schulter bis zu den Fingern wiederholend. Man »cülücütirt« so die jungen Leute, um sie zur Jagd geschickt zu machen und verspricht dem Patienten bei jedem Stich eine neue Art von Wild oder Fischen. Man unterwirft die jungen Mädchen derselben Operation an Armen und Beinen, um ihnen Muth und Kraft zu verleihen und selbst die Hunde, damit sie gut jagen. Ich habe einen jungen Mann gesehen, dessen Arm mit 34 solchen doppelten Wunden bedeckt war.

Am folgenden Tage kommen die Nachbarn abermals zusammen, um Bier aus Mani oder Erdpistazien zu trinken. Fünfzehn oder zwanzig Tage später erneuert man das Fest, und das Mädchen mengt sich dann unter die Weiber und hilft mit die für dieses Fest bestimmte Chicha bereiten. Fünf bis sechs Monate lang bedeckt sie sich den Kopf mit Baumrinde, und spricht mit keinem Manne. Die Yurakaré's lassen ihre Töchter alle diese strengen Proben durchmachen, indem sie glauben, daß im Unterlassungsfalle ihre Kinder durch Unglücksfälle, durch Schlangenbiß, durch einen Sturz, einen Pfeil, oder unter den Klauen eines Jaguars zu Grunde gehen würden. Die Yurakaré's cülücütiren sich auch den Arm, wenn sie einen Fehlschuß gethan haben, und die Beine, wenn sie müde werden.

Den Weibern liegen wie bei allen Wilden alle häuslichen und Feldarbeiten ob. Wenn sie Geschirre verfertigen, verbergen sie sich allein tief in den Wald und sprechen mit keinem Manne. Einige verstehen das Spinnen und Weben. Auf der Reise sind sie die Lastthiere, während der Mann, um nicht im Gebrauche seiner Waffen verhindert zu seyn, nur ein ganz leichtes Bündelchen trägt. Ihre Ladung ist mit einem Riemen an der Stirne befestigt.

Heiraten werden oft von den Eltern in der Trunkenheit abgeschlossen, ohne die dabei Betheiligten nur zu fragen; deshalb kömmt es öfter vor, daß die Frau ihren Mann nicht liebt, und auch wohl verläßt, um in einer entfernten Gegend einen andern zu heiraten. Indeß ist dieser Fall immer ein seltener. Sobald die Weiber die ersten Wehen fühlen, ziehen sie sich in den Wald zurück, wo ihnen ihre alten weiblichen Verwandten Hilfe leisten. So wie die Niederkunft vorüber ist, badet sie sich in einem benachbarten Bache, und kehrt alsbald zu ihren gewöhnlichen Arbeiten zurück. Betrachtet man, wie wenig Pflege man einer solchen Wilden und selbst den Städterinen jener Gegenden beim Niederkommen angedeihen läßt, so muß man sich wundern, welche Unzahl Übel unsere Civilisation (oder besser unnatürliche Lebens-

* Diese Pfeile enden in einen Knopf, an dem sich eine dreieckige Spitze von zwei Centimètres Breite und sechs Centimètres Länge befindet, die über dieses Maß nicht in's Fleisch eindringen kann.

weiſe, die eigentlich nichts mit der Bildung zu thun hat) als Begleiter und Nachfolger einer Niederkunft hervorgebracht hat.

Der Egoismus der Weiber iſt eben ſo groß als der der Männer und erſtickt in ihnen oft Gefühle, die ſelbſt das reißende Thier beſitzt. Um ſich die Mühe zu erſparen, Kinder aufzuerziehen, wenden ſie alle Mittel an, entweder keine zu bekommen oder eine Fehlgeburt zu machen, und auch Kindermorde kommen ſehr häufig vor. Uneheliche Kinder werden alsbald von der Mutter oder dem Vater erſtickt; aber auch in guten Ehen tödten die Eltern die Kinder, wenn ſie glauben mehr zu haben, als ſie gut ernähren können. Daſſelbe Schickſal haben mißgeſtaltete oder im Ehebruch erzeugte Kinder; haben ſie mehre Kinder deſſelben Geſchlechtes oder ſterben ihnen die erſten, ſo erſticken ſie die folgenden, indem ſie die Mühe hätten, die ſpäter gebornen zu erziehen, ohne von ihrer Arbeit einen Nutzen ziehen zu können. Es nimmt auch die Mutter gar keinen Anſtand, im Voraus öffentlich anzukündigen, daß ſie das Kind, das ſie unterm Herzen trägt, nicht auferziehen werde. Als Widerſpiel zu dieſer ruchloſen Sitte ſieht man die Mütter den Kindern, die ſie einmal auferziehen, die zärtlichſte Sorgfalt weihen.

Es kommen bei ihnen mehre Krankheiten vor, die eben dem Menſchen überhaupt eigen ſind, gegen die ſie ſehr einfache Mittel anwenden, als Räucherungen mit Tabak und Blutentziehungen. Beim Schlangenbiß ſaugen ſie das Gift aus der Wunde und legen dann Umſchläge auf. Bei innern Krankheiten wenden ſie ſtarke Abführmittel an, die ſie von zwei Bäumen, dem **Tomochi** und dem **Soto**, gewinnen, aber ſie vergreifen ſich oft in der Doſis und vergiften ſich damit. In dieſem Falle hauen die Verwandten den Baum nieder, von dem der angewandte Saft genommen wurde. Uibrigens halten ſie mehr auf abergläubiſchen Hokuspokus, als auf Arzneien. Sie nehmen ihre Zuflucht zu Betrügern, die ſich zum Kranken ſetzen, ihre Hände mit Speichel benetzen und die Seele des Patienten rufen. Sie ſehen ſie dann in der Hand an, ſprechen mit ihr und tröſten ſie: »Dir geht es heute ſo und ſo, morgen wird Dir beſſer ſeyn und übermorgen biſt Du ganz geſund.«

Sie ſchreiben die Krankheiten meiſt Zauberern oder böſen Geiſtern zu, ohne eine natürliche Urſache davon aufſuchen zu wollen. Geben ſie Spulwürmer zu Hunderten von ſich, die bei ihnen ſehr häufig vorkommen, ſo wollen ſie ſie doch nicht als Urſache der Krankheit anſehen, ſondern begnügen ſich, ſie mit Gewürz zu verbrennen. Haben ſie ein Geſchwür, ſo geben ſie den Eiter einer gewiſſen Art Ameiſen, damit die Feuchtigkeit nicht wieder in den Körper zurückkehre. Den Regenbogen verfluchen ſie tauſendfach, indem er ihnen Krankheiten ankündigt, und eben ſo das Spätroth. Wenn Fremde von der Seite her zu ihnen kommen, wo es donnert oder blitzt, ſo bringt ihnen dieß ebenfalls Krankheiten. Eben ſo darf ihnen ein Fremder nichts von ſeinen Krankheiten vorreden, damit ſie ſie nicht von ihm bekommen. Donnert es heftig bei der Krankheit eines Yurakaré, ſo glauben ſie, daß er bald ſtirbt. Der Geſang gewiſſer Vögel, die ſie verwitwete nennen, iſt ihnen ein ſicheres Zeichen herannahender ſchwerer Seuchen. Böſe Geiſter kommen mit einem heftigen Windſtoß, Blitze gegen ſie ſchleudernd, und verurſachen ihnen lebhafte Schmerzen und heftiges Erbrechen, die ſie ſchnell dahinraffen. Wie geſagt, glauben ſie auch durch Tadel ihre Kinder krank zu machen, und hüten ſich aus gleichem Grunde, eine giftige Pflanze auszureißen. Sehen ſie einen Verwandten ſchwer krank darnieder liegen, ſo bauen ſie eine Hütte auf ſeinen Feldern, und graben darin eine Grube im Beiſeyn möglichſt vieler Verwandten, wobei die dem Sterbenden im Voraus erwieſenen Ehren im Verhältniß mit der Zahl der Anweſenden ſtehen; dann bringen ſie den Kranken hin, wenn ſie ihn ſchon nahe am Verſcheiden glauben. Der Sterbende vermacht dann ſein Eigenthum ſeinen Kindern, und empfängt von den andern Yurakarés Empfehlungen an die verſtorbenen Verwandten, die man ſtets bittet, mit wohlbeſtellten Feldern die Hinterbliebenen dereinſt zu empfangen. Iſt er endlich todt, ſo legt man ihn in die mit Palmenrinde ausgelegte Grube, mit dem Kopf gegen Sonnenaufgang, und die Verwandten laſſen nun die Lüfte von ihrem Klaggeſchrei widerhallen; einige werfen ſich auf den Leichnam, andere zerreißen ihre Kleider, um ihn damit zu bedecken. Man begräbt mit ihm alle ſeine Kleider, ſeinen Bogen und ſeine Pfeile, Geſchenke für die bereits vorangegangenen Verwandten, und alles Geräthe, worüber er keine Verfügung getroffen hat. Auch zerbricht man auf ſeinem Grabe alles Küchengeſchirr ſeiner Frau und verbrennt alles, was er nicht Jemanden vermacht hat, aus Furcht, daß ſeine Seele nicht zurückkomme und dieſe Gegenſtände ſuche. Denn er könnte ſie durch dieſen Beſuch erſchrecken oder ſie mit dem Stocke berühren, mit dem der Todte verſehen ſeyn muß, und dies brächte ſie ebenfalls zum Tode. Der heftige Schmerz, den die Familie eines Yurakaré bei ſeinem Tode zeigt, dauert durch ganze Jahre hindurch. Alle Nachbarn und Befreundete kommen alsbald zu dem nächſten Verwandten des Todten, um ihm ihre Beileidsbezeugungen abzuſtatten, welche von Seite des Beſuchers durch zwei Schreie ausgedrückt werden, worauf zwei derlei Schreie von Seiten des Beſuchten erfolgen. Die Ruheſtätte des Todten bleibt verlaſſen und Niemand nimmt von den Früchten, die auf dieſem Felde wachſen. Man ſieht, daß die Yurakaré's an ein zukünftiges Leben glauben. Die Seele des Verſtorbenen begibt ſich unter die Erde in die Geſellſchaft ihrer Vorfahren, der **Manſinos**, an einen herrlichen Ort, wo ſie ein vollkommenes Glück genießen, und eine Menge Wild, namentlich Wildſchweine finden.

Die Yurakaré's glauben und verehren keinen Gott. Sie ſind überzeugt, daß die Dinge ſich alle ſelbſt erſchaffen haben, und daß ſie nicht irgend einen Schöpfer dankbar anerkennen müſſen. Sie glauben auch nichts für ein tugendhaftes Leben erwarten zu dürfen, indem der Menſch der unumſchränkte Herr ſeiner guten und böſen Handlungen ſey. Fragt man ſie nach ihrem guten Gotte, ſo zeigen ſie Bogen und Pfeile, die ſie ernähren. Sie haben aber doch eine ſehr verwickelte Mythologie voller Hiſtörchen, in denen eine Menge fabelhafter Weſen ihre Rolle ſpielen. (Annuaire des voyages, 1845.)

Die Indianer in Kalifornien.

(Aus Herrn de Mofras' Bericht über seine Reise nach dem Oregon. *)

Obwohl die Kalifornischen Indianer gar keine Idee von einer Schrift haben, wissen sie doch durch gewisse Zeichen, die sie an Bäumen oder auf der Erde anbringen, einander über die Sammelplätze zu verständigen, von denen aus sie einen Pferdediebstahl unternehmen, gegen den Feind ausziehen oder wo sie ein Fest feiern wollen. Auch gebrauchen sie eine Art Nachttelegraphen: auf Höhen angezündete Feuer, die je nach ihrer Zahl, ihrem Glanze oder ihrer Farbe (die sie durch Mischung des Brennstoffes beliebig hervorzubringen wissen) Verschiedenes bedeuten.

Um Männer zu werden, gewöhnen sich die jungen Leute frühzeitig daran, die härtesten Entbehrungen und die grausamsten Qualen zu ertragen. Sie treten nie an ein Feuer heran, um sich gegen die Unbilden des Wetters zu stählen, essen nur die gröbsten Speisen, peitschen, so unglaublich es klingt, ihren Leib mit Nesselruthen, legen sich blutrünstig mitten in Ameisenhaufen und bleiben da regungslos liegen, ohne das Gesicht zu verziehen oder zu mucken. Manche legen sich diese Marter sogar öfter auf. Wenn sie selbe überstanden, halten sie sich für fest und glauben, daß ihnen kein feindlicher Pfeil etwas anhaben kann. Die Erziehung der Mädchen weicht nicht wesentlich von jener der Knaben ab. Man lehrt sie demüthig und unterwürfig seyn, Körner einsammeln und vermahlen, aus Thierfellen Kleider nähen, Matten und Körbe flechten und alle häuslichen Obliegenheiten verrichten. Die Weiber werden um die Augen, an den Brüsten und an den Armen tätowirt, indem man mit einem Dorn einsticht, so daß ein Bluttropfen hervorquillt, und dann die Stelle mit Kohlenstaub einreibt. Die Indianerinen halten die blauen Linien, welche dies Verfahren hinterläßt, für eine Zierde.

Will ein Indianer heiraten, so streicht er einige Tage um das Haus des Mädchens, nach dem ihn gelüstet, herum. Ist diese Förmlichkeit erfüllt, so dringt er in die Hütte ein und bringt sein Geschenk dar, einige Fischotterfelle oder Glaskörner. Von da an darf er bei den Eltern der Braut wohnen, unter der Bedingung jedoch, daß er ihnen täglich einige Lebensmittel bringt. Diese Zeit über steht das Mädchen alle Tage zeitlich früh auf, badet jeden Morgen in dem nahen Bach und liegt eifrig den häuslichen Pflichten ob, um ihrem Freier eine recht vortheilhafte Meinung von sich beizubringen. Nach Verlauf von etwa 14 Tagen vereinigen sich die Bewohner aller Hütten. Die Zauberer rauben dem Mädchen ihre Halsbänder und die Muscheln, die sie am Hals, an den Armen und in den Ohren trägt, binden ihr einen Gürtel um die Hüften und schmücken ihr Haupt mit einer Krone aus verkehrt gelegten Federn. So wird sie ihrem Gatten übergeben. — Blutsverwandte heiraten nicht unter einander: ein Indianer kann sein Geschwisterkind nicht ehelichen. Anders ist's dagegen mit den Verschwägerten. Ein Indianer, dem sein Weib gestorben, kann deren Schwester heiraten. Dieser Gebrauch findet sich auch im Mosaischen Gesetz. Vielweiberei ist unter den südlichen Stämmen nur bei den Häuptlingen im Schwunge; diese haben das Recht, zwei Weiber zu nehmen und wieder zu verstoßen, gemeine Indianer aber dürfen nur ein Weib besitzen und dieses nur im Falle eines Ehebruches verstoßen. Bei einigen Stämmen wird der Mitschuldige am Leibe gezüchtigt, oft so schwer, daß er daran stirbt. Andere behalten das verführte Weib, müssen aber dem beleidigten Gatten einen Preis dafür bezahlen.

Die Kalifornischen Indianer sind mit großer Stärke, ungewöhnlicher Gelenkigkeit und wunderbarer Gewandtheit begabt. Ihre Waffen sind Keulen, Lanzen und Pfeile, die sorgsam gearbeitet und mit scharfen Kieseln bewehrt werden. Ihre Bogen, mit Hirschsehnen gefüttert, und zur Verstärkung der Spannung in der Krümmung einwärts gezogen, messen nur etwa drei Schuh in der Länge; die Sehne, aus Waldhanf, ist mit einem kleinen Stück Fell besetzt, welches das Pfeifen beim Abschießen erstickt. So kann man auf der Reise aus weiter Entfernung von einem Pfeile getroffen werden, ohne ein Geräusch vernommen zu haben und ohne zu ahnen, von welcher Hand der Schuß kömmt. Alle Indianer der Missionen, namentlich jene, welche das große Thal von Los Tulares bewohnen, sind sehr plünderungslustig. Kein Tag vergeht, wo sie nicht bis in die Pueblos (Ortschaften) dringen, um Pferde zu stehlen, ja selbst Mordthaten zu begehen. Sie bekriegen einander durch Überfälle: ihre ganze Kriegskunst besteht darin, daß sie sich unbemerkt und geräuschlos des Nachts zu den Feinden heranschleichen, und sie dann bei Tagesanbruch unter großem Geschrei überfallen. Es ist klar, daß viele Tausende dieser Wilden nicht einer Handvoll disciplinirter und wohlbewaffneter Soldaten Stand halten würden. Auch erkennen sie die Überlegenheit der Weißen und nichts ist leichter, als ihnen durch physische Kraft oder durch die gewöhnlichsten Mittel zu imponiren. So predigte eines Tages der Jesuit P. Ugarte, ein Mann von hoher Statur, in der Mission von Nuestra Señora di Loreto. Ein indischer Kazike, der nahe bei dem Pater stand und wegen seiner Stärke berühmt war, lachte laut auf und verdrehte des Paters Worte in's Lächerliche. Pater Ugarte verlor endlich die Geduld, beugte sich über sein Pult vor, ergriff mit einer Hand den Kaziken bei seinen langen Haaren und schwenkte ihn — so ihn eine Weile schweben lassend — wie einen Glockenschwengel hin und her. Bei diesem Anblick ergriff die Indianer Furcht, einige liefen davon und als sie die folgenden Tage in die Mission zurückkehrten, wohnten sie dem Gottesdienst in größter Andacht bei. Wir selbst erfuhren mehrmal, wie leicht es ist, den Indianern Achtung einzuflößen. Als wir den Rio del Sacramento erforschten, waren wir von einem englischen Matrosen und vier indianischen Ruderern begleitet, denen wir nach unserer Rückkehr nach San Francisco rothe Tücher und Pulver versprochen hatten. Eines Abends lagerten wir uns, unser Matrose streifte umher, um vielleicht eine Antilope oder einen Biber zu erlegen, und die Ruderer lasen Holz und Blätter zum Feueranmachen zusammen. Schon über Tags hatten

* Herr von Mofras hat im Auftrage der französischen Regierung 1840—1842 die Westküsten von Neuspanien, die Binnenprovinzen Mejiko's, beide Kalifornien und das Oregongebiet bereist. Sein Bericht ist kürzlich mit vielen Plänen und Karten auf Befehl des Königs erschienen. Obiges sind einige Bruchstücke aus diesem Werke.

mich zwei derselben, der eine um ein Messer, der andere um meine Uhr angesprochen. Letzterer hatte aus dem Geräusch, welches die Unruhe machte, geschlossen, in der Uhr stäke irgend ein mächtiger Geist oder eine große Medizin. Meine Weigerung setzte beide in üble Laune, und ich merkte, daß sie mich selbe wollten fühlen lassen. Sie hockten um das dürre Holz und rieben die Aeste an einander, aber so langsam und faul, daß diese Reibung unmöglich Funken wecken konnte. »Warum machst Du kein Feuer an?« fragte ich einen von ihnen. — »Weil Du uns das Messer und das Thier, welches in der Schachtel steckt (er wies auf die Uhr) nicht gibst.« Während er sprach, zog ich, ohne daß sie's merkten, aus meiner Patrontasche ein chemisches Zündhölzchen, rieb es rasch an der Decke eines meiner Ruderer und unter dem Rufe: »Nun so zünde ich selbst an!« hielt ich das Hölzchen unvermerkt an das dürre Laub und im Nu loderte die Flamme hoch auf. Bestürzt sprangen die Indianer einen Schritt zurück, ausschreiend und sich die Hand vor den Mund haltend, ein Zeichen, das bei ihnen Überraschung bedeutet. »Du siehst,« sprach ich, auf ihren Führer zutretend, »ich bedarf Deiner nicht.« — »Ach Mann, zünde mich nur nicht an,« schrie der Indianer, zurückspringend.

Krieg! Dieses Wort allein umfaßt das ganze Leben der wilden Völker am Fuße der Felsengebirge. Unaufhörlich rühmt sich der Anführer der Gefangenen, die er hat machen können, und der Krieger, die er besiegt hat. Wirft er seinen Büffelrock um, so breitet er mit Stolz die Haarschöpfe aus, die er mit Stachelschwein-Spitzen an das Leder seiner Aermel befestigt hat; denn diese Schöpfe verkünden die Zahl der Feinde, die er skalpirt hat. Ein gleich wildes Gepräge tragen die Tänze und Spiele dieser Stämme. Eines Tages als ich am Rio del Sacramento lagerte, erblickte ich in der Ferne 60 Skelette, die um ein großes Feuer herumsprangen. Ich nahte: es waren Krieger, welche auf ihre von Natur ziemlich schwarzen Leiber alle Rippen und Knochen eines menschlichen Skelettes weiß gemalt hatten.

Bei jedem Neumond versammelte der Kazike Maquina, vom Stamme der Onokitschs, die verschiedenen Häuptlinge in einem großen Saal, wo sie kriegerische Tänze ausführten. War der Tanz zu Ende, so nahmen die Häuptlinge auf einer Erhöhung Platz, während Maquina mit verbundenen Augen allein unter den Sklaven blieb. Die Gewandtheit, die er aufbot, um sich eines Opfers zu bemächtigen, und die verzweifelten Anstrengungen dieser Unglücklichen, ihm zu entkommen, erregten den wildesten Jubel. Wenn Maquina einen erwischte, so erwürgte er ihn ohne Erbarmen, hackte ihn in Stücke, und vertheilte diese an die Häuptlinge, die nun seine Gäste wurden. Ein scheußliches Festmal schloß diese schreckliche »Blinde Kuh.«

Einige Völker des Nordens, namentlich die Sikanis, begraben ihre Todten; andere halten ihren Kaziken die seltsamsten Leichenfeiern. Ich wohnte einem furchtbaren Leichenfeste bei, das man einem Häuptlinge, der in der Schlacht erschlagen worden war, bereitete.

Um sich einen Begriff von dem Schauplatz zu machen, denke man sich im Hintergrunde Berge von 12 bis 15 tausend Fuß Höhe, die Gipfel mit Schnee gekrönt, die Abhänge mit herrlichen Bäumen bewachsen, am Fuße dieser Berge einen ungestümen, erschreckend tiefen Wildbach, diesseits in der Hochebene eine Prairie, hinter dieser kleine Eichen- und Nadelgehölze, zwischen welchen sich die Indianerwohnungen erhoben, errichtet aus mit Büffelhäuten bedeckten Pfählen. Unter dem schönsten dieser Zelte lag, umgeben von den Frauen des Stammes, der Leichnam des Häuptlings, bemalt mit grellen Farben, bekleidet mit einem Rock aus Bisonfell, die langen Haare, zum Zeichen der Würde, helmbuschartig hinaufgestrichen. Nachdem der Kazik, der zu seiner Nachfolge berufen war, mit ausdrucksvollen Bewegungen eine Art Leichenrede gehalten, in welcher er den Verstorbenen den Adler seines Stammes nannte, und seinen Werth mit jenem des Bären, seine Klugheit mit der des Bibers verglich, wurde der Leichnam mit Hirschlederriemen fest an sein schönstes Pferd gebunden. In eine Hand gab man ihm die Lanze, in die andere den Bogen; an den Sattelbogen hing man ihm die Haarschöpfe der erschlagenen Feinde, an den Hals und die Arme seine Glasbänder und seinen Kupferzierrath, und führte ihn dann unter dem Wehgeschrei der Weiber auf die Ebne, wo die Krieger zu Roß einen Halbkreis bildeten, dessen Enden an den Wildbach stießen. Das Pferd wurde in die Mitte des Halbkreises gestellt und die Krieger stimmten, ihre Waffen schwingend, einen unbeschreiblich wilden Kriegsgesang an. Das Pferd bäumte sich erschrocken, und sprengte mit dem Leichnam davon. Am Rande des Abgrunds fuhr es plötzlich zurück, kehrte dann schnaubend um, und versuchte die lebendige Mauer zu durchbrechen, die es umschloß und sich immer mehr und mehr verengte. Mehrmal wiederholte das Roß diesen Versuch, immer vergebens, bis es endlich, betäubt vor Schrecken, verfolgt von dem Geheul der Indianer und durchbohrt von deren Waffen, sich mitsammt seiner Last in den Abgrund hinabstürzte. Die Reiter, die am Rande standen, sahen, wie es an den Felsenspitzen zerschmetterte und unter den schäumenden Wogen des Wildwassers verschwand. Darauf kehrten sie schweigend in ihre Hütten zurück. (Voleur.)

Jonathan Sharp, oder Abenteuer eines Kentuckyers.

(Nach dem Englischen.)

Unter obigem Titel * erschien kürzlich in England ein Werk, eine angebliche Selbstbiographie, welche man, um ihren Inhalt kurz zu bezeichnen, am passendsten den amerikanischen Gil Blas nennen könnte. Alle Schwindeleien, all' das ruhlose Treiben der Amerikaner werden darin geschildert, im Ganzen wahr, nur meist mit zu grellen Farben. Das Ganze scheint zu Parteizwecken geschrieben zu seyn, namentlich ist der Verf. (der sich, wie der Titel sagt, für einen Kentuckyer ausgibt, aber nach der Vermuthung des Athenaeum ein Irländer seyn mag) dem Anschluße von Tejas nicht hold. Unsere Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir sie mit

* Jonathan Sharp, or the adventures of a Kentuckian. Written by him self. (Beschrieben von ihm selbst.)

dem Hauptinhalte des Werkes bekannt machen: sie gewinnen da Einblicke in das amerikanische Leben, die wenn auch nicht die erfreulichsten — doch höchst interessant sind.

Jonathan Sharp führt sich selbst als den Sohn eines Mannes aus Vermont auf, der ursprünglich zum Rechtsgelehrten erzogen, in eine Stadt von Indiana gewandert war, um dort Praxis zu suchen; denn in seinem Heimatsstaate fand er diese nicht. Aber gleich neun Zehntheilen der andern Männer, welche die übervölkerten Küsten des atlantischen Meeres verlassen, in der Hoffnung, im Westen ein Eldorado zu finden, sah er sich in seinen Erwartungen getäuscht. Die Ansiedler waren meistens entweder Advokaten oder Schotten, bei beiden Theilen war nichts zu verdienen, und der alte Jonathan mußte, um zu leben, bei einem Krämer Schulden machen. Mit der Zeit wollte ihm aber der Filz nicht mehr kreditiren, und Jonathan mußte seine Zuflucht zu einer List nehmen, die in solchen Fällen sehr häufig ist: er lieh sich ein Pferd und eine Zwanzig-Dollar-Note und ritt damit hinüber nach Kentucky. In Louisville stieg er in »Franklins Kopf« ab, welches Gasthaus eine artige Witwe hielt, die, obwohl an und für sich gar kein übler Bissen, dennoch weit weniger Anziehungskraft hatte, als ihre wohlversorgten Schranken und der fleißige Zuspruch ihres Gasthauses. Gleich die erste Nacht nach seiner Ankunft sann unser Rechtsfreund nach, wie sich in den Besitz eines so behaglichen Hauses, bei dem man noch dazu eine so schöne Wirthin mit in den Kauf bekäme, zu setzen. Ein ächter Yankee ist selten lange um ein Mittel verlegen. Von Kindesbeinen an gezwungen, von seinem Witz zu leben, wird er frühzeitig gewandt und gerieben, weit geriebener in seinem sechszehnten Jahr, als ein erfahrenes Stadtkind in seinem vierzigsten, und hat der Yankee erst einmal die Vierundzwanzig erreicht, dann kömmt kein Mensch auf der Welt mehr mit ihm auf. Zum Glücke für unsern unternehmungslustigen Reisenden entstand um Mitternacht Feuerlärm. Ohne erst sich zu überzeugen, ob der Lärm nicht grundlos oder das Feuer, wenn's ja wirklich brannte, nicht zu unbedeutend sey, sprang er aus seinem Bett, stürzte in das Schlafgemach der hübschen Wirthin, nahm sie in seine Arme und trug sie in eines der kleinen Kabinete im Hintergebäude. Wie er erwartet, wurde das Feuer ohne Mühe gelöscht, und die Witwe kehrte bald wieder in ihr Boudoir zurück. Doch das Abenteuer ward ruchbar. Eine Schaar ehrwürdiger Matronen der ehrsamen Stadt Louisville erschien in »Franklins Kopf«, um von der Wirthin zu erfragen, ob sich die ärgerliche Geschichte wirklich begeben? Wenn ja, dann lebewohl ihr guter Name: nicht eine von ihnen hätte so Schreckliches geduldet, von einem Manne mitten in der Nacht aus dem Schlafzimmer getragen zu werden — nein, lieber wären sie alle bei lebendigem Leibe verbrannt! Die Witwe wurde nachdenkend. Der Fremde sah nicht übel aus, sein Muth war unbestreitbar, und lieben mußte er sie auch, denn würde er sonst in solch' einem Augenblick blos an sie gedacht haben? Das Ende ihres Nachdenkens war: daß sie ihm ihre Hand reichte, und aus dieser Ehe entsprang der junge Jonathan Sharp, der Held dieser Geschichte.

Zu gehöriger Zeit wurde Jonathan in die Schule gesendet, wo er sich alle Vollkommenheiten eines ächten Amerikaners gehörig aneignete: er lernte Tabak kauen und rauchen, Möbel zerschnitzeln, durch die Zähne spuken, Whisky trinken und fluchen. Darauf ward er in's Lerington-College gesandt, um da »Klugheit und Manieren« zu lernen, d. h. um zu lernen, im Handel mit Anstand betrügen und in allen Wirthshäusern der Stadt Schulden machen. Bald kam die Zeit, wo der junge Jonathan seine Talente nöthig hatte. Seine Mutter starb, sein Vater, der zwar ein Wirth, aber kein guter Wirth war, gerieth wieder in Schulden, das alte Gasthaus »Franklins Kopf« erhielt einen Nebenbuhler an »Washingtons Kopf«, der sehr hochmüthig dreinschaute, zum Uiberflusse brannte der erstere eines Nachts nieder, und als Sharp senior seine Bilanz zog, fand er, daß er 20,000 Dollars auf der Debetseite seines Hauptbuchs stehen habe. Was da zu thun? So hätte jeder Andere gefragt, aber Sharp war nicht der Mann, dem dergleichen Kleinigkeiten graue Haare machten. Ein »Mann des raschen Entschlußes«, gerüstet für jeden Fall, packte er seine bescheidene Garderobe zusammen, ging mit seinem hoffnungsvollen Söhnlein an Bord eines Dampfbootes, das gerade nach Neu-Orleans abfuhr, und half sich so ohne viel Umstände mit einemmale aus aller Klemme. Unterwegs gewann er an einem Spieltische zweihundert Dollars und mit dem Gelde wuchs auch wieder sein Muth: alles wohl betrachtet, war er ja doch nicht so übel dran, als ihm's Anfangs geschienen, und Vater und Sohn konnten schon noch fortkommen. Ersterer »kalkulirte«, er wolle im Süden den Großen spielen und irgend eine Mäklers- oder Pflanzers-Witwe heiraten. Der Sohn mochte für sich selbst etwas aufspüren, wenn er nur nicht die Pläne des Vaters kreuzte; mit gegenseitiger Hilfe, wie hätten sie nicht beide ihr Glück machen sollen? Nur die Schmächtigkeit ihres sichtbaren Eigenthums, welches sammt und sonders in einem leichten Mantelsack enthalten war, begünstigte eben nicht ihre Erscheinung. Der Wirth im »Hôtel de la Marine«, wo sie abstiegen, machte ihnen nicht sonderlich tiefe Bücklinge, als er ihr mäßiges Gepäck erblickte. Freilich war er ein Franzose. »Die Franzosen,« philosophirt unser Jonathan, »und selbst die Engländer haben die wahre Lebensweisheit nicht weg. Sie sind immer und überall mit Koffern und Wäsche auf fünfzehn Jahre bepackt, und müssen sich auf der Reise immer darnach richten, wo ihnen der Transport ihrer Habseligkeiten größere, wo geringere Schwierigkeiten verursacht. Nicht so wir Amerikaner. Zwei Hemdem, zwei Halskrausen, ein Oberrock und die Kleidung, die wir anhaben, dazu ein Taschenkamm, ein Rasiermesser und eine Zahnbürste, machen unser ganzes Hab und Gut aus. Damit sind wir allezeit bereit, jedem Mißgeschicke zu trotzen und machen uns sacht aus dem Staube, ohne erst die Hilfe eines Wagens, ja nicht einmal eines Schiebkarrens zu bedürfen. Wir »drücken uns« zu Fuß oder zu Pferd, auf dem Schiff oder in der Kutsche, immer unbemerkt und unentdeckt, und verlieren nie etwas von unsren Sachen. Es liegt viel Erfahrung, Weisheit und Kenntniß ächten Komforts darin, wenig oder kein Gepäck

mitzuführen. Überdies kömmt es wohlfeiler, und erlaubt einem gelegentlich etwas mehr aufzuhauen. Für meinen Theil, ich habe immer den Verstand eines Mannes nach dem Umfang seines Gepäckes berechnet, und mich darin mein Leben lang nicht getäuscht.«

Jonathan Sharp Senior warf sich, dem Rathe eines Freundes folgend, auf die Medizin und Chirurgie. Er lernte Ader lassen, indem er sich mit der Lanzette zuerst an Kohlblättern, später an den Armen einiger Neger übte, die jederzeit bereit sind, ein paar Tropfen Blutes für eine Pinte Branntwein zu verkaufen. Aber in einer so feinen Stadt wie Neu-Orleans konnte er keine Praxis erwarten. Nachdem er daher noch weitere 500 Dollars am Spieltisch gewonnen, und einem »grünen« Pflanzer einen falschen Diamantring für 50 Dollars aufgehängt, machte er sich auf nach Port Gibson, einer vielversprechenden Stadt im Mississippi-Staate, in welche sich bis dahin noch kein Doktor gewagt hatte. Jonathan Sharp Junior dagegen wurde Unterschreiber bei einem Cotton-Mäkler; doch bald fühlte er, daß es nicht sein Beruf sey, am Pulte angenagelt zu stehen, und er begann nachzudenken, wie er in einer andern Laufbahn sich rasch aufschwingen könne. Da sein Brodherr eben so bereitwillig war, sich von ihm zu trennen, als er ihn zu verlassen, so wurde er Schreiber auf einem der Dampfschiffe, die auf dem Red-River hin und her fuhren. »Für einen jungen Mann,« sagt unser Jonathan, »kann es in den Vereinstaaten keinen bessern Posten geben; der Schreiber auf einem Dampfboote ist ein gemachter Mann. Am Bord berauscht er sich im Mintjulap *, für den er nichts zahlt, am Land ist er der lustigste Kumpan und guter Freund aller Wirthe, hat Kredit bei allen Schneidern und Modehändlern, kauft Cigarren gratis, und verkauft sie für baares Geld; kurz, er ist ein Junker, der sein Glück in der Welt macht. Ein ganzes Jahr lang führte ich das angenehmste Leben. Unser Boot, genannt der »Biber«, trieb Handel zwischen den französischen Ansiedlungen am Red-River, und da der Kapitän zu jener Zeit einer Dame in Nachitoches den Hof machte und gern manchmal bei seiner Schönen blieb, waren der Lootse und ich häufig die einzigen Herren am Bord und erlustigten uns auf's Schönste. Über Tag fuhren wir um die Wette mit irgend einem andern Dampfboot, des Nachts waren wir sicher, den Passagieren ihr Geld abzugewinnen, da Viele von ihnen, französische Kreolen und Baumwollpflanzer, nicht gerieben genug waren, um es mit uns aufzunehmen, und sich ein Vergnügen daraus machten, ihre Dollars an uns zu verlieren.«

Jonathan war wie gemacht für seinen Posten. Sein Gehalt betrug zwar nur 200 Dollars, aber in Zeit von vierzehn Monaten wußte er sich einen Schatz von 900 Dollars im Baaren und Uhren, Ringe, Wäsche, Waffen und Havannah-Cigarren in gleichem Betrage zu erwerben; das Alles legte er sicher bei einem Freunde in Neu-Orleans an. Doch bald nahm dieses glückliche, gewinnreiche Leben ein Ende. Bei einer Wettfahrt mit einem andern Schiffe fuhr der »Biber« an einen Snag (Baumstamm unter dem Wasser) an, bekam ein Leck und ging unter. Zwanzigtausend Dollars waren so durch den Grundsatz aller Amerikaner verloren, daß in einem freien Lande jeder trachten muß, die Oberhand zu behalten und selbst in den unbedeutendsten Fällen des Lebens seine Schwäche nicht zugestehen darf.

Da er so ohne Beschäftigung war, beschloß Jonathan, sich ein wenig in der Welt umzusehen und in einem Besuche auf der Insel Kuba seine Kentucky-Natur etwas abzuschleifen; dort schien sich ihm ein weites Feld für seine Gil-Blas-Talente zu öffnen. Wir wollen die Abenteuer, die er dort erlebte, nicht verfolgen; nach seinem eigenen Geständniß kehrte er weiser und besser zurück. Traurige Erfahrungen belehrten ihn, daß Lug, Betrug und Schwindelei in jedem andern Lande, als in den Vereinstaaten, in Gefahr und in zeitliches Verderben stürzen, sogar auf die Galeeren führen können; und so ward ihm die Niedrigkeit seines früheren Lebens zum Ekel. Es liegt einige Wahrheit in dieser Moral: daß vom Laster zum Leiden, und vom Leiden zur Tugend ein alter wohlbekannter Pfad führt, und auf diesem Pfade mag Jonathan, wie viele andere Sünder, seine Schlangenhaut abgestreift haben. Er ging nach Texas und gelangte dort zu der Erkenntniß, daß dessen Bewohner die werthlosesten Geschöpfe auf Gottes Erdboden sind. Vielleicht ist manchem unserer Leser unbekannt, daß in den letzten paar Jahren diese junge Republik die Zufluchtstätte aller derjenigen war, welche auf unserem Kontinente an ihrem Fortkommen verzweifelten. War ein Mensch mit den Gesetzen in Zwiespalt gerathen, hatte er seinen guten Namen verloren, machten Schulden sein Leben hoffnungslos oder, was am häufigsten der Fall ist, war er in Kanada oder den Vereinstaaten in eine verzwickte Lage gerathen und eines schönen Morgens zu der Erkenntniß gelangt, daß an den ihm anvertrauten Geldern einige tausend Dollars fehlten, so floh er nach diesem jungen Freistaat, der alle diese Leute mit offenen Armen empfing. Auf solche Weise bildete sich die Hauptmasse der Bevölkerung von Texas. Wenn der Anschluß an die Vereinstaaten in Texas selbst auf zahlreichen Widerspruch stößt, so ist es großentheils darum, weil viele Bürger von Texas sich fürchten, daß man dann ihnen nachspüren und so ihr theures Leben in Gefahr kommen könnte.

Jonathan kehrte auf dem Red-River, dessen Gegenden ihm so wohl bekannt waren, in die Vereinstaaten zurück. Da sein Hab und Gut sich nicht vermindert hatte, so beschloß er, sich Ländereien in Wisconsin anzukaufen und ein solides Leben zu beginnen. Wisconsin begann damals die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Indianerhäuptling, bekannt unter dem Namen »der schwarze Falke«, war von den Weißen überwunden und genöthigt worden, das Gebiet der Rothhäute, sowohl in Wisconsin, als in Jowa zu verkaufen. Für etwas weniger als ein Farthing (¼ Penny oder 1¼ kr. W. W.) der Morgen Landes, wurden weitläufige Distrikte, jeder an Flächenraum England gleich, an Unkle Sam * verkauft, der sie zu 1¼ Dollar (2 fl. 30 kr. C. M.) wieder feilbot. In Kompagnie mit einem befreundeten Irlän-

* Ein Kühltrank mit Münze, Eis, Branntwein und Citronen zubereitet.

* Onkel Sam, ein Spitzname der Vereinstaaten, den sie von den Anfangsbuchstaben ihres Namens (U. S. d. i. United States) erhielten.

der kaufte Jonathan 3000 Morgen, die Hälfte des Kaufschillings baar erlegend, die andere Hälfte in drei Jahren zahlbar. Aber um das Land zu lichten und urbar zu machen, um sich einen Weg zu dessen Schätzen an Kupfererz zu bahnen und eine Straße zur Ausfuhr der zu gewinnenden Produkte anzulegen, bedurfte es eines Kapitals, über welches unser Abenteurer zu gebieten nicht hoffen konnte. Doch das machte ihm wenig Sorgen, dazu ist ja der Kredit da, das allgemeine Auskunftsmittel der Amerikaner. Bevor er indeß an diese neuen Arbeiten ging, war Jonathan wacker genug, seinen Vater ausfindig zu machen. Dieser hatte sich als Quacksalber-Doktor in Port Gibson einiges Geld gemacht, später aber die Witwe eines methodistischen politischen Predigers geheiratet und war selbst politischer Prediger geworden. Als solcher erwarb er sich großen Einfluß in St. Louis, dem nunmehrigen Schauplatz seiner Thaten. Doch hören wir, wie er selbst seinem Sohne auf dessen Befragen sein Thun und Treiben seit ihrer Trennung erzählte.

»Hm!« hub er an, »viel zu rühmen ist daran nicht, kalkulir' ich. Ich hatt' ein gutes Geschäft, so lang ich in Port Gibson war, — Patienten in Fülle, die meine unschätzbaren Pillen abnahmen. Ich machte mir ein hübsches rundes Sümmchen, kam aber drum durch einen Mäckler, welcher Bankrott machte und durchging. In der Zeit behandelte ich einen methodistischen Prediger, welcher für sehr reich galt. Sein Weib war sehr andächtig und unternahm meine Bekehrung, und als ihr Mann starb, heiratete sie mich, auf daß ich nicht in meine frühere Sündhaftigkeit zurückfalle. Sie machte mich zu einem Prediger und Parteiführer. Aber ach! Eitelkeit aller Eitelkeiten! als ich mich genauer nach ihrem Gelde erkundigte, fand ich, daß ich mich selbst zum Narren gehabt; sie besaß keinen Pfennig. Ihr verstorbener Gatte war ein alter Schelm gewesen, welcher sein Lebtage von der Einfältigkeit seiner Schafe gelebt hatte. All' das Großthun mit seinen da und dort anliegenden Geldern und seinen Schatzscheinen war falsch und rein auf die Leichtgläubigkeit berechnet. Indessen ich hatte mir das Joch selbst an den Hals geschirrt und mußte nun aus der Noth eine Tugend machen. Ich hielt Meetings in freiem Felde und traktirte die Leute mit politischen Reden. Du weißt, Jonathan, das Reden war immer meine Stärke, schon in Louisville in »Franklins Kopf«. Ach, waren das Tage! Aber was hilft's! Ich predigte und eröffnete Subskriptionen. Ich war ein Jaksonist. Da ward ich von der Opposition in Arkansas und Missouri eingeladen, die sich nicht in den gegenwärtigen Stand der Dinge zu finden wußte. Die Parteiführer luden mich dahin ein, sie zahlten alle meine Ausgaben und versprachen mir das Syndikusamt in der Gesetzgebung ihres Staates, wenn unsre Partei den Sieg davon tragen sollte. Aber nun Jonathan, läute doch, daß wir etwas mehr zu trinken bekommen! Erinnerst Du Dich noch an Deine selige Mutter? Die wußte das Getränk zu bereiten! Ach, sie war eine gute Seele, — etwas eifersüchtig zwar, aber eine, die ihr gleicht, finde ich nimmer wieder! Gute Nacht, Bursch', morgen plaudern wir weiter!«

Glaube der Leser nicht, es sey in diesem schnellen Springen von Stand zu Stand etwas Uibertriebens. In den Vereinstaaten ändert ein Mann oft sein Geschäft oder Gewerbe, wie man die Hand umdreht. Macht er als Kaufmann Bankrott, so wird er irgend anderswo Bierbrauer, entspricht auch dies Geschäft nicht seinen Hoffnungen, so wird er Schiffsbauer oder Segelmacher, und bewegt sich in diesen Gewerben mit einer Leichtigkeit, als wäre er darin aufgewachsen: geht's ihm aber auch da schief, so wird er häufig Prediger bei irgend einer der zahlreichen Sekten, an denen der Freistaat solchen Uiberfluß hat. Keiner dieser Wechsel setzt ihn in Verlegenheit, der Amerikaner steht eben so gut am Pulte als er hinter dem Schänktisch eines Wirthshauses waltet.

Wundern wir uns daher nicht, wenn Jonathan Sharp junior sich als Grundherr ganz stattlich ausnahm. Die Erfolge, die er gleich nach seinen ersten Anstrengungen in seinen neuerworbenen Ländereien errang, liefern eine der besten Illustrationen zu dem spekulativen Charakter der republikanischen Ansiedler.

In den neuen Niederlassungen Amerika's bringen drei Jahre oft wundervolle Veränderungen hervor. Der unglaublichste Umschwung führt sie entweder dem glänzendsten Glücke entgegen oder stürzt sie in's gänzliche Verderben. »Als wir zuerst auf unsrem Besitzthum anlangten, war auf fünfzig Meilen in der Runde eine völlige Wildniß. Nur das laute Gebrause des mächtigen Wisconsin, der seine stürmischen Wogen durch schwarze, ewige Waldungen wälzte, störte die Stille der Einsamkeit. Aber wir hatten kaum ein halb Dutzend elender Hütten zum Schutze während der Nacht aufgeschlagen, als schon ein zwanzig Kanadier und eben so viele Irländer kamen, um in den Gruben zu arbeiten. Wir waren mit unter den ersten Bergleuten im Lande und brauchten blos die Erde aufzureißen. Wohlhabenheit entsprang in den wilden Thälern, in welchen wenige Jahre zuvor der stolze Büffel ungestört geweidet hatte. Unmittelbar nach unserm ersten Absatz in Gallona errichteten wir eine Sägemühle und bauten dreißig Häuser. Zwei Monate später hatten wir ein Postamt, zwei Schmieden, drei Magazine und fünfhundert Bewohner. Zwölf deutsche Familien trieben Acker- und Gartenbau, und als die letzten Wahlen vor der Thüre waren, bewarb man sich um unsre Stimmen. Für diese Stimmen eröffnete uns die Regierung von Washington eine Straße, auf der wir unser Metall längs der Ufer des Mississippi leichter und billiger verführen konnten. Für diese Stimmen ward auch unsre Ansiedlung zu einer Stadt erhoben, mit allen Privilegien einer solchen. Zuletzt wurde sie die Hauptstadt der Grafschaft und besaß ihr Gerichtshaus, ihre Behörden und ihren Syndikus.«

So erstand Sharpville mit seinen 1400 Einwohnern, seinem Güterverkaufsamt, seinen drei Wirthshäusern und seiner Druckerei; Sharp selbst war Obersheriff, während sein Freund und Kompagnon Mitglied der Gesetzgebung wurde und Aussicht hatte, Gouverneur von Wisconsin werden zu können. Sein Wohlstand wuchs eine Zeit lang und wir wollen seine Blüthe mit Jonathans eignen Worten schildern, wie er sie seinem Vater schilderte. Dieser hatte nämlich den Methodismus mit dem Mormonismus vertauscht und war nun nach Sharpville gekommen, zu sehen, was er von seinem Sohne ziehen könne.

»Sieh, Vater,« sagte Jonathan und zeigte auf einen lithographirten Plan von Sharpville und dessen Umgebung, »da liegen dreizehntausend Morgen Landes; jeder Morgen für fünf Viertel Dollar erkauft. Aber seit dem neuen Gesetz über erzhaltige Ländereien sind diese so im Werthe gestiegen, daß jeder Morgen Landes seine fünfzig bis sechszig Dollars werth ist. Blos das Grundeigenthum ist also ungefähr 750,000 Dollars werth. Nun hast Du in der Stadt zweihundertfünfzig Bauplätze, fünfzig davon kannst Du jeden Tag zu tausend Dollars verkaufen, rechnen wir die übrigen im Durchschnitte zu 100 Dollars, so erhalten wir ein weiteres rundes Sümmchen von 70,000 Dollars. Die Schmelzhütte, die Sägemühle, die Schrotfabrik sind auch auf ihre 35,000 Dollars geschätzt, und um die Million voll zu machen, braucht man blos die Hunderte von Wagen, Pferden, Rindern, und die Tausende andrer Thiere dazuzuschlagen, welche zwischen dem Michigansee und dem Mississippi herumweiden. Das ist der ungefähre Werth des Besitzthums en masse. Vor zwei Monaten fanden die Bergleute Kupfer in Ueberfluß. Wenn sich das Erz ergiebig bewährt, wird Sharpville mit seiner Umgebung in Zeit von fünf Jahren einen Werth von fünf Millionen erreichen.«

Aber dieser ganze Glücksbau ruhte auf etwas angefaultem Grunde. Die Mäckler fallirten, die vertrauten Agenten machten Bankrott, die Opposition erhob ihr Haupt, die Gläubiger begannen zu drängen, die Schuldner konnten oder wollten nicht zahlen — und in wenigen Monaten schwand dieses kolossale Vermögen auf etwa hunderttausend Dollars herab, und auch von diesem war in Kurzem ein großer Theil durch Jonathan Sharp den Aelteren (der abwechselnd Betrüger und Betrogener war) verschwendet worden.

Mit den Trümmern seines Reichthums flüchtete sich Jonathan Sharp nach Spanien, und später nach Irland. Wir wollen ihm dorthin nicht folgen; sein Werk hat nur Interesse, so lange er in Nord-Amerika weilt. Ueber Tejas weiß er namentlich viel; leider ist Vieles von dem, was er sagt, wahr. Wenn der Charakter der Justiz und Bevölkerung von Tejas dem Gemälde gleicht, das er davon entwirft, dann mag man wohl mit dem Verfasser ausrufen: »Eine schöne Erwerbung dies Tejas für Uncle Sam! Die westlichen Staaten sind schon schlecht genug. Was wird aus uns erst werden, wenn ein paar Tausend solcher Behörden, Richter, Advokaten, Generäle, Obersten, Kapitäne in unsre Gesellschaft losgelassen werden!« Indessen nach seinen eigenen Schilderungen haben die westlichen Staaten den Tejanern nicht viel vorzuwerfen. Aergeres zum Beispiel, als wie sie den Indianern ihr Land zu 1½ kr. den Morgen abkauften, d. h. abprellten, konnte in Tejas auch nicht vorkommen. (Athenaeum.)

Anmerkung. Das auf der vorigen Seite erwähnte Gallena (nicht Gallona, wie es durch Druckfehler heißt) ist eine Stadt im Staate Illinois, merkwürdig wegen ihrer Bleibergwerke.

Durchflug durch Holland.

Blätter aus einem Reisetagebuche von Sternau.

(Schluß.)

Noch einmal Amsterdam. Leben und Charakter. Die Waffelbäckerinen. Anstalten. Juden. Holländische Reinlichkeit und Komfort. Haag. Scheveningen. Utrecht.

Von unserem Ausfluge nach Amsterdam zurückgekehrt, wandten wir unsre Aufmerksamkeit abermals dieser Stadt zu, besuchten Schiffe und Schiffswerften, die Docks, und machten uns mit dem Leben und Charakter der holländischen Hauptstadt näher bekannt.

Amsterdam hat seinen ganz eigenthümlichen Charakter, der aber einen Fremden nicht anziehen wird, insofern er nicht als Kaufmann zu Geschäftsverhandlungen bemüßigt ist. Die Sonntage sind in der Regel äußerst langweilig, denn die Theater sind geschlossen, und es erübrigt nur der Salon bei Frascati zur Unterhaltung. Die Unterhaltungen der Amsterdamer beschränken sich dann mehr auf Privatgesellschaften, welche Fremden, die sich erst einführen lassen müssen, wenig Unterhaltung gewähren. Der Fremde hat nur die Gelegenheit, am Abende auf den Straßen zu promeniren. Das Leben mit den kalten trockenen Holländern mag ziemlich langweilig seyn. Ganz anders ist es aber zur Zeit der Kermes, deren wir bereits gedachten. Ganz Amsterdam bewegt sich da, namentlich in der dritten Woche, auf den Straßen, und der Holländer ist ein ganz anderer, ein heiterer Mensch. Besonders belebt ist der Buttermarkt und einige ähnliche Plätze, wo Boutiquen für Schauspiele, Menagerien u. dgl., so wie für Lebkuchen, Zuckerwerk, Waffelkuchen u. s. w. aufgestellt sind. Auffallend war eine Waffelkuchenbäckerin; sie saß auf einem erhöhten Platze an ihrer aus mehren Zimmerabtheilungen bestehenden Boutique, nahm fortan aus einem großen vor ihr stehenden Topfe den flüssigen Teig heraus und warf ihn mit einer eigenen Geschicklichkeit in die Vertiefungen einer über dem Feuer stehenden, für 60 solche Kuchen bestimmten Eisenplatte, wobei zwei Gehilfen vollauf beschäftigt waren, die gegossenen umzuwenden und wegzunehmen. Diese übernahm dann eine Friesländerin, bestreute sie mit Zucker und trug sie noch dampfend den in den Zimmerchen der Boutique sitzenden Gästen auf. Diese Friesländerinen sind meistens sehr schöne, durch den zartesten Teint ausgezeichnete Mädchen, blendend weiß mit schön gefärbten Wangen und interessanten vollen Augen, dabei herrlich gebaut, von guter Mittelstatur, in bürgerlicher, ihre Gestalt gut hervorhebender Kleidung und einem eigenen Kopfputze, welcher aus einer den Ober- und Hinterkopf bis zur Stirne eng umschließenden goldenen oder silbernen, oft mit Edelsteinen besetzten Platte besteht und an der Schläfe in einen langen Ohrschmuck sich endet; darüber sind eng anschließende Spitzenhäubchen gezogen, die am Nacken in langem Halbkreise abstehend sich an den Achseln emporheben. Einen eben so schönen und kräftigen Menschenschlag bilden die Vierländer, gleichfalls durch ihr stattliches Kostüm bemerkbar, nur sind sie von höherer Statur und noch robuster, wogegen unter den Friesländerinen viele sehr zart und fein gestaltet sind.

Die Häuser in Amsterdam könnte man Glashäuser nennen; man sieht an einem 3 bis 4 Stockwerke hohen Hause beinahe nichts als hohe Spiegelgläser, so daß die untere und obere Etage oft kaum durch eine Ziegelwand von 2 Schuh, die Fensterreihen selbst meistens nur durch einen Balken getrennt sind. Die meisten Häuser sind oben bedeutend überhängend gegen das untere Geschoß. Fast alle Häuser lassen auf der Außenseite die kleinen, durch eine dünne Kalkschichte regelrecht getrennten Backsteine sehen, welche fortan mit Firniß überzogen werden. Häufig wohnen Leute in einem Kellergeschoße, das den Eingang von der Gasse hat. Diese Kellergeschoße dienen auch zu Verkaufsgewölben, über welchen im Gassenraume ein zweites Geschoß zu gleichem Zwecke benützt wird. In jedes Haus gelangt man über das dazu gehörige erhöhte Trottoir, und meistens über mehre Stufen, oft über eine förmliche Stiegenflucht, wo man aber eine verschlossene Thür findet. Im Innern ist Alles spiegelblank, rein, sauber, bis zur Uibertreibung. Thüren, Fenster, Gänge u. s. w. werden immerfort gewaschen; vom frühen Morgen sieht man die Dienstboten hiermit beschäftigt, welche mit Handspritzen das Wasser zum Reinigen bis in die Höhe spritzen und so von Außen selbst das halbe Haus abwaschen. Im Hause läßt man niemanden passiren, der nicht die Oberschuhe, Regenschirm u. s. w. abgelegt und sich die Füße auf das Reinste gesäubert hätte. In den Zimmern ist Alles von Porzellain; Silber, Zierrathen, Uhren u. s w. sind da bis zur Uiberladung aufgestellt und Alles so eingerichtet, wie es der Komfort, den der Holländer liebt, nur immer mit sich bringt. Die Konversation ist für den Fremden nicht so leicht, denn der Holländer ist meistens nur Handelsmann und bespricht auch nur Handelsgeschäfte, oder politisirt, und das ganz frei, über die Landesangelegenheiten; ist aber dabei kalt, phlegmatisch und oft wortkarg. Die Damen dagegen sind lebhaft, thätig, gesprächig und sehr feuriger Natur, in auffallendem Kontraste zu dem trägen Männergeschlechte.

Was dem Fremden unangenehm auffällt, ist der Geruch an den Kanälen, besonders in den nördlichen Stadttheilen, wohin aller Unrath, alle Unreinlichkeiten gebracht werden, und deren Reinigung nur der Ebbe und Fluth überlassen sind, indem die Kanäle kein Gefälle haben können und die Ausdünstungen sodann nur sehr langsam sich beseitigen. Eine andere Verlegenheit trifft den Fremden mit dem Trinkwasser, da dieses aus Utrecht und einigen anderen Orten auf Schiffen zugeführt werden muß; ob es durch die Verschiffung von Salzwasser anzieht oder selbst derlei Bestandtheile enthält, weiß ich nicht; aber soviel ist sicher, daß es Durchfall zur Folge hat, daher man nicht viel trinken darf und es blos zum Mischen mit dem leichten französischen Bordeaux und auch da nicht in zu reichlichem Maße verwenden darf. Doch ländlich sittlich bewährt sich auch hier; man ahmt den Holländern nach, welche viel Thee trinken, und der Durst ist gelöscht.

Unter die lobenswerthen Institute Amsterdams gehören die Waisenanstalten. Kinder, die ihrer Eltern beraubt, werden in das große Bürgerspital gebracht, dort erzogen und bis zum zwanzigsten Jahre erhalten, bei Gewerben und in Diensten unterbracht, mit einer Ausstattung versehen, und wenn sie sich gut anlassen, nach einer gewissen Zeit noch mit Gelde zum Antritte eines Gewerbes betheilt. Dieses Bürgerspital ist so gut dotirt, daß es einer weiteren Beihilfe nicht mehr bedarf. Die Kinder gehen schwarz gekleidet mit weißen Krägen, die Mädchen mit weißen Hauben. In einem andern ähnlichen Waiseninstitute sind die Kinder nach den Farben des städtischen Wappens, halb roth, halb schwarz gekleidet; was aber, da z. B. ein Aermel halb roth, halb schwarz u. s. w. ist, sich mehr für eine Strafanstalt schickt, um den Verwahrten die Flucht zu erschweren. Eine andere gute Anstalt ist eine Arbeitsanstalt, wo jeder, dem es an Arbeit gebricht, deren findet; daher auch das Betteln strenge verboten ist und man in der That eigentliche Bettler nicht sieht. Eine arge Plage sind dafür die Stiefelputzer und eine Masse von Aufdringlingen, welche Jeden, besonders Fremde, vom Augenblicke des Aussteigens aus dem Wagen mit Anweisungen für Gasthöfe, Anerbietungen zum Tragen des Gepäckes, zum Wegweisen, Zeigen der Merkwürdigkeiten u. dgl. mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit nicht nur verfolgen, sondern wahrhaft peinigen. Was die Juden betrifft, so haben diese zwar ein eigenes Stadtviertel, sind aber nicht gezwungen, dort zu wohnen; sie genießen alle Bürgerrechte, wie jeder Andere, haben auch Stimme bei den Stadtangelegenheiten, wählen mit die Deputirten zu den Generalstaaten, können aber hierzu nicht selbst gewählt werden. Was indeß Reinlichkeit betrifft, so sind die Juden auch in Holland nicht reinlich, was in dem Judenviertel Jedem auffällt. Nur bei den jüdischen Großen, welche eigentlich in der Judenherrengracht wohnen, findet man keinen Unterschied in Bezug auf die holländische Sauberkeit.

Die Straßen in Holland werden, wenn die bei dem dortigen ebenen Terrain leichte Planirung hergestellt ist, mit schmalen etwa 3 Zoll breiten Ziegeln, auf die Kante gereiht, konvex belegt und mit Sand überzogen. Unstreitig sind diese kostspielig zu unterhaltenden Straßen sehr gut, um so mehr als nur leichte Wägen dieselben befahren, indem alle Lasten auf den zahllosen Kanälen transportirt werden. Bei dem Mangel an Steinen erübrigte auch kein anderes Mittel, als zu Ziegeln die Zuflucht zu nehmen, welche dortlandes gut gebrannt werden. Fast überall sind die Straßen mit Alleen besetzt; eine Last aber sind die Mauthen; alle Stunden eine und noch überdieß in jeder Stadt, welche eine besondere Art Straßenmauth beziehen.

In das Monotone der holländischen Gegenden (denn eigentlich ist mit Ausnahme der Gebäude eine der andern fast gleich) bringen die vielen Windmühlthürme, deren es bei Amsterdam gegen 300, eine fast ebenso große Anzahl bei Zaardam, bei Rotterdam u. s. w. gibt, eine erwünschte Unterbrechung. Nicht minder die Unzahl von Kanälen, die dem Reisenden das eigene Schauspiel bieten, daß er oft Schiffe mit schwellenden Segeln mitten auf dem weiten Wiesenlande sich bewegen sieht, ohne nur einen Tropfen Wasser oder eine Kanallinie zu bemerken. Einen wohlthätigen Eindruck machen die artigen Villen mit Gärten, welche in der Nähe der Städte sich außerordentlich vermehren und in tausend abwechselnden Formen, oft im schönsten Style dastehen. Durch sie wird das Auge in der ermüdenden Langweiligkeit der Ebene angenehm beschäftiget, und weidet sich gerne an deren

gefälligem Aeußeren, an deren Nettigkeit und Zierlichkeit, indem man überall einen sicheren Wohlstand erkennt, der für alle Bequemlichkeiten des Lebens reichlich sorgt. In jedem Bauernhause herrscht Reinlichkeit von Außen und im Innern, meistens große Fenster, häufig von Spiegelglase unterbrochen, überall gefirnißte Backsteine. Auch hier sieht man vor den unteren Tafeln kleine Zugvorhänge, und ober diesen hängen meistens weiße Rouleaux herab, hinter denen neugierige Weiber, meistens aber recht hübsche Mädchen auf die Vorüberfahrenden hinausblinzeln. Nirgends sind Gitter an den einfachen Fenstern angebracht, selbst die Landhäuser stehen jedermann preisgegeben, fast nirgends erblickt man Mauern, durch die Fenster sieht man im Innern alle Gegenstände des Wohlstandes, und trotzdem, daß Alles unverwahrt ist, bemerkt man doch nirgends auch nur eine muthwillige Beschädigung, und von Diebstählen ist in dieser Hinsicht fast nichts, wenigstens nicht von Seite der Eingebornen, zu hören. Wie würden bei uns die Massen von Statuen, Geländern, Eisenzäunen u. dgl. ruinirt werden, die dort unmittelbar an der Landstraße ohne Schutz und unbeschädigt stehen?

In allen großen Städten gibt es eine Menge von Tanzlokalitäten, welche oft so klein sind, daß sie kaum über zwanzig Personen fassen. Sie werden von den unteren Volksklassen, Matrosen u. s. w. (—eigentlich hat jede der verschiedenen Klassen ihre eigenen Stammhäuser —) am Sonntage besucht, die sich da bei Getränk, Speisen, Tanzen, Tabak u. s. w. bis über Mitternacht unterhalten. Uiberhaupt sind die meisten Läden, namentlich Kaufmannsläden, immer bis Mitternacht offen.

Die königliche Familie hält sich im Haag auf, welches von etwa 60,000 Menschen bewohnt ist. Die Stadt ist ziemlich groß, hat breite Straßen, und in diesen eine Menge herrlicher Gebäude. Dagegen ist der Palast des Königs ein so einfaches Gebäude, daß es niemand für ein Königsschloß ansehen würde. Trotz der Anwesenheit der königlichen Familie ist Haag traurig und leblos, denn es fehlt dem Orte Handel und Wandel. Die Stadtbeleuchtung ist nicht lobenswerth. Interessant ist von da eine Exkursion nach dem Seebade Scheveningen, wohin man in ½ Stunde gelangen kann. Man fährt durch einen Park in die kleine Ortschaft, welche durch die Sanddünen wie durch Wälle gegen das Andrängen des Meeres geschützt wird. Ich erstieg diesen Hügel von Sand und hatte nun mit einem Mal die ungeheure Nordsee vor mir. Ein unbeschreibliches Schauspiel gewährt es, ein Meer von einem erhöhten Standpunkte zu betrachten, wie dieses am Fuße der Sanddünen seine Wellen bricht; noch interessanter ist es natürlich, die Nordsee unter sich zu sehen, welche mit kräftigem Wellenschlage sich bewegt und in langem weißen Schaume unaufhörlich die hohen brandenden Wogen heftig an das Ufer schleudert. Links auf der Höhe der Dünen ist der Leuchtthurm, rechts ein Pavillon für die Seebadenden, welche nicht nur dort baden, sondern auch auf Karren in die Sandflächen, welche von der See heftig bespült werden, zur Ebbezeit transportirt werden.

Von Amsterdam fuhren wir nach Utrecht, einer sehr bedeutenden schönen Stadt, deren Domkirche der Besichtigung würdig ist. Dieß Gebäude ist uralt; schon im eilften Jahrhunderte ward es restaurirt. Im Jahre 1674 zerstörte ein Sturm das Schiff der Kirche, nur der Chor und der Thurm blieben stehen. Wir sehen beide, durch eine ganze Straße getrennt, auf unsrem Bilde. Dieser Thurm, 380 Fuß hoch, und auf 433 Stufen zu ersteigen, bietet eine herrliche Aussicht. Eine andere Sehenswürdigkeit Utrechts ist das Museum, worin eine reiche Sammlung von anatomischen Präparaten, ausgestopften Thieren, seltenen Schmetterlingen (besonders reich), Mineralien, Konchylien u. dgl. aufgestellt ist. Die Stadt hat schöne reine Straßen, hübsche Gebäude und — was in vielen holländischen Städten besonders zu erwähnen — Trinkwasser. Auch gewährte mir's einen angenehmen Anblick, auf dem großen Marktplatze, wo es übrigens ziemlich lebhaft war, endlich einmal einen Baum zu sehen. Nach und nach verloren sich auf der Weiterreise von Utrecht die angenehmen Landhäuser der Holländer und ihre Gärten, bei Deventör wurde die Gegend immer einförmiger, überall zeigten sich bloße Sandhügel und nackte Haiden, an die Stelle der hübschen holländischen Hütten traten schlecht gebaute Gebäude, zuletzt selbst Strohdächer, bis wir bei einer schönen Brücke Holland verlassen hatten.

Ein Ausflug nach Raudnic und dessen Umgebungen.

(Mit zwei Stahlstichen: Raudnic und Mühlhausen.)

Wenn wir unsere Prager zu einem Ausfluge von 2 bis 3 Tagen bereden könnten, so dürfte wohl als Endpunkt einer solchen Partie Raudnic mit seinen Umgebungen einen ganz würdigen Platz einnehmen, und wir können eine solche Anempfehlung um so beruhigter thun, als gewiß jeder Art des Interesses hier Befriedigung versprochen werden kann. Dem Naturfreunde dürften die schönen Partien an der Elbe, die Aussicht in die Tiefe des Landes, der herrliche Rundblick von dem Tupadler Thurme, von dem Raudnicer Schlosse, vom Rip oder Georgsberg; dem Alterthumsfreunde die Merkwürdigkeiten von Melnik, Liboch, Raudnic, die Stammtafel und Bildnisse der mächtigsten Familien Böhmens im Schlosse, dem Bibliomanen die Schätze der Bibliothek in Raudnic und auf der Melniker Dechantei, dem Freunde der Architektur das Schloß und die Kirche in Melnik, die herrlichen Gewölbe des ehemaligen Augustiner-Klosters (aus dem XIV Jahrhundert) in Raudnic, dem Freunde guter Weine der edle Melniker, der herrliche Schreckensteiner und Černoseker nicht ohne Reiz seyn. Jeden wird die Partie zufrieden stellen. Wir wollen hier den Weg angeben, der einzuschlagen wäre, um nichts zu versäumen, nichts zu übersehen, und mit möglichster Zeitbenützung das Ziel zu erreichen. Am gerathensten wäre es, eines schönen Morgens nach Melnik zu fahren, einer Stadt, die manche Merkwürdigkeit bietet: so die herrliche Dechanteikirche, schon 1180 erbaut, mit Gemälden von Skreta, auch eine Bibliothek in der Dechantei, das alterthümliche Schloß, in der Kapelle daselbst schöne Bilder, ein Rathhaus mit einer alterthümlichen Kapelle, einen sehenswürdigen Becher von 1582, unter dem Schloß endlich einen Felsenkeller mit kostbarem Melniker Weine; der Stadtschule, Kavalleriekaserne, des Spitals und der wichtigen Viehmärkte nicht zu gedenken.

Von da nach Liboch, dessen Schloß manches Sehenswerthe aufweist. Insbesondere hat der bekannte Künstler Navratil mehre Decken- und Wandgemälde vollendet, welche ob ihres Zusammenhanges mit Böhmens Geschichte genug wichtig sind. Wir meinen die Deckenbilder aus Eberts Wlasta, dann die mittelalterlichen Verzierungen der Stuben im ersten Stock mit Portraits berühmter Böhmen. Die Einrichtung darin ist im gothischen Geschmacke. Der kunstsinnige Besitzer (Hr. Anton Veit) hat alle Zimmer und Gänge des Schlosses mit herrlichen Lithographien, Stahlstichen und Oelbildern geziert, vaterländische Kunst besonders im Auge behaltend, die durch Karlik im historischen, durch Piepenhagen im landschaftlichen Fache vornehmlich vertreten wird.

Mehr wird noch erfolgen; kürzlich hat er Lhota's Bild: Otakars Bekehrung der heidnischen Preußen erworben.

Nun ein Spaziergang in die herrlichen Gründe, welche dem Bache entlang sich hinaufziehen. Jeder Freund der Natur wird mit innigster Befriedigung diesen Weg verfolgen, wo grünende Wiesen, an höchst anmuthigen Anhöhen mit schönen Laub- und Nadelhölzern bewaldet, so malerisch abwechseln, und stattliche Häuser sich mit niedrigen, ärmlichen Hütten in das Bild gruppiren. Der Weg ist so angenehm, so freundlich, daß selbst die aus den höhern Bergesrücken in barocken Formen hervorsehenden Sandsteingebilde nicht stören, sondern dem Ganzen nur einen eigenthümlicheren Reiz verleihen.

Eben wo zwei andere Gründe in jenes Thal einmünden, welches wir durchwandern, liegt das Dorf Tupadl, und schon von weitem sichtbar erhebt sich im freien Punkte der Anhöhe ein hoher Thurm im mittelalterlichen Style mit Spitzbogenfenstern an 16 Klafter hoch, weit die Aussicht beherrschend; eine Schöpfung des Libocher Herrn, der hier nach Art der deutschen Ruhmeshallen mehre Gebäude und Tempel, Slawjn genannt, baut, welche zur Erinnerung an Böhmens Größe und Ruhm durch plastische Werke geziert werden sollen. Vorläufig sind bereits zwei Statuen (aus Schwanthalers berühmtem Atelier in München) vollendet. Uiber Plan und Anlage des Werkes können wir nicht berichten, da noch Manches geändert werden soll. Von so schönem Wetter begünstigt, wie wir es waren, wird man selbst vor Vollendung des Baues das mühsame Ersteigen der in luftiger Höhe ragenden Leitern gerne unternehmen, um die überraschend schöne Aussicht zu genießen.

Bei der Rückkehr von diesem Punkte wäre noch ein Spaziergang in die auch bei Liboch gelegenen Sandsteingebilde zu unnehmen, wo in das gefügige Material theils verschiedene historische Figuren und drollige Karrikaturen gemeiselt, theils die Felsenstücke zu Bänken und Tischen, Grotten und Hallen umgestaltet sind. Dem ermüdeten Wanderer sind an allen Orten einladende Bänke und Moossitze bereitet, an deren manchen er außer der Ruhe auch sehr überraschende Fernsichten genießt. Gegen Abend ist man nach Liboch rückgekehrt, und hatten wir uns nicht drei Tage nur ausbedungen, so könnte man einen Ausflug etwa bis Hirschberg und auf den Pösig und von da wieder in die Thäler von Kokorin vorschlagen. Doch wir haben als vornehmstes Reiseziel Raudnic vor Augen, und besteigen früh Morgens das Dampfschiff, um in etwa einer Stunde jene Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums zu erreichen. Auf der Fahrt sieht man Wegstädtl, ein Municipal-Städtchen mit 200 Häusern, deren arme Bewohner, meist von Strumpfwirkerei sich nährend, durch die letzte Uiberschwemmung in noch größere Armuth gestürzt wurden.

Schon von ferne zeigt sich, malerisch auf einem Felsen gelegen, das schöne Schloß Raudnic, und die vielen Thürme der Kirche und Stadt täuschen über die jetzige Bedeutenheit des Ortes. Dem uns gewordenen Auftrage gemäß müssen wir bei der Beschreibung der Stadt etwas länger verweilen. Ob nun die Stadt Raudnic schon zur Zeit der Markomannen bestanden, oder ob die Quelle, die noch bei der Kirche strömt und eisenhältige Bestandtheile enthält, der Stadt den Namen gab, damit wollen wir unsere Leser nicht plagen. Zweifellos ist es, daß schon um das Jahr 1194 Raudnic als ein Besitzthum des Prager Bischofes erscheint und um das Jahr 1237 schon ein Marktflecken war. Wir wollen nicht die Drangsale verfolgen, welche die Stadt während der Regierung des Markgrafen Otto von Brandenburg durch Paul Beruth erlitt; sondern gehen zu einer glücklicheren Periode über, die für Raudnic unter der Regierung des Bischofs Johann von Dražic anbrach. Dieser kunstsinnige Mann, der die Bischofswohnung in Prag kostbar ausschmückte, erbaute in Raudnic ein prächtiges Kloster, zierte es mit Bildhauerwerken, und besetzte es mit Augustiner-Chorherren, die er zuerst nach Böhmen berief; dann erbaute er ein Armenhaus, dessen Pflege er den genannten Chorherren übertrug. Am meisten machte er sich aber dadurch um Raudnic und die Umgebung verdient, daß er über die Elbe eine steinerne Brücke erbaute, um 10 Jahre früher, als in Prag ein ähnliches Bauwerk aufgeführt wurde. Er berief hiezu den Magister Guilhelmus aus Rom*. Auch mochte er das Schloß befestigt haben, welches bald darauf von Kaiser Karl IV als Staatsgefängniß für den bekannten Volkstribun Cola Rienzi (Nicolao Gabrini) benützt wurde. In jene Zeit fiel wohl die Blüthezeit der Stadt; sie ward der Lieblingsaufenthalt des Prager Erzbischofs, und das Spital, das Kloster und die Kirche der Augustiner, das schöne feste Schloß, darin die Kapelle, welche 1371 eingeweiht wurde, waren Zierden der Stadt. Die Bürgerschaft trieb einen weit aussehenden Handel auf der Elbe. Allein bald darauf folgten die Hussitenunruhen. Dieser für das Land so schreckliche Krieg, der fanatisch Alles zerstörte, was frühere Jahrhunderte zur Kultur und Zierde des Landes vorbereitet hatten, und die Keime einer glücklichen Entfaltung in Städten und auf dem Lande für lange Jahre erdrückte, verläugnete auch in unsrem Raudnic nicht seine Vernichtungswuth. Es geschah im Jahre 1425, daß Raudnic als Opfer des Krieges fiel. Das Kloster der Chorherren, das Armenhaus und die übrige Stadt wurde in Brand gesteckt und ausgeplündert. Von da beginnt durch eine lange Zeit eine traurige Periode fortwährender Verpfändungen, unter andern auch an Johann Smiřický von Smiřic.

Die Bürgerschaft, die sich kaum erst erholt, traf 1465 ein neues unerwartetes Unglück. Die Hälfte der Stadt brannte ab und wurde ein Schutthaufen. Zwei Jahre darauf (1467) wurde das Schloß Raudnic nach zwölfwöchentlicher Belagerung (durch Georg von Poděbrad) erobert und die ganze Stadt mit Feuer und Schwert verheert. Im XVI Jahrhunderte kam endlich die Herrschaft an Wilhelm von Rosenberg. Dessen Wittwe und Erbin Polyxena, aus dem mächtigen Hause der Pernstein, vermälte sich mit Zdenko von Lobkowic und gründete den Glanz dieses Hauses. Von da an wurden viele Besitzungen vereint, und Raudnic der Hauptort einer großen Herrschaft.

Schon Wilhelm von Rosenberg, noch mehr Polyxena und Zdenko, thaten viel für die Hebung der Stadt, aber leider brach die zweite Unglücks-Periode herein, welche dem allmählich aus den Kriegsnöthen durch zwei Jahrhunderte aufblühenden Handel einen Todesstoß gab, der ihm noch immer fühlbar ist; wir meinen den 30jährigen Krieg. 1631 wurde Raudnic von den Sachsen, wenige Jahre darnach (1639 und 1645) von den Schweden geplündert, und nicht ganz drei Decennien nach Beendigung des 30jährigen Krieges (1676) durch eine Feuersbrunst fast ganz verzehrt. Die im Archive aufbewahrten gleichzeitigen Pläne zeigen noch die Stadt in ihren Ruinen; ganze Straßen waren völlig zerstört. Schwer konnte sich die Bürgerschaft bei den ungünstigen Zeitverhältnissen erholen. Der Handel konnte nicht mehr so aufblühen, da die Betriebskapitalien fehlten, und die Bürger blieben, wie es heute noch ist, vornehmlich auf die Benützung der Felder beschränkt, die so lange Jahre öde gelegen waren.

So in kurzer Skizze können wir das geschichtliche Bild der Stadt geben, das im wesentlichen mit jenem der meisten Städte Böhmens übereinstimmt. Dadurch ist eben der Verfall unserer Landstädte erklärlich, und der Aufschwung zu jenem Wohlstande und jener Blüthe, deren sie sich zweifellos einmal in der ersten Periode im XIII und im Beginn des XIV, dann in einer zweiten Periode im XVI Jahrhundert erfreuten, kann ihnen bei den nun veränderten Erwerbsquellen kaum versprochen werden.

Das Raudnicer Schloß, ein Gebäude, das in einem schon verdorbenen italienischen Style, der im XVII Jahrh. so allgemein beliebt war, durch den Baumeister Antonio Porta erbaut wurde, steht nur zum Theil auf jenem Platze, wo das alte, als das festeste in Böhmen bekannte Schloß mit einem hohen runden Thurme die Gegend beherrschte. Die geräumigen Zimmer wurden in neuerer Zeit mit den Bildnissen berühmter Personen aus den ersten Geschlechtern Böhmens geziert. Wir treten hier einer Reihe von Männern, im Staatsrathe und Felde berühmt, klugen Räthen in Kabineten, heldenmüthigen Anführern der Heere aus den mächtigen Geschlechtern der Lobkowice näher. Vor allen wollen wir des berühmten Bohuslaw von Hassenstein († 1510) gedenken, der einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhundertes, welchem er voreilte, die Zierde seines Vaterlandes, der Ruhm seines erlauchten Geschlechts, ein Dichter ersten Ranges, ein Muster edler Offenherzigkeit in seinem Verhältnisse zum Könige Wladislaw war. Zu bekannt sind seine weiten Reisen, sein Wissensdrang, den er durch Gründung einer höchst kostbaren Bibliothek bethätigte. Durch harte Prüfungen eines langen schweren Unglücks ist Georg Popel von Lobkowic

---

* Daß die Brücke ganz von Stein gebaut, und daß die 5 Bogen gewölbt waren, sagen deutlich die fast gleichzeitigen Chronisten Benesch v. Weitenmül und Franciscus. Die Zerstörung oder Abbrennung der Brücke im 17ten Jahrhunderte kann daher nicht die erste gewesen seyn, wahrscheinlich wurde die Brücke schon einmal in den Hussitenzeiten zerstört und dann nur von Holz ergänzt.







MÜHLHAUSEN.

Verlag von Gottlieb Haase Söhne

(† 1607) ausgezeichnet, nicht minder durch Geistes- und Gemüthsgaben in seinem Privatleben, welche ihm die Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen erwarben.

Eva Eusebia Polyxena, Georgs Tochter, hervorragend durch Seelenadel und vielseitige Kenntnisse, hat an der zu ihrer Zeit hochberühmten, 1606 zu Leyden gedruckten Vertheidigungsschrift ihres Vaters, von dem bekannten Cluverius verfaßt, großen Antheil. Eine tüchtige humanistische Bildung zierte diese seltene Frau. Sie wußte sich in lateinischer und griechischer Sprache zierlich auszudrücken, und ihre ausführlichen Bittbriefe an den Kaiser sind Zeugen eines eben so edlen weiblichen Muthes als Verstandes und Bildung. Durch vielfache sehr bedeutende Gesandtschaften, durch höchstwichtige Staatsdienste um Oestreich hochverdient ist ferner Zdenko Adalbert Popel von Lobkowic (geb. 1568, † 1677), der erste Fürst seines Hauses, Gemal der oft erwähnten Polyxena, Wittwe eines Rosenberg, sie selbst entsprossen dem berühmten mährischen Geschlechte der Pernsteine. In den trübsten Zeiten unseres Vaterlandes wußte dieser dem Kaiser so nahe gestellte Staatsmann seinen Einfluß dazu zu benützen, die Wunden, die der unglückliche Krieg geschlagen, zu heilen und den Ständen Verzeihung zu erwirken. Seine großen Verdienste wurden durch die Erhebung seiner Familie in den Reichsfürstenstand gelohnt. Eben so einflußreich war der Begründer des Familien-Fidei-Commisses, Fürst Wenzel Eusebius (geb. 1609, † 1677), einer der wichtigsten Staatsmänner Oestreichs, erster Herzog von Sagan in Schlesien. Dieses Herzogthum blieb bis ins XVIII Jahrhundert bei der Familie Lobkowic, bis es nach dem Tode des Fürsten Joseph Franz Maximilian, um sich aller fremdländischen Verhältnisse zu entäußern, an den Herzog von Kurland verkauft wurde. Als Ersatz ward die Herrschaft Raudnic im Jahre 1786 zu einem Herzogthume erhoben, und die Fürsten von Lobkowic erhielten den Titel »Herzoge von Raudnic« mit gleichen Vorzügen, wie selbe früher mit dem Herzogstitel von Sagan verbunden waren.

Wir würden den Raum dieses Aufsatzes überschreiten, wenn wir aller der berühmten Männer erwähnen wollten, die hier in Bildnissen zu uns herabschauen. Nebst den Lobkowicen gibt es auch zahlreiche Bildnisse aus anderen Familien, besonders aus dem Geschlechte der Pernsteine, Rosenberge und anderer alter, durch Wechselheirathen dem fürstlichen Hause näher gestellten Dynasten. Auch fehlt es nicht an Bildnissen gleichzeitiger Gelehrten, Regenten und anderer Celebritäten. Eine höchst interessante Sammlung von Porträts in Pastell der Familie Poniatowski darf nicht unerwähnt bleiben.

An diese Gemächer stößt ein sehr räumliches Theater, auf dessen Brettern im Beginne dieses Jahrhunderts die Hofschauspieler Wiens, zur Verherrlichung einer fürstlichen Vermälungsfeier, Darstellungen brachten. Eine Sammlung von Bildnissen der anwesenden Künstler bewahrt ihr Andenken für das Schloß. — Auf der andern Seite befindet sich die Schloßkapelle.

Steigen wir eine Treppe hinab, so gelangen wir zu der Bibliothek, einer der interessantesten Privatsammlungen im östreichischen Kaiserstaat. Sehr werthvoll und für die Kulturgeschichte wichtig sind die nicht unansehnlichen Reste der ehemaligen Hassenstein'schen Bibliothek, größtentheils kostbare Inkunabeln, Handschriften von Klassikern. Ohne diesen, mehr in das Fach des Bibliomanen schlagenden Gegenstand weiter auszuführen, bemerken wir nur, daß im Fache der spanischen Literatur des XVII Jahrhunderts sich hier eine reiche Sammlung von Druckwerken findet. Die Bibliothek, an 45,000 Bände reich, darunter an 2000 Manuscripte, wohlgeordnet, zieht mehr und mehr die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes auf sich. Die weltberühmte Handschrift des Plato, die schon im XVI Jahrhundert um 1000, ja nach einigen um 2000 Dukaten erkauft wurde, wird gegenwärtig einer Pariser Ausgabe dieses Schriftstellers zu Grunde gelegt. Die bedeutende Waffensammlung, früher eine Zierde dieses Schlosses, befindet sich gegenwärtig in Bilin. Dann verwahrt das Schloß noch das höchst wichtige Familien-Archiv. Wir haben noch eine Merkwürdigkeit des Schlosses zu berühren, den in seiner Art einzigen Wein-Keller, der sich unter den drei Schloßflügeln fortzieht, und hoch und geräumig einen äußerst überraschenden Anblick gewährt. Die beiden Wände sind aus dem feinkörnigen Sandsteinfelsen gehauen, die Mitte nimmt ein Steinpfeiler ein; mächtige Weinfässer, darunter einige von 2 bis 300 Eimer, oft mit schönen Schnitzwerken geziert, ruhen würdig auf hohen Kanten und warten freilich, um voll zu werden, auf bessere Jahre. Gewiß läßt das Besehen eines Faßes im Innern eine nicht unangenehme Erinnerung zurück, so bedenklich auch Einem anfänglich das Hineinkriechen in den engen Raum scheinen mag. Die Räumlichkeiten des Kellers sind so großartig, daß durch die Auffahrt von der Wasserseite (in der Nähe der Presse) ein mit 4 Pferden bespannter Wagen die großen Gefäße leicht in den Keller bringen und sich in den unterirdischen Räumen bequem bewegen kann.

Die Anhöhe, auf der das Schloß steht, so wie die Gräben umher, sind von allen Seiten mit schönen Parkanlagen geziert; daran stößt, fast südlich gegen das Schloß gelegen, das 1615 von Zdenko von Lobkowic gegründete Kapuziner-Kloster mit einem weitläufigen Garten. Die Kirche dieses Klosters ist einfach und mit der im schönen Verhältnisse erbauten Probsteikirche wohl nicht zu vergleichen. Diese Kirche wurde im XVIII Jahrhundert hergestellt, rührt aber zweifelsohne in ihrer Anlage bis an das XVI. Höchst interessant sind darin die 9 großen Oelbilder, die Leidensgeschichte Christi vorstellend. Diese Bilder, so wie 2 andere an der linken Eingangsseite hängende Altarflügel verdienen von Kunstkennern eine genaue Würdigung. Von ungemeinem Interesse sind ferner die an die Kirche reichenden Überreste eines Chorganges des ehemaligen Augustiner-Klosters, über welchen jetzt die Probstei erbaut ist. Tritt man aus diesen Gewölben heraus und ersteigt die nahe Anhöhe, so gewinnt man einen Überblick über die Stadt, welche kein ganz erfreuliches Bild gewährt. Die schwarzen hölzernen Bedachungen verdecken oft kaum den baufälligen Zustand der Wohngebäude. Dann ist der Raum, worauf die Stadt steht, uneben, und der ziemlich große Marktplatz äußerst abschüßig. Der untere Theil der Stadt, wovon ein Theil, ehemals durch ein verschließbares Thor getrennt, von der Judenschaft bewohnt wird *, zeigte bei unserm Besuch noch traurige Spuren der schrecklichen Überschwemmung, welche die Gegend kürzlich betraf. Von vielen Häusern waren die Grundmauern weggerissen, bei manchen stand nur das Dach von Stützen gehalten oder durch festere Nebenbauten bewahrt, der untere Theil war gänzlich zerstört. Die Erdgeschoße standen noch unbewohnt. Die jenseits der Elbe liegenden Felder und Wiesen sind durch ellenhohe Versandungen wohl viele Klafter weit für lange der bisherigen Kultur entzogen und werden eine eigene Urbarmachung erheischen.

Der beigegebene Stahlstich gibt eine Ansicht von Raudnic, wenn auch nicht von dessen schönster, doch von jener Seite, wo man fast alle merkwürdigen Gebäude mit einem Blicke übersieht. Links das Schloß, ganz am Rande dürfte man das Kapuziner-Kloster erkennen, unter dem Schlosse sehen die langen Dächer der herrschaftlichen Wirthschaftsgebäude und das Bräuhaus hervor. In dem Gebäude am Ufer, dessen Bauform auf die frühere Bestimmung schließen läßt, befindet sich die fürstliche Weinpresse, ehemals die Marienkirche. Auch von der alten Brücke sieht man hier die Reste nach der letzten Zerstörung im 17ten Jahrhunderte. Auch diese Spuren werden bald fallen, denn noch im Jahre 1840 stand ein zweiter Pfeiler, den der Strom umwarf. Die Probsteikirche mit den zwei stattlichen Thürmen nimmt sich von da sehr imposant aus, an die Kirche stoßen die obenerwähnten Kreuzgänge. Man sieht ferner auf der Abbildung zwei andere Thürme, welche auf Höhen erbaut sind. Schon ihr Aeußeres läßt über die Bedeutung keinen Zweifel, der eine ist der Stadtthurm mit der Uhr, der der Kirche näher stehende der Glockenthurm.

Sehr zu empfehlen ist ein Ausflug auf den von Raudnic kaum eine Stunde entfernten Georgsberg oder Rip, zu welchem man zwischen anmuthigen Obst- und Weingärten gelangt. Dieser Berg, welcher sich mitten auf einer fruchtbaren Ebene mit breiter domartiger Kuppe 230 W. Kl. über die Meeresfläche erhebt, beherrscht, eine entzückende Aussicht gewährend, einen großen Theil unsers Vaterlandes. Die weiten Ebenen ringsherum mit Dörfern und Städtchen besäet, von der Eger und Elbe in zahlreichen Krümmungen durchflossen, jenseits der ersteren die grotesken Ruinen der Hasenburg, von West nach Ost ein großartig malerischer Halbkreis, gebildet aus den Kegeln des Mittelgebirges und den Bergen im Bunzlauer Kreise, im fernsten Osten der hohe Kamm des Riesengebirges und die Sudeten, — dieß Alles eint sich zu einer der weitesten und wunderherrlichsten Rundsichten, die unser Vaterland bieten kann. Die Volkssage knüpft an diesen Berg den Beginn der Einwanderung des slawischen Stammes; von diesem Berge aus soll Čech zum Erstenmale sein neues Vaterland überblickt haben, und das nahegelegene Dorf Ctinowes soll seine Grabstätte seyn. Schon im

* Unter den etwa 2600 Bewohnern, welche Raudnic zählt, ist etwa ein Drittheil Juden.

XII Jahrhunderte erbaute auf diesem Berge Herzog Soběslaw eine Kapelle zu Ehren des heil. Georg, die, obwohl seither oft überbaut, noch gegenwärtig am St. Georgsfeste das Ziel zahlloser Wallfahrer aus allen Theilen Böhmens ist.

Ungern trennten wir uns von dieser herrlichen Aussicht und setzten unsern Weg zu Fuß gegen Mühlhausen fort. Die Gegend ist einförmig, jedoch herrlicher Getraideboden, welcher, wenn auch nicht den Landschaftsmaler, doch gewiß den Oekonomen entzückt. Freundliche Obstgärten umgeben das Dorf Etinowes. Erfreulich ist in diesem Dorfe wie in Černaušek (Tschernauschek), das wir darnach berührten, der Schutz, der den hohen schattigen Linden und Weidenbäumen von den Einwohnern gewährt wird. Von Lečic (Letschitz) führt ein Fußpfad angenehm an einer Anhöhe fort, die mit Laubholz bewaldet, viele Abwechslung bietet. Von Neudorf an durchschneidet die Straße herrliche Obstgärten, die eben in voller Blüthe standen. Zwischen diesen wandelnd, gelangten wir an die Moldau, wo wir von Ferne schon das alte Schloß Mühlhausen erblickten, welches sich an der Moldau auf einem Felsen erhebt und in stattlicher Größe die Gegend beherrscht. Wer sollte nicht wünschen, daß die zahlreichen Baudenkmäler des XV und XVI Jahrhunderts in ihrer ursprünglichen Bestimmung erhalten wären? Diese Gebäude, ihre Größe und Anordnung würden uns verdeutlichen, was uns vaterländische Schriftsteller vom Ruhm und Glanze jener Zeiten berichten. Diesen Bauwerken zählen wir vornehmlich auch die Herrenschlösser des XV und XVI Jahrhunderts bei, in unsern Tagen theils verfallen, theils zu alltäglichen Zwecken so verbaut, daß man nur mit großer Schwierigkeit den ursprünglichen Charakter des Baues erfassen kann. Diese Herrenschlösser erheben sich zum Theil auf anmuthigen Höhen, die über eine große Strecke Landes eine erfreuliche Ansicht bieten, theils stehen sie an dem Rande von Wäldern und Thalgeländen, und sind nicht mit jenen Raubschlössern und Raubburgen des XIII und XIV Jahrhunderts zu verwechseln, die an den Wegscheiden bedeutender Handelsstraßen, oder in der Nähe von Niederlags-Plätzen erbaut waren, auch nicht mit jenen Burgen zu vergleichen, welche als Hauptbestimmung die Vertheidigung einzelner Plätze, Landestheile und Gränzpunkte hatten.

Wohl fehlte es auch bei den Herrenschlössern der einzelnen Geschlechter nicht an Vertheidigungsmitteln, und es wurde diese Rücksicht nie aus den Augen gelassen, doch trägt ihr Bau in Anordnung und Ausführung schon deutliche Spuren höherer Gesittung, eines Schönheitsgefühls, das in den Bauten nachfolgender Jahrhunderte theils durch gänzlich geschmacklose Schnörkeleien, theils durch das prosaische Nützlichkeits-Princip verdrängt wurde. Es war auch bei unsern vaterländischen Geschlechtern in jener Periode ein tüchtiges politisches und wissenschaftliches Leben eingekehrt. Der Adel Böhmens bewährte in ganz Europa den Ruhm gründlicher Bildung; die jüngern Adelichen besuchten die ausländischen Universitäten, die Hochschule von Bologna, Pavia, Paris, erwarben sich innige Vertrautheit mit den klassischen Studien, wurden Doktoren auf den in voller Blüthe stehenden deutschen Universitäten Leipzig, Wittenberg, ja selbst zu Rektoren erwählt. Reisen waren, selbst bei den ältern Adelichen allgemeine Sitte, und wir erinnern an die zahlreichen Reiseberichte aus jener Zeit, welche aber auch zugleich bezeugen, daß nicht blos Neugier, sondern Wissensdurst der Beweggrund war. So brachten sie häufig Gelehrte von ihren Reisen mit, die mit inländischen Weisen solche Herrenschlösser zu Akademien der Kunst und Wissenschaft machten. Es gab da Historiker, Dichter, Astronomen. In den festen Gewölben dieser Schlösser wurden nebst kostbaren Waffen auch Kunstgegenstände, Bücher, Handschriften, Bildwerke aufbewahrt, und Bohuslaw v. Lobkowic, ein echtes Bild jenes Strebens, bewahrte auf seinem Schloße zu Hassenstein eine kostbare Büchersammlung, damals die ansehnlichste in ganz Deutschland, aus der bei der Liberalität des Eigenthümers selbst Martin Luther und Melanchthon 70 Bände entliehen, welche leider nach der Zurückstellung bei dem Brande des Kommotauer Schlosses (1525) ein Raub der Flammen wurden. Andere Adeliche blieben nicht zurück, und wir nennen hier nur die Rosenberge, Boskowice, Hodějowsky, Schwamberge, Pernsteine, Sternberge; gewiß können manche mit den vielgerühmten Este's und Medici in Bildung und politischer Bedeutung kühn auf eine Linie treten. Ein solches Vorgehen der mächtigen Geschlechter blieb nicht ohne Nachwirkung auf das Volk; auch der Bürgerstand ging in einer gleichen Entwickelung mit. Das Schulwesen stand damals auf einer Höhe, welche uns unglaublich wäre, wenn nicht Schriften, Briefwechsel und andere Denkmäler von den humanistischen Kenntnissen der Rektoren, Magister, ja selbst der Bürger in einzelnen kleinen Städten jeden Zweifel beheben würden.

Unter jene Bauwerke, welche deutliche Spuren dieser Periode tragen, gehört offenbar das Schloß zu Mühlhausen (böhmisch Naljowes, Nalezchowes) im Rakonitzer Kreise. Leider gaben uns eifrige Nachforschungen in Archiven und Sammlungen bisher kein genügendes Resultat über die Zeit der Erbauung. Die mächtige Familie der Griesbecke, jedem Vaterlandsfreunde durch ihre merkwürdigen Schicksale, ihren letzten Familienschmaus, ihren sagenhaften Tod wohl bekannt, besaß dieses Schloß; es haben sich noch einzelne Urkunden wenigstens darüber erhalten. Das Schloß steht auf einem hohen Sandsteinfelsen, ein mächtiges Gebäude, im altitalienischen Styl erbaut, und sieht weit in das Land hinein. Die Außenseite bietet in der Nähe nichts Ausgezeichnetes, es treten an dem in Hufeisenform gebauten Schlosse an jeder Seite zwei Vorsprünge an dem Ende des Flügels heraus, wie wir es in den Grundrissen gleichzeitiger Bauwerke wiederfinden; desto erfreulicher wirkt die Hofseite des Schlosses, mit weit mehr Fleiß und Geschmack angeordnet. Zur Höhe des Schlosses gelangt man auf einem Wege, der an Gärten und Baumgruppen hinan führt. Die Brücke, die über einen ziemlich tiefen Graben führt, nunmehr gewölbt, war zur Zeit der Blüthe des Schlosses durch eine Fallbrücke ersetzt. Tritt man durch das hohe Steinthor in die Mitte des Hofes, so ladet ein hoher Baum mit hohen schattigen Ästen zum Sitzen ein.

Am interessantesten ist offenbar der Schloßflügel gegen Norden. Im Erdgeschoße und ersten Stockwerke führen offene Gallerien, nach Art der altitalienischen Palastbauten, lichte Gänge zu einzelnen Gemächern. Diese Lauben werden im 1ten Geschoße durch dünne Säulen getheilt, wodurch die Ansicht an Mannigfaltigkeit gewinnt. Erst im 2ten Stockwerke sind hohe einfache Fenster gegen den Hof in der äußern Mauer angebracht. Diese Seite mochte den Hauptaufgang gebildet haben, auch sind noch die Thüren, zierlich mit Holzarbeit ausgelegt, erhalten.

Auf der östlichen Seite des Schlosses, dem Fluße zu, ist ein zierliches, kleines Aufgangsthor mit Steinmetzarbeit zu erwähnen. Von dieser Seite ist auch der Eingang zu den Stallungen, welche kellerartig in die Tiefe hinabführten, wiewohl die Fenster noch hoch und luftig über die Moldau, die wild unter dem Schlosse, durch Felsen eingeengt, braust, schauen. Außen zieren das Schloß noch die altflorentinischen Dachgesimse, welche so schön den Übergang des hohen nordischen Daches vermitteln, wie wir es in Prag an dem Schwarzenbergischen Hause, von dem Letzten der Rosenberge Peter Wok gegen Ende des XVI Jahrhunderts erbaut, bemerken. Wir werden wohl nicht irren, wenn wir eine gleichzeitige Erbauung beider annehmen, eine Übereinstimmung des Mühlhausener Schlosses an der Nordseite ist auffallend, nebstdem dürfte die gleiche Verzierung an den Wänden endlich sogar auf einen und denselben Baumeister oder kunstverwandten Schüler schließen lassen.

Leider konnten wir in das Innere des Schlosses nicht dringen; wir klopften an viele Thüren, theils tönte es uns hohl zurück und wir sahen durch Sprünge und Risse der Thüren auf die unbewohnten Räume, theils hatte der schöne Frühlingstag und die Muße eines Fest-Nachmittages die Bewohner des kleinen wohnlichen Schloßtheiles ins Freie gelockt, und wir mußten so von diesem Baue scheiden, welchen wir unumwunden für eines der schönsten Schlösser Böhmens erklären. Es ist für jeden Freund der Alterthumskunde um so werthvoller, als kein Neubau den Charakter der Zeit verwischt hat, vielleicht wird in unsern Tagen irgend ein kunstsinniger Besitzer die Herstellung veranlassen, und wir können uns darauf freuen, weil Pietät gegen das Alterthümliche und, was noch mehr werth ist, auch das Verständniß früherer Kunstwerke bei uns allmälich heimisch wird, man sich daher eine verständige Ausbauung versprechen darf. Der beiliegende Stahlstich, von dem rechten Ufer des Flußes aufgenommen, zeigt uns die zum Theil bewohnte Ost- und Nordseite des Schlosses, die unter demselben bemerkbaren Häuser sind herrschaftliche Wirthschaftsgebäude.

Mühlhausen ist der Hauptort einer gleichnamigen Fürst-Lobkowic'schen Herrschaft, und der Sitz eines Direktorialamtes. In dem zu den Füßen des Schlosses liegenden Dorfe findet sich eine kleine Kirche mit einem alterthümlichen Satteldache und kleinen Spitzbogenfenstern. Die Umgegend, durch den Fluß und zahlreiche Baumgruppen angenehm, wird besonders durch eine Parkanlage geziert, welche sich links an einem Bergabhange gegen Norden an der Straße hinzieht. An der rechten Seite der Straße



BEILSTEIN AN DER MOSEL.

Verlag v. Gottlieb Haase Söhne in Prag

bilden herrliche Obstbaumgärten gegen diese Laubhölzer und Gesträuche einen angenehmen Gegensatz. An dem südlichen Ufer unterhalb des Dorfes unfern dem Schlosse treten Sandsteinfelsen mit vielen Klüften, Kegeln und Formen hervor.

Dr. C. F. R.

Beilstein.

(Mit einem Stahlstiche. *)

Wer malerische Gegenden sucht, darf nicht bloß auf den großen Heer- und Wanderstraßen bleiben, er muß sich in Beipfade vertiefen, die oft so lohnend, als wenig bekannt sind. So fährt jährlich eine halbe Million Reisender den Rhein ab- und aufwärts. Gedichte, Romane, Reisehandbücher feiern die Herrlichkeiten des deutschen Stromes: und doch lagen ganz in seiner Nähe Schönheiten, die den seinen gleich kommen, bis in die neueste Zeit unbesucht und fast unbekannt. Wir meinen die Landschaften an der Mosel.

Dreimal spiegeln sich in diesem halb deutschen, halb französischen Strome reizende Landschaften. Seine Quellen schäumen durch die einsamen dunkelgrünen Waldthäler des Wasgenwaldes (Vogesen) herab. Das weite Obergelände von Lothringen, durch welches der junge Fluß hineilt, ist freilich für den Oekonomen anziehender, als für den Maler; doch findet letzterer am Luxemburgischen hin, wo die Mosel sich zwischen Ardennen und Hochwald ein enges, mit Tannicht und Buchen üppig bekleidetes Thal gerissen hat, die reichste Augenweide. In einer Ausweitung des Landes liegt dann Trier, der ehrwürdige Bischofs- und Kurfitz, die älteste Stadt Deutschlands. Hinter Trier aber tritt die Mosel gleich wieder in ein enges, entzückend schönes Thal, das sich dem Rheinthale wohl zur Seite stellen kann, ja noch abwechselnder ist. Ein mächtig wallender Strom, in weiten kühnen Windungen einhereilend, kühne Felsen, stolzragende Burgen, lachende Rebengelände, offene freundliche Städtchen, liebliche Weiler am Ufer hingesäet, mit jedem neuen Schritte eine neue Aussicht, ein neues entzückendes Bild! Die Landschaft ist mannichfaltiger, geschlossener, stiller, man möchte sagen naiver, als am Rhein. Sie verhält sich zu dieser, wie ein einsamer reizender Waldwinkel zur staubigen Heerstraße.

Von Trier nach Koblenz, wo die Mosel in den Rhein mündet, — belehrt uns ein landkundiger Topograph — sind 24 Stunden zu Lande, 49 zu Wasser. Bemerken Sie, in welchen weiten Krümmungen die Mosel sich hinschwingt! Hundert und acht Städtchen und Dörfer liegen auf dieser Strecke längs ihres Ufersaumes. Von Koblenz aufwärts gehen Eilwachten, sehr elegant eingerichtet, in drei Tagen dreimal übernachtend, nach Trier. Seit 1840 ist auch eine tägliche Dampfschifffahrt eingerichtet. Wollen Sie aber die Landschaft nicht bloß durchfliegen, wollen Sie mit Muße genießen, so rathe ich Ihnen die Yacht an. Auf der Mosel gehen Flöße und eigens sehr stark gebaute Moselschiffe (weil sie bei niederem Wasserstande oft über Felsgrund hinrutschen müssen); die Thalfahrt steht zur Bergfahrt, wie drei zu eins. Die Ausfuhr — Bauholz, Bruchstein, Obst — geht nach Holland und England. —

Genug. Wir haben auf dieser Fahrt einen besonders malerischen Punkt gefunden. Diese kühne, gewaltige Burg auf steilem Fels, dahinter das behäbige freundliche Städtchen, der breite glatte Flußspiegel, umschränkt von großartigen Bergkuppen: diese Burg, dieß Städchen ist Beilstein.

Beilstein — hebt der Topograph abermals an — ist ein Städtchen mit 937 Bewohnern, Cochemer Kreises, Regierungsbezirk Koblenz. Cochem ist berühmt durch den Pater Martin und die Cochemer Stückchen, die den Hirschauern gleichkommen. Beilstein aber hat Feld- und etwas Weinbau, Schifffahrt. —

Lassen wir die ehrlichen Beilsteiner, und erfreuen wir uns der leiblichen Aussicht auf die herrliche Landschaft und der geistigen auf die Vergangenheit. Bei der Kirche, deren spitzige Thürme wir dort ragen sehen, steht ein ehemaliges Karmeliterkloster. Das merkwürdige Mönchsgefängniß desselben versetzt uns zurück in die Dämmerung des Mittelalters. Die Burg aber ruft uns einen leuchtenden Namen der Gegenwart in die Erinnerung — den Namen Metternich. Die Grafen Metternich-Winneburg (jetzt Fürsten) erwarben Beilstein im 17ten Jahrhunderte und residirten hier lange Zeit hindurch. Beilstein ist gewissermaßen die Wiege des Mannes, der seit einem Menschenalter mit weiser und fester Hand die Geschicke des österreichischen Kaiserstaates leitet.

* Irrig führt dieser Stahlstich die Unterschrift Bielstein.



Miscellen.

Sittenzüge, kurze Geschichten, Anekdoten.

*** (Ein orientalischer Botschafter in Geldverlegenheit). Im Jahre 1747, unter Mahmud I, zog in Konstantinopel der Mingrelische Gesandte ein, mit einem großartigen Gefolge von 200 Menschen, alle reich gekleidet und strahlend von Edelgestein. Wie es bei allen Missionen im Oriente der Gebrauch, fetirte ihn die türkische Gastfreundschaft mit größter Freigebigkeit und der Schatz des Sultans deckte alle Auslagen. Reis, Brot, Gewürze strömten Tag für Tag in die Wohnung der Mingrelier und schienen unerschöpflich; der Sultan und seine Kasse schienen bei bester Laune. Unglücklicherweise zogen sich die Unterhandlungen in die Länge und die kaiserlichen Finanzen hatten hinreichend Gelegenheit sich zu erschöpfen, so wie der Mingrelische Gesandte hinreichend Zeit, über seine traurige Lage nachzusinnen. Die Großmuth der hohen Pforte versiegte, und da ihm niemand Geld leihen wollte, erfand er ein eigenthümliches Mittel zu seinem Unterhalt. Er verständigte sich mit einem Sklavenhändler und verkaufte ihm nach und nach alle Attachés und Beamten seiner Gesandtschaft. So weit waren die Sachen gediehen, als eines Tages Sir J. Porter, der damalige englische Gesandte in Konstantinopel, sich zu dem Bevollmächtigten von Mingrelien begab, um einen Vertrag zwischen beiden Ländern zum Schluße zu führen. Nachdem Alles abgemacht war, sagte Sir J. Porter: »Nun können wir es unseren Sekretären überlassen, den Vertrag aufzusetzen und alle Formalitäten zu erfüllen.« — »Sehr wohl,« erwiederte der andere, »aber die Sache hat noch ein kleines Hinderniß.« — »Und welches?« rief der Engländer, »wir sind im Reinen....« — »Gewiß, aber Sie sprechen von Sekretären, und ich habe den einzigen, den ich noch hatte, letzte Nacht verkauft.« — Ein eben so orientalisches als originelles Argument mußte freilich den englischen Gesandten völlig überzeugen.

Länder- und Völkerkunde.

*** (Die verkauften dänischen Kolonien in Ostindien.) Die britischen Besitzungen in Ostindien haben abermals einen, wenn auch nicht großen Zuwachs erhalten *. Dänemark hat nämlich für eine Summe von 1¼ Million Reichsbankthaler seine Besitzungen auf dem Festlande Ostindiens an England verkauft. Diese Besitzungen bestanden in

1) der Stadt Trankebar an der Ostküste des südlichen Theils von Vorderindien; einer kleinen Stadt mit etwa 12,000 Bewohnern, vertheidigt durch die Festung Dansborg. Die Stadt hat keinen eigentlichen Hafen, treibt aber doch einen ziemlichen Handel. Die Dänen zahlten vertragsmäßig an den Radschah von Tandschaver, in dessen Gebiet diese Stadt liegt, jährlich 2000 Rupien (eben so viel fl. C. M.).

2) Serampur, von den Dänen Frederiknagor genannt, einer hübschen kleinen Stadt (von 13000 Bewohnern) in Bengalen, nicht weit von Kalkutta. Wegen ihrer schönen Lage war sie den Briten schon seit langem wünschenswerth, und viele Engländer aus Kalkutta schlugen alljährlich ihren Wohnsitz daselbst auf, zum

* Wie es heißt, haben die Briten die Absicht, auch den Portugiesen Goa abzukaufen.

Theile auch aus dem Grunde, aus welchem deren jährlich so viele aus Großbritannien auf den Continent reisen: der größeren Wohlfeilheit wegen. Serampur war bisher der Wohnsitz des Generalgouverneurs der dänisch-ostindischen Besitzungen. Seit mehr als 40 Jahren haben die Baptistenmissionäre hier ihren Hauptsitz aufgeschlagen und arbeiten von da aus an der Bekehrung der Hindus. Sie haben ein Collegium, in welches nicht blos eingeborne Christen, sondern auch Heiden und Moslims aufgenommen werden, und eine berühmte Buchdruckerei, aus welcher eine Menge Bibelübersetzungen (in allen indischen und vielen andern orientalischen Sprachen) hervorgehen. Die Erhaltung der Mission ist in dem Verkaufsvertrage bedungen.

3) Handelslogen in Balassor (Präsidentschaft Kalkutta, Provinz Orissa, einer etwas herabgekommenen Stadt mit Hafen, Handel und wichtigen Salzwerken), Patna am Ganges, Kalikut (in Malabar), Porto Novo.

Den Dänen bleiben nun in Ostindien blos noch die Nikobarischen Inseln, wo sie bisher aber nur einige Missionsposten hatten. Doch wollen die Dänen sich in deren Besitz etwas mehr befestigen, und eine Strafcolonie auf einer dieser Inseln gründen. In neuerer Zeit haben die Dänen auch auf der Insel Bali, die wegen ihrer Nähe an Java auch Klein-Java heißt, eine Niederlassung gegründet.

Naturgeschichtliches.

*** (Die Heuschreckenplage in Algier.) Algier leidet jetzt furchtbar von Heuschrecken (Locusta migratoria), welche daselbst Alles verwüsten. Die Männchen sind von gelber Farbe und kleiner als die Weibchen, welche braune Farbe haben. Sie sind geflügelt und fliegen sehr weit. Ihre Gewohnheit ist, etwas vor Nacht sich niederzulassen und sich erst wieder zu erheben, nachdem die Sonne hoch am Horizonte steht. Man hat den Marsch einer ihrer Kolonnen vom Fuß des Atlas berechnet — sie hat vier Tage gebraucht, diese Strecke zurückzulegen, und, da sie täglich ungefähr 6 Stunden mit einer Geschwindigkeit von 2 Lieues auf die Stunde flog, eine Strecke von ungefähr 50 Lieues bedeckt. Die Einbildungskraft entsetzt sich, die Myriaden von Heuschrecken zu zählen, welche dieser Schwarm enthielt. Und solcher Heerschaaren sind eine Unzahl über Algier gekommen. Jetzt sind diese zerstörenden Thiere mit der Brut beschäftigt; man findet sie zu Milliarden gepaart auf den Dünen. Das Weibchen legt über 200 Eier in den Sand, welche die Sonnenhitze binnen 20 Tagen ausbrütet, — zuerst als Larve, die abermals erst nach 20 Tagen beflügelt wird. Die Periode zwischen dem Ausschlüpfen und der Beflügelung ist die unheilvollste für den Ackerbau. Die Larven sind beständig auf der Weide, wo sie alles Laub, Gras, selbst die Wurzeln der Bäume abfressen. Die Regierung hat für die Vertilgung der Heuschrecken Preise ausgesetzt, 15 Centimes (9 kr. W. W.) für 1 Kilogramme (2 Pfund). In der einzigen Gemeinde von Hussein-Dey hat man am 20. Mai etwa 10 Millionen vernichtet; das Gewicht betrug 47 Ctnr. Zwei Millionen Heuschrecken hat man vergraben und mit ungelöschtem Kalk bedeckt. Einen noch höheren Preis wollte die Verwaltung auf die Eier dieser schädlichen Thiere aussetzen. Aber der Erfolg aller dieser Vertilgungsversuche ist unmerklich im Verhältniß der unermeßlichen Menge, die übrig bleibt. Der Schrecken vor dieser Plage ist um so größer, als sich vor 30 Jahren nach zahllosen Heuschreckenschwärmen die Pest eingefunden hatte; man fürchtet, es müsse jetzt auch so kommen. — Bekannt ist's, daß die Bewohner der Sahara (wie überhaupt eine Menge Völker Asiens und Afrika's) die Heuschrecken essen; sie rächen sich so (nach ihrer Aussage) an den Verwüstungen, welche dieselben in ihren Oasen anrichten. Sie kneten sie mit Salz zu einem Teige, oder bewahren sie in Oel auf und machen aus ihnen eine Art Kuskusu. Der Araber hält es für seine Pflicht, Heuschrecken zu essen, da eine Sage dem Propheten die Worte zuschreibt: »Wer nicht von meinen Heuschrecken ißt, mit dem habe ich nichts und er nichts mit mir zu schaffen.«

*** (Feinde der Heuschrecken.) In Südrußland, namentlich der Krimm, haben die Heuschrecken, welche dort seit einigen Jahrzehenden auf das verheerendste hausen, einen furchtbaren Feind an dem Rosenstaar. Diese Vögel fressen nicht allein die Heuschrecken, sondern fallen auch, ohne Hunger zu haben, mit Ingrimm über sie her und tödten sie. Die Ornithologen des westlichen Europa kennen diese Vogelart, die bei dem ersten Eintritt des Frühlings zu vielen Tausenden in Südrußland, vorzugsweise unter Steinhaufen und Felsenwänden zu nisten pflegt, nur wenig.

Unglücksfälle und Elementarereignisse.

*** Wir haben im vergangenen Monatheft eine lange Reihe von Verheerungen aufgezählt, welche durch das Austreten sehr vieler Flüße verursacht wurden. Seitdem waren die Zeitungen wieder ungeheuer reich an Berichten über Unglücksfälle aller Art, die sich in den letzten Wochen ereigneten und aus denen wir die wichtigsten, wie sie uns eben in die Feder kommen, nacherzählen wollen. So wurden am 3. Mai in Lyon, in einem Gedränge, welches um eines Feuerwerks willen auf einer Brücke über die Saone entstand, mehre Personen (darunter acht Frauen und Kinder) erdrückt, viele andre von der Brücke in den Fluß hinabgestoßen. Ein ähnliches, aber weit größeres Unglück ereignete sich Tags zuvor in Yarmouth (in England), ebenfalls aus gieriger Schaulust. Ein Harlekin hatte angekündigt, er wolle auf einer von 4 Gänsen gezogenen Mulde über den Fluß fahren. Das zog. Hunderte von Menschen strömten auf die Kettenbrücke, um das Schauspiel zu sehen. Aber da sich diese ganze unruhig bewegliche Last plötzlich auf eine Seite hindrängte, rissen mit einemmale die Ketten, und die ganze Menschenmasse stürzte in den Northriver. Viele gelang es herauszuziehen, aber 79 ertranken oder starben in Folge der beim Sturz erhaltenen Wunden. Um dieselbe Zeit ging das zwischen Boulogne in England fahrende Dampfboot »Herzog von Sussex« unter und zwar knapp vor dem Hafen. Obwohl sogleich zwei Dampfschiffe nebst vielen Booten zu Hilfe eilten, konnte man doch 150 Passagiere nicht vor dem Ertrinken retten. Am 5. Mai explodierte in der belgischen Kohlengrube von En Bas, bei Bergen, das böse Wetter. Von 94 Bergleuten, die in die Grube gestiegen waren, wurden 34 todt gefunden und 23 verstümmelt hinaufgebracht. — In Valencia brach am 3. Mai in einer Fabrik Feuer aus; es ward bald gelöscht, aber in einer daranstoßenden Cigarrenfabrik entstand bei dem Feuerlärm unter den dort arbeitenden mehren Hundert Mädchen solch' ein Schrecken, daß Alles sich hinausdrängte und in dem schrecklichen Gedränge 18 der Unglücklichen das Leben verloren, 50 andere schwer verwundet ins Hospital gebracht werden mußten. — Am 9. und 10. April brannten in Pittsburgh, im nordamerikanischen Staate Pennsylvanien, über 1000 Häuser nieder, viele Menschen verloren das Leben und der Schade an Gebäuden, Waaren ꝛc. wird auf 20 Millionen fl. C. M. angeschlagen. Eine Feuersbrunst, die Ende April in London in Kanada ausbrach, verursachte einen Schaden von 2 Millionen fl. In der britischen Hauptstadt London brach am 25. Mai eine Feuersbrunst aus, welche für 300,000 fl. C. M. Schaden machte und 5 Menschenleben kostete. In der böhmischen Stadt Daube äscherte in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni eine Feuersbrunst an 100 Häuser und 30 Scheuern ein. — Von Erdbeben in letzter Zeit war nur das von Bedeutung, welches am 7. April Mejiko heimsuchte. Obwohl es nur zwei Minuten anhielt, richtete es doch viel Schaden an Gebäuden an, von denen fast keins unverletzt blieb und viele zusammenstürzten. Namentlich wurden die Wasserleitungen großentheils zerstört. Auch hatte man den Verlust von 17 Menschenleben zu beklagen. Ein Erdbeben, das am 9. Mai (Nachmittags gegen 2 Uhr) in Komorn viel Schrecken, aber kein anderes Unglück verursachte, als daß in einigen Häusern die Wände borsten und der Mörtel absprang, verdient vorzüglich darum Erwähnung, weil es durch eine Hellseherin vorher gesagt worden war. Wir schließen diesen Unglücksbericht, in den wir noch gar viele andere Unglücksfälle (z. B. das Austreten der Teyel, Eger, Beraun, Elbe, Saale, Pegnitz, des Mains und vieler anderer Flüsse Ende Mai und Anfangs Juni in Folge großer Wolkenbrüche, ferner einen Blitzschlag, der am 18. Mai in der mit Menschen überfüllten Kirche von Mágocs (im ungarischen Komitate Baranya) zwei Menschen tödtete und viele andere verwundete,) aufnehmen könnten, wenn wir nicht fürchteten, die Leser durch allzuviele Details zu ermüden, mit der Mittheilung über einen furchtbaren Bergsturz, der sich im März in Südamerika zugetragen haben soll (wir sagen soll, weil die erste Nachricht der Journale bisher noch keine Bestätigung erhielt). Einer der schneebedeckten Berge der Andeskette, zwei Tagereisen von Santa Fé de Bogota, ist nämlich, diesen Nachrichten zufolge, eingesunken und hat die schönen Ebenen von Maraquita auf 6 Quadratmeilen mit einem Strome von Schlamm, Schnee und Sand überschüttet, so hoch, daß die höchsten Bäume darunter verschwunden sind. An tausend Menschen sollen dabei umgekommen seyn. Die genannten Ebenen waren größtentheils zu Tabakpflanzungen verwendet.

Höckerpferdchen.

Großrussisches Märchen. Freie Bearbeitung nach Jerschow. Entnommen aus Maly's Biblioteka zábawného čtení.

1.

In einem Dorfe lebte ein Greis mit drei Söhnen, von welchen der jüngste ein großer Dummkopf war. Sie lebten von dem Ertrage ihrer Felder, deren Früchte sie in die nächste Stadt zu Markte führten. Deßhalb erschraken sie nicht wenig, als sie eines Tages bemerkten, daß jemand nächtlicher Weise ihren Weizen abmähe. Um dem Diebe auf die Spur zu kommen, beschloßen die Brüder, einer um den andern die Nächte zu durchwachen.

Die erste Nacht begab sich der Aelteste auf's Feld und nahm eine Hacke und eine Heugabel mit sich. Aber es begann tüchtig zu regnen, und um nicht durchnäßt zu werden, kroch er auf den Heuboden. Als es Tag wurde, stieg er hinunter und begann an's Thor zu klopfen: »He, ihr verschlafenen Schlingel, macht auf, denn ich bin ganz durchnäßt.« Seine Brüder machten ihm auf, und der Wächter, nachdem er sich rechts und links gegen die an der Wand hängenden Heiligenbilder verneigt, räusperte sich und erzählte sodann: »Das war ein fürchterliches Unwetter, die ganze Nacht goß der Himmel in Strömen und ich mußte herumgehn im Regen, bemerkte aber nichts auf dem Felde.« Und der Vater belobte ihn und sprach: »Du bist brav, Danilo *, und hast Dich gut benommen in dieser Nacht.«

Die folgende Nacht kam die Reihe an den mittlern Bruder, welcher ebenfalls Hacke und Heugabel mitnahm. Aber die Nacht war kalt, so daß ihm vor Frost die Zähne klapperten, da kroch auch er auf den Boden und vergrub sich in's Heu. Als es Tag wurde, stieg er hinunter und begann an's Thor zu klopfen: »He, ihr Schlafmützen, macht auf, denn ich bin bis auf die Knochen durchgefroren.« Seine Brüder öffneten ihm, und der Wächter, nachdem er sich rechts und links verneigt, erzählte durch die Zähne: »War das eine Kälte heute Nacht, ich bin ganz steif und lief herum um's Feld bis zu diesem Augenblick, um mich zu erwärmen; übrigens habe ich nicht das Geringste bemerkt.« Und der Vater belobte ihn und sprach: »Auch Du bist ein wackerer Bursche, Gawrilo **.«

Die dritte Nacht kam die Reihe an den Dummkopf, aber dieser machte keine Anstalt, bis der Vater zu ihm kam und ihn vom Ofen trieb. Iwan gähnt und streckt sich, da spricht der Vater: »Spute Dich, Wanjuscho, und komm herunter, denn es ist an Dir zu wachen. Wenn Du Deine Sachen gut machst, kaufe ich Dir auf ein neues Kleid.« Da steigt der Dummkopf vom Ofen, setzt seine Mütze auf, steckt ein Stück Brot zu sich und wackelt hinaus.

Es war eine schöne Nacht, der Mond schien hell und Iwan machte die Runde um's Feld, indem er tapfer in sein Brot biß. Sodann setzte er sich in ein Gebüsch und zählte die Sterne am Himmel. Auf einmal hört er ein Wiehern auf dem Felde, Iwan erhebt sich, schaut durch die Hand und erblickt eine Stute. Die war weiß wie gefallener Schnee und hatte eine goldene, in leichte Locken geringelte Mähne. »Das ist also unser Dieb,« rief Iwan, »halt, ich verstehe keinen Scherz;« lief zu auf die Stute, die er beim wolligen Schweife packte, und in einem Nu saß er fest auf ihrem Rücken, aber mit dem Gesichte gegen den Schweif. Die Stute schlägt hinten und vorn aus und flieht dahin über Felder, Berge und Wälder, bäumt sich, springt und wendet alle Künste an, um des unwillkommenen Reiters loszuwerden, aber Iwan hält fest am Schweife in seiner Noth. Endlich steht die Stute still und spricht zu Iwan: »Nun denn, Dummkopf, da Du festzusitzen verstandst, so sollst Du mein Gebieter werden, nimm mich mit und pflege mich wohl. Durch drei Tage gewähre mir Freiheit, mich herumzutummeln auf dem Felde. Zum Futter gib mir nicht gemeinen Hafer, sondern goldene Hirse, zum Getränke nicht Flußwasser, sondern Meth. Nach drei Tagen werde ich zwei Fohlen gebären, wie deren noch nicht gesehen waren auf der Welt, und ein drittes, drei Zoll hoch, mit zwei Höckern auf dem Rücken und klafterlangen Ohren. Die zwei erstern verkaufe, Höckerpferdchen aber gib weder für Gold, noch für Edelsteine, noch für einen Zarenpalast. Mir aber schenke sodann die Freiheit.« — »Das ist ja prächtig,« dachte Iwan, führte die Stute in die hinterste Abtheilung des Stalles und verhing die Thüre mit einer Binsenmatte.

Als es aber Tag wurde, schlug er mit Gewalt an's Hausthor und rief: »Das bin ich, der dumme Iwan!« Seine Brüder öffneten ihm, um ihn einzulassen, sodann schalten sie ihn aber, wie er sich erfrechen könne, einen solchen Lärm zu machen. Aber unser Dummkopf, ohne weder Bastschuhe noch den Malachai * abzulegen, ging gerade auf den Ofen zu und erzählte von da aus zur großen Verwunderung des greisen Vaters und der Brüder: »Die ganze Nacht habe ich gewacht und die Sterne am Himmel gezählt; auch der Mond schien, aber ich bemerkte es nicht. Mit einemmale kömmt der leibhaftige Teufel mit langem Barte, Bockshörnern und Augen wie diese Löffel. Er begann im Weizen herumzugehn und ihn abzumähen mit seinem Schweife. Ich aber verstand keinen Scherz und sprang ihm auf den Rücken, und er mußte mich tragen, bis er ganz müde war. Da gestand er seinen Diebstahl ein und verschwor sich, je wieder Weizen zu essen.« Hier schwieg der Erzähler, gähnte und schlief ein. Die Brüder aber stemmten die Fäuste in die Seiten und schlugen ein helles Gelächter auf; selbst der Vater konnte sich nicht halten und lachte, bis ihm die Augen übergingen.

Iwan merkte sich wohl, was die goldmähnige Stute zu ihm gesprochen hatte, und durch drei Tage ließ er ihr Freiheit, sich herumzutummeln auf dem Felde, fütterte sie mit goldener Hirse und tränkte sie mit Meth. Nach drei Tagen gebar sie zwei wunderschöne Fohlen, die ihres Gleichen nicht hatten auf der weiten Welt, und ein drittes, Höckerpferdchen, drei Zoll hoch, mit zwei Höckern auf dem Rücken und klafterlangen Ohren. Da entließ Iwan die Stute, die Fohlen aber verbarg er vor seinen Brüdern, und statt wie sonst auf dem Ofen,

* Daniel.
** Gabriel.

* Eine hohe viereckige Mütze von Pelzwerk.

schlief er bei ihnen. Aber Danilo spähte ihn aus, denn es fiel ihm auf, warum der Dummkopf im Stalle schlafe, und sogleich lief er zum zweiten Bruder Gawrilo und sprach zu ihm: »Geschwind komm und schau, was für zwei schöne Fohlen unser Dummkopf hat.« Und sie liefen in die hinterste Abtheilung des Stalles, und siehe, die Fohlen wiehern lustig, ihre Augen glänzen wie Rubine, der goldene Schweif kräuselt sich in leichte Locken, und auf den diamantenen Hufen schimmern Perlen, so groß wie Zuckererbsen. Ein Vergnügen ist's, sie anzuschauen, nur ein Zar ist werth, sie zu besteigen. Die Brüder gafften sie an und konnten ihre Augen nicht wegwenden. »Wo mag sie wohl der Dummkopf her haben?« sprach der ältere zum jüngern. »Aber es ist eine alte Erfahrung, daß der Dumme das meiste Glück hat, während der Gescheite kaum zu einer Kopeke gelangt. Weißt Du was, Gawrilo, wir wollen sie noch diese Woche nach der Stadt führen und an große Herren verkaufen, das Geld theilen wir dann und bringen es lustig durch. Dem Iwan aber wird es nicht im Traume einfallen, wo seine Pferde sind, er mag sie suchen wo er will. Nun, Gawrilo, gilt's?« Die Brüder verständigten sich, worauf sie einander umarmten und jeder ein Kreuz schlug.

Selbe Woche noch fuhren sie nach der Stadt, um dort ihre Waare zu verkaufen und im Hafen nachzufragen, ob nicht Deutsche zu Schiffe um Leinwand gekommen wären oder ob der Sultan nicht gegen die Christen zöge, um sie mahomedanisch zu machen. Nachdem sie zu den Heiligenbildern gebetet und vom Vater Abschied genommen hatten, nahmen sie heimlich die zwei Fohlen und begaben sich auf den Weg, sprechend von dem zu hoffenden Gewinne.

Abends geht der Dummkopf in den Stall, um bei seinen Pferden zu schlafen, aber die zwei Goldmähnen sind fort, und nur das arme Höckerpferdchen hüpft zu seinen Füßen, spitzt die Ohren und stampft freudig mit den Füßen. Da begann Iwan zu jammern: »Oj ihr Graupferdchen, meine goldmähnigen! Ich fütterte und pflegte euch, welcher Gottlose hat euch mir entwendet? Möge der Hund in die Erde versinken und verrecken, möge eine Brücke unter ihm einstürzen! Oj ihr Graupferdchen, meine goldmähnigen!«

Da unterbrach Höckerpferdchen sein Jammern und sprach: »Gräme Dich nicht, Iwan! Zwar läugne ich nicht, daß Dich ein großes Unglück betroffen hat, aber ich will Dir helfen. Wisse denn, daß Deine Brüder die Fohlen gestohlen haben, als sie nach der Stadt gingen. Du aber setze Dich auf mich und halte Dich fest; obwohl ich klein von Wuchs bin, leiste ich dennoch so viel wie ein anderes Pferd, und wenn ich im Laufe bin, holt mich selbst der Teufel nicht ein.« Und Höckerpferdchen streckt sich vor ihm. Iwan sitzt auf und hält sich an den Ohren. Höckerpferdchen erhebt sich, schüttelt die schwarze Mähne und macht sich auf den Weg, auf einmal wiehert es auf und fliegt wie ein Pfeil, in schwarzen Wolken wirbelt der Staub unter seinen Hufen, und in einigen Stunden hat Iwan die Diebe eingeholt.

Als ihn die Brüder erblickten, stutzten sie und erschraken, der Dummkopf aber sprach zu ihnen: »Schämt ihr euch nicht zu stehlen, Brüder? Obwohl ihr gescheiter seyd als Iwan, ist Iwan dennoch ehrlicher, er hat euch keine Pferde gestohlen.« Hierauf antwortete der älteste Bruder: »Lieber Bruder Wanjuscho, nimm uns dies nicht übel. Du weißt recht wohl, daß wir arm sind und große Steuern zahlen müssen. Da dachten ich und Gawrilo die ganze Nacht nach, wie uns zu helfen, bis wir endlich beschloßen, Deine Pferde zu verkaufen. Unser alte Vater kann nicht mehr arbeiten, es ist unsere Pflicht ihn zu ernähren, urtheile nun selbst.« — »Wenn dem so ist,« sprach Iwan, »so verkauft immerhin die Goldmähnen, aber nehmt mich mit euch.« Die Brüder willigten ein, und so gingen alle mit einander weiter. Es begann dunkel und kühl zu werden, und die Brüder, um nicht den Weg zu verlieren, hielten an, banden die Pferde an Bäume, nahmen Brot aus dem Korbe, thaten jeder einen Schluck Branntwein und sangen dann verschiedene Lieder, jeder was er konnte.

Mit einemmale bemerkte Danilo, wie ein Licht aufblitzte im Dunkeln. Er sah Gawrilo an, blinzelte mit dem linken Auge, hustete ein wenig und zeigte schweigend auf das Licht, dann kratzte er sich hinter den Ohren und sprach heimtückisch lachend: »Höre Wanjuscho, bringe uns Feuer, die Nacht ist kühl und wir haben kein Feuerzeug mitgenommen.« Bei sich aber dachte er: »Daß Dich der Teufel hole.« Und Gawrilo flüsterte ihm in's Ohr: »Vielleicht sind es Räuber, die werden ihn zu Gaste laden.«

Aber das ist nur Spaß für unsern Dummkopf, er setzt sich auf Höckerpferdchen, faßt es mit Händen und Füßen und klemmt es ein mit Gewalt. Höckerpferdchen erhebt sich und verschwindet. »Gott sey bei uns,« rief Gawrilo, indem er sich bekreuzte, »was für ein Kobold von Pferd ist das!«

Heller glänzt das Licht, schneller fliegt Höckerpferdchen, und in einigen Minuten sind sie an Ort und Stelle. Ein Feuer ist's, das brennt lichterloh, aber ohne Rauch und ohne Wärme. Iwan wundert sich und spricht: »Was ist das für Trug? So viel Licht und keine Wärme und eben so wenig Rauch. Das ist ein wunderbares Feuer!« Höckerpferdchen aber spricht: »Laß es gehn, es ist eine Feder vom Feuervogel, sie könnte Dir viele Unannehmlichkeiten bereiten.« — »Rede was Du willst,« murmelt der Dummkopf, nimmt die Feder und steckt sie in die Mütze. Schnell kehrt er zu den Brüdern zurück und antwortet auf ihre Fragen: »Als ich zur Stelle kam, fand ich einen ausgebrannten Stamm, ich blies, daß ich schier platzte, aber er fing nicht wieder.« Die Brüder lachten über den dummen Iwan, und in Kurzem schliefen alle drei ein.

Den andern Tag kamen sie in die Stadt und begaben sich auf den Pferdemarkt, wo sie sich dem Palaste des Zaren gegenüber aufstellten.

In dieser Stadt war es eingeführt, daß nicht früher gekauft und verkauft werden durfte, als bis es der Stadtvogt erlaubte. Nun aber öffnet sich das Thor und heraus fährt der Stadtvogt in Pantoffeln und Pelzmütze. In der Mitte der zahlreichen Stadtguardia reitet ein bärtiger Herold, bläst eine goldene Trompete und ruft mit Donnerstimme: »Ihr Fremden, öffnet eure Läden, kauft und verkauft. Ihr Aufseher aber laßt euch nieder neben den Läden und habt Acht, daß nicht Lärm und Verwirrung entstehe und daß das Volk nicht

betrogen werde von den Verkäufern.« Und die Kaufleute öffnen die Läden und locken Käufer an: »Hierher, geehrte Herren, wir haben allerhand Waaren zu wohlfeilen Preisen.«

Da strömt das Volk zu auf den Markt, es entsteht Gedränge und Verstopfung; Alles schreit, lacht und jauchzet. Der Stadtvogt befiehlt der Wache den Weg zu säubern. »He, Ihr bloßfüßiges Gesindel, fort aus dem Wege, fort!« rufen die Langbärte und schnalzen mit ihren Peitschen. Da machte das Volk Platz, nahm die Mützen ab und ging auseinander.

Es beginnt der Pferdemarkt, in der Reihe stehen zwei junge Rappen, von deren Nacken goldene Mähnen herunterwallen, hinten weht ein goldfarbiger Schweif, geringelt in leichte Locken. Der Stadtvogt wundert sich, bekreuzt sich zweimal und spricht: »Wunderbar ist Gottes Welt! Was für Wunder erblickt man da!« Der ganze Haufe der Stadtwachen wundert sich, und der bärtige Herold versinkt in Schweigen. Der Stadtvogt erläßt ein strenges Verbot, daß niemand die Pferde kaufe, er gehe zu Hofe, um dem Zaren Nachricht von ihnen zu geben, und den Haufen seiner Diener verlassend eilt er fort.

Angekommen bei Hofe fällt er auf sein Antlitz vor dem Zaren: »Sey barmherzig mit mir, Vater Zar,« spricht er mit demüthiger Stimme, »und strafe mich nicht, sondern erlaube mir zu reden.« — »Rede, aber kurz und verständlich.« — »Wie ich's verstehe, so werde ich erzählen. Ich bin der Stadtvogt und verwalte treu und gerecht dieses Amt...« — »Gut, weiter.« — »Heute kam ich mit der Stadtwache auf den Pferdemarkt. Dort war ein gewaltiger Zusammenlauf von Volk, so daß man weder hin noch her konnte. Da befahl ich der Wache das Volk auseinander zu treiben, und so geschah es. Plötzlich erblickte ich in der Reihe zwei Rappen, von deren Nacken goldene Mähnen herunterwallten, hinten wehte ein goldfarbiger Schweif, geringelt in leichte Locken, und ihre diamantenen Hufe waren beschlagen mit Perlen, so groß wie Zuckererbsen.« Da konnte sich der Zar nicht enthalten und sprach: »Die Pferde muß ich sehen und das Wunder schauen.«

Sogleich wurde eingespannt, der Zar wusch und kleidete sich und fuhr mit seiner Leibgarde auf den Pferdemarkt. So wie der Zar kömmt, fällt Alles nieder vor ihm und schreit: »Hurrah!« Der Zar verbengt sich nach allen Seiten und bald ist er bei den Pferden angelangt. Er steigt vom Wagen, geht um sie herum, lobt sie, klopft sie auf den Rücken, streichelt sie, und als er sie lange genug betrachtet, frägt er die Umstehenden: »He, Kinder, wem gehören die Pferde? wo ist ihr Eigenthümer?« Da tritt der Dummkopf mit verschränkten Armen vor und antwortet sich aufblähend: »Das ist mein Paar, ich bin ihr Eigenthümer.« — »Sind sie zu verkaufen?« — »Ich verkaufe sie nicht, blos auszutauschen wünsche ich sie.« — »Und was verlangst Du für sie?« — »Fünf Mützen Silber für jedes.« — »Das macht zehne im Ganzen,« sprach der Zar und befahl sogleich das Silber abzumessen; aus besonderer Gnade gab er Iwan noch fünf Rubel zu, denn es war ein freigebiger Zar. Zehn Stallknechte in goldverbrämten Kleidern und gestickten Gürteln mit saffianenen Peitschen führten die Pferde in den Zaren-Palast. Aber die Pferde rissen sich los auf dem Wege, zerrissen die Stränge und kehrten zurück zu Iwan.

Da sprach der Zar zu ihm: »He, mein Sohn, Deine Pferde wollen meinen Leuten nicht gehorchen, Du wirst müssen bei Hofe dienen. Du sollst in Gold und Scharlach einhergehen und Dich wälzen wie Käse in Butter. Ich überlasse Dir meinen ganzen Marstall, nimm hin mein Zarenwort. Bist Du's zufrieden?«

»Gut, ich will dienen bei Hofe, einhergehen in Gold und Scharlach und mich wälzen wie Käse in Butter, der Zar übergibt mir seinen ganzen Marstall, und aus mir dem Bauernsohne wird ein Höfling. Es sey, Herr Zar, ich will bei Dir dienen.« Hierauf rief er seine Rappen und folgte dem Wagen des Zaren, neben ihm sprangen lustig die Goldmähnen und Höckerpferdchen lief hinten nach zur großen Verwunderung des Volkes.

Die andern zwei Brüder nahmen unterdessen des Zaren Geld und eilten nach Hause, um den alten Vater zu erfreuen. Zu Hause theilten sie redlich, heirateten beide auf einmal und lebten gut; manchmal gedachten sie auch Iwans.

Wir aber verlassen sie, denn wir gedenken mit einer neuen Erzählung die rechtgläubigen Christen zu unterhalten, wie sich Iwan benahm im Zarendienst, was er im zarischen Marstall mit seinem armen Höckerpferdchen ausführte, wie er den Feuervogel fing und die Himmelsjungfrau entführte, wie er ihren Ring erhielt, sich im Himmel erging, wie er im Sonnenpalaste dem Wallfisch Verzeihung erbat, wie er dreißig Schiffe erlöste, sich in siedenden Kesseln nicht verbrühte, wie er schön wurde, kurz wie er es bis zum Zaren brachte.

2.

Iwan diente im Palaste des Zaren und gedachte weder der Brüder noch des Vaters. Was fehlte ihm auch? Zu essen und zu trinken hatte er genug, er ging in gestickten Kleidern und konnte schlafen nach Herzenslust.

Nach fünf Wochen ungefähr begann ihn Spalnik, der Oberstallmeister, zu verfolgen. Er war ein Bojarensohn und hätte ihn gern aus dem Palaste vertrieben, zu welchem Ende er sich taub, stumm und kurzsichtig stellte. Er hatte bemerkt, daß Iwan die Pferde weder striegle, noch putze oder übe, und doch waren sie immer glatt und rein, ihr Haar wie Seide, die Mähne geflochten, in den Krippen frischer Weizen und die Kübel voll Meth. »Welches Wunder!« dachte Spalnik seufzend bei sich; »vielleicht besucht uns irgend ein Kobold. Ich muß doch aufpassen, und finde ich etwas nicht geheuer im zarischen Marstall, so mag er sich freuen, der Dieb und Zauberer.« Denselben Abend begab er sich heimlich in den Marstall und verbarg sich im Haber.

Es naht Mitternacht und Iwan tritt ein ohne Licht und Laterne, singt und verriegelt die Thür, sodann nimmt er seine rothe Mütze vom Kopfe, legt sie auf's Fenster und nimmt etwas heraus, es war die Feder des Feuervogels, eingewickelt in drei Tücher. Da wurde es auf einmal so hell, daß Spalnik beinahe aufgeschrieen hätte, er vergaß sich so weit, daß er den Haber von sich abschüttete. Aber Iwan merkte es nicht, sondern legte ruhig die Feder auf den Mehlkasten und begann die Pferde zu putzen: er wäscht und striegelt sie, flicht ihre

Mähnen und singt dabei verschiedene Lieder. Als er fertig wurde, wickelte er die Feder sorgfältig wieder ein und legte sich zu den Füssen seiner Pferde. Als es Tag zu werden begann und Spalnik merkte, daß der Dummkopf fest schlafe, machte er sich langsam auf, schlich auf den Zehen bis zum Fenster, nahm die Mütze und schlüpfte durch dasselbe heraus.

Kaum war der Zar erwacht, so kam zu ihm Spalnik und erzählte: »Mit pflichtschuldigem Haupte trete ich vor Dich, allergnädigster Zar, strafe mich nicht, aber erlaube mir zu reden.« — »Rede,« spricht der Zar gähnend, »aber mache keine überflüssigen Worte; wenn Du plaudern wirst, so wird die Strafe nicht ausbleiben.« Spalnik nimmt sich zusammen und erzählt dem Zaren: »Sey mir gnädig wie Christus im Himmel, so wahr sind meine Worte. Unser Iwan, wie männiglich bekannt, verbirgt vor Dir, seinem Vater, nicht Gold noch Silber, sondern eine Flügelfeder des Feuervogels.« — »Des Feuervogels? und er wäre so frech sie zu haben? Warte Du Dieb, Du sollst Deiner Strafe nicht entrinnen.« Da fährt Spalnik fort: »Wenn er die Feder hat, so könnte er ja auch den Vogel selbst in Dein Gemach, Vater, zur Stelle schaffen.« Mit diesem listigen Anschlage trat Spalnik zum Zaren und überreichte ihm die Feder.

Der Zar wunderte sich gewaltig, strich sich den Bart, lachte und drehte die Feder nach allen Seiten. Dann legte er sie in ein Kästchen und rief: »Holt mir den Iwan!«

Sogleich flogen des Zaren Diener von dannen, um den Iwan zu holen, aber vor lauter Eifer stießen sie aneinander und streckten ihre Glieder aus auf den Boden. Der Zar schlug eine Lache auf, daß er schier borst, und die Dienerschaft, als sie sah, daß dies dem Zaren gefiele, wiederholte ihm zu Gefallen die Scene.

Endlich gelangten sie dennoch in den Marstall, zu welchem sie die Thüre mit Gewalt aufbrechen mußten, denn Iwan schlief noch fest. Da begannen sie ihn von allen Seiten zu zerren und zu stoßen, um ihn zu wecken. »Was ist das für ein Gesinde?« rief Iwan aufstehend, »soll ich die Peitsche auf euch nehmen?« Aber die Diener des Zaren antworteten: »Der Zar selbst geruhte anzuordnen, daß wir Dich vor ihn führen.« — »Gleich, nur muß ich mich erst ankleiden,« sagte Iwan zu den Boten, zog seinen Kaftan an, nahm den Gürtel um, hing die Knute an einen Nagel und begab sich zu Hofe.

Vor den Zaren angekommen verbeugte er sich tief. Der Zar blinzelte mit dem linken Auge und fuhr ihn zornig an: »Wie hast Du es wagen dürfen, Du Mißgeschöpf, ohne meine Erlaubniß eine Feder vom Feuervogel zu verbergen? Rechtfertige Dich.« — »Sey barmherzig, o Vater,« sprach Iwan, »ich bekenne meine Schuld.« — »Ich verzeihe Dir Deine große Schuld,« sagte der Zar, »aber nur unter der Bedingung, daß Du in mein zarisches Gemach den Feuervogel selbst lieferst. Drei Wochen laß ich Dir Zeit, führst Du es nicht aus in dieser Frist, so laß Dich nicht lebend vor mir sehn, denn bei meinem Barte schwör ich es, dann sollst Du an den Pfahl. Jetzt packe Dich.«

Iwan brach in Thränen aus und ging auf den Heuboden, wo Höckerpferdchen lag. Als es ihn so traurig sah, fragte es ihn, was ihm fehle. Da fiel ihm Iwan um den Hals, umarmte und küßte es. »Wehe mir, mein goldenes Pferdlein,« sprach er, »der Zar befiehlt mir, ihm den Feuervogel zu bringen. Was soll ich nun anfangen?« Und Höckerpferdchen antwortete: »Ich läugne nicht, daß dies viele Schwierigkeiten hat, aber ich will Dir nach Möglichkeit zu helfen trachten. Übrigens bist Du selbst Schuld daran, da Du meinem Rathe nicht folgtest und die Feder des Feuervogels aufhobst. Gehe jetzt zum Zaren und sage ihm: »Zar, ich muß zwei Tröge goldener Hirse und überseeischen Weines haben. Morgen wollen wir uns sodann auf den Weg machen.«

Iwan geht zum Zaren und spricht: »Ich muß haben zwei Tröge goldener Hirse und überseeischen Weines.« Der Zar befiehlt und seine Diener bringen das Verlangte; sodann entläßt er Iwan in Gnaden und wünscht ihm eine glückliche Reise.

Früh den Tag darauf weckt Höckerpferdchen den Iwan. Iwan stand auf, kleidete sich warm, nahm die Tröge mit Hirse und überseeischem Wein, für sich ein Laib Brod, bestieg Höckerpferdchen und trat seine orientalische Reise nach dem Feuervogel an.

Sie reisen eine ganze Woche, am achten Tage endlich gelangen sie in einen dichten Wald. Da sprach Höckerpferdchen zu Iwan: »Bald kommen wir auf eine Ebene, in deren Mitte sich ein Berg von gediegenem Silber erhebt, dorthin kommen die Feuervögel, um aus der frischen Wasserquelle zu trinken, und dort wollen wir ihnen aufpassen.« Sie kamen auf die Ebene und Höckerpferdchen stieg bergauf eine Werst, zwei Werste, dann hielt es an und sprach: »Iwan, Du mußt die Nacht abwarten, um den Feuervögeln aufpassen zu können. Rühre den Wein zusammen mit der Hirse und fülle damit den einen Trog, damit Du aber verborgen bleibest, krieche unter den andern. So harre ruhig und stille. Die Feuervögel werden mit großem Glanze kommen, die Hirse picken und schreien. Du aber fange den nächsten, halte ihn fest und rufe mich aus allen Kräften ich werde sogleich bei Dir seyn.« — »Aber wenn ich mir die Hände verbrenne?« sprach Iwan. »So nimm Handschuhe, Du Dummkopf,« antwortete Höckerpferdchen und verschwand.

Iwan schüttete den Wein zur Hirse und rührte Beides um im Troge, selbst aber legte er sich unter den andern Trog und lag wie todt. Als es Nacht geworwar, übergoß sich der Berg mit Licht, als ob es tagen wollte, die Feuervögel fliegen herbei, laufen herum, schreien und picken die Hirse mit dem Weine. Iwan schaut ihnen zu unter dem Troge und wundert sich: »Da ist ihrer ja eine ganze Menge gekommen, es mögen ihrer wohl fünfmal zehn seyn. Sie sind erschrecklich schön, haben so hübsche Beine und was für einen Schweif! einen solchen haben nicht einmal unsere Hähne. Und was für ein Licht verbreiten sie! als ob man im zarischen Ofen wäre.« Hierauf kroch er hervor unter seinem Troge, fing den nächsten Feuervogel beim Schweife und begann aus vollem Halse zu schreien: »Holla, mein Höckerpferdchen, spute Dich, ich halte einen Feuervogel beim Schweife.« Und sogleich war Höckerpferdchen da und sprach zu Iwan: »Du hast es gut gemacht, stecke ihn in einen Sack und binde ihn fest zu.« Iwan that wie ihm geheißen, und so traten sie den Rückweg an.

Zu Hause angelangt fragte der Zar Iwan: »Bringst Du mir den Feuervogel?« Iwan spricht: »In Deiner Schlafkammer, o Zar, will ich Dir ihn zeigen, aber laß früher alle Fensterläden zumachen, damit kein Licht in's Gemach dringe.« Sogleich eilten Diener von dannen und verschloßen die Fensterläden. Da riß Iwan den Sack auf, und ein niegesehenes Licht ging aus vom Feuervogel, so daß der Zar selbst ein Geschrei erhob: »Feuer, Feuer! löscht!« Iwan aber sprach lächelnd: »Ei, Ei, das ist ja kein Feuer, das ist Licht vom Feuervogel; ich brachte Dir, Herr, eine große Seltenheit.« Und der Zar sprach darauf: »In der That, Wanjuscho, Du hast meine Seele erfreut, für das Vergnügen, was Du mir bereitet, sey von heute an mein Stallmeister.«

Dies hörte Spalnik, der oberste Stallmeister, entbrannte in Neid und sprach zu sich: »Warte Du Glattkinn, diesmal hast Du's zwar getroffen, aber ein anderesmal wirst Du mir doch nicht entgehn.«

Drei Wochen darauf saßen eines Abends in des Zaren Küche die Köche, Küchenjungen und anderes Hofgesinde beisammen, tranken wacker und lasen im Jeruslan.* Einer von ihnen erzählte, wie er heute ein sehr schönes Buch von seinem Nachbar bekommen hätte, nicht groß zwar, aber fünf Erzählungen darin, und was für Erzählungen, das Herz im Leibe lache einem dabei. Da begannen Alle durcheinander zu schreien: »O erzähle, erzähle uns, Lieber!« — »Welche wollt ihr also von den fünfen? Die erste handelt vom Fürsten Babyl, die zweite vom Biber, die dritte vom Zaren, die vierte von der orientalischen Bojarin, und die fünfte — auf der Zunge schwebt mir's — wartet nur, bis ich mich erinnere — richtig, die fünfte handelt von der Himmelsjungfrau.« — »Erzähle uns von der Himmelsjungfrau!« riefen Alle, »von Zaren hörten wir schon oft und genug, von Mädchen aber viel weniger, und das hört sich auch lustiger an.« Und der Diener setzte sich nieder und erzählte:

»Liebe Leutchen, in fernen deutschen Gegenden gibt es einen Ocean, dort schiffen nur Heiden, von rechtgläubigen Menschen war noch niemand dort, weder ein Hofbedienter noch andere Leute. Bei diesen Heiden nun geht die Sage, daß auf jenem Meere ein Mädchen lebe, aber kein gewöhnliches, sondern die Tochter des Mondes selbst, und die Sonne sey ihr ältester Bruder. Dieses Mädchen, liebe Leutchen, fahre, so sagt man, in rothem Pelze auf einem goldenen Kahne herum, welchen es mit einem silbernen Ruder regiert; dabei singt sie verschiedene Lieder und spielt auf einer Harfe. . . .«

Bei diesen Worten erhob sich Spalnik, der ebenfalls zugegen war, und eilte, was er konnte, zum Zaren. Sich vor ihm bis zur Erde neigend hub er also an: »Ich komme zu Dir, Zar, mit pflichtschuldigem Haupte; strafe mich nicht, sondern erlaube mir zu reden.« — »Rede, aber nur Wahrheit, und gib Acht, daß Du nicht lügest,« rief der Zar. Und der verschmitzte Spalnik erzählte: »Heute waren wir in der Küche und tranken auf Dein Wohl, und einer der Hofbedienten unterhielt uns mit Erzählungen. In einer von ihnen geschieht Erwähnung von der wunderschönen Himmelsjungfrau, und Dein Stallmeister Iwan schwor bei seinem Barte, er kenne den Vogel — so nannte er die Himmelsjungfrau — und es wäre ihm ein Leichtes, sich ihrer zu bemächtigen.« Hier verneigte sich Spalnik abermals bis zur Erde.

»He! holt mir den Iwan,« rief der Zar seinen Hofbedienten zu, welche ihn sogleich aufsuchten und schlaftrunken vor den Zar brachten. Dieser sprach zu ihm also: »Höre, Wanjuscho, mir ist hinterbracht worden, Du hättest damit geprahlt, es wäre Dir ein Leichtes, uns einen andern Vogel zu verschaffen, nämlich die Himmelsjungfrau. Darum mache, daß Du in drei Wochen das Mädchen in unser Zarengemach bringst; falls es nicht geschieht, schwöre ich bei meinem Barte, daß ich Dich nicht am Leben lasse, sondern der Pfahl Dein Loos ist. Und jetzt packe Dich von dannen.«

Iwan brach in Thränen aus und ging auf den Heuboden, wo Höckerpferdchen lag. »Iwanuschku, warum bist Du traurig und hängst den Kopf?« sprach dieses zu ihm, sich an seine Füsse schmiegend. Da fiel ihm Iwan um den Hals, umarmte und küßte es. »Wehe mir.« rief er; »der Zar befiehlt mir — denke Dir nur — ihm die Himmelsjungfrau in sein Gemach zu bringen. Was soll ich beginnen, Höckerpferdchen?« Und Höckerpferdchen sprach zu ihm: »Ich gestehe, daß dies ein schweres Stück Arbeit ist, aber ich werde auch diesmal trachten Dir zu helfen. Geh unverweilt zum Zaren und sage ihm: Ich brauche zwei Teppiche, ein goldgesticktes Zelt und einen zur Mahlzeit angerichteten Tisch; die Speisen und Getränke müssen überseeisch seyn, auch darf es an kühlenden Delikatessen nicht fehlen.« Und Iwan geht zum Zaren und spricht: »Mächtiger Zar, ich brauche zwei Teppiche, ein goldgesticktes Zelt, und einen zur Mahlzeit angerichteten Tisch; die Speisen und Getränke müssen überseeisch seyn, auch darf es nicht fehlen an Delikatessen zum Abkühlen.« Der Zar befiehlt und seine Hofbedienten bringen das Verlangte; sodann entläßt er Iwan in Gnaden und wünscht ihm eine glückliche Reise.

Zeitlich früh den Tag darauf weckt Höckerpferdchen den Iwan. Iwan steht auf, nimmt die Teppiche, das Zelt und den angerichteten Tisch, steckt Alles in einen Sack und verbindet diesen fest; dann zieht er warme Kleider an, nimmt ein Laib Brot mit sich, besteigt Höckerpferdchen und tritt seine Reise an.

Sie reisen eine ganze Woche, endlich am achten Tage kommen sie in einen dichten Wald. Da sprach Höckerpferdchen zu Iwan: »Hinter dem Walde breitet sich der Ocean aus, auf welchem die Himmelsjungfrau lebt, welche nur zweimal des Jahres an's Ufer kömmt. Gerade jetzt ist die Zeit gekommen. Stelle also das Zelt auf am Ufer, breite darin den einen Teppich aus und stelle den Tisch sammt den Speisen darauf, unter den andern Teppich aber verbirg Dich. Es wird ein Kahn auf dem Wasser plätschern, die Himmelsjungfrau wird kommen und das Ufer besteigen. Laß sie eintreten in das Zelt, damit sie esse und trinke; sobald sie aber anfängt die Harfe zu spielen, stehe auf und eile in's Zelt, ergreife und halte sie fest und rufe mich. Ich werde sogleich bei Dir seyn, und dann begeben wir uns auf den Heimweg. Aber hüte Dich, daß Du Dich nicht

* Jeruslan ist ein fabelhafter russischer Held, so wie Bruncwik (Prunslik) bei den Czechen.

einschläfern lassest durch ihr Spiel; wenn Du einschläfst, so hast Du am längsten gelebt.«

Sie kamen aus dem Walde und erblickten vor sich das Meer. Höckerpferdchen verschwand und Iwan that wie ihm geheißen und legte sich unter den Teppich. Es ist ein heller Tag, da plätschert es näher und näher, es kömmt die Himmelsjungfrau, sie steigt an's Ufer und betritt das Zelt. Iwan steckt den Kopf heraus unter dem Teppich, um sie zu erblicken, und spricht zu sich selber: »Das ist sie, die Himmelsjungfrau! Aber wie es in den Erzählungen heißt, sie sey wunderschön, das finde ich nicht; wohl hat sie roth und weiße Backen, ist aber nicht im geringsten beleibt, so dünn, daß man sie entzweibrechen könnte. Aber ein Füßchen hat sie, wie ein Huhn. Mag sich in sie verlieben wer Lust hat, ich mag sie nicht.« Da begann die Himmelsjungfrau zu spielen und so lieblich zu singen, daß Iwan, ohne zu wissen wie ihm geschah, das Haupt auf die Erde legte und in ruhigen Schlummer versank bei diesen wunderlieben Tönen.

Unterdessen sank die Sonne unter und auf einmal wieherte Höckerpferdchen neben Iwan und stieß ihn mit dem Hufe, worauf es im Zorne also zu sprechen begann: »Was hast Du gemacht, Du verschlafener Dummkopf? jetzt wirst Du ohneweiters gespießt.« Da brach Iwan in Thränen aus und bat schluchzend Höckerpferdchen, es möge ihn retten: »Verzeihe diesmal dem Iwan, er wird nicht wieder schlafen.« — »Noch ist nicht Alles verloren,« sprach Höckerpferdchen, »aber Du mußt vorsichtiger seyn. Morgen um die Mittagsstunde wird abermals die Himmelsjungfrau kommen und in das Zelt eintreten um Meth zu trinken. Verschläfst Du abermals, so siehst Du mich nicht mehr.« Bei diesen Worten verschwand Höckerpferdchen.

Nächsten Mittags legte sich Iwan in seinen Hinterhalt und die Himmelsjungfrau kam in ihrem goldenen Kahne, stieg an's Ufer und begab sich in's Zelt. Und abermals begann sie zu spielen und so lieblich zu singen, daß Iwan wieder schläfrig wurde, aber er ermannte sich und sprach: »Warte, diesmal sollst Du mir nicht entgehn.« Und er lief in das Zelt und faßte die Himmelsjungfrau bei den Haaren, wobei er aus vollem Halse schrie: »Hieher, mein Pferdchen, hieher und hilf mir!« Sogleich war Höckerpferdchen hier: »Diesmal hast Du's vortrefflich gemacht. Sitz auf und halte Dich fest.« Iwan that, wie ihm geheißen, und so traten sie den Heimweg an.

Als sie in die Nähe der Residenz gelangten, kam der Zar der Himmelsjungfrau entgegen, nahm sie bei den weißen Händen und führte sie in den Palast. Dort setzt er sie unter einen seidenen Baldachin, sieht ihr zärtlich in die Augen und spricht zu ihr süße Worte: »Fürtrefflichste Maid! entschließe Dich Zarin zu werden. Kaum daß ich Dich erblickt, entbrannte ich für Dich in mächtiger Glut; Deine Falkenaugen verfolgen mich in dunkler Nacht und am lichten Tage. Sprich zu mir nur ein zärtliches Wort! Alles ist bereit zur Hochzeit, morgen ist mein Namenstag und wir lassen uns trauen; küße mich, meine Theuere.«

Aber die Himmelsjungfrau antwortet nicht und wendet sich ab vom Zaren. Dieser aber wurde nicht böse darüber, sondern nur noch mehr verliebt; er fiel vor ihr auf die Knien, küßte zärtlich ihre Hände und begann von neuem zu schwatzen: »Nur ein zärtliches Wort sprich zu mir! Womit habe ich Dich beleidigt? vielleicht dadurch, daß ich mich in Dich verliebte? Antworte, Holde.« Da sprach zu ihm die Himmelsjungfrau: »Wenn Du mich liebst, so verschaffe mir binnen drei Tagen meinen Ring, der im Meere ist.«

»Holla! holt mir den Iwan,« befiehlt der Zar. Iwan erscheint, und der Zar spricht zu ihm folgendes: »Iwan, Du mußt auf den Ocean und mir den Ring der Himmelsjungfrau bringen binnen drei Tagen; wenn Du es durchführst, wird dein Lohn groß seyn und ich mache Dich zum Bojaren.« Iwan aber antwortet: »Noch habe ich mich von der frühern Reise nicht erholt, und schon wieder soll ich auf den Ocean!« — »Was Kerl? Du sträubst Dich? denke daran, daß ich heiraten will!« schrie der Zar und stampfte mit den Füßen. »Keine Widerrede, mach Dich auf den Weg.« Da wollte Iwan gehn, aber die Himmelsjungfrau sprach zu ihm: »Warte noch, Bote. Geh auch eine Reverenz machen in mein smaragdenes Gemach und sage meinem Vater, warum er sich mir schon durch drei Nächte nicht gezeigt hat und wo sich mein lieber Bruder verberge. Vergiß nicht darauf!« — »Ich werde nicht vergessen, nur muß ich wissen, wer Dein Vater und Dein Bruder sind.« — »Der Mond ist mein Vater und die Sonne mein Bruder.« — »Und jetzt packe Dich und thue deine Schuldigkeit,« sprach der hohe Bräutigam. Iwan verließ den Zar betrübt und begab sich auf den Heuboden, wo Höckerpferdchen lag.

»Warum bist Du so traurig, Iwanuschku, und hängst den Kopf?« — »Hilf mir, Höckerpferdchen. Denke Dir, der Zar hat sich in den Kopf gesetzt, die dünne Himmelsjungfrau zu heiraten und schickt mich abermals nach dem Ocean, damit ich binnen drei Tagen ihren Ring bringe, und die magere Himmelstochter trug mir noch dazu einen Gruß auf an ihren Vater, den Mond, und ihren Bruder, die Sonne.« — »Das wird ein tüchtiges Stück Arbeit seyn,« sprach Höckerpferdchen, »jetzt aber lege Dich zu Bette und morgen mit dem Frühesten wollen wir aufbrechen.«

Tags darauf nahm Iwan ein Stück Brot und zwei Zwiebeln zu sich, kleidete sich warm, bestieg Höckerpferdchen und trat seine Reise an. — Aber lasset mich ausschnaufen, ehe ich fortfahre.

3.

Iwan reist nach dem Ocean um den Ring. Höckerpferdchen fliegt mit Windesschnelle und legt mit dem ersten Tage tausend Werste zurück. Als sie sich dem Meere näherten, sprach Höckerpferdchen zu Iwan: »Gib Acht, Iwanuschku, auf das, was ich Dir sage. An der Küste wirst Du einen Wallfisch liegen sehen, der büßt schon zehn Jahre und weiß nicht, wie er Verzeihung erlangen soll. Er wird Dich bitten, ihm Verzeihung zu erwirken im Sonnenpalaste, versprich es ihm und vergiß nicht darauf.«

Sie kamen zum Ocean, da lag der Quere nach ein seltsamer Wallfisch. Seine ganze Seite war ausgewühlt und Pfähle zwischen den Rippen eingetrieben, am Schweife wogte ein dichter Wald, auf seinem Rücken lag ein

Dorf, um den Rachen herum pflügten Ackersleute, zwischen den Augen spielten Kinder und in seinem Barte suchten Mädchen Pilze. Höckerpferdchen galoppirt über den Wallfisch, schlägt sein Gebein mit den Hufen, und der seltsame Wallfisch spricht, indem er den Rachen weit öffnet und tief Athem holt: »Wo kommt ihr her, liebe Herren, und wohin wollt ihr?« — »Wir sind Boten des Zaren und reisen geradezu in den goldenen Sonnenpalast.« — »Wolltet ihr, werthe Herren, nicht erfragen, wie lange ich noch in Ungnade verharren soll, und was ich zu thun habe, um Vergebung zu erlangen?« — »Gerne, gerne wollen wir das, lieber Wallfisch«, sprach Iwan. — »Erbarmt euch meiner, ihr seht, wie ich Armer hier leide,« wiederholt noch einmal der Wallfisch und holt tief Athem. Unterdessen fliegt Höckerpferdchen dahin längs der Küste, und der Sand stäubt unter ihm nach allen Seiten.

Welchen Weg sie nahmen und wie lange die Reise dauerte, weiß ich nicht, aber auf irgend eine Art kamen sie dennoch in den Himmel, und Iwan, die Hand in die Seite gestemmt, und die Mütze auf dem Ohre, reitet einher wie ein Bojar. Inmitten von lazurnen Fluren spricht Iwan zu Höckerpferdchen: »Wie seltsam und wunderschön ist Alles hier, es paßt nicht einmal unter meine Sohle. Bei uns ist die Erde schwarz und kothig, aber hier ist der Boden rein und hell. Sieh nur, Höckerpferdchen, dort gegen Osten glänzt etwas wie faules Holz, ist das etwa eine Bauernhütte?« — »Dies ist das Gemach der Himmelsjungfrau, unserer zukünftigen Zarin,« antwortet Höckerpferdchen, »in der Nacht schläft dort die Sonne, und sobald es Tag wird, kommt der Mond dahin.«

Sie kommen zum Thore: hundert Säulen auf jeder Seite, alle blau, die Knäufe golden und auf jedem Knaufe drei Sterne. Um den Palast herum sind Gärten, dort leben in vergoldeten Käfigen und auf silbernen Stangen Paradiesvögel und singen Zarenlieder.

Höckerpferdchen schreitet in den Hof, Iwan steigt ab und begibt sich in das Gemach des Mondes, zu welchem er also spricht: »Gott zum Gruß, Herr Mond, ich bin Iwan Petrowitsch, komme aus fernen Gegenden und bringe Dir einen Gruß.« — »Setze Dich, Iwan Petrowitsch,« sagte der Mond, »und erzähle mir, was Dich herbringt in unsere hellen Gegenden, wo Du her bist und auf welche Weise Du her gelangtest.« — »Mein Vaterland ist die Erde und ich bin aus einem christlichen Lande, ich kam über den Ocean auf Geheiß der Himmelsjungfrau, unserer zukünftigen Zarin, und soll Dich fragen, warum Du Dein Antlitz durch drei Nächte nicht zeigtest, und wo sich die Sonne berge durch drei Tage.« — »Dich schickt die Himmelsjungfrau?« rief der Mond, »sage, wo ist sie und wer entführte sie?« — »Ich entführte sie, ich, des Zaren Stallmeister; denn der Zar gebot mir, sie ihm zu bringen in seinen Palast binnen drei Wochen, und wenn ich das nicht vollbrächte, so sollte ich gespießt werden.« Der Mond weinte vor Freuden, umarmte und küßte den Iwan und sprach: »Ach Iwanuschku, nimm Alles was Du willst für diese Nachricht, denn wir hatten großes Leid, daß wir die Himmelstochter verloren, es war über alle Beschreibung. Dies war die Ursache, daß ich mich durch drei Nächte nicht zeigte, und so auch zeigt sich mein Sohn seiner Schwester schon den vierten Tag nicht. Ob sie denn wohl ist, meine liebe Tochter? trauert sie nicht um uns?« — »Wohlauf ist sie, aber traurig, denn mit aller Gewalt will Sie der Zar zur Gemalin.« — »Was?« rief der Mond, »der Nichtswürdige will als sechzigjähriger Greis ein junges Mädchen heiraten? das muß ich verhindern, sie darf den Zaren nicht nehmen.« Da gedachte Iwan auch des Wallfisches und sprach zum Monde: »Bald hätte ich vergessen, daß ich Dir noch die Bitte eines Wallfisches vorzutragen habe, welcher schon zehn Jahre an der Seeküste liegt und schmerzlich leidet. Er bat mich, Dich zu fragen, wie lange noch seine Buße dauern soll und wodurch er Erlösung finden könnte.« Und der helle Mond antwortete: »Deßhalb büßt er, weil er ohne Gottes Geheiß mitten im Meere dreißig Schiffe verschlang. Wenn er sie frei läßt, will ich seine Ungnade beheben.« Iwan verneigte sich nach seiner Art, bestieg Höckerpferdchen und machte sich auf den Heimweg.

Tags darauf war Iwan schon wieder am Ocean. Höckerpferdchen galoppirt über den Wallfisch und schlägt sein Gebein mit den Hufen. Und der seltsame Wallfisch spricht seufzend: »Lieber Herr, waret Ihr im Himmel? habt Ihr meine Erlösung erwirkt?« Da ruft Höckerpferdchen: »Warte ein wenig, lieber Wallfisch,« läuft in das Dorf und sammelt die Bewohner um sich, zu welchen es die Worte spricht: »Hört mich, ihr rechtgläubigen Christen, wer von euch dem Meere nicht zum Opfer werden will, der begebe sich augenblicklich von dannen; denn es wird ein großes Wunder geschehen und der Wallfisch sich bewegen.« Da jammerten alle rechtgläubigen Dorfbewohner, gingen in ihre Häuser, rafften zusammen was sie hatten und verließen den Wallfisch; ehe es finster wurde, blieb auf ihm keine lebendige Seele. Da stellt sich Höckerpferdchen auf des Wallfisches Schweif und ruft aus vollem Halse: »Höre, Wallfisch, die Ursache Deiner Strafe ist die, daß Du ohne Gottes Geheiß mitten im Meere dreißig Schiffe verschlungen hast. Wenn Du sie frei läßt, soll die Ungnade von Dir behoben werden.«

Da erinnerte sich dessen der Wallfisch, begann das Meer aufzuwühlen und entließ aus seinem Schlunde ein Schiff nach dem andern sammt Masten und Segeln. Und es entstand ein so großer Lärm, daß der Meerzar erwachte, auf den Schiffen schoßen sie aus Pöllern und bliesen geschmiedete Trompeten; die weißen Segel schwollen auf und die Flaggen auf den Masten entfalteten sich, und auf dem vordersten Schiffe sang der Pop auf dem Verdecke die Messe mit Assistenz, und alle Seeleute sangen erfreut die Responsen.

Das Meer wurde still und die Schiffe verschwanden. Der seltsame Wallfisch aber ruft mit Donnerstimme, indem er den breiten Rachen weit öffnet und lustig die Fluthen theilt: »Womit soll ich Deinen Dienst vergelten, was für eine Belohnung soll ich Dir geben? Willst Du bunte Muscheln, oder Goldfische, oder Perlen so groß wie Erbsen? dies Alles will ich Dir geben.« Da antwortet Iwan nach Höckerpferdchens Eingebung: »Um Alles dies flehe ich nicht, aber den Ring der Himmelsjungfrau, unserer zukünftigen Zarin, hätte ich gern.« — »Gut,« spricht der Wallfisch, »ich verschaffe Dir den Ring der Himmelstochter.« Und untertauchend

auf den Meeresgrund versammelt er das sämmtliche Fischvolk und redet es an mit Donnerstimme: »Verschafft mir den Ring der Himmelsjungfrau, welcher in einem Kästchen am Grunde des Meeres verborgen ist. Wer mir ihn bringt, erhält ein Amt zur Belohnung; aber zittert, wenn ihr meinem Befehle nicht nachkommt!« Und die Fische verneigten sich und schwammen auseinander.

In einigen Stunden kamen zwei weiße Störe zum Wallfisch und sprachen demüthig folgendermaßen: »Großer Zar! zürne uns nicht, wir haben auf Dein Geheiß das ganze Meer durchsucht, aber keinen Ring gefunden. Der einzige Kaulbarsch ist vielleicht im Stande, Deinen Befehl zu erfüllen, denn er streift herum im ganzen Meere und dürfte Kenntniß haben von dem Ringe. Aber wir wissen nicht, wo er sich jetzt aufhält, der Vagabund und Raufer.« — »Den Augenblick sucht ihn auf und bringt ihn zu mir,« rief der Wallfisch zornig und sträubte den Bart. Die Störe verneigten sich und begaben sich zum Bezirksgericht, um einen Ukas zu erwirken, damit man Büttel ausschicke um den Kaulbarsch. Sogleich schrieb der Brachsen den Ukas und der Wels unterschrieb ihn, der schwarze Krebs aber drückte das Siegel bei. Dann schickte man um zwei Delphine, gab ihnen den Ukas und befahl ihnen, im Namen des Zaren die ganze See zu durchsuchen, und wo immer sie den Kaulbarsch, den Vagabunden und Raufer, fänden, ihn vor den Zar zu führen. Die Delphine verneigten sich und gingen den Kaulbarsch zu suchen.

Eine ganze Stunde suchen sie in den Meeren, eine ganze Stunde in den Flüssen, alle Seen durchschwammen sie und nirgend konnten sie den Kaulbarsch finden; da kehrten sie zurück, beinahe weinend vor Kummer.

Auf einmal hörten sie unweit auf einem Teiche einen fürchterlichen Lärm, sie tauchten auf den Boden und erblickten den lieben Kaulbarsch raufend mit einer Karausche. »Stille!« riefen sie, »daß euch der Teufel hole; da raufen sie wie zwei Hähne.« — »Was wollt ihr hier?« fragte keck der Kaulbarsch, »ich verstehe keinen Spaß.« — »Ei Du ewiger Herumstreicher und Raufer, immer möchtest Du dich nur herumtreiben und Lärm machen und nie nach Hause kommen; hier sieh des Zaren Ukas.« Und sogleich packten sie ihn bei den Stacheln und führten ihn mit sich. Der Kaulbarsch wehrt sich und bittet, man möge ihn doch ausschnaufen lassen, aber die Delphine zogen den sich Sträubenden bei den Stacheln und sprachen nichts, bis sie ihn vor den Zaren gebracht hatten. »Wo bist Du so lange geblieben, Du Taugenichts? wo hast Du herumgeschwärmt?« fährt ihn der Wallfisch an. Da fiel der Kaulbarsch auf seine Kniee, und seine Schuld bekennend bat er demüthig um Verzeihung. »Ich vergebe Dir,« sprach der Wallfisch, »aber für deinen Fehltritt mußt Du vollziehen, was ich Dir befehle.« — »Alles will ich vollziehen, mächtiger Zar,« stöhnt reumüthig der Kaulbarsch. »Du treibst Dich herum in allen Meeren,« sprach der Wallfisch weiter, »also wirst Du auch Kenntniß haben von dem Ringe der Himmelsjungfrau.« — »Wie sollte ich nicht, sogleich kann ich ihn verschaffen.« — »Beeile Dich und bringe ihn her.«

Der Kaulbarsch verneigte sich vor dem Zaren und tauchte in den schwarzen Meeresabgrund. Dort wühlte er den Sand auf und entblößte eine rothe Kiste, wohl hundert Pud schwer. »Das wird keine leichte Arbeit geben,« dachte der Kaulbarsch bei sich und rief die Häringe aus allen Meeren herbei. Die Häringe versammelten sich und zogen aus allen Kräften an der Kiste, sie mühten sich ab, konnten aber nichts herausziehen. Da rief der Kaulbarsch zehn Störe herbei. Diese kamen und zogen die Kiste mit dem Ringe heraus. »Bringt sie dem Zaren, Brüder,« sprach der Kaulbarsch, ich selbst habe nicht Zeit mit euch zu gehen,« und geraden Wegs kehrte er zurück in den Teich, aus welchem ihn die Delphine herausgezogen hatten, um seinen Streit auszufewten mit der Karausche, welche ihn schwer beleidigt hatte. Wir aber kehren zu Iwan zurück.

Die See ist ruhig. Am Strande sitzt Iwan, den Wallfisch aus dem Ocean erwartend und sich abzehrend vor Gram; neben ihm schläft Höckerpferdchen. Der Tag neigte sich, die Sonne ging bereits unter, nur die Abendröthe flammte noch im stillen Scheine, und noch kam der Wallfisch nicht. »Ei so möge ihn irgend ein Seeungeheuer verschlingen,« sprach Iwan zu sich, »er versprach mir bis zum Abend den Ring der Himmelsjungfrau zu bringen, und läßt sich nicht seh'n, obschon die Sonne hinter die Berge gesunken ist.« Da brauste die See auf und heeauf kam der Wallfisch und speach zu Iwan: »Für die Wohlthat, die Du mir erwiesen, erfüllte ich dein Verlangen.« Bei diesen Worten warf er die Kiste mit solcher Gewalt auf den Sand, daß der Strand erzitterte. »Falls Du mich noch je brauchen solltest,« fuhr er fort, »wende Dich nur an mich, nie werde ich Deine Wohlthat veegessen. Auf Wiedersehen.« Bei diesen Worten tauchte er in die Tiefe.

Das treue Höckerpferdchen erwachte und stand auf, dann schüttelte es sich, sah auf Iwan und machte vier Luftsprünge »Ei, Herr Wallfisch,« sprach es, »Du hast Dein Wort treulich gelöst. Lebe wohl. Und nun Iwan, spute Dich und setze Dich auf meinen Rücken mit der Kiste; morgen geht die festgesetzte Frist zu Ende und der Alte vergeht beinahe vor Sehnsucht.« Hierauf erwiedert Iwan: »Gerne möchte ich die Kiste heben, aber ich bin zu schwach dazu, sie ist ungeheuer schwer.« Höckerpferdchen gibt keine Antwort sondern packt die Kiste wie ein leichtes Steinchen und wirft sie auf seinen Nacken. »Jetzt hurtig aufgesessen, Iwan, morgen früh kommen wir bei Hofe an.«

Zeitlich früh den andern Tag sind sie in der Stadt. Der Zar kömmt ihnen entgegen und fragt Iwan, ob er den Ring bringe. »In dieser Kiste bringe ich ihn,« antwortet Iwan, »aber er ist teufelsmäßig schwer, Du mußt ein ganzes Regiment Soldaten herbeirufen, um ihn fortzutragen.« Da ließ der Zar ein ganzes Regiment kommen und befahl die Kiste fortzutragen in seinen Palast. Er selbst aber begab sich zur Himmelsjungfrau und sprach zu ihr mit süßem Lächeln: »Ich habe Dir Deinen Ring verschafft, meine Liebe, und so mein Wort gelöst; morgen früh wollen wir also unsere Hochzeit feiern.« Die Himmelsjungfrau aber entgegnet: »Wohl glaube ich das, aber dennoch können wie keine Hochzeit feiern.« — »Warum nicht, mein Engel? Ich liebe Dich von ganzer Seele und muß Dich heiraten. Wenn Du Dich sträuben würdest, so müßte ich vergehn vor Herzeleid. Erbarme Dich meiner, meine Königin.« Da er-



EIN BULGARISCHES DORF.

wiedert die Himmelsjungfrau: »Wirf nur einen Blick auf Dich und Dein graues Haar, und ich zähle erst fünfzehn Jahre. Wie können wir Zwei Hochzeit halten? Alle Zaren der ganzen Welt würden uns auslachen.« Da rief der Zar im Zorne: »Sie mögen lachen, dafür will ich ihre Reiche verheeren und ihr Geschlecht ausrotten.« — »Und wenn sie auch nicht lachen würden, so können wir dennoch nie ein Paar werden; denn im Winter blühen keine Blumen; ich bin schön, und Du, womit kannst Du Dich rühmen?« — »Ich bin tapfer und kriegerisch, obgleich ich alt bin. Wenn ich mich herausputze, so werde ich gleich wie ein stattlicher Jüngling aussehen. Was gibt's da für Schwierigkeiten?« — »Die Schwierigkeit,« entgegnet die Himmelsjungfrau, »daß ich keinen solchen häßlichen, grauköpfigen und zahnlosen Alten mag.« Der Zar kratzte sich am Kopfe und antwortete mürrisch: »Was soll ich denn thun, meine Königin? Meine einzige Sehnsucht ist Heirat, und Du antwortest immer, daß Du mich nicht magst.« — »Werde jung, dann werde ich Dich sicher heiraten.« — »Aber bedenke, meine Königin, daß es mir nicht möglich ist, mich zu verändern; nur Gott kann ein Wunder wirken.« Da antwortete die Himmelsjungfrau: »Ich will Dir ein Mittel sagen, wie Du Dich verjüngen kannst. Sammle morgen früh Deine Hofbedienten auf dem großen Hofe und laß dort drei große Kessel auf Dreifüße stellen. Der eine sey gefüllt mit kaltem Flußwasser, der andere mit siedendem Wasser, und der dritte mit brühheißer Milch. Willst Du heiraten und schön werden, so mußt Du Dich abbrühen in der heißen Milch, und sodann abwaschen im siedenden und kalten Wasser. Hierauf wirst Du zu einem schönen Jüngling.«

Der Zar antwortete kein Wort, ließ aber seinen Stallmeister rufen. »Soll ich denn schon wieder auf den Ocean?« frägt Iwan. — »Keineswegs, Iwanuschku, aber morgen will ich auf dem großen Hofe des Palastes drei Kessel aufstellen, einen mit kaltem Flußwasser, den andern mit siedendem Wasser, und den dritten mit brühheißer Milch. Du aber sollst Dich baden in den drei Kesseln, in der Milch und im siedenden und kalten Wasser.« Hierauf Iwan: »Das fehlte noch; in dem kalten Wasser ginge es wohl noch an, aber mit dem siedenden Wasser und der brühheißen Milch wird's schwer gehen.« Da wurde der Zar böse, schüttelte den Bart und sprach: »Was, Du weigerst Dich? Gut denn, wenn Du meinen Befehl nicht vollziehst, so laß ich Dich auf die Folter legen, da wird man Dich brennen und in kleine Stücke reißen. Jetzt packe Dich.« Iwan brach in Thränen aus und begab sich auf den Heuboden, wo Höckerpferdchen lag.

»Warum bist Du traurig,« sprach Höckerpferdchen, »und hängst den Kopf?« — »Wehe mir, liebes Höckerpferdchen,« antwortete Iwan, »der Zar befahl mir, mich morgen in drei Kesseln zu baden, in brühheißer Milch und zweierlei Wasser, einem siedenden und einem kalten.« — »Das ist eine schlimme Sache,« entgegnet Höckerpferdchen, »hier ist meine ganze Hilfe nöthig. Weißt Du was, wenn morgen auf dem Hofe Alles bereit seyn wird, bitte den Zar um Erlaubniß, von mir Abschied zu nehmen. Der Zar wird einwilligen. Da werde ich mit dem Schweife schlagen, den Mund im Wasser benetzen und Dich zweimal anspritzen. Sodann kannst Du Dich keck zuerst in die brühheiße Milch und dann in das siedende und kalte Wasser stürzen. Jetzt aber sage Dein Gebet und lege Dich zu Bette.«

Den andern Tag früh weckte Höckerpferdchen den Iwan. Iwan streckte sich und stand auf, dann zog er sich an und ging zu Hofe. Dort standen schon die Kessel bereit, und um sie herum der Reihe nach das Hofgesinde, leise flüsternd und zeitweilig lächelnd.

Da öffnete sich eine Thür und heraus trat der Zar mit der Himmelsjungfrau, um vom hohen Throne auf den Verwegenen zu schauen. Der Zar ruft Iwan zu: »Entkleide Dich!« Iwan antwortet kein Wort und entkleidet sich, und die Himmelsjungfrau, um nicht seine Nacktheit zu sehen, verhüllt das Gesicht mit ihrem Schleier. Das weibliche Gesinde entfernt sich kichernd. Iwan aber spricht zum Zaren: »Mögen mir Euer Gnaden erlauben, mein Höckerpferdchen herbringen zu lassen und Abschied von ihm zu nehmen.« Der Zar gab die Erlaubniß und ließ Höckerpferdchen holen. Dieses schlug mit dem Schweife, benetzte den Mund mit Wasser und spritzte den Iwan zweimal an. Da stürzte sich dieser zuerst in die brühheiße Milch, sodann in das siedende und zuletzt in das kalte Wasser; und als er herausstieg, war er in einen schönen Jüngling verwandelt. Da zog er sich wieder an, neigte sich vor der Himmelsjungfrau, blickte ringsumher, stemmte die Hand in die Seite und stand da wie ein stattlicher Ritter. Da riefen Alle: »Wunder über Wunder! nie haben wir gehört, daß jemand auf diese Art so schön werden könne.«

Jetzt ließ auch der Zar sich ausziehen, schlug zweimal das Kreuz, stürzte sich in den Kessel und verkochte.

Da erhebt sich die Himmelsjungfrau und winkt Stillschweigen, nimmt den Schleier ab und spricht so zu den Umstehenden: »Der Zar läßt euch grüßen, jetzt will ich Zarin seyn. Ist es euch recht so? Antwortet, und wenn ihr einverstanden seyd, so erkennt auch meinen Gemal als Zaren an.« Hier schwieg sie und deutete auf Iwan.

»Wir sind's zufrieden!« rufen Alle, »für Dich wollen wir in die Hölle, und Deinen Iwan erkennen wir auch gerne als Zaren an.«

Der neue Zar feiert seine Hochzeit mit der Himmelsjungfrau, führt sie in die Kirche und läßt sich mit ihr trauen. Vom Kastelle donnern Kanonen, geschmiedete Trompeten schmettern und Pauken ertönen, Keller öffnen sich und Fässer mit Wein werden herausgewälzt, und das trunkene Volk jubelt: »Ruhm unserem Zaren und seiner Zarin, der wunderschönen Himmelsjungfrau!« Und bei Hofe ist großes Bankett, der Wein fließt in Bächen, und Fürsten und Bojaren trinken bei eichenen Tischen, daß es eine Lust ist. Auch ich war dabei, trank Meth, Wein und Bier; aber obgleich es am Kinn herunterfloß, kam doch kein Tropfen in den Mund.

Bulgarische Dorfwirthschaft.

Eine Erinnerung von meiner türkischen Reise. Von Dr. H. Sch.

(Mit einem Stahlstiche)

Der Zeichner dieses netten Bildchens hätte, um eines enormen Glückes sicher zu seyn, statt der Land-

schaftsmalerei das Portraitiren zu seinem Beruf machen sollen: so gut versteht er die Kunst, seinem Originale die vortheilhafteste Seite abzugewinnen und zu schmeicheln ohne zu lügen. Hat er sich schon als Original seiner Zeichnung ein Prachteremplar unter den Dörfern Bulgarien's ausgewählt, so hat er auch noch dazu den Glanzpunkt desselben in den Rahmen seines Bildes gebracht und die parties honteuses außerhalb desselben fallen lassen. Wir wollen zuerst dem Leser erklären, was man auf dem Bilde sieht, und dann, was man nicht sieht. Vorne dran steht ein Gebäude, das überall in der ganzen Türkei als Prachtbau stolz auf seine Nachbarhütten herabsieht, und mit dem ein Reisender selten ermangelt nähere Bekanntschaft zu machen, der Chan * nämlich, oder zu Deutsch, das Wirthshaus. Ein solches Palais, an dem, wie man deutlich sieht, der Maurer und der Zimmermann wenig, und Schlosser, Tischler, Glaser, Maler und Tapezier gar keine Kunst verschwendet haben, findet sich nicht in jedem Dorfe, und ist daher sicher, trotz seines mehr als bescheidenen Aeußern von manchem müden Reiter mit freudigem Blick begrüßt zu werden, da es ihm zum wenigsten den Genuß verschafft, von dem brennenden Sattel herunter zu kommen und seine Beine auf eine Matte auszustrecken oder zu unterschlagen, jenachdem er Franke oder Musulman ist. Vier Lehmwände tragen ein roh gezimmertes Dach, oder sollen es wenigstens tragen, auf dem eine unmäßige Last plumper Hohlziegel ruht, zwischen denen der Regen immer hie und da freundlichen Einlaß findet. Sie würden wohl darunter zusammenstürzen, nähmen ihnen nicht ein Dutzend ringsum stehender kaum behauener Stämme den größten Theil der Last ab. Der Raum zwischen ihnen und den Mauern bildet auf einer oder mehr Seiten des Hauses eine erhöhte Galerie oder was wir Böhmen mit einem Nationalausdruck »Pawlač« nennen. Dieser eben genannte Bau entschädigt für seine Unschönheit durch den Schutz, den er namentlich in wärmern Gegenden gegen die Sonne gewährt, und überhaupt dadurch, daß man unter Dach doch im Freien ist, und die Aussicht, oder wo es keine gibt, wenigstens die frische Luft genießen kann. In einem solchen Chan erschien mir diese Galerie immer unbedingt als der schönste und angenehmste Theil des ganzen Gebäudes. Was innerhalb der Wände ist, gehört unter die Dinge, die man auf dem Bilde nicht sieht; aber wenn ich dem Leser freundschaftlich rathen soll,

— — — so begehre er nimmer zu schauen
Was der Zeichner gnädig bedeckt mit Nacht und mit Grauen.

Er mag sich's im Bilde allenfalls ansehen, obwohl er da nur einen unvollkommenen Begriff bekommen wird, indem Vieles kein Pinsel wiedergeben kann, — aber sein Schutzgeist bewahre ihn vor der persönlichen Anschauung, ausgenommen er ist ein eingefleischter unerschütterlicher Reisender. Vier schmutzige Lehmwände, ein Fußboden von gleicher Beschaffenheit, nur daß der Schmutz noch gigantischer ist und oft nach Umfang und Beschaffenheit älteren Ursprungs scheint, als seine Herberge, eine Matte, die dazu paßt, d. h. ungeheuer schmutzig ist, ein Wasserkrug, der außerordentlich schmutzig ist, und ein Kohlenbecken oder Mangalih, von dem das Feuer den Schmutz wenigstens theilweise entfernt, ist Alles was er darin erblickt. Das Licht dazu fällt durch ein mit Holz vergittertes Fenster entweder ohne Scheiben, oder mit solchen, die man vom Papierhändler holt, und die theilweise mit Schrift und durchaus mit Schmutz verziert sind. Vieles, sehr vieles, sieht er aber nicht, doch fühlt er es sehr bald und sehr deutlich. Dieses näher zu besehen und zu beschreiben wollen wir dem Insektenkundigen überlassen; er hat eine reiche Auswahl in allen Farben und von allen Gestalten. — Speisekarte und Bedienung entsprechen dem Lokale. Oft reduziren sich beide auf nichts; geht es gut, so enthält die erste gekochte Bohnen (Fasulih) ohne Schmalz und Salz, rohe Zwiebeln, Knoblauch oder Porré (die roh verspeist werden), sitzen gebliebenes unausgebackenes Brod und zuweilen einige harte Eier, dazu aber fast immer gutes Wasser, und wirklich guten Kaffee. Die Bedienung erscheint zwei oder dreimal in nicht zu kurzen Zwischenräumen, um »aus besonderer Gefälligkeit« — nicht weil man ruft — Wasser, oder ein Mangalih mit Kohlen, oder Kaffee zu bringen. Uebrigens muß sich der »geehrte Gast« selbst in die sogenannte Küche bemühen, wobei er wenigstens den Vortheil genießt, sich unter 3 oder 4 schlechten Broden das mindest schlechte auswählen zu können. Auch ist ihm freigestellt, sich aus den vorhandenen oder mitgebrachten Lebensmitteln selbst eine Mahlzeit zu bereiten. Das Register der erstern kennt der Leser; es kann sich allenfalls noch durch Schöpsenfett und Maismehl vergrößern, und er mag nun ermessen, was er, und wäre er Koch bei Very, damit leisten wird. Möbel, Bett und sonstige Geräthe des Comforts und Luxus haben wir auch schon aufgezählt, es sind die Matte, der Wasserkrug und das Mangalih. Wie es besonders die erstenmale mit seiner Bequemlichkeit und seiner Nachtruhe unter Beistand der lebendigen entomologischen Sammlung aussieht, mag sich seine aufgeregte Phantasie vorstellen. Aber es ist am Ende nicht so gefährlich als es scheint; ein Ritt von 10 Meilen ist das süßeste Schlummerlied und Hunger der beste Koch, und ein wohlfeiler dazu, der nicht einmal einen Topf und Feuer nöthig hat. Hat sich der Reisende erst einmal ein wenig türkisirt oder bulgarisirt, d. h. hat er alle lächerlichen Vorurtheile gegen Schmutz und gegen die kleinen Sechsfüßer, roth, braun und weiß, kriechend und hüpfend, verloren, und sich der sybaritischen Sitte des Bedientwerdens, der weichlichen Schwelgerei eines Bettes und des überflüssigen Bedürfnisses von Stuhl und Tisch entledigt, so geht es ihm nicht so übel. Dann hat er auch meist einige Fortschritte in der edlen Kochkunst und der dazu gehörigen Fleischerei gemacht, und überhaupt gelernt, seinen für einen bulgarischen oder türkischen Wirth (Mechandschi) zu hoch gespannten Anforderungen selbst Genüge zu leisten. Er rüstet sich, außer mit einigen praktischen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten, folgendermaßen aus. Auf seinem Packpferd (denn ein solches muß er immer noch neben seinem Reitgaul haben) hat er ein Kasserol oder einen kleinen Feldkessel nebst Dreifuß, einen kleinen Sack mit vortrefflichem türkischen Reis, einen andern mit Mehl, eine Blechbüchse mit Butter oder Fett, eine mit Zucker und eine

* Das Ch wird etwa wie das rauhe, tiefe »H« im Böhmischen z. B. in »Hrách« ausgesprochen, nur noch tiefer und schärfer, das »a« hat einen tiefen Laut mit einem Anklang an's »o«.

mit Kaffee (den er jedoch nur selten braucht) oder mit Thee, ein paar Blechkännchen zum Wasserkochen, ein wenig Salz und Paprika oder türkischen Pfeffer (Bibér) * und eine blecherne oder hölzerne Feldflasche mit Rum oder Weinbranntwein (Rakih). Fügt er einen Sack mit Alexandria-Datteln oder Mischmisch (in Form flacher Kuchen gepreßte und getrocknete köstliche Aprikosen) hinzu, so hat er zu seiner freilich erst zu bereitenden Mahlzeit einen Nachtisch, um den ihn jeder in der »Christenheit« angesiedelte Gourmand beneiden darf. (Dans la chrétienté, in der Christenheit, heißt in Konstantinopel nämlich so viel als »in Europa«, wie sich wieder Andere ausdrücken, d. h. alle übrigen Länder Europa's, Griechenland und die Länder am schwarzen Meere ausgenommen, welche in der zwar seltsamen aber sehr bezeichnenden Geographie der in der Türkei eingebürgerten Europäer und der Levantiner nicht mehr zu Europa oder zur Christenheit gehören.) Mittags speist er von der Faust und würzt sein einfaches Mahl höchstens mit einer Tasse Kaffee, die er in irgend einem Kaffeehause an der Straße nimmt, oder mit einem Schluck aus der besagten Feldflasche (Tschutra). Mit dem Herannahen des Abends aber kömmt auch der glückliche Moment der Hauptmahlzeit heran, und die Gelegenheit oder Nothwendigkeit, seine Kochkünste zu produziren. Da gewöhnlich schon zwei oder drei Stunden vor dem Eintritt der Dunkelheit eingekehrt wird, so fehlt es nicht an Zeit dazu. Unterwegs hat sich der vorsorgliche Reisende unter den zahlreichen Schafheerden, die auf den weitausgedehnten Triften weiden, ein Lamm ausgesucht und um den billigen Preis von 20—30 kr. C. M. gekauft. Will er nicht selbst den Schlächter machen, so thut dies der Hirte gratis; abhäuten muß er es aber Abends jedenfalls, denn abgezogen kann er es nicht wohl seinem Packpferd anspacken. Fand er kein Lamm, so hat er vielleicht ein Huhn erobert oder ein Schöpsenviertel in dem Eßwaarenkram eines besser versehenen Chan's gefunden. Im allerschlimmsten Falle hat ihm sein Gewehr zu ein paar Vögeln, vielleicht sogar zu einem Repphuhn, einer wilden Taube oder einer jungen Trappe verholfen, wenn er nämlich ein Alltags- und kein Sonntagsjäger ist. Nun braucht er nichts als ein Mangalih mit Kohlen — und das bekömmt er — und er kann sich einen Pilaw kochen, der seines Gleichen nicht hat. Wem er nicht schmeckt, der ist nur zu bedauern. Die kochende und essende Christenheit thäte sehr wohl, diesen Glanzpunkt des kulinarischen Türkenthums bei sich aufzunehmen. Wären bei einem großen Theil meiner Leserinen gedruckte Kochrezepte nicht in Verruf, ich würde sogleich beginnen: Nimm Lamm- oder Schöpsenfleisch, oder sonst ein Fleisch, das du hast u. s. w.; doch ich schweige und begnüge mich mit dem Bewußtseyn, nicht nur essen, sondern auch kochen zu können, und zwar so gut, daß man das Gericht 40 Tage lang alle Tage essen kann, wie ich und meine Reisegefährten es gethan haben. Nach der Mahlzeit kömmt Kaffee oder Thee, dann trinkt man einen Tschibuk (Pfeife), wie die Türken sagen, und dann legt man sich nieder — auf die schmutzige Matte? O nein! Außer dem Proviant trägt das Packpferd auch das Bette, eine oder zwei der vortrefflich gearbeiteten türkischen Steppdecken, deren Länge und Breite die Mahnung des Sprichworts: »Streck dich nach der Decke,« völlig überflüssig macht. Ein Enakssohn kann sich wie ein Windelkind hineinwickeln, und warm und weich darin ruhen. Den Kopfpolster liefert das Reitpferd, den Sattel nämlich. Ich habe seither in einem Bette selten so sanft geruht, und hatte mich damals so sehr an dieses Lager gewöhnt, daß ich durch mehre Wochen nicht im Stande war in einem Bette zu schlafen, sondern zur unmäßigen Verwunderung aller Kellner in den europäischen Wirthshäusern mein türkisches Lager auf dem Fußboden aufschlug. Liegt man nicht, so gibt dieselbe Decke, mehrfach zusammengelegt, einen üppig weichen Polster ab, auf dem mit unterschlagenen Beinen zu sitzen ein wahrer Genuß ist. Freilich muß man dazu weder Struppenhosen tragen, noch steife ungelenke Beine haben, sonst bringt diese Sitzweise beiläufig dieselbe Wirkung, wie der »polnische Bock« hervor. Morgens um 4 Uhr, spätestens um fünfe, kömmt der Tatar oder Surudschi (Postillon) und ruft zum Aufbruch; dieser Ruf klingt dem schlaftrunkenen Ohre hart genug, so zärtlich und süß er auch oft ist; denn gemeiniglich lautet er: »Komm, mein Lämmchen, kommt, meine Augen.« Der Türke ist in seinen Anreden entweder sehr zärtlich oder ungeheuer grob, oder tief unterwürfig, immer aber in poetischen und bildlichen Ausdrücken. Nach einem abermaligen Kaffee, bei dem es aber weder »Hörnel« noch »Schmetten« gibt, packt man seine Siebensachen auf, denn der Tatar ist weder eifrig noch geschickt genug, um dies Geschäft den Reisenden abzunehmen, und schwingt sich in den Sattel. Und nun sind wir mit unserm Leser wieder vor der Thüre des Chans, gerade auf der Stelle, von der der Zeichner das Bildchen aufnahm. Und er hat eine kleine lebendige Gruppe hingezeichnet, wie sie jeder in der Türkei Reisende selbst hundertmal gesehen hat. Da vorn, mit einem Fuß auf dem Stein, steht der Tatar und zieht sich seine dicken wollenen filzartigen Reitstrümpfe hinauf, die ihm das Bein bis an's Knie vor Kälte und Reibung schützen, und für lange Ritte bequemer und zweckmäßiger sind, als unsere hohen Reitstiefel, deren Schnitt sie übrigens beiläufig haben. Hinter ihm sitzt in nationaler Stellung ein Türke * in stiller Betrachtung und treibt sehr eifrig ein ebenfalls nationales Geschäft, nämlich Nichtsthun, wenn man nicht etwa Rauchen für eine Arbeit gelten lassen will. An der Ecke des Hauses steht ein Pferd ganz von der gemeinen türkischen Raçe, klein, mager, unansehnlich, aber zum Verwundern dauerhaft, abgehärtet und sicher, und zum Reisen, besonders in jenen Gegenden, gewiß tauglicher als das schönste engliche Raçepferd um einige tausend Pfund. Es ist offenbar das Packpferd des Reisenden, denn an seinen Seiten hängen mit vielen Stricken angebunden die für Reisen im Orient völlig unpraktischen Felleisen, Koffer, Reisetaschen und dergleichen europäischer Reisekram. Auch ein Gewehr ist dabei, und das ist ein zweckmäßigeres Geräthe, denn ist man auch so glücklich, es nicht im bittern Ernste zu brau-

* Schwarzer Pfeffer heißt zum Unterschied bei den Türken frénk bibér, fränkischer Pfeffer.

* Bekanntlich wohnen in Bulgarien, besonders in den Städten und größern Dörfern, eine ziemliche Zahl Türken, meist nicht vom besten Rufe.

26*

chen, so dient es doch zur Unterhaltung, um hie und da einen Vogel oder sonst ein Wild zu schießen, das Einem in den Weg kömmt, und womit man sich den Pilaw schmackhaft macht. Immer aber gewährt eine gute Waffe in jenen Gegenden einen tröstenden und beruhigenden Anblick, und in manchen Bezirken ist's klüger, es vor sich auf dem Sattel zu haben, statt es an den Seiten des Packpferdes baumeln zu lassen. Wäre der Reisende, der da oben auf der Pawlak steht, nicht ein Neuling, so hätte er ein paar solcher Packtaschen (Churosch) gekauft, wie sie vor dem Packpferde neben dem sitzenden Türken auf der Erde liegen. Dies sind nur zwilchene; will man seine Effekten vor jedem Schaden durch Reibung, Staub und Regen geschützt haben, so muß man sich lederne kaufen, die man auf dem Riemer- und Taschner-Bazar in Konstantinopel in reicher Auswahl findet. Unten an der kunstlosen Treppe steht der Surudschi bei seinem Gaule, und hat in aller Eile, so weit sie nämlich bei einem Türken möglich ist, noch irgend einen Riemen fest zu binden, nicht zu schnallen, denn in der Türkei ist eine Schnalle an einem Reitzeug noch ein seltenes Ding. Dies ist das Reitpferd des Reisenden. Er selbst will eben die Stiege herabsteigen. Könnte man den Ausdruck seiner Physiognomie unterscheiden, so wollte ich wetten, sie müßte ein Gemisch von Trübsal und Zorn zeigen, denn seinem Anzug nach ist er ein Engländer oder ein unpraktischer Reisender, der nur auf Eilwägen, Eisenbahnen und Extraposten Bescheid weiß, und nun, nach einer durch die verrufenen Sechsfüßer auf einem schlechten Lager schlaflos zugebrachten Nacht, mit leerem oder verdorbenem Magen in die kühle Morgenluft murrend und klagend hinaus muß auf den ihm ungewohnten Tatarensattel. Meine Leser, denen ich versprochen habe, zu erklären, was auf dem Bilde ist und was nicht darauf ist, werden wohl fragen, woher ich das Alles weiß, und werden meinen, das sey Etwas von dem, was nicht auf dem Bilde ist. Es ist aber ganz deutlich hingezeichnet. Erstens ist auf dem Packpferde kein Kessel oder dgl. Kochgeschirr, kein Sack mit Lebensmitteln, keine Decke zu sehen. Er hat also essen müssen, was er in dem hier abkonterfeiten Hotel fand. Meine Leser werden mir bei seinem Anblicke ohne Schwur glauben, daß es sonder Zweifel nichts als Fasulih oder Brod mit Zwiebeln war. Geschlafen hat er wahrscheinlich auf der blanken Matte, und kann nun ohne anatomische Studien, bloß dem Gefühl nach, Form und Lage jedes Knochens in seinem ganzen Leibe angeben. Zweitens hat er einen »Topf« auf; so nennen die Türken unsere schmalkrämpigen hohen Hüte, und man muß gestehen, die Benennung ist beides, witzig und wahr. Wer nun auf einer solchen Reise sein Haupt mit dieser unglücklichsten aller civilisirten Erfindungen bedeckt, die im Regen zerweichend alle möglichen Formen oder besser Unformen annimmt, im Sonnenschein brennt und nicht schützt, im Winde entweder mit Lokomotivenschnelle und wie belebt über die Felder dahin tanzt, oder so fest aufgesetzt werden muß, daß man meint, man habe eine Schraubenzwinge auf dem Kopfe, der ist entweder ein Neuling im Reisen, oder ein Engländer. Im erstern Falle treffen ihn alle oben genannten Schicksale, und im letztern ist er eo ipso unzufrieden, so lange er nicht in old England ist, und dann ist er's vielleicht auch noch. Somit habe ich denn meinen Lesern bewiesen, daß der Reisende ein unzufriedenes Gesicht ziehen muß, wenn man's auch an dem winzigen Figürchen auf dem Bilde nicht ausnehmen kann. Wer der Türke ist, — und es ist einer vom alten Schlag mit einem Turban, kein Fezlü (Feßträger), — der ihn die Stiege herunter geleitet, kann ich trotz meiner eben bewiesenen Künste in der Hieroglyphik nicht sagen; vielleicht ein Begleiter des Reisenden, dessen Pferd aber etwa »außerhalb« des Bildes stehen muß. Der Mechandschi (Wirth) ist es keinesfalls, denn das Hôtel bulgharien gehört wirklich einem Bulgaren oder wenigstens einem Christen; dies beweist die Frau, eine Bulgarin, die auf das Geländer gelehnt, den Anstalten zur Abreise zusieht. Bei einem Türken dürfte sie nicht zum Vorschein kommen, am wenigsten ohne Schleier, wie die gezeichnete, denn bei diesem sind die kokona (Frauen) unsichtbare Wesen. Im Hintergrunde sieht man über die links stehende Mauer einen Kirchthurm und ein paar leidlich gebaute Dächer nebst einigen Schornsteinen hervorragen. Der Thurm kann kein Minaret einer Moschee oder eines Tschami (Bethhaus) seyn, wie man die kleinen Moscheen auf dem Lande nennt, denn es fehlt ihm die Galerie, auf der der Muezzin ringsum wandelnd die Gläubigen zum Gebete ruft, und er hat auch übrigens nicht die Bauart eines Minarets. Es muß also der Thurm einer christlichen Kirche seyn. Wäre der Stahlstich ein Gropius'sches Diorama, so würden wir auch von dem Kirchthurm herab — die Glocken tönen hören? Nein, sondern ein seltsames Geklapper, dessen Rhythmus ohngefähr derselbe ist, wie der unseres Zapfenstreichs, und von dem kein Fremder das erstemal erräth, was es bedeuten soll. Die Türken gestatten zwar fremden und einheimischen Christen völlig freie Ausübung ihrer Religionsgebräuche, aber Glocken sind ihnen — ich habe nicht erfahren warum — so anstößig, daß sie sie nirgends erlauben. Nur in Konstantinopel machten sie eine Ausnahme bei der österreichischen Kapelle zur heiligen Maria, von deren Thürmchen ein helles Geläute fröhlich und feierlich die Katholiken zur Messe ladet. So mußten denn die Griechen, Armenier, Bulgaren und sonstigen ansäßigen Christen zu der uralten Art vor Erfindung der Glocken zurückkehren, und den Gottesdienst und die Zeit der Gebete durch Klopfen auf Bretter ankündigen. Klingt das nun freilich weder feierlich noch harmonisch, so erreicht es doch seinen Zweck so ziemlich, denn man hört es auf eine bedeutende Entfernung, da man hiezu stets recht elastische und tönende Bretter aussucht, und der »Brettner«, wie man analog statt »Glöckner« sagen müßte, gewöhnlich eine besondere Kraft und Virtuosität in diesem trommelnden Klopfen besitzt.

Fehlte der Kirchthurm, so könnte man bei der durchaus prachtvollen und grandiosen Bauart der hinten sichtbaren Häuser fast auf ein Dorf in der Umgegend von Stambul (Konstantinopel) oder Edrené (Adrianopel) schließen, denn die meisten bulgarischen Dörfer, mit wenigen Ausnahmen an der Hauptstraße in der Nähe von Sófia, sind in einem viel einfachern und bescheidenern Style gebaut. Außerdem hat der Zeichner noch ein charakteristisches Merkmal eines bulgarischen Dorfes vergessen, nämlich ein halbes oder ganzes Dutzend ruppiger, halb verhungerter Wolfshunde. Diese

sind die ländlichen Ceremonienmeister, die den ankommenden Fremden mit Knurren und Bellen umspringen und einen lauten Willkommen bieten; man kömmt um so mehr in Verlegenheit, wie man ihre Artigkeiten erwiedern soll, je näher sie Einem damit zu Leibe gehen. Doch habe ich gefunden, daß ein paar wohlangebrachte Steinwürfe, und einige unter lautem Schreien gut geführte Hiebe mit einem tüchtigen Knüppel die Gegenreden sind, die sie erwartet zu haben scheinen, und die der Empfangsfeierlichkeit gewöhnlich bald ein Ende machen, indem sie sich darauf unter leisem Murren mit eingezogenen Schweifen zurückziehen.

Man kömmt nun in ein regelloses Gewirre von Hütten, Gärten und Gehöften, die nirgends eine Gasse bilden, wie dies bei uns meist der Fall ist, sondern kreuz und quer durcheinander stehen, als hätte man sie aus einem Sack herausgeschüttelt. Die Hütten sind von der einfachsten Bauart. Vier halb behauene Stämme werden in die Erde eingerammt, und bilden die vier Ecken und Grundpfeiler des ganzen Baues. Sie werden untereinander durch einige schwache Querbalken verbunden, zwischen die man dünne Stangen einklemmt und mit Reisig durchflicht. Die so gebildete Flechtwand wird mit einer hinlänglichen Menge Lehm beworfen, unter den kurzes Stroh eingemengt ist. Nun wird ein Dachstuhl aufgesetzt, dessen naive Einfachheit unsere Architekten in lachende Bewunderung versetzen müßte, denn er besteht nur aus gegeneinander geneigten rohen Stangen, die oben zusammengebunden und hie und da durch eine stärkere Stange nach Bedürfniß verbunden und gestützt sind. Die Deckung besteht aus wirrem Stroh, hie und da, wo ein Sumpf oder Fluß in der Nähe ist, aus Rohr. Unser ordentlich liegendes, unzerknicktes Stroh ist dort unbekannt, da in allen jenen Ländern das Getreide nicht ausgedroschen, sondern von Pferden oder Ochsen auf freiem Felde ausgetreten wird, woher auch der Bibelspruch: »Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden.« Die Wände sind sehr niedrig, die Thüren daher auch, und selbst ein kleiner Mann muß sich tief bücken um durchzukommen. Häufig ist der Boden der Hütte um eine Elle vertieft, was sie allerdings wärmer, aber auch feuchter macht. Mit Fenstern ist der bulgarische Baumeister, nämlich der Bauer selbst, sehr sparsam. Gewöhnlich begnügt er sich mit einem, dessen papierene Scheiben ihm nach seiner Ansicht genug Licht liefern. Größerer Ersparniß und Helligkeit halber hat es auch wohl gar keine Scheiben. Oft bildet die ganze Hütte nur ein Gemach, an dessen einem Ende ein niedriger Herd mit einem hölzernen, selten steinernen Rauchfange, und am andern die erhöhte Schlafstelle befindlich ist. Hier kampiren nun friedlich und ungenirt sämmtliche Familienglieder, oder öfters auch noch einige lebende Wesen, die zwar nicht blutsverwandt, aber wegen ihrer Nutzbarkeit dem Hausvater doch sehr werth und theuer sind, nämlich etliche Gänse, Hühner u. dgl. mehr. Das Ameublement entspricht dem Baustyl. Ein Wassergefäß mit einem großen eisernen Schöpflöffel, einige Töpfe und Kessel, ein paar Aexte und anderweitige eiserne Werkzeuge, meist das Fabrikat eines Zigeunerschmiedes, einige rohe Kisten zum Aufbewahren der Kleider, etwas was einem niedrigen Tische ähnlich sieht, nebst einigen Klötzen oder rohen Schemeln, ein paar schlechte Decken und sonst noch einige hölzerne Haus- und Wirthschaftsgeräthe sind Alles, was man in dem Lehmsalon erblickt. Außer den wenigen Werkzeugen ist in und an der ganzen Hütte meist nicht so viel Eisen, als daß man ein homöopathisches Streukügelchen draus machen könnte, denn selbst Thürschloß und Schlüssel sind aus Holz, und von einer Konstruktion, wie sie bei uns in Bauernhütten hie und da auch noch vorkömmt. Eine Hütte, wie die eben beschriebene, gehört aber noch unter die, um deren Besitz den Eigenthümer mancher seiner Landsleute beneidet. Es gibt viele, die noch roher und schlechter zusammengestoppelt sind, wo die Thüre nur ein niederes Loch ist, in das man fast auf allen Vieren hineinkriechen muß, wo es weder Fenster noch Schornstein gibt, und der Rauch durch das Dach seinen Ausweg suchen muß, und wo der Lehmboden einen kleinen Sumpf bildet, so daß man nicht wohl begreift, wie nur Vieh, vielweniger wie Menschen in einer solchen Wohnung existiren können. Für solche erfand ich den Namen »ausgehölte Misthaufen«, und mit ihrem nah an die Erde reichenden Dache aus dem verwirrten halbverfaulten Stroh und ihrem appetitlichen Innern entsprechen sie diesem Namen so ziemlich. Dennoch scheinen sich viele ihrer Bewohner ganz glücklich und zufrieden drinn zu fühlen, nur gewiß nicht der unglückliche Reisende, der zufällig genöthigt ist, ein Nachtlager drinn zu machen, und der dann die Herrlichkeiten auch des schlechtesten Chans erst schätzen lernt.

An die Hütte schließt sich ein Hofraum, innerhalb dessen noch ein paar kleinere Baraken stehen, die als Vorrathskammern dienen oder bei allzu rauher Witterung das Vieh aufnehmen, das sich außerdem fast immer im Freien aufhält. Die Hauptbevölkerung des Hofes besteht nebst einigen Hühnern oder Gänsen aus den schon erwähnten Wolfshunden. Nach der Zahl zu schließen, die man fast in jedem Gehöfte findet, möchte man sie fast für eine Art Nutzvieh halten, denn oft sieht man deren ein halbes Dutzend im Sonnenschein herum liegen oder schnüffelnd und knurrend herumpatrouilliren. Sie sind etwas kleiner und häßlicher, als die bekannten ungarischen Wolfshunde, kurzhaariger und auch nicht immer weiß wie diese, sondern häufig schmutzig grau oder bräunlich oder gefleckt, wahrscheinlich weil sie sich mit dem halbwilden, rostrothen, stockhaarigen Hunde der türkischen Städte gekreuzt haben. An Bösartigkeit und Wildheit stehen sie ihren verrufenen ungarischen Verwandten gar nicht nach, aber zum Glück bleibt ihr Muth hinter ihrer Bosheit zurück, und wenn man bei einer bösen Miene, die sie machen, mit einem tüchtigen Knüttel und einigen Steinwürfen unter lautem Anschreien die Offensive ergreift, so räumen sie meist schnell das Feld. Zur Nachtzeit aber ist nichts mit ihnen auszurichten, und wehe dem Fremden, der unter ihre Zähne geräth. Sie sind meist halb verhungert, und daher von einer unglaublichen Frechheit, wo sie einen Fraß wittern, so daß sie Einem die Eßwaaren fast aus den Händen reißen und sogar Lederwaaren fortschleppen, um sie zu verspeisen oder wenigstens dran herumzukäuen. Auf dem Hofe befindet sich auch der Holzvorrath und ein paar Ackergeräthe, ein Pflug ohne Räder, der nach einem Modell aus Homer's Zeiten gebaut zu seyn scheint, ein paar Spaten u. dgl., und ein plumper Wa-

gen, an dem eben so viel Eisenwerk befindlich ist, als an der Hütte.

An Hof und Hütte schließt sich der Garten an, d. h. ein Platz, der mit Zwetschkenbäumen bepflanzt ist, denn weiter ist die Obst- und Gartenkultur dort noch nicht gekommen. Die Zwetschke ist das Lieblingsobst und fast das einzige aller im Südosten Europa's wohnenden Nationen, der Ungarn, Slawen und Walachen, mit Ausnahme der Griechen, bei denen man selten einen Zwetschkenbaum sieht; vielleicht weil ihr Klima zu heiß und trocken ist. Auch die Türken ziehen ihn nicht so häufig, sondern kultiviren gewöhnlich noch andere Obstsorten, da bei ihnen das Obst mehr zum Verspeisen dient, während die Zwetschke bei den andern Nationen hauptsächlich verwendet wird, um die beliebte Sliwowica daraus zu brennen. Diese Verwendung fällt beim Türken, dem seine Religion geistige Getränke verbietet, natürlich weg.

Um Alles herum läuft ein niederer Flecht- oder Dornzaun, und der bulgarische Bauernhof ist fertig. Nun denke sich der Leser noch auf einem der Giebel oder Rauchfänge ein mächtiges Storchnest, dessen Inhaber mit dem Schnabel klappernd ganz dreist und zutraulich dem Treiben im Hofe zusieht, hie und da eine mächtige alte Pappel, Ulme oder Eiche, überall einen grundlosen Koth, so hat er das Bild eines bulgarischen Dorfes fertig. Rundum liegen Hutweiden und schlecht bestellte Felder, und in der Ferne begränzen niedere Hügel den Horizont.

Erinnerungen aus meinem Soldatenleben in Algier.

Von F. Hirsch.

(Fortsetzung)

8. Der Arabersprung. Seltsame Marken. Ein nächtlicher Ueberfall. Das gestörte Fest. Gefangenschaft eines Tambours.

Bedeau beehrte uns auch auf dem Rückwege mit einem nicht minder gefährlichen Auftrag. Noch ehe der Tag vollkommen angebrochen war, und während der Rest des Transportes sich zum Abmarsche vorbereitete, wurde unser Bataillon in eine von dem schmalen Gebirgsweg rechts liegende Schlucht im Hinterhalt gestellt. Auf derselben Seite des Weges erhob sich ein steiler, wildverwachsener Berg, der Reiterei gänzlich unzugänglich; an der Linken ein gähnender Abgrund, in dessen Tiefe zwischen grauen Felsen ein Wildbach tobte. Auf diesem Punkt wollte Bedeau die Araber züchtigen, und es gelang ihm vollkommen.

Gegen die Gewohnheit bildete diesmal eine Escadron Kavallerie die Arrièregarde. Kaum hatte ihr letzter Zug den engen Weg betreten, so jagten auch schon von allen Seiten die meistens berittenen Feinde mit dem gewöhnlichen Geschrei heran. Kein Schuß wurde von unserer Seite erwiedert, und ruhig ritten unsere Jäger, als ob sie keine Feinde zu bemerken schienen. Dies beseelte die Araber mit neuer Kühnheit; ohne an die Möglichkeit eines Hinterhaltes zu denken, verfolgen sie die Nachhut, und drängen sich blutgierig vorwärts, bis die ganze Masse auf dem kaum fünf Schuh breiten verhängnißvollen Weg zwischen Berg und Abgrund eingeklemmt ist. Da ertönt plötzlich die französische Trompete zum Angriffe. Wie ein Blitz kehrt sich unsere Kavallerie um und haut auf die verwegenen Feinde ein, während wir auf dasselbe Zeichen aus dem Verstecke mit gefälltem Bajonette auf den Weg herausstürzen. Jetzt bleibt unsern Verfolgern kein Weg zur Flucht mehr offen. Vor sich die gezückten Säbel der Kavallerie, im Rücken ein Wald von Bajonetten, links ein fürchterlicher Abgrund, rechts die schroffe Felsenwand. Die schlechte Dressur der Pferde und ihre große Anzahl auf einem so beschränkten Terrain mußte natürlich die Verwirrung noch bedeutend vermehren. Hunderte wurden in dem Gedränge von ihren eigenen Gefährten in die Kluft hinuntergestoßen. Viele wehrten sich wie Löwen, und verkauften ihr Leben um einen theueren Preis. Die Mehrzahl sprang von den Pferden und suchte ihr Heil in den Felsen, wo viele noch von unsern Kugeln ereilt wurden. In weniger als einer halben Stunde bedeckten bei 900 todte oder verwundete Araber den Weg; wir bemächtigten uns ihrer Waffen und noch brauchbaren Kleidung, so wie einer großen Anzahl Pferde. Die nackten Körper, todt oder lebend, wurden in den Abgrund geworfen, welche blutige Arbeit geraume Zeit und nicht wenig Anstrengung erforderte. Unsererseits hatten wir 200 Todte und gegen 70 Verwundete, welche auf Lastthieren in das nächste Bivouac transportirt und die Ersteren dort beerdigt wurden. Seit jenem Tage wagten es die Araber nie wieder französische Truppen auf dieser Stelle zu verfolgen, und lange Zeit darnach rief ihnen der Anblick der abgenagten weißlichen Gebeine in dem Abgrund ihre fürchterliche Niederlage in die Erinnerung zurück. Man nannte in der Folge jenen Ort le Saut des Arabes (der Arabersprung).

Fast jeder Mann hatte bei dieser Gelegenheit etwas erbeutet, und unser Einzug in Belidah gewährte unstreitig ein ganz eigenthümliches Schauspiel. Hier trug einer nebst seinem Gewehr eine lange arabische Flinte, bei einem andern hing neben dem Cartouchier (Patrontasche) ein krummer Yatagan, dort ragten ein paar lange Pistolen aus einem Fleischkessel; ganze Bündel von blutigen Bournous waren theils auf den Tornistern unordentlich aufgeschnallt, theils hatten sie die Soldaten als Siegés-Trophäen umgehangen. Hinter der grotesken Colonne folgten endlich die erbeuteten Pferde. Die Art, wie jeder seine vierfüßige Beute, welche er auf dem Marsch natürlich nicht in Reih' und Glied mitführen durfte, zu zeichnen pflegte, war die einfachste und untrüglichste von der Welt. Man schnitt dem eroberten Gaul eine Ohrenspitze ab, und verwahrte selbe bis zur Ankunft ins Lager, wo es oft nicht wenig Mühe kostete, das dazu passende Ohr unter der Heerde wieder herauszufinden. Auch ich war der glückliche Besitzer einer solchen Marke, die ich in Belidah gegen 150 Francs (freilich ein Spottgeld für einen feurigen Hengsten) umtauschte. Unser Bivouac war voll von kauflustigen arabischen Juden und europäischen Weinhändlern aus Belidah, und glich in vielen Stücken einem Jahrmarkte. Bis in die späte Nacht wurde getrunken und gesungen, und ein fremder Zuschauer würde wohl schwerlich vermuthet haben, daß mitten unter dieser lärmenden Fröhlichkeit meistens unzufriedene Herzen schlugen.

Nach Mitternacht, als bereits Alle von Müdigkeit und Wein im tiefsten Schlaf eingewiegt lagen, ertönte plötzlich ein fürchterliches Getrabe, wie von einer Menge heranstürmender Reiter; die rechte Seite des Carré's, gegen welche sich das Getöse zu nähern schien, war von einem erst kürzlich aus Frankreich angekommenen und meist aus Rekruten bestehenden Bataillon gebildet. Auf das Geschrei und Feuern der Schnurposten ergriff die jungen Helden ein so panischer Schrecken, daß sie, schlaftrunken und noch vom Wein benebelt, in das Innere des Lagers flohen, ohne ihre Gewehre zu ergreifen. Mit höllischem Geklirr stürzten die Pyramiden zusammen und »der Feind im Lager! . . . der Feind im Lager! . . .« ertönte es von allen Seiten. Viele Offiziere, im tiefsten Negligé, liefen mit den bestürzten Soldaten um die Wette; überhaupt war die Verwirrung, in Folge der am Vorabend gehaltenen Bacchanalien, weit größer, als ich sie je bei ähnlichen Gelegenheiten gesehen habe. Unser Bataillon hielt sich noch so ziemlich, wenigstens ließen wir unsere Waffen nicht im Stich, und erwarteten, wenn auch in regellosem Durcheinander, den Feind mit einiger Fassung . . . . Schon glaubten Einige in der Angst das Säbelgeklirr der eingedrungenen Kavallerie zu vernehmen, ja unser Oberlieutenant hörte sogar das Röcheln der Niedergehauenen, als wir zu unserm nicht geringen Erstaunen einige hundert Ochsen in der Dunkelheit gewahrten, die schnaubend und toll im Lager herumsprangen. — Dies war also der gefürchtete und Schrecken verbreitende Feind! . . . . .

Da wegen der Nähe des Städtchens kein feindlicher Überfall zu befürchten war, hatte man nämlich die Nacht über das zu unserer Proviantirung bestimmte Hornvieh außerhalb des Carré's auf der Weide gelassen. Eine hungerige Hyäne versuchte vermuthlich einen Angriff auf die Heerde, und diese, ihrem Instinkte folgend, flüchtete sich in das schlafende Lager, und verursachte eine lächerliche Scene, die später noch zu manchem blutigen Handel Veranlassung gab. Das Bataillon, welches zuerst so feige seine Waffen verließ und eigentlich den meisten Grund zu diesem schmählichen Wirwarr legte, trägt vielleicht noch heute den Beinamen le troupeau (die Heerde). Auch unser Oberlieutenant, dessen Antipathie gegen die arabischen Säbelklingen schon bekannt war, wurde wegen seiner lebhaften Einbildungskraft von den übrigen Offizieren und selbst von den Soldaten auf dem Rückweg tüchtig ausgelacht.

Nach zwei Rasttagen rückten wir den 19. November wieder in unsern Cantonirungsort Coleah ein. Die Befestigungsarbeiten mußten wegen des anhaltenden Regenwetters eingestellt werden, und der Winter verfloß ohne erhebliche Ereignisse. — —

Mit dem ersten Grauen des Tages verkündete der Donner der Kanonen am 1. Mai 1842 die Feier des Namensfestes Ludwig Philipps. Jeder Mann bekam bei dieser Gelegenheit einen halben Litre Wein und eine Gratis-Löhnung. Unser Kompagnie-Kommandant, ein reicher Gutsbesitzer aus der Provence, der seine Leute wie eigene Kinder liebte, beschenkte uns noch zum Überfluß mit einem Fäßchen Wein und drei Schafen, um die Fröhlichkeit dieses Tages zu vermehren. Jubelnd lagerten wir uns eben zu den dampfenden Schüsseln, als man plötzlich eine heftige Kanonnade von dem eine kleine Stunde entfernten Blockhause am Mazafran vernahm. Anfänglich hielten wir es für ein Freudenfeuer, doch bald zeigten uns die auf den umliegenden Blockhäusern aufgepflanzten Angriffs-Signale, daß die Araber uns einen unerwarteten Besuch während des Diners abzustatten gesonnen waren. Der General-Marsch schlug und wir verließen eiligst und mit schwerem Herzen die einladenden Hammelsbraten.

Kaum stand die Besatzung unter'm Gewehr, als eine bedeutende Masse feindlicher Kavallerie gegen das Lager drohend anrückte, begleitet von einer kriegerischen, widrig klingenden Musik und drei grünen Fahnen. An den rothen Mänteln erkannten wir bald, daß der größere Theil derselben aus den regulären Truppen Abd-el-Kaders bestand. Ihre Gesammtzahl mochte sich auf 2000 Mann belaufen, während unsere Besatzung kaum 700 zählte. Unser Oberstlieutenant, dessen Verwegenheit ich schon früher bei Fondouk erwähnte, und der zufällig auch hier das Kommando des Lagers führte, faßte in diesem kritischen Augenblick wie gewöhnlich einen schnellen Entschluß. Während zwei Zwölfpfünder den rechten Flügel der Feinde beschießen, stürzen wir mit Sturmschritt aus dem Lager auf das Centrum. Die Araber, über diesen unerwarteten Ausfall betroffen, gerathen in Unordnung, und weichen nach einem kurzen Widerstand trotz ihrer ungeheuren Überzahl unsern Bajonetten. Wir verfolgten sie tollkühn bis an den Fluß, in dessen Wellen noch mancher Araber seinen Tod fand. Erst nach vollbrachter That erkannten wir das Gefährliche dieses Wagestückes, bei dessen Mißlingen die ganze Besatzung und das Lager sammt dem Städtchen in Feindeshände gefallen wäre.

Einer meiner Freunde, Namens Mak, aus Sachsen gebürtig, der sich mit mir gleichzeitig in Paris engagirt hatte, wo er Medizin studirte, erschoß im Gedränge des Rückzuges einen arabischen Fahnenträger, der bereits die Mitte des Flußes erreicht hatte. Beim Anblicke des vom Pferd gesunkenen Feindes stürzt sich der kühne Jüngling in die Fluthen, und entreißt die Fahne fünf Arabern, die zur Hilfe des Gefallenen herbeigeeilt waren; trotz zwei erhaltener Wunden gelangt er glücklich wieder ans Ufer, und übergibt dem Kommandanten die mit seinem Blut errungene Standarte. Zur Belohnung seiner ausgezeichneten Tapferkeit erhielt er kurze Zeit darauf das Ritterkreuz der Ehrenlegion. Er war der einzige von meinen früheren Bekannten, welchem diese Auszeichnung zu Theil wurde, die er leider nicht lange genoß, denn vier Monate darnach fiel er bei einem hitzigen Gefecht in die Hände der Araber, die ihn auf die grausamste Weise ermordeten.

Zwei Tage nach dieser Affaire erhielten wir die traurige Nachricht, daß bei einer Redoute, genannt ferme Carron, das Namensfest des Königs noch blutiger gefeiert wurde. Die Araber waren auf ihrem Streifzuge schon um 10 Uhr Morgens dort angelangt, und zeigten sich anfänglich nur einzeln auf einer der Redoute gegenüberliegenden Anhöhe. Die 2. Kompagnie unseres Bataillons, unter dem Befehle des Capitains Müller, bildete daselbst die kleine Besatzung. Dieser Offizier gewahrte kaum die zerstreuten Feinde, welche durch ihre erfolglosen Schüße auf die Redoute unsere Leute zum Kampf aufzufordern schienen, als er auch unbesonnen

mit seiner ganzen Mannschaft, ausgenommen einen Korporal und sechs Mann, welche die Lagerwache hatten, einen Ausfall wagte, um, wie er sich ausgedrückt haben soll, diese vier Bauern zu verjagen. Die listigen Feinde zogen sich allmälig zurück, lockten so ihre zu eifrigen Verfolger bis auf die Anhöhe, und dort stürzte plötzlich die ganze Masse der Kavallerie über das kleine Häufchen her. Die Überfallenen wehrten sich wie Helden; bei 90 Araber bezahlten mit ihrem Leben das Blut dieser Tapfern, doch endlich siegte die Übermacht. 56 nackte blutige Leichname, ohne Kopf, lagen in einem Kreis dicht nebeneinander, ihren Anführer in der Mitte, wie sie auf der Stelle gefochten hatten, von der sie keinen Schuh breit wichen, bis auf den letzten Mann. Nur dem Tambour, einem Knaben von 14 bis 15 Jahren, der seinen Vater unter dem Messer der Feinde hier enden sah, schenkten die wüthenden Araber das Leben. Er wurde als Gefangener in das Gebirg geführt, wo er drei Monate, bis zu der im Juli desselben Jahres erfolgten Auswechslung der Kriegsgefangenen, sein Leben unter den fürchterlichsten Mißhandlungen qualvoll zubrachte.

Unbegreiflich blieb es stets, daß die Araber, nach dieser schauerlichen That, die nur von sieben Mann besetzt gebliebene Redoute nicht überfielen und plünderten. Nach der Aussage des Tambours, von dem ich in der Folge die nähern Details dieser Begebenheit erfuhr, entstand unter den Arabern ein heftiger Wortwechsel; Einige schienen für den Angriff der Redoute zu stimmen, indem sie mit lebhaften Gebärden auf selbe hinwiesen, Andere waren dagegen; endlich erhob ein alter Anführer seine Stimme und hielt eine kurze Rede, deren Inhalt leider dem Tambour nicht verständlich war, und bei welcher der Sprechende sehr oft Hände und Augen gegen Himmel erhob. Der wilde Aufruhr war plötzlich gedämpft; der alte Redner mußte die Barbaren milder gestimmt haben, denn man gab dem Tambour, welchen man anfänglich ganz entkleidet hatte, sein Hemd und seine Schuhe wieder zurück. Sechs Araber nahmen ihn in ihre Mitte; den ganzen Tag und die Nacht darauf wurde ununterbrochen marschirt, ohne dem armen Gefangenen Nahrung oder einen Trunk zu reichen. Mit Schlägen und Säbelstichen ward er zum Gehen angeeifert, wenn Mattigkeit und Durst seine Schritte verzögerte. Im Gebirge ging es ihm nicht besser; ungeheuere Lasten schleppen, ganze Tage den Pflug ziehen, oder in großen irdenen Krügen Wasser tragen, war seine Beschäftigung; die Nahrung bestand meistens in wenigen Stachelfeigen oder wilden Beeren, und selten wurde ihm ein Stück Kuchen oder ein wenig Kuskussu zu Theil, dabei Mißhandlungen jeder Art; besonders die Weiber hatten sich ihm durch ihre Erbitterung unvergeßlich gemacht. Bei jeder Veranlassung, oft nur aus Zeitvertreib, warfen sie ihn mit Koth und Steinen, hetzten ihre Hunde auf ihn u. s. w. In der Nacht wurde er, mit gebundenen Händen und Füßen, neben ein Zelt unter freien Himmel gelegt; kurz sein Elend hatte bereits die höchste Stufe erreicht, und schon war der Unglückliche entschlossen, sein Leben mit eigener Hand zu enden, als die erwähnte wechselseitige Auslieferung der Gefangenen ihn von seinen unmenschlichen Peinigern unverhofft befreite.

9. Avancement. Landung. Duell und Arrest. Exekution an drei Arabern.

»Auf uns hat man gewiß wieder vergessen, und das alte Sprüchwort: »Das Roß arbeitet, der Esel hat den Vortheil davon,« wird sich auch diesmal bewähren! ...« sagte ich eines Tages mißmuthig zu einem meiner Freunde, der gleich mir schon seit längerer Zeit vergebens auf ein Avancement gehofft hatte.

Ein trockenes »Kann seyn« war seine Antwort, und wir traten in Reih' und Glied, um die Verlesung der auf die Niederlage vom 1. Mai erfolgten Beförderungen zu vernehmen. Wie groß war mein Erstaunen und meine Freude, als ich mich unverhofft zum Korporalen bei der 1. Kompagnie des 3. Bataillons ernannt hörte. Ein neubeförderter General kann wohl schwerlich mit mehr Wohlgefallen sein Diplom lesen, als ich die kurzen Worte der Ordre vernahm; es war die erste Stufe zu jener hohen Leiter, die ich (leider nur im Traume) ersteigen wollte. Mein Freund Steiner, Sohn eines preußischen Hofrathes, konnte diesmal mein Glück nicht theilen, denn er blieb vergessen.

Das 3. Bataillon, zu welchem ich transferirt wurde, lag zu jener Zeit in Mostaganem (Provinz Oran). Den 25. Mai langte ich nach einer zwanzigstündigen Fahrt mit dem Dampfboot Neptun daselbst an. Die Ausschiffung bei stürmischem Wetter ist an der Küste von Mostaganem, die ohne Hafen, blos ein flach auslaufendes Ufer hat, äußerst gefahrvoll, ja manchmal unausführbar, und die Fahrzeuge sind oft gezwungen, bei herannahendem Sturme in die mehre Seemeilen entfernte Bucht von Arzew zu flüchten. Auch ich wurde auf dem kleinen Boote, welches mich ans Land setzte, so unbarmherzig herumgeschaukelt, daß ich im Stillen meine neue Würde tausendmal verwünschte, da sie mich der gräulichen Gefahr aussetzte, jeden Augenblick einem jener häßlichen Seeungeheuer, die in Menge unser Schiffchen lustig umgaukelten, als Speise zu dienen.

Endlich erreichten wir das Land, oder vielmehr das Boot stieß auf den sandigen Grund, und wir mußten geduldig noch eine Strecke von beinahe 300 Schritten bis an das Ufer durchwaten. Mein erster Wunsch war Speise und Trank, und da meine Finanzen sich eben nicht im besten Flor befanden, so begab ich mich an einen abgelegenen Ort zwischen einige Haufen alten Bauholzes, öffnete meinen Tornister und begann eine genaue Untersuchung, um die allfällig vorhandenen überflüssigen oder entbehrlichen Effekten einem Juden zu überliefern.

Das Resultat meiner Nachsuchungen war sehr bescheiden: ein Hemd, ein paar rothe Epauletten, als Andenken von Fondouk, und ein schlecht vergoldetes Medaillon mit den Haaren einer Spanierin, die mir für dieses Geschenk zwei Sacktücher gestohlen hatte. Für diese Artikel erhielt ich nach langem Handeln 30 Sous, und eilte vergnügt in ein Kaffé-Restaurant, aus alten Brettern erbaut, wo ich mir's vortrefflich schmecken ließ.

Während ich mich emsig beschäftigte, den vor mir stehenden Teller von seinem Inhalt zu säubern, traten einige Korporale des 32. französischen Infanterie-Regimentes in die Schenke.

Zwischen diesem Korps und der Legion herrschte seit langer Zeit, aus mir unbekannten Gründen, ein unvertilgbarer Haß, der oft blutige Auftritte herbeiführte.

Auch hier sollte es nicht leer ausgehen. Nachdem die Eingetretenen (wenn ich nicht irre, waren ihrer fünf) einen langen musternden Blick auf mich geheftet, flüsterten sie einige Worte unter einander, worauf einer von ihnen eine Portion Fricandeau verlangte. Man reichte sie ihm, und nach den ersten Bissen stieß der saubere Gast seinen Teller mit solcher Heftigkeit von sich, daß die braune Sauce mir beinahe das Gesicht überzogen hätte. »Diese Mélange,« rief er dem Wirthe zu, »mag für die hungrige Legion taugen, aber nicht für uns, wir sind Franzosen!« — »Und wir Ausländer, die eurem König oft besser dienen als ihr Fanfarons (Prahlhänse),« erwiederte ich nicht ohne Heftigkeit, indem ich meinen Gegner mit verachtendem Blicke von oben bis unten maß.

Es erfolgten wechselseitig noch einige derbe Titulaturen, endlich konnte ich meinen Zorn nicht bemeistern, und versetzte dem Franzosen eine nachdrückliche Ohrfeige.

Diese unerhörte Beschimpfung mußte natürlich im Namen des ganzen Regimentes gerächt werden, und der Beleidigte forderte augenblickliche Genugthuung, die ich ihm nach militärischem Gebrauche nicht verweigern durfte. Wir leerten unsere Flaschen und begaben uns an den Meeresstrand. Einen Kollegen der Legion, dem wir zufällig auf dem Wege begegneten, erbat ich mir zum Sekundanten und übertrug ihm, im Falle ich verwundet oder getödtet werden sollte, die Sorge für Gewehr und Tornister, die ich in der Schänke zurückließ. Nach den gewöhnlichen Formalitäten erklärte ich meinem Gegner und den Sekundanten, daß ich zwar bereit sey mich zu schlagen, jedoch sehr wenig oder gar nichts von der Fechtkunst verstehe, daher man von mir keine schulgerechten Hiebe zu gewärtigen habe. »Desto schlimmer für Euch,« erwiederte er mit schadenfrohem Gesichte, und wir zogen vom Leder. War es allzugroßes Selbstvertrauen auf seine Geschicklichkeit, oder die Kraft meines Armes, kurz der Franzose fiel beim ersten Gang, mit zerspaltener Nase, rücklings auf den Boden. »Habt Ihr jetzt genug?« frug ich ihn trocken? — »Die Sache ist abgethan!« erwiederte er, sich die blutige Nase haltend. Ich reichte ihm die Hand zum Zeichen der Versöhnung, und kehrte dann mit meinem Sekundanten in die Schänke zurück, wo bis zum Zapfenstreich noch einige Flaschen geleert wurden.

»Wo Teufel haben Sie sich herumgetrieben?« rief mit barschem Tone der Sergent-Major, als ich erst um 9 Uhr Abends, das betreffende Beglaubigungsschreiben überreichend, mich als Zuwachs präsentirte. »Das Dampfboot ist um 11 Uhr Morgens hier angelangt, und Sie melden sich nach dem Zapfenstreich? schöne Aufführung!... Kein übler Anfang!... Sergent de Semaine! führen Sie ihn in Arrest!...« — Ich brachte Etwas von der Ehre des ganzen Korps und von einer gespaltenen Nase vor, um mich zu entschuldigen, doch vergebens. — »Was kümmern mich die Nasen des 32. Regiments, Sie hätten früher kommen sollen et voilà tout.« Er kehrte mir den Rücken, und ein dienstfertiger Sergent stand schon wie ein Schutzengel an meiner Seite, um mich über den Hof in eine finstere Arrestkammer zu transportiren. Die kleine Thüre schloß sich, und ein derber Fluch ward mir zum Empfang, denn ich hatte beim ersten Schritt einem schlafenden Kollegen auf den Kopf getreten; hastig fuhr ich zurück, wie jemand, der auf eine Schlange tritt, beim zweiten berührte ich wieder den Bauch eines Liegenden; mit einem Pardon camerade! versuchte ich eine Bewegung seitwärts, und neuerdings ertönte ein tüchtiges Sacre maladroit! »Ist denn das Teufelsloch ganz vollgepfropft!« schrie ich jetzt ungeduldig, »oder glaubt Ihr vielleicht, daß ich in der Luft schweben kann?« — »Werft den Ruhestörer in eine Ecke! . . .« rief eine Kehle, die mir vom Weine ziemlich alterirt schien! — »Was? wer will mich werfen? . . .« wollte ich sagen, aber im selben Augenblick versetzte mir eine unsichtbare Hand einen kräftigen Stoß, und ich stürzte auf die liegenden Gefährten wie auf lebende Kissen. Nach einem Chor von Verwünschungen ergriffen mich mehr als zwanzig Hände bei allen Extremitäten, und während ich mich wie ein Wurm sträubend herumwand, strömte ein Regen von Rippenstößen, Faustschlägen und Tritten auf meinen Körper. Von der dichten Finsterniß begünstigt, gelang es mir endlich einen Winkel zu erreichen, in den ich mich lautlos kauerte. »Der Anfang deiner Korporalschaft ist nicht sehr erfreulich,« dachte ich bei mir selbst, nachdem sich der Tumult gelegt hatte. »Kaum dem Schicksal des Propheten von Ninive entgangen, will dir ein erbitterter Franzose einen Flügel vom Leib hauen; ritterlich vertheidigst du die Ehre deines Regiments, und zum Dank steckt man dich ins Loch, und zerbläut dich noch obendrein so jämmerlich, daß morgen zwischen der Farbe deines Rückens und jener der Uniform wohl ein geringer Unterschied seyn wird. Dazu keinen Kreuzer Geld, und die erfreuliche Aussicht, daß mit Tagesanbruch ein Repetatur Dosis statt finden kann.

Mit dem anbrechenden Tag war jedoch zu meiner großen Beruhigung der Frieden wieder zurückgekehrt, und die Bewohner dieser Jammerhöhle, 29 an Zahl, welche, größtentheils vom Wein aufgeregt, mich Abends so unbarmherzig zerdroschen hatten, suchten jetzt durch Freundlichkeit und einige Gläschen Branntwein, die sie sich trotz des Verbotes zu verschaffen gewußt, so viel als möglich das Geschehene wieder gut zu machen. Bis zur Rapportsstunde wurde mir eine biographische Skizze meiner künftigen Kompagnie-Vorgesetzten mitgetheilt. »Dein Hauptmann«, begann Einer, »trinkt seine 10 bis 12 Flaschen täglich, ist selten nüchtern anzutreffen, und kümmert sich so wenig um seine Kompagnie, daß er beim Verlesen oft das Kompagnie-Numero vergißt. Der Oberlieutenant, ein Pole, der keine zehn Worte französisch versteht, ist ein seelenguter Mensch, aber dumm wie ein Rekrut, besonders beim Exerzieren.« — »Was den zweiten Lieutenant betrifft,« fügte ein Anderer hinzu, »kann ich Dir nur so viel sagen, daß ich Jeden herzlich bedauere, der mit ihm in Berührung kömmt; quel magot! ... grob wie ein Tornisterfutter! ... der hat schon manchen ins Unglück gestürzt; da war zum Beispiel erst kürzlich ein ..«

Im selben Augenblick öffnete man die Thüre, und ich wurde zum Rapport gerufen, wo man mich nach einem derben Verweis in Gnaden entließ.

Eine Menge Neugieriger von verschiedenen Nationen strömte eines Abends auf den großen Marktplatz, um der Hinrichtung dreier Araber beizuwohnen, welche außerhalb Mostaganem einen französischen Korporalen ermordet hatten. Ihr Urtheil wurde 24 Stunden nach vollbrachter That von dem Bey der Stadt ausgesprochen,

und noch am selben Tag vollzogen. Nach den arabischen Gesetzen wird in besonderen Fällen, zur Vergrößerung der Strafe, den zum Schwert Verurtheilten das Haupt nicht auf einen, sondern auf zwei oder drei Streiche, nach Willkür des Richters, abgeschlagen. Zwei der Mörder waren zur letztgenannten peinlichen Todesart verurtheilt. Dem Dritten, einem jungen Menschen von 18 bis 19 Jahren, wurde das Urtheil gemildert, und ihm blos die rechte Hand abgeschnitten.

Ich drängte mich unter die Zuschauer, mehr um den Gemüthszustand und das Benehmen der Schuldigen, als das blutige Schauspiel selbst zu beobachten. Die Gleichgiltigkeit, mit der diese drei Menschen dem nahen Tod entgegensahen, war in der That staunenswürdig. Kein Zug ihres Gesichtes, kein Blick verrieth Furcht oder innere Aufregung. Nur ein starker entschlossener Geist, oder eine, selbst für die eigene Existenz gänzlich gefühllose und abgestumpfte Seele konnte mit solcher Resignation den Nacken unter das Henkerschwert beugen, und es läßt sich schwer beurtheilen, welches von beiden diese rauhen Kinder der Wüste in dem entscheidenden Augenblick beseelte.

Die Hände auf den entblößten Oberleib rückwärts gebunden, mußten die zwei älteren Verbrecher mit unverbundenen Augen, und mit dem Gesichte gegen Sonnenuntergang niederknien. Der Chiaouch (Tschausch) setzte die scharfe Klinge seines langen gebogenen Messers an den Nacken des Knieenden, ein leichter Zug, der kaum die Haut aufschlitzte, ließ eine rothe blutig perlende Linie zurück. Bei dem zweiten etwas stärker geführten Streich drang das Eisen zolltief in das Fleisch, und der Delinquent, ohne einen Laut von sich zu geben, senkte den Oberleib auf die Fersen; noch ein Hieb, und er sank röchelnd in den Staub. Mit seinem Gefährten, der mit festem Blicke der Hinrichtung zugesehen hatte, wurde eben so verfahren.

Nun war die Reihe an dem Jüngsten. Mit einem gewöhnlichen Tafelmesser schnitt der Chiaouch dem Unglücklichen die rechte Hand im Gelenke ab, und die Länge der Operation so wie die Anstrengung des Urtheilvollstreckers ließen mich vermuthen, daß seine rostige Waffe eben nicht sehr scharf gewesen seyn mochte. Nur ein unwillkürliches krampfartiges Zucken der Gesichtsmuskeln ließ den unsäglichen Schmerz erkennen, welchen der Gestrafte erdulden mußte; unverwandt blickte er auf die Bewegungen des fürchterlichen Messers, bis die Hand vom Arme getrennt auf die Erde fiel. Hastig raffte er sie auf, und verließ, den blutigen Stummel unter dem Bournous verbergend, kaltblütig und festen Schrittes den Richtplatz. Ich erfuhr später, daß solche Unglückliche ohne alle ärztliche Hilfe ihrem Schicksale überlassen werden, und meistens ihr Leben jammervoll enden.

Eine halbe Stunde entfert von Mostaganem liegt auf einer Anhöhe das berühmte Fort Mazagran, auf dessen Mauern 200 Franzosen unter dem Befehle des Lieutenants Lelièvre durch vier Tage den wüthenden Angriffen von 12,000 Arabern (sehr Viele halten diese Angabe für übertrieben) Widerstand leisteten. Ich hatte hier Gelegenheit den erwähnten heldenmüthigen Lieutenant als Oberstlieutenant persönlich kennen zu lernen, und kann, ohne eine lange Personsbeschreibung zu entwerfen, versichern, daß mit Ausnahme des dunkeln Schnurr- und Knebelbartes sein Aeußeres nicht leicht den gefeierten Helden von Mazagran verrathen hätte.

Die wenigsten Leser werden sich einen Begriff von den afrikanischen Kasernen machen können, die ich hier in Kurzem beschreiben will. Selbe bestehen meistens aus hölzernen, manchmal 8 bis 10 Klafter langen, und 18 Schuh breiten Hütten ohne Fenster. Das Licht fällt durch eine schmale längs dem niedern Dache angebrachte Oeffnung, welche in der Nacht mittels eines Brettes wie eine Fallthüre geschlossen wird. Von Tischen, Bänken oder Betten ist hier keine Rede; beim Essen sitzt oder kniet man auf der Erde. An einem durch die ganze Barake horizontal laufenden Balken, der viel Aehnlichkeit mit den Gewehrschranken unserer Hauptwachen hat, und kaum fünf Schuh von den Seitenwänden entfernt ist, wird ein Stück Drillich (Hängmatte) aufgespannt; diese unbequeme Lagerstätte und eine Wolldecke bildet die ganze Bettfournitur, worin man ausgestreckt und unbeweglich wie in einem Sarge die Nacht zubringen muß. Bei schönem Wetter zogen wir es vor, außerhalb unserer Stallungen (dies ist eigentlich die passendste Benennung für eine solche Barake) unter freiem Himmel zu schlafen. In größeren Städten sind die Gebäude zwar von Stein, aber die innere Einrichtung bleibt dieselbe. Natürlich wimmeln solche Behältnisse von Ungeziefer jeder Art; und besonders die Ratten zeichnen sich hier durch ihre Menge und Verwegenheit aus. Einigemal war ich Augenzeuge, wie diese Thiere über ein brennendes Stück Kerze, das man in Ermangelung eines Leuchters auf einen Balken geklebt hatte, mitten unter den plaudernden Soldaten hervorstürzten, und es in ihre Verstecke schleppten, während die erstaunte Assemblée im Finstern zurückblieb.

Jagdvergnügen.

Humoreske nach dem Englischen.

1.

»Gute Nacht, Briggs,« sagte Mr. Barnsley Birdseye, ein dicker Gentleman von mittlerem Alter, wachsgelbem Gesichte und kleinen scharfen grauen Augen. »Schlag zwölf Uhr fährt der Train ab; es ist verwünscht unangenehm, um Mitternacht aufzustehen.«

»Hat denn die Abfahrt nicht bis zum Morgen Zeit?« fragte Briggs, wie sein Freund ein zur Ruhe gesetzter Anwalt.

»Ich meine eben morgen Mittag. Aber muß ich nicht im Finstern aufstehen, wenn ich mich rasiren, frühstücken will und alles das?«

»Und wohin gehen Sie?«

»Auf die Hetzjagd.«

»Wahrhaftig! Sie, ein Mann, der in seinem Leben nie London verließ, außer während der Studienzeit in Cambridge! Sie auf die Hetzjagd!«

»Und warum nicht? das Nichtsthun ekelt mich an. Jagdlust ist das Laster eines Gentlemans. So ging ich denn vor einem Monate nach Tattersall, kaufte

eine prächtige Meute Hunde und ließ mich in den Jagdklub einschreiben.«

»Aber um des Himmels willen, verstehen Sie was von Windhunden? Wie wollen Sie ihn abrichten, heilen? Wo ist Ihr Revier?«

»Wir Mitglieder des Klubs brauchen kein Revier, jeder Liebhaber rechnet sich's zur Ehre, uns das seine anzubieten. Für die Hunde habe ich einen geschickten Wärter gedungen — nur zu 50 Pfund jährlich und 20 für jede gewonnene Wette. Mein Stall ist auf der Hampsteadhaide und ich besuche ihn täglich.«

»Nun endlich einmal etwas Vernünftiges. Das Reiten ist gesund, eine heilsame Leibesbewegung.«

»Wo denken Sie hin? Ich reiten! Hals und Beine würde ich brechen. Nein, ich fahre vorsichtig im Omnibus.«

»Aber wenn Sie nicht reiten, wollen Sie zu Fuße die Hetzjagd über die Felder machen? Sie haben ein ansehnliches Bäuchlein.«

»Ich fahre in einer leichten Postchaise.«

Briggs mußte laut auflachen. »Mich wundert, daß Sie nicht lieber schießen. Es ist eben so unterhaltend, und kostet nicht halb so viel.«

»Hol' der Teufel das Geld; ich habe genug und es ziemt einem Gentleman, etwas aufgehen zu lassen. Uiberdies müßte ich beim Schießen laufen und schwitzen, wie ein Landjunker. Bei der Hetzjagd haben die Hunde die Arbeit und ich sehe zu. Ein herrliches Vergnügen. Bequeme Fahrt nach Puddenwell, zwei Stunden auf der Eisenbahn, delikates Mittagmahl, dann die gentlemanliche Hetzjagd, Wetten — Freund, kommen Sie mit, ich stelle Sie dem Klub vor.«

»Ich danke, ich bin für alle Abende versagt.«

»Ah ich weiß; Miß Kitty Swallowly, nicht? Eine Heirat, drehen Sie sich, wie Sie wollen; man hält Sie fest. Ist eine frische fröhliche Jagd nicht vernünftiger?«

»So sehr mir die Heirat mißfällt, mißfällt es mir doch noch mehr, einen kleinen furchtsamen Hasen von einem großen langen Hunde niederrennen zu sehen!«

»Geschmacksache. Gute Nacht denn. Sonntag bin ich zurück, wir speisen zusammen und ich erzähle Ihnen meine Jagdabenteuer.«

2.

Am nächsten Morgen wurde Birdseye seinem eigenen Befehle gemäß um neun Uhr geweckt. Er schlug die Augen auf, hieß seinen Diener einen verwünschten Narren; drehte sich um, brummte und schlief wieder ein. Dasselbe wiederholte sich um zehn Uhr. Um eilf, seine gewöhnliche Aufstehstunde, erwachte er von selbst und nannte den Diener einen verwünschten Narren, daß er ihn nicht mit Gewalt geweckt — konnte sich vor Aufregung nicht rasiren, verschlang das Frühstück so hastig, daß er fast erstickt wäre, und schickte um einen Wagen.

Der Wagen kam, und nun hatte Birdseye an so vieles zu denken, — Stiefel, Beinkleider, Handschuhe, Peitschen, ein Buch zur Unterhaltung unterwegs, Befehle die Zeitungen nachzuschicken u. s. f., was alles zuvor hätte bedacht seyn sollen, — daß, als er fünfzehn Minuten vor Zwölf in den Wagen stieg, richtig die Hälfte vergessen war.

»Was thut's. Hurtig, Cabby, verdiene einen Extrashilling. Paddington-Bahnhof.«

Hinweg rasselte das Kabriolet den nächsten Weg; doch das tückische Schicksal ließ es in der ersten engen Gasse zwischen einem Karren und einem Kothwagen stecken bleiben. Niemand wollte Platz machen, bis endlich ein Polizeimann den Bedrängten erlöste. Und fort, fort ging es in sausendem Galop.

»Vorwärts, Cabby!« schrie Birdseye. »Ein verwünscht guter Kutscher.«

Trotz des Kreischens von alten Weibern und Kindern flogen sie dahin und kamen in den Bahnhof gerade noch zur rechten Zeit — den Pfiff des abfahrenden Zuges zu hören.

»Hier Euer Shilling, Cabby, Ihr habt ihn redlich verdient. Was soll ich nun thun?«

»Ein anderer Zug geht um Zwei,« sagte ein Träger; »wohin?«

»Station Downham.«

»Ah zur Hetzjagd. In dem jetzigen Train sind alle Gentlemen mit ihren Hunden; der nächste Zug, der in Downham anhält, geht um Fünf ab«.

»Auch recht, so komme ich um Sieben hinaus. Wie soll ich aber fünf Stunden umbringen. Ich will zurück; wo ist mein Kutscher?«

»Dort fährt er, so schnell er kann; prächtiges Pferd.«

»Wo ist mein Toilettekästchen?«

»Sie haben mir nichts gegeben, Sir, als diesen Mantelsack.«

»Der Teufel, der Kerl entführt mir das Toilettekästchen, ganz neu, — fünfundzwanzig Guineen werth. Schnell einen Wagen, hebt mir den Mantelsack auf, bis ich wiederkomme.«

Birdseye warf sich in ein Kabriolet, aber nach einer Viertelstunde mußte er verzweifelnd die Jagd aufgeben. Er mußte sich entschließen, nach seinem Klub zu fahren, wo er Briggs fand, und während er etwas zu sich nahm, ihn eine Ankündigung des Toilettekästchens schreiben ließ.

»Und die Hunde?«

»Richtig, die verwünschten Hunde. Slipsby ist mit ihnen voraus, jetzt wohl in Puddenwell.« Mit diesem Troste las Birdseye seine Zeitung, und um nicht wieder zu spät zu kommen, fuhr er um drei Uhr schon fort und wartete zwei Stunden auf dem Bahnhof. Er schlief ein; das Läuten einer Glocke weckte ihn.

»Ihr Billet, Sir!« sagte der Träger, ein anderer, als der zu Mittage.

»Billet! ich habe keines; schnell, erster Platz, Station Downham.«

Fast wäre es wieder zu spät gewesen, im letztmöglichen Augenblicke sprang Birdseye in den Waggon, der sich schon in Bewegung setzte. Alsobald setzte unser Jäger sein Schläfchen fort und erwachte erst in Downham.

»Kein Gepäck?« fragte der Kondukteur.

»Ja, einen rothen Mantelsack mit Stahlschloß.«

»Ich finde kein Passagiergut nach Downham,« betheuerte jener, »nur zwei Körbe Fische und ein Fäßchen Austern.«

»Ich gab es in Paddington heut Mittag einem Träger; es muß da seyn. Suchen Sie nur in allen Wägen nach.«

»Unmöglich, wir sind schon fünfviertel Minuten zu spät. Der Mantelsack wird mit dem nächsten Zuge nachkommen. Vorwärts.«

Die Pfeife schrillte und Birdseye stand allein mit einem Polizeimanne, der ihm den Gasthof zur Eisenbahn wies.

Es schneite und war ziemlich kalt. Ehe Birdseye im Gasthofe ankam, waren seine Londoner Stiefelchen ganz durchnäßt; er war froh, als er sie am Kaminfeuer trocknen konnte. Er bestellte Kaffee und Toasts (geröstete Brodschnitte) und einen Zweispänner nach Puddenwell.

»Kaffee,« lautete die tröstliche Auskunft des Wirths, »ist keiner zu Hause; nach Puddenwell sind elf Meilen, der elendeste Weg in England. Alle Wagen und Pferde sind unterwegs nach Puddenwell — den letzten nahm ein Diener mit einer Meute Grauhunde, der seinen Herrn vergeblich mit dem Zwölfuhrzuge erwartete.«

»Wie hieß der Herr?«

»Virginy — nein, Oronoko — auch nicht —«

»Birdseye vielleicht?«

»Ja richtig.«

»Das bin ich, es war mein Diener Slipsby. Schicken Sie doch um Kaffee, wenn Sie keinen zu Hause haben.«

»Drei Meilen in der Runde ist kein Kaufmann. Wäre vielleicht Warmbier mit Gin und Ingwer gefällig? Es macht warm und nach Puddenwell haben Sie's nöthig.«

Birdseye trank nie gebrannte Wässer, aber diesmal fand er sie köstlich. In diesem Augenblicke hörte man Räder rollen. Es war eine Postchaise, der Bursche wurde hereingerufen und war es zufrieden, Birdseye für eine halbe Guinee nach Puddenwell zu fahren.

Der Mond schien hell, und obgleich die Straße schlecht, der Wagen unbequem war, ging die ersten fünf Meilen alles ziemlich erträglich. Es ging bergauf, Birdseye wickelte sich in seinen Mantel und schlief. Ein heftiger Schlag, der ihm fast den Hals brach, weckte ihn auf; er lag auf der einen Seite, gerade über seinem Kopfe war ein Kutschenfenster.

»Liegen Sie ruhig,« rief eine Stimme, »gleich lasse ich Sie heraus. Nun, Sir, steigen Sie auf das Rad und springen Sie!«

Birdseye gehorchte und stand bis an die Kniee im Schnee, der Wagen lag umgestürzt in einer Grube.

»Wo sind wir? Was für ein verwünschter Ort ist das?«

»Ich weiß es selbst nicht, aber wir können nicht weit von Puddenwell seyn. Ich will die Pferde ausspannen; wir reiten weiter und lassen den Wagen einstweilen hier.«

Was war zu thun? Birdseye war zu furchtsam, zu reiten, er wolle lieber, sagte er, zu Fuß in die nächste Farm gehen und übernachten.

»Ja wenn eine zu finden wäre; in diesen Bergen ist leichter eine Nadel zu suchen, als eine Scheune. Sehen Sie etwas anderes als Hügel und Schnee? ich nicht.«

Wirklich sah Birdseye nicht einmal einen Busch.

»Ein herrliches Land für die Hetzjagd,« meinte der Bursch.

»Verwünscht herrlich, aber steigen wir zu Pferde und machen, daß wir aus der Herrlichkeit fortkommen.«

Mit Hilfe des Postburschen kroch er auf den Sattel und folgte dem Führer. Er fühlte sich sehr unwohl, theils von dem Warmbiere, theils vom Reiten. Dennoch ritt er mannhaft dahin, bis sein Pferd in einem Loch strauchelte und er über den Kopf schoß. Der Schnee bettete ihm weich; so raffte er sich auf und stieg wieder zu Roß.

»Dort ist schon der Thurm von Puddenwell,« schrie der Postbursch. »Hurra, Sir! Ich glaubte schon, wir würden auf dem Schnee in den Bergen schlafen müssen.«

Die bloße Erwähnung eines so ungastlichen Bettes ließ Birdseye sein Pferd antreiben, und eine Stunde später — langsam zog sich das Thal hinab — ritten sie in Puddenwell ein, ein kleines, alterthümliches Städtchen, wohin, die Zeit der Hetzjagden ausgenommen, kein Fremder sich verirrt.

»Hier ist das Haus,« sagte der Bursch; »das Klubzimmer ist im ersten Stocke.«

Birdseye stand auf dem Gange, die Lampe war im Erlöschen, das Haus todtenstill.

Er sah auf die Uhr, es war Mitternacht. Er rief laut; endlich kam ein Aufwärter. Er nannte sich als Klubmitglied, und verlangte ein Bett und seinen Diener Slipsby.

»Verzeihen Sie, Sir, die Herren vom Klub sind alle schon lange zu Bette; im Klubzimmer ist kein Feuer mehr; wir selbst wollten uns eben in die Scheunerkammer legen, denn alle Betten, auch unsere, sind besetzt. Doch bemühen Sie sich in die Küche; dort ist noch Feuer, ich rufe indessen den Herrn.«

»Thut das, guter Freund, und besorgt mir Kaffee, Toasts und ein paar Eier.«

Der Wirth kam und brachte die Kunde, daß Slipsby, als er gegen seine Erwartung keinen Stall bestellt gefunden habe, mit der Meute auf die nächste Farm, fünf Meilen weiter, gezogen sey.

»Es thut nichts; besorgen Sie mir nur Kaffee, etwas zu essen, ein Bett —«

»Ersteres haben Sie in einigen Minuten; aber alle Betten sind voll, die ganze Stadt ist überfüllt. Vor vierzehn Tagen hätten Sie ein Bett bestellen müssen. Die Dienerschaft liegt in der Waschkammer auf Stroh, und durchwacht die Nacht.«

»Ich gebe ein Guinee für ein Bett!« rief Birdseye mit Nachdruck.

»Das ist der gewöhnliche Preis während der Hetzjagden.«

»Also zwei, drei, so viel Sie wollen.«

»Es ist unmöglich, Sir. Doch hier bringt der Aufwärter den Kaffee und das Uibrige. Er soll einmal in die Stadt sehen, was sich für Sie thun läßt.«

Ehe noch Mr. Birdseye mit dem Kaffee fertig war, brachte der Aufwärter die Freudenbotschaft, daß der Bäcker etwas weiter unten in Anbetracht der drei Guineen zwei Stunden früher — er machte den Teig um 2 Uhr an — aufstehen und dem Gentleman sein Bett abtreten wolle. Der Wirth versah ihn mit reinen Uiberzügen, und um ein Uhr endlich legte sich Mr. Birdseye zu Bette. Dem Aufwärter trug er auf, Slipsby auf den nächsten Morgen hieher zu bestellen.

3.

Mr. Birdseye wachte von selbst auf. Anfangs wußte er gar nicht, wo er war. Als er sich besann, meinte er, an dem fremden Orte sey er vor seiner gewohnten Zeit aufgewacht, umsomehr als Slipsby noch nicht dagewesen. Er sah nach der Uhr; sie war abgelaufen. »Thut nichts,« meinte er, »ich bin verwünscht müde, ich mache noch ein Schläfchen.«

Wie lange er schlief, wußte er nicht; aber als er erwachte, mußte es wohl weit am Tage seyn. Aber Slipsby war noch nicht da; so drehte er sich denn um und wollte wieder schlafen, konnte aber nicht. Er zog sich halb an, warf seinen Uiberrock als Schlafrock um, zog den Vorhang vom kleinen vergitterten Fenster und sah auf die Straße. Nichts war zu sehen als Schnee und eine eben langsam abfahrende Postchaise, darin zwei bis an die Nasenspitze in ihre Mäntel gewickelte Gentlemen.

Er öffnete das Fenster und sah rechts und links hinaus. Nirgend eine lebende Seele. Dort aber stand der Kirchthurm, und auf der Uhr wies der Zeiger auf Eins Nachmittag.

»Wo ist eine verwünschte Glocke?« rief Birdseye überrascht, und suchte neben und unter dem Bette, in jedem Winkel. Nirgend eine Spur von einer Glocke. »Holla, heda, Leute!« brüllte er endlich aus Leibeskräften.

»Was gibt's?« sagte ein Bursch mit einem so weiß eingestaubten Gesichte, als sollte er einen Geist spielen.

»Wo ist der Herr?«

»Aus mit dem Brodkarren.«

»Und die Frau?«

»Wir haben keine.«

»Wo ist also die verwünschte Magd?« schrie Birdseye mit der Kälte des höchsten Zornes.

»Wir haben nur eine Ladenfrau und die ist nach Hause gegangen, ihr Kind zu tränken.«

»Ich wollte, es ertränke; laufe also in den Gasthof.«

»In welchen von beiden?«

»Herr Gott, das bringt mich um. Wo der verwünschte Klub zusammenkommt.«

»Einen verwünschten Klub gibt es hier nicht, nur einen Hetzjagdklub.«

»Den meine ich ja eben, dorthin laufe und hole meinen Diener — Mr. Birdseye's Diener Slipsby, und ist er nicht dort, so soll mir der Wirth einen Aufwärter schicken, oder ein Stubenmädchen, oder einen Hausknecht, oder auch nur ein Scheuerweib — und bestelle einen Barbier. Du bekommst eine halbe Krone.«

»Die wäre leicht verdient. Wollen Sie indeß hinunter kommen und auf den Laden Acht geben, so bin ich gleich zurück.«

»Einen verwünschten Laden hüten? Ich? Ich lasse mich hängen, wenn ich's thue.«

»Dann kann ich nicht aus dem Hause. Der Meister ist schlimm und ich bekäme eine tüchtige Tracht Schläge.«

»Kannst Du die Thür nicht zuschließen?«

»Warum nicht gar! Wenn ein Kunde kommt und die Thür ist zu, regnet es Hiebe. Sie müssen im Laden bleiben, wenn ich gehen soll.«

»Nun wenn es seyn muß — mach' aber schnell!« sagte Birdseye und pflanzte sich hinter den Ladentisch. Die Sache machte ihm Spaß. Kaum aber war der Bursch eine Minute fort, als ein kleines Mädchen hereinkam und vor dem dicken fremden Mann ohne Halstuch erschrack, der aussah, als wollte er beißen.

»Nun was gibt's, liebe Kleine,« sagte Birdseye so mild und schmeichelnd, als er unter solchen Umständen konnte.

Das Mädchen sagte scheu: »Mutter braucht eine Zweipfennig-Schrippe.«

»Natürlich; hier ist sie, liebes Kind,« und er reichte ihr einen Laib Brod.

»Wie groß sind die Schrippen seit gestern geworden!« sagte das Kind lachend. »Und dann braucht Mutter um einen Pfennig Bienenwachs und einen Rothfisch.«

Birdseye stellte sich taub, um die Frage noch einmal zu hören, aber verstand sie eben so wenig; bis sie ihm endlich mit dem Finger zeigte, was sie wollte. Da wurde er gewahr, daß das Bienenwachs ein dünner Käse, an Härte seinen Spottnamen rechtfertigend, und der Rothfisch ein Bückling war.

Da Birdseye den Kurs des Käses nicht kannte, so schnitt er für den Pfennig etwa ein halbes Pfund ab und ließ sie selbst sich einen Bückling in der Tonne aussuchen.

»Bitte, Sir, Mutter wird das nächstemal zahlen,« sagte das Kind, und verließ den Laden vor Freude grinsend.

»O ganz recht, liebe Kleine,« rief er ihr mit einem gegenarmengesetzvereinlichen Lächeln nach.

Birdseye war mit dem Erfolge seines ersten Handelsgeschäftes recht zufrieden, hoffte aber, daß seine Kräfte nicht wieder würden in Anspruch genommen werden Doch er täuschte sich. Die Erzählung des Kindes von der unerhörten Freigebigkeit im Bäckerladen verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und in fünf Minuten war der Laden voll Kunden, die alle auf Borg nehmen wollten.

»Mein Wirth muß ein gutes Geschäft machen,« meinte Birdseye, »mich wundert nur, daß er so verdächtigem Volke borgt. Aber ich will nicht mehr verkaufen, bis der Bursch zurückkommt.«

Kaum hatte er diesen Vorsatz ausgesprochen, so war der Laden geräumt; im selben Augenblicke kam der Bursch mit dem Aufwärter. Birdseye erfuhr nun, daß er für die Summe von einundzwanzig Pence verantwortlich geworden, da die liederliche Mutter des Kindes nie bezahlte. Er erlegte das Geld und schenkte dem Burschen die versprochene halbe Krone; denn Freigebigkeit war eine von seinen schwachen Seiten.

»Mein Diener ist nicht hier?« fragte Birdseye sogleich den Aufwärter.

»Nein.«

»Das wundert mich.«

»In den Bergen wird der Schnee zwei Ellen hoch liegen.«

»Ich ziehe mich um; laßt schnell meine Stiefel putzen, ich muß in den Klub.«

»Klub, Sir? Kein einziges Mitglied ist hier. Als sie früh das Wetter sahen, brachen sie allesammt auf,

und kommen erst zurück, wenn es besser ist. Die letzte Kutsche ging vor einer Viertelstunde ab.«

»Wohin sind sie gegangen?«

»Nach Hause.«

»Nun, es thut nichts; wenn ich nur ein Bett haben kann, falls ich bleibe, und eine Postkutsche, wenn ich nach Downham hinüber will.«

»O Betten gibt's jetzt genug, Sir; aber die Kutschen müssen erst zurückkommen, wenn sie können.«

»Ist mein Mantelsack gekommen?«

»Nein, Sir, vielleicht liegt er in Downham, bis Sie hinkommen; es geht keine regelmäßige Verbindung hinüber.«

»Sey es um einen Tag. Schickt mir den Barbier und sorgt, daß das Frühstück fertig ist, wenn meine Stiefel geputzt sind.«

»Jinks, der Barbier, macht seine Runde; sobald er den Klub rasirt, ging er aus und kommt erst spät Abends wieder. Doch wenn Sie sich selbst rasiren, hat der Herr das Nöthige. Jedenfalls wäre es besser, wenn Sie aus diesem unbequemen Loche in den Löwen hinüber kämen.«

Das meinte Birdseye auch, und so ging er in den Löwen. Nachdem er in einem hübschen Zimmer an einem Feuer Toilette gemacht, wies man ihn in das Klubzimmer, wo ein treffliches Frühstück bereit stand. Bei seinem großen Hunger glaubte er nie so gut gefrühstückt zu haben.

»Kapitalsaucen, Wirth!« rief er begeistert.

»Ja, Sir, vom Squire eigens bereitet; er ist ihretwegen berühmt und versorgt den ganzen Klub.«

»Welche edle Komposition von Pudding!«

»Nicht wahr? Des Squire eigenes Rezept.«

»Ich will sterben, wenn ich je ein delikateres gespicktes Beef gegessen habe.«

»Nirgends ist es besser; der Squire hat es mich gelehrt.«

»Das muß ein ausgezeichneter Mann seyn, dieser Squire.«

»Er ist es, Sir; aus der alten Schule, hält offenes Haus und freut sich, wenn Andere um ihn her essen und trinken und guter Dinge sind.«

»Es würde mich sehr freuen, seine Bekanntschaft zu machen.«

»Heute Morgens wäre es leicht gewesen. Der Squire hat mit den Herren vom Klub gefrühstückt. Da Sie aber so spät gestern ankamen und Ihr Diener früh noch nicht hier war, wagte ich es nicht, Sie wecken zu lassen.«

»Ist keine Hoffnung, daß die Post bald geht?«

»Ich fürchte, nein; die Gegend liegt sehr hoch.«

»Nun, ich will einen oder zwei Tage bleiben und sehen, wie die Sache sich wendet. Schicken Sie einen Boten nach Downham um meinen Mantelsack, und einen andern nach der Farm, wo mein Diener Slipsby mit den Hunden eingeschneit ist. Auch möchte ich eine Zeitung.«

»Wann wünschen Sie zu speisen und was?«

»Gegen Sieben, die Wahl überlasse ich Ihnen.«

Der Wirth gab ihm eine Zeitung, die zum Glücke jemand vom Klub zurückgelassen hatte und nahm seinen Abschied. Mr. Birdseye kaute eine Weile an dem Inhalte; nach einer Viertelstunde fing er an zu blinzeln und zu gähnen, dann wandte er sich auf dem Sopha um und war bald fest eingeschlafen.

4.

Als Birdseye erwachte, war der Tisch neben das Kaminfeuer gezogen, frisch gedeckt, und zwei brennende Wachskerzen standen darauf. Draußen fiel der Schnee in dichten großen Flocken. Der Wirth trat ein und eröffnete das Gastmahl mit geschmorten Lampreten und einer Terrine voll köstlicher Schöpsenbrühe. Ein leckeres Gericht löste das andere ab; alle hatte der Squire geliefert oder wenigstens erfunden. Wie tief schmerzte es Birdseye, die Bekanntschaft dieses Würdigen verschlafen zu haben. Schlimmer sah es mit dem Weine aus; der Wirth führte keinen, und zu dem Keller des Klubs hatte er den Schlüssel nicht. Er schlug ein Glas Punsch vor.

»Ich trinke nie Geistiges,« bemerkte Birdseye.

»Es ist des Squire's eigene Mischung; keine Spur von Nachwehen.«

Er brachte den gerühmten trotz Birdseye's ablehnendem Kopfschütteln und gab seinem Gaste ein Glas in die Hand.

»Wahrhaftig gar nicht übel,« sagte dieser, »verwünscht gut.«

Mr. Birdseye bezwang die Bowle, und als er zu Bette ging, sprach er seinen innigen Wunsch aus, es möge ihm glücken, dem Squire vorgestellt zu werden. Auf seine Frage nach den Boten erfuhr er, sie hätten beide des tiefen Schnees wegen unverrichteter Dinge umkehren müssen.

Der Morgen kam und mit ihm der Kellner mit der Nachricht, es habe die ganze Nacht geschneit und gefroren.

»Es thut nichts,« sagte Birdseye, »macht nur tüchtiges Feuer im Klubzimmer, besorgt mir ein Frühstück, wie gestern, und die Morgenzeitung.«

Der Aufwärter antwortete nicht, legte das Rasirzeug auf den Tisch und verschwand.

Birdseye stand auf, rasirte sich, warf einen ängstlichen Blick auf die Farbe seines Hemdes, des einzigen; — dann stürzte er die Stiege herunter. »Was ist das, Wirth, wo sind die Sauce, die Wildschweinpuddinge, die —«

»Es thut mir leid, Sir, ganz aufgegangen! Sie hatten gestern das letzte.«

»Und die Morgenzeitung?«

»Die Post kann nicht gehen, Sir, alle Straßen sind verschneit.«

»Was soll ich nun anfangen? Ich will in die Stadt, bestellen Sie eine Kutsche.«

»Ich bedaure, kommt die Briefpost nicht durch, um so weniger ein anderer Wagen.«

»Soll ich denn in diesem verwünschten Städtchen ohne Zeitung liegen? Ist keine Bibliothek da?«

»Wir haben keine; aber wenn Sie zum Geistlichen schicken, wird er Ihnen wohl einige Bücher borgen.«

»Gut, melden Sie ihm eine Empfehlung von Mr. Barnsley Birdseye, ich würde mich freuen, ihn um Fünf — hören Sie, um Fünf — zu Tische zu sehen, und wäre

sehr dankbar, könnte er mir mittlerweile einige Bücher leihen.«

Bald darauf kam der Aufwärter mit der Kunde zurück, der Geistliche sey krank und bedaure, daß er dem höflichen Gentleman nur theologische Bücher anbieten könne.

»Es thut nichts, wenn ich nur lesen kann. Ist Slipsby, mein Bursch', noch nicht gekommen?«

»Nein,« sagte der Wirth, »wir sind förmlich abgesperrt.«

»Ist hier kein anderer anständiger Mann, den ich laden könnte?«

»Keiner, so leid es mir thut. Es ist ein armer Ort, nur Gewerbsleute und Tagelöhner.«

»Dann müssen Sie selbst mit mir essen. Ich kann unmöglich einen verwünschten Tag ohne Zeitungen, Bücher und Gesellschaft verbringen. Lassen Sie uns ein gutes Mahl und den Whiskeypunsch des würdigen Squire haben.«

Der Wirth verbeugte sich und bereitete ein Mahl so gut er nur konnte, setzte sich und machte sich angenehm nach Möglichkeit.

Das dauerte so fünf Tage und immer noch fiel Schnee, nichts als Schnee. Unser Freund brachte einen dieser Tage im Bette zu, während seine Wäsche gewaschen wurde. Am sechsten verkündete der Wirth — es war ein Donnerwort — daß seine Speisekammer erschöpft und bei diesem Wetter von nirgendher Zufuhr zu erwarten sey.

»Thut nichts,« sagte Birdseye, »schicken Sie zum Fleischer um eine Schöpsenkeule; ich bin zufrieden.«

»Der Fleischer hat kein Stück Vieh mehr im Stalle. Der Schnee, Sir, der Schnee.«

»Verwünscht! Was ist zu thun? Also Schinken mit Eiern, Speck mit Eiern, was Sie wollen.«

»Speck und Schinken sind ausgegangen und ein Ei ist um keine Summe zu bekommen.«

Da der arme Birdseye die Aussicht vor sich hatte, zu verhungern, wollte er sich nicht mit Käse und Brod begnügen, blieb ihm nichts anderes zu thun übrig, als krank zu werden.

»Ich bin im Sterben — Wirth«, ächzte er, »ich fühle es —; senden Sie um einen Arzt, damit ich auf gesetzmäßige Art umgebracht werde.«

Es war ein glücklicher Gedanke, da er mit dem Arzte sich unterhalten konnte. Er grollte sich selber, daß er nicht früher darauf verfallen.

Diese letzte Hoffnung machte der Wirth schnell zu nichte. »Es thut mir leid,« sagte er, »Spints, unser Apotheker *, hat gerade vor dem Schneefall Puddenwell verlassen, und ist noch nicht zurück.«

»Was in der Hölle Namen soll ich nun thun?«

»Legen Sie sich zu Bette und trinken Habergrütze; Graupen haben wir auch zu Hause; und da Sie nicht Hemden wechseln können, wechseln Sie Leintücher; es ist glaub' ich das beste, was Sie thun können.«

Birdseye befolgte diesen weisen Rath und legte sich. Vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Puddenwell — als er schon einen halben Centner von seinem natürlichen Gewichte verloren — kam der Wirth mit freudestrahlendem Gesichte in sein Zimmer. Es hatte stark gethaut über Nacht und sicherlich wäre die Jagd bis Montag offen.

»Sind die Wege schon fahrbar?«

»Ja, Sir; der Apotheker und die Post sind angekommen.«

»Sogleich Kutsche und Postpferde nach Downham und meine Rechnung!« rief Birdseye und sprang aus dem Bette.

»Der Sekretär des Klubs wird sie Ihnen schon einhändigen.«

»Die Pest auf den Klub. Laßt mich einmal aus diesem Orte seyn und wenn ich je wieder — Sagen Sie dem verwünschten Postjungen, er bekommt eine Guinee, wenn er mich zeitig genug für den nächsten Zug nach Downham bringt.«

»Und Ihr Mantelsack, und Ihr Diener und Ihre Hunde?«

»Den ersten werde ich schon finden, dem Manne sagen Sie, er soll so schnell er kann nach Tattersall gehen, ich werde ihn sammt den Hunden an den ersten besten Bieter losschlagen.«

»Und der Squire, Sir, und die Saucen, und der Wildschweinpudding, und —«

»Ich werde ihm um die Rezepte schreiben. Und nun, theurer Herr Wirth, wenn Sie einen Funken von Gefühl im Herzen haben, schaffen Sie mich so schnell als möglich aus diesem verwünschten Städtchen fort. Ich stehe bei Ihrem nächsten Kinde Gevatter, wenn Sie wollen.«

Einem solchen Dringen war nicht zu widerstehen. Der Wagen fuhr vor die Thür, und mit einem so lustigen Sprunge, als er in seinem Leben nicht gethan, saß Birdseye darin. Die Mähren setzten sich in Trab, und als der Jäger das Städtchen im Rücken hatte, sandte er ein heißeres Gebet, als je eines, zum Himmel, er möge ihn gnädig davor bewahren, Puddenwell jemals wieder zu sehen. Während der Wagen langsam bergan kroch, fuhren mehre Kutschen und Chaisen vorbei; er ließ das Wagenfenster herunter und fragte den Kutscher um die Ursache dieser wunderbaren Erscheinung.

»Die Hunde, Sir, und die Gentlemen kehren nach Puddenwell zurück. Der Frost ist aufgegangen und morgen wird die Hetzjagd seyn. Soll ich umkehren?«

»Nicht um die Welt!« rief Birdseye rasch.

»Hier kommt der Squire, Sir. Es ist Alles richtig.«

»Weiche von mir, Versucher! Fort, oder um Deine Guinee ist es geschehen!« In diesem Augenblicke ritt ein hübscher stattlicher Mann vorüber.

Birdseye kam glücklich nach Downham, fand seinen Mantelsack, und nahm ein Billet für den nächsten Zug nach London.

»Und jetzt,« rief er fröhlich, »zu einem Mahle mit Briggs und dann die Zeitungen nachgeholt!«

Er kam in den Klub und fragte den Aufwärter, ob Mr. Briggs zum Speisen kommen werde. Nein, meinte der Gefragte; Mr. Briggs sey nicht im Klub gewesen seit seiner Vermälung mit Miß Kitty Swallowly, die gerade den Abend vor dem großen vierzehntägigen Schneefall stattgefunden. (Hood's Magazine.)

* Bekanntlich befassen sich in England die Apotheker gewöhnlich auch mit Kuriren.

Der Prager Bahnhof.

Ehe einige Decennien vergehen, wird sich über unsere Monarchie ein mächtig pulsirrendes Geäder von Eisenbahnen gezogen haben, dessen Hauptarterie, die beiden Ferdinandsbahnen, mit Riesenschritten nach beiden Endpunkten sich hindehnend, bald den Kaiserstaat in seiner ganzen Länge von Süd nach Nord durchschneiden wird. Triest und Prag, durch weite Entfernung und gewaltige Gebirge getrennt, werden einander binnen Kurzem durch die brausende Lokomotive so nahe gerückt seyn, daß trotz der gewaltigen Umwege und Krümmungen, welche die Beschaffenheit des Terrains den Eisenbahnen vorschreibt, der Verkehr nicht voller drei Tage bedürfen wird, um die beiden auf gewöhnlichem Straßenzuge achtundachtzig Meilen aus einander liegenden Städte zu verbinden. Und während Triest durch seine Schifffahrt, besonders durch die zahlreichen Dampfer seiner reichprivilegirten Lloydgesellschaft den Orient mit Oesterreich in die lebhafteste, rascheste Verbindung setzt, wird Prag nach Vollendung der nach Dresden zu führenden Bahn den Vermittlungspunkt mit Norddeutschland, ja mit dem ganzen nordwestlichen Europa bilden. Der Prager Bahnhof wird, da er beiden, sowohl der k. k. Wien-Prager-Staatsbahn, als der Prag-Dresdner-Eisenbahn als Stationsplatz zu dienen bestimmt ist, einer der Hauptknoten des mächtigen österreichischen Eisenbahnnetzes seyn. Dieser Bahnhof, dessen Abbildung wir unsern Lesern vorlegen, ist eines jener Bauwerke, welche — im Gegensatze zu so vielen andern — auf dem Bilde weit weniger großartig erscheinen, als sie es in der Wirklichkeit sind; die nicht so sehr durch Größe ihrer einzelnen Gebäude, als vielmehr durch die Gesammtheit derselben imponiren. Was wir hier im Prospekte sehen, zeigt uns vielleicht nur den achten Theil der Außenseite des Bahnhofs, von den Gebäuden seines Inneren ist nichts, höchstens hie und da eine Andeutung zu sehen. Nicht von der Seite, aus der Vogelperspektive müßte man dieses Bauwerk aufnehmen, um dem Beschauer einen vollkommenen Begriff von seiner Großartigkeit zu verschaffen. Dies aber war zur Zeit, wo der Bahnhof noch im Baue steht, noch eine Unmöglichkeit, selbst das gegenwärtige Bild ist noch nicht nach der Natur, sondern nach den Planzeichnungen aufgenommen; aber darum gewiß nicht minder treu.

Den besten Standpunkt, um den Bahnhof nach seiner Vollendung in seiner Gänze und mit seinem lebendigen Treiben zu überschauen, wird die Bastei bieten, jener Theil derselben nämlich, welcher, den Bahnhof mitten durchschneidend, ihn in zwei etwas ungleiche Hälften, den äußeren und inneren Bahnhof, theilt. Der innere Bahnhof, so genannt, weil er innerhalb der Stadtmauern (und zwar im Nordosten der Neustadt, zwischen dem Neu- und Poritscher Thore) gelegen, ist der kleinere Theil, 124 Klafter lang und etwas über 70 breit. Vor der Anlage des Bahnhofs (d. h. noch im Dezember 1844, denn erst knapp vor Weihnachten begann man diesen Theil durch Palissaden abzusperren und niederzureißen) standen auf diesem Raum 10 Gebäude, darunter eine Militärkaserne, mit geräumigen Höfen und weitläufigen Gärten, die ganze Häuserinsel zwischen der Pflastergasse, Reitergasse, Florenzgasse und Basteigasse einnehmend; im gegenwärtigen Augenblick erheben sich auf diesem Raume vier lange, parallel laufende Gebäude, von denen die beiden nördlichen die Magazine für die zum Transport bestimmten Waaren, die zwei südlichen die Personenhalle und das Passagieraufnahmsgebäude bilden. Letztgenanntes Gebäude, mit seiner Fronte gegen die Pflastergasse zugekehrt, sieht der Leser auf unserem Bilde in dem mit zwei Thürmen gezierten zweistöckigen Haus. Ein fünftes ähnliches Gebäude, das Ausgangsgebäude für Passagiere, wird mit der Fronte in die Reitergasse gehen.

Der äußere Bahnhof, bei einer Länge von 191 Klafter ungleich breit, aber an der breitesten Stelle über 150 Klafter messend, nimmt fast eine dreimal so große Area als der innere Bahnhof ein und reicht bis an den Žižkaberg, an dessen nördlichem Abhange die Wiener Bahn hinläuft, während die Dresdner, sich nordwärts abwendend, gleichfalls aus diesem Bahnhofe auf einem riesigen Viadukt (dessen Kosten mit Inbegriff zweier Moldaubrücken auf anderthalb Millionen fl. C. M. veranschlagt sind) durch Karolinthal, über die Hetzinsel, zwei Moldauarme und die Holešowicer Landzunge dem felsigen Moldauthale beim Dorfe Podbaba zueilen wird. Der größte Theil des Raumes, den jetzt der äußere Bahnhof einnimmt, gehörte zu den sogenannten Krenn'schen Anlagen und mußte um mehre Klafter abgegraben werden. Man kann denken, welche Massen von Menschenhänden diese ausgedehnten, riesenschnell vorschreitenden Arbeiten beschäftigten, und welch ein bewegtes Bild dieselben boten und noch bieten. Von den ersten Erdbewegungen, der Abgrabung, Aufschüttung, Planirung an, bis zum gegenwärtigen Moment, wo die meisten Gebäude sich schon erhoben haben und unter Dach gekommen sind, welch buntes Gewimmel der verschiedenartigsten Geschäfte! Da wurden Gründe gegraben, dort Baumaterial zugeführt, hier herrliche Quadern behauen oder Steinblöcke zu Säulen geformt, weiterhin erhoben sich, unter eifriger Regsamkeit von tausend Hämmern und Kellen, langgedehnte Mauerwerke, von tausend und aber tausend Schubkarren immer frische Zufuhr an Sand, Kalk, Mörtel, Ziegeln, Baustein erhaltend, hier hieben emsige Aexte die Balken zu den Dachstühlen zu, die man ein paar Schritte weiter zusammenzimmern sah, dort wurden Sparreneisen, als Stützen zukünftiger Vordächer emporgewunden, weiterhin Schieferplatten probirt, Polster, Schienen und Chairs abgeladen, untersucht, anderwärts große birnenförmige Kohlenkörbe aufeinander gehäuft — doch man würde sich in eine endlose Masse von Einzelheiten verlieren, wollte man das ameisenhaufenartige Treiben und Getümmel, welches seit Monaten auf den Bahnhofräumen herrscht, mit nur annähernder Wahrheit und Lebendigkeit schildern. Mögen einige Ziffern für diese Behauptung sprechen. Uiber viertausend Arbeiter (darunter tausend Maurer) sind unaufhörlich hier beschäftigt, und blos Zufuhr und Verbrauch von Kalk und Stein betrug täglich von ersterem 800 Strich, von letzterem 100 Kubikklafter. Wie viele Millionen Ziegeln wurden in diese Gebäude verbaut! Es bedurfte so energischer, umsichtiger Männer, wie die Gebrüder Klein, die Unternehmer dieses Baues und der ganzen Eisenbahn von Prag bis Olmütz, um alle die enormen Quantitäten



(Der Prager Bahnhof.)

an Material aufzutreiben, um alle die zahllosen und riesigen Arbeiten mit solcher Raschheit zu fördern, und dieses in so tausenderlei Details zersplitterte Ganze mit Alles überblickendem, nichts übersehendem Auge zu leiten.

Doch eilen wir, unsere Beschreibung, zu der uns nur noch wenige Zeilen gegönnt sind, zu vollenden — d. h. so weit zu vollenden, als der bisherige, noch unvollendete Zustand des Bahnhofes erlaubt, denn wir behalten es uns jedenfalls vor, nach dem Anlangen des ersten Trains auf diesen Bau, welcher der schildernden Feder so vielen Stoff bietet, nochmals zurückzukommen. — Wir empfahlen vorhin die Bastei als den besten Standpunkt zur Uibersicht des Bahnhofs. Man blickt von ihr aus gleichmäßig in beide Bahnhoftheile mitten hinein, nur die Thore, welche — dieselben verbindend — durch die Bastei gehen, bleiben dem Blicke entzogen, da der Betrachter gerade über ihnen seinen Standpunkt hat. Die ganze Bastei, wie sie — gegenwärtig etwa zur Hälfte vollendet — nun steht, wurde an der Stelle der alten gänzlich abgetragenen, in etwas veränderter Richtung von Grund aus neu aufgebaut, und sechs Thore (in zwei durch Magazine für Lokomotiven geschiedenen Gruppen) werden die Verbindung des äußeren und inneren Bahnhofes herstellen. Welch' ein Schauspiel, wenn am 20. August der erste Train aus Wien durch diese Thore einherbrausen wird! Ganz Prag harrt sehnsuchtsvoll des Moments und bereitet sich vor, diesen herrlichen Tag auf eine, der Municenz seines Monarchen, der es diesen herrlichen Bau verdankt, würdige Weise zu feiern! Möchte nur auch der gütige Monarch die Feier dieses Tages durch Seine allerhöchste Ankunft erhöhen, damit das getreue Prag das geliebte Antlitz dessen schaue, der mit väterlicher Huld das Wohl seiner Unterthanen fördert, der mit milder, weiser Hand die Geschicke seiner Staaten zu deren Bestem leitet.

Ein Besuch in der Besserungskolonie zu Mettray.

Von Eugène Nyon. Aus dem Französischen.

Eines Tages — der Abend war sehr schön — lustwandelte ich ein wenig in den Umgebungen von Tours. Ich war etwa eine Stunde von der Stadt, als ich plötzlich Leute mit dem Rufe »Feuer! Feuer!« an mir vorüber rennen sehe. »Wo brennt's!« fragte ich rasch. — »Eine halbe Stunde von da!« erwiederten sie mir und setzten ihren Lauf fort.

Ich folgte ihnen, in der Hoffnung, vielleicht helfen zu können. Kaum auf der Unglücksstätte angelangt, erblicke ich einen großen Haufen Kinder, welche eine Feuerspritze nachziehend und leinene Feuereimer tragend, in schnellem Trabe herankamen. Alle waren mit grauen Blousen, Pumphosen, großen Kamaschen und runden breitkrämpigen Hüten bekleidet. Die ganze kleine Schaar führten einige junge Leute in derselben Tracht, nur mit dem Unterschiede, daß deren Farbe blau war und daß sie am linken Arme eine Borde trugen. Mehre Männer in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung befanden sich unter ihnen. Noch hatte ich mich von dem Erstaunen über die plötzliche Erscheinung dieser uniformirten Kinder nicht erholt, als schon, unter dem Kommando eines jener Herren, ihre Hilfleistung organisirt war, die Feuerspritze arbeitete und die Eimer von Hand zu Hand gingen. In weniger als einer Stunde hörte das Feuer auf, von so jungen und zahlreichen Kräften unterdrückt.

Voll Verwunderung hatte ich zugesehen, ohne meine Hilfe anzubieten. Man hätte diese Kinder, die so geschickt das Element bekämpften, hier die Feuerspritze lenkten, dort die Balken erkletterten, nach ihrer Gewandtheit und Kaltblütigkeit für wirkliche Sapeur-Pompiers halten mögen. Erst als meine Hilfe unnütz geworden, bemerkte ich, daß ich müßig dagestanden. Während des Getümmels hatte ich niemanden gefunden, der mir über diese Kinder Auskunft gegeben hätte; jetzt aber erblickte ich einen jungen Mann neben mir, den gleich mir der Feuerlärm herbeigezogen hatte. Es war der Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers.

»Herr,« redete ich ihn an, »wer sind denn diese Kinder, die solche Thätigkeit im Feuerlöschen an Tag legten?«

»Das sind die Kolonisten von Mettray, die grauen Knaben nämlich; jene in blauer Kleidung sind die Contremaitres (Aufseher) und die Herren da unten, das sind die Beamten und Direktoren.«

»Aber was sind das für Kolonisten von Mettray?«

»Wie? das wissen Sie nicht? Sind Sie ein Fremder? Doch nein, Ihre Unkenntniß befremdet mich nicht; unsere gesellschaftlichen Zustände sind schon einmal derart, daß man sich eifrig nach jedem Pferderennen erkundigt, daß man von den Erfolgen einer Tänzerin von einem Ende der Welt bis zum andern spricht, aber von einer Anstalt nichts weiß, und sich nichts um sie kümmert, wie diese, in welcher Kinder, die sonst vielleicht ein fauler Fleck, eine Plage dieser gleichgiltigen Gesellschaft geworden wären, zu Ehrenmännern erzogen werden.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte ich erstaunt.

»Sie sehen diese Kinder, die sich eben ihren Mitbrüdern so nützlich erwiesen haben. Nun denn .. unter Allen ist kein einziges, das nicht über einem Abgrund geschwebt hätte — Alle waren bestimmt, die Central-

arbeitshäuser zu bevölkern, um dort ihre Erziehung zu erhalten.«

Ich schauderte, denn ich hatte bei dem Besuche solcher Anstalten gesehen, wie sehr die Kinder darin verdorben und im Laster verhärtet werden.

Und mein junger Freund zog mich bei Seite und gab mir eine Geschichte der Kolonie von Mettray, ungefähr in folgenden Worten:

»Ein Beamter, Rath am königlichen Hofe von Paris, Herr von Metz, hatte sich lange mit dem Strafsystem beschäftigt und ward von Mitleid ergriffen über das Loos jener Kinder, die oft durch Sorglosigkeit ihrer Eltern den Gerichten in die Hände fallen und von dort kraft eines Artikels im Code pénal, nach ihrer Entlassung an die Gefängnisse abgeliefert werden, wo sie in der Gesellschaft des verdorbensten Volkes auch bald vollends verderben. Er erkannte, daß diese Anstalten nichts als eine Pflanzschule von Uibelthätern sind, und wollte nun auch eine Pflanzschule gründen, aber eine Pflanzschule wackerer Männer und Landwirthe. Und das aus denselben Elementen, d. h. aus denselben Kindern, welche in den Gefängnissen zu bösen Menschen wurden. Er begann auf eigene Kosten zu reisen, besuchte alle Wohlthätigkeitsanstalten, durchforschte alle Gefängnisse Europas und Amerikas, und suchte nach Mitteln und Wegen, wie er seinen edlen Gedanken realisiren könnte. Nach langen Jahren kam er endlich von seinen Reisen mit dem Projekt einer Kolonie zurück. Aber dazu bedurfte es Grund und Bodens und ungeheurer Summen. Das war freilich eine Schwierigkeit, vor der Mancher zurückgebebt wäre; nur Herr von Metz nicht, er blieb seiner Idee treu und predigte sie überall. Da führte ihm Zufall oder vielmehr Fügung einen alten Schulkameraden in den Weg, Vicomte de Bretignères de Courteilles, einen edlen Mann, der seine Idee sogleich auffaßte, und sich mit ihm zu dem guten Werke verband. Wie viel Mühe und Anstrengungen es die beiden Begründer kostete, ehe sie zum Ziele gelangten, vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Der eine hatte Grund und Boden hergegeben, beide ihr Vermögen dem Werk geopfert, aber das reichte noch nicht hin, um Häuser und ein ganzes Dorf zu erbauen, denn die Kolonie kann gegenwärtig mehr als 300 Personen fassen. Das öffentliche Mitgefühl erwachte bei den seelenvollen Worten der beiden Gründer, aber nicht jenes ärmliche Mitgefühl, welches ein Almosen hinwirft, und das Gesicht abwendet; nein, die Gaben waren groß, wie der Gedanke, der sie hervorrief. Ein einziger Mann, der Graf d'Ourches, schenkte der Kolonie 160,000 Franken. Von dem Augenblick an, durch solche Theilnahme sanktionirt, konnte die Kolonie ihrer Ausführung entgegenschreiten. Aber dies war noch nicht Alles: man hatte das Material, man hatte eine Kolonie von Stein, aber noch nicht die Grundsätze der Organisation, noch nicht die kleinen Bewohner der Kolonie. Und vor Allem, man mußte ja der Gesellschaft alle wünschenswerthen Garantien für die Zukunft dieser jungen Menschen geben, für welche man vor Gott und den Menschen die Verantwortlichkeit übernehmen wollte. In dieser Absicht umgaben sich die Direktoren, die geringe Moralität des Aufsichtspersonals in den Centralhäusern wohl bedenkend, mit jungen, ehrlichen, empfänglichen Leuten, welche alle schwuren, sich den edlen Zwecken von Mettray zu widmen, und von den Direktoren in ihre Aufgabe völlig eingeweiht wurden. Das war die Schule der Contremaitres. Und jetzt, des Beistandes dieser wackeren Jünglinge gewiß, öffneten die Direktoren den Opfern des Art. 66 im Code pénal ihre Arme, und die Regierung sandte ihnen eine Anzahl Kinder zu, sagend: Versucht's ... wir sind auf den Erfolg begierig.

Und der Erfolg war ungeheuer, Herr; schon der Fall, dessen Zeuge Sie eben waren, muß es Ihnen beweisen. Hier löschten die Kinder eine Feuersbrunst, während sie in der Schule der Centralhäuser vielleicht gelernt hätten, Feuer anzulegen. Aber Sie müssen die Kolonie selbst besehen ... man wird Sie dort sehr wohl empfangen ... Ihnen Alles zeigen, denn Mettray ist wie ein Glashaus, man kann Alles sehen, was innen vorgeht.«

Ich versprach morgen dem Rathe des jungen Mannes zu folgen, dankte ihm für seine Mittheilungen und wir schieden. Ich wollte nach Tours zurückkehren, da fiel mein Blick noch einmal auf die Kinder. Sie standen in Reihe und Glied und bereiteten sich zum Abmarsch: man rief ihre Namen auf. Plötzlich hörte ich zu meinem Erstaunen einen Namen, der mir bekannt war: Joseph Godat. Der Knabe, der diesen Namen trug, war in meiner eignen Kommune verhaftet worden, und später hatte ich ihn bei einem Besuche in der Strafanstalt von Clairvaux wieder gesehen, wobei mir ein Kamerad desselben, Donatien, gleichfalls ein jugendlicher Sträfling, ein Schnupftuch aus der Tasche stahl. Mit Gedanken an die Verschiedenheit des Looses, das die Knaben dort in Clairvaux und hier in Mettray erwartete, kehrte ich heim.

Ich versäumte nicht, andern Morgens sogleich nach Mettray hinüber zu gehen. Welch' ein Anblick. Denke Dir mitten in einer herrlichen Landschaft eine Gruppe kleiner Häuser, einfach und ländlich, aber anmuthig für's Auge und etwas schweizerhüttenartig: eine Kirche von gleicher Einfachheit ragt mit einem Glockenthurme über diese Häuser empor, gleichsam andeutend, daß Gott über die Kolonie und ihre Kinder wache. Sieben der Häuser dienen zur Wohnung der Kolonisten. Mit welcher Kunst wurde hier im Raume gespart. Kann man's glauben, daß in einem und demselben Zimmer, freilich einem großen Zimmer, vierzig Kolonisten schlafen, ihre Mahlzeit einnehmen und Schule halten? Und doch geschieht dies in größter Ordnung und ohne die freie Bewegung zu hemmen. Jeder der vierzig Knaben hat ein Fach für seine Sachen, unter diesem Fach ist eine Hängmatte, die des Morgens zusammengelegt und an einen Haken gehängt wird, so daß der Raum im Zimmer frei bleibt. Des Abends, wenn die Schlafenszeit kömmt, werden auf ein Zeichen des Contremaitre's hölzerne, mit Haken versehene Stangen von zwei Seiten quer über das Zimmer gelegt, auf ein anderes Zeichen die Hängmatten an die Stangen angehängt, und da die Hängmatte auch an der Mauer schon befestigt ist, so erhält der Kolonist ein Bett, in welchem er einen so gesunden Schlaf schläft, als ihn gutes Bewußtseyn und ein in Arbeit verbrachter Tag nur immer verschaffen können. Nach Mauern, Gittern, Riegeln sah ich mich vergebens um, ich konnte mein Staunen über diese völlige Abwesenheit all' des Apparates, der an ein Gefängniß mahnt, nicht verhehlen.

»Wie können Sie darüber staunen,« sprach einer der Direktoren, der die Güte hatte, mich als Cicerone zu begleiten, »ist die Kolonie denn ein Gefängniß? Und welchen Grund hätten die Kinder, von hier weglaufen zu wollen? Sind sie hier nicht glücklicher als in den Centralhäusern, wo sie alle Laster lernen? Wissen Sie übrigens, wie wir sie festhalten? Mit einem Wörtchen! Wir sprechen zu ihnen: Kolonisten, die Regierung hat euch unseren Händen anvertraut, aber wir wollen keine andere Bürgschaft von euch als eure Ehre; ihr seyd Gefangene auf Ehrenwort. Diese einfachen Worte wirken mehr als die höchsten Gitter und die dicksten Mauern; seit zwei Jahren ist uns noch kein Kind entlaufen.«

Ich staunte.

»Glauben Sie aber darum noch nicht, daß wir die gehörige Wachsamkeit vernachläßigen. Unsere Contremaitres, fromme, wohlerzogene, fähige Leute, wachen fortwährend über diese verirrte Jugend und tragen nicht wenig dazu bei, sie auf den guten Weg zu bringen.«

Hatte ich schon das Aeußere eines Gefängnisses vermißt, so fand ich noch weniger in dem Antlitz der Kolonisten die sorgenvolle Miene Gefangener. Alle blicken offen und frei Ihnen in's Angesicht, es ist kein unverschämter, aber auch kein furchtsamer Blick. Das Beispiel der Contremaitres lehrt sie vollendete Höflichkeit, nie gehen sie an jemandem vorüber ohne zu grüßen, und auf jede Frage antworten sie offen und vergnügt, man sieht ihnen an, daß sie die Theilnahme freut, die man gegen sie zeigt. Die meisten dieser Kinder waren frühzeitig ihrer Eltern beraubt, oder von diesen verstoßen worden, sie kannten kein Familienleben, kein Band, das sie an irgend etwas knüpfte. Die Kolonie ist ihre Familie, eine fürsorgliche Familie geworden, welche sie adoptirt, sie, wenn ihre Zeit vollendet, auswärts versorgt und ihren edlen Schutz auch dann noch über sie ausdehnt. Viele, die in der Umgegend unterbracht sind, bringen ihre Sonntage in der Kolonie zu, als wäre diese ihr elterliches Haus, und finden dort immer ein freundliches Willkommen, immer einen Platz am Tische und einige Worte der Aufmunterung von Seiten der Direktoren, die sich stets mit Theilnahme nach allen ihren Verhältnissen erkundigen. Erklären, wie dieser Familiensinn unter die Kinder gekommen, heißt, die Organisation dieser Kolonie loben. Die Kolonisten sind in sieben Gesellschaften, sogenannte Familien, getheilt, deren jede mit einem Buchstaben des Alphabets bezeichnet ist. Es gibt eine Familie A, eine Familie B, u. s. w. Jede Familie besteht aus vierzig Kolonisten, in zwei Abtheilungen zu 20 Kindern geschieden, gleichsam zwei Aeste einer Familie, die aber immer gemeinschaftlich in einem Hause und unter der Aufsicht eines Familienvaters wohnt, der aus den Contremaitres gewählt wird. Der Familienvater wacht über seine Kinder, schläft neben ihnen, erkundigt sich nach ihren Bedürfnissen, straft sie für ihre kleinen Vergehen ganz wie ein wahrer Vater seine Söhne. Er wird von den Direktoren ernannt. Nun gibt es aber auch noch ältere Brüder, die aus der Mitte der Kolonisten und zwar von diesen selbst durch geheime Wahl gewählt werden. Ist die Stimmenmehrheit nicht absolut, so wird balottirt. Nicht Alter, sondern gute Aufführung, Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Arbeitsamkeit geben Ansprüche auf die Wahl zum älteren Bruder. Und die Kolonisten täuschen sich darin nicht! Sie wählen nicht diesen oder jenen, weil er etwa ein guter Bursch ist, der sie mehr spielen und plaudern lassen wird, als ein anderer, sondern sie berufen den zu dieser Würde, der sie verdient.

»Ihr Rechtsgefühl, welches sie bei dieser Wahl leitet,« — fuhr der Direktor, der mir alle diese Auskünfte ertheilte, fort — »ihr Rechtsgefühl bewährt sich immer. Ich will Ihnen einen Fall erzählen. Vor einiger Zeit ließ sich einer der Kolonisten ein Vergehen zu Schulden kommen, das für sein Alter und seine Verhältnisse groß genug war: er hatte nämlich Zucker gestohlen, und — obwohl auf der That ertappt — keck geläugnet. Es war ein Sonntag: die ganze Kolonie war in der Klasse vereinigt, um Gerechtigkeit zu pflegen, d. h. um Lob oder Tadel, je nach Verdienst, zu vertheilen, was allsonntäglich nach der Messe geschieht. Da fiel es uns ein, den Schuldigen auch von den Kolonisten selbst richten zu lassen. Wir riefen die älteren Brüder und ein Mitglied aus jeder Familie und setzten aus diesen eine Art Geschwornengericht zusammen. Nachdem ihnen die Sache vorgetragen worden war, hielten sie Rath und verurtheilten selbst ihren Kameraden auf zwei Wochen zur Zelle. Denn wir haben so ein kleines Strafgemach; ist es unsere Pflicht, den Vergehen der Kinder vorzubeugen, so ist sie es nicht minder, die begangenen zu strafen und zwar streng zu strafen.«

Ich bezeugte dem Direktor, wie trefflich ich diese Einrichtung finde, und wie sehr namentlich der eben erzählte Fall zu Gunsten von Mettray spreche. »Aber,« fuhr ich fort, »wie verwenden die Kolonisten ihre Zeit und was arbeiten sie?«

»Eine der Ideen,« — erwiederte der gefällige Mann — »eine der Ideen, welche Mettray gründeten, ist die, daß man diese Kinder für einen Stand erziehen müsse, der sie von den großen Sammelplätzen der Bevölkerung entfernt halte, denn dort wären sie mehr als anderwärts den Gefahren böser Gedanken ausgesetzt. Die Hauptbeschäftigung der Kolonisten ist daher Ackerbau: dieser Bestimmung von Mettray liegt noch eine andere sociale Rücksicht zu Grunde. Es scheint, als würde der Ackerbau von Tag zu Tag mehr vernachläßigt; Bauersleute erziehen nicht selten ihre Kinder für den Stand der Advokaten, Künstler, Gelehrten; es ist also gut, daß daneben eine Kolonie besteht, welche, wie diese, praktische Landwirthe bilde. Uiberdies haben wir auch mechanische Werkstätten, wo die Kolonisten allerlei mechanische Künste lernen, besonders solche, die den Landbewohnern nützlich seyn können. Wir haben z. B. eine Schmiede und eine Wagnerwerkstätte, in denen alle Ackergeräthe verfertigt werden. Hier nebenan sehen Sie eine Holzschuhmacherei; wir zählen unter den Kolonisten geschickte Leute, die zwanzig Paar Holzschuhe in einem Tage machen; dann besitzen wir Schneider- und Schusterwerkstätten, weiter eine Bäckerei; denn die Kolonie will durch sich selbst leben und nichts, was für ihre Bedürfnisse unentbehrlich ist, wird außerhalb der Anstalt gefertigt. Dort unten sehen Sie einen Garten, wo die Hortikultur ihre Jünger findet. Wir erziehen ebenso gut Gärtner als Ackerbauer. Wer zu schwach ist, um an den bisher genannten Arbeiten Theil zu nehmen, findet, bis sich seine Kraft mehr entwickelt, andere Beschäftigung. Er

kann z. B. Stroh flechten und den Kolonisten Hüte machen, Andere zupfen Werg, diese hier klopfen Steine und lernen unter geschickter Führung Alles, was ein Wegwärter braucht. Hinter der Kirche steht eine Mustermeierei, dort haben Viele mit der Pflege des Viehes zu thun, Andere wieder besorgen unsere Maulbeerbaumpflanzung, ziehen Seidenwürmer, und legen so vielleicht den ersten Grund zu einer Seidenwurmzucht, die später bedeutend werden könnte.

Sie sehen, mein Herr, daß alle diese Kinder arbeiten, und sie thun es mit Vergnügen, mit um so größerem Vergnügen, als man keines dieser Kinder zu einem Berufe zwingt, sondern ihm die Wahl frei läßt, wenn es nur eine Beschäftigung wählt, in der es seines Gleichen nützlich werden kann. Jeden Tag melden Trompeten (denn auch Musik treiben wir in der Kolonie) die Arbeitsstunde, und jeder geht munter und zufriedenen Herzens an sein Geschäft. Ich habe Ihnen noch nichts vom Unterricht gesagt; glauben Sie darum nicht, daß wir diesen vernachläßigen. Jeden Tag haben unsere Zöglinge zwei Stunden Schule, wo sie unter den Augen des Erziehers, * eines Mannes voll Wissenschaft und Aufopferung, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden. Fügen Sie hiezu noch einige Vorkenntnisse im Linearzeichnen — eine allen den Arbeitern, die wir bilden, nöthige Kunst, — so haben Sie einen Uiberblick dessen, was man in Mettray lernt. Unsere Kolonisten sollen so viel Kenntnisse besitzen, um sich nicht betrügen zu lassen, aber nicht so viel, um selbst Betrüger werden zu können, denn man darf den Trieb zum Bösen, der diese Kinder früher beherrschte, nie aus den Augen lassen und muß immer bedenken, daß der Unterricht unter solchen Umständen bisweilen gefährlich werden kann. Neben der Uibung des Geistes beschäftigen wir uns mit jener des Körpers. Wir haben eine gymnastische Anstalt, wo ein ehemaliger Pompiers-Offizier sie in allen Leibesübungen unterrichtet, welche ihre Kraft und Gewandtheit entwickeln und ihre Gesundheit festigen. Er hat sie auch die Feuerspritze handhaben gelehrt, wodurch die Kinder erst gestern in Stand gesetzt waren, sich ihren Mitbrüdern nützlich zu erweisen.«

»Ich war Zeuge davon,« fiel ich rasch ein.

»Sie sehen,« fuhr der Direktor fort, »wir thun was wir können, um neue Menschen aus diesen armen Kindern zu machen, um die, welche nur eine Last und Plage der Gesellschaft zu werden drohten, zu nützlichen Gliedern derselben zu erziehen. Mettray ist eine Stätte moralischer Wiedergeburt: die Kolonisten kommen daraus hervor rein gewaschen von den Fehlern ihrer Vergangenheit, und reicher an Hoffnungen für die Zukunft.«

Der Direktor verließ mich, nachdem er mir noch eine Krankenanstalt, welche der Pflege mehrer barmherzigen Schwestern anvertraut ist, so wie eine Küche von appetiterregender Reinlichkeit gezeigt und mir die Erlaubniß ertheilt hatte, mit Joseph Godat zu reden. Dieser Knabe war, wie gesagt, in der Kommune, deren Maire ich bin, verhaftet worden.

Der Familienvater führte ihn selbst zu mir. Joseph nahm den Hut ab und blieb ehrfurchtsvoll vor mir stehen. »Guten Tag, mein Freund,« sprach ich zu dem Knaben, als er vor mir stand. — »Monsieur, ich habe die Ehre Sie zu begrüßen,« erwiederte er. — »Du erkennst mich nicht. Erinnerst Du Dich nicht, wie Du vor den Maire des Dörfchens **, in dem man Dich verhaftete, gebracht wurdest?« — »Ich erinnere mich noch ganz wohl,« antwortete er, die Augen niederschlagend. — »Schlage die Augen nicht so nieder, mein Kind,« sagte ich hastig, »ich hatte nicht die Absicht, Dich an die Ursache Deiner Verhaftung zu erinnern . . . ich wollte mich Dir nur zu erkennen geben.« — »Ich erkenne Sie, Herr.« — »Und was ist aus Donatien, Deinem Kameraden, geworden?« — »Ach, Herr, der ist in Clairvaux geblieben, der arme Donatien, und ein sehr schlechtes Subjekt geworden.« — »Und Du, kleiner Freund . . . Du machst es nicht wie er . . . Du führst Dich brav auf?« — »Gewiß, Herr,« erwiederte er verlegen. — »Man ist mit ihm sehr zufrieden,« fiel der Familienvater ein, »und wenn er so fortfährt, wird er in's Ehrenbuch eingetragen.« — »Ehrenbuch?« — »Ja, das Buch, in welches die Namen aller Jener kommen, die sich durch gute Aufführung ausgezeichnet haben.« — »Also Joseph kömmt auch bald hinein?« — »Ohne Zweifel, wenn er so fortfährt.« — »Ich werde so fortfahren,« rief der Knabe voll Eifer. Ich war entzückt über seinen Enthusiasmus und wollte ihm meine Zufriedenheit durch ein Geschenk zu erkennen geben. »Da, mein Kind,« sprach ich, »die zehn Franken gehören Dir, ich schenke sie Dir.« Und mit den Worten drückte ich ihm zwei Fünffrankenstücke in die Hand; er nahm sie und rief den Familienvater, der etwas beiseite getreten war. »Hier,« sagte er, »der Herr hat die Güte gehabt, mir zehn Franken zu schenken . . . Wollen Sie sie in den Stock der Kolonie thun.« Und dann wandte er sich zu mir. »Ich bedarf keines Geldes, die zehn Franken werden uns Allen gehören, ich schenke sie der Kolonie und danke Ihnen, Herr, in deren Namen.«

Die Mittagstrompeten erklangen und unterbrachen unser Gespräch; ich war mit Joseph so zufrieden, daß ich ihn herzlich umarmte. Der Familienvater lud mich ein, in das Zimmer hinauf zu gehen, damit ich die Kolonie am Mittagstisch sähe; ich nahm dies an. Alle Kinder saßen und speisten die Suppe aus Schalen von Schmiedeeisen. Die Suppe, obwohl nicht fein, schien doch sehr gesund und kräftig. Ich sprach diese Bemerkung gegen den Contremaitre aus, der mir antwortete: »Die Kost ist gesund, wie Sie sehen, aber es kann nichts Einfacheres geben. Und doch, sollten Sie's glauben, brachten Uibelwollende das Gerücht unter die Leute, wir fesselten die Kinder nur durch Leckereien an uns und die Kolonie.« — »Die edelste Sache findet ihre Verläumder. Es wird immer Leute geben, welche selbst das läugnen, was man klar mit Augen sieht.«

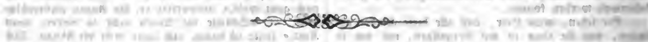
Nach dem Mittagmahle ging ich wieder mit Joseph Godat in den Garten und plauderte noch etwa eine Stunde mit ihm. Darauf schied ich, entzückt über die Kolonie und die glücklichen Resultate, welche sie für die Zukunft herbeiführen muß. Kaum war ich zweihundert Schritte von der Kolonie entfernt, als mich jemand rief. Ein Contremaitre kam zu mir gelaufen.

---

* Erzieher in der Kolonie von Mettray ist Monsieur Menot, der seine Advokatenpraxis in Poitiers niedergelegt hat, um sich hier der Erziehung der jungen Kolonisten zu widmen.

»Haben Sie nicht etwas verloren, Herr?« fragte er mich, als er mich ereilt hatte. Ich untersuchte meine Taschen. »Richtig . . .« sprach ich, »meine Dose, eine kleine goldene Dose, die ich sehr werth halte . . . ein Geschenk meiner Frau . . . sie wird mir aus der Tasche gefallen seyn, als ich das Schnupftuch herauszog.« — »Hier ist sie,« sagte der Contremaitre und reichte mir die Dose, »der Kolonist Godat hat sie gefunden und mir eingehändigt.«

Mir fiel plötzlich wieder Donatien ein und das Schnupftuch, das er mir im Strafhause zu Clairvaux aus der Tasche gestohlen, und ich konnte mich nicht der Vergleichung erwehren, wie weit besser die Kinder hier erzogen würden, als dort. (Voleur.)



Miscellen.

Sittenzüge, kurze Geschichten, Anekdoten.

, (Schöner Tod.) Der kürzlich verstorbene Präsident von Hayti, Guerrier, schloß sein Leben mit einer edlen Handlung. Ein gegen 10 Personen lautendes Todesurtheil wurde ihm zur Unterschrift vorgelegt; er weigerte sich aber zu unterzeichnen, weil ihm die Strafe zu hart schien. »Ich bin ein alter Mann,« sagte er, »habe nur noch wenige Tage zu leben, warum sollte ich meine Mitmenschen des Lebens berauben?« Und als er dies gesagt, sank er zurück und gab den Geist auf.

, (Der gewitzigte Gardist.) Ein Gardist in M., Namens Krätzschmar, ist kommandirt, einen Verbrecher zu transportiren und ihn an das Zuchthaus nach W. abzuliefern. »Krätzschmar, sey dem Kerl gehörig auf dem Kamme, damit er dir nicht entwischt,« sagt der Rottmeister Meuselwitz. »Ohne Sorge,« sagte Krätzschmar, »Unsereiner ist auch nicht von Stroh.« Als der Weg im ersten Dorfe vor einem Bäckerladen vorbei führt, hebt der Zuchthäusler an: »Mein guter Herr Gardiste, thäten Sie mir wohl erlauben, daß ich mir hier für einen Sechser Semmel koofte.« — »Nee! mein guter Verbrecher, das geht nicht.« Durch wiederholtes Bitten läßt sich Krätzschmar indeß doch bewegen, dem Hungrigen die erbetene Erlaubniß zum Semmelkauf zu ertheilen; als derselbe aber nach einer Viertelstunde nicht wieder aus dem Hause kömmt, erlaubte sich Krätzschmar bei bewußtem Bäcker die ergebene Anfrage, ob er nicht einen Verbrecher gesehen habe? — Nach vielem Hin- und Herreden ward Krätzschmar klar, daß das Bäckerhaus einen Ausgang nach hinten habe, welchen der Verbrecher in einem Anfluge von Melancholie benutzt haben mußte, ins Freie zu gelangen. Die Freiheit des Diebes dauerte indeß nur wenige Tage, er wurde wieder eingefangen und von den Gensdarmen nach M. abgeliefert. Das Schicksal wollte, daß unsern Freund Krätzschmar wunderbarer Weise abermals das Loos traf, den Dieb zu transportiren. Man kömmt wieder an besagten Bäckerladen und der Verbrecher wiederholt seine dringenden Bitten wie das letztemal. »Jetzt hört alle Menschlichkeit auf,« sagt Krätzschmar, »jetzt bleiben Sie hier auf der Straßen stehen und — ich werde herein zum Bäcker gehen und die Semmel kaufen.« Unbegreiflich! als Krätzschmar die Semmel brachte, stand der Verbrecher auch diesmal nicht mehr da. Die Behörde von M. soll einer, jedoch nicht verbürgten Nachricht zufolge beschlossen haben, wenn sie diesmal den »guten Verbrecher« wieder erwischt, ihn nicht durch Krätzschmar transportiren zu lassen.

, (Der Erfinder der Eisenbahnen), wenigstens der Eisenbahnen in dem großen Maßstab, in welchem man sie gegenwärtig anlegt und benützt,* ist ein Engländer, Namens Gray. Er hatte zuerst den Gedanken, sie zur Erleichterung des Reisens im Großen anzulegen und mit Dampfwagen zu befahren. Aber es waren ihm schon früher einige Spekulationen mißlungen, und so galt er bei allen seinen Bekannten für einen Projektenmacher, einen Sonderling. Noch mehr glaubte man sich in dieser Ansicht bestärkt, als er eines Tages, nachdem er Jahre lang tagtäglich fortwährend gerechnet und gezeichnet hatte, einem Freunde sagte: »Jetzt habe ich die große Triebfeder der Civilisation gefunden; alle Entfernungen werden schwinden, man wird schnell und gefahrlos reisen; es werden sich Gesellschaften bilden, ungeheure Kapitalien werden zusammengeschossen werden, und meine Entdeckung wird einen so großen Einfluß haben als die Erfindung der Buchdruckerkunst.« Gray arbeitete seinen Plan vollständig aus und im Jahre 1818 erschien von ihm in London ein Werk: »Bemerkungen über eine allgemeine Eisenbahn für ganz Europa.« Man las das Buch, las es so begierig, daß eine zweite Auflage erschien, aber nur aus Curiosität; man würdigte die darin ausgesprochenen Gedanken weiter keiner Beachtung, ja eine bekannte englische Zeitschrift, die Edimburgh Review, erklärte sogar im Jahre 1821 den Verfasser gerade zu — für verrückt und reif für's Narrenhaus. Vergebens wendete sich Gray mit seinen Vorschlägen an die englischen Minister und einflußreiche Männer, man wies ihn verächtlich ab; vergebens erbot er sich schon 1822, eine Eisenbahn von Brüssel nach Antwerpen zu bauen, man lachte ihn aus. Und heute? Heute ist fast Alles in Erfüllung gegangen, was Gray in Begeisterung vorausgesagt hatte. Eisenbahnen über Eisenbahnen werden gebaut, aber Gray lebt noch heute in den beschränktesten Verhältnissen, während seine Erfindung Tausende bereichert.

* Denn Eisenbahnen im Kleinen waren schon vor langer Zeit in Deutschland im Harz und anderer Orten bei Bergwerken im Gebrauch.

Länder- und Völkerkunde.

, (Die Deutschen in Nordamerika.) Was in Nordamerika fast allen Deutschen den Anfang einer zu gründenden Existenz erschwert, sind die zu großen Erwartungen, mit denen sie gewöhnlich das neue Vaterland betreten. Durch Briefe oder Reisebeschreibungen von dem schnellen, fast fabelhaften Glückswechsel Einzelner in Kenntniß gesetzt, malt sich ihre Phantasie die dortigen Verhältnisse mit den buntesten, heitersten Farben aus; das Wenige, was von Noth und Sorgen, von getäuschten Erwartungen und vernichteten Hoffnungen zu ihnen herüberdringt, verliert durch die große Entfernung die scharfen, schroffen Conturen, wird gemildert oder tritt vielleicht ganz in den Schatten zurück; kein Wunder denn, daß Viele, nach kurzem Aufenthalte in Amerika, von dem sie oft nur eine der östlichen Sädte gesehen haben, das erste, heimwärts segelnde Schiff benutzen, in ihr altes Vaterland zurückzukehren, und nun nicht sich selbst, sondern das Land anklagen, das so war wie es einmal ist und nicht wie sie es sich dachten.

Von den Tausenden aber, die dort zurückbleiben, und nur zu oft hiezu durch den Mangel an Mitteln, die zweite Seefahrt zu bestreiten, gezwungen werden, sind doch auch, zur Ehre der Deutschen, recht Viele, die mit männlichem Muthe das ertragen, was ihnen ihr Schicksal oder sie vielmehr sich selbst aufgebürdet. Der englischen Sprache nicht mächtig oder wenigstens nicht vertraut genug damit, um ihre Geistesfähigkeiten geltend zu machen, sehen sie sich gezwungen, zu Handarbeiten ihre Zuflucht zu nehmen, und daher kommt es, daß man oft an Kanälen, Chausseen und Eisenbahnen, in Kohlengruben und auf Dampfbooten Doktoren und Geistliche, Offiziere und Kaufleute mit Hacken, Spaten oder Schürstangen, mit Schiebkarren und Handtragen beschäftigt findet, ihr »tägliches Brod« zu verdienen. In Pennsylvanien hatten sich in frühern Jahren in einer der dortigen einträglichen Kohlengruben viele wissenschaftlich gebildete Männer zusammengefunden und duldeten, um die gewöhnliche Klasse der Handarbeiter von ihrer Gesellschaft und Unterhaltung fern zu halten, keinen zwischen sich, der nicht lateinisch sprach oder wenigstens einige zu diesem Zweck an ihn gerichtete Fragen befriedigend beantworten konnte. Jene Grube hieß in damaliger Zeit »die lateinische Kohlengrube!«

Sehr natürlich findet sich am leichtesten jene Klasse in die

neuen Verhältnisse, die schon im alten Vaterlande durch harte Arbeit ihr Brod verdienen mußte, und nun in den Vereinigten Staaten einen etwas höhern Lohn so wie bessere Nahrung erhält, und doch freier und selbstständiger dasteht. Diese Leute sammeln sich durch Fleiß und Sparsamkeit einige hundert Dollars, kaufen nachher entweder ein Stückchen Landes oder gerathen in eine der größern Städte und beginnen hier ihre Carrière als »Schankwirth und Gastgeber«; daher die ungeheure Menge dieser Trink- und Wirths-, oder sogenannter Boarding-Häuser, von denen man, besonders in Cincinnati, fast in jeder Straße einige findet, und die, ohne dem Reisenden oder Fremden die geringste Bequemlichkeit zu bieten, ihm eigentlich nur des Nachts in einem harten Bett ein Obdach gewähren und ihn dreimal des Tages zu bestimmten Stunden abfüttern.

Da diese Leute nun hauptsächlich auf deutsche Einwanderer angewiesen sind, die, der englischen Sprache nicht mächtig, durch das deutsche Wirthshausschild angezogen, bei ihnen einkehren, so verlieren sie auch gar bald das Mitgefühl, das sie vielleicht noch für ihre Landsleute gehegt hatten; sie fragen nicht darnach, was der Neuangekommene treibt, was er anzufangen gedenkt, sie wollen nur wissen, ob er noch genug Eigenthum besitzt, für die nächste Woche das »Boarding-Geld« pränumerando bezahlen zu können, oder an dessen Statt wenigstens einen Koffer in Versatz zu geben vermag. Uiberhaupt irrt man sich in Deutschland gewaltig, wenn man glaubt, der Deutsche freue sich im Ausland einen Landsmann zu finden. Im Anfang, ja, noch nicht an die fremdtönenden Laute gewöhnt, klingt die Muttersprache dem Ohre wie Musik, das verliert sich aber, man lernt durch einen langen Aufenthalt unter den Fremden mit deren Augen sehen, mit deren Gefühlen empfinden, und legt nur zu oft mit den vaterländischen Sitten auch das Gefühl für die ab, die diesen noch anhangen. Nirgends zeigt sich aber diese Entfremdung unter Landsleuten stärker, als in Cincinnati, wo der Parteigeist oft in die bittersten Feindseligkeiten ausartet, und doch sollten sich gerade hier die Deutschen durch Einigkeit und festes Zusammenhalten enger an einander anschließen, da ihnen in jener Stadt die arbeitende Klasse der Amerikaner besonders gram ist, und in ihrer Art und Weise auch wohl nicht so ganz Unrecht hat, denn die das Land überströmenden Deutschen, von denen in jedem Jahre Tausende nach Cincinnati kamen, um dort Arbeit und Beschäftigung zu finden, waren zuletzt genöthigt, jedes Anerbieten, das sich ihnen darbot, zu ergreifen, um nur Obdach und Nahrung zu erhalten, und arbeiteten um einen Lohn, der ihnen zwar, noch mit den deutschen Preisen im Gedächtniß, hoch schien, in der That aber die bisher gegebenen »wages« oft auf ein Drittel herabsetzte. Statt also nun in der fremden, sie umgebenden Welt unter Leuten, von denen sie nicht geliebt werden, brüderlich bei einander zu stehen, spalten sie sich nicht allein in politischer, sondern auch in religiöser Hinsicht in vier Hauptparteien, die selbst wieder unter sich ihre eigenen Zwiste und Streitigkeiten haben.

Feinden sich aber in Cincinnati die Deutschen gar oft an und schimpfen und schmähen sie einander, so existiren doch wenigstens nicht jene Blutsauger unter ihnen, denen der eben von Deutschland Kommende in den Seestädten nur zu oft in die Hände fällt; ich selbst habe während eines sehr kurzen Aufenthalts in New-York mehre Deutsche kennen gelernt, welche davon lebten, sich freundschaftlich an die in der fremden Stadt unbekannten Landsleute anzuschließen, bis sie entweder den letztmöglichen Cent aus ihnen herausgepreßt, oder von den wiederholt Getäuschten durchschaut und gemieden worden waren; in Cincinnati gehen sie offener und ehrlicher zu Werke, entweder mit der Feder oder — geht das nicht — mit dem Munde, denn der Deutsche hat gewöhnlich noch vom alten Vaterlande her eine Aversion gegen das »Zuschlagen.«

Der später angelegte Theil Cincinnati's, welchen der westliche Kanal von der eigentlichen Stadt und dem Ohiofluß trennt, ist großentheils von Deutschen bewohnt und wird auch von den Amerikanern »Little Germany« (Klein Deutschland) genannt. Fast über jeder Thür hängen Schilde deutscher Wirthshäuser, Schuster, Schneider und anderer Handwerker, die, wenn sie auch wirklich dann und wann englisch geschrieben sind, den deutschen Meister doch stets verrathen. Besonders können sich die vaterländischen Schuster mit ihrem gemalten Stiefel in der Mitte und einem rothen Schuh an der einen, einem schwarzen Schuh an der andern Seite nimmermehr verläugnen, eben so wenig die Leute selbst mit ihren langen, blauen, schmalkragigen Röcken und den weißleinenen Taschen, mit dem hochausgeschweiften Hut und dem rothgeblümten Halstuch.

Das Elend aber, welches leider so oft unter jenen armen Familien herrscht, die eben eingewandert, von allen Hilfsmitteln entblößt, in kleinen, nackten Kämmerchen mit großen Familien zusammengepreßt, hungern und frieren, und vergebens nach Arbeit und dem verheißenen hohen Lohn jammern, ist fürchterlich. Glücklich noch die, denen ein Freund oder Verwandter im Anfang das Nothwendigste reichte, da nur zu oft schon gerade jene Stadt und Staat verlassen mußten, um irgendwo anders oft ein Unterkommen zu suchen, die solch lockende, einladende Briefe, häufig nur um zu prahlen, in die Heimat schrieben; der arme Einwanderer, welcher fest auf die versprochene Hilfe baute, sieht sich nachher in dem fremden Lande schutz- und freundlos, und ist nicht vermögend sich selbst, viel weniger seine zahlreiche Familie vor Mangel und Elend zu bewahren.

Schwere und drückende Noth herrscht dann oft unter den armen Leuten, und dies mag wohl auch die Ursache seyn, daß die wohlhabenderen Landsleute endlich abgestumpft gegen ein mit jedem Jahre wiederkehrendes Elend werden, dem sie doch nun einmal nicht abhelfen können. Durch diese übergroße Anzahl von arbeitsfähigen Männern verringert sich natürlich auch mehr und mehr der Lohn, den die dortigen Ansiedler in früheren Zeiten gezwungen waren zu geben, weil sie nicht Leute genug bekommen konnten. Im Jahre 1840 bezahlten die Farmer fünf bis sechs Dollars den Monat für einen kräftigen Mann, was, wenn man die dortigen Verhältnisse bedenkt, entsetzlich wenig ist, und dennoch boten sich ihnen viele, sehr viele an, welche, nur um die Kost zu erhalten, bei ihnen arbeiten wollten. Mit dem Kaufmannsstande ist es dasselbe, und am allerschlimmsten befinden sich Gelehrte, die, vielleicht mit tüchtigen Kenntnissen ausgestattet, geglaubt haben, dort verstanden oder anerkannt zu werden. Die armen Leute finden sich, besonders in Cincinnati, arg getäuscht.

Für die heimatliche Literatur sterben die Deutschen in Amerika ab. Die gebildeteren Klassen lernen das Englische, und vernachlässigen schon aus dem Grunde die Muttersprache, da sie zu selten Gelegenheit bekommen, deutsche Schriften zu erhalten; die arbeitenden Klassen aber lesen einzig und allein Zeitungen.

Auf den Märkten prädominiren die Deutschen, denn sie bilden nicht allein die Mehrzahl der Fleischer, sondern haben auch mit wenigen Ausnahmen den alleinigen Verkauf der Gartenfrüchte, und zwar schon aus dem Grund, weil der Amerikaner in dieser Hinsicht nun einmal ein Vorurtheil zu Gunsten der Deutschen hat, die, wie er glaubt, alle geborene Gärtner sind. Will ein Amerikaner im Frühjahr seinen Garten herstellen lassen, so ruft er den ersten besten Deutschen dazu und überträgt ihm die Arbeit, er fragt aber nie: »weißt du mit einem Garten umzugehen?« sondern denkt, das verstehe sich von selbst. Dabei haben unsere Landsleute das Monopol des Sauerkrautes, mit dem es ihnen wie den Creolen mit ihrem Lieblingsgericht Gumbo geht; es ist zum Spottnamen und zur Bezeichnung der Nation geworden, und nicht selten hört man unter den niedern Klassen der Amerikaner, wenn jemand eine gemischte Versammlung bezeichnen will, den Ausdruck: »Es waren Amerikaner, Gumbos und Sauerkrauts dort.« (Fr. Gerstäcker, im Ausland.)

*** (Der Todtenfluß bei Canton.) In geringer Entfernung von Canton liegt ein unbebautes, ödes Felsenthal, welches von einem kleinen Fluße durchströmt wird, dessen rauschende Wellen sich an dem einen Ende der Stadt in den Tigris ergießen. Nur wenige verkrüppelte Sträuche fristen ein kümmerliches Daseyn an diesem unbewohnten trostlosen Orte, wo das Schweigen des Todes herrscht. Die Bewohner des Landes fliehen ihn und glauben ihn Unheil bringend. Deßhalb erblickt man auch bei Tage niemanden hier, außer einigen verstreuten Europäern, welche die Neugier herbeilockt. Zu Anfange der Nacht aber bemerkt man häufig eine Frau, welche bei dem zitternden Schein einer kleinen Lampe einen engen Fußsteig entlang durch das Düster schreitet. Das Licht bewegt sich nach einem steilen, über den Fluß hangenden Felsen. Auf dem Gipfel hält sie still, und bald hört man durch das Schweigen des Thales das dumpfe Geräusch eines in das Wasser fallenden Körpers. Abgebrochene Schmerzenslaute erschallen, verstummen allmälig, und bald kehrt Alles in Schweigen und Nacht zurück. Diese Frau ist eine Mutter, welche, durch die Noth gedrängt, sich ihres Kindes entledigt; denn jener schreckliche Gebrauch ist eine der verjährtesten Wunden des chinesischen Lebens.

Im ganzen himmlischen Reiche gilt der Grundsatz, daß die armen Familien, welche den Unterhalt ihrer Kinder nicht beschaffen können, das Recht haben, sich derselben zu entledigen, und deßhalb ist in den großen Städten China's die Aussetzung der Kinder

ganz gewöhnlich. Einige Tage nach ihrer Geburt werden sie von ihren Eltern auf die öffentlichen Plätze getragen, wo sie in der Regel von mitleidigen Mandarinen aufgenommen und dem Untergange entrissen werden. Zuweilen werden solche Unglückliche von christlichen Missionären gefunden und erzogen. Oft aber trägt man sie auch nach einsamen Orten, wo sie hilflos verschmachten müssen.

Aber die Chinesen dürfen ihre Kinder nicht blos aussetzen, sondern auch umbringen, und entscheiden sich häufig für Letzteres. Denn nach ihrem Glauben wird das Daseyn erst dann als wirklich vorhanden angesehen, wenn die Seele Zeit genug gehabt, im Körper Wurzel zu fassen. Bis dahin betrachten sie das Kind nur als einen Keim, der noch nicht zur Reife gelangt ist, und den man zerstören kann, ohne eine böse That zu begehen.

Die Missionäre haben sich gegen dieses Vorurtheil erhoben und diesen barbarischen Gebrauch bekämpft; sie haben einen Aufruf an alle Christen erlassen und allgemeine Sammlungen für den Loskauf ausgesetzter Kinder veranstaltet. Ihre Bemühungen haben das Uibel vermindert, aber nicht ganz ausgerottet. Die Chinesen, und besonders die Frauen, ziehen es vor, ihre Kinder umzubringen, als sie in fremde und zumal in christliche Hände kommen zu lassen. Die Gleichgiltigkeit der Frauen jenes Landes gegen die Frucht ihres Leibes ist überdies so groß, daß sie uns unbegreiflich scheinen würde, wenn uns ihre merkwürdige physiologische Ursache unbekannt wäre.

Die Chinesinen empfangen leicht und gebären ohne Schmerz. Durch die Beobachtungen aller Reisenden aber ist bewiesen, daß bei einem großen Theil der Völker Asiens und Oceaniens die Mütter ihre Kinder um so viel weniger lieben, als ihre Geburt ihnen weniger Angst und Schmerz verursacht hat. Ferner betrachten die Chinesen aus dem ökonomischen Gesichtspunkte die zahlreiche Vermehrung als schädlich, und weihen deßhalb vorzüglich die Mädchen dem Tode. Dies ist zugleich eine von den Ursachen der schrecklichen Sittenverderbniß, die in ganz China herrscht.

In den großen Städten werden die Kinder vorzugsweise ausgesetzt. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts belief sich die Zahl dieser Unglücklichen in Peking jährlich auf ungefähr zweitausend. Gegenwärtig hat sich durch den Einfluß der von den Missionären verbreiteten christlichen Ideen, der sich selbst auf die dem Christenthum feindlich gesinnten Personen der wohlhabenden Klasse erstreckt, diese Zahl um mehr als die Hälfte vermindert. Im Innern des Reiches, wo der Handel weniger verbreitet und der Wohlstand seltener ist, kömmt auch der Gebrauch des Mordes viel häufiger vor. In vielen von den Mittelpunkten der Bevölkerung entlegenen Dörfern herrscht er ausschließlich. Der Vater oder die Mutter geht am frühen Morgen nach dem benachbarten Fluße und wirft das Kind, dessen sie sich entledigen wollen, hinein; doch wird ihm zuvor aus sonderbarer Vorsorge eine Kürbisflasche um den Hals gebunden, damit die Seele Zeit habe, aus dem Körper fortzufliegen, in den sie so eben eingezogen war. Die Bewohner der Küsten, und besonders die Nachbarn des Gelben Meeres, ersäufen ihre Kinder auf andere Art: sie legen sie in ein Bett von grünen Binsen, welches sie einige Sekunden über dem Wasser trägt, bis die erste anrollende Woge sie auf ewig verschlingt.

In der Weltstadt Canton haben die Sitten durch den Umgang mit den Europäern sich schon einigermaßen geändert. Man setzt hier die neugebornen Kinder nicht mehr aus, auch bringt man sie selten um, und wenn man es thut, so geschieht es im Dunkeln und auf eine andere Weise. Nicht die Eltern selbst tragen ihre Kinder zum Fluße, sondern ein altes tatarisches Weib besorgt dieses traurige Geschäft für eine geringe Bezahlung. Alle armen Familien kennen sie und bringen ihr die Kinder, deren sie sich entledigen wollen. An gewissen Monatstagen begibt sie sich bei Nacht in der obengenannten Weise an den dort erwähnten Fluß. Auf dem Gipfel eines Felsens, den sie besteigt, liegt ein dachrinnenförmig ausgehöhlter Baum, dessen Ende in den Fluß reicht. Sie legt das Kind in die Höhlung, und das unglückliche Geschöpf gleitet den Abhang hinab und stürzt augenblicklich in die Wellen. Den Missionären ist es gelungen, die Wohnung des alten Weibes zu entdecken, und sie kommen oft noch zeitig genug dazu, um die Kinder, deren Tödtung ihr aufgetragen ist, loszukaufen; zuweilen aber weigert sie sich, nach dem ausdrücklichen Verbote fanatischer Eltern, sie zu verkaufen, und erklärt, daß es ihr streng befohlen worden sey, sie in den Fluß zu werfen.

Aus diesem Grunde haben die Missionäre fünf ihrer vorzüglichsten Neubekehrten beauftragt, die Schritte dieser Frau zu überwachen. Diese edlen Männer begeben sich alle Nächte in die Umgegend der Stadt, und wenn sie die Laterne durch das Thal leuchten sehen, so eilen sie nach dem Todtenfluße und stürzen sich hinein, um das junge mit den Wellen kämpfende Schlachtopfer zu retten. Gewöhnlich bleibt ihre menschenfreundliche Bestrebung erfolglos, und die unglücklichen Opfer sterben an den Folgen der Erkältung in ihren Armen. Aber sie ertheilen ihnen das Sakrament der heiligen Taufe, und wenn sie sie troß aller Mühe nicht ins Leben zurückrufen konnen, so geben sie ihnen wenigstens ein christliches Begräbniß. Bei allem Eifer der Missionäre und ihrer Neubekehrten betrug die Anzahl der im Todtenfluße bei Canton ertränkten Kinder im Jahre 1842 doch noch vierundzwanzig. Wir wollen hoffen, daß der Einfluß der Religion und der sittlichen Ideen die Vorurtheile zerstören werde, welche in diesem alten Lande des Aberglaubens herrschen, und daß diese barbarischen Gewohnheiten bald von den sanfteren und dem Fortschritte der Völker der Neuzeit entsprechenden Sitten werde verdrängt werden.

*** (Rettung aus den Händen der Kannibalen.) Am 29. Jäner l. J. näherte sich ein französisches Schiff der Osterinsel, die zu der Gambier-Gruppe in Oceanien gehört, um dort Wasser einzunehmen. Bei dieser Gelegenheit wurde Lieutenant Ollivier von den Wilden gefangen. Muthig und von ungewöhnlicher Körperkraft, machte er sich von ihnen los, wurde aber wieder gefangen und mit großen Steinen so auf den Kopf geschlagen, daß er ohnmächtig niederfiel. Als er zu sich kam, sah er sich in der Gewalt der Wilden, die ihn auf den Ort trugen, wo sie ihre Opfer zu verzehren pflegen. Troß seiner Wunden und des erlittenen Blutverlustes machte sich doch Ollivier in einem Nu von seinen Henkern los und ergriff mit außerordentlicher Schnelligkeit die Flucht. Heulend vor Wuth liefen ihm die Wilden nach. Olliviers Kräfte begannen zu ermatten, der Raum, der ihn von den Wilden trennte, wurde immer geringer, noch wenige Sekunden und er war gefangen. Der Unglückliche erreichte eine Felsenspiße, die etwa 30 bis 40 Fuß hoch ins Meer hinausragte. Immer enger umkreisten ihn schon die Wilden, sicher, daß er ihnen nicht entrinnen könne; als mit einemmale der junge Lieutenant, der tausendmal lieber sich selbst tödten, als unter den Zähnen der Wilden sterben wollte, sich von der Felsenspiße hinabstürzte und glücklicherweise noch Kraft genug fand, auf einen Kahn los zu schwimmen, den ihm das Schiff zu Hilfe sandte. Die Wilden schleuderten ihm einen Hagel von Steinen nach, aber so geschickt sie auch im Steinewerfen sind, keiner traf ihn. Ollivier ward gerettet und auf das Schiff gebracht; sein ganzer Leib war mit Wunden bedeckt, ja an manchen Stellen sah man Spuren der Zähne der grausamen Insulaner, welche schon begonnen hatten, ihn bei lebendigem Leibe zu verzehren. Von seinen Kleidern waren nur einige Hemdfeßen übrig.

Industrielles.

*** (Elektrischer Telegraph.) Nach einer Berechnung Arago's ist die Schnelligkeit der Mittheilungen durch solche Telegraphen so groß, daß sie in einer Stunde 32000 Meilen weit zu bringen wäre. In Frankreich und England werden diese Telegraphen sehr rasch eingeführt, auch in Oesterreich will die Nordbahngesellschaft zur Probe einen galvanischen Telegraphen an der k. k. Ferdinands-Nordbahn von Wien bis Florisdorf anlegen, und sollte sich dieser Versuch bewähren, das System dann im Großen ausführen. — Die Amerikaner beabsichtigen, einen elektrischen Telegraphen von Boston nach Neu-Orleans anzulegen, 700 Stunden weit, so daß man jede Nachricht fast augenblicklich aus einer Stadt in der andern haben kann.

Reisen.

*** (Reise um die Welt.) Die Weltumseglung, welche der Hamburger Schiffsrheder Slomann veranstalten wollte (Siehe 3tes Heft, Seite 95), kömmt wahrscheinlich nicht zu Stande, weil sich nicht die gehörige Anzahl Personen eingefunden hat. Dagegen läßt der König von Dänemark in diesem Monate ein Schiff (»Galathea«) abgehen, welches eine Reise um die Welt machen soll. Mehre Naturforscher nehmen an dieser Expedition Theil. Sie wird um das Kap der guten Hoffnung nach Ostindien gehen, dort auf den Nikobarischen Inseln längere Zeit verweilen, dann Java und China besuchen, daselbst abermals einige Wochen bleiben, und dann durch das Stille Meer, um das Kap Horn (Südspiße von Amerika) wieder zurückkehren.

Das Abenteuer im Schwarzwald.

Märchen, von Paul Asper.

> Ein irdisch Leben, abgenützt und schal,
> Wie Alter, Armuth, Schmerz und bittre Haft,
> Es auferlegen, ist ein Paradies,
> Stellst du den Tod dir vor.
>
> (Shakespeare: Maß für Maß)

In einer einsamen Schänke des Schwarzwalds waren, ziemlich spät noch, drei Fußwanderer eingekehrt, die in Kleidung und Ausrüstung an die Zöglinge einer benachbarten Hochschule mahnten. Auch kamen sie wirklich von dort her, und seltsam genug hatte der Zufall in ihnen drei Fakultäten zusammengewürfelt. Rabe, der älteste von den Dreien, war lutherischer Theolog, ihm zunächst kam der Studiosus juris Manser, ein kleiner aber untersetzter Mann, endlich noch Grünbart, ein Schüler des Aeskulap und vielleicht auch des Bacchus, denn er sah gar rund und roth und rüstig aus.

Sie nahmen Platz und pochten Wein herbei, denn sie waren weit gegangen und der Labung bedürftig. Langsam schob sich auf diesen Anruf eine alte knurrige Magd hinaus, und wohl eine Viertelstunde verstrich, ehe sie die blanken Zinnkrüglein, gefüllt mit köstlichem Markgräfler, vor die Durstigen hinsetzte. Der Mediziner that einen raschen Zug und blickte dann wie verwundert in der weitläufigen Stube umher. Nur ein einziger Gast war außer ihnen zugegen, und der saß stumm und steif in der Ecke, als wäre er aus einem guten Eichenblocke geschnitzt. Eintönig pickte die Holzuhr, behaglich schnurrend saß ein gelber Kater auf dem obersten Rande des Ofens, während unter diesem ein grauzottiger Wolfshund lang hingestreckt der Ruhe pflegte. Von Zeit zu Zeit aber zuckte durch die kleinen Fensterscheiben herein ein grelles Licht über das braune Täfelwerk der Wände hin, denn es war eine schwüle, wolkendüstre Augustusnacht, und es wetterleuchtete stark.

»Weiß nicht, wie mir's just heute so absonderlich hier vorkömmt,« sprach Grünbart zu den Genossen; »ich habe wohl zwanzigmal hier eingekneipt, und immer so spät wie heute, doch jederzeit ging's lustiger her als diesmal. Da oben im schwarzledernen Sorgenstuhl saß sonst die Wirthin, ein altes aber rühriges Weibsstück, die Tische waren von Gästen aller Art in buntem Gewimmel besetzt, zwischen hindurch aber lief, wie der Perpendikel einer Uhr, ein blutjunges herziges Schwabenmägdlein auf und nieder und füllte die leeren Krüge. Heute ist's still und öde, als hätte die Pest hier gehaust, und der Gast dort im Winkel — wenn's wirklich ein Mensch ist und keine Bildsäule — kömmt mir ganz wunderlich vor.«

»Du hast Recht, Grünbart,« bemerkte Rabe, der Theolog; »der Kerl sieht mit seiner kühnen Nase, dem dunklen Gluthauge, dem langen schwarzen Bart und dem faltigen Gewande wie das Conterfei eines alten Kriegsknechtes aus, der um seiner Sünden willen nach dem heiligen Lande pilgert; und doch auch widert mich aus seinen Zügen etwas Gedrücktes, Krämerhaftes an, so daß ich schwören möchte es stecke ein Mauschel dahinter.«

»Ich sehe nichts vom pilgernden Kriegsknecht und nur wenig vom Juden,« meinte der Student Manser; »aber daß es ein Vagabund und fahrender Lump, darauf möchte ich sonder Bedenken die Hostie nehmen.«

Grünbart lachte lustig auf: »Es ist köstlich, wie doch Jeden sein Handwerk gleich hinter die Ohren schlägt! Du, Gottesgelehrter, witterst sogleich in dem Burschen etwas Sündhaftes, Unchristliches, während Bruder Manser, eben so analog, den gesetzlosen Herumstreifer ahnt und ihn fast ein wenig inquiriren möchte! — Ich meinestheils, der ich blos die Materie spüre und nichts Unsichtbares, sehe in dem aparten Gesellen dort nur einen alten staubigen Kerl, der zuvor viel gegangen und hinterdrein viel getrunken, nun ganz behaglich einzudämmern versucht. — Ich will aber doch die ancilla fragen, weßhalb es heute so kirchhofmäßig hier zugeht.«

Die Magd näherte sich auf den Ruf des Studenten dem Tische, und schon wollte Grünbart einen derben Witz über ihre Langsamkeit loslassen, als er eine Thräne in dem Auge der bejahrten Dienerin gewahr wurde. »Nun beim Satan,« rief er stutzig, »was ist denn heute aus der lustigen Schänke zum Drachen geworden? Alles wüst und leer, keine Wirthin da und schier keine Gäste, das Gretlein vollends nicht zu erblicken, Du Alte in Thränen — was soll ich von dem allen denken?«

»Wundert Euch nicht,« sprach eintönig die Magd, »das Gretlein ist krank, es liegt oben in Fieberhitze, die Frau Mutter sitzt am Bette und wartet sein, der Sohn aber ist mit den Knechten gen Frankfurt, und was hier eingekehrt ist von Gästen, hat sich zeitlich wieder fortgemacht; darum ist es heute so traurig bei uns.«

»Armes Kind,« sprach Grünbart, »mußte sich das Scheusal Krankheit auch schon an Deinen blühenden Leib wagen! — Was meinst Du Alte, wenn ich hinauf ginge und meine Kunst versuchte? es kann noch lange währen, ehe Ihr einen Medikus aus der Stadt herbeibekommt.«

»Bleibt nur Herr,« sprach die Magd, »zu Euch würde das Kind wohl kein Vertrauen fassen können, denn — vergebt — mit den blühenden Wangen, dem kecken Schnauzbart und dem Haudegen an der Hüfte habt Ihr noch wenig von einem Doktor, so gelehrt Ihr übrigens seyn mögt.«

Manser und Rabe lachten unmäßig ob dieser Bemerkung der Alten, indeß Grünbart verdrießlich die Achseln zuckte.

»Überhaupt,« fuhr die Magd fort, »glaube ich nicht, daß Arznei dem Gretlein helfen wird, denn seht, ihr Herren, nur bitteres Herzeleid hat ihr das Fieber auf den Hals gebracht. Sie hat einen Liebsten, einen schmucken Burschen, der hier in der Nähe Haus und Hof besitzt, seit einigen Jahren aber unter den Kaiserlichen dient. Der hat nun schon längst seinen Abschied zu nehmen und heimzukehren versprochen, läßt aber auf einmal nichts mehr von sich hören. Ob er sie vergessen, ob er im wilden Kriegsgetümmel umgekommen, weiß niemand, das Kind aber hat es sich endlich zu Herzen genommen und liegt nun schwer darnieder.«

»Ei so geht doch hinauf Marthe,« sagte der Mediziner, »und fragt die Mutter, ob ich nicht kommen darf, dem Gretlein einen lindernden Trank zu bereiten.«

Zögernd schritt die Magd von dannen und ließ die Gäste allein in der Stube; da ertönten harte Tritte außen im Flur, und mit einem raschen Sprunge war plötzlich der Kater vom Ofen herab, sich unter die Bank flüchtend, indeß gleichzeitig der Wolfshund erwachte und sich mit einem sonderbaren Wehlaut in den hintersten Winkel seines Versteckes zurückzog. Die Thüre ging auf, ein langer, in fahles Grau gekleideter Mann trat herein, und schritt quer durch die Stube gerade auf den Tisch zu, wo der stumme Gast saß. Den Studenten aber kam es vor, als sey ein kalter Windhauch über ihre Häupter hingestrichen, als der Mann an ihnen vorbei ging.

Inzwischen hatte der neue Ankömmling gegenüber dem schweigsamen Gaste Platz genommen und grüßte diesen mit den Worten: »Guten Abend, Ahasverus, kriegt man Euch auch wieder 'mal zu Gesichte?«

Der Angeredete sah auf, schien überrascht und dankte freundlich. Bald hernach flog eine seltsame Aengstlichkeit über seine Züge hin; halblaut, aber dringend fragte er den neuen Gast: »Was führt Euch hieher, Holzmaier? Ihr wollt doch nicht etwa im Drachen ein Geschäft abthun?«

»Ich bin für heute Nacht unter anderm auch auf den Schwarzwald angewiesen,« erwiederte der Graue mit einer Stimme, die wie alte Töpfe rasselte, »nun streife ich schon ein paar Stunden herum und gucke in alle Hütten hinein, kann aber nichts finden als lauter so verdammt rüstiges Volk mit rothen Wangen und derben Knochen, selbst wo es auf dem Schädel schon tüchtig beschneit aussieht. Es ist zum Geierholen, wie lange das Gesindel zwischen Berg und Wald ausdauert! Glücklicherweise habe ich hier im Drachen etwas gewittert — das Töchterlein —«

»Nicht doch, um Gotteswillen,« fiel der Andere sichtlich bewegt ein; »laßt das liebliche Kind fahren, brecht das Blümlein nicht, das kaum erst die Blüthe entfaltet hat.«

»Ei was kümmern mich solche Dinge,« versetzte der Graue kopfschüttelnd.

»Doch, Holzmaier, doch! Ihr sollt Euch erst noch weiter im Waldgebiete umsehen; das Gretlein ist kaum sechszehn Jahre vorüber, ist die einzige Freude seiner Mutter und diesmal, wie ich vermuthe, gar nicht bedeutend siech. Es kann dem armen Mägdlein unmöglich bestimmt seyn, Euch so früh anheimzufallen.«

»Ahasverus,« sagte Holzmaier verdrießlich, »ich sehe Ihr seyd noch immer der alte Narr! Schwatzt Ihr mir da von Jugend, Schönheit und derlei Alfanzereien vor, als ob sich das Schicksal, dem ich gehorche, jemals an solche Rücksichten gekehrt hätte! — Ihr freilich habt gut reden, an Euch habe ich keine Gewalt.«

Der Andere schien von dieser Bemerkung unangenehm getroffen; er seufzte vernehmlich und ließ schwermüthig das Haupt sinken. Die Studenten aber, welche still dagesessen waren und kein Wort von dem ganzen Zwiesprach verloren hatten, winkten einander bedeutsam zu.

Mittlerweile war die Magd hereingekommen und hatte dem Mediziner einige Worte in's Ohr gesagt. »Brüder,« sprach dieser, indem er sich dicht zu seinen Gefährten herüberbog, »Ihr spürt ohne Zweifel, in wessen Gesellschaft wir uns jetzt befinden. Daß der Eine wirklich ein Jude und zwar der zu ewiger Wanderschaft verdammte ist, liegt klar am Tage, und was hinter dem fatalen aschgrauen Kerl steckt, gibt schon sein Name: es ist niemand anderer als Holzmaier, der Feind alles Lebens. Aber Muth, Brüder! drei wackere christliche Bursche haben weder den Tod noch den Teufel zu fürchten, darum habe ich mir ein Plänchen ausgesonnen wider den fahlen Ritter, den Holzmaier. Augenscheinlich beabsichtigt er dem trauten Gretlein oben Weh zu bereiten, und da will ich ihm denn einen Riegel vorschieben, indem ich sofort hinaufeile und zusehe, ob ich dem leidigen Fieber nicht einen Herrn finde in der Wissenschaft, so man mich auf der alma Tubingensis gelehrt. Ihr haltet indeß, so lange es ohne Gewalt möglich, den Schleicher ab die Stube zu verlassen, und sobald ich fertig bin, will ich Euch wacker sekundiren.«

»Dein Rath ist gut, Bruder,« sprach Mauser, »überdies haben wir in Ahasverus einen Bundesgenossen; Du hast wohl gehört, wie er ihm vorhin zugeredet.«

»Und den will ich sehen,« fügte Rabe hinzu, »der gegen drei Fakultäten im Bunde mit einem Juden aufkömmt.«

Während nun Grünbart hinausging, waren die andern Studenten aufgestanden und näherten sich den beiden seltsamen Gästen. Der Markgräfler, den sie getrunken, hatte ihren Muth gestählt, und Mauser, der ohnedies keck genug war, schlug den Grauen derb auf die Schulter, indem er sprach: »Guten Abend, Freund, woher des Landes?«

Mit zorniger Verwunderung blickte der Graue an dem jungen Manne hinauf und entgegnete grämlich: »Was habt denn Ihr darnach zu fragen?«

»Ich bitte Euch Herr, wollet etwas höflicher antworten,« versetzte der Student mit Ruhe, »wenn Ihr so grob anfanget, werdet Ihr bald in Hitze gerathen, in dieser Hitze könnt Ihr einen Schlag nach mir wagen und dieser Schlag würde Euch zufolge unseres Landrechts fünfzig Heller kosten, denn ich bin Magister.«

»Laßt mich ungeschoren, Herr Magister,« sprach der Graue, »ich habe nicht nöthig jedem Narren Rede zu stehen, bin auch der ganzen Welt zu wohl bekannt, um erst meinen Namen nennen zu müssen.«

»Dann seyd Ihr ein großer Geist oder ein großer Spitzbube,« versetzte Mauser kaltblütig, »denn nur solche Leute dürfen sich rühmen allgemein gekannt zu seyn.«

»Wie aber, wenn ich keines von Beiden wäre?« fragte Holzmaier grinsend.

»Dann müßtet Ihr nur der Teufel seyn; für den aber seht Ihr mir zu schofel aus; ich vermisse die Hahnenfeder, den rothen Mantel und andere kavaliermäßige Dinge.«

»Oh,« lachte der Graue wild auf und meinte den Inquirenten sehr zu erschrecken, »es gibt noch ein Viertes, ich meine den Tod.«

»Dazu aber dünkt Ihr mir zu leidenschaftlich,« bemerkte der Jurist. »Der Tod muß meines Erachtens ein kaltblütiger gesetzter Bursche seyn, kein solch brausender Obenhinaus wie Ihr.«

»Wetter noch einmal, Herr Student,« sprach der Graue erbittert, »ich bin aber dennoch Hanns Holzmaier, ich muß doch wissen, wer ich bin!«

»Das müßt Ihr eben nicht, Freund,« fiel jetzt Rabe ein, »Ihr hättet denn zuvor bewiesen, daß Ihr auch wirklich existirt, was keine so leichte Sache ist.«

»Hätte doch nicht geglaubt,« sprach Holzmaier ärgerlich zu dem Juden, »daß ich hier in den Fall kommen sollte, meine Existenz beweisen zu müssen—ich, der überall Gefürchtete, vor dessen Tritt jedes lebende Wesen erzittert!«

»Gemach, Freund,« lächelte der Theolog, »wenn Ihr wirklich seyd, wofür Ihr Euch ausgebt, so wißt Ihr auch, daß kein guter Christ vor Euch erzittert, kein ruhmentbrannter Soldat, überhaupt kein kühnes Männerherz, ja nicht einmal, wem Rausch oder Wahnsinn den Geist befangen.«

»Uiberhaupt,« fuhr Mauser fort, »was wollt Ihr mit der horribeln Wichtigkeit, die Ihr auf Euer Amt legt, Holzmaier? Ihr seyd ja doch nur der Handlanger einer höhern Macht, so zu sagen der Scharfrichter der Vorsehung. Wäre Euch selber Gewalt verliehen über das Leben, dann würdet Ihr nicht so Manchen wieder loslassen müssen, den Ihr schon halb in den Klauen hattet. Da liegt zum Beispiel Einer, hingestreckt, siech und matt, — den hab' ich sicher, sagt Ihr und guckt schon zur Thüre herein, — da kömmt ein junger Flaumbart von Doktor, den man als ultima ratio beschieden, er hat zufällig einen schärfern Blick als die alten Perrücken, er diktirt ein Tränklein, ein Pülverlein, und — einige Stunden nachher ist der Mensch außer aller Gefahr, Ihr aber zieht ab mit einer langen Nase. Oder: ich sehe einen hypochondrischen armen Teufel, dem mit dem letzten Heller im Säckel die letzte Lebenshoffnung geschwunden, — stumpf und trübe sitzt er da, der Gram frißt an seinem Herzen, ehe acht Tage vergehen, ist er Eure Beute; — inzwischen werfe ich ihm einen wohlgefüllten Beutel mit Portugalesern vor die Füße, sagend dies möge er behalten, — seht ihn an, er fährt in die Höhe, alle Pulse schlagen voll und stürmisch, er faßt wieder Muth zum Leben und lebt, weil er leben will! Kurz, amice Holzmaier, gesteht nur immerhin, daß Euch die Natur oft arge Streiche spielt und eine Kleinigkeit Euere feinsten Anschläge zerstören kann.«

»Nur Geduld,« sprach Holzmaier dumpf, »Ihr beide, die Ihr heute so prahlende Worte spendet, werdet einst die Schauer der thierischen Natur empfinden, wenn Euer Stündlein gekommen ist.«

»Es mag seyn,« erwiederte der Theolog mit Ernst, »doch kömmt dabei alles auf die Umstände an; habe ich einmal den freundlichen Sommer des Lebens hinter mir, stehe ich vielleicht einsam und ungeliebt da, habe ich aufgehört zu h o f f e n, dann Freund sollt Ihr mich ruhiger finden als Ihr denkt, denn wenig könnt Ihr dem rauben, dem Ihr mit dem räthselhaften Traume des Daseyns n i c h t A l l e s raubt!«

Inzwischen war Grünbart hereingekommen, hatte sich hinter den Juden gestellt und flüsterte ihm unbemerkt zu: »Ich habe dem Gretlein droben in aller Schnelligkeit eine Ader geschlagen, und denke das soll ihr gut thun; wenn wir nur den Grauen noch länger hier zurückhalten könnten, damit sie ruhig darauf schläft, dann hat er sich hoffentlich ganz umsonst her bemüht.«

»Junger Mann,« gab der Jude eben so leise zurück, »ich ehre Euren Eifer und achte Eure Kunst, aber glaubt mir, der Holzmaier geht nach andern Gesetzen vor, als Ihr wohl meint. Sterben, mein junger Freund, ist mehr ein Geschick als die nothwendige Folge einer Krankheit oder sonstigen Gefährdung des Lebens; habt Ihr noch Keinen sterben sehen, der sich wenige Minuten zuvor in blühendster Gesundheit befand?«

»Erlaubt Herr,« wandte der Mediziner ein, »das ist dann apopleria, also doch ein krankhafter Zustand.«

»Schon gut,« antwortete der Jude etwas ungeduldig, »meine Meinung ist nur, daß Holzmaier seinen Aufträgen zum Trotze sich zuweilen vergreift und einen unrechten erwischt; und weil mir nun heute eine dunkle Ahnung sagt, daß sich im Gebiete des Schwarzwaldes ein Individuum befinde, dem der Tod nach natürlichen Gesetzen näher steht, als dem Gretlein, so wünsche ich den Holzmaier auf alle Weise vom Hinaufgehen abzuhalten, und verhoffe, daß Ihr mir dazu aus allen Kräften behilflich seyn werdet.«

»Dies sage ich mit Vergnügen zu,« erwiederte der Student, und wendete sich darauf zu seinen Gefährten, welche dem Holzmaier noch immer wacker zusetzten. »Liebe Brüder,« begann er mit wichtiger Miene, »Ihr streitet da mit dem werthen Herrn und wisset vielleicht gar nicht, wen Ihr vor Euch habt?«

»Ei, der Mann da behauptet, Hanns Holzmaier in eigener Person zu seyn.«

»Da hättet Ihr nur mich fragen dürfen,« sprach der Mediziner, »ich mußte ja meinen werthen Vetter auf der Stelle erkennen!«

»Was, Ihr mein Vetter?« fuhr Holzmaier zornig auf, »wer hat Euch das aufgebunden, Herr Milchbart?«

»Ich heiße Grünbart, nicht Milchbart,« versetzte der Student höflich, »übrigens Vetter nannte ich Euch Herr nur insofern, als doch wohl eine gewisse Verwandtschaft zwischen Euch und einem Baccalaureus oder Doktor der Medizin besteht. Ja, liebe Freunde, dieses ist in der That Hanns Holzmaier, der Famulus und Waffenträger aller wackern Heilkünstler. Er ist es, der uns einerseits so oft die Freude macht, einen gefährlichen Patienten fahren zu lassen und unsern ärztlichen Ruf zu heben, andererseits so manchen unserer Böcke auf seine eigene Rechnung nimmt. Lasset Euch übrigens, werthe Commilitones, vor seinem Anblicke nicht grausen, sondern erinnert Euch, daß der Tod eigentlich absolut gar nicht existirt, sondern nur relativ. Die Natur kennt keinen Tod, in ihr ist alles Uibergang, Verwandlung, Wechsel der Existenzen. — Darf ich jedoch fragen,« sagte er wieder ehrerbietig zu dem Grauen, »welcher Zufall Euch heute unter das gastliche Dach der Drachenschänke geführt?«

»Das braucht Ihr nicht zu wissen,« versetzte der Holzmaier mürrisch.

»Die innere Stimme sagt mir's, sehr edler Herr; Ihr vermuthet nämlich, daß der Wirthin krankes Töchterlein Eurer bedürfe, dann aber kann ich Euch auf Doktorehre versichern, daß ich vorher oben war und nicht eine Spur von Gefahr in ihrem Zustande fand. Vielmehr erlaube ich mir, Euch auf den Umstand hinzuweisen, daß wir vor einer Stunde, als wir durch's Gehölz hinwanderten, vom Giebel einer Holzfällerhütte herab das Käuzlein gar jämmerlich schreien gehört, was meines Erachtens ein sicheres Zeichen, daß sich dort herum etwas

für Euern Schnabel finden müsse. Würdigt daher, wenn ich rathen darf, die Umgegend einer genauern Nachforschung, das Mägdlein oben kann Euch ja inzwischen keinesfalls entlaufen.«

»Wahrhaftig, Holzmaier,« nahm jetzt der Jude das Wort, »ich glaube dieser Vorschlag läßt sich hören. Ich dächte, wir zögen hinaus und durchstreiften die Gegend bis zum Kniebis, wo Ihr Eurem eigenen Geständnisse nach noch nicht gewesen seyd.«

»Ich kann nicht begreifen,« sprach der Graue unmuthig, »warum gerade Ihr Ahasverus Euch des Mägdleins so sehr annehmt. Den jungen Leuten hier will ich's allenfalls verzeihen, aber Ihr, alter Graubart, solltet doch wissen, daß dem Kinde nichts Sonderliches widerfährt, wenn ich es dahin führe, wohin doch jeder muß, der vom Weibe geboren — Ihr etwa ausgenommen.«

»Freund,« antwortete der Jude finster, »Ihr wißt am besten, wie ich den Augenblick, vor dem Alles zittert, sehnsüchtigen Herzens herbeirufe; aber seht, ich habe es immer als einen Mißgriff, als eine Uibereilung von Eurer Seite betrachtet, wenn ich einen Menschen im Mai seiner Tage, inmitten des kräftigen Wirkens abberufen sah; gewiß, man möchte da schier an ein blindes Walten des Zufalls glauben! Heute vollends lasse ich mir nicht ausreden, daß Euch ein Irrthum unter dieses Dach geführt hat; es ist zwar nur ein dunkles Gefühl, das so in mir spricht, aber glaubt mir, ich habe in den Jahrhunderten meiner Pilgerschaft sehr viel auf diese dunkeln Gefühle halten gelernt. Kommt, laßt uns hinausgehen, ich möchte wetten, Ihr findet mehr als Einen, der Euch besser zusagt, als das siebzehnjährige Schwabenkind da oben, ja Einen vielleicht, dem Ihr sogar willkommen seyd.«

»Willkommen? Ha ha, das glaube ich schon gar nicht,« brummte Holzmaier. »Indeß, ich will Euch den Gefallen thun, laßt uns gehen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß ich wieder nach der Drachenschänke zurückkehre, wenn —«

»Natürlich mit diesem Vorbehalt,« fiel der Jurist ein. »Wir Andern ziehen jedoch sämmtlich mit.« — Und alle schritten zur Schänke hinaus.

Draußen war's schwül und dunstig; heftige Windstöße brausten durch die Tannen und schwere Wolken zogen von allen Seiten am Himmel herauf, der von Minute zu Minute in grellem Lichte aufflammte. Sie hatten kaum eine halbe Stunde Weges zurückgelegt, als in einer waldigen Niederung plötzlich das Rollen eines Wagens vernehmbar wurde. Der Jude blickte scharfen Auges durch das Dunkel — »Ha,« rief er aus, »das ist die Straßburger Kutsche, ich lernte die ganze Gesellschaft kennen, als ich heute Mittags zu Oppenau gerastet; nun Holzmaier, an die wollen wir uns machen, ich hoffe einen Freiwilligen unter ihnen zu finden. Ihr Herren,« sprach er dann zu den Studenten, »Ihr werdet die Güte haben, ein wenig die Wegelagerer zu spielen und die Pferde anzuhalten, ich selbst will mit den Passagieren verhandeln, Freund Holzmaier aber bleibt einstweilen Zuschauer, denn sein Vortrag ist nicht der angenehmste und er überhaupt kein Mann von vielen Worten.«

Die Jünglinge gehorchten willig und postirten sich mit gezogenem Degen mitten auf die Straße, einige Schritte von ihnen stand Ahasverus, seitwärts, kalt und verdrossen, Hans Holzmaier. Schwerfällig rasselte indeß die Straßburger Kutsche heran, kaum erschleppt von drei rüstigen Gäulen; da ertönte ein donnerndes Halt aus den Kehlen der Studenten, und ängstliches Gemurmel ward aus dem Wagen vernehmbar, als die Reisenden beim Leuchten der Blitze entblößte Klingen gewahrten.

Der Jude gebot dem Burschen auf dem Sattelgaule mit drohender Gebärde sich ruhig zu verhalten, dann öffnete er selbst den Schlag und überblickte die Gesellschaft, welche aus fünf Männern bestand. »Ihr Herren,« sprach er trocken, »ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr vernünftig genug seyd Euch nicht zu wehren; so vernehmt denn, was ich Euch zu eröffnen habe: Wir sind keine gewöhnlichen Heerstraßenritter und haben es keineswegs auf Eure Säckel abgesehen, sondern lediglich auf das Leben Eines von Euch, welcher immer es sey. Derjenige also, der sich edelmüthigerweise zum Besten seiner vier Reisegefährten opfern will, gebe dies kund und überliefere sich unsern Händen; die Uibrigen fahren dann ungekränkt weiter.«

Tiefes Schweigen herrschte durch einige Minuten im Wagen, dann ließ sich eine heisere Stimme, wie folgt, vernehmen:

»Mein Herr Räuber oder Aventurier, das ist in Wahrheit eine höchst grausame Proposition; wie könnt Ihr glauben, daß Einer von uns sein köstlichstes Gut, sein Leben freiwillig in die Schanze schlagen werde, um vier Andern die Haut zu salviren? So was wäre ja gegen die heilige Pflicht der Selbsterhaltung —«

»Sagt gegen den Trieb der Selbsterhaltung,« rief zornig der Jude, »von Pflicht kann hier wenig die Rede seyn. Aber das ist die einzige aller Pflichten, die Ihr jederzeit unverrückt im Auge behaltet, nämlich Euer jämmerliches Daseyn um ein paar Augenblicke zu verlängern! Nun aber heraus aus dem Wagen, ich will Euch selber Herz und Nieren prüfen.«

Dieser Ermahnung, deren Ton jeden Widerspruch aufhob, ward endlich Folge geleistet, und ein wohlbeleibter ältlicher Mann, der zunächst am Kutschenschlage saß, stieg der Erste heraus. Mit schlotternden Beinen und wackelnder Unterlippe stand der Feiste da und bebte, daß die Glieder der goldenen Kette, die ihm vom Halse herabhing, hörbar aneinanderschlugen.

»Ei guten Abend, Herr Ambrosius,« grüßte der Jude und zog den Fettbauch ein wenig bei Seite. »Nun Ihr alter Schuft,« fuhr er dann leiser fort, »Ihr könntet wohl zum Besten Eurer Reisegefährten hier bleiben, um den Waldrasen mit Eurem feisten Leichnam zu düngen. Ihr habt des Guten viel, nur zu viel genossen in dieser Welt, und meist auf Kosten Anderer, überdies steht Ihr hoch in den Jahren und die wenigen Lebenstage, auf die Ihr noch zählen dürfet, sollen fortan ein anderes Gesicht bekommen; denn wisset: Wenn Ihr nach Ulm kommet, warten Eurer Schmach und Schande. Ein Zufall hat alle Eure Spitzbübereien an den Tag gebracht, wie Ihr Witwen und Waisen geschröpft, Euch mit gestohlenem Gute bereichert, ja selbst unschuldig Blut vergossen als Richter, das alles ist jetzt klar ge-

worden, die ganze Stadt spricht davon und schon fahnden die Häscher auf Euch, damit man Euch schleunigst den Prozeß mache. Was wollt Ihr Euch der Entsetzung von Amt und Würden, ja vieljähriger Haft preisgeben? Bleibt hier, — ein rascher Stoß mit diesem guten Dolche, und alles ist abgemacht, ja Ihr habt sogar noch Gutes gestiftet, indem Ihr das Leben von vier andern Christen gerettet.«

Der Rathsherr jedoch stand kreidenweißen Antlitzes da, und rief stotternd nichts als: »Erbarmen, ach Erbarmen, nehmt alles was ich habe, nur laßt mir das Leben!«

»Wie?« sagte Ahasverus bitter, »könntet Ihr wirklich ein kurzes Greisenalter, mit Schmach und Kerkerhaft belastet, einem schnellen Tode vorziehen? Besinnt Euch, Herr Ambrosius, was ist der kurze Schmerz gegen die langjährige Leibes- und Seelenqual, die Euch bevorsteht?«

»Ach, laßt mir das Leben,« winselte der Rathsherr und warf sich auf die Knie, »Herr, Ihr wißt nicht, wie süß das Leben ist, wie viel noch die wenigen Tage werth sind, die ich zu hoffen habe, wenn gleich in Schimpf und Elend hingelebt.«

»Schweig!« rief der Jude mit dröhnender Stimme; »ich habe nichts mehr mit Dir zu reden, Du könntest sonst wohl mit dem Witz anrücken, daß Dir die Handvoll Tage geschenkt seyn müsse zur Bereuung Deiner Sünden. Packt Euch fort, Herr Ambrosius, Ihr sollt leben, meinethalben ewig leben, denn Ihr seyd zu — schlecht zum Sterben!« Damit versetzte er dem Knienden einen derben Fußtritt und rasch genug flüchtete sich dieser hinter den Wagen.

Der Zweite, der nun aus dem Wagen stieg, war ein noch junger Mann, reich aber unordentlich gekleidet, in den edlen aber verfallenen Zügen die Spuren heftiger Leidenschaften tragend. Wie den Ersten nahm ihn Ahasverus bei Seite und sagte ernst zu ihm: »Ich kenne Euch, Herr Reinhard, Ihr wart einst der glücklichste Bürger von Frankfurt, Ihr hattet ein stattliches Haus, einen blühenden Handel und ein treffliches Weib. Von allem dem habt Ihr jetzt nichts mehr, — Euer Vermögen ist durchgebracht, Euer Weib todt, Euer guter Name fort, ja Euer letztes Geld habt Ihr gestern Abends verspielt. Was wollt Ihr noch länger in dieser Welt? ich dächte Ihr solltet sie satt haben.«

»Nicht doch Herr Strauchdieb,« entgegnete trotzig der Reisende, »ich habe gar nicht Lust abzufahren, vielmehr gedenke ich noch einige Jährchen hier zuzubringen, so gut es eben gehen will.«

»Aber Mann, was wollt Ihr anfangen? Zu Augsburg werden Euch die gebratenen Vögel nicht in's Maul fliegen, da Ihr überhaupt ein hochfahrender und nichtsnutziger Gesell seyd.«

»Was geht das alles Dich an?« rief der Kaufmann. »Ich gehe nach Augsburg, um mich dort unter den Kaiserlichen anwerben zu lassen gegen die Türken; dadurch bin ich aller Sorgen ledig, führe ein freies lustiges Soldatenleben und lache dem Tode in's Gesicht, wenn er mich einst auf dem Blachfelde ereilt. Also will ich leben, meinem Schicksale zum Trotz leben, so lange die Knochen zusammenhalten.«

»Elender,« sprach Ahasverus mit Abscheu, »glaubst Du, daß Dich die Erinnerung an eine frevelhafte Vergangenheit verlassen wird im wüsten Treiben des Soldatenlebens?«

»Was hinter mir liegt,« sprach der Kaufmann grimmig, »das habe ich längst abgeworfen, aber festklammern will ich mich an jedem Augenblicke, der mir noch gegönnt ist, und sollt' ich mich darob zehnmal dem Teufel übergeben.«

Der ewige Wanderer blickte den Frevler eine Minute lang halb empört halb mitleidig an, dann wandte er sich schweigend von ihm, trat an den Wagen hin und befahl einem Dritten auszusteigen. Ein wohlgenährter, etwas pedantisch aussehender Mann gehorchte dem Gebote.

»Nun, Herr Professor,« sprach der Jude spöttisch, »Ihr hoffentlich werdet nicht so viel Anstand nehmen, Euer irdisches Daseyn dem Wohle der Gesellschaft zu opfern? Ihr habt für dergleichen manch wackeres Waidsprüchlein in Eurem Seneca, Ihr kennt den Unwerth aller irdischen Dinge, seyd allzufest überzeugt von einem bessern Daseyn in einer bessern Welt, habt wenigstens tausendmal vom Katheder herab die blühende Jugend über das wichtige Jenseits belehrt, — ich denke Ihr werdet Eure Grundsätze durch die That bewähren und nicht erst lange betteln um das Bischen Athemholen?«

»Ei, ei, amice,« sprach bebend der Professor Philosophiä, »Euer Vortrag wimmelt von sträflichen Sophismen! Es darf mir nie einfallen, freiwillig die Zahl meiner Lebenstage zu vermindern; mich in Eure Hände zu liefern, wäre purer Selbstmord, solche Gefährdung unseres Ich verbieten uns Gott, Natur und — «

»Seht doch,« unterbrach ihn höhnisch der Jude, »da wird der Natur auch einmal eine Stimme eingeräumt, und die Materie tritt in ihre Rechte, über die Eure Weisheit sonst mit vornehmem Schweigen hinweggeht! Mich dünkt aber, es wäre auch Eure Stimme gewesen, die gleich anfangs an die Pflicht der Selbsterhaltung erinnerte, — mein Himmel was konnte ich von Euresgleichen Besseres erwarten! packt Euch auf die Seite.«

Und wieder rasch vortretend zog Ahasverus eine kleine krüppliche Figur aus dem Wagen, die, auf festem Boden angelangt, ihm kaum bis zum Gürtel reichte.

»Hast auch Du vielleicht Lust, noch länger fortzuvegetiren?« schnaubte er den Zwerg an; »gewiß nicht, Jarigo, besinne Dich!«

»Ach, warum nicht Herr,« wehklagte der Bucklige; »es ist freilich ein elendes Ding um einen alten weggejagten Hofnarren, mißgeboren und preßhaft gleich mir, aber seht, ich möchte dennoch gern meine letzte Reise nach dem Spitale zu Günzburg vollenden, kann ich doch einigemale noch des warmen Sonnenscheines mich freuen, ehe mich der unerbittliche Sensenmann hinwegholt.«

»Schrecklich!« murmelte Ahasverus vor sich hin; »siebenfach elend und dennoch bis zum letzten Athemzuge an dem jammervollen Traume des Lebens hangend!« — Er wandte sich finster ab und blickte dann in den Wagen hinein, aus welchem der letzte Reisende, ein blasser schmächtiger Jüngling, im Aufzuge eines fahrenden Schülers, sonder Zögern heraustieg. Ohne die mindeste Unruhe zu verrathen, blickte er dem Juden fest in's

Antlitz und sprach: »Wer Ihr auch seyn mögt, Mann, ich finde etwas Übernatürliches an Euch und will Euch offen meine innersten Gedanken sagen: Seht, ich bin arm und unglücklich; ich habe mich den Wissenschaften ergeben, habe manche Nacht hindurch gegrübelt über die dunkeln Geheimnisse des Lebens, — mein Lohn sind bleiche Wangen und ein betrübtes Herz. Vielleicht wär's besser gewesen, ich hätte mich hineingestürzt in den Wirbel jener Genüße, die unsere Weisheit verdammt. Ich suchte Wahrheit und Gewißheit, und fand nichts als die Überzeugung, daß ich umsonst gesucht; — das Leben ist mir nichts, ich bin des tollen Spieles satt, ich habe nichts von der Zukunft zu erwarten, — nehmt mich hin wenn Ihr wollt, aber sagt mir zuvor, ob mit dem tödtlichen Dolchstoße auch Alles vorbei ist? Lebt etwas in mir, das bestimmt ist, jene Ruhe und Klarheit zu erlangen, die hienieden unerreichbar, dann stoßt zu in Gottesnamen! Ist dem aber nicht so, dann muß ich mein Leben wahren bis zum letzten Hauche, — d'rum, noch einmal, ehe Ihr handelt, löset mir das Räthsel.«

»Ich möchte es Dir nicht lösen, auch wenn ich es könnte,« sprach Ahasverus mit dumpfer Stimme; »frage Deine Weisen, und wird Dir keine Antwort, dann — lebe! Und jetzt hinein mit Euch allen,« fuhr er wilden Blickes fort, »ich kann Euch wahrlich nichts Schlimmeres mitgeben als das Geschenk Eures Daseyns.«

Die Reisenden nahmen ihre Plätze so schnell als möglich wieder ein, die Studenten öffneten die Bahn, und krampfhaft hieb der Bursche auf dem Sattel in die Gäule, daß nach wenigen Minuten der Wagen ihren Blicken entschwand.

»Siehst Du,« sprach Holzmaier zu dem ewigen Wanderer, der mit verschränkten Armen dastand, »siehst Du, wie dem nüchternen Volke seine Haut so theuer ist? Aber was nun weiter? Ich dächte, wir kehrten zurück nach dem Drachen.«

»Nicht doch,« sagte der Jude, sich ermannend, »unsere Fahrt ist noch nicht zu Ende, d'rum vorwärts!« Sie hatten aber nur eine geringe Strecke zurückgelegt, da hörten sie ein munteres Liedlein pfeifen und rüstig trabte ein einzelner Fußgänger im Soldatenkittel auf sie zu.

»Den könntest Du wohl auch fragen, ob er Lust hat in's Gras zu beißen,« sagte Holzmaier spöttisch.

»Und warum nicht?« entgegnete der Jude, »glaube mir, die Jugend wirft das Leben am leichtesten hinweg, wenn Du ihr einen haltbaren Grund dafür angibst.« Und gleichzeitig stellte er sich dem Wandersmann in den Weg und bot ihm einen guten Abend.

Der Soldat warf verdachtvolle Blicke auf die fünf Gesellen und fragte nach ihrem Begehr.

»Vor allem müssen wir erfahren, wer Du bist, wo Du hin willst und so weiter,« war des Juden Antwort.

»Ei das könnt Ihr immerhin erfahren, obgleich ich nicht einsehe, woher Ihr das Recht habt, mich zu examiniren. Wohlan denn, ich heiße Hanns Wolf, habe unter den Kaiserlichen gedient und wandere nun dem Paradiese und seinen Engeln zu.«

»Was willst Du damit sagen?« forschte Ahasverus.

»Je nun, unter dem Paradiese meine ich ein großes Wirthshaus hier herum, genannt zum Drachen, und unter den Engeln ein blondes Dirnlein Margaretha geheißen, so ich demnächst heimzuführen gedenke als mein ehlich Gemahl.«

Bestürzt blickten die Studenten einander an, indeß Holzmaier bedenklich lächelte. Diesem aber raunte der Jude in's Ohr: »Den wollen wir wenigstens prüfen. Höre Bursch,« sagte er dann laut, »Du könntest lieber gleich umkehren, denn das Gretlein wird doch nimmer Dein; die Dirne liegt daheim im Fieber und ehe die Sonne aufgeht ist's mit ihr vorbei.«

Todesblässe überzog das Antlitz des Soldaten, doch bevor er den Mund aufthun konnte, sprach der Jude weiter: »Sie könnte allenfalls gerettet werden, hat ein berühmter Medikus erklärt, aber nur durch ein höchst kostbares Mittel.«

»O nennt es,« schrie der Soldat schier athemlos.

»Ein Menschenherz, frisch aus dem Leibe geschnitten und dann zu Pulver gebrannt.«

Der Jüngling blickte stumm zur Erde nieder; endlich richtete er sich muthig auf. »Wenn's dem trauten Dirnlein helfen kann, sie soll das meine haben; kann ich nicht mit ihr leben, soll sie doch leben durch mich; — ich will aber zuvor selber hinsehen, d'rum laßt den Weg frei!«

»Das darf nicht seyn,« entgegnete Ahasverus; »Grete darf nie erfahren, daß Du mit Aufopferung Deiner Tage die ihrigen verlängert hast; d'rum kann die Sache besser hier auf dem Flecke abgemacht werden; ich leihe Dir dieses scharfe Messer und wenn Du Dir das Leben genommen hast, besorgen wir das Weitere.«

»Wer aber bürgt mir, daß Ihr nicht freche Schalksnarren und Lügner seyd?« rief der Soldat, indem er einige Schritte zurücktrat und vom Leder zog. »Und nun Platz gemacht, sage ich!«

Diese Worte waren jedoch kaum verklungen, als plötzlich durch das Dunkel eine weiße Gestalt mit flatterndem Haar und Gewande herbeiflog, und nach wenigen Augenblicken mitten unter die Männer hineinstürzte. Es war Gretlein. Nachdem ihr Grünbart zur Ader gelassen, schien sie einzuschlummern, und auch die Mutter, die am Bette saß, war im Stuhle eingenickt. Da mit einemmale hob sich das Mägdlein empor. War es ein Traum, war's Fieberwahn, oder wohl jene wundersame Sympathie, die zwei liebende Herzen verbindet, — sie fühlte die Nähe des Geliebten, sie sah ihn draußen im Walde, allein, in Lebensgefahr; und rasch verließ sie das Lager, die Stube und floh unentdeckt zum Hause hinaus. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, war sie unter die wildfremden Männer hineingetreten, als sie Den erkannte, den ihr Herz gesucht, und mit dem Ausrufe »Hanns, mein Hanns!« hing sie halb besinnungslos am Halse des Geliebten.

Von Schmerz und Wonne durchbebt, ließ der Soldat den Säbel fallen und umschlang das zarte Wesen. Aber Gretleins glühende Wangen, ihr stürmisch schlagendes Herz, ihr ganzer aufgelöster Zustand brachten ihm bald die schauerliche Überzeugung, daß sie krank, gefährlich krank sey, und jetzt fiel ihm ein, was der Jude mit ihm gesprochen. »Ja mein herziges Kind,« sagte er halblaut vor sich hin, »Du trägst den Tod in Dir, so Dir nicht schleunige Hilfe kömmt, und ich will Dir also freudig zum Opfer bringen, was für mich fürder keinen Werth hat.«

Trotz der Betäubung, in welcher sich das Mägdlein befand, hatte es dennoch die Worte vernommen; obwohl ihr der Sinn derselben dunkel war, riß sie sich dennoch wie entsetzt von ihm los und blickte ihm starr in die Augen. Der Blick voll Wehmuth und Verzweiflung, den er bald auf sie, bald auf die, am Boden liegende Waffe heftete, regte ihre wirren Gedanken noch heftiger auf. »Nein Hanns,« schrie sie auf, »Du sollst nicht sterben! ich habe Dich wieder gesehen und treu gefunden, und kann nun heimgehen.« Damit griff sie mit wahnsinniger Hast nach dem Arme und nestelte am Verbande. Entsetzt suchte sie der Soldat zu hindern, ja alle die Andern drängten sich helfend herzu, aber zu spät, — der Verband war gelockert, ein Blutstrom rieselte an dem weißen Arme herab. »Um Gotteswillen, sie stirbt!« rief Hanns, umfaßte die Ohnmächtige, warf einen ängstlichen Blick um sich, und trug sie dann in fliegender Eile nach einer Hütte, deren zerfallenes Dach seitwärts über das Buschwerk hervorragte. Der Jude, die Studenten und selbst der mürrische Holzmaier folgten ihm rasch auf den Fersen und eine Minute später standen alle in der leeren Wohnstube des ärmlichen Häuschens. Der Mediziner winkte dem Soldaten, die Kranke auf einen Haufen Moos niederzulegen, und machte sich hurtig an die Erneuerung des Verbandes. »Tröstet Euch, Freund,« sagte er während dieser Verrichtung, »ein bischen Blut mehr oder weniger, davon stirbt das Kind nicht; sie hat dessen genug, und ich hoffe sogar viel Gutes von dieser Gemüthserschütterung.« Ahasverus jedoch wandte sich zu Holzmaier: »Höre, wir wollen unsere Wanderung weiter fortsetzen, ich kann in Ewigkeit nicht glauben, daß der Lebensfaden dieses holden Geschöpfes schon heute durchschnitten werden soll.«

»Ich glaube Du hast Recht,« sprach der Graue, »denn allerdings habe ich in solchen Fällen meine Zeichen und diese gewahre ich nicht an dem Gretlein. Ihr würdet das schon in der Herberge erfahren haben, hättet Ihr mich nur hinaufgelassen zu ihr.«

Mittlerweile hatte der Studiosus Mauser, dem die Verlassenheit der Hütte auffiel, die Thüre eines Nebengemaches geöffnet; nach einem flüchtigen Blick in den engen Raum trat er rasch zu den Andern: »Kommt doch hier herein in die Kammer, ich denke, hier wird sich das Räthsel lösen.« Und alle traten in das Nebengemach, nur der Soldat blieb am Lager der Geliebten zurück. Drinn aber lag auf ein elendes Lager hingestreckt ein fast hundertjähriger Greis, nur von Zeit zu Zeit mühsam ächzend.

Grünbart trat näher, betrachtete den Mann, griff den Puls und schüttelte den Kopf. »Facies hippocratica!« sagte er dann halblaut, »ich glaube, Holzmaier, Ihr dürft nicht weiter suchen. Es scheint so ein armer Holzhauer zu seyn, dem nach und nach alle die Seinen abgestorben sind, und der nun fern von allem menschlichen Beistand am Ziele seines harten Tagewerks steht.« — »Halt,« sprach der Theolog, rasch dazwischen tretend, »hier ist mein Feld; wenn ihn alles verlassen, soll ihn doch die Kirche nicht verlassen in der schweren Stunde.« Er neigte sich zu dem Sterbenden, und als er gewahrte, daß dieser bereits der Sprache beraubt sey, kniete er nieder und sprach ein kräftiges Gebet. Dann stand er auf und trat zurück zu den ernsten Genossen. Holzmaier aber ließ sich auf einen morschen Stuhl am Bette nieder und richtete einen prüfenden Blick auf den Röchelnden; dann fuhr er mit der dürren Hand sanft über dessen Antlitz hin, und die Pulse des Greises stockten.

Tiefe Stille herrschte im Gemache, mit verschränkten Armen überblickte Ahasverus die Scene. Endlich erhob er die Stimme und sprach: »Eure Sendung ist nun erfüllt, Holzmaier, darum fort jetzt aus der Nähe des blühenden Lebens.« Er zog den Grauen fast gewaltsam zur Hütte hinaus. Die Studenten waren unwillkürlich gefolgt. Zu ihnen wandte sich der Jude: »Wir trennen uns nun, Ihr Herren, mögen Euch die Abenteuer dieser Nacht in stetem Angedenken bleiben. Ihr sahet heute, wie fest die irdische Kreatur am Leben hängt, selbst da, wo es die Umstände zur unerträglichen Last gemacht haben sollten; Ihr sahet an den Leutchen da drinn, daß nur eine gewaltige, jeden andern Trieb bezwingende Leidenschaft den Sterblichen bestimmen kann, sein vergängliches Daseyn freiwillig hinwegzuwerfen. Was ihn außerdem bewegen mag, so zu verfahren, ist Gedankenlosigkeit oder Sinnesverwirrung, nicht — Weisheit; diese lehrt nur das Leben verachten, nicht den Tod. Der Einzige vielleicht, der recht wahr und lebendig fühlt, daß eine lange Erdenpilgerschaft keine Wohlthat sey, daß das Herz von seinen Wünschen, der Geist von seinen Zweifeln endlich ausruhen wolle, dieser Einzige sagt Euch jetzt sein Lebewohl.«

Dies gesprochen, wandte sich der Jude zum Gehen und war nebst dem Holzmaier, der jetzt ganz vergnügt aussah, bald im Waldesdunkel verschwunden.

In der Schänke zum Drachen ging es aber einige Monate später gar lustig her. Mit Tannenreisig war die Stube geschmückt und von zwei riesigen Armleuchtern strahlten die Hochzeitskerzen nieder, auf den reichbesetzten, von muntern Gästen umringten Tisch. Die angesehensten unter diesen waren jedoch die drei Magister, unter denen sich besonders der Mediziner durch tausend lustige Streiche hervorthat. Als endlich die hölzerne Wanduhr auf Mitternacht wies, da nahm er eine Zither zur Hand und sang folgendes Lied:

Rauher Nordwind jagt die Wolken,
Finster ist es drauß' und kalt,
Heiser krächzt der Todtenvogel,
Und gespenstig rauscht der Wald;
Doch hier drinnen geht ein neuer
Warmer Lebensfrühling auf,
Scherze jagen sich und Lieder,
Ach, und Küsse folgen drauf!

Käm' der Tod jetzt angefahren,
Ei, wie mürrisch säh' er drein,
Ob des frischen Minnelebens
Im geschmückten Kämmerlein.
Und ich brächt' ihm wohl den Becher:
Herr Collega, immer zu!
Kommt nach fünfzig Jahren wieder,
Laßt uns heute nur in Ruh!

Aber Du, bestaubter Pilger,
Ruheloser Wandelstern,
Wärst Du doch hieher gekommen,
Dich begrüßten wir so gern!
Und von drei Doktoren würde
Dir das Sprüchlein zugebracht:
Laßt uns heute selig leben,
Heißt's auch morgen: gute Nacht!

Abenteuer eines Auswanderers.

Aus dem Englischen.

(Wir theilen hier auszugsweise die Erlebnisse eines englischen Auswanderers, William Thornley, mit, der am Schluße seiner langen Ansiedler-Laufbahn die Holzfällerart mit der Feder vertauschte, um, wie er selbst sagt, einerseits seinen Landsleuten zu zeigen, wie ein verständiger und thätiger Mann sich einen Wohlstand in fernen Landen gründen kann, und andererseits seinen Enkeln eine Erinnerung an seine Mühen und Erfolge zu hinterlassen. Seine Erlebnisse sind der Art, daß sie jeden Leser interessiren werden.)

1. Auswanderung. Wie Thornley ausgeht, Land zu suchen. Der eigennützige Wirth. Samuel Crab und dessen Erzählungen von der Landwirthschaft auf Van Diemensland.

Das Jahr 1816 war eine kritische Zeit für England. Das Land war erschöpft von den langen Kriegen mit Frankreich, alle Gewerbe stockten, überall herrschte Zwang und Elend. Trotz der unglücklichen Zeit hatte ich einen günstigen Erwerbszweig gefunden und einige vortheilhafte Geschäfte im Getreide- und Kohlenhandel gemacht. Eines Tages, ich erinnere mich dessen als wär's heute, befand ich mich in Croydon, nicht weit vom Canal, als ich einen Pächter von meiner Bekanntschaft traf, der einer aufmerksamen Gruppe einen Brief vorlas, welchen er eben von seinem Sohne — einem Taugenichts, der vor längerer Zeit sich nach Sidney eingeschifft hatte — erhalten. Der Schalk war keineswegs sparsam mit verführerischen Schilderungen, sprach bald von Kängurus, bald von Wilden und Buschläufern, rühmte die Schönheit des Landes, die Fruchtbarkeit des Bodens, den Reichthum der Ernten. Der Brief blieb nicht ohne Eindruck auf mich. Ich träumte im wachen Zustand, machte Reisepläne, und zog wo ich konnte Erkundigungen über Sidney ein. Doch theilte ich von diesen meinen geheimen Gedanken nichts meiner Frau mit, sondern trieb meinen Handel fort, und würde ihn wahrscheinlich noch forttreiben, wenn nicht unglückliche Wechselfälle und vielfache Bankrotte mich gezwungen hätten, rasch einen Entschluß zu fassen. Jetzt theilte ich meine Projekte der Gattin mit, fand, wie ich nicht anders erwartet, Anfangs Widerstand, wußte sie aber endlich durch meine Vorstellungen zu überzeugen, so daß sie, obwohl unter Thränen, einwilligte, England zu verlassen und auszuwandern. Nachdem wir alles, was wir besaßen, so gut als möglich verkauft hatten, sahen wir, daß unser kleines Vermögen eine Summe von 1150 Pfund (11500 fl. C. M.) nicht überstieg. Das war freilich wenig, wenn man bedachte, welche Auslagen die Reise und Ansiedlung einer Familie von sieben Personen (worunter fünf Kinder) erfordern würde. Indessen besaßen wir außer dieser Baarschaft noch einige Möbel, Zimmermannswerkzeuge, und eine Schmiedesse, die ich mir auf den wohlmeinenden Rath des Schiffskapitäns angeschafft hatte.

Am 5. September 1816 verließen wir den Hafen von Gravesend und kamen am 3. Februar 1817 in Hobart-Town an. Unsere fünfmonatliche Uiberfahrt zeichnete sich durch kein wichtiges Ereigniß aus. Hobart-Town, die Hauptstadt von Van Diemens Land, * liegt an der Südspitze dieser Insel, die auf den ersten Anblick eben nichts Einladendes bietet. Die Gestade an der Sturm-Bucht sind traurig und dürr; die Vegetation, von düsterer Färbung, hat nur dort einen Anflug von Grün, wo der Boden früher durch Ausbrennen fruchtbar gemacht worden. Wir waren mitten im Sommer, dortlandes nämlich, wo die Ordnung der Jahreszeiten gänzlich verkehrt ist, und dennoch hatte die Landschaft bereits ein herbstliches Aussehen. Uiberall schlummernd, schien die Natur zu erwarten, daß eine arbeitsame Hand sie wecke. Ein hoher Berg, der Wellington, der sich hinter der Stadt erhebt, war mit Schnee bedeckt. Die Stadt ist unregelmäßig und sehr zerstreut; die hübschen Gebäude, die man hie und da trifft, sind durch eine Menge hüttenartiger Häuschen von einander geschieden. Natürlich rede ich bei dieser Schilderung von Hobarttown von dem Zustande, in welchem ich die Stadt damals fand, denn heutzutage hat sie sich wunderbarlich verschönert. Was Einem beim Ausschiffen vielleicht am meisten auffällt, ist die Menge Hunde, die man da hält. Diese Thiere empfangen den Fremden mit einem Gebell, das auf eine schlafstörende Weise bis tief in die Nacht währt. Wir werden im Lauf unsrer Erzählung Gelegenheit haben, zu erzählen, welche wichtige Dienste diese Thiere leisten, denen wir in vielen Fällen das Leben zu danken hatten.

Ich fand einige Schwierigkeit, einstweilen in der Stadt unterzukommen, denn die Wohnungen, namentlich in Gasthäusern, sind dort sehr theuer. An die strengste Sparsamkeit gebunden, quartierte ich meine Familie in einem kleinen, ziemlich elenden Lokale ein. Darauf ging ich zum Gouverneur, um mir die unentgeltliche Schenkung eines Landstriches, die mir bereits vor meiner Abreise aus England von dem Minister zugesagt worden war, zu erbitten. Man gewährte mir das Maximum, nämlich zwölfhundert Morgen. Dieser erste Erfolg konnte mich schon zufriedenstellen. Noch handelte sich's darum, wo meine neuen Besitzungen lagen. Der Gouverneur hatte mir gesagt, die umliegenden Ländereien wären schon alle vergeben, und mir gerathen, wenn ich mich der Schafzucht widmen wolle, in's Innere des Landes zu dringen, wo ich gutes Weideland finden würde. Ich war nicht abgeneigt, seinem Rathe zu folgen, aber von andern Seiten erhielt ich widersprechende Auskünfte. Das setzte mich in peinliche Ungewißheit. Jeder rühmte seinen Bezirk und lud mich ein, mich dort niederzulassen. Ich sah keinen besseren Ausweg aus

---

* Wir brauchen unsern Lesern nicht erst in's Gedächtniß zu rufen, daß die Insel Van Diemensland an der Südost-Küste von Neuholland liegt und nur durch die Baßestraße hieron getrennt ist. Sie hat einen Flächenraum von ungefähr 1200 ☐ Meilen und zählt jetzt etwa 30,000 europäische Ansiedler.

diesem Schwanken, als mich selbst aufzumachen und umzusehen. Ich vertraute daher meine Familie wackeren Leuten an, warf das Gewehr über die Schulter, und ging auf Entdeckungen in unbekannte Gegenden aus.

Als ich mich auf den Weg machte, lag die Stadt noch im Schlafe und ging die Sonne eben am Horizont auf. An einem Hügel hielt ich noch einmal an, um einen Blick auf die Landschaft zu werfen und der Wohnung meines Weibes und meiner Kinder ein Lebewohl zuzurufen. Dann untersuchte ich noch einmal das Zündkraut meines Gewehres und schritt weiter. Je weiter ich kam, desto mehr erfaßte mich Schwanken und Ungewißheit; ich setzte kein Vertrauen in alle die Nachweisungen, die man mir ertheilt, und wußte nicht, wohin mich wenden. So kam ich an einen Punkt, zehn Meilen von Hobart Town, wo man eine Fähre zu besteigen pflegt. Ich machte hier Halt und überlegte, ob ich an diesem Ufer bis New-Norfolk, das 21 Meilen von der Hauptstadt liegt, gehen, oder übersetzen und nach Launceston wandern sollte. In meinen Zweifeln fragte ich die Uiberführer, die mir einstimmig riethen, ich solle nach New-Norfolk gehen, dort würde ich viel herrliches Land finden und einen schon kolonisirten Distrikt sehen. Der Eigenthümer eines nahen Gasthauses kam auch heran und da er sich in das Gespräch mischte, so fragte ich ihn um seine Meinung; er sah mich forschend an, schüttelte den Kopf mit einem Lächeln, welches fein seyn sollte, und fragte: »Ein neuer Ansiedler?« — »Ja, so neu als man seyn kann, und Ihr würdet mich sehr verbinden, wenn Ihr mir sagtet, wo ich gutes Land finden kann.« — »Viel Land?« — »Zwölf hundert Morgen.« — »Das ist wenig zur Schafzucht, aber viel zu einem Bauerngut.« — »Darüber sind wir gleicher Ansicht, aber wo finde ich guten Boden?« — »Habt Ihr schon gefrühstückt?« fragte statt einer Antwort der Wirth. — »Ja, vor meiner Abreise.« — »Nun gut, wißt Ihr was ich an Eurer Stelle thäte? Ich würde einen oder zwei Tage hier bleiben und mich dann leichter entschließen, wohin ich meine Schritte lenken sollte.« — »Und dann?« — »Dann die Fähre besteigen.« — »Danke,« erwiederte ich trocken, denn ich bemerkte sehr wohl, daß mir einerseits die Schiffer die Uiberfuhr widerriethen, um sich eine Arbeit zu ersparen, und daß andrerseits der Wirth mich bei sich behalten wollte, um mir einen Theil meines Geldes abzuluren. Man darf Niemanden trauen, dachte ich, und da Norfolk schon besetzt ist, will ich hinschauen. »Adieu,« sagte ich zu dem Wirth, der mir aufmerksam zusah, »ich will nach Norfolk, um mir das Land zu betrachten.« — »Aber es ist sehr heiß, und Ihr solltet den Abend abwarten, bevor Ihr aufbrecht.« — »Wahr, indeß darf ich keine Zeit verlieren.« — »So trinkt wenigstens ein Glas Rum.« — »Tausend Dank, ich trinke nie welchen.« — »Also ein Glas Branntwein.« — »Danke.« — »Ich hab' trefflichen Whisky.« — »Danke, danke . . . Ich trinke nichts Geistiges früh. . . . Aber wenn Ihr zum Beispiel Bier hättet, davon tränke ich gerne ein Glas. Oder wenn nicht Bier, so vielleicht süßes Ale.« — »Bier! Süßes Ale! Gott segne Euch! Ich hoffe Ihr seyd doch nicht hergekommen, um Bier und Süß-Ale zu trinken, da wäret Ihr verlesen, Ihr fändet keines im Lande. Rum, ja, das ist unser Getränk.« — »Aber Wasser habt Ihr doch?« — »Wasser? ja wohl, zum Thee. Apropos, ein Napf Thee mit Rum ist ein deliciöses Getränk.« — »Milch wäre mir lieber, wenn Ihr erlaubt.« — »Milch! und haltet Ihr's für so leicht, sich hier Milch zu verschaffen? Nein, Rum, das ist unsre Muttermilch. Geht, Ihr werdet Euch schon an das Kolonistenleben gewöhnen, an Rum und das Uibrige.« — »Ich hoffe bald, nur an Rum nicht.«

Mit diesen Worten entfernte ich mich, entschlossen, der Hitze zu trotzen, die stark werden zu wollen schien. Nach einstündigem Marsch spürte ich einige Lust ein wenig auszuruhen. Während ich meine Blicke umherschweifen ließ, mich nach einem gelegenen Ruheplätzchen umsehend, bemerkte ich einen schlecht gekleideten Menschen, der auf der Erde ausgestreckt lag und Wasser aus einer Quelle schöpfte. Ah, dachte ich, da ist einer, der kein Rumtrinker ist. Uibrigens sah der Mann drollig aus und verdient wohl, daß ich ihn zu porträtiren versuche. Mein Unbekannter trug ein paar alte Halbstiefel von Lammfell, die rauhe Seite nach außen. Seine Hose war so kurz, daß sie die Beine unbedeckt ließ, und schien aller Knöpfe zu entbehren. Eine Art Blouse aus Känguru-fell war das Hauptbestandstück seiner Kleidung. Den Kopf bedeckte ein Hut von unbeschreiblicher Farbe, geflickt mit Bastfäden, und innen, da er zu weit war, durch Wülste von Gras und Kraut dem Umfang des Hauptes besser angepaßt. Ein langer graulicher Bart gab vollends seiner Physiognomie einen Ausdruck von Wildheit, der in einem von Buschläufern * so heimgesuchten Lande nicht viel Vertrauen einflößte. Ich nahm daher mein Gewehr und war auf der Hut, bereit, bei der ersten Drohung abzufeuern. Der Mann jedoch, mein Mißtrauen bemerkend, rief mir zu: »Fürchtet Euch nicht vor mir, Herr, und habt Ihr Durst, so kommet unbesorgt heran; ich will mich sogar, wenn Ihr's wünscht, entfernen.«

Der Ton und das offene Wesen des Unbekannten flößten mir eine bessere Meinung von ihm ein, obwohl ich, aufrichtig gestanden, nie eine so wenig gewinnende Gestalt gesehen hatte. Indeß nahm ich die Einladung an und trank aus der Quelle, worauf ich mir meinen Mann nochmals ansah. »Ihr betrachtet mich?« fragte er. — »Ich kann mir's nicht versagen, nehmt mir's nicht übel. Gehen die Leute hierlands so gekleidet, wie Ihr? Eure Tracht mag sehr zweckmäßig seyn, ich mag's als Neuling in diesem Lande nicht läugnen, aber ich finde sie doch wie Alles, was ich hier sehe, etwas seltsam.« — »Mich selbst wundert mein Anzug nicht weniger als Euch,« erwiederte der Mann, »glaubt Ihr, das sey meine Kleidung? Nein, nein; die Buschläufer haben sie mir gegeben, nachdem sie mich rein ausgeplündert.« — »Wär's möglich!« rief ich, unangenehm überrascht. — »Fürchtet nichts, das war auf der andern Seite der Insel. Hier gibt's deren nicht, und ich will hoffen, daß Ihr in dieser abscheulichen, verwünschten Gegend keinem begegnen werdet. Ah, war ich ein Narr, meinen alten Herrn in Shropshire zu verlassen,

* Die Buschläufer (Bushrangers) spielen in Neuholland und Van Diemensland dieselbe Rolle wie die Marron-Neger in den Sklavenkolonien. Es sind Sträflinge, die ihren Herren oder aus den Gefängnissen entlaufen sind, und Räubereien und oft auch Mordthaten begehen.

um in diesem Lande mein Glück zu suchen. Denkt Euch, die Schurken von Buschläufern haben mir alles geraubt und mich noch drei Tage lang zum Tragen ihres Gepäckes bei sich behalten. Einer hat sich mit meinem Sammtkleid aufgeputzt, und mir dafür, wie zum Andenken, diese abscheuliche Kängurujacke hingeworfen. Diese Halbstiefel verdanke ich einem Hirten; als das Fell noch frisch war, sagten sie mir wohl zu, jetzt aber, da es trocknet, steh' ich nicht mehr drum. Zum Teufel alle diese Lumpen, könnte ich nur bald nach England zurückkehren. Dieses schauderhafte Land, wo wir jetzt sind, ist gewiß vor allen übrigen geschaffen worden, und da es so schlecht ausfiel, wollte der Schöpfer kein ähnliches mehr erschaffen. Man findet hier ja gar nichts zu essen!« — »Nichts zu essen? ein schöner Trost für einen, der sich da niederlassen will. Wovon lebt man also?« — »Nun, wenn ich sage nichts zu essen, so ist das etwas übertrieben. Man hat hier Schafe, das ist wahr, aber was gibt einem das Land selbst? Keine Thiere, keine Früchte, kein Gemüse. Als ich herkam, glaubte ich hier alle Produkte der warmen Zone zu finden . . . bah! sucht 'mal in den Wäldern und sagt mir dann, was sie Eßbares bergen. Ja, hie und da findet Ihr eine verpfuschte Kirsche mit dem Kern auswärts. Ich wiederhole es, Herr, wir sind in einem schauderhaften Lande, aus dem ich gern wieder heraus möchte.« — »Ihr habt eine schlechte Meinung von dem Lande. Wollt Ihr mir wohl Euren Namen sagen?« — »Crab, Samuel Crab; den Namen hab' ich von meinem Vater. Ich war sonst erster Ackerknecht des Squire Dampier von Dampierhall, eines guten Herrn; es war sehr unrecht von mir, daß ich ihn verließ. Das hat man davon, wenn man lesen und schreiben gelernt hat.« — »Wie, das bereut Ihr?« — »Ja wohl; ich war eines Tages beim Schmied, der mir am Pfluge etwas flickte, als mir eine Zeitung in die Hand fiel. Verwünscht seyen, die sie geschrieben! Meine Augen blieben auf einem Aufsatz haften, welcher von der Kolonie Van Diemen erzählte. Das sey von allen Ländern der Welt das schönste, hieß es; der Lohn stehe dort sehr hoch, namentlich jener der Ackerknechte, an denen man Mangel habe; man mache dort sein Glück, wie man die Hand umdreht. Und ich, der ich immer davon geträumt, einmal ein Stück Land zu besitzen, ich biß an. Ich erhob die hundertfünfzig Pfund, die ich mir erspart hatte, und fuhr nach der Kolonie Van Diemen. Wollte Gott, ich hätte nie einen Fuß hieher gesetzt!«

Diese Rede aus dem Munde eines Landmannes, welcher die Insel kannte, war nicht sehr erfreulich. Ich begann zu fürchten, daß ich mich in ein unsinniges Unternehmen gestürzt. Reiflicheres Uiberlegen indeß beruhigte mich wieder. Für's erste mochte der Scharfsinn meiner neuen Bekanntschaft nicht sehr ausgebildet seyn; Crab schien mit der ganzen Störrigkeit begabt, welche die Landleute der Binnen-Grafschaften Englands charakterisirt. Uiberdies hatte ihn die üble Behandlung, die er von den Buschläufern erfahren, zur Verzweiflung getrieben. Dennoch, wenn er auch mit grellen Farben malte, schien er das Land genau zu kennen. Ich fragte ihn also zu meiner Belehrung weiter aus.

»Was für ein landwirthschaftliches System befolgt man hier?« — »System! Gott lohne Euch die gute Meinung, die Ihr von dem Volke habt. System! Die ein System! Sie sind ja stockdumm, sag' ich Euch, sie verstehen vom Ackerbau so viel wie ein Londoner Stadtkind, und wissen nicht, was zu beginnen, um etwas einzufechsen.« — »Wie? bauen sie keinen Weizen?« — »O ja, sie bauen Weizen . . . auf gut Glück.« — »Und Gerste?« — »Auch Gerste, so so.« — »Hafer?« — »Ich habe noch nicht viel Hafer da gesehen, aber mag seyn, daß sie welchen bauen.« — »Erdäpfel?« — »Die wohl im Uiberfluß.« — »Gemüse, Kohl, Erbsen, Bohnen?« — »Ich läugne deren Daseyn nicht, aber sie werden so groß, daß sie mir mißfallen; sie entwickeln sich zu schnell. Doch, 's ist gar nicht nothwendig so viel darüber zu reden. Es ist ja ganz klar, daß man nichts Gutes aus einem Boden gewinnen kann, der kaum aufgewühlt ward. Bei mir zu Hause, da würde man gar nicht wagen, dies die Erde aufkratzen zu nennen. Wißt Ihr, was bei den Leuten ein Kornfeld ist? Ein Haufen Erdschollen und Wurzeln, zwischen denen das Unkraut nach Belieben wuchert. Kommt dann so ein Weber oder gar ein Gauner aus London mit einem Sack Samen, und wirft die Körner aus, als wollt' er den Hühnern zu fressen geben. Dann kommt ein zweiter Hannsnarr, welcher zwei Ochsen antreibt, unter dem Vorwande, daß sie einen großen Baumast über den Samen hinschleppen sollen. Das nennen sie eggen.« — »Und was geschieht dann?« — »Dann fliegen Papageien, Elstern und Spatzen herbei und thun sich an den Körnern gütlich, die nicht mit Erde bedeckt sind. Das andre kommt auf.« — »Das ist doch etwas.« — »Gewiß, und es ist ein Wunder, daß so ungeschicktes Volk noch so viel fechst. Ich traf einst in Pitt-Water solch' ein auf Landmann spielendes Stadtkind. »Kamerad,« sprach ich, »nach wie viel Jahren laßt Ihr Eure Aecker brach liegen?« — »Brach? was ist das?« — »Ihr seyd mir ein spaßiger Bauer, wenn Ihr nicht einmal das wißt. Einen Acker brach liegen lassen heißt ihm Ruhe gönnen, damit er Kräfte sammle zu neuem Anbau.« — »Bah!« sagte mein Nichtswisser, »wir lassen unsere Felder nie brach und bauen jedes Jahr dieselbe Fruchtart. Da schaut, das ist ein Feld, das schon eilf Weizenernten gegeben.« — »Was, Ihr Barbaren baut eilf Jahre hinter einander Weizen auf einem und demselben Felde?« — »Und warum nicht? Ich hoff' es noch eilf Jahre zu thun, wenn ich so lang lebe.« Damals, Herr, erkannte ich, daß in einem Lande, welches von solchen Leuten bewirthschaftet wird, nichts anzufangen sey, um so mehr, als ich bald auf noch wunderbarere Entdeckungen kam. Denkt nur, derselbe, der von seinem Felde fortwährend eine und dieselbe Frucht verlangte, düngte das Feld niemals, nicht eine Handvoll Dünger! Gibt's in ganz England einen christlichen Bauer, der so handeln würde? Das ist ja ganz wider die Natur!«

Unser Gespräch währte noch lange. Ich fand Vergnügen an den Erzählungen dieses Mannes, der das Land und die Bewohner so von Grund aus kannte. Ich sah wohl, der alte Ackerknecht hatte einen harten Kopf und würde schwer von seinem altgewohnten Thun lassen, aber ich erkannte zugleich, daß seine Hilfe mir und meiner Familie von Nutzen werden konnte. Nach mehrem Hin- und Herreden machte ich ihm endlich offenherzig das Anerbieten, er solle sich mir beigesellen, einen guten

Landstrich zu suchen und ihn zu bearbeiten. Der gute Crab ließ sich nicht lange bitten, ein Anerbieten anzunehmen, das für ihn eben so vortheilhaft war, wie für mich. Wir brachen dann mit einander auf.

2. Zug gegen die Räuber.

(Wir überspringen einen Zeitraum von acht Jahren, nur kurz die Ereignisse dieses Zeitraums berührend. Thornley hatte nach langem abenteuerlichen Wandern mit Crab, den ihm die Vorsehung gesandt zu haben schien, endlich einen Fleck Landes gefunden, der ihm paßte. Die Flur hieß Green-Ponds (Grüner Weiher), liegt im Murray-Distrikt am Ufer des Clyde, und war überreich an Weideplätzen und ganz geschaffen zur Viehzucht. Sobald Thornley dies Land gewählt, eilte er mit Crab zurück nach Hobarttown, um beim Gouverneur die nöthigen Schritte zur Besitznahme zu machen, seine Familie zu holen, und das erforderliche Geräth einzukaufen. Nachdem Alles vorbereitet war, brachen die Ansiedler mit zwei von Ochsen gezogenen Wagen, deren einen die Familie einnahm, der andere mit verschiedenem Gerath beladen war, nach der neuen Heimat auf. Die Reise war lang und mühsam, doch erheiterte sie die Schönheit der Landschaft, der Reiz der Neuheit und einige interessante Zwischenfälle. Es war Nacht, als die Ansiedler das Ziel ihrer Reise erreichten: kein Geräusch störte die Stille der majestätischen Einsamkeit, die Sterne, welche am Himmel glänzten, warfen über die Landschaft einen sanften, friedlichen Schein. Der Familienvater schlug mit seinen Dienstleuten, vorzüglich dem getreuen Crab, eine provisorische Hütte aus Brettern und Baumästen auf, und der ganze kleine Trupp überließ sich in dieser improvisirten Wohnstätte der Ruhe. Die folgenden Tage wurden Wohngebäude errichtet, Gehege gezogen, ein Garten angelegt. So schufen sie sich allmälig einen glücklichen Wohlstand; jeder hatte seinen Theil an der Arbeit und an den Freuden. Im Jahre 1824 bestand die Familie aus dem Familienvater und dessen Gattin, aus der Mutter der Mistreß Thornley, und aus fünf Kindern, von denen das älteste, William, ein kräftiger, gescheiter Junge, und Miß Betsy ein sehr hübsches Mädchen war. Neue Ansiedler, die sich in der Nachbarschaft niedergelassen, brachten in dieses Stillleben noch mehr Leben und Heiterkeit. Lassen wir jetzt Thornley wieder selbst erzählen.)

Eines Tages ward plötzlich die friedliche Ruhe unserer Einsamkeit durch ein beunruhigendes Gerücht gestört. Es hieß, eine zahlreiche Bande von Buschläufern habe sich in's Land geworfen und begehe tausend Räubereien. Unsere Besorgnisse gingen nur zu bald in Erfüllung. Im Beginn des Winters, am 24. Mai, um 9 Uhr Abends schlugen unsere Hunde plötzlich ein wüthendes Gebell an und zugleich hörten wir aus der Ferne einen Reiter rasch heransprengen. Ein Fremder saß ab und pochte an unsere Thüre. Nachdem wir uns vergewißert, daß der Unbekannte keine bösen Absichten habe, ließen wir uns mit ihm in's Gespräch ein. Er erzählte uns mit kurzen Worten und ohne eine Erfrischung anzunehmen (denn er hatte Eile, die schlimme Botschaft überall zu verbreiten), daß eine Bande Sträflinge aus Macquariehafen ausgebrochen sey, sich in Pitt Water durch eine große Anzahl deportirter Domestiken verstärkt habe, und nun wahrscheinlich sich in unsre Gegenden werfen werde, die wenig bevölkert, schlecht vertheidigt und voll unzugänglicher Schlupfwinkel seyen. Er verließ uns sodann, um die Behörden der Umgegend zu warnen.

Noch hatten wir uns von dem Eindruck dieser traurigen Erzählung nicht losgemacht, als wir vom andern Ufer des Flußes her ein durchdringendes Geschrei vernahmen. Wir glaubten deutlich einen Hilferuf zu vernehmen. Da galt kein Schwanken, es war unsre Pflicht, den Nachbarn zu Hilfe zu eilen. Ich traf also alle Anstalten, welche die Vorsicht gebot, rief zwei meiner Dienstleute und bewaffnete jeden mit einer Muskete. Crab blieb daheim, um im Falle eines unvermutheten Angriffs meine Familie zu vertheidigen. Gerad als ich hinaustrat, um zu horchen, woher der Hilferuf käme, schlugen die Hunde ein neues wüthendes Gebell an. Ich kannte den Instinkt dieser klugen Thiere, und schritt daher vorsichtig mit meinen Gefährten vor, bereit, beim ersten Anzeichen einer Gefahr Feuer zu geben. Drei Männer kamen, aber keine Feinde, sondern Ansiedler aus der Nachbarschaft, die gleichfalls gewarnt waren und kamen, sich mit uns zu vereinen. Wir brachten daher die Hunde zum Schweigen und bewillkommten unsre bis an die Zähne bewaffneten Freunde auf's herzlichste. Auch zu ihnen war das Hilfgeschrei gedrungen.

Als wir uns auf den Weg machten, war die Nacht schon vorgerückt und nur die Sterne beleuchteten unsern Marsch. Wir gingen vorsichtig und mit so wenig Geräusch als möglich einer hinter dem andern. Auf dem Punkt, dem wir zuschritten, hatte sich erst vor drei Wochen eine Ansiedlerfamilie, Namens Moß, niedergelassen. Sie bestand aus Master Moß, seiner trefflich erzogenen Frau, zwei Knaben von sieben und zehn Jahren und einer reizenden Tochter, die — wie ein junger Mann aus der Nachbarschaft sich ausdrückte — in unsrer Einsamkeit erschienen war gleich einer Blume mitten in einer Wüste oder gleich einem Sonnenstrahl an einem trüben Herbsttag. Uns beseelte daher der größte Eifer, dieser interessanten Familie zu Hilfe zu eilen und wir waren entschlossen, eher unser Leben der Gefahr auszusetzen, als sie der Wuth der Buschläufer zu überlassen. Wir gedachten den Fluß auf einem Baumstamm zu übersteigen, welchen Stürme quer über die Strömung geworfen, aber diese rohe Naturbrücke, die schon am hellen Tage ihre Schwierigkeiten bot, konnte vielleicht in der Dunkelheit der Nacht unsern Uibergang ganz hemmen. Todesstille herrschte ringsumher und bildete einen traurigen Kontrast mit dem herzzerreißenden Geschrei, das wir erst kurz vorher gehört. Was war aus unsren unglücklichen Nachbarn geworden?

Als wir die Brücke erreichten, erklärte ich meinen Gefährten die Hauptschwierigkeiten der Passage und warnte sie, auf der Hut zu seyn, da die Clyde hier reißend und tief sey. Als wir den gefahrvollen Uibergang antreten sollten, schienen unsre Gefährten zu schwanken. Ein junger Mann aber, Namens Beresford, derselbe, der für Miß Moß so poetische Vergleiche gefunden, zeigte die größte Entschlossenheit und Ungeduld. »Ich bin der jüngste unter Euch,« sprach er, »ich muß voraus gehn; folgt mir.« — »Nein,« erwiederte ich, »nicht so. Ich kenne den Weg am besten und muß folglich als Führer dienen.« — »Ich kenne ihn vielleicht so gut wie Ihr. Auf, verlieren wir nicht die kostbare Zeit.« — »Woher hättet Ihr,« sagte ich zu dem jungen Wagehals, »diese Kenntniß, deren Ihr Euch rühmt? Hattet Ihr denn je Gelegenheit, Euch über diese gefährliche Brücke zu wagen?« Das Rauschen der unter

uns hinstürzenden Wässer hinderte mich, Beresfords Antwort zu hören. Auf Händen und Füßen kriechend, ging ich voran. Nicht ohne einige Furcht, ich gestehe es, sah ich bei Sternenlicht den weißen Schaum des Wildwassers unter mir glitzern. Ein Schwindel, ein falscher Tritt und es konnte um mich geschehen seyn. Und in welcher furchtbaren Lage, fiel mir ein, befänden wir uns erst, wenn der Feind die Vorsicht gehabt hätte, die andere Seite dieser schauderhaften Brücke besetzt zu halten! Dann waren sicher alle verloren!

Langsam schritten wir hin über die brausenden Wogen, durch das immer wachsende Dunkel, nur an unsre Gefahr und an das traurige Geschick unsrer Nachbarn denkend, als plötzlich meine vorgestreckten Hände etwas erfaßten, das sich ganz wie ein mit Haaren bewachsener Menschenkopf anfühlte. Fest umklammert, wie ich den Baumstamm hielt, konnte ich nicht zu den Waffen greifen, auch hinderte mich, ich weiß nicht welcher abergläubische Gedanke, an Vertheidigung zu denken. Mein erster Gedanke war, daß die Buschläufer, von unserer Absicht in Kenntniß gesetzt, sich hier in Hinterhalt gelegt, und uns mit einem Hagel von Kugeln empfangen würden. Dann wieder dachte ich an die Wilden, an ihre furchtbaren Wurfspieße . . . und hielt einen Augenblick inne. Meine Gefährten konnten sich meine plötzliche Regungslosigkeit, die sie am Vorwärtskommen hinderte, nicht erklären, und riefen mir trotz des Brausens der Fluthen zu, ich solle eilen, sie könnten sich schon kaum des Schwindels erwehren, ihre Kräfte seyen schon bald erschöpft. Einige Minuten lang war ich außer Stande, ihren Bitten zu gehorchen, endlich aber fand ich wieder meine Kaltblütigkeit. Zurück konnte ich nicht, denn meine Kameraden waren dicht hinter mir, also mußte ich vorwärts. Nach allem, dachte ich, ist das Wesen da vor mir in nicht geringerer Gefahr als ich und kömmt's zu einem Kampf, so ist der Nachtheil auf beiden Seiten gleich. Ich streckte meine Hand abermals aus und fühlte wieder denselben Gegenstand; es war wirklich ein Menschenkopf, doch schloß ich diesmal aus der Feinheit der Haare und aus der Zartheit der Züge, daß es der eines Weibes sey. Das Antlitz der Unbekannten war kalt wie Marmor, ihre Arme — ich gewahrte dies deutlich — hingen leblos über den Abgrund. Ich errieth ungefähr, was vorgegangen seyn mochte. Die Fremde hatte über den Baumstamm an's andre Ufer eilen wollen, und war während dieses gefährlichen Uibergangs ohnmächtig geworden. Was war in einer so sonderbaren Lage zu thun? Meine Gefährten, von mächtigem Schauder erfaßt, konnten vielleicht ihrer Anstrengung unterliegen, meine Nachbarn waren vielleicht schon die Opfer dieser Zögerung geworden . . . ich beschloß, das unglückliche Wesen, das da vor mir lag, dem Heile Aller zu opfern, sie hinabzustoßen in den Strom und so den Weg frei zu machen. Aber ein plötzlicher Gedanke fesselte meine Hände. Wenn diese Unbekannte meine Tochter wäre! Ich richtete mich auf dem Baumstamm auf und brachte es mit ungeheurer Anstrengung dahin, mich zu setzen. Darauf ergriff ich das lange Haar der Ohnmächtigen, zog sie an mich und rief meinen Gefährten zu: »Freunde, thut mit mir was Ihr wollt, aber ich lasse nicht von dem unglücklichen Geschöpf, das ich in meinen Armen halte; nein es wäre unwürdige Feigheit, ein Mädchen so zu Grunde gehen zu lassen!« — »Ein Mädchen?« schrie Beresford mit äußerster Lebhaftigkeit. — »Ah was,« rief einer der hintern Männer, »vorwärts um Himmelswillen! Mann oder Weib, alt oder jung, wir müssen über den Fluß, schafft das Hinderniß beiseit. Noth kennt kein Gebot! Vorwärts! vorwärts!« — »Ja vorwärts,« schrie der Hinterste. »Ich bin vor Kälte erstarrt und nahe daran hinabzustürzen in den Fluß. Hier ist nicht der Ort galant zu seyn und zarten Gefühlen ihren Lauf zu lassen. Wenn Ihr länger säumt, überfallen uns die Buschläufer. Vorwärts oder zum Teufel, ich bahne mir meinen Weg selbst.« — »Haltet, um Gottes Willen haltet!« rief Beresford. »Ich habe eine schreckliche Ahnung, wer diese Unbekannte sey. Versuchen wir's wenigstens, sie zu retten. Laßt mich vor, oder wartet, damit ich mich an diesen Ast anklammere, gegen den das Wasser sich hier bricht. Ich will sie retten oder untergehen!«

So sprechend, reichte mir der muthige junge Mann sein Gewehr, packte mit außerordentlicher Kühnheit und Flinkheit den Ast und schwang sich mit Hilfe desselben über mich auf die andere Seite des Mädchens. Rasch faßte er sie in die Arme, zog sie behutsam und langsam nach und brachte sie so an's Ufer, wo er sie auf das von Reif glänzende Gras hinlegte. Auch ich und meine Gefährten erreichten bald festes Land. Die frische Wiesenluft und die verhältnißmäßige Sicherheit, deren wir uns nach so vieler Angst erfreuten, gaben uns bald unsre Geistesgegenwart wieder.

Die Ansiedlung, auf die wir nun zuschritten, war von uns noch eine Viertelmeile entfernt und wir hatten keine Zeit zu verlieren. Beresford blieb bei dem leblosen Mädchen, wir aber setzten schweigend unsern Marsch fort. Ich schritt voran, da ich die Oertlichkeit am besten kannte. Nicht weit von dem Hause stieß ich mit dem Fuß an etwas weiches; es war ein Känguruhund. Dem armen Thier war der Schädel durch einen starken Hieb gespalten. Dieses Zeichen der Nähe des Feindes verdoppelte unsere Wachsamkeit und Vorsicht. Bald erkannten wir durch das Dunkel die Umrisse des Hauses; ringsumher war Alles ruhig, kein Geräusch, keine Bewegung verrieth die Gegenwart der verwünschten Buschläufer. Um in keinen Hinterhalt zu fallen, gingen wir Schritt für Schritt, die Hand am Drücker, einer hinter dem Andern. Ich bildete die Vorhut dieser kleinen Armee; Beresford, der uns mit seiner süßen Last nachgekommen war, die Nachhut. Als wir die festverschlossene Thüre des Hauses erreicht hatten, glaubten wir innen ein leises, ersticktes Stöhnen zu vernehmen. Wir klopften: keine Antwort; der Feind wird also noch im Hause seyn, dachten wir. Ich gab Beresford den Rath, das ohnmächtige Mädchen an einen sichern Ort zu legen, wo sie vor Kugeln geschützt wäre, wenn aus den Fenstern gefeuert werden sollte, und stieß mit einem heftigen Fußtritt die Hausthüre ein. Ein Schrei empfing uns, der mir noch heute in den Ohren gellt, ein Schrei der Verzweiflung, der Todesangst. Die Asche am Herd glühte noch, ich warf eine Handvoll Stroh darauf, das augenblicklich aufflammte. Bei diesem Schein sahen wir im Winkel eine Frau gebunden kauern. Zwei Kinder lagen gleichfalls gebunden zu ihren Füßen. Ich hatte kaum das traurige Schauspiel erblickt, als das Stroh-

feuer schon wieder erlosch und uns in tiefer Dunkelheit zurückließ.

»Mein Gott!« rief die gebundene Frau, »sie kommen zurück! Was wollt Ihr mit uns!«

»Wir sind Freunde, Frau, und kommen Euch zu Hilfe,« tröstete ich.

»Ah, warum seyd Ihr nicht früher gekommen? Mein Mann, meine Tochter, wo seyd Ihr? Sie lief um Euren Beistand anzurufen. Ist sie ertrunken? Was ist aus ihr geworden? Mein Gott, welche schreckliche Nacht!«

Während die arme Frau diese herzzerreißenden Worte ausstieß, schürte einer unsrer Gefährten das Feuer und zündete eine Kerze an; ein andrer stellte sich auf die Wache vor die Thür, bereit uns beim geringsten Geräusch zu warnen, und Beresford lief das Mädchen zu holen, das er einem sichern Tode entrissen.

Als Mistreß Moß den Körper ihrer Tochter so vor sich ausgestreckt sah, warf sie sich auf sie und umarmte sie ängstlich.

»Todt!« rief sie nach langer Pause, »todt! Sie haben sie getödtet! Ich Unglückliche! Nein, ich träume nicht, kalt und todt!«

Diesen Worten, mit der erschreckenden Ruhe der Verzweiflung ausgestoßen, folgte ein Strom von Thränen. Auch die Kinder, die sich erst nun von ihrem Schrecken erholt, huben zu schreien und zu schluchzen an. Es war ein herzzerreißender Anblick.

Unterdeß war Beresford nicht müssig geblieben. Mit seltener Kaltblütigkeit wandte er alle Mittel an, um die Miß aus ihrer Ohnmacht zu wecken. Auf einem groben Lager hingestreckt, die Füße der Feuerwärme ausgesetzt, erhielt das Mädchen alle Pflege, welche ihr die zärtliche Liebe einer Mutter nur geben konnte. Mistreß Moß rieb die Füße ihrer Tochter, um den Blutumlauf wieder herzustellen; der junge Mann suchte ihre Hände zu erwärmen. Die beiden Kleinen sagten kein Wort und sahen schweigend ihrer reglosen Schwester zu. Wir waren alle mehr oder minder mit dieser peinlichen Scene beschäftigt und schwebten fortwährend zwischen Furcht und Hoffnung, als sich in einiger Entfernung vom Gehöfte Stimmen vernehmen ließen. Es war eine Schaar Freunde, welche zu uns stießen, um unsre Gefahren zu theilen. Die Nachricht von dem Einfall der Buschläufer hatte sich rasch in der ganzen Gegend verbreitet und Alles eilte herbei, um den Zug gegen sie rascher und entscheidender zu Ende zu führen. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich glücklicherweise ein Wundarzt. Seine Hilfe wurde sogleich für die schöne Ohnmächtige in Anspruch genommen.

Der Arzt besah mit großer Aufmerksamkeit das Gesicht der Miß, befühlte ihren Puls und ließ einen Spiegel bringen. Dieser wurde dem Mädchen an den Mund gehalten, nach einigen Augenblicken sah der Arzt nach: der Spiegel war nicht angehaucht.

»Macht Feuer an!« befahl der Arzt.

Allmälig heiterte sich sein düsteres Antlitz auf, und bald zuckte ein Hoffnungsstrahl darüber. Der Spiegel, ein zweitesmal vorgehalten, war nun mit leichtem Dunst überflogen. Unsre Aufmerksamkeit war so gespannt, daß wir kaum athmeten. »Seyen Sie ruhig, Mistreß,« sagte der Arzt zur Mutter, »der Erfolg hängt nur von Ihrer Kaltblütigkeit ab. Wenn Sie Ihre Empfindungen zu beherrschen wissen, können Sie vielleicht das Leben Ihrer Tochter retten, denn todt ist sie nicht.« Die arme Mutter unterdrückte ein krampfhaftes Schluchzen und kniete, die Hände gefaltet, stumme Thränen auf den Wangen, am Fuße des Bettes, des ärztlichen Ausspruches harrend. »Sie ist nicht todt, sicher nicht,« wiederholte der Doktor, »aber die leiseste Gehirnerschütterung könnte sie tödten. Vor Allem, wenn mir's gelingt, sie zu sich zu bringen, keine Fragen über das Vorgegangene, keine schlimmen Nachrichten. Vollkommne Ruhe, tiefes Schweigen ist nothwendig, um sie vor Tod oder Wahnsinn zu retten.«

Um die Beobachtung dieses weisen Rathes zu erleichtern, entfernten wir uns schweigend. Ich wollte eben die Schwelle überschreiten, als Mistreß Moß auf mich zutrat und mir leise zuflüsterte: »Und mein Mann? sprecht, haben sie ihn erschlagen?« — »Ich hoffe, er lebt noch,« erwiederte ich, »und Ihr seht, wir sind stark und zahlreich genug, um ihn den Händen der Buschläufer zu entreißen. Faßt nur Muth, Mistreß!«

Während dieses Zwiegesprächs hatte Beresford weder eine Miene bewegt, noch ein Wort gesprochen. Seine Gedanken weilten nur bei der Möglichkeit der Rettung des Mädchens.

Wir hatten vor dem Gehöfte ein großes Feuer angezündet, welches eine starke Helle über die Umgebung verbreitete. Nach kurzer Berathschlagung, wobei Jeder seine Meinung abgab, wurde beschlossen, bis zum Morgengrauen auszuruhen und dann die Räuber zu verfolgen, um den Ansiedler ihren Händen zu entreißen. Ich wurde einstimmig zum Anführer erwählt.

Unser Korps zählte nun zwölf Mann und wir waren wohl im Stande den schlecht bewaffneten und schlecht disciplinirten Gegnern die Spitze zu bieten. Ich traf einige unerläßliche Maßregeln und schlug unter anderm vor, die Familie Moß in mein Haus zu schaffen und zugleich von dort die nöthigen Vorräthe und Kängurufelle zum Schutz gegen die Nachtkälte holen zu lassen. »Ein guter Einfall,« sagte einer unsrer Gefährten, »und vorzüglich daß Branntwein nicht vergessen wird.« — »Auch Thee und Zucker müssen wir haben,« fügte ein zweiter bei, »nichts stärkt und erfrischt im Walde mehr, als eine Tasse Thee.« — »Und Reis laßt bringen,« meinte ein Dritter. »Der Reis ist auf dem Marsch besser als Mehl, er macht weniger Unbequemlichkeit. Auch müssen wir Zwieback mitnehmen, und alles Brot, das zu Hause entbehrlich ist.« — »Ihr habt Recht,« unterbrach ihn Beresford, »aber vergeßt nur über dem Mundvorrath die Munition nicht. Wie viel haben wir?« — »Viel Pulver und wenig Blei,« erwiederte Einer. — »So laßt Euch den Beutel mit Rehposten und Kugeln geben, der über meinem Bett hängt,« sagte ich. — »Aber sollten wir nicht die Behörde von unsrem Zuge benachrichtigen?« — »Wohl, wer aber wird in solcher Finsterniß diesen Auftrag übernehmen?« — »Ich,« rief ein junger Mann voll Eifer, »ich kenn' das Land und wenn 'was auf dem Wege muckst, so schieße ich. Wie viel ist's Uhr?« — »Noch nicht eilf.« — »Dann haben wir noch die ganze Nacht Zeit,« meinte einer. — »Und die Buschläufer haben mittlerweile Muße, aus unsrem Bereich zu kommen. Lassen

wir unsre Kängurubhunde ihnen nachspüren?« — »Einige, die besten,« sagte ich. »Wir müssen uns noch welche verschaffen, damit, wenn wir uns theilen, jede Abtheilung die ihren hat. Nehmen wir Pferde mit? Ich habe drei im Stall und vier laufen im Busch, werden aber gewiß bald nach Haus kommen ihr Futter zu suchen. Vielleicht sind sie schon im Stall, denn in kalten Nächten suchen sie gerne drin Schutz.«

Wir beschlossen, daß vier von uns die Gäule besteigen und als Plänkler dienen, der übrige Trupp aber zu Fuße marschiren sollte. Denn wir mußten trachten, an den gefährlichen Stellen, wohin uns die Buschläufer locken konnten, die vollkommenste Freiheit der Bewegung zu erhalten.

Sobald wir unsre Maßregeln getroffen, kehrten wir in's Haus zurück. Einige von uns machten ein tüchtiges Feuer an, andre bereiteten ein Abendessen. Beresford, der Erkundigungen über Miß Moß eingeholt, strahlte vor Freude. »Sie hat zwar noch nicht gesprochen,« sagte er mir, »aber schon Zeichen von Bewußtseyn gegeben; jetzt schläft sie.«

Die Mutter der Miß gesellte sich zu uns und wir baten sie zu erzählen, was eigentlich vor unsrer Ankunft im Gehöfte vorgegangen.

»Gern,« erwiederte sie, »und meine Erzählung wird kurz seyn, denn die Ereignisse folgten mit Blitzesschnelle auf einander. Wir saßen beim Feuer, mein Mann, die arme Lucy, die beiden Knaben und ich, als ein Kerl in, einer schlechten Kängurujacke in's Zimmer hereinstürzte. Moß erhob sich, um nach der Ursache des plötzlichen Besuches zu fragen und nach dem Gewehr zu greifen, das auf einem Tische lag, aber in dem Augenblick hatte es der Fremde schon gepackt und drohte Feuer zu geben. »Die Hände über'n Kopf,« schrie er, »oder ich jage Euch eine Kugel durch die Brust.« Mein Mann, nicht so sehr seinet- als unsretwillen besorgt, gehorchte schweigend; kaum aber hatte der Unbekannte die Gewehrmündung abgewendet, so sprang er auf ihn zu, packte ihn mit Kraft und suchte ihn niederzuwerfen. Der Kerl wäre vielleicht unterlegen, aber plötzlich stürmte ein Haufen Buschläufer herein, ihrem Spießgesellen zu Hilfe. Einer der Banditen führte einen gewaltigen Streich nach dem Kopf unsres Beschützers, daß er augenblicklich zu Boden stürzte. Sogleich wurden ihm Hände und Füße gebunden. Die andern banden mich und die Knaben. Was Lucy betrifft, so bemerkte ich, wie sie die Verwirrung benützte um hinauszuschlüpfen. Sobald die Buschläufer keinen Widerstand mehr zu fürchten hatten, fragten sie meinen Mann, wo er sein Geld versteckt halte Wir besaßen in der That ein Sümmchen von tausend Dollars, die wir mitgebracht hatten, um uns hier anzukaufen, und einiges Silberzeug. Auch hatten wir unsre Uhr und einige Kleinodien. Moß, noch ganz betäubt von dem erhaltenen Schlage, erwiederte, wir wären arme Kolonisten, deren ganze Habe in schwachen Vorräthen von Mehl, Zucker und Thee bestünde. Auf diese Antwort stieß der Buschläufer, welcher den Angriff begonnen, einen furchtbaren Fluch aus und hielt meinem Manne den Gewehrlauf vor die Stirne. »Geld, Geld, wir wissen, daß Du Geld hast. Bekennst Du nicht, so fährt Dir die ganze Ladung dieses Karabiners in's Gehirn.« — Diese schreckliche Drohung jagte mir solch' Entsetzen ein, daß ich mit heftigster Anstrengung das Schnupftuch, womit man mich geknebelt hatte, aus dem Munde zog. »Oh, weise ihnen das Versteck,« rief ich, »das Leben ist kostbarer als Geld.« — »Nun, hatte ich Unrecht, daß ich Geld wollte?« sagte der Buschläufer, welcher der Anführer zu seyn schien. »Jetzt werd' ich's schon selbst zu finden wissen.« Und er rief einen seiner Leute und hieß ihn, meinen Mann mit der Flinte in Respekt halten »Muckst er, so schieß' ihn todt. Und jetzt zur Frau. Ja,« fügte er, an mich sich wendend, höhnisch bei, »Ihr müßt schon die Gewohnheit haben, in ein anderes Zimmer zu gehen, denn wenn man sich gezwungen sähe, gegen Euren Gemal zu den äußersten Mitteln zu greifen, so könnte Euch das doch etwas unangenehm seyn.« — »Ich gehe nicht,« rief ich schaudernd, »ich verlasse nicht Mann und Kinder. Tödtet mich, wenn Ihr wollt, aber von den Meinen reißt Ihr mich nicht los.« — »Nur ruhig,« sagte der Bandit spöttisch, »wir morden niemals ... außer wenn uns die Noth zwingt. Es ist nicht unser Vortheil, Blut zu vergießen. Aber wenn Ihr nicht gehen wollt, so wird man Euch tragen!« — Und trotz meines Widerstands packten mich sogleich zwei Mann und warfen mich im anstoßenden Zimmer auf's Bett. — »Nun, liegt die Madame bequem?« fragte mit seinem höhnischen Tone der Anführer. — »Ja,« erwiederte einer der Leute, die mich gewaltsam hielten, »sie kann sich nicht rühren.« — Die beiden Zimmer waren nur durch eine dünne Zwischenwand getrennt und so hörte ich, wie der Räuber meinen Mann zum letztenmal aufforderte, das Versteck seines Schatzes anzugeben. Einen Augenblick war's still, worauf ich ein Geräusch hörte, als ob der Hahn gespannt würde. »Haltet ein!« schrie ich, »ich will's Euch sagen. Hebt den Stein auf, der vor dem Herd liegt!« — Diese Worte stillten die Wuth des Räuberhäuptlings. Er verlangte einen Hebel, um den Stein herauszuheben. »Nur schnell,« sagte er, »denn wir haben noch ein tüchtig Stück Weg vor Tagesanbruch zu machen.« — Einige Augenblicke später hörte ich das Klimpern des Geldes auf dem Stein, man warf einen Sack mit Dollars aus dem Versteck. Der Fund weckte die gute Laune der Räuber, und der, welcher mich zu bewachen hatte, verließ mich lachend. — »Wo ist das Mädchen?« rief plötzlich der Häuptling. »Keiner weiß es? Aergerlich, daß die Dirne entwischt ist, sie wird jetzt in der Umgegend Lärm machen. Aber gleich viel, tragt nur alles von hier fort, was zu brauchen ist: Decken, Tücher, Kleider. Wir werden's bedürfen, sobald wir erst am Ufer des Sees sind. Und dieser Mensch, was beginnen wir mit ihm? Wenn wir ihn da lassen, so verräth er uns. Führen wir ihn mit fort.« — »Erschießt ihn lieber!« rief ein Räuber. — »Nein,« sagte ein zweiter, »henkt ihn auf, das macht weniger Lärm.« — »Oder werft ihn in den Fluß, wir gewinnen dadurch Zeit,« rieth ein Dritter. — »Keinen Mord! keinen Mord!« unterbrach sie der Häuptling. »Wozu heute? Ein andermal, wenn er uns zur Last seyn wird. Wir werden ja sehen. Entfesselt seine Beine und bindet ihm die Hände auf den Rücken. So! Und jetzt aufgebrochen!« — Sie zogen ab, aber meine Angst war so groß, daß ich in Ohnmacht fiel. Ich weiß gar nichts, was weiter geschah, bis zu dem Augenblicke, wo Ihr mir zu Hilfe kamt.«

Diese klägliche Erzählung hatte unsre lebhafte Theilnahme erweckt und uns mancherlei Winke gegeben, die uns bei unsrem Verfolgungszug von Nutzen seyn konnten. »Wie hoch schätzen Sie die Zahl der Buschläufer?« fragte ich Mistreß Moß. — »Ich weiß nicht. Ich glaube, es waren ihrer acht im Hause, aber noch einige draußen; alle waren mit Gewehren bewaffnet, und der Anführer, der nicht so sehr wild als entschlossen zu seyn schien, trug ein Kängurufell.«

Die Erzählung der Mistreß Moß erklärte uns hinreichend alle Vorfälle dieser Nacht, die Flucht Lucys, ihr Ohnmächtigwerden auf der Brücke über die Clyde und die Hilferufe die wir gehört. Wir trösteten die arme Frau und versprachen ihr, nicht eher zu ruhen, als bis wir Nachrichten über ihren Mann haben würden.

Bei Tagesanbruch kam der junge Bezirksbeamte herangeritten, begleitet von zwei Freunden und einem Diener, alle drei wohlbewaffnet und gut beritten. Zwei Constabler zu Fuß vervollständigten dieses kleine Detachement Wir hielten noch ein letztesmal Rath und vertrauten in Folge dessen die Führung des Zuges dem Beamten an, der ein Mann voll Eifer und Entschlossenheit zu seyn schien. Wir waren glücklich einen solchen Anführer zu besitzen. Die Familie Moß wurde sogleich in mein Gehöfte geführt

Der Beamte theilte seine Macht in zwei Rotten, deren eine unter das Kommando Beresfords gesetzt, die andere mir anvertraut wurde. Jedes Korps bestand aus sieben Mann. Vier Reiter dienten als Plänkler. Wir rückten in Front vor, um eine größere Strecke einzunehmen und so leichter die Spur der Buschläufer aufzufinden. Das gelang uns auch gar bald.

»Verfolgt die Spur,« sagte der Beamte zu den Konstablern, die uns als Führer dienten, und verliert sie keinen Augenblick aus den Augen, die Herren da zu Fuß werden Euch mit zwei Reitern folgen. Ich rücke mit dem Rest der Truppe auf den großen Baum los, den Ihr dort auf der Anhöhe seht. Erschöpft vor allem Euren Eifer nicht zu schnell und vergeßt nicht, daß wir den dreißig Räubern blos 18 Mann gegenüber stellen können.

Nachdem er diese Worte in entschlossenem Tone gesprochen, sprengte er im Galop davon. Wir setzten unsern Marsch vorsichtig, aber doch so schnell fort, daß wir nach zwei deutschen Meilen die Reiter an einer Stelle einholten, wo sie uns erwarteten, um uns zwei verschiedene, ganz deutliche Spuren zu zeigen. Noch berietben wir bei dieser Entdeckung, was zu thun, als einer der Plänkler in voller Carrière daher gejagt kam und uns durch Zeichen bedeutete, zu ihm zu kommen und auf unsrer Hut zu seyn. Wir folgten ihm Als wir an den bezeichneten Ort gekommen, waren wir Zeugen eines Schauspiels, das uns mit Schrecken erfüllte....

Mitten in einer frisch niedergebrannten Schäferhütte lag ein unkenntlicher Leichnam. Die Arme waren ganz verbrannt, der Rest des Körpers hatte alle menschliche Form verloren; es war unmöglich, einen Zug seines Antlitzes zu unterscheiden. Etwas weiter lagen zwei andere Leichname, mit einer Menge Wunden von den langen dünnen Wurfspießen, deren sich die Wilden in ihren Kämpfen bedienen, bedeckt. Die Köpfe dieser Opfer waren mit Keulenhieben zerschmettert. Bei diesem schauderhaften Anblick begriffen wir sogleich, was vorgegangen war. Die Wilden hatten die drei Schäfer unvorbereitet überfallen, zwei auf der Stelle erschlagen, den dritten aber bis in seine Hütte verfolgt und dort lebendig verbrannt. Das entsetzliche Verbrechen konnte nur von einem gewissen Muskito begangen worden seyn, einem Australier von herkulischer Kraft, der zu jener Zeit schauderhafte Unthaten auf der Insel beging; aber bisher hatten wir nicht vermuthet, daß er in dieser Gegend hauste. Wie dem sey, unsere Lage wurde immer kritischer und verwickelter. Statt eines Feindes hatten wir deren nun zwei und die Schwarzen waren gewiß nicht minder furchtbar als die Buschläufer. Wir machten Halt um uns über diese neuen Vorkommnisse zu berathen und einige Erfrischungen zu nehmen.

Ein Konstabler reinigte einen Topf, den wir mitten in der Brandstätte gefunden, und kochte Thee von den Blättern eines Strauches, genannt der Theebaum, welcher in den Wäldern wuchs und mit ziemlichem Glück die Stelle des chinesischen Thees vertreten konnte. Die Blätter glichen so ziemlich jenen des Hartriegels, den man so häufig in Europa in Hecken findet. Unterdeß erwiesen einige unserer Kameraden den drei unglücklichen Opfern die letzte Ehre. Eben als sie dieselben in's Grab senken wollten, entdeckten sie bei einem der Armen einen Paß, welcher uns seinen Namen verrieth und zugleich zeigte, daß er erst vor Kurzem in diese Gegend gekommen. Sobald die traurige Feier vollzogen war, traten wir abermals zusammen und hielten neuerdings Rath über unsre Lage. Von den Buschläufern oder den Wilden allein hatten wir wenig zu fürchten, wie aber, wenn sich die weißen und die schwarzen Räuber gegen uns vereinigt hatten? Unser Mahl, wir müssen es gestehen, war kein fröhliches. Das Gelingen unseres Unternehmens schien uns nicht mehr so sonnenklar wie heute Morgens. Wir spielten ein Spiel, wo der Vortheil nicht auf unsrer Seite stand, und was Jeder dabei wagte, war ein theures Leben, das Leben eines Familienvaters. Unsere Känguruhunde schienen unsre Entmuthigung zu theilen, sie krochen auf dem Boden, den Schweif hängen lassend und mit allen Zeichen ihrer gewöhnlichen Furcht in der Nähe von Wilden. Eines dieser Thiere, das unter den Ruinen herumschnobberte, stieß ein trauriges Geheul aus, das uns zittern machte und uns ich weiß nicht mit welchem abergläubischen Schrecken erfüllte. »Hektor ist unruhig,« bemerkte Jemand. — »Er erkennt, daß unsre Lage nicht die angenehmste ist,« erwiederte ein Zweiter. »Das arme Thier hätte jetzt wohl kaum den Muth ein Känguru anzugreifen.« — Als wollte er die Verläumdung Lügen strafen, stürzte Hektor mit einem Satz auf eine kleine Erhöhung nicht weit von der niedergebrannten Hütte; seine Augen starrten glühend auf einen Punkt, als wollten sie das dichte Laubwerk durchbohren; er war bereit, von neuem loszustürzen. — »Still,« sagte ich, »Hektor hat etwas Ungewöhnliches aufgestöbert. Ich kenne ihn; sieht er mich nicht an, als wollte er sagen: Da ist nicht zu trauen? Frisch los, braver Hektor, d'rauf los!« — Meinem Zuruf gehorchend, schlüpfte das verständige Thier unter den Bäumen fort, ohne zu bellen. Im nächsten Augenblick hatten wir es aus dem Gesichte verloren. — »Es wird ein Känguru seyn,« sagte einer

der Konstabler. — »Ihr irrt,« erwiederte ich, »diese Tiefen bergen ein Geheimniß, das uns bald enthüllt seyn wird.« Ich hatte noch nicht ausgeredet, als Hektor rasch auf uns zurannte. Winselnd und mit Zeichen der Furcht kroch er an mich heran. — »Er hat einen Wilden gesehn, gewiß!« rief ich; »halten wir uns bereit... zu den Waffen!« — »Ja, und frisch der Gefahr entgegen,« sagte unser junge Kommandant, »es muß enden, so oder so. Ich hoffe, es denkt doch Niemand an Rückzug?« — »Nein, nein!« rief unsre kleine Armee einstimmig. »Vorwärts!« — »Folgen wir dem Hund,« sagte ich, »sein Instinkt wird uns am besten führen. Die Wilden halten sich hinter Bäumen verborgen und man gewahrt nicht früher ihre Nähe, als bis sie einen mit einem Hagel von Wurfspießen begrüßen. Ich gehe voraus mit Hektor, folgt mir. Auf, auf, treuer Freund, was siehst Du da unten?« Hektor leckte meine Hand und schien mir durch seine Blicke zu sagen: Nimm Dich in Acht! Dann lief er mir voran. Ich folgte ihm ganz nahe, eben so meine Freunde, gespannten Blicks und gespannten Hahns. Hektor schnobberte eine Zeitlang fort, plötzlich aber hielt er. Ich schaute nach allen Seiten und entdeckte nichts. Meine Gefährten waren vor Erwartung ganz Aug und Ohr.

»Vor,« rief ich dem Hunde zu, »vor!« Hektor rührte sich nicht und zeigte einen entschiedenen Widerwillen mir zu gehorchen. Ich trieb ihn mit mehr Gewalt an, er blieb aber noch stehen und starrte unverwandten Blicks einen festen Punkt im Walde an; zugleich stieß er ein langes winselndes Geheul aus, ein Zeichen ungewöhnlichen Schreckens.

Der Beamte kam auf mich zu. »Was gibt's denn?« fragte er. — »Ich weiß nicht,« erwiederte ich, »aber deß' bin ich sicher, daß die Wesen, die Hektor aufgespürt hat, keine Buschläufer sind. In dem Falle würde er knurren oder bellen. Ich zweifle nicht, daß er Wilde wittert.« — »Uiberzeugen wir uns,« sagte der junge Mann. »Bleiben Sie mit meinem Pferd hier, ich will die Richtung einschlagen, nach welcher der Hund bellt. Wir wollen dann sehen.« Kühn, aber vorsichtig, drang er vor. Nach einigen Schritten hielt er plötzlich, legte das Gewehr an, und winkte uns, ohne sich umzuwenden, ihm nachzukommen. Als wir ihn erreicht hatten, zeigte er schweigend auf einen hohlen Baumstamm. In der Höhlung stand ein Wilder aufrecht und schien uns in's Gesicht zu schauen. Wir waren gefaßt auf die plötzliche Erscheinung einer Bande Schwarzer und auf eine Salve von Wurfspießen, aber zu unsrer Uiberraschung regte sich nichts um uns, blieb Alles stumm. Doch die Furcht des Hundes machte uns noch immer mißtrauisch. »Soll ich schießen?« fragte ein Konstabler und nahm den Wilden auf's Korn, »ich hab' ihn sicher.« — »Nein,« erwiederte der Beamte, »besser wir fangen ihn lebend, entwischen kann er uns nicht. Aber sonderbar, daß er sich nicht rührt.«

Wir standen nur etwa 15 Klafter von dem Baume, rings um uns standen deren andre, ziemlich starke. Der Ort war für die Wilden sehr günstig, bei ihrer Flinkheit und Gewandtheit konnten sie uns umzingeln, ehe wir sie gewahr wurden.

»Ich will der Sache ein Ende machen,« sprach der Beamte. »Seyd auf Eurer Hut und laßt ihn nicht entwischen. Ach!« rief er plötzlich, nachdem er einige Schritte gethan, »er ist todt, unser Wilde, er liegt da in seinem Grabe! Gehört hab' ich schon oft von dieser Sitte der Wilden, aber heute zum erstenmal schaue ich sie mit meinen eigenen Augen. Den Mann haben wohl die Hirten getödtet, welche wir eben begruben.« In der That war der Leichnam von einer Kugel durchbohrt.

Noch standen wir um den hohlen Stamm herum und studierten dies seltsame Grab, als wir mitten unter uns ein leises Sausen vernahmen. Zugleich drang ein Wurfspieß in die Rinde des Baumes; von uns wurde Niemand getroffen. Wir sahen uns um, erschauten aber nichts. Nach einer Weile hörten wir den Hufschlag eines daher galopirenden Pferdes. Der Reiter, welchen wir als Wachposten zurückgelassen hatten, sprengte, von einem Wurfspieß getroffen, heran; sein Pferd, gleichfalls verwundet, bäumte sich um den Mann abzuwerfen. »Nehmt Euch in Acht,« rief der Reiter, »die Wilden sind da. Gesehn hab' ich sie nicht, aber mein und meines Pferdes Blut sind Zeugen ihrer Nähe. Rechnet darauf, daß sie sich mit den Buschläufern vereinigt haben und daß Muskito bei ihnen ist. Nur dieser Verruchte hat sie gelehrt, ein abgeschossenes Gewehr verachten. Meine Wunde ist nicht gefährlich, aber schmerzhaft.« — »So sitzet ab, der Chirurg wird Euch verbinden.«

Unsern Gefährten hatte ein sechs Fuß langer Wurfspieß, mit am Feuer gehärteter Spitze unter'm Arme getroffen. Das Pferd war mit Wunden bedeckt, die zwar nicht tief waren, aber sehr stark bluteten.

Jeden Augenblick erwarteten wir den Angriff, hatten aber nicht die geringste Vermuthung, auf welcher Seite der Feind stecke. Plötzlich schrie unser junge Anführer auf: »Hellah! Da sind sie!« Ein Spieß hatte ihm den Hut durchbohrt und vom Kopf geworfen, aber noch immer sah man keinen Wilden.

»Gut gezielt!« sagte ein Ansiedler. »Der zweite Wurf wird vielleicht noch besser seyn. Ha!« Ein Hagel von Wurfspießen, die alle aus derselben Gegend kamen, fiel auf uns; einer der Konstabler wurde getroffen, der andre gestreift. Bei der großen Entfernung zwischen uns und den Angreifern war aber das Uibel nur gering.

»Bleiben wir nicht hier stehen!« rief Jemand. »Wollen wir den Wilden als Zielscheibe dienen? Dringen wir in den Wald ein und greifen wir unsrerseits an!«

»Wir können 'was besseres thun,« unterbrach ihn der Beamte. »Versuchen wir's sie aus diesem Versteck zu verjagen, und haben wir sie erst im freien Felde, dann wollen wir sehen, auf wessen Seite das gute Recht und der größere Muth ist. Nehmt drei Mann, Thornley, und marschirt nach der linken Seite, während Beresford sich mit einer gleichen Mannschaft nach rechts wirft, so daß die Schufte von beiden Seiten angegriffen werden. Mit den zwei Reitern, die uns bleiben, eile ich immer auf den Punkt, welcher am stärksten bedroht ist.«

Der Befehl wurde pünktlich befolgt, und rasch durchschritten wir das Gehölz. Beresford's Abtheilung erhielt die erste Salve, wir hielten die zweite aus, da sich die Wilden um die Bäume, hinter welchen sie verborgen waren, gewendet hatten. Nachdem sie eine beträchtliche Menge Wurfspieße nach uns geworfen hatten, ohne uns jedoch zu treffen, zogen sie sich zurück. Es

mochten ihrer dreißig bis vierzig seyn. Wir verfolgten sie bis zu einer Böschung, welche den Wald begränzte und hinter der sie verschwanden.

Wir wollten ihnen nacheilen, als plötzlich mitten aus dem Gebüsch sich eine Schaar Männer erhob und ihre Gewehre auf uns abfeuerte. Als der Rauch sich verzog, sah ich mit Betrübniß, daß mein junger Freund Beresford getroffen worden und auf dem Kampfplatz niedergesunken war. Jetzt war kein Zweifel mehr, die Wilden und die Buschläufer hatten ihre Macht vereinigt. Wir standen nun einem weit zahlreicheren Feinde gegenüber und zählten schon drei Verwundete. Nur Kaltblütigkeit, Muth und die moralische Uiberlegenheit, welche das Bewußtseyn, für eine gute Sache zu kämpfen, gibt, konnten uns retten.

Nach dem ersten Schuß verschwanden die Buschläufer hinter der Böschung.

»Hebt Eure Kugeln für eine bessere Gelegenheit auf,« rief der Beamte. »Schließet die Reihen und folgt mir.«

Wir marschirten rechts auf eine Baumgruppe zu, welche abseits vom Walde stand. Durch dieses Manövre gewannen wir den Vortheil, den vorhin die Buschläufer uns gegenüber gehabt hatten. So standen sie im Freien, wir dagegen unterm Schutze der Bäume. Mit meiner Abtheilung kam ich an Beresford vorüber. Wir hoben ihn auf und trugen ihn in das Gehölz, wo wir ihn vorsichtig niederlegten. Kaum auf unserem Posten, sahen wir, wie die Buschläufer sich längs der Böschung zurückzogen. Zu unsrer großen Freude erblickten wir Nachbar Moß in ihrer Mitte. Er hatte die Hände auf den Rücken gebunden und zwei oder drei der Räuber schleppten ihn mit Gewalt fort. Dieser Anblick verdoppelte unsern Eifer, und wir sprangen auf, den Feind zu verfolgen, als die Stimme unsres kaltblütigen Kommandanten uns plötzlich festhielt.

»Keine Uibereilung, Ihr Herren,« rief er, »Euer Leben ist zu kostbar, als daß ich's so auf's Spiel setzen sollte. Bedenkt, unsrer sind nur achtzehn, der Feinde über siebenzig. Meine Meinung ist, wir warten die Soldaten-Verstärkung ab, die ohne Zweifel schon auf dem Weg hieher ist, und beginnen erst dann einen neuen Angriff.« — »Nein, nein,« schrie einer unsrer jungen Männer, »schlagen wir los, so lange wir im Zug sind. Die Räuber werden es nicht wagen, uns in's Gesicht zu schauen, sobald's zum Schlagen kommt.« — »Kann meine Meinung von einigem Gewichte seyn,« sagte ich, »so handeln wir nach dem Rathe unseres Beamten. Bedenkt Ihr Herren, daß der Sieg mit dem Leben eines unserer Gefährten zu theuer erkauft wäre; übrigens wäre es freilich zu wünschen, wir könnten die Buschläufer ergreifen!« — »Nein, frisch d'rauf los!« schrien die Hitzigsten aus unserer Schaar. »Warten wir nicht, bis der Feind sich neu verstärkt. Jeden Augenblick könnten neue Sträflinge aus der Nachbarschaft zu ihm übergehen; schlagen wir ihn daher lieber mit einem Male nieder!« — »Gut denn,« sagte der Beamte, »so will ich Euch dieses Vergnügens nicht berauben; aber wenigstens gebrauchen wir List, um so sicher als möglich und mit so wenigem Verlust als möglich unser Ziel zu erreichen. Es ist nun vier Uhr, bald bricht die Nacht ein. Ihr wißt, daß die Schwarzen sich des Nachts nicht zu rühren wagen, sie fürchten, der böse Geist könnte ihnen in der Finsterniß begegnen. Sie werden daher den Buschläufern nicht zu Hilfe kommen, und wir werden diese, ihre Kameraden, im Schutze der Dunkelheit und in einem Augenblicke, wo sie uns ferne glauben, mit sichererem Erfolge angreifen. Jetzt aber heißt's, sich muthlos stellen, um die Räuber sicher zu machen.« — »Wohl, wir sind's zufrieden!« riefen Alle.

Wir gingen zu Beresford, der, dem Himmel sey Dank, nach halbstündiger Ruhe sich wieder aufrichten konnte. »Glaubt Ihr,« fragte ihn unser Anführer, »daß Ihr im Stande seyn werdet, uns zu folgen?« — »Ich will es versuchen; aber was auch geschehe, laßt Euch durch mich nicht hindern. Sonst wäre es besser, ich bliebe zurück.« — »Ja, um den Wilden als Zielscheibe ihrer Wurfspieße zu dienen,« sagte ich. »Wenn wir vorrücken, so nehmen wir Euch auch mit, denn wir sind zu schwach an Zahl, als daß wir uns in mehre Truppen theilen sollten.« — »Abgemacht,« sagte der Beamte, »und jetzt ruht aus und untersucht Eure Waffen; Ihr wißt, ein gutes Gewehr schadet einem guten Soldaten nie, die Buschläufer stehen in der Hinsicht sehr im Nachtheil gegen uns, denn sie sind schlecht bewaffnet.«

Nach zweistündiger Ruhe sandten wir einen Reiter aus, die Spur der Flüchtlinge aufzusuchen. Ein zweiter Reiter folgte ihm, um die Verbindung zwischen seinen Kameraden und uns zu erhalten. Unsere kleine Armee wurde wie früher getheilt. Beresford und ich hatten jeder 6 Mann unter unserem Kommando. Der Beamte, immer voll Eifer, benützte das heiße Blut seines Pferdes, um die Gegend rechts und links zu rekognosciren. Mehre Meilen verfolgten wir die Spur der Buschläufer, bis uns die Dunkelheit zu halten zwang: das Lager wurde mit Wachen umstellt und diese häufig erneuert, so blieben wir unthätig bis gegen Mitternacht. Erst in dieser späten Stunde brachen wir wieder auf, aber Einer hinter dem Andern, nach Art der Wilden. Nach unserer Berechnung mußten wir die Feinde um 3 oder 4 Uhr früh erreichen, in dem Augenblick, wo wir hoffen konnten, daß ihr Schlaf am tiefsten wäre.

Je weiter wir kamen, desto mehr überzeugten wir uns, daß es nicht so leicht sey, die Spur der Räuber zu verfolgen. Wir waren noch keine anderthalb Meilen marschirt und mußten schon halten, wir hatten die Spur gänzlich verloren und wußten nun nicht, nach welcher Seite uns wenden. Unsere Verlegenheit war nicht gering: Feuer durften wir nicht anmachen, um unsere Gegenwart nicht zu verrathen. Es blieb uns nichts übrig, als das Morgengrauen abzuwarten, freilich ein unangenehmer Zustand, da wir uns in diesem Bivouac weder ein gutes Essen noch einen heilsamen Schlaf verschaffen konnten. Diese Entbehrungen waren eben nicht geeignet, unsern Muth zu stärken.

Mit Anbruch des Morgens setzten wir, geschüttelt von tüchtigem Froste, unsern Marsch fort. Die Spur, welche wir wieder gefunden, änderte bald ihre Richtung; wir wandten uns rechts und erreichten bald die Ufer des Shannon. Hier kostete es uns einiges Kopfbrechen, zu erforschen, wie die Buschläufer hinüber gekommen waren, denn der Fluß war zu tief und zu breit, um durchwadet zu werden, und dennoch gingen ganz frische Fußtapfen zum Fluße. Wir spähten daher umher, ob

wir einen Kahn wo erblicken würden, und wirklich entdeckte ein Konstabler bald im Schilfrohr einen Gegenstand, der einige Aehnlichkeit mit einem Nachen oder vielmehr mit einer sehr großen Wanne hatte. Wir sannen nach, wie aus diesem Funde Nutzen zu ziehen, als der Beamte, ungeduldig ob so vieler Zögerung, sich in den Fluß stürzte. Dank der Kraft und dem Muthe seines Pferdes, erreichte er glücklich das andere Ufer. Nach einigem Umherspähen erblickte er eine in Ruinen liegende Hütte, auf welche er zuritt. Einen Augenblick später trat er aus dieser hervor, in Gesellschaft eines Mannes, welcher, wie in diesen Wäldern gewöhnlich, in Känguruhfelle gekleidet war; das Gewehr unseres Anführers schien ihm Respekt einzuflößen und er zeigte einigen Eifer, uns nützlich zu seyn. Er trat zum Fluße und schien darüber erstaunt, daß wir zögerten, uns dem seltsamen Fahrzeuge, welches wir entdeckt hatten, anzuvertrauen. »Wie,« rief er, »Ihr wollt meinen Kahn nicht besteigen? Freilich ist erst vergangene Woche ein Schäfer ertrunken, weil er sich in diesem Schifflein zur Unzeit gerührt hatte, aber das war seine Schuld, ich hätte dabei um ein Haar meinen Kahn verloren. Wohlan, wer fährt zuerst herüber?«

Keiner von uns hatte Lust, den andern den Weg zu zeigen. Indeß, jemand mußte mit gutem Beispiele vorangehen und ich wollte daher dran, als Beresford mir zuvorkam und in den Kahn stieg. Der Fährmann durchschiffte, mit Hilfe eines Ruders, den Fluß ohne Unfall. Wir alle hatten dasselbe Glück, aber wenn ich daran denke, so begreife ich nicht, daß wir nicht alle in den Fluthen ertranken.

Vergebens suchten wir von dem Menschen einige Nachweisungen über den Marsch der Buschläufer zu erhalten. Der zweideutige Kerl behauptete, er habe sie nicht gesehen und wisse nicht, von wem die Fußtapfen, die wir im Sande erblickten, herrühren könnten. Wir mußten uns daher auf unsere eigenen Augen verlassen und verfolgten etwa 20 (engl.) Meilen durch eine rauhe, ungangbare Gegend die Spur. Nachdem wir abermals einen großen Fluß durchwadet, hielten wir ganz ermüdet von den Strapazen am Fuße einer Hügelkette. Andern Morgens erstiegen wir die Anhöhen und entdeckten vor uns den prächtigen See, der zu jener Zeit unter dem Namen Arthur-See bekannt war.

Welch' ein herrlicher Anblick! Die Sonne, frei von Wolken, erhob sich aus den malerischen Thälern, welche das Gebirge durchschnitten; zu unsern Füßen kräuselte sich der Spiegel des großen Sees. Lebhaft ergriffen von der erhabenen Scene verharrten wir eine Zeit lang im Schweigen.

»Wie schade,« sagte endlich unser Führer, »daß wir diese friedliche Einsamkeit stören und in dieses Stillleben die Schrecken eines blutigen Kampfes tragen müssen. Aber wenn ich mich nicht täusche, sind unsere Feinde nicht fern und wir werden sie an den Ufern des Sees treffen. Wohlan denn, Ihr Herren, setzen wir unsere Verfolgung fort!«

Die Fußtapfen der Buschläufer führten uns in der That an den Rand des Wasters; sie hatten sich am Ufer gehalten, als wären sie ungewiß, welchen Weg sie einschlagen sollten. So kamen wir bis an ein kleines mit Cedern bewachsenes Vorgebirge, welches ungefähr eine Viertelmeile in den See hinausragte. Vor uns stieg eine dünne Rauchsäule auf, uns das Lager der Räuber andeutend, mit Freuden sahen wir das Ende unserer eifrigen Räuberjagd nahen. Zugleich aber wurden wir trübe gestimmt durch die Ahnung, daß der Sieg, **wenn** wir ihn erkämpften, nur der Preis eines blutigen Kampfes seyn würde.

Am Eingange der Halbinsel hielten wir. Unser Anführer erinnerte uns mit einem Tone, welcher bewies, wie sehr er die auf ihm lastende Verantwortung fühle, an die Wichtigkeit des Gehorsams und der Ordnung, die wir im Angriff beobachten mußten. Wir sollten warten, bis die Räuber, zur Verzweiflung getrieben, in ihr letztes Versteck gehetzt, uns einen lebhaften Widerstand entgegensetzen würden. Nur über unsere Leiber sollten sie uns entkommen. Nach einer kurzen Anrede fragte er uns, ob wir bereit seyen.

»Bereit und entschlossen!« erwiederte Beresford, der all' seine Kraft wiedergefunden, aber dessen Antlitz noch mit Blässe überzogen war. »Glaubt Ihr, wir hätten einen so weiten Marsch gemacht, um im entscheidenden Moment zurückzubeben?« — »Rechnet auf uns Alle,« fügte ich hinzu, »wir werden unsern Muth beweisen.« — »Dann,« nahm der Beamte wieder das Wort, »verlieren wir keine Zeit und versuchen wir, die Buschläufer in ihrem Versteck zu überrumpeln. Sie sind im Wahne, wir verfolgen sie nicht, sonst hätten sie nicht ein Lager gewählt, das ihnen keinen Ausgang bietet.« — »Das macht,« sagte Einer, »weil sie auf ihre Uibermacht vertrauen.« — »Möglich, doch jetzt brechen wir auf, so still als möglich.« —

Wir rückten vor, in einer fieberhaften Aufregung, welche selbst den Tapfersten erfaßt, wenn er sich in ein gefährliches Unternehmen stürzt. Leider verloren wir bald eine Hoffnung, die, unsere Feinde zu überrumpeln. Ein Gewehrschuß, der hinter einem Baume losging, verrieth uns, daß unsere Anwesenheit bekannt war; dieses Signal aber verdoppelte nur unsern Eifer. Rasch erstiegen wir eine Anhöhe, die sich vor uns erhob; am Gipfel angekommen, sahen wir unten die Buschläufer unter Waffen und in Schlachtordnung aufgestellt. Wir wollten unsere Gewehre auf die Räuber abdrücken, aber unser Chef erinnerte uns an das Versprechen, nicht ohne Kommando zu schießen. »Wohl, aber die Buschläufer werden kein Kommando abwarten, um uns einen Kugelregen zuzusenden.«

Im nächsten Augenblicke schon hatten sich diese Worte bewährt. Unsere Feinde gaben Feuer. Der arme Beresford stürzte zum zweitenmal verwundet auf den Rasen, ich eilte zu ihm. Er verlor viel Blut und hatte in die rechte Seite mehre Rehposten erhalten. Ohne viele Worte zog ich ihn hinter einen nahen abgestorbenen Baum; dort war er geschützt.

Unterdeß hatte unser Häuptling mit größter Kaltblütigkeit die Oertlichkeit überblickt, um eine vortheilhafte Stellung einzunehmen. Bevor die Buschläufer ihre Gewehre wieder geladen hatten, sandte ihnen unser linkes Peloton eine volle Ladung zu und brachte sie so in Unordnung. Im selben Augenblick und ohne ihnen Zeit zur Besinnung zu lassen, begrüßte sie das Detachement, welches ich kommandirte, mit sieben wohlgezielten Schüßen; wir sahen drei Mann fallen, von denen sich

jedoch zwei bald wieder aufrafften; in der Zwischenzeit hatte die kleine Schaar Beresford's wieder geladen.

Wir hielten ein neues Feuer unserer Feinde aus, aber, Gott sey Dank, keiner der Unseren wurde getroffen. Die Buschläufer standen uns nun in einer einzigen Linie gegenüber und zählten etwa dreißig Mann. Blos drei lagen zu Boden, mehrt andere aber schienen verwundet und stampften vor Schmerz den Boden. Einer hielt sein Gewehr in der linken Hand, sein rechter Arm hing leblos herab. Ein anderer erregte insbesondere unsere Aufmerksamkeit, ja unsere Bewunderung. Es war ein Mann von kräftiger, schöner Gestalt, breitschultrig, in seinen Bewegungen leicht und kräftig. Vor der Linie der Übrigen stehend, trotzte er unsern Schützen mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit. Von Zeit zu Zeit sprach er seinen Kameraden Muth zu. »Feuer, meine Wackern!« rief er, »Feuer! oder ist Euch eine Kugel nicht lieber als ein Strick?« Mit diesen Worten lud er ruhig sein Gewehr und untersuchte die Zündpfanne, die nicht im besten Zustande zu seyn schien, denn er bückte sich, um einen Dorn aufzuheben, der ihm zum Durchstechen diente; ohne sich damit zu übereilen, schüttete er Pulver auf die Pfanne und legte an; sein Gewehrlauf suchte eine Weile in unseren Reihen nach dem würdigsten Ziele. Endlich behielt er unsern Anführer, der auf seinem Pferde über uns Alle hervorragte, auf dem Korn. Ein Schuß krachte und zugleich hörten wir hinter uns einen Schrei. Besorgt sah ich mich um, erblickte aber mit großer Freude, daß nur der Hut unseres muthigen Beamten getroffen worden war. »Schaut,« rief dieser, »wie Alles auf meinen Hut ein Gelüste hat; neulich durchbohrte ihn ein Wurfspieß, heute eine Kugel. Wenn das so fortgeht, muß ich barhaupt heimkehren. Spart Eure Schüße, Freunde, und vorzüglich schießt nie, bevor ihr Euren Mann scharf auf dem Korn habt. Die Räuber haben den Vortheil der größeren Zahl, wir aber der besseren Stellung; so ist die Partie wenigstens gleich. Wer ist der Bursche, der vor den andern steht und eben geschossen hat?«

Mitten in dem Lärm, der uns umgab, glaubte das geübte Ohr des Beamten etwas Außerordentliches zu vernehmen; er wandte sich rasch um und rief plötzlich: »Holla! die Wilden, die Wilden! bei St. Georg, da sind sie uns auf der Kappe! Seyd auf der Hut vor ihren Spießen! Haltet fest und schießt schnell, ich will sie mit den beiden andern Reitern angreifen.

Die Wilden stießen ein gellendes Geschrei aus, einander Muth zurufend. Ich wollte meine Aufmerksamkeit nicht zerstreuen und gab blos auf die Buschläufer Acht. Rasch folgten die Schüße auf einander. Eine Kugel hatte den linken Arm eines meiner Nachbarn zerrissen. Unsere Lage war schrecklich. Von einer Seite hörten wir das Geheul der immer näher kommenden Wilden, von der andern mußten wir dem wohlgenährten Feuer der Buschläufer Stand halten. Wie Hagel regnete es Spieße und Kugeln in unsere Reihen. In diesem kritischen Augenblicke stürzte unser Anführer mit seinen zwei Reitern auf die Wilden los. Die Säbel der drei Angreifer machten tausendmal mehr Wirkung als die Keulen der Schwarzen und ihre Wurfspieße, die viel zu dünn waren, um als Lanzen zu dienen. Erschreckt durch den unerwarteten Angriff und sich ebenso vor den Pferden als vor den Reitern fürchtend, geriethen die Schwarzen bald in Unordnung und nahmen die Flucht. Unsere wackeren Freunde verfolgten sie bis an den Eingang der Halbinsel und stießen dann wieder zu uns.

Auf unserer Seite hatten wir jetzt sieben Verwundete. Die Buschläufer zählten deren dreizehn; dennoch aber waren wir, der Zahl nach, nicht wenig im Nachtheil, wir konnten einundzwanzig Feinden nur neun streitfähige Männer entgegen stellen. Der Beamte begab sich mit seinen Reitern auf unsere linke Flanke. Die Säbel in die Scheide steckend, griffen sie wieder zu ihren Doppelgewehren und streckten zwei Räuber nieder. Die Buschläufer machte dies einen Augenblick stutzig, aber ihr Häuptling frischte wieder ihren Muth auf. Sie stellten sich den neuen Angreifern und verwundeten ein Pferd. Indessen war uns die Diversion unserer Kavallerie von großem Nutzen. Unser Feuer wurde so lebhaft, daß es unsere Feinde erschütterte. Augenscheinlich waren ihre Gewehre nicht in so gutem Zustande wie die unseren, denn keine unserer Flinten blieb stumm, während die ihren nur selten und matt krachten. Überdies wußten wir weit geschickter als sie die Waffen zu handhaben und brauchten die Munition nicht so sehr zu schonen.

Plötzlich schien mir's, als hätten sie Lust, auf uns loszustürzen. Ein Angriff dieser Art konnte für uns nur unglückliche Folgen haben. Sie bildeten ein geschlossenes Peloton und stürmten auf uns ein. Als sie uns etwa auf zwanzig Schritte nahe gekommen waren, gaben wir Feuer, das von den Doppelgewehren unserer Reiter kräfig unterstützt wurde.

Fünf Mann fielen, aber zwei von ihnen erhoben sich wieder und ergriffen die Flucht. Als der Buschläufer-Häuptling seine Kameraden so in Verwirrung sah, zielte er und sandte uns einen letzten Schuß zu. Die Kugel streifte die Rinde des Baumes, hinter welchem ich mein Gewehr lud, und riß die Spitze meines Ladstocks weg.

Ich erwartete, die Reiter würden die Flüchtlinge verfolgen, statt dessen sprengten sie im Galop auf uns zu.

»Rührt Euch nicht,« sagte der Anführer, »im offenen Felde wären uns die Buschläufer zu sehr überlegen. Wir müssen uns einstweilen begnügen mit dem, was wir gethan. Sehen wir nach den Verwundeten. Wo ist der Arzt?«

»Dort liegt er hinter der Mimose. Er ist selbst verwundet.«

»Das ist traurig. Von achtzehn Mann sind nur neun kampffähig. Ein starkes Deficit. Es wäre Thorheit, einen neuen Angriff auf diese Menschen zu wagen, die verzweifelt kämpfen würden, weil's bei ihnen gilt, dem Galgen zu entgehen. Was ist nun zu thun?«

Einstimmig erkannten wir, daß es gleich gefährlich wäre, wieder aufzubrechen wie hier zu bleiben. Übrigens beburften die verwundeten Freunde unserer Pflege. Um für jeden Fall vorbereitet zu seyn, theilten wir uns in drei Parteien und besetzten die umliegenden Punkte. Eine halbe Stunde verfloß, ohne daß irgend ein Vorfall unsere Sicherheit störte. Die Buschläufer hatten sich hinter eine Erhöhung zurückgezogen, welche am Ufer des See's hinlief. Während des ganzen Kampfes hatten wir nicht das geringste Anzeichen bemerkt, ob unser gefangene Freund Moß unter den Buschläufern sey. Frei-

lich hatten wir über der Sorge für die eigene Vertheidigung und über der Hitze des Kampfes für den Augenblick ganz darauf vergessen, daß die Befreiung des Mr. Moß der Hauptzweck unserer Expedition sey.

(Wird fortgesetzt)

Erinnerungen aus meinem Soldatenleben in Algier.

Von F. Hirsch.

(Fortsetzung)

10. Der unglückliche Affe. Die Ochsenwache. Maskara. Liebliche Einquartierung. Redefreiheit. Uiberfall des Convoi. Der fanatische Araber. Langgenährte Rache.

Unter den verschiedenen lebenden Wesen, welche die Barake bevölkerten, in der meine Kompagnie lag, befand sich auch ein großer Affe, der noch sehr jung in den Gebirgen bei Bougie gefangen, und in der Folge von unsern Leuten nach Mostaganem gebracht worden. Häufige Züchtigungen hatten diesem Thier die seinem Geschlechte fast angeborne Tücke und Bosheit gänzlich abgewöhnt, und er trug mit erstaunlicher Sanftmuth und Geduld die quälenden Neckereien der Soldaten. Vergebens wurden jedoch die schärfsten Mittel angewandt, um seinen Hang zur Nachahmung und zum Diebstahl zu unterdrücken, welche erstere Neigung natürlich oft die lächerlichsten Scenen veranlaßte.

Ein Korporal von meiner Kompagnie zum Beispiel war bei einbrechender Dunkelheit mit dem Anstreichen seiner Tornisterriemen beschäftigt, und begab sich nach vollendeter Arbeit, bei welcher er seinen Rock abgelegt hatte, auf den Hofraum, um der frischen Abendluft zu genießen. Eine halbe Stunde darauf übergab ihm ein vorübergehender Offizier einige Schriften, mit dem Befehl, selbe dem Obersten zu überbringen. Der Korporal eilt in der Dunkelheit in die Barake, zieht seinen Rock an, und läuft voll Eifer in die nur einige Schritte entfernte Wohnung des Obersten, bei welchem eine große Gesellschaft versammelt war. Sein Eintritt erregt ein schallendes Gelächter, und jetzt beim Kerzenlicht sieht sich der erstaunte Bote beinahe in einen österreichischen Infanteristen verwandelt. Seine Uniform war ganz mit weißer Farbe so künstlich überstrichen, daß man nur wenige blaue Flecken gewahrte. Bougie (so hieß der Affe) hatte die übrig gebliebene Farbe benützt, um an der Uniform des Korporalen seine Geschicklichkeit an den Tag zu legen.

Kurze Zeit nachher gefiel es dem lustigen Affen, eine bei dem Kompagnieschneider zur Reparatur befindliche Uniform des Oberstlieutenants anzuziehen und damit unter dem allgemeinen Gelächter der Soldaten auf dem Hofe herumzuspazieren. Diese Verwegenheit kostete den armen Bougie das Leben. Auf Befehl des erzürnten Oberstlieutenants wurde er vor die Stadtmauer geführt und dort auf militärische Weise durch Pulver und Blei hingerichtet. Die ganze Garnison und ein großer Theil der Einwohner strömte zu dieser sonderbaren Exekution, bei welcher der Delinquent mit einer gewiß nie gesehenen Geistesgegenwart, ruhig an einer Orange nagend, auf die zielenden Soldaten noch tüchtige Grimassen schnitt. Ein Spaßvogel verfertigte ein Monument aus Sandstein mit folgender Inschrift: »Hier ruht Bougie, die Freude des Bataillons; die Oberstlieutenants-Epauletten kosteten ihm das Leben, welches er durch die Hand seiner Kameraden ... ehrenvoll verlor.«

Einer der beschwerlichsten Dienste war hier das Bewachen der zahlreichen Heerde, welche täglich einige Stunden weit von Mostaganem auf die Weide getrieben wurde. Als ich das erste Mal auf dem Platzkommando zufällig bei der Verlesung der verschiedenen Dienste auch hören mußte: »Auf Ochsenwache: General B., Colonel F. u. s. w.«, konnte ich mich freilich kaum des Lachens erwehren; dennoch lehrte mich die Folge, daß ein dem Anscheine nach so geringfügiger Dienst die größte Vorsicht und Terrainkenntniß erforderte, um den häufigen feindlichen Uiberfällen die Stirne bieten zu können. Unter Brüllen, Meckern und Blöcken setzte sich gewöhnlich um 8 Uhr Morgens der lärmende Zug in Bewegung, welchen zwei bis drei Bataillons, eine Escadron Kavallerie und ein paar Gebirgskanonen unter dem Befehle eines Obersten, oft auch eines Generals, begleiteten. Vorsichtig wurden zuerst von der Kavallerie die wildbewachsenen Umgebungen des Weideplatzes durchsucht und jede Anhöhe mit Vedetten besetzt. Ein ungeheurer Kreis von Tirailleurs umgab das weidende Vieh; die übrige Mannschaft bildete im Centrum die Reserve. Da man selten vor fünf Uhr Abends nach Mostaganem zurückkehrte, so wird jeder Leser wohl selbst vermuthen, daß wir diese neun bis zehn idyllischen Stunden, die wir mit leerem Magen in der glühenden Sonnenhitze zubrachten, eben nicht zu den angenehmsten unseres Daseyns zählen konnten.

Den 24. Juni ging wieder ein Transport mit Lebensmitteln nach der vier Tagmärsche von Mostaganem entfernten Bergstadt Maskara, und wir bildeten einen Theil seiner zahlreichen Escorte. — Der Weg dahin führt meistens über kahles unbewachsenes Gebirg, und bot die gewöhnlichen Beschwerden, um so mehr da der Sommer von 1842 einer der heißesten war, die ich in Algerien erlebte. Maskara ist von Anhöhen umgeben, so daß man die Stadt beinahe nicht eher bemerkt, als bis man vor ihren zackigen hohen Ringmauern steht. Einige elende unregelmäßige Bastionen und ein Fort bilden ihre Vertheidigung, und erhoben sie in früheren Zeiten zu dem Range einer Festung. Die Franzosen legen ihr nicht ohne Grund eine große Wichtigkeit bei, da sie nur 12 Stunden von der Marokkanischen Gränze, und 10 Stunden vom Meere entfernt liegt. Abdelkader besaß hier vor der Eroberung einige Pulvermühlen und eine Gewehrfabrik, welche jedoch von den Franzosen zerstört wurden. Das Innere dieser Stadt bietet nun ein Bild der Verwüstung; die meisten Gebäude, von den französischen Kanonen bei der Einnahme in Schutthaufen verwandelt, liegen verlassen und unbewohnt; die Moscheen sind in Magazine und Stallungen verwandelt, und von den Minarets, von deren Höhe sonst der Muezzin mit gellender Stimme die Gläubigen zum Gebet ermahnte, ruft jetzt ein französischer Grenadier sein »Sentinelle prenez garde à vous!...«

Obschon man einige Tage vor unserm Ausmarsch aus Mostaganem durch Spione die Nachricht erhielt,

daß ein bedeutendes Korps der Regulären von Abdelkader sich in den Umgegenden von Maskara gezeigt, und seinen Weg gegen Mostaganem genommen hatte, so gewahrten wir dennoch zu unserm großen Erstaunen auf dem ganzen Marsche nur einzelne Reiter in großer Entfernung, die blos unsere Bewegungen zu beobachten schienen, ohne sich uns zu nähern.

Da wir zwei Tage hier verbleiben sollten, um die Lastthiere gehörig ausruhen zu lassen — wie der Befehl des Generals G. lautete, welchem mehr an der Erholung seiner Vierfüßler, als an jener der Soldaten gelegen schien — so glaubte man uns eine besondere Gunst zu erweisen, indem man uns für diese Zeit in der Stadt bequartierte. Oh die herrliche Einquartierung, nie werde ich sie vergessen!...

In jeder eroberten Stadt in Afrika bekömmt der erste beste Schutthaufen, der nur noch einige Trümmer von Mauern aufzuweisen hat, seine Nummer, und heißt dann gleich »batiment militaire« (Militärgebäude) Nro. so und so viel. — Hier war es derselbe Fall; da jedoch Keiner von uns mit den Lokalitäten der Stadt näher vertraut war, so lobte man allgemein die väterliche Fürsorge des Generals, mit der er auf die Unterkunft seiner Soldaten Bedacht genommen. Ich freute mich nicht wenig als es hieß: »Die erste Kompagnie in das Haus Nr. 7.« Fröhlich verließen wir das schattenlose Bivouac und sahen uns schon im Geiste in unserer Wohnung im Kühlen gemächlich hingestreckt. Lange irrten wir jedoch in den öden Straßen zwischen eingestürztem Mauerwerk herum, ohne die ersehnte Ruhestätte zu finden, endlich zeigt sich der verhängnißvolle Siebner auf einer halbverfallenen Wand mit rother Farbe angepinselt. »Le voilà,« schrien alle zugleich; drei Mauern dem Einsturze nahe, ohne die geringste Spur eines Daches; die vierte lag zertrümmert im inneren Raume und bildete unser künftiges Ruhebett aus Schutt und Steinen, zwischen denen hie und da abgestreifte Schlangenhäute an dürrem Gesträuche einladend herumhingen, während die von den alten Mauern aufgefangenen Sonnenstrahlen hier noch fürchterlicher brannten als auf freiem Felde.

»Dies also ist das Haus Nr. 7,« rief einer unserer Haupt-Raisonneurs, »vermuthlich das Sommerpalais eines Schakals!... da mag sich der dicke General nur selbst hineinlegen, wenn er für seine Soldaten nichts besseres weiß! der...« Und hier folgten einige mitunter gut gewählte Titel und die Mehrzahl der Anwesenden stimmte in die Lobeshymne mit ein, und verlästerte unbarmherzig denselben, den sie eine halbe Stunde zuvor bis in die Wolken erhoben. Dieser so schnelle Wechsel von Lob und Tadel war eines der Privilegien der Legion, und es fiel selten einem Vorgesetzten ein, sich darüber aufzuhalten, wenn der Mann nur übrigens seine Pflicht erfüllte. Die Freiheit, seine Gedanken ungehindert auszusprechen, ging so weit, daß einer von unsern Leuten, den der Oberst um einen Trunk Wasser ersucht hatte, die lakonische Antwort gab: »der Fluß ist nicht weit, holen Sie sich's selbst;« und der Oberst — ritt weiter und schwieg. (!)

Doch kehren wir zu unserem Logis zurück. Man begann so viel als möglich den inneren Raum unserer neuen Behausung, das ehemalige Zimmer, von den größten Steinen zu reinigen, der feinere Schutt wurde als Strohsack behandelt, und mit Säbeln und Bajonetten aufgewühlt und geebnet; in Ermanglung des Daches breitete man einige Mäntel über die drei Mauern und legte sich endlich nach zweistündiger saurer Arbeit zur Ruhe.

Natürlich ging es den übrigen Bataillons und Kompagnien nicht besser, und jeder war herzlich froh, als am dritten Tag der Tambour zum Abmarsch trommelte.

Kaum 6 Stunden von Maskara entfernt, gewahrten wir von den Anhöhen, auf welchen sich der Weg hinschlängelte, eine ungeheure Staubwolke, die sich langsam gegen uns zuwälzte. — Der General, um einem Angriffe in der koupirten Gebirgsgegend auszuweichen, beschleunigte dermassen seinen Marsch, daß wir beinahe eine Stunde lang mehr laufen als marschiren mußten, um athemlos die unter uns liegende Ebene zu erreichen. Der Feind hatte sich indessen bedeutend genähert, und wir unterschieden bereits deutlich die rothen Bournous der regulären Kavallerie an der Spitze der Kolonne; im Nachtrab und zu beiden Seiten schwärmten die irregulären Reiter einiger Gebirgsstämme, die kürzlich revoltirt und sich mit Abdelkader wieder vereinigt hatten. Schnell und in der größten Ordnung bildete unsere Infanterie zwei enorme Carrés, in deren Mitte die Kavallerie und Bagagen aufgenommen wurden. Trotz des Feuers unserer Gebirgskanonen stürzten die feindlichen Massen mit verhängtem Zügel gegen unser linkes Carré heran. »Ruhig bis auf mein Kommando!« schrie uns der Oberst zu, und lautlos und unbeweglich erwarteten wir hinter einem Wall von Bajonetten den drohenden Sturm. Nur hundert Schritte waren die Araber entfernt, da ertönte das verhängnißvolle Kommando: »Feuer!...« und unter fürchterlichem Knallen mähten unsere Kugeln die ersten feindlichen Reihen nieder; eine zweite und dritte mörderische Salve folgte; über Todte und Verwundete suchten jetzt die zerstreuten Araber in der größten Unordnung dem fortdauernden Kugelregen zu entrinnen.

Vergebens riefen sie ihre Anführer mit wildem Geschrei zum Kampf zurück. Die Carrés wurden geöffnet, und mit Windesschnelle jagten die Chasseurs auf ihren arabischen Rennern den flüchtigen Feinden nach, um das Blutbad zu vollenden. Gegen siebenhundert todte oder verwundete Araber blieben auf dem Schlachtfelde, ohne Diejenigen zu rechnen, welche auf der Flucht von unserer Kavallerie ereilt und niedergesäbelt wurden.

Unser Verlust war unbedeutend, da der Feind, im Anreiten, nur einmal und mit wenig Erfolg von seinen Feuerwaffen Gebrauch machen konnte.

Da der Convoi mit einer hinlänglichen Anzahl unbeladener Lastthiere versehen war, so ertheilte man diesmal den Befehl, alle verwundeten Araber mit der möglichsten Sorgfalt und Schonung mitzutransportiren. Einer von ihnen lehnte jede Hilfleistung ab, riß mehre Mal den angelegten Verband von seinem zerschmetterten Schenkel, und äußerte gegen den Dolmetsch: er wolle hier ruhig den Tod erwarten, nur möge ihn kein Christenhund mehr berühren. Nach diesem artigen Komplimente hielten wir es für gut, den Fanatiker mit unsern Bemühungen nicht mehr zu belästigen.

Das erste Bataillon mit seinem humanen Oberstlieutenant, von dem ich schon Einiges bei Fondouk erwähnte, befand sich seit kurzer Zeit ebenfalls in Mostaganem, und war bei dem vorgefallenen Gefechte zugegen. Der Oberstlieutenant, vielleicht um seinen Blutdurst an diesem Anblicke besser weiden zu können, stieg vom Pferde und spazierte mit höhnischem Lächeln unter Leichen und Verwundeten herum, als einer der Letzteren sich mühsam aufrichtete und den Kommandanten durch eine Bewegung der Hand zu sich rief. »Du kennst mich wahrscheinlich nicht mehr,« sagte er in gebrochenem Französisch, als dieser sich ihm genähert hatte, »ich bin Abdallah, den Du in Fondouk wie ein Vieh schlagen ließest; Dank sey dem Propheten, daß ich meinen Schwur erfüllen kann!« Hastig riß er nach diesen Worten ein Pistol unter dem blutigen Bournous hervor, ein Knall, und mitten unter den umstehenden Soldaten fiel der Oberstlieutenant mit zerschmettertem Haupt zu den Füßen seines Feindes, und gab in wenigen Minuten den Geist auf.

Mit einer tödtlichen Schußwunde im Unterleib wurde der unversöhnliche Abdallah vor den General gebracht, dessen Fragen er mit der seiner Nation eigenthümlichen Gleichgiltigkeit beantwortete. Seit jener ungerechten und barbarischen Strafe in Fondouk * hatte er sich zu den Feindlichen geflüchtet, und war in die Dienste Abd-el-Kaders mit dem Vorsatze getreten, sich an jedem Franzosen für die erlittene Schmach grausam zu rächen. Der Zufall ließ ihn den Gegenstand seines Hasses nach Verlauf von beinahe zwei Jahren hier wiederfinden. An diesem vollbrachte er seine letzte Rachethat.

Auf Befehl des Generals wurde ihm die rechte Hand abgehauen und so verstümmelt überließ man ihn den wilden Thieren zur Beute.

Sollte diese Art von Gerechtigkeit wohl dazu dienen, die Araber für die französische Sache zu gewinnen? . . . Ich bezweifle es, denn unsere Soldaten selbst bedauerten mehr den unglücklichen Abdallah, als ihren Oberstlieutenant.

Ein Pariser Gefängniß.

Nach dem Französischen.

Das äußere Aussehen der Gebäude, die ehemals das Depot der Polizeipräfektur bildeten, hat nichts Abschreckendes; aber besonders bei Gefängnissen darf man sich von der Außenseite nicht täuschen lassen. Hören wir eine Beschreibung dieses Kerkers von dem kürzlich verstorbenen edlen Charles Nodier, den sein muthiger Widerstand gegen den beginnenden Napoleonischen Despotismus in einem Alter von zwanzig Jahren ins Gefängniß brachte.

»Der Herbst des Jahres 1803 war sehr vorgeschritten. Kaum fing der Tag an zu grauen, als ich in das Depot der Präfektur gebracht wurde, in einem niedrigen Saal, nämlich längs der Bureaux gelegen. Das dämmerige Licht, das spärlich durch die dunklen eng vergitterten Scheiben einfiel, ließ mich in diesem grauenhaften Aufenthalte kaum einige unbestimmte, unheimliche Figuren unterscheiden. Ich glaubte mir gegenüber eine Bewegung zu gewahren, es waren Köpfe, die sich abwechselnd, wie durch eine Maschine getrieben, hoben und senkten. Ich that einen Schritt vorwärts und stieß an einen Querbalken, der durch den Saal der ganzen Länge nach hinlief. Ich streckte die Hand aus, und berührte einen Holzschuh; ich ließ sie sinken, sie fiel auf einen seidenen Tanzschuh. Jetzt begriff ich erst, daß ich vor einer Pritsche stand und daß das Geräusch des mich einlassenden Riegels jemanden aufgeweckt haben müsse.

Die Pritsche war mit Leuten bedeckt, die auf dem nackten Holze dicht an einander gedrängt lagen. In dem mittleren freien Raume, die Gasse genannt, lag eine Matratze auf einem Feldstuhle und darauf ein Greis. Dieser Bevorzugte war ein Siebziger, ein Schriftsteller, der volle sieben Jahre in den Gefängnissen herumgeschleppt, von Gicht und Rheumatism schon ganz verkruppelt war. Er war hier, um in einen anderen Kerker übertragen zu werden und dem alten Siechen hatte man das Bett füglich nicht versagen können.

Er erhob sich mühsam auf seinem Lager, und als er in fast sitzender Stellung war, schob er seine Otterpelzmütze zurück und zeigte mir eines der ehrwürdigsten Angesichter, die ich je gesehen. — »Ich kenne Dich« — sagte er mit jener Feierlichkeit der Rede, die man einige Jahre zuvor auf den Rednerbühnen der Revolution lernen konnte; — »ich bin aus Deiner Landschaft, Eve Démaillart, ein alter Republikaner, ausgelernt in dem Gewerbe, das Du anfängst. Man hat mir von Dir erzählt, man sagte mir, so jung Du seyest, habest Du etwas von der Festigkeit der Freigräfler, unerschütterlich wie unser Jura. Ich bin erfreut Dich hier zu sehen; Welt und Vergnügungen verderben die besten Naturen; diese Schalksnarren von Girondisten haben sich in Rolands Salon zu Grunde gerichtet. Der Kerker ist das Saatfeld der Vaterlandsliebe. Du mußt dulden lernen, auf daß Du dereinst der Stützstab der alternden Freiheit seyn könnest!«

Diese so feste und zugleich empfindungsvolle Sprache eines Märtyrers seiner Überzeugung konnte ihres Eindruckes auf einen lebhaften und empfänglichen jungen Mann nicht verfehlen und that viel, mich mit den Schauern des Gefängnisses auszusöhnen.

Wir waren unserer im Ganzen acht und zwanzig in diesem engen Rechteck, das gewiß keine achtzehn Ellen lang war. Ein Mann antwortete nicht auf den Namensaufruf; er hieß Oktav und war ein Neger, ein Sekretär des großherzigen Toussaint Louverture, den Napoleon sammt seinem unglücklichen Herrn hatte nach Paris schleppen lassen, damit sie die Annehmlichkeiten europäischer Civilisation verkosten. »Oktav!« wiederholte herrisch der Schließer, aber wieder meldete sich niemand. — »Warten Sie«, sagte ein Gefangener, »das ist ja jener geistreiche und beredsame Schwarze, den man vor neun Tagen hergebracht und der seit sieben Tagen sich geweigert, zu essen; der liegt rechts auf der Pritsche.«

Dort lag er wirklich, wie gewöhnlich auf dem Gesichte. »Hallunke antworte!« schrie der Knecht des Schließers, schüttelte rauh den Arm des Negers und ließ ihn fallen.

* Siehe 5. Heft, S. 133.

Oktav antwortete nicht — er war todt!

Nach einigen Tagen waren wir unserer sechs und fünfzig. Erinnert man sich des engen Raumes unseres Kerkers, so wird man begreifen, daß wir uns nicht sehr behaglich fanden. Die Pritsche konnte nur zwanzig fassen, die nach Entfernung der Leiche etwas bequemer lagen; der Schranken der Pritsche nahm eben so viele auf, man mußte sich aber in einen engen winkeligem Sitz zusammenkauern. Die stärksten brachten die Nacht stehend um Démaillarts Lager zu, der nie schlief und ihnen die erschütterndsten Geschichten aus der Revolutionszeit erzählte.

Wie entsetzlich lang waren diese stehend zugebrachten Nächte. Einige Stunden unruhigen Schlafes auf dem kalten Ziegelpflaster, oder auf einer hölzernen Pritsche konnten unmöglich die erschöpften Kräfte wieder herstellen.

Diese so ergreifende als einfache Beschreibung des damals besten Gefängnisses läßt uns eine Vorstellung von dem Elende der anderen fassen. Wirklich zeigen letztere den Unterschied schon in der Außenseite.

Auf dem dritten Hofe der Polizeipräfektur befindet sich ein ganz dunkler Saal, der etwa vierzig Personen fassen kann. — Er empfängt sein Licht nur durch ein einziges Fenster und dient heutigen Tages den Stadtsergenten zum Wachtzimmer. Dort schloß man die hundert, oft auch hundert fünfzig Personen ein, die jede Nacht auf den Straßen verhaftet wurden. Fast kann man sagen, alle Stände fanden sich unter dieser auf einander geschlichteten Menge: Strolche, Bettler, Diebe, Mörder, Schwächliche, Kranke, Kinder, Greise u. s. w. Alle Verbrechen und Vergehen, alles Elend, alle Altersstufen fanden sich in dieser abscheulichen Kloake zusammengeworfen. Die Luft war dort so verpestet, daß die von den Wänden herabrieselnde Feuchtigkeit einen schwarzen stinkenden Schlamm auf dem Boden bildete. Dort, wie in dem von Nodier beschriebenen Raume war die Pritsche viel zu enge, um allen den Unglücklichen ein Plätzchen zu gewähren. Die Kränklichen und Schwachen wurden zurückgestoßen, denn das Recht des Stärkeren war das einzige hier anerkannte; sie fanden keinen andern Pfühl für ihr Haupt, als die feuchte, kalte Mauer. Selbst dies traurige Kissen war eine beneidete und heftig bestrittene Bequemlichkeit, wenn die Menge sich einmal noch mehr anhäufte. Der größte Theil dieses Trosses, in den schlechtesten Kneipen oder auf dem Straßenpflaster aufgegriffene Trunkenbolde, wurde mitten in der Nacht ohne Licht in diese Höhle geworfen, wo man keinen Schritt thun konnte, ohne auf einen menschlichen Körper zu treten. Man begreift, welchen Lärm, welchen Streit jeder Neuangekommene verursachte. Es war unmöglich zu schlafen.

Ein Pfund Schwarzbrod täglich für den Kopf war die einzige Nahrung. Dieser Knickerei der Verwaltung abzuhelfen hatten die Insaßen des Ortes eine Art fortdauernder Gemeinde eingerichtet unter Leitung eines Vorstandes, der nach dem Alter ernannt wurde, wenn ihm nicht die stärkere Faust eines frechen Eindringlings die Gewalt entriß.

Der erwählte oder selbstaufgeworfene Vorsteher erhob von seinen Untergebenen die Beiträge, oder vielmehr, er plünderte sie, er zog sie rein aus und legte die Beute in den öffentlichen Schatz. Meistens nahm man ihnen nur das baare Geld und die etwaigen Kostbarkeiten, wie Uhren und Ringe (letzteres nannte man scherzhaft die fette Auflage), wenn sie sich nicht wehrten; leisteten sie aber Widerstand, so zog man ihnen sogar die Kleider aus. Der Vorsteher war ein großer Finanzmann, der nicht die kleinste Einkommensquelle unbenützt ließ.

Nach geleisteter Beisteuer hatten die Steuernden nur noch eine berathende Stimme; der Vorsteher verfügte willkürlich über den zusammengebrachten Betrag zum Einkauf von Lebensmitteln, Brennstoff und geistigen Getränken. Letzterer Artikel nahm den größten Theil des Geldes in Anspruch. Uibrigens überstieg bei dieser Verwaltung — ein unerhörter Fall — die Ausgabe niemals die Einnahme; dies Ergebniß rührte von der Nothwendigkeit her, alle Einkäufe baar zu machen, weil die Gefangenwärter diesem Staat im Staate nicht den geringsten Kredit gaben.

Doch ereignete es sich oft, wenn die Abgaben nicht reichlich floßen, daß die Gemeinde sich gezwungen sah, Wasser in den Wein zu gießen, unbeschadet dessen, das schon darin war. Was gebrannte Getränke betrifft, so waren sie strenge verboten, selbst an den Festtagen. Der Vorsteher theilte die Rationen nach seinem Ermessen aus; mit der seinigen fing er an, aus Besorgniß, sich zu vergessen. Es wäre wohl unnütz, zu bemerken, daß sie nicht die kleinste war.

Der Vorsteher war für alle, die etwas zu verlieren hatten, ein sehr ungelegener Despot; aber eine weit ärgere Geißel als sein Joch plagte die Insassen dieses verwünschten Ortes. Das Ungeziefer — man muß es schon bei seinem Namen nennen — hatte das Besitzrecht auf alle Anwesenden ohne Ausnahme. Man schandert, wenn man denkt, daß ein anständiger Mann, der von einem freundschaftlichen Male Nachts etwas weinselig nach Hause wankte, auf der Straße verhaftet und vier und zwanzig Stunden dieser ekelhaften Gleichheit ausgesetzt werden konnte. Hatte man die verhängnißvolle Schwelle überschritten, so war man dieser widerwärtigen Ansteckung ausgesetzt, die nicht einmal die einzige und die schrecklichste war.

Eben so bunt unter einander geworfen wurden die Frauen. So fanden sich die jüngsten leichtfertigen Dirnen, die Diebinen von Handwerk zusammen mit Mädchen, die ein erster Fehltritt, eine Uibereilung des Herzens, dem väterlichen Hause entlockt hatte. Die materielle Behandlung der Frauen unterschied sich in nichts von jener der Männer.

Dieser Zustand der Dinge dauerte bis 1828. Zu dieser Zeit errichtete man provisorisch auf einem Hofe der Präfektur ein neues Etablissement, das bereits 17 Jahre besteht. Wir leben in einer Zeit, wo nichts so lange Bestand hat, als das Provisorium.

Das gegenwärtige Depot ist drei Stockwerke hoch. Das Erdgeschoß nimmt die Wohnung des Amtsschreibers, daneben ein dichtvergittertes Sprachzimmer, ein großer Saal für die einstweilen eingezogenen Dirnen, endlich eine doppelte Reihe Zellen für Geisteskranke und für solche ein, die schon eine Strafe überstanden. Diese sind sehr dunkel und haben als ganze Einrichtung einen schlechten Schragen. Man wollte bessere Möbel nicht

der Tobsucht des Einen, der boshaften Zerstörung des Andern preisgeben.

Sobald ein Verhafteter ins Depot der Präfektur gebracht wird, führt ihn ein Wächter in die mindest dunkle Zelle und durchsucht ihn vom Scheitel bis zu den Zehen, um ihm alle verdächtigen Gegenstände wegzunehmen, als da sind: Messer, Federmesser, unsittliche oder politische Werke (eine wunderliche Zusammenstellung), Feilen, Bindfaden u. dgl. Geld und Kostbarkeiten haben dasselbe Loos, aber nur zum Vortheile des Gefangenen, der ohne diese Vorsicht von seinen Leidensgenossen würde geplündert werden. Diese Gegenstände werden aufbewahrt und dem Gefangenen bei seinem Austritt oder seiner Uibersetzung in ein anderes Gefängniß zurück gegeben. Schneidende Werkzeuge jedoch erhält er nur wieder, wenn er in Freiheit gesetzt wird.

Solche Untersuchungen werden mit mehr oder weniger Strenge vorgenommen, je nach der Art des dem Verhafteten angeschuldigten Verbrechens. Auf wem die Anklage des Diebstahls lastet, der muß sich ganz entkleiden, und selbst das genügt oft dem Untersuchenden nicht.

Hat Jemand ein leichtes Vergehen begangen, oder erweckt seine Miene, seine bessere Kleidung ein gutes Vorurtheil, so fährt der Wächter nur ein paarmal langsam mit den Händen über die Nähte seiner Kleider. Hat man ihm besondere Rücksicht gegen Monsieur empfohlen, so läßt er ihn bloß die Taschen ausleeren.

Die Taschen ausleeren! Welches Donnerwort für den Geschäftsleiter einer Actiengesellschaft oder einen Wechselagenten, der verhaftet wurde, als er eben die Eilpost nach Brüssel nehmen wollte!

Die Frauen werden von einer alten, unerbittlichen Megäre durchsucht, die ihre Forschungen viel weiter treibt, als der bärbeißigste Douanier.

Im ersten Stockwerke findet man einen Wartesaal, umgeben von einer Doppelreihe von Zellen für Frauen à la pistole.

Die Pistole ist ein täglicher Zins, welchen die etwas Bemittelten für das Ausleihen von Bettwäsche, Decken und einigen elenden Möbeln, nämlich einem kleinen Tische und einem Stuhle, statt des gewöhnlichen Schemels, zahlen. Der Preis der Pistole wechselt in den gewöhnlichen Gefängnissen von 20 bis 35 Sous täglich (à 3 kr. W. W.); auf der Präfektur aber beträgt er 60 Sous bis 1 Franc für die Nacht, weil sich die Gäste hier nur kurze Zeit aufhalten. Dafür bekommt man frischgewaschenes Bettzeug, gegen dessen Feinheit und Weiße sich nichts einwenden läßt.

Diese kleine Spekulation trägt der Gefängnißverwaltung schöne Procente. Die kleinsten Stücke der Einrichtung tragen täglich etwa einen Centime; in zwei, höchstens drei Jahren sind sie daher ganz bezahlt. Die Mehrzahl aber sind fast zwanzig Jahre alt und versprechen noch lange Dienste zu leisten.

Auch zeigt man sich nicht strenge in der Wahl der Pistolenleute. Wer zahlen kann, erhält, welches auch immer die Art seines Vergehens sey, den Vorzug vor dem armen Teufel, der nicht daran dachte, seine Börse auf Kosten der seines Nächsten zu füllen. Bis in die Kerker übt die Geldmacht ihre Wirkung!

Die Pistoliers beider Geschlechter haben ihre abgesonderten Zellen. Würden sie in den gemeinsamen Sälen vertheilt, so würden die Nivellirer, die dort die Oberhand haben, sie nicht lange ihrer finanziellen Vorzüge sich erfreuen lassen. Schon der Anblick der weißen Wäsche würde ihren Neid, ihren Zerstörungstrieb erwecken, und gewiß wäre in wenigen Minuten die schöne Leinwand in Stücke zerrissen.

Im zweiten Stocke findet man einen gemeinschaftlichen Saal für die eines Verbrechens angeklagten Frauen und eine doppelte Reihe Pistolenzellen für Männer; ferner ein Zimmer für Knaben, eines für Mädchen.

Der dritte Stock ist in zwei gemeinschaftliche Säle für Männer getheilt.

Man sieht, die Vertheilung ist unendlich besser, als im alten Depot. Es ist jetzt ziemlich selten, daß Leute, die zum ersten Male, sey es mit Recht oder Unrecht, verhaftet werden, mit Verbrechern der schlimmsten Art, selbst nur mit Vagabunden zusammenkommen. Eine Person, die noch nicht alles Ehrgefühl verloren, bekommt ihre besondere Zelle, natürlich ohne Wäsche, Decken und Matratze, wenn sie nicht baar bezahlen kann. Selbst der reichste Banquier, wenn er seine Börse vergessen hat, bekommt hier nicht vierundzwanzig Stunden Kredit. Baar in klingender Münze ist hier das höchste Gesetz.

Ein großer Fortschritt ist es, daß die Kinder abgesondert und die Irrsinnigen nicht mehr wie sonst den grausamen Späßen und Brutalitäten der Missethäter ausgesetzt sind. Noch immer aber herrscht die tadelnswerthe Sorglosigkeit, in den gemeinschaftlichen Sälen gesunde Leute der Berührung mit Ungesunden, oft selbst mit ansteckenden Krankheiten Behafteten auszusetzen. Man könnte diesem schweren Uibelstande leicht abhelfen, wenn man die Körper vor dem Einlasse in die gemeinschaftlichen Säle mit nur halb so viel Sorgfalt untersuchte, als die Taschen.

Die Luft ist noch immer so verdorben wie vormals, trotz der Lüftung durch eine doppelte Fensterreihe, die dem alten Gebäude fehlte, trotz des täglichen reichlichen Bodenwaschens, trotz des häufigen Ausstreuens von Chlorkalk.

Die Verhafteten liegen auf Pritschen, die in der Mauer mit Scharnieren befestigt sind, so daß man sie hinaufschlagen und herunterlassen kann. Jeder hat einen Strohsack und eine Decke.

Die Pistolenzellen sind etwa zehn Schuh lang auf sieben Schuh Breite. Ihre Einrichtung wurde schon erwähnt. Jene, die auf den Präfekturhof hinausgehen, haben ihre Lucken nur mit einigen Eisenstangen verwahrt; aber die nach einer der umliegenden Gäßchen gehenden sind mit gegossenen eisernen Jalousien verwahrt, durch die kaum das Nöthigste an Licht und Luft gleichsam durchsintert.

Wie gesagt, erhielten die Gefangenen früher nur ein Pfund Schwarzbrod täglich, welche Portion sie in ihrer kräftigen Sprache die »Kleienkugel« nannten. Diese elende Verköstigung dauerte bis 1838 oder 1839. Seit Herr Delessert die Verwaltung übernahm, bekommen sie täglich 43 Loth Schwarzbrod, Fleisch- oder Fastensuppe und ein Stück Fleisch oder trockenes Gemüse.

Das ganze Gebäude wird zweckmäßig mit einer Wärmelampe auf Kosten der Verwaltung geheizt.

Sollte man glauben, daß es in einem Hause, welches beständig im Durchschnitte zweihundert Gefangene enthält, weder Küche, noch Waschkammer, weder Apotheke, noch Krankenzimmer, Badesaal, Hof, gedeckter Gang zum Bewegungmachen, selbst keine Kapelle, kurz nichts von allem dem gibt, was ein Gefängniß von einem Hundestalle unterscheidet!

Man denke sich die Seelenangst, die Verzweiflung eines nicht sehr festen Menschen, der sich zum ersten Male seiner Freiheit beraubt, seiner Familie entrissen sieht, und nicht immer in seinem Gewissen die Seelenstärke finden kann, seine Lage mit Ruhe zu überschauen, eine Lage, deren Schrecken alles, was ihn umgibt, erhöht; — er, der Neuling im Verbrechen, allein seinem Bewußtseyn gegenüber, eine Untersuchung, eine Verurtheilung in Aussicht! In der That, das Depot ist nur eine Durchgangstelle, wo die Verhafteten blos vierundzwanzig Stunden, bis zum ersten Verhöre, verweilen, worauf der Instruktionsrichter sie in Freiheit setzt oder ihnen ein anderes Gefängniß anweist. Aber diese ersten vierundzwanzig Stunden nach der Verhaftung sind bei weitem die grausamsten der ganzen Gefangenschaft, wo der Verhaftete Hoffnung am nöthigsten hat, wo ihm jeder Anlaß zu Kummer und Sorge fern gehalten werden sollte. Endlich läßt das schnelle Verhör, trotz der ausdrücklichen Verordnung des Königs, oft vier bis fünf Tage auf sich warten.

Nach dieser Formalität, die keinen andern Erfolg hat, als die Identität der Verhafteten darzuthun, wird der Angeschuldigte, falls es ihm nicht gelungen, durch bloße Angabe seines Namens, Vornamens und Standes seine Unschuld darzuthun (was, man muß es gestehen, selbst einem ganz Unschuldigen schwer fallen dürfte), mit einem Auslieferungszettel nach La Force oder noch gewöhnlicher nach Saint-Pelagie geschickt.

(Commerce.)

Die Wölfe in Esthland.

Nach dem Englischen.

Es war zeitig im Lenz, nach einem langen, sehr strengen Winter, daß der Garten eines Landhauses in Esthland der Schauplatz großer Thätigkeit war. Hunderte von Pflanzen und Sträuchern, welche den Winter im Glashause zugebracht hatten, wurden nun in die Beete hinausgestellt, um im Freien unter der wärmenden Sonne ihre kurze Sommerstation zu halten. Die balsamische Luft hatte auch die Herrin des Landhauses herausgelockt, eine zarte Blume, dieses winterlichen Landes noch ungewohnter, als die Blumen, die ringsumher standen, gewärtig, welchen Platz ihnen Geschmack oder Laune der Herrin in der frischen Erde anweisen würde. Eine jüngere Dame, Cousine und Freundin der Gebieterin des Hauses, und die beiden Kinder der letzteren, liebliche Geschöpfe, nahmen an ihrer Arbeit Theil, während Lion, ein riesiger Hund, ihnen aufmerksam folgte und sich, so oft eine Blume eingesetzt wurde, stets niederlegte. Nachdem sie im Garten alles zu ihrer Zufriedenheit angeordnet, wandte die Partie ihre Schritte heimwärts zum Hause, wo einige Blumenbeete Abends zuvor gerade unter den Fenstern waren gepflanzt worden.

»Lion! Lion!« rief plötzlich das älteste Kind, »Du solltest doch wissen, daß Du nicht in die Beete laufen sollst.« Eine Reihe frischer Fußtapfen ging gerade über die Beete. »Ja sieh das Unheil, das Du angerichtet, und schäme Dich, alter Hund. Aber heraus! heraus aus dem Beet!« denn Lion rannte vorwärts und beschnobberte heftig die Spuren, die über das Beet gingen. Die Dame schritt lebhaft dem Hunde nach.

»Das sind keine Hundetapfen,« sagte sie rasch. In der That waren die Tapfen weit größer und rauher, als selbst vom größten Hund, und mit tieferen Auszackungen an den Fußballen. »Nein, nein! Schrecklich! Und so ganz frisch noch! Ein Wolf war da!«

Das waren Schreckensworte für die ganze kleine Gruppe. Vorzüglich Louise, die Cousine, bebte zusammen; denn war sie schon, als eine Fremde, mit diesen Thieren weniger vertraut, als die andern, so erkannte sie überdies beim Aufblicken, daß die Wolfsspuren gerade unter dem Fenster ihres Zimmers gingen. Ein Gartengehilfe, den die Frauen herbeiriefen, bestätigte ihren Ausspruch.

»Das muß ein alter Wolf seyn,« sagte der beherzte Mann, nachdem er mit indianergleicher Aufmerksamkeit und Erfahrung die Spuren betrachtet. »Ein alter Wolf, er ging so schwerfällig, und hier an der Hinterpfote — sehen Sie die Tapse — hatte er eine Klaue ausgerenkt; wahrscheinlich von einer Rauferei her. Er muß sehr früh am Morgen hier gewesen seyn, so viel kann ich erkennen.«

»Wo aber war Lion, daß er ihn ruhig ließ?« fragte die Frau.

»Ich ging bei Sonnenaufgang zur Mühle und nahm Lion mit, und mittlerweile muß das Ungethüm hier gewesen seyn. Der alte Hund schnobberte freilich immer herum, aber der dichte Thau hinderte jede Witterung. Die Wölfe sind jetzt hungrig, die Thaufluthen haben sie heraufgetrieben, und das Vieh weidet noch nicht draußen. Er ist nicht weit, wir müssen scharfe Wacht halten. Ein alter Wolf, wie dieser, treibt sich tagelang auf einem Fleck herum, bis er etwas erwischt.«

»Himmel, welche Angst! Konstanze, schnell zu mir!« rief die besorgte Mutter ihrem jüngern Töchterchen zu, welche sich darin gefiel, auf den sonst verbotenen Beeten herumzulaufen. »Wer weiß, wo die Kreatur in dem Augenblicke steckt!«

»Aengstigen Sie sich nicht,« tröstete der Gärtner; »jetzt ist er in den Wäldern, eine Menge Tapfen führen dahin.« Und er wies nach einem armseligen Buschwerk, welches etwa eine Werst von da die Gränze eines ungeheuren Morastes bildete. »Keine Furcht, der alte Pertel und der alte Lion werden schon über die kleinen Fräulein wachen. Nicht ein Haar an ihrem Haupte soll ihnen gekrümmt werden.«

»Ja, ja, guter Pertel,« sagte die Dame lächelnd, »ich weiß. Aber bis unter unsre Fenster — so nahe hatte sich früher kein Wolf gewagt.«

»Dreist wie ein Wolf,« sagte der phlegmatische Gärtner, »ein altes Sprichwort.«

Die Gemüther waren einmal aufgeregt, und die nächsten vierundzwanzig Stunden war von nichts Anderem die Rede, als von Wölfen, die man da und dort gesehen. Jeder Gegenstand brachte die Rede auf Wölfe; sah man ein Schaf, ein Kalb, ein Fohlen, gleich stieg die Besorgniß auf, sie könnten von dem Wolfe gefressen werden; in jedem verkrüppelten Baum in der Ferne, in jedem nahen grauen Stein glaubte man einen Wolf zu schauen; jedes Geräthe, das in irgend einem Winkel des Hauses stand, hatte für die Kinder Aehnlichkeit mit einem Wolf. Vorzüglich aber erschreckte Lion jeden Augenblick die Familie. Der gute alte Hund durfte nicht die Thüre aufstoßen und leise hereinschleichen, oder mit seinen Pfoten an dem glatten, parkettirten Boden scharren, ohne daß die Kinder laut aufkreischten und die Damen ärger zusammenschraken, als sie gestehen mochten. Dieser Zustand war zu unnatürlich, als daß er hätte lange dauern können. Eine Reihe falscher Gerüchte ist das sicherste Heilmittel gegen falsche Furcht, und man war bald, wie in der Fabel, dessen schon überdrüssig, immerwährend: »Ein Wolf!« schreien zu hören. Dennoch unternahm man keinen größeren Spaziergang ohne schützende Begleitung, und vor Allem nicht in der Richtung des Morastes. Die Kinder durften keinen Schritt allein gehen, Thüren und Fenster wurden sorgfältig jeden Abend geschlossen, insbesondere wurde eine Thür, die in der Nähe von Louisens Schlafgemach einen langen, zu einem unvollendeten Anbau führenden Gang abschloß, fortwährend auf das argwöhnischste bewacht. Man konnte diese Thür auf keine Weise schließen, und sprach jede Nacht davon, einen Querbalken vorzulegen, vergaß aber jeden Tag immer wieder darauf. Nur Louise, welcher die Worte: »Dreist wie ein Wolf,« immer in den Ohren hallten, schob eine schwere Kiste fest vor die Thür.

Einige Tage gingen vorüber und die Episode mit den Wolfstapfen war beinahe vergessen, als plötzlich aus einem Backhause, das man von den Fenstern aus sah, ein Schrei erscholl. Lion, welcher der ganzen Länge nach auf dem Fußboden ausgestreckt gelegen, erhob sich rasch und sprang durch das offene Fenster hinaus. Die bei dem Neubau beschäftigten Arbeiter stürzten quer über den Rasen dahin, jeder mit dem Werkzeuge, das er gerade in der Hand hielt, bewaffnet. Aus dem Backhause aber sah man einen ungeheuren Wolf herausrennen, von einem Burschen verfolgt. Augenscheinlich eilte er dem Walde zu; da kam Lion, holte ihn mit einigen tüchtigen Sätzen ein und griff ihn wüthend an. Der Wolf wandte sich um und der Kampf begann. Eine Weile war der brave Hund allein, mit tödtlichen Griffen hingen beide Thiere an einander; Geknurre, Geröchel, Geheul füllte die Luft. Jetzt erreichte der Vorderste unter den Verfolgern den Platz, aber Hund und Wolf wälzten sich so übereinander, daß der Mann nicht wagte nach dem Wolfe zu hauen, aus Furcht, den Hund zu treffen. Bald indeß erhaschte er einen günstigen Augenblick, führte einen furchtbaren Hieb mit dem Beil — schnell einen zweiten, einen dritten — das Ungethüm ließ von Lion ab, wandte sich gegen den Mann, und — lag im nächsten Augenblick todt zu dessen Füßen.

Auch die Damen vermochten der Aufregung nicht zu widerstehen und liefen voll Schrecken und Angst um Lion herbei. Dort lag der Wolf auf dem rundum aufgewühlten Erdreich, die Krallen ausgestreckt, den Kopf umgewendet und das fürchterliche Gebiß gefletscht, ein grauenhafter Anblick. Lion lag keuchend neben seinem todten Feinde; von seiner Kehle, wo der Wolf die scharfen Zähne eingeschlagen hatte, tröpfelte das Blut.

Von dem Burschen erfuhr man nun den ganzen Vorgang. Im Außengebäude wurde diesen Morgen gebacken, er war hineingegangen, seine Pfeife anzuzünden. Eben blies er die Asche auf, als er ein großes Thier hinter sich gewahrt. In der Dunkelheit hielt er es anfangs für Lion, und streckte ihm die Hand, um ihn zu streicheln, entgegen; aber als der Wolf sich gegen ihn stellte, gewahrte er seinen Irrthum, kreischte tödtlich erschrocken auf, so laut er konnte, und das Thier rannte beunruhigt durch die offene Thür hinaus.

»Nun können die kleinen Fräulein unbesorgt herumgehen,« sagte der alte Pertel; »es ist derselbe Wolf, der letzten Donnerstag über die Beete gelaufen ist.« Er hob mit diesen Worten die eine mächtige, seitwärts gekrümmte Hintertatze des Unthieres auf.

Man verließ nun den Kampfplatz und vertheilte an alle Gegenwärtige Erfrischungen. Olga meinte, man solle dem noch immer vor Angst zitternden Burschen ein Glas Zuckerwasser reichen, das gewöhnlichste Beruhigungsmittel der Damen dort zu Lande; die Mutter entgegnete, ein Glas Branntwein würde wohl mehr nach seinem Geschmacke seyn. Dies erhielt er denn auch und es stellte seinen Muth wieder her. Lion wurde sorgfältig verpflegt und unendlich bemitleidet. Die Verletzung an der Kehle wurde mit Wundbalsam gewaschen, die anderen Bisse und Schrammen leckte er aus und bald lag er im festen Schlafe. Die Kinder gingen sorgsam auf den Zehenspitzen umher und sprachen mit einander nur in leisem Flüstern, um das geliebte treue Thier ja nicht zu wecken.

Jetzt wurde von gar nichts anderem mehr geredet, als von Wölfen, und als Abends Besuch aus der Nachbarschaft kam, drehte sich das Gespräch ausschließlich um Wolfsanekdoten.

Der Umstand, daß das Thier im Backhause war entdeckt worden, war bald erklärt. Es scheint, daß der Wolf, wie der Bär, ungemein gern Brod frißt, und daß nach dem Geruche von frischem Blute der von neugebackenem Brode ihn am sichersten herbei lockt. Ein Bauernweib hatte eben die heißen Gerstenlaibe aus dem Ofen gezogen und für einige Minuten das Haus verlassen, wo ihre beiden kleinen Kinder auf derselben Bank spielten, wo das dampfende Brod lag. Kaum hatte sie den Rücken gewandt, als ein ungeheurer Wolf herein sprang, und ohne sich im mindesten um die Kinder zu kümmern, ein Laib in die Zähne faßte. Im selben Augenblicke kehrte die Mutter zurück, als eben der Wolf, das heiße Brod im Maule, zur Thür hinaus stürmte. »Oft habe ich selbst von der alten Frau die Geschichte erzählen hören,« schloß der Mittheiler; »und immer fügte sie hinzu: so verlor ich mein dickstes Laib, aber nie war mir ein Gast dazu mehr willkommen.«

Ein andermal trug die Magd, die das gewöhnliche Gerstenbrod zu backen hatte, eben das rauchend heiße Gebäck gegen die Nacht über den Hof, als sie einem

ungeheuren Thiere begegnete, das sie in der Dunkelheit für einen von den großen Hirtenhunden nahm. Aber es richtete sich an ihr in die Höhe; sie fühlte seine scharfen Krallen auf ihrem bloßen Arme; die Haut klaffte unter dem unhöflichen Griffe und sie stürzte zu Boden. In ihrem Schrecken schob sie dem Unthiere einen Laib Brod in den Rachen und ganz zufrieden trabte es damit von dannen.

Es ist übrigens schwer, in Esthland nähere Nachrichten von den Gewohnheiten des Wolfes, selbst nur von seinen Verheerungen einzusammeln. Der Bauer, der allein näheres von der Lebensweise dieses Raubthieres kennt, wagt aus abergläubischen Gründen nicht einmal den Namen Wolf zu nennen.* Muß er seiner erwähnen, so bezeichnet er ihn als den »Alten«, den »Grauen«, den »großen Hund;« er glaubt, nennt er ihn bei Namen, so reizt er ihn zu doppelter Wuth gegen sich. Dieser Glaube stützt sich hauptsächlich auf den uralten slawischen Glauben an Währwölfe, in Wölfe verwünschte Menschen, die zeitweilig in Wolfsgestalt durch die Fluren schweifen, alles zerfleischen und deren Biß schon tödtlich ist.

Derselbe Aberglaube begünstigt das Uiberhandnehmen dieser Raubthiere. Sehr ungern tödtet der Bauer einen Wolf; er sagt, belästigt man ihn, so belästigt er wieder; verliert er ein Fohlen, oder gar noch die Mutter dazu, was nur zu häufig vorkommt, so schreibt er es gewiß dem Umstande zu, daß irgend ein aufgeklärterer Nachbar die Jungen in einem Wolfslager erschlagen. Und doch ist die Vertilgung der Jungen der einzig sichere Weg, diese Landplage allmälich auszurotten. Die Verwaltung dieses Theiles von Rußland zahlt für jedes Paar ausgelieferte Wolfsohren ein kleines Schußgeld; bis jetzt jedoch ist das erwähnte Vorurtheil mächtiger, als die Gewinnsucht, und es wird sehr wenig Schußgeld für Wölfe erhoben.

Gewöhnlich legen die Wölfe ihre Lager tief im Moraste an, unter einem Wachholderbusche, wo die Jungen mit weit offenem Rachen, wie bei den kleinen Vögeln gegen ihre Größe unverhältnißmäßig, bei dem kleinsten Geräusche herumschnappen. Zu dieser Zeit sind die Wölfe am verwegensten, trotzen jeder Gefahr und holen am hellen Tage Raub für ihre Jungen. In früheren Zeiten — wenn man der Uiberlieferung trauen darf — war das Wegtragen kleiner Kinder ein nur zu häufiges Vorkommniß. Ein Familienvater hatte damals nicht mehr Aussicht, alle seine Kinder groß zu ziehen, als jetzt der Bauer alle seine Fohlen und Kälber. Jetzt aber bei dem überhandnehmenden Anbau und der stets sich mehrenden Bevölkerung ist eine günstige Aenderung eingetreten und die neuerliche Einführung der Schafe wurde für beide Parteien ein bequemer Ausweg. Dessenungeachtet hört man noch dann und wann das Wehklagen einer Mutter um ein entführtes Kind, wo die Bevölkerung dünner verstreut ist, die Gehöfte einsamer liegen, die weitschichtigen Dörfer den Angriffen der Raubthiere mehr ausgesetzt sind. Freilich kommt das Gerücht seltener den oberen Klassen zu Gehör, hauptsächlich, weil die in Leibeigenschaft unterdrückten Landleute natürlich nicht sehr mittheilsam sind.

Dennoch erzählten die Abendbesucher einen ihnen kund gewordenen wunderbaren Vorfall. Ein Bauernkind, eben in dem Alter, daß es allein herumwackeln konnte, und ganz sich selbst überlassen, wurde von einer Wölfin unbemerkt und unbeschädigt in ihr nicht weit entferntes Lager davon getragen. Die jungen Wölfe mochten sich eben satt gefressen haben, und ließen das Kind, auf den nächsten Tag es aufsparend, unter sich liegen. Das kleine Wesen brachte so die Nacht zu und jetzt, als die Kleinen wahrscheinlich schliefen, die Wölfin auf Raub ausgegangen war, kroch es langsam fort, die Rettung nicht kennend, wie es die Gefahr nicht gekannt hatte. Ein Bauer fand es auf einem entlegenen Felde, nahm es mit sich heim und brachte es in das Haus des Erzählers. Aber das arme Kind hatte schrecklich gelitten, und trug lebenslänglich die Spuren dieses kaum glaublichen Vorfalles an sich. Die jungen Wölfe hatten ihren Raub nicht verzehrt, aber davon gekostet. Die Stirnhaut war ganz abgeleckt, alle Finger waren mehr oder weniger verletzt und zwei davon gänzlich abgenagt.

Auf diese Geschichte folgte eine eben so wahre, aber traurigere, die sich den Sommer zuvor auf einem benachbarten Landgute zugetragen; die Gutsfrau selbst erzählte sie mit vor Rührung zitternder Stimme. Eine ziemlich wohlhabende Bauernfrau wusch eben vor ihrem Hause, dicht neben ihr spielte auf der Erde ihr vierjähriges Töchterchen. Das Haus stand auf einem abgelegenen Theile des Landgutes, fast eine Insel bildend inmitten morastigen Grundes. Mitten in der emsigsten Beschäftigung erschreckte sie ein lauter Schrei; sie wandte sich rasch um und sah neben sich ihr Kind von einer großen Wölfin bei der Schulter gepackt, den anderen Arm nach sich ausgestreckt. So dicht neben ihr geschah das Schreckliche, daß sie mit der linken Hand das Röckchen des Kindes fassen konnte; mit der Rechten schlug sie ihn aus allen Kräften und dabei kreischte sie um Hilfe. Aber ihr Schreien, ihre schwachen Kräfte entjagten dem Raubthiere seine Beute nicht. Das Thier trug das Kind von dannen und schleppte die Mutter mit, die in der Verzweiflung das Kleid ihres Töchterchens nicht fahren ließ. So ging es weiter durch zwei, drei fürchterliche Minuten; kaum konnte die arme Frau sich mehr halten. Bald wandte sich der Wolf nach einem niederen unebenen Grunde, die Frau fiel über einen Baumstumpf und zerriß im Falle das Kleid des Kindes, von dem ein Stück ihr in der Hand blieb. So lange das Kind die Mutter sich nahe gesehen, hatte es still geschwiegen, nun es sich aber ganz verlassen sah, wiederhallte der Wald von seinen Schmerzensrufen. Das arme Weib raffte sich auf und eilte über Stock und Stein, durch das dornichte Dickicht den Lauten nach; sie zerfleischte sich furchtbar, ohne es selbst zu merken; doch der Wolf rannte immer schneller, das Gebüsch wurde immer dichter, das Geschrei des Kindes immer schwächer. Sie fand einen Schuh des Kindes am

* Das Alter und die weite Verbreitung dieses Aberglaubens zeigt das bekannte Sprüchwort vom Wolfe an. »Wird der Wolf genannt, so kommt er gerannt,« sagt der Deutsche; my o wlku a wlk za humny (wir vom Wolf und er hinter der Tenne) der Slawe; quand on parle du loup on en voit la queue (wenn man vom Wolf spricht, sieht man gleich seinen Schweif) der Franzose, und schon der alte Römer sagte dasselbe durch sein allbekanntes »lupus in fabula«.

Strauchwerk hängen, Spuren von des Kindes Haar und Kleid am Hagedorn; dann wurden die Rufe ganz schwach, dann noch einmal laut und schmerzlich, dann starben sie ganz hin. —

»Denken Sie nun,« beschloß die Erzählerin, »das Elend des zum Tode betrübten Geschöpfes, als Abends ihr Mann heimkehrte und nach dem Kinde fragte. Sie legte das Stück von dem Röckchen, das sie krampfhaft festgehalten, und den Schuh vor ihn hin; wie sie ihm aber das grauenvolle Unglück erzählte, weiß Gott allein, sie war ihrer Sinne nicht mächtig.«

»Mein Gott,« sagte die Dame vom Hause, »ich bin in Angst, wenn ich meine Kinder etwas längere Zeit nicht sehe; ich wähne, Jeder, der zu mir kommt, bringe mir schaudervolle Kunde. Der Himmel verhüte jedes Unheil!«

Die Gesellschaft brach jetzt auf; die Droschken fuhren vor, und bald waren alle Gäste fern. Es war die lieblichste Nacht, wie sie nur unter jenem nördlichen Himmel vorkommen kann, licht ohne Mondschein. Die Cousinen standen Hand in Hand unter der Thür und sahen dem letzten verschwindenden Wagen nach; ein eigenthümliches Gefühl von Einsamkeit beschlich sie. Als sie in das Haus zurückkehrten, sahen sie wie gewöhnlich nach den Kindern, die in einem Zimmer neben einander schliefen. Die Mutter trat zu der kleinen Konstanze, die, lebhaft wie sie war, die Decke von sich geworfen hatte und in lieblicher Unordnung dalag. Sie legte das Kind wieder zurecht und sagte fast unwillkürlich: »Denke nur, das Kind jener armen Frau war eben in Konstanzens Alter.«

»Pfui über solche Gedanken!« rief Louise; »Du wirst Dir den ganzen Schlaf verderben.« Und sie führte ihre Base aus dem Zimmer und bot ihr gute Nacht.

Louise ging durch zwei Hallen und den Gang hinab; sie sah nach der Thür zum Neubau; der Riegel war wieder vergessen; sie schob die Kiste wieder vor, ging auf ihr Zimmer und verriegelte die Thür.

Die Nacht war so schön, daß es Schade schien, sie zu verschlafen. Louise lag im halben Traume, an Vergangenheit und Zukunft denkend. Wie lange das währte, wußte sie selbst nicht; es dünkte ihr mehre Stunden. Auf einmal wurde sie durch ein Geräusch in dem anstoßenden, noch nicht beendeten Neubau erweckt. Sie fuhr auf, rieb sich den Schlaf aus den Augen, öffnete die Thür und sah auf den dunklen Gang hinaus. Zu ihrem Erstaunen sah sie die erwähnte Thür halb offen. Eben ging sie hin und wollte sie schließen, da wandte sie auf ein leichtes Geräusch den Blick nach der andern Seite. Gütiger Himmel! Dort schlich, von ihr abgewendet, ein Wolf den Gang hinab. Ihr Schreckensschrei wandte das Thier um, das Nachtlicht erhellte durch die halboffene Thür seine grünen, funkelnden Augen, sein weißes Gebiß, als es auf sie zusprang. Halb unbewußt flog Louise in ihr Zimmer zurück, warf die Thür zu, verriegelte sie, schob einen Armstuhl dagegen und stand nun in einer Angst, die keine Worte beschreiben können. Sie war sicher, aber die Kinder! Keine Thür zwischen ihnen und diesem heißhungrigen Rachen! »Dreist wie ein Wolf,« wiederholte sie immerfort mechanisch; das Blut strömte ihr in den Kopf, sie hörte ihr eigenes Herz pochen. Sie lauschte und hörte die Klauen des Unthiers an ihrer Thür scharren. Wie konnte sie die Kleinen retten? Sie riß das Fenster auf; die frische Nachtluft that ihr wohl. Wie sie hinunter kam, wußte sie selbst nicht; aber dort stand sie auf dem feuchten Boden, allein im offenen Garten. Kein Augenblick war zu verlieren; sie mußte um die Ecke des Hauses, die theils mit dickem Gebüsche verwachsen, theils mit Baugeräthe und Steinen verstellt war. Die Nacht war finster geworden, sie sah keinen Pfad; aber die Zeit drängte, und Alles hing von ihrer Eile ab. Bei fieberhafter Ungeduld war sie doch vom Schrecken wie gelähmt. Endlich eilte sie über den unebenen Boden vorwärts. Dort war das Fenster der Kinder und das ihrer Base. Sie hatte sie von außen zu öffnen gemeint, aber — wie verwirrt war ihr Kopf! — die Fenster waren so hoch, daß sie nicht hinaufreichen konnte. Sie wollte rufen und wieder rufen, — die Stimme versagte ihr; sie bückte sich, einen Stein ans Fenster zu werfen: sie fand nur Gras und weiches Erdreich. Plötzlich hörte sie einen Schreckensruf; es war Konstanzens Stimme. Außer sich vor Angst eilte sie nach dem Nebenhause hin, wo die Diener schliefen; eine Gestalt kam ihr entgegen; es war der alte Pertel. Sie konnte nur halb schluchzend rufen: »Die kleinen Fräulein, die Fräulein!« und nach der Stelle hindeuten, woher die Rufe immer schmerzlicher schollen. Er aber schien nichts zu hören und faßte ihre Hand, um sie nach Dienerweise zu küssen. Sie wollte ihn nach der Schreckensstätte fortziehen; er hielt sie fest. »Die kleinen Fräulein, die Fräulein!« — —

Sie sah nieder; die feinste, weichste Hand hielt die ihre; sie blickte auf, das lieblichste Gesicht beugte sich lächelnd über sie.

»So lange in den Tag hinein zu schlafen!« sagte die Base. »Olga hat zweimal an die Thür geklopft und Konstanze schreit ungeduldig nach dem Frühstück, daß das ganze Haus schallt. Und als ich Deine Hand fasse, rufst Du immer nur: Die kleinen Fräulein! Du mußt geträumt haben.«

»Ja ich habe geträumt, einen Traum, den ich nie wieder zu träumen wünsche. Der Wolf von gestern, Olgas Klopfen, Konstanzens Schreien, Deine Hand: — ich begreife Alles.«

Sie erzählte ihren Traum.

Die Basen lachten herzlich mit einander, dankten aber dem Himmel, daß es nur ein Traum war. Von diesem Tage an wurde aber an der Gangthür ein Riegel angebracht.

Castel Gandolfo.

(Mit einem Stahlstiche.)

Wenn man auf der Straße gegen Neapel von Rom ausfährt, so kommt man nach einigen Stunden Weges zu dem Albanergebirge, dem reizenden Sommeraufenthalte der reichen Römer und vieler Fremden. Der reizendste Punkt dieser Berglandschaften ist der berühmte Albanersee, eine der herrlichsten Stellen des an Naturschönheiten überreichen Italien. Ueber diesem See erhebt sich, malerisch auf einem Berge gelegen, der Gegenstand unserer Abbildung.



CASTEL GANDOLFO
(im Albaner Gebirge)

Verlag von Gottlieb Haase Söhne

VIADUCT AUF DER EISENBAHN VON BALTIMORE NACH WASHINGTON.

Verlag von Gottlieb Haase Söhne



TEUFELSBRÜCKE BEI DEN BÄDERN VON LUCCA.

Verlag von Gottlieb Haase Söhne

Castel Gandolfo, ein stattliches Dorf von 1000 Einwohnern, dankt seine Wichtigkeit dem Sommerpalast des Papstes, der weithin der ganzen Gegend sichtbar ist und dessen einfache, aber imposante Massen die Häusergruppe unseres Bildes in der Höhe schließt. Darüber empor ragt die hübsche Kuppel der 1661 nach Zeichnungen des berühmten Bernini erbauten St. Thomaskirche, die einige treffliche Gemälde enthält. Die Familie der Gandolfi erbaute hier eine für jene Zeit sehr feste Burg. Bald darauf kam sie in Besitz der Savelli, einer fürstlichen Familie Roms, die gleich den Orsini, durch ein halbes Jahrtausend in königlichem Glanze blühte. Vier Jahrhunderte hindurch war es eine Hauptfeste derselben, trotzend Päpsten, feindlichen Baronen und den benachbarten Städten. Mit der veränderten Kriegsweise verlor es seine militärische Bedeutung; als daher 1596 Gandolfo zum Herzogthume erhoben wurde und Bernardino Savelli diese Würde nicht wohl aufrecht erhalten konnte, verkaufte er es an die apostolische Kammer um die damals ungeheure Summe von 150,000 Dukaten. Unter den schützenden Mauern der starken Zwingburg hatte sich eine Gemeinde angesiedelt, die auch nachher noch blieb, weil Gandolfo als der einzige Sommerpalast Sr. Heiligkeit Gelegenheit gab zu Erwerb und Verkehr.

Das Schloß selbst, sammt dem Flecken auf einem 1350 Fuß hohen vulkanischen Pik gelegen, ist stattlich, aber von keiner besonderen architektonischen Schönheit, im Inneren wohnlich, aber keineswegs prunkvoll eingerichtet. Unvergleichlich aber ist die Aussicht über den 431 Fuß tiefer gelegenen See (den man rechts unter der Baumgruppe heraufschimmern sieht) und dessen paradiesische Ufer; auf der andern Seite schweift der Blick über die Campagna bis zur ewigen Weltstadt hin.

Für fast jeden Reisenden hat Castel Gandolfo seine Reize. Der Naturfreund kann sich in die Wälder von riesigen Steineichen, welche die Höhen krönen, verlieren, oder an den herrlichen Ufern des Sees, wo Rebengelände mit den reizendsten Boskets von südlichem Pflanzenwuchse abwechseln, ergehen. Der Feinschmecker wird die im Lande weitberühmten Aale und Grundeln (lattarini) des Sees vortrefflich finden. Der Geologe sieht hier ein vulkanisch gehobenes Gebirge und in dem 5—6 Miglien im Umkreise messenden, in der Mitte fast 500 Fuß tiefen See einen ungeheuren, in der Urzeit ausgebrannten Krater. Am meisten Anziehendes erwartet aber den Alterthumsforscher.

Die Gegend war lange vor der Gründung Roms blühend und von den Latinern dicht bevölkert. Die Hauptstadt ihres Stammbundes, Roms Mutter, Alba Longa, lag am Ufer des Sees, ein halb Stündchen von Castel Gandolfo. Damals lag der Spiegel des Sees 200 Fuß höher; man sieht es an einer jetzt trockenen Rinne, einem ungeheuren Einschnitt durch den Berg, der dem See Ablauf in den rivus Albanus verschaffte. Als die Römer die Stadt Veji belagerten, schwoll der See während anhaltender Dürre so an, daß jene Rinne zu klein wurde und man einen Durchbruch der Gewässer, gänzliche Verheerung der jenseits gelegenen fruchtbaren Niederung befürchtete. Die Römer fragten, wie in jeder großen Bedrängniß, das Orakel um Rath; dieser lautete, man müsse dem See einen neuen Abzug mitten durch den Schooß des Berges eröffnen. Die Gelehrten wollen wissen, die Priesterschaft habe diesen Ausspruch erfunden, weil Veji nur durch Minen erobert werden konnte, und die dieser Arbeit gänzlich unkündigen Römer am Albanersee eine kleine Schule im Miniren machen sollten. Genug, der noch jetzt nach dritthalb Jahrtausenden unversehrt bestehende Emissario wurde durch den Berg gegraben. Dieser durch den Tufstein getriebene Stollen, mit ungeheuren Quadern flach eingewölbt, ist achthalb bis zehn Fuß hoch, nie unter vier Fuß breit und dreiviertel Stunden lang. Luftlöcher sind hie und da durch den Felsen hinauf getrieben. Jetzt hat der Kanal im Sommer selten über zwei Schuh Wasser, das mit mäßiger Strömung abläuft. Wenn Fremde dies Römerwerk besehen, befestigt der Führer brennende Lichtchen auf Holzstücken und läßt sie hineinschwimmen. Dies macht einen hübschen Effekt. Den Eingang bildet eine kühne Grotte, die anfangs als Nymphäum die durch den Bau beleidigten Wassergöttinen versöhnen sollte, dann als Bad diente. Dies Nymphäum liegt unterhalb Castel Gandolfo und gerade unter diesem Flecken geht der Emissär durch. Unweit von dem Emissäre ist eine große, architektonisch reich geschmückte Höhle, das Sommertriclinium der alten Römerkaiser, namentlich Domitians.

Die Teufelsbrücke, bei den Bädern von Lucca.

(Mit einem Stahlstiche.)

Die warmen Quellen der lucchesischen Bäder, fast so besucht und berühmt wie jene zu Pisa, liegen 15 Miglien (Viertelmeilen) von der Hauptstadt Lucca entfernt. Der Weg führt durch ein prachtvolles Thal, — mit üppigem Pflanzenschmuck, die näheren Hügel mit Oelbäumen und Wein, die Berge mit Nußbaum- und Kastanienwäldern, die Gipfel des fernen Appenins zwei Drittel des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, — immer dem Fluße Serchio entlang. Bei jeder Windung des Waldes breitet sich eine neue schöne Landschaft aus; hier liegt, halb verborgen unter dichtem Baumwuchse, ein Dorf am Fluße, dort ein stattliches Kloster mit Säulengängen auf dem Berge. Der klare flüchtige Serchio, von Flößen befahren, belebt die Scene. Immer enger rücken die Thalwände zusammen, bis, ein Stündchen vor den Bädern, der Reisende aus dem Kastanienwalde hervortretend, das merkwürdige Bauwerk vor sich sieht, welches unsere Abbildung darstellt, eine schöne alte Brücke aus 5 unregelmäßigen Bogen. Der Flecken, der auf beiden Serchioufern liegt, ist das Städtchen Borgo a Mozzano, der Stapelort für die Seide, Wolle und den Hanf der umliegenden Bergthäler; die Landschaft bildet hier, im Hintergrunde von dem hoch aufgethürmten Appennin geschlossen, ein reizendes Bild. Die Brücke heißt eigentlich die Magdalenen-Brücke (Ponte Maddalena), das Volk aber nennt sie nur Ponte del Diavolo, die Teufelsbrücke. Die Zeit ihrer Erbauung ist einer von den unzähligen Zankapfeln der Gelehrten; einige schreiben sie dem byzantinischen Verschnittenen und Feldherrn Narses (VI. Jahrh.) zu, andere der Gräfin Mathilde, Gregors VII hochherziger Freundin. Wen das Volk als Baumeister anerkennt, zeigt der Volksname; der Teufel mußte im Mittelalter nichts anderes zu thun haben, als Brücken und Mauern zu bauen. — Der mittlere Bogen dieses außerordentlichen Ueberbleibsels des Alterthums ist sechzig Fuß hoch und mißt in der Spannung 120; der Fahrweg aber ist nur 8 Fuß breit und so steil, daß nur eine leichte Kalesche sich hinüber wagen kann.

Diese, so wie die vorige Ansicht sind nach Zeichnungen gestochen, die unser wackere vaterländische Künstler Franz Kučera während seines vieljährigen Aufenthaltes in Italien aufgenommen.

Der Viadukt auf der Eisenbahn von Baltimore nach Washington.

(Mit einem Stahlstiche.)

Der kühne, herrliche Bau, den unser Stahlstich darstellt, bedarf nicht des geringsten Kommentars; wir bemerken daher nur, daß dieser Eisenbahnviadukt so ziemlich gerade die Hälfte Weges zwischen Washington und Baltimore bildet und über den Peturent führt, einen Küstenfluß, der sich in die Chesapeak-Bay ergießt. Unsere Prager Leser dürfte das Bild um so mehr interessiren, als sie in nächster Zeit ein ähnliches stolzes Werk, den Viadukt über Karolinenthal und die Moldau bis Holešowic, sich vor den Thoren der Hauptstadt werden erheben sehen.



Miscellen.

*** (Züge aus Napoleons Kindheit.) Das kleine Haus in Ajaccio, wo Napoleon geboren wurde, lag in der St. Carlsstraße, einer der regelmäßigsten dieser korsischen Hauptstadt. Zur Zeit von Napoleons Geburt (15. Aug. 1769) hatte es drei Stockwerke, erhellt durch sechs auf die St. Carlostraße gehende Fenster. Eine kleine Hausthür von Eichenholz, fest mit Eisen beschlagen und mit einem eisernen Klopfer, führt ins Haus. Im ersten Geschoß befand sich der Salon und das Kabinet mit der Bibliothek Carlo's Bonaparte, des Vaters Napoleons. Das zweite Geschoß war in fünf Gemacher getheilt: das Schlafgemach der Madame Bonaparte, hinter diesem das Zimmer der beiden jüngsten Töchter Elisa und Pauline, in welchem auch Napoleons Wiege aufgestellt wurde, und auf der andern Seite der Flur das gemeinschaftliche Zimmer der älteren Söhne, Joseph und Luzian, und zwei Gastzimmer. In einem derselben schlief General Paoli, bei der geheimen Reise, die er 1776 nach Korsika machte, drei Nächte lang, immer in Furcht, seine Anwesenheit würde durch die Plauderhaftigkeit der Matrosen, die ihn hergeführt, verrathen werden. Das dritte Geschoß endlich war zur Wohnung der Domestiken bestimmt, der immer keifenden aber herzensguten Amme Mammusica Katharina, der Pachter und Hirten, wenn sie zu St. Martin ihren Grundzins oder Pachtschilling brachten. Ein leztes Zimmer diente der Madame Bonaparte zum Aufbewahren der Früchte, Kastanien und des Flachses. Im Erdgeschoß des Hauses befand sich ein großer Speisesaal, eine mittelmäßig eingerichtete Küche und unter dieser der Keller. So war im J. 1769 und ist vielleicht größtentheils noch das Innere dieser Wohnung, welche die Mutter des Kaisers mit besonderer Sorgfalt erhalten ließ. Nach dem Tode der Mad. Bonaparte in Rom (2. Febr. 1836) ließ die Municipalbehörde von Ajaccio einiges alte, unbewohnte Mauerwerk, das an dieses nun isolirte Haus stieß, niederreißen und gab dem Platze den Namen: Lätitia-Platz.

Als Carlo Bonaparte's Kinder alle herangewachsen, wurde das Zimmer neben jenem der Madame Lätitia ausschließlich den Töchtern eingeräumt. Das Zimmer jenseits der Flur blieb den Knaben. Dort schlief Napoleon bis zu seiner Abreise aus Korsika (1779), wo er seinen Vater auf den Kontinent begleitete. In diesem Zimmer begann er auch, unter Leitung des Abbé Fesch, seines Onkels, und eines alten Priesters, Namens Antonio Duracci, den Katechismus und die ersten Elemente des Lesens und Schreibens zu lernen. Der junge Napoleon, immer gedankenvoll, ging aus dem väterlichen Hause nur, um mit seiner Mutter an Sonn- und Feiertagen spazieren zu gehen, auf dem Corso, am Hafen, meistens aber in den Gärten des Gouverneurs, Hrn. von Marboeuf*, der die Familie Bonaparte immer mit Auszeichnung behandelte. Der Sonntag war für Napoleon ein Feiertag; nachdem er mit seinen Geschwistern die Messe gehört, begleitete er seine Mutter auf Besuchen. Er war nicht wie andre Kinder ungestüm und geschwätzig, sondern äußerst zurückhaltend und schüchtern; antwortete kurz aber höflich auf die ihm gethanen Fragen und heftete seine klugen Blicke auf Alles, was seine Aufmerksamkeit erregen konnte. Sein Urtheil war schon damals ziemlich richtig und seine Anhänglichkeit an Frankreich zeigte sich bei jeder Gelegenheit. Er zählte noch nicht neun Jahre, als eines Abends, da er mit seiner Mutter am Hafen spazierte, zwischen katalonischen und französischen Matrosen Streit entstand. Die Franzosen, so tapfer sie sich auch anfänglich hielten, waren zu schwach an Zahl, und mußten weichen und nach ihren Booten eilen. »Ach,« rief Napoleon, »wäre ich nur größer und stärker, da sollt' es wohl anders gekommen seyn.« — »Aber, Napoleon,« wandte die Mutter ein, »wer weiß, ob die Franzosen nicht die Angreifer waren. Man darf sich nie für eine Sache schlagen, die nicht recht ist oder die man nicht kennt.« — »Gleichviel,« erwiederte der Knabe, stolz seine Mutter anblickend, »es waren Franzosen und die darf man nicht mißhandeln lassen. Aber Geduld, ich werde nicht immer so klein bleiben.« Und damit machte er gegen einen katalonischen Matrosen, der eben an ihm vorüberging, eine drohende Bewegung.

* Dem Schutze dieses Gouverneurs verdankte die Familie Bonaparte sowohl die Anerkennung ihres alten Adels von Seite Frankreichs, als auch später die Unterbringung fast aller ihrer Kinder. Napoleon blieb auch stets dankbar.

Der Lieblingsplatz Napoleons im Garten des Hrn. von Marboeuf war eine Weinlaube, in welcher der Gouverneur gewöhnlich zu ruhen und die aus Paris gekommenen Bücher zu lesen pflegte. Eines Sonntags, als Mad. Bonaparte von ihrem Besuche bei Hrn. von Marboeuf heimkehren wollte, wurden die Kinder, die in den Garten spielen gegangen waren, gerufen. Alle kamen, nur Napoleon nicht. Man rief, man fragte, er antwortete nicht, niemand hatte ihn gesehen. Mad. Bonaparte war in höchster Angst. Hr. von Marboeuf und seine Tochter* halfen der Mutter suchen. Endlich fand man den Knaben in der Weinlaube sitzend und so vertieft in Lecture, daß er nicht einmal die Kommenden hörte. Hr. von Marboeuf nahm das Buch: es war ein Band von Corneilles Werken und zwar Nikomedes. Mad. Bonaparte wollte ihren Sohn schmählen, aber Marboeuf unterbrach sie. »Ein Kind,« sagte er, »das zur Unterhaltung Corneille liest, kann kein gewöhnliches Kind seyn. Nun,« wandte er sich zu Napoleon, »was sagen Sie zu dem Stücke, kleiner Freund?« — »Ach, es ist herrlich, Monseigneur,« erwiederte dieser vor Freude erröthend, daß sich Jemand seiner annahm, »ich möchte diese Tragödie auswendig lernen.« In der That war Corneille für Napoleon das, was Homer für Alexander den Großen und Polybius für Cäsar. Als Kaiser sagte Napoleon oft, wäre Corneille sein Zeitgenosse, er würde ihn zum Fürsten oder wenigstens zum Minister der äußern Angelegenheiten ernennen. Sein ganzes Leben lang zog er die Meisterwerke Corneille's den schönsten Tragödien Racine's und Voltaire's vor. »Der erste ist zu fad,« sagte er, »und der zweite fast immer unwahr.« An Corneille aber fesselten ihn die großen Gedanken und der hohe Schwung.

Nicht fern von der Straße San Carlo wohnte in Ajaccio der Archidiakon Luzian, Napoleons Großonkel. Dieser ehrwürdige Greis hatte den »kleinen Mann,« so nannte er seinen Neffen, sehr lieb, und so oft auf seinem Tisch eine Leckerei erschien, ließ er den kleinen Napoleon holen. Dieser kam und erklomm einen Stuhl, der eigens für ihn gemacht war, dicht neben seinem Onkel. Luzian häufte auf seinem Teller die besten Bissen auf. Aber Napoleon, der kein Leckermaul war, stopfte das Zuckerwerk und die Kuchen in seine Taschen und als ihn der Archidiakon fragte, ob er sich so für Morgen verproviantire, erwiederte er: »O nein, es ist für meine Schwestern. Sie könnten vielleicht auf diese vergessen.« Der Onkel lachte und ließ die Vorräthe des »kleinen Mannes« noch vermehren, der ganz fröhlich unter seine Schwestern die süßen Sächelchen vertheilte, von denen er oft kaum gekostet.

Derselbe Archidiakon Luzian erklärte auf seinem Sterbebette vor der ganzen Familie, Napolione würde der eigentliche A e l t e s t e seiner Geschwister werden und auf ihm würde eines Tages die Größe und das Glück des Namens Bonaparte ruhen. Diese Prophezeihung ist in Erfüllung gegangen und hat vielleicht, durch den feierlichen Augenblick, in dem sie ausgesprochen wurde, zu Napoleons großem Vertrauen in seinen S t e r n (wie er es nannte) beigetragen.

Bisweilen, obwohl selten, sah sich Carlo Bonaparte durch seinen Rang unter dem korsikanischen Adel genöthigt, trotz seines mäßigen Vermögens einige Offiziere der in Ajaccio liegenden französischen Regimenter zu sich einzuladen. So speisten eines

* Einige Tage vor seinem Einzuge in Wien ritt Napoleon in seiner gewöhnlichen Garde-Chasseurs-Obristen-Uniform die Straße einher, als er einer offenen Kalesche begegnete, in welcher ein ehrwürdiger Priester und eine weinende Dame saßen. Napoleon hält an und frägt die Dame nach der Ursache ihrer Thränen. Sie kannte Napoleon nicht und erwiederte: »Herr, Soldaten haben mein Landhaus zwei Stunden von hier geplündert und meinen Gärtner erschlagen. Ich will zu Ihrem Kaiser, er hat meine Familie gekannt und hat Verpflichtungen gegen sie.« — »Ihr Name, Madame?« — »De Brump. Ich bin die Tochter des Hrn. von Marboeuf, des ehemaligen Gouverneurs von Korsika.« — »Ach, Madame, wie entzückt bin ich, eine Gelegenheit zu finden, wo ich Ihnen dienen kann. Ich selbst bin der Kaiser. Wollen Sie mich nur im Hauptquartier erwarten, ich komme bald nach. Hrn. von Marboeufs Familie hat Ansprüche auf meine volle Erkenntlichkeit.« Er gab der Dame ein Piket Chasseurs als Eskorte und besuchte sie noch denselben Tag, sie reichlich für alle erlittenen Verluste entschädigend.

Tages der Obristlieutenant und der Major des Regimentes d'Aunis bei Bonapartes. Die Kinder saßen alle bei der Tafel und der Major, Hr. von Quevssieur, machte mit altedelmännischer Artigkeit der Madame Lätitia sein Kompliment über ihre schöne und zahlreiche Familie. »Sie haben zu viel Nachsicht, Herr, wenn Sie meine Kinder loben,« erwiederte die Mutter, »wahrlich, sie verdienen solche Lobsprüche nicht, denn sie sind ungehorsam und machen mir oft vielen Kummer.« — »Auch dieser da?« fragte Hr. von Quevssieur und wies auf Napoleon. — »Oh mein kleiner Napolione,« fiel Carlo Bonaparte ein, »ist nicht so muthwillig wie die andern; hat er ein Buch in der Hand, so ist's als ob er gar nicht im Hause wäre, er ist ein Cato.« — »Dann soll er Priester werden,« erwiederte der Major. — »Ich will nicht Priester werden,« rief der Knabe heftig, »ich will Offizier werden.« — »Gut denn,« antwortete der Major lachend, »so tummeln Sie sich nur mit dem Wachsthum. Dann treten Sie in das Regiment d'Aunis und wir machen Sie für den Anfang zum Unteroffizier. — Ich müßte mich sehr irren,« fuhr er zu Carlo Bonaparte gewendet fort, »wenn der Knabe nicht einmal viel Redens von sich machen sollte. Er hat in seiner Physiognomie etwas Außerordentliches, eine seltsame Mischung von Güte, Energie und Verstand.«

Der Knabe Napoleon sah sehr gerne mit seinen Brüdern dem Regimente d'Aunis zu, wenn es in der Allee Mardoeuf manövrirte. Stundenlang betrachtete er dies Schauspiel und kam er dann nach Hause, so ergriff er ein Dominospiel, setzte sich an den Tisch und ahmte mit den Steinen alle Stellungen des Bataillons nach. Dies, Lecture und etwas weniges Spazierengehen waren die einzigen Unterhaltungen des Knaben. Denn keiner seiner Kameraden oder Brüder konnte ihn dazu bringen, an den gewöhnlichen Spielen seines Alters Theil zu nehmen. Schweigsam, gedankenvoll, floh Napoleon jeden Lärm, jede Zerstreuung. Selten lachte er, aber wenn ein anziehender Gegenstand, die Erzählung oder der Anblick einer edlen That seine Aufmerksamkeit erregte, da belebte sich plötzlich sein mattes, bleiches Antlitz und ein antik schönes Lächeln erheiterte seine Züge. Eines Tages stand Carlo Bonaparte mit Napoleon am Hafen, eines seiner Freunde, der aus Toskana kommen sollte, harrend. Plötzlich umzieht sich der Himmel mit Wolken, ein Wind erhebt sich, das Meer heult und macht die Einfahrt in den Hafen schwierig. In diesem Augenblick erblickt Carlo das leichte Schiff, welches seinen Freund trägt, wie es sich vergebens abmüht in den Hafen einzulaufen. Er eilt zu einem Lootsen und ruft: »Pietro, nehmt Euren Nachen und eilt dem Schiffe da zu Hilfe.« — »Das Wetter ist schlimm, Signor, und der Wind springt jeden Augenblick um, es ist gefährlich.« — »Aber ein Freund von mir ist auf dem Schiffe, ich wäre untröstlich, begegnete ihm ein Unglück. Ich will nicht, daß Ihr Euch umsonst der Gefahr aussetzt, hier ist ein Louisd'or, und ich begleite Euch.« — »Signor,« erwiederte der Lootse, »Ihr seyd jung und Familienvater, Ihr seyd dem Lande nützlicher als ich, der ich ledig und alt bin; Ihr sollt mich nicht begleiten. Und den Louisd'or, den Ihr mir bietet, den will ich nicht; gebt mir nur den gewöhnlichen Lootsenpreis, zwölf Franken.« Und dies sagend sprang der Lootse in seine Barke und gelangte glücklich zu dem Schiffe, das er unversehrt in den Hafen lootste. Bald umarmte Carlo seinen toskaneser Freund. Napolione aber hatte die ganze Zeit, so lange der Lootse zu See war, die Augen thränend auf dessen Nachen geheftet, ohne Zweifel betete er zum Himmel für das Gelingen der muthigen That.

Aus dem bescheidenen Hause zu Ajaccio gingen ein Kaiser: Napoleon; drei Könige: Joseph von Spanien, Ludwig von Holland, Hieronymus von Westphalen; eine Königin: Karoline (Murats Gattin); ein Prinz: Luzian, Fürst von Canino; eine Großherzogin: Elisa von Toskana; eine souveräne Fürstin: die Prinzessin Borghese hervor. Das Haus sah seine Besitzerin, Madame Lätitia Bonaparte, geborne Ramolino, zu hoher politischer Wichtigkeit steigen, und aus dem Abbé Fesch einen Kirchenfürsten, einen Kardinal werden. Aber dabei blieb Napoleon stehen. Für seine zahlreiche Verwandtschaft zweiten und dritten Grades that er nichts. Auch für sein Vaterland that er nichts weiter, als daß er Korsika ganz gleich mit Frankreich behandelte.

Sittenzüge, kurze Geschichten, Anekdoten.

, (Merkwürdiges Verhör und Hinrichtung in Mejiko.) Im Jahre 1838 hatte ein Bandit, Joachim Pacheco mit Namen, in der Umgegend von Cosala viele Unthaten begangen. So etwas ist zwar dort Landes nichts Seltenes, denn die Stadt Cosala, tief im Innern der Republik Mejiko gelegen, ist berühmt, eben so sehr durch die Rohheit und Sittenlosigkeit ihrer Bewohner als durch den Reichthum ihrer Gold- und Silberminen. Das aber war merkwürdig, daß man des Banditen habhaft wurde und ihn auch wirklich verurtheilte. Zu seinem Verhör drängten sich natürlich Zuschauer in Menge. Die Einrichtung des Gerichtszimmers bestand aus einer Hängematte und einem Tische; in ersterer lag ein zerlumpter, runzlicher Greis, der niemand anderer war als der Richter; auf letzterem (dem Tische nämlich) stand ein Becken mit glühenden Kohlen zur Benützung für die Raucher, daneben ein Paket Cigarren, ein staubiges Schreibzeug und — kein Papier. Der Angeklagte schaukelte sich ganz bequem in einem der Sessel. »Nun, mein Sohn,« hub der Richter zu Pacheco gewendet an, »wir sollen Dich also richten?« — »Mit Eurer Erlaubniß, Senhor,« sagte Joachim und trat auf den Tisch zu, um sich an dem Kohlenbecken seine Cigarre anzuzünden. — »Genire Dich nicht, mein Sohn,« sprach der Richter, »Rauchen ist eine von den großen Beschäftigungen des Lebens, ich weiß es; leider aber ist der Tabak, seitdem die Regierung die Regie verpachtet hat, ganz abscheulich geworden.« — »Aber es gibt noch brave Burschen,« antwortete Joachim, »welche es mit den Zollwächtern aufzunehmen verstehen, und wenn Ew. Gnaden sich davon überzeugen will, so braucht sie nur dieses Päckchen Cigarren anzunehmen.« — »Sehr gern,« sagte der Richter, sich des Pakets bemächtigend und eine Cigarre daraus hervorziehend, die er sogleich anzündete. — »Caramba!« begann er wieder, nachdem er mit Wohlgefallen einige Züge eingeschlürft hatte, »Du hast Recht, es ist köstlich; nur die Straßenräuber rauchen noch treffliche Cigarren. Mein lieber Sohn,« fügte er in liebreichem, wohlwollendem Tone hinzu, »ich erwarte von Deiner Freundschaft, daß Du für mich mit dem vortrefflichen Contrebandier, der Dir diese Cigarren geliefert hat, sprechen lassen wirst. Es wird dies für den Burschen ein gutes Geschäft abgeben; denn außer dem Gewinne, den er dabei macht, wird vielleicht einst mein Schutz nicht ohne Nutzen für ihn seyn. Aber wir wollen unser Verhör fortsetzen. Warum also hast Du diesen armen Don Antonio V. getödtet?«

»Ich habe mir nie Rechenschaft von dieser That gegeben,« antwortete der Mörder mit Kaltblütigkeit. »Ich muß gewiß an diesem Tage sehr gereizte Nerven gehabt haben.« — »Dies ist eine Entschuldigung, ich gebe es zu; aber sie ist nur untergeordnet, und ich kann sie nicht anerkennen. Apropos, wie theuer verkauft Dein Freund, der Contrebandier, eine rueda Cigarren?« — »Für zwölf Realen, und jede rueda besteht aus 32 Paketen.« — »Wofür die Regierung uns zwei Piaster und 16 Realen zahlen läßt!« rief der Juez mit Unwillen; »das ist ein Diebstahl, ein offenbarer, schimpflicher Diebstahl. Aber, apropos, Du erinnerst mich daran, mein Sohn; das Verhör ist beendigt, und ich habe mein Urtheil zu sprechen. Caramba!« fuhr der Richter fort, »ich habe vergessen, mir gestempeltes Papier zu verschaffen; was thun?« Dann, wie von einer plötzlichen Idee inspirirt, wandte er sich an die beiden Dragoner, die den Gefangenen eskortirten: »Meine Kinder,« sagte er zu ihnen, »aus Mangel an Papier, mein Urtheil niederzuschreiben, nehme ich Euch zu Zeugen, daß ich den Joachim Pacheco, den Mörder des Don Antonio V., dazu verurtheile, binnen achtundvierzig Stunden an der Stelle, wo er sein Verbrechen begangen hat, erschossen zu werden. Führt ihn in's Gefängniß zurück.«

In dem Augenblicke, als der Verurtheilte über die Schwelle gehen wollte, faßte ihn der Richter noch einmal am Arm und sagte: »Mein armer Joachim, ich hoffe, Du wirst mir wegen dieser Kleinigkeit keinen Groll nachtragen und Deinem Freund, dem Schmuggler anempfehlen, mir so guten Tabak zu verkaufen.«

Die achtundvierzig Stunden waren um und Pacheco wurde aus dem Gefängnisse abgeholt, um erschossen zu werden. Erst jetzt erinnerte man sich, daß die ganze Garnison, nämlich sechs Dragoner, zur Eskortirung eines Geldtransportes abgesandt worden seyen. Man sandte daher auf die Landstraßen, um einige Straßenräuber zum Ersatz der Abwesenden zu holen; denn wer nur einen Karabiner besaß, trieb das Gewerbe der Straßenräuberei. Nach einigen Stunden hatte man drei solche Leute aufgetrieben, aber der Dritte, ein großer kupfriger Indianer, wollte sich dem Handel nicht fügen. »Obgleich vier Realen,« sagte er, »für den Tod eines Menschen sehr wenig sind, so würde ich mich doch bei jedem andern in diesen Preis fügen; aber Pacheco ist mein Freund, mein intimster Freund, und den kann ich unter sechs Realen nicht erschießen; das ist mein letzter Preis.«

Die zur Hinrichtung anberaumte Stunde war längst vorüber und man mußte eilen. Sich mit den zwei improvisirten Henkern

begnügend, setzte sich der Zug in Bewegung. Am Hinrichtungsplatze wurde Pacheco an ein hölzernes Kreuz gebunden, und während ihm der Priester die Absolution ertheilte, sah sich der Richter unter den umstehenden Gaffern nach einem Manne um, welcher als dritter Henker fungiren könnte. Er selbst hatte seinen eigenen Karabiner dazu holen lassen. »Nun,« rief der Richter, selbst das Gewehr ladend, »wer will sich die vier Realen verdienen?« Mehre Leperos (so heißt die niedrigste Klasse des Volkes) traten aus der Menge hervor. Der Richter wählte den unter ihnen aus, den er für den Entschlossensten hielt, einen alten Dieb seiner Bekanntschaft, und übergab ihm seinen Karabiner und die vier Realen. »Siehst Du José,« sagte er triumphirend zu dem Indianer, der den Preis zurückgewiesen, »man kann Dich entbehren.« — »Ihr werdet auch darnach bedient werden,« antwortete José, »wie der Lohn so die Arbeit.«

Die drei Leperos hatten sich nun vier Schritt von Pacheco aufgestellt und ihre Gewehre gegen ihn gerichtet. Der Offizier schwang seinen Degen, aber nur ein Schuß ging los. Pacheco stieß einen furchtbaren Schrei aus, den ihm aber nur die Furcht entriß; denn die Kugel hatte ihm nur eine von den Sandalen fortgerissen, die ihm an den Füßen hingen. Diese Kugel war von dem abgeschossen worden, der die Stelle des Indianers einnahm; die andern beiden Leperos hatten ihre guten Gründe, um nicht zu handeln: der eine hatte im letzten Moment an seinem Gewehre noch etwas bemerkt, was in Ordnung zu bringen war, und der andere hatte hinter sich seinen Namen aussprechen hören und als höflicher Lepero sich umgewendet, um dem Rufenden zu antworten. Beim zweiten Kommando ließ sich wieder nur Ein Schuß hören; diesmal hatte der Schießende, und zwar wiederum derselbe, der zuvor seine Kunst bewiesen, seine Genossen vom Schießen zurückgehalten, um auf Pacheco zuzustürzen und das Resultat seiner Geschicklichkeit zu untersuchen, worauf er der Menge mit Triumph ein Stück Holz zeigte, welches die Kugel von der Spitze des Kreuzes, sechs Zoll über dem Kopfe des Delinquenten, weggerissen. »Der Schuß war ganz in der gehörigen Richtung,« sagte er mit vollkommener Selbstzufriedenheit, indem er seinen Platz wieder einnahm. »Nun, Herr Alkalde,« sagte der Indianer, »was denkt Ihr von den Leuten, die für einen Spottpreis schießen? Ihr hättet besser gethan, mir sechs Realen zu geben. Aber ich trage Niemanden etwas nach; gebt mir noch jetzt dieselbe Summe, und ich will diese Arbeit in einem Augenblick beendigen.« — »José,« antwortete der Alkalde mit Würde, »wisse, daß die Behörde sich niemals schwach zeigen darf; man wird, wenn es nöthig ist, mehr Zeit brauchen, um Joachim Pacheco zu erschießen, aber ich werde Deinen Vorschlag nicht annehmen.«

Wir übergehen die schreckliche Scene, die dieser Antwort folgte. Mehr als eine halbe Stunde lang feuerten die drei Leperos auf den unglücklichen Pacheco, ohne ihn tödtlich treffen zu können. Der Lepero, den der Juez ausgewählt, weil er ihn als einen Dieb und Mörder kannte, täuschte seine Erwartung vollständig und berührte Pacheco nicht ein Mal. Der Beamte hatte nicht bedacht, daß dieser Dieb nur die Säbelklinge zu führen verstand. Endlich sah sich der bedauernswerthe Joachim genöthigt, sich selbst in seine Hinrichtung zu mischen, um seinen Leiden ein Ende zu machen. — »Bist Du da, José?« rief er mit herzzerreißender Stimme. — »Hier bin ich,« antwortete José, indem er einige Schritte vortrat. — »Wohlan, tödte mich, amigo.« — »Sehr gern, mein lieber Pacheco, aber ich will dafür sechs Realen, welche der Alkalde mir nicht geben will.« — »Ist's weiter nichts? dann sey außer Sorgen. Jage mir nur eine Kugel durch den Kopf, und dann nimm in meiner Tasche alles Geld, das Du darin finden wirst.« — »Sind sechs Realen darin?« — »Es ist ein Piaster darin . . . aber spute Dich . . . denn ich leide alle Qualen der Hölle.« — »Armer Freund,« sagte José, indem er sein Gewehr lud und auf Pacheco zielte, »armer Freund, der einen Piaster hat und sich eine halbe Stunde lang martern läßt, ohne ein Wort zu sprechen!« Noch redete er, als ein Schuß schon abging. Die Kugel traf zwischen den beiden Augen und spaltete den Schädel. Ohne Zeitverlust stürzte sich José auf den Leichnam seines Freundes und durchwühlte gierig die Taschen desselben. — »Zwei Realen . . . einige Cigarren und ein altes Kartenspiel,« rief er mit Verzweiflung, indem er diese Gegenstände der Menge zeigte. »Joachim, Joachim! diesen schlechten Spaß hätte ich von Dir nicht erwartet! Die Erinnerung an Deinen Tod wird ewig mein Gewissen beschweren.«

*** (Die Lage der Bäckergesellen in Frankreich) schildert ein Bäckergeselle selbst in einem Briefe an Georges Sand (Mad. Dudevant), die sich bekanntlich viel mit dem Loose der arbeitenden Klassen beschäftigt. »In diesem Augenblick« schreibt er, »sind mindestens unser zweitausend ohne Arbeit und genöthigt, Alles in die Pfandleihe zu tragen, um nur das nackte Leben zu fristen! Ach, was für ein Elend das ist! Lassen Sie sich sagen, woher es kommt! Sehen Sie, sonst gaben wir den Zubringern 10 Franken, um Arbeit zu bekommen; wer aber jetzt nicht mehr als 10 Franken gibt, der kann sich nur gefaßt machen, fünf bis sechs Monate und manchmal noch länger das Pflaster zu treten. Man muß den Leuten, die die Arbeitsstellen verschaffen, 30 bis 40 Franken geben. Ich habe Arbeiter gekannt, die einem solchen Zubringer 60 Franken auf einem Brete zahlten, und ihn noch obendrein mit einem fetten Truthahn traktirten. Solche finden natürlich immer Arbeit und brauchen nie in's Bureau zu laufen. Man sucht sie in ihrer Behausung auf, sobald sie einen Laden verlassen haben, und den Tag darauf treten sie schon wieder bei einem andern Bäcker in Dienst. Aber für den armen Unglücklichen, der keinen Heller in der Tasche hat, gibt es keine Arbeit. Diesen verwünschten Stellenverschaffern muß man die Hälfte seines Erwerbes geben. Haben sie einen Arbeiter auf Arbeit geschickt, so kommen sie nach vierzehn Tagen, um das Geld aus dem Laden zu holen. Wenn sie es bekommen haben, versuchen sie alles Mögliche, um dem Arbeiter, der ihnen nur 10 Franken gegeben hat, die Arbeit zu entziehen, blos in der Absicht, um wiederum einem Andern Arbeit verschaffen und noch mehr Geld erpressen zu können. Ich habe mehrmals mit meinen eigenen Augen gesehen, daß fünf oder sechs solcher Stellenverschaffer an einem Vormittag in den Laden kamen, wo ich arbeitete, und an ihre Abonnenten Geld austheilten, damit diese die Arbeiter betrunken machten. So legen sie es darauf an, den Arbeiter außer Arbeit zu setzen, blos um neue Arbeiter in den Laden schicken zu können. Unglücklicher Weise sind drei Viertel der Bäckermeister eigentlich Gewürzkrämer, Apotheker, Perrückenmacher, Schuster, Kupferschmiede, Weinhändler, oder gehören andern Gewerken an, und befassen sich jetzt mit der Bäckerei, ohne das Geringste davon zu verstehen. Die Stellenverschaffer machen ihnen weiß, was sie wollen. Daher kommt es, daß die Arbeiter den Laden verlassen müssen, wenn jene es wollen. Lassen sie uns einen Blick in das Innere der Läden werfen, die von Eleganz und Luxus strahlen und mit reichen Gemälden geschmückt sind. Aber die Arbeiten werden in Kellern oder vielmehr in dunkeln Löchern verrichtet, wo das Wasser von allen Seiten durch die Wände hindurchsickert, und in die weder die frische Luft noch das Tageslicht dringen. Da sieht es ein wenig anders aus, als in den prächtigen Läden. Ob man sich dort erkältet, ob man sich Flüsse und Brustschmerzen holt, ob man den Kohlendampf, den Gestank des Holzes, wenn es aus dem Ofen kommt, den Pestgeruch, der aus den Kloaken aufsteigt und durch die Wände dringt, einathmet, das kümmert Niemanden, wenn nur der Meister sich dabei bereichert. Für den armen Arbeiter ist ja das Krankenhaus da! Nach drei oder vier Tagen heißt es: »Dieser oder jener Arbeiter ist gestorben.« In den Krankenhäusern wimmelt es von Bäckern. — Die Inspektionen, die den Zustand der Bäckereien untersuchen sollen, beschäftigen sich, anstatt ihre Pflicht zu thun, lieber damit, im Laden allerlei Kleinigkeiten zu naschen und in die Spiegel zu gucken, ob ihnen die Halsbinde gut sitzt. Sie hüten sich sorgfältig, in das Innere der Arbeitshallen hinabzusteigen, denn sie fürchten die weißen Mehlflecke auf ihren schönen schwarzen Kleidern. — Wir haben dem Hrn. Polizeipräfekten eine Petition übersandt, die sechs Tausend Unterschriften trägt. Wir verlangen, daß die Stellenverschaffer abgeschafft und die neuen Bureaux von der Polizei geleitet werden, damit Ungerechtigkeiten und Bevorzugungen aufhören. Jeder Arbeiter, möge er in Arbeit stehen oder nicht, soll monatlich 2 Franken zahlen. Mit diesem Gelde sollen die Bureaukosten bestritten und kranke Arbeiter unterstützt werden. Wir haben jetzt größere Arbeit, als sonst und doch werden wir schlechter bezahlt. Wo vier Arbeiter nöthig sind, da arbeiten nur drei: wo zwei arbeiten, da müßten ihrer drei seyn. Und die Arbeit ist so mühsam, daß ein Arbeiter, der zwei Monate lang gearbeitet hat, kaum wieder zu erkennen ist. Er sieht dann aus wie ein leibhaftiges Gespenst. Wir arbeiten 16 bis 18 Stunden für 4 Franken und 2 Pfund Brod. Wenn bei den andern Gewerken die Arbeiter Nachtarbeit verrichten, so erhalten sie doppelten Lohn, und wir, die wir Tag und Nacht Wasser und Blut schwitzen müssen, was bekommen wir?!« —

Der Schatz des Emigranten.

Erzählung, nach dem Französischen von Alfred des Essarts.

I.

In den ersten Monaten des Jahres 1793, welches so blutig in der Geschichte eingeschrieben steht, frühstückten zwei französische Emigranten mit einander in dem Sprechzimmer eines kleinen Londoner Hauses, welches, der Westminsterbrücke fast gegenüber, die Aussicht auf die Themse hatte. Ein junges Fräulein wachte mit zarter Aufmerksamkeit über alle ihre Bedürfnisse. Man hätte physiologische Studien anstellen können, wenn man die beiden Männer verglich, die beide durch dieselben Ereignisse aus ihrem gemeinsamen Vaterlande verstoßen und einander doch so ganz unähnlich waren. Der Eine hielt den Kopf niedergebeugt; der Gram noch mehr als die Jahre hatte seine hohe Gestalt gekrümmt; zahlreiche Runzeln durchfurchten seine Stirne und seine Brauen blieben fast fortwährend über den schwarzen Augen zusammengezogen, aus denen hie und da ein Flammenblitz drang. Die Lippen bewegten sich häufig wie unter dem Einfluße von Nervenzuckungen; übrigens bewahrte er, trotz seiner düsteren Melancholie und der Verwüstungen, welche diese in seiner Organisation hervorgebracht, die volle Würde eines echten Edelmannes aus alter Zeit. Der Andere war eine völlig entgegengesetzte Natur: lebendig, beweglich, stets mit der Antwort bei der Hand, muthwillig, leichtsinnig, sorglos, tänzelnd, lachend, nie sich der Leiden des vergangenen Tages erinnernd, und nie an jene des folgenden Morgens denken wollend. Da er nicht mehr den Luxus entfalten konnte, der ihn sonst zu einem der Helden der Mode gemacht, so affektirte er wenigstens eine gewisse Gesuchtheit in seinem Anzuge. Sein irgendwo bei einem Trödler gekauftes Seidenkleid war von sehr heller, himmelblauer oder Lila-Farbe; die Schuhschnallen waren zwar nur von Stahl, aber er rieb und putzte sie sorgfältig jeden Morgen, und Rosen- und Jasmin-Parfums entstiegen der reich gepuderten Perücke, welche sein durch Schminke verjüngtes Antlitz krönte. In diesen zwei Männern waren zwei Epochen dargestellt: der Eine war das Bild des 17. Jahrhunderts, stolz, leuteschen, Bewohner seines Schlosses in der Provinz, ein eifriger Vertheidiger der letzten Vorrechte des Feudaladels; der Andere repräsentirte mit wunderbarer Wahrheit jene Roués des 18. Jahrhunderts, welche die Strenge der alten französischen Aristokratie durch die Unordnung eines leichtsinnigen Lebens milderten, und den Leib durch Vergnügungen, das Herz durch den Geist tödteten.

Das Mädchen hielt gleichsam die Mitte zwischen diesen beiden Repräsentanten einer doppelten Vergangenheit. In ihr war die Würde durch Anmuth und Bescheidenheit gesänftigt; ihr sehr einfacher Anzug zeigte den Luxus der Reinlichkeit, der Ausdruck ihrer schönen Züge bewies, daß sie ernst seyn konnte ohne Trauer, und es lag darin ein gewisses Etwas, das ihren Rang nicht verkennen ließ. Lange braune Wimpern beschatteten wie ein Schleier ihre blauen Augen, reiche kastanienbraune Locken rahmten das schöne ovale Antlitz ein. Nur einen Makel fand das forschende Auge an ihr: die außerordentliche Blässe, eine Folge der zahlreichen Nachtwachen, der angestrengten Arbeit; denn die Tochter des Marquis Antoine de Livry, die Erbin eines der edelsten Häuser der Normandie, sah sich nun gezwungen, für den Lebensbedarf ihres Vaters zu sorgen; ihre Nadel war ihr einziger Reichthum. Sie mußte sticken, nähen, sich nach den Befehlen der großen Damen und der Kaufleute von London richten, mußte sich den Launen einer Putzkrämerin fügen, mußte endlich immer um ihren Vater seyn, um ihm die zwanzig Diener zu ersetzen, welche sonst in den Vorzimmern des Marquis seiner Winke geharrt hatten. Mathilde erfüllte alle diese Pflichten, ohne je eine Klage verlauten lassen, ohne je ermüdet zu scheinen. Hätte sie ihre kindliche Liebe nicht aufrecht gehalten, ihr christlicher Glaube hätte ihr übernatürliche Kräfte verliehen. Wollte ihr Muth ja einmal sinken, ein Gebet erhob und stählte ihn wieder.

Der Graf d'Espillac, der Gast des Marquis, hatte sein Frühstück beinahe beendet, bevor dieser seine Chocolade noch berührt hatte. Mit dem Aerger eines Feinschmeckers sah er die Chocolade kalt werden, und vermochte nicht länger diesen Aerger zurückzuhalten. »Cousin,« rief er, den in Gedanken versunkenen Marquis am Aermel zupfend, »in welchen Welten irrt wieder Ihre Phantasie umher? Sie stehlen uns Ihre Gesellschaft.« — »Ich,« stammelte der Marquis, »ich . . . ich dachte . . .« — »Parbleu! das merke ich, seit einer Stunde esse ich, und Sie folgen nicht meinem heilsamen Beispiele; ich rede, ich schreie, keine Antwort . . .« — »Verzeihung, lieber Graf, ich gestehe, wenn ich mich so in die Vergangenheit versenke . . .« — »Vergangenheit, was hilft das Bedauern! Sie ist entflohen, vielleicht für immer.« — »Nein, nein, lästern Sie nicht, es hieße die Vorsehung beleidigen, wenn man vermuthen wollte, daß sie den Schrecken der Revolution nicht ein Ziel setzen werde.« — »Gewiß, Cousin, ich bin überzeugt, daß die gute Sache endlich triumphiren wird. Das Reich Maximilians, genannt Robespierre, wird nicht von langer Dauer seyn, aber dem Usurpator werden andere folgen, und unsere Güter bleiben unter Sequester, und unsere Schlösser steckt man nach wie vor in Brand. Ich fürchte sehr, wir sind nach unserer Rückkunft so reich, wie der verlorne Sohn, als er nach seinen dummen Streichen wieder zum Vater zurückkehrte...« — »Das eben ist's, was an mir nagt, was mich tödtet. Zwei Töchter zu haben, zwei geliebte Töchter, deren eine sich in anstrengenden Arbeiten erschöpft, während die andere die Stelle eines Gesellschaftsfräuleins, das ist einer Märtyrin bei einer hochmüthigen englischen Herzogin übernehmen mußte... und dabei denken zu müssen, daß man in Frankreich Güter und Schlösser zurückgelassen! Warum habe ich Ihren Rath befolgt! Warum bin ich in ein anderes Land geflohen! Heute lebten wir nicht mehr . . . Wir wären glücklich!« — »Sehr verbunden!« rief der Graf, und lehnte sich im Stuhle zurück und kreuzte die Beine, »jeder übersetzt das Wort Glück auf seine Weise. Ich verstehe etwas anderes darunter als Sie, und bin überzeugt, daß Mathilde an den Süßigkeiten der Guillotine auch nicht Behagen gefunden hätte. Nicht wahr, mein Kind?« Mathilde erwiederte mit einem trüben Lächeln, und nahm ihre Stickerei und setzte sich an's Fenster.

»Die arme Kleine,« murmelte der Marquis halblaut,

»immer arbeitet sie, vergebens schmähle und bitte ich sie, einige Stunden der Ruhe zu widmen, der ungelehrige Engel will meine Autorität nicht anerkennen.« — »Aber,« versetzte Mathilde, »ich fühle ja keine Ermüdung. Sie wissen, ich war stets gern beschäftigt, und muß mir sogar Vorwürfe machen: hätte ich die Klavierlektionen, die ich sonst nahm, besser benützt, so könnte ich heute in Musik Unterricht geben. Da ich nun aber einmal zu nichts gut bin als zum Sticken und Nähen, so muß ich wohl schon meine Finger und meine Zeit fleißig gebrauchen.« — »Du weißt immer Recht zu behalten,« erwiederte der Marquis zärtlich, »aber wenn auch Du mit Deinem Schicksale zufrieden bist, arme Mathilde, so kannst Du mich doch nicht verhindern, Deine Schwester zu beklagen.« — »Warum beklagen, Vater, versichert Blanche nicht, daß sie bei der Herzogin von Blinton sehr glücklich lebt.« — »Glücklich? wenn sie's wäre, würde da ihr sonst so strahlender Teint sich trüben? würde Deine Schwester so viele Schwierigkeiten finden, einige Stunden bei uns zuzubringen?« — »Die Herzogin ist ihr so gewogen.« — »Eine schöne Gewogenheit, die sich in harten Worten äußert.« — »Wie, Blanche hätte Ihnen gesagt... ich werde sie darob schelten.« — »Thue das nicht, ein einziges Mal klagte sie mir ihre Leiden, aber mein Herz hat es längst geahnt.« — »Halt, Cousin,« rief Graf d'Espillac, »sprechen Sie nicht von den Leiden des Fräuleins Blanche, sie steigern nur meinen Kummer über den Verlust alles meines Reichthums; auf Edelmannswort, hätte ich mein Vermögen mit hertragen können, ich würde es mit sammt meiner Hand diesem anbetungswürdigen Bilde der Vollkommenheit darbieten.«

Mathilde hüstelte, um ihre Lachlust zu unterdrücken. Der alte Geck sah sie mit komisch droheuder Geberde an und sagte, eine Prise Tabak nehmend: »Sie zweifeln an der Wahrheit meiner Worte? Wahr, ich lobte mir sonst den Hagestolzenstand; ich hatte eine herrliche Wohnung, geschmackvolle Stoffe, Porzellane, Krystalle, Tapeten, bewundernswerthe Möbel! und dennoch wohnte ich kaum in diesem irdischen Paradiese, denn meine Freunde stritten sich um meinen Besuch ... ich eilte von Fest zu Fest, von Schloß zu Schloß ... jedes Jahr nahmen Sie mich für drei Monate bei sich auf ... es war ein köstliches Leben. In Paris, welche Vergnügungen! Oper, Komödie, Bälle und Hofkonzerte, Spiel, feine Souper's ... damals lebte man! Und das haben die Franzosen Alles zerstört, diese Barbaren!«

»Wie, Herr Graf,« rief Mathilde munter, »Sie bereuen diese vergangene Zeit, und untersagten doch eben erst meinem Vater das Bedauern derselben?« — »Richtig ... Verzeihung ... man geräth so leicht in Gluth, wenn man das Andenken an eine so schöne Zeit hervorruft, und dann bedenkt, was man geworden ist. ... Ich möchte knirschen ...« — »Und warum? wie alle Emigranten mußten auch Sie in diesem Lande in sich selbst die Hilfsquellen suchen ...« — »Und bin Tanzmeister geworden! Ach, als ich in Trianon mit der Herzogin von Polignac und so vielen schönen, mit Diamanten besäeten Damen tanzte, wo dachte ich damals, daß ich eines Tages meine Talente als Tänzer zum Gelderwerb würde benützen müssen! Ich ein Mann von Rang, ein französischer Edelmann, muß die langen plumpen Beine dieser Engländer Entrechats machen lehren! ... Aber endlich, habe ich mich so sehr zu beklagen? Mußten nicht viele meiner Landsleute, die keine so gute Erziehung genossen wie ich, zu noch schlimmeren Auskunftsmitteln greifen? Da ist der Vicomte des Chazelle ... er flicht Strohhüte ... ein anderer macht Salat ... ein trauriges Gewerbe! Ich wenigstens bin ein Künstler; ein Tanzmeister wird überall wohl aufgenommen. Ja, lieber Marquis, wenn wir erst in Frankreich zurück sind, wie werden wir da über unsere Schicksale lachen!« — »Wenn wir in Frankreich zurück sind,« wiederholte der Marquis von Livry ungläubigen Tones. »Da unten auf der Themse sehe ich viele Schiffe; aber das Schiff, das uns in's Vaterland zurückbringen soll, ist noch nicht gebaut.«

Ein Klingeln an der Glocke von außen unterbrach das Gespräch. Mathilde stand auf und ging hinaus. Einen Augenblick später kehrte sie mit einem jungen Manne zurück, den sie dem Marquis mit den Worten vorstellte: »Der Herr wünscht Sie zu sprechen, Vater.« — »Herr Marquis,« sprach der Neuangekommene, »wollen Sie mein Eindringen entschuldigen ...« — »Ein Franzose also,« rief der Marquis, »wir erkennen uns am Accent. Mit wem habe ich das Glück zu sprechen?« — »Mein Name ist Chevalier Alexis de Melcieu.« — »Waren Sie nicht Page am königlichen Hofe?« — »Ich hatte diese Ehre« — »Ihre Familie ist aus der Bretagne, glaube ich?« — »Aus der Gegend von Brest. Ich hatte nur einen Onkel, und der verlangte, ich sollte ihn bei der Emigration begleiten. Seither hatte ich das Unglück ihn zu verlieren. Aber ich rede nur zu lange schon von mir selbst; erlauben Sie mir, daß ich mich des Auftrages entledige, den Ihre Fräulein Tochter mir an Sie ertheilte.« — »Meine Tochter!« sagte der Marquis fast bestürzt. »sollte sie krank seyn?« — »Beruhigen Sie sich, Herr Marquis, ihre Gesundheit ist, Gott sey Dank, gut.« Den Anwesenden entging nicht die Theilnahme, mit welcher diese Worte gesprochen wurden. Der Chevalier fügte daher schnell hinzu: »Einige Worte werden genügen, in Ihren Augen das Vertrauen zu rechtfertigen, welches Fräulein von Livry so gnädig ist mir zu schenken. Ich lebe in London als Maler ...« — »Auf Ehre, Herr,« rief der Graf d'Espillac, »das ist immer besser als Tanzmeister.« — »Wie?« — »Belieben Sie fortzufahren.« — »Vergangenen Monat wurde ich in Folge der Empfehlung einer Lady in das Hôtel der Herzogin von Blinton eingeladen; ich sollte ihr Portrait in ganzer Figur malen Für einen armen Franzosen war das eine schöne Gelegenheit, in die Mode zu kommen; ich ergriff sie mit Eifer und wandelte schon andern Morgens den Befehlen der Herzogin zufolge einen ihrer Salons in mein Atelier um. Die Sitzungen waren nicht immer lang, daher mußten sie zahlreich seyn, denn die leichtbewegliche Laune der Herzogin erlaubte ihr nicht, länger als eine Stunde ihre Aufmerksamkeit auf demselben Gegenstande haften zu lassen. Ich komme nun zu dem Punkte, der uns alle interessirt. Bei Lady Blinton traf ich gewöhnlich ein junges Fräulein mit engelgleichem Antlitz und Charakter; keiner ihrer Augenblicke war verloren: bald las sie laut aus einem französischen Buche vor, bald ordneten ihre gewandten Finger für Mylady eine Coiffure oder sonst einen Modeartikel. Nie ließ sie eine Klage laut werden, wenn die herrische

Herzogin ihr Vorwürfe oder eine beißende Bemerkung zurief. Ich glaube, im Grunde des Herzens besitzt Lady Blinton viel Güte; aber sie ist nicht so leicht zu befriedigen.« — »Freilich,« sagte der Graf, »sie wird alt, und diese Ursache ihrer Unzufriedenheit muß von Tag zu Tag wachsen.« — »Cousin,« flüsterte Mathilde, »sprechen Sie nachsichtiger.«

»Bald,« fuhr der Chevalier fort, »fühlte Fräulein Blanche und ich jene gegenseitige Sympathie, welche alle Exilirten ergreift, die einander auf fremdem Boden treffen. Wir beide standen nicht auf unserm Platze, jeder von uns hatte seinen Theil von Schmerzen zu ertragen, das war genug, um uns zu Freunden zu machen, ehe wir noch ein Wörtchen mit einander gesprochen. Wir theilten einander unsere Gedanken nicht mit, und doch verstanden wir einander, ein Beweis, daß Landsleute nicht blos dieselbe Sprache sprechen, sondern auch auf gleiche Weise fühlen. Ein Umstand zeigte mir eines Tages, daß Fräulein von Livry wenig Freiheit in dem Hôtel genoß; die Herzogin sagte zu ihr einmal: »Heute, mein Kind, weiß ich Sie nicht zu beschäftigen; ist es schon lange her, daß Sie Ihren Vater besucht?« — »Ein Monat, Mylady.« — »So fahren Sie hin.« — So lebhaft die Freude des Fräuleins war, so tief war ihre Betrübniß, als die Herzogin plötzlich sagte: »Doch nein, ich habe mir's überlegt . . . die Fahrt ist lang, ich werde Ihrer bedürfen.« — Obwohl ein Fremder, fühlte ich, wie sehr dieser Gegenbefehl das arme Fräulein kränken mußte. Sie ahnte, daß ich sie errathen, und als ich gestern meine Pinsel und Palette ordnete, ließ Fräulein von Livry, während sie der Herzogin folgte, dieses Billet hier fallen, welches aufzuheben ich mich beeilte.«

»Wie, meine Tochter hätte die Indiskretion gehabt . . .«

»Hier ist der Brief, Herr Marquis, Sie sehen, die Aufschrift trägt Ihre Adresse und die Worte: »Dringend wird gebeten, das Schreiben gütigst so schnell als möglich zu übergeben.« Und jetzt, da ich mich des Auftrages, dessen Erfüllung mir so angenehm war, entledigt, verlasse ich Sie; denn länger verweilen hieße zudringlich seyn.« — »Nein, nein, Herr, bleiben Sie,« sagte der Marquis, »Sie hatten die Güte den Brief zu überbringen, Ihnen soll auch nicht dessen Inhalt unbekannt bleiben . . . Mathilde, leihe mir den Beistand Deiner achtzehnjährigen Augen.«

Und Mathilde las wie folgt:

Wie viel Tage sind zwischen diesem Schreiben und meinem letzten Besuche verflossen! In derselben Stadt leben, dieselbe Luft athmen, von ferne einander rufen, einander im Herzen verstehen und nicht zusammenkommen können, ist vielleicht eine größere Qual, als durch Meere, durch einen ganzen Kontinent von geliebten Wesen getrennt seyn! So sehr aber lebe ich mitten unter Euch, daß es mir theilweise gelang, Zeit und Raum, die mich von Euch trennen, auszufüllen. Da ich Eure Lebensweise kenne, befrage ich die Uhr, um zu wissen, was Ihr gerade thut! Ich sehe Euch walten . . . O mein geehrter Vater und Du theure Schwester, sprecht Ihr so oft von mir, als ich im Geiste zu Euch spreche? Ach, wie oft denke ich Eures Unglücks! Wahr ist's, ich genieße nicht vieler Freiheit; aber ich lebe wenigstens in einem glänzenden Hôtel, während Ihr in eine der bescheidensten Gäßchen von Westminster verbannt seyd; mir stehen Domestiken zu Gebote, Euch bedient Niemand . . . Ich begleite bisweilen Lady Blinton in die Parks und die Theater, für Euch aber gibt's kein Vergnügen, keine Spaziergänge, besonders für dich nicht Mathilde, die eine ewige Arbeit an die Wohnung bannt. Arme Freunde, nichts erinnert Euch, auch nur im Fluge, an den Glanz Eures früheren Lebens! Die Engländer, diese ewigen Nebenbuhler Frankreichs, haben uns wohl eine Zuflucht in unserem unseligen Exile gewährt; aber sie haben die Pflichten der Gastfreundschaft so sehr als möglich vereinfacht. Wie viele Emigranten vom höchsten Range seufzen in der drückendsten Lage! Als König Jakob bei Ludwig XIV eine Zufluchtsstätte suchte, da ward er als König aufgenommen . . . seine Edelleute brauchten nicht zu Handwerkern und Lakaien herabzusteigen . . . Doch ich thue unrecht, so schwermüthige Saiten anzuschlagen; ich trauere um Euch, und Ihr werdet um mich trauern, Ihr werdet glauben, meine Lage sey beklagenswerth. Gewiß nicht! Ist auch die Stimmung der Lady Blinton stetem Wechsel unterworfen, sind auch ihre Launen echt englisch, gut ist sie dennoch, großmüthig . . . Ach, sie läßt mich rufen, ich muß Euch verlassen! . . .

Mitternacht. So, nun bin ich wieder bei Euch; moegen versuche ich, Euch dies Schreiben zuzusenden. Solche Vorsicht könnte Euch in Staunen setzen . . . aber Ihr kennt den argwöhnischen Charakter der Herzogin! Jede meiner Handlungen wird ihr von den Domestiken hinterbracht . . . denn sie sind mir neidisch, vorzüglich seit Mylady's Neffe, Lord Francis Conyngham, mich mit seinen Aufmerksamkeiten beehrt . . . die mich langweilen. Da er sehr unbesonnen ist und sich wenig d'rum kümmert, ob er die Tante beleidigt, so ermangelt er auch nie, sich zuerst nach mir, nach meiner Gesundheit zu erkundigen, und mich französisch anzureden, um von mir eine gute Aussprache zu lernen. Er ist ein Geck, der mich unterhalten würde, wenn ich den Muth hätte, fröhlich zu seyn. Aber noch muß ich eines Landsmanns erwähnen, der voll Zartgefühl ist. So oft die Herzogin ein rauhes Wort an mich richtete, warf mir Chevalier de Melcieu einen theilnehmenden Blick zu, der zu sagen schien: »Verbannt wie Sie, gezwungen, in meinem Pinsel eine Erwerbsquelle zu suchen, begreife ich Ihre Leiden!« Und dies Mitleid beleidigte mich nicht, es tröstete, es freute mich. Ich kenne sonst Herrn von Melcieu nicht, und doch bin ich dessen gewiß, daß er ein sehr ehrlicher Mann ist. Ich zweifle nicht, daß er die Gefälligkeit haben wird, Euch diesen Brief zu bringen. Sagt ihm den Dank, den ich ihm nicht ausdrücken kann und übergebt ihm eine Antwort: wäre sie noch so kurz, sie ist von unnennbarem Werthe für Eure ehrfurchtsvolle und ergebene

Blanche de Livry.

Vergeßt mein nicht bei meinem trefflichen Cousin, der sicher von seiner Fröhlichkeit und Philosophie noch nichts verloren hat.

»Sie hat recht!« rief Graf d'Espillac, während der Marquis vor Rührung nicht zu sprechen vermochte, »Fröhlichkeit und Philosophie sind meine unzertrennlichen Freundinen, wir werden uns nie überwerfen.« — »Sie sind glücklich,« sprach bitter der Marquis, »sehr glücklich, daß Sie immer und über Alles scherzen und lachen können . . .« — »Verstehen Sie mich nur, lieber Marquis! Kann ich mich auch nicht über das betrüben, was mich persönlich betrifft, so fühle ich doch die Leiden Anderer. So wünsche ich, daß Sie mit Ihrer Tochter wieder vereint lebten, aber da es unmöglich ist, so seyen Sie ein Philosoph.«

Diesen freundlichbitteren Streit zu unterbrechen, wandte sich Mathilde schnell zu Alexis de Melcieu: »Wir sind Ihnen tausend Dank schuldig.« — »Nicht im

Geringsten, Fräulein. Es war für mich ein Glück, hieher gekommen zu seyn.« — »Ich hoffe,« sprach der Marquis, »Sie werden den Weg zu unserer bescheidenen Wohnung nicht vergessen!« — »Erlauben Sie,« fiel Mathilde ein, »meiner Schwester eine Antwort zu schreiben? Aber vielleicht bringe ich Sie um Ihre kostbare Zeit?« — »Nein, Fräulein; die Herzogin sitzt mir heute und vor Mittag erhebt sie sich nie!« — »Oh, dann will ich vier Seiten vollschreiben . . .« — »Und ich meine Toilette beendigen,« fiel Graf d'Espillac ein. »Ich habe drei Lektionen in der Stadt.«

Alexis de Melcieu blieb mit Marquis von Livry allein. Anfangs wurden wenig Worte zwischen ihnen gewechselt. Wie alle grausam vom Schicksal geprüften Menschen war der Marquis düster und fast mißtrauisch; nur schwer erschloß er sein Herz, und obwohl er gleich nach diesem ersten Zusammentreffen dem Chevalier seine Achtung geschenkt, so kannte er ihn doch noch nicht genugsam, um seine Gedanken vor ihm zu enthüllen. Dafür besaß er die Kunst, das Vertrauen Anderer zu erwecken, und bald hatte ihn Alexis zum Vertrauten seiner ganzen Vergangenheit, seiner Familienverbindungen, seiner Angelegenheiten gemacht. Dem Marquis schien die edle Offenherzigkeit des jungen Mannes zu gefallen, und herzlich lud er ihn ein, seinen Besuch oft zu wiederholen. »Sonst suche ich freilich wenig die Gesellschaft anderer Emigranten. Die, welche Trümmer ihres Vermögens gerettet haben, könnten glauben, ich wolle ihre Großmuth ansprechen, und was die andern betrifft, die eben so arm sind wie ich, so würde der Anblick ihres Elends mir das Herz brechen.«

In diesem Augenblicke traten Mathilde und Graf d'Espillac ein. Erstere hielt einen Brief, den sie dem Chevalier übergab, der Zweite seine Geige und einen mit vergilbten Federn geschmückten Filzhut. — »Nun, Herr Chevalier,« sagte der Graf, »gehen wir? Die Künste müssen mit einander wandeln.« Der Chevalier drückte die Hand Livry's und grüßte ehrfurchtsvoll Mathilden, worauf er sich mit dem Grafen entfernte, der nach alter Gewohnheit mit solcher Lebhaftigkeit sprach, daß man ihn auf eine Meile hören mußte. Er hatte auf dem weiten Wege nach dem Strand Muße genug, dem Chevalier viele Einzelnheiten über die Familie de Livry mitzutheilen; aber wovon er am liebsten sprach, war die Pracht des Schlosses, das der Marquis im Stiche lassen mußte. »Wenn Sie wüßten, mein Theurer,« sprach er, »welcher geschmackvolle Luxus in dem wahrhaft königlichen Schlosse herrschte! mit welcher reizenden Anmuth Mathilde und Blanche schon die Honneurs des Hauses machten, wenn der alte Adel der Normandie sich da versammelte! . . . Ich war bei allen Festen, bei jedem Gastmal . . . ich liebte diesen Cousin so sehr, und hätte gefürchtet, ihn zu beleidigen, wenn ich nur die Hälfte des Jahres anderswo als bei ihm verlebt hätte. Ohne diese verwünschte Revolution hätte Blanche, die ältere, einen Herzog geheiratet . . . aber der Arme wurde septembrisirt . . . Doch was haben Sie, Chevalier, Sie sind ganz bewegt!« — »Nichts . . . blos die so natürliche Theilnahme, die ich an Fräulein Blanche nehme . . .« — »Treffliches Herz!« rief der Graf mit pfiffigem Blinzeln. »Uibrigens mögen Sie, als Sie mit meinem Cousin allein blieben, ihn wenig unterhaltend gefunden haben; man muß ihn entschuldigen, denn wer entsagt so ruhig einem hübschen Vermögen? Was mich unter andern an ihm ärgert, ist, daß die Zeit, dieser große Arzt, sein Uibel statt zu lindern zu vergrößern scheint. Im Vertrauen gesagt, er scheint manchmal das Gedächtniß und den Faden seiner Gedanken ganz zu verlieren. Und dennoch wird er zornig, wenn ich ihm Philosophie predige.« — »Man muß also,« entgegnete Melcieu, »seinen Trübsinn schonen, und selten und in seinem Sinne sprechen.« — »Sehr gut bemerkt. Aber da bin ich an Ort und Stelle. Rathen Sie, zu wem ich gehe? . . . zu einem meiner reichsten Schüler, zu Lord Conyngham.« — »Wie, Sie geben diesem Gecken Lektionen?« — »Er ein Geck? das ist Verläumdung! er ist ein Garçon, wir lachen mitsammen, und ich weiß, daß er mich mit Ungeduld erwartet.« — »Und ich muß nach Piccadilly zur Herzogin von Blinton.« — »Bravo, Sie zur Tante, ich zum Neffen. Auf Wiedersehen, lieber Chevalier.« — »Adieu, Herr Graf.«

»Chevalier! Graf!« . . . sagte Espillac mit einem komischen Seufzer . . . »Der Graf und der Chevalier sind in Frankreich geblieben; hier an der Themse, was sind wir da? er ein Portraitmaler, ich ein Tanzmeister!«

II.

Dringen wir nun in das Hôtel der Herzogin von Blinton in Piccadilly-Street. In Mitten eines kleinen, mit goldverziertem Getäfel ausgelegten Salons saß Mylady in einem rothdamastenen Fauteuil. Ein faltenreicher, kunstvoll drapirter Vorhang ließ auf ihr Antlitz nur ein geheimnißvolles Halblicht dringen. Alle Hilfsmittel der Toilette waren aufgewendet, um das zu verbergen, was sich am schwersten verbergen läßt: die Verwüstungen der Jahre. Die Herzogin trug jenen hohen Kopfputz, den einst Marie Antoinette in Mode gebracht; drei Reihen Perlen umgaben ihre gekräuselten und gepuderten Haare; eine Halsschnur von Diamanten schlängelte sich um ihren Hals, ein brokatnes Leibchen umschloß ihre Taille und eine ihrer Hände hielt einen elfenbeinernen Fächer, während die andere die Lebhaftigkeit eines hübschen Wachtelhündchens zähmte, den es langweilte, daß er mit seiner Gebieterin sitzen mußte.

Der Lady gegenüber gab sich Alexis de Melcieu, mit Palette und Pinseln bewaffnet, alle Mühe, um die Züge der vornehmen Dame wiederzugeben. Die Aufgabe hatte ihre Schwierigkeiten, denn je größer die Aehnlichkeit, desto unähnlicher hätte man das Portrait gefunden, und die Treue wäre als verfehlt gescholten worden. Es ist schwer, wenn man eine kokette Frau malt, sie nicht in ihr achtzehntes Jahr zurückzuversetzen, und doch darf man diese Gefälligkeit nicht so in's Ungeheure treiben, daß sie dadurch selbst beleidigt würde: zwiefache Ansprüche, die man zu befriedigen, eine zwiefache Klippe, die man zu umschiffen hat. Alexis war entschlossen, seinen Farben einige Tropfen von der Verjüngungsquelle beizumengen und Mylady's Zügen den Glanz und die Frische des Lenzes zu geben.

Seitwärts saß auf einem Feldstuhl, ein Buch in der Hand, ein junges Mädchen, in dessen Zügen sich Stolz und Schwermuth mischten. Gewiß, wenn ein anmuthiges Portrait gemalt werden sollte, so hätte

Blanche de Livry und nicht die Herzogin von Blinton dem Künstler sitzen sollen. Die schwarzen Haare fielen in Locken auf die Schultern herab, und dieser Kopfputz wie das Azurblau ihrer Augen gaben ihr eine Familienähnlichkeit mit ihrer Schwester. Aber sie war glänzender und schien trauriger als Mathilde; denn während Mathilde, obwohl immer zur Arbeit gezwungen, sich bemühen mußte, ihren Vater heiter zu stimmen, trug Blanche in ihrer goldnen Gefangenschaft, in dieser lärmenden Einsamkeit der großen Welt, schwer an den Fesseln des Lebens. Wie Mathilde, flehte sie den Himmel um Muth, wenn ihre Kräfte sie zu verlassen drohten; vorzüglich flehte sie, sie ihren alten Rang, ihre einstigen Reichthümer vergessen zu lassen!

Blanche las einen französischen Roman vor. Die Augen fest auf das Buch geheftet, hatte sie dem Chevalier erst einen Blick zugeworfen und dieser Blick sagte: »Sie sind glücklicher als ich, Sie haben meine Theueren gesehen!« Plötzlich sagte Lady Blinton, gelangweilt von dem, was sie anfangs so interessirt, hastig zu ihrer Vorleserin: »Werfen Sie den Roman weg ... wie fade er ist, wie trivial der Styl ...« — Fräulein von Livry gehorchte willig, denn sie war bereits vom Lesen ermüdet. »Wohl, Madame,« sprach sie, »ich werde meine Stickerei holen.« — »Kommen Sie aber ja bald zurück ... Sehen Sie doch mein Portrait, wie finden Sie es, sprechen Sie offen?« Blanche that einige Schritte zu dem Maler, welcher innehielt und die Augen nach ihr wandte, als wollte er ihr rathen oder das Urtheil ihrem Geschmack anheimstellen. Das Fräulein erröthete und sagte bewegt: »Mir scheint es schwer, die Aehnlichkeit besser zu erfassen ... Vielleicht hätte ich jedoch etwas mehr Einfachheit vorgezogen.« — »Wie, Mademoiselle? sehe ich vielleicht aus wie eine emporgekommene Bürgersfrau, eine Dame aus der City, die sich beeilt, den gestern erworbenen Schmuck sogleich auszukramen?« — »O nein, Mylady, aber ich dachte dieses Bild bedürfe möglichst geringen Schmuckes.« — »Chevalier, Ihr Talent gibt Ihnen das Recht zu entscheiden. Theilen Sie die Meinung des Fräuleins?« — »Nicht ganz, aber doch theilweise.« — Die Herzogin verzog etwas geringschätzend die Miene. — »Ich glaube,« fügte Alexis bei, »das Auge verfolgt gern die Umrisse, ohne durch übermäßigen Putz aufgehalten zu werden.« — Lady Blinton war bei ihrem leicht beweglichen Geiste sogleich durch diese schlicht aber fest gesprochenen Worte überzeugt. Sie löste ein Bracelet und sprach zu Blanche: »Hier, mein Kind, ... nehmen Sie auch diese Perlen aus meinem Kopfputz weg, einige frische Rosen werden mehr Effekt machen ... Danke. ... Wollten Sie aus meinem Toilettegemach einen Blumencarton bringen? ... Es wird sich doch leicht ändern lassen, Chevalier?« — »Nichts leichter,« erwiederte eifrig Alexis, der gewünscht hätte, das Portrait möchte nicht früher zu Ende kommen als die Erzählung der Sultanin Scheherasade.

In dem Augenblicke, da Blanche sich anschickte, hinauszugehen, that sich die Thür auf und Lord Evyngham erschien. Er war der vollkommene Typus eines englischen Grandseigneurs: eine hohe Gestalt, ein zartes Gesicht, blaue Augen, die Stirne breit, die Haare blond. Ein rother Frack umschloß seine elegante Taille; gelbe Stulpstiefel, eine schwarze Kravatte, ein Jabot und Manchetten von Spitzen und ein blos mit einem goldnen Schnürchen geschmückter Hut bildeten seinen Morgenanzug; nach seiner Gewohnheit trat er sehr geräuschvoll ein. »Guten Morgen,« rief er, »meine schöne Tante, Sie sind ja frischer als je! ... guten Morgen, Mademoiselle, Sie wollen uns doch nicht verlassen?« — »Sie geht meine Blumen zu holen,« sagte die Herzogin, »Guten Morgen, lieber Neffe; noch so thöricht wie immer?« — »Mehr als je, und ich hoffe, mich nicht sobald zu bekehren ... aber à propos, wozu diese Blumen? entschuldigen Sie meine Neugier.« — »Um diese dreifache Perlenreihe zu ersetzen, welchen Schmuck der Herr Chevalier allzu prätentiös findet.«

Evyngham hatte noch nicht beliebt, Alexis de Melcieu zu bemerken; jetzt blickte er ihn mit vornehmem Blinzeln an und begrüßte ihn mit Protektormiene, welchen Gruß jener sehr kühl erwiederte. »Prätentiös,« wiederholte der junge Lord. »Erlauben Sie mir, Tante, von diesem Spruche zu appelliren. Was gibt es hübscheres als Perlen und Diamanten! Putzen Sie sich mit dem ganzen Inhalt Ihres Schmuckkästchens; das ist ein Mittel, die Damen wüthend zu machen, die solchen Glanz nicht erschwingen, noch mehr aber die Männer, welche ihre Börsen ausleeren müssen, um die Eitelkeit ihrer Frauen zu befriedigen.« — »Das ist nicht edel, Francis. Ist es ihr Fehler, daß der größte Theil dieser armen Modedamen nur Flittergold tragen kann! Also was rathest Du mir, Francis?« — »So zu bleiben, wie Sie waren.« — »Es sey.« — »Aber ich habe bereits das Bracelet verwischt,« sagte Alexis mit einem Anflug von übler Laune. — »So malen Sie's wieder neu,« sagte Lord Evyngham, dem der Franzose insgeheim mißfiel; »ein Portrait, welches Ihren Ruhm begründen soll, verdient wohl, daß Sie sich etwas Mühe nehmen.«

Chevalier de Melcieu hatte bei diesen hochmüthigen Worten die Brauen gerunzelt; aber sein Blick traf jenen Blanche's, und der Blick Blanche's schien zu sagen: »Muth und Geduld! wir sind Verbannte ... Gott will, daß wir diese Demüthigungen ertragen.« Alexis ging daher wieder an's Werk und Lord Evyngham durchblätterte alle Album's, die auf den Tischen und Leuchterstühlen herumlagen, wandte alte Figürchen und Spielereien, welche die Etagéren zierten, hin und her. »Aber wäre es nicht Zeit, die Sitzung aufzuheben?« sagte er nach einer Viertelstunde. »Sie müssen ja ganz erschöpft von Müdigkeit seyn, Tante ...« — »Gewiß, diese erzwungene Unbeweglichkeit greift meine Nerven an.« — »Und überdies wollte ich Ihnen eine köstliche Partie vorschlagen. Heute Morgens ist Wettrennen in Empson und Abends Concert in Vauxhall; zu dem Rennen hat mir Southerland seine Tribune angeboten, und in Vauxhall treffen wir Lady Jersey mit ihrer ganzen Gesellschaft.« — »Ach, das ist schön! ... Herr Chevalier, auf morgen, nicht wahr? Unsere Sitzung wird dann länger seyn!«

Alexis verbeugte sich und ordnete Pinsel, Palette und Malerstock; bevor er aber die Farbenschachtel schloß, legte er den Brief hinein, den ihm Mathilde für Blanche gegeben hatte. Das Fräulein allein bemerkte die'e Bewegung. Sobald sich der Maler entfernt, erhob sich Lady Blinton und entfernte sich mit Lord Evyngham. »Ich gehe Toilette machen,« sprach sie zu Fräulein

de Livry, »haben Sie die Gefälligkeit, auf Ihr Gemach zu gehen und die hübsche Coiffure von Gaze und Bändern, die Sie für mich begonnen, zu vollenden. Heute Abends will ich in Vauxhall mit Ihrem Meisterstück prunken.« — »In Wahrheit, schöne Tante,« sagte Francis, »Sie sind glücklich, eine Person um sich zu haben, die so viel Talent mit der vollkommensten Anmuth vereint« — »Komm, Schmeichler; Mademoiselle hat nicht Zeit, Deine Fadheiten anzuhören.«

Blanche hatte des Lords Kompliment ganz überhört. Kaum war Sie allein, so öffnete sie hastig die Farbenschachtel, nahm daraus den Brief und preßte ihn an ihre Lippen. Eben als sie ganz bewegt die zarten süßen Zeilen zu lesen begann, trat Evyngham plötzlich wieder herein; er hatte sein Rohr auf einem Möbel gelassen. Blanche faltete schnell das Billet zusammen und wollte es verbergen. Diese Bewegung entging Francis nicht, und er sagte trocken: »Verzeihung, Fräulein, ich komme ungelegen« — »Mylord, glauben Sie nicht . . .« — »Ich habe nichts zu glauben. Sie lasen? trefflich! . . .« — »Mein Gott was wollen Sie damit sagen . . .« — »Nichts, es steht Ihnen ja vollkommen frei, die Briefe zu lesen, die Ihnen wahrscheinlich der Monsieur . . . der Maler . . .« — »Und wäre es, Mylord,« sagte Fräulein von Livry, deren Stolz erwachte, »haben Sie ein Recht mich zu befragen, mich anzuklagen?« — »Nicht das geringste, wenn ich z. B. Ihr Landsmann wäre, würden Sie sich vielleicht nicht stellen, als ob Sie meine Aufmerksamkeiten übersähen.« — »Und wenn ich noch reich wäre, würden Sie vielleicht nicht vergessen, daß ich die Tochter des Marquis von Livry bin.« — »Wie, weil ich gegen Sie einige Zuneigung, eine ganz uneigennützige Zuneigung bewies, so muthen Sie mir geheime Absichten zu . . . Sie verkennen mich, Fräulein; ich bin unbesonnen, leichtsinnig, aber vom Grund des Herzens ein ehrlicher Mann.« — »Das glaube ich auch, Mylord, und will Ihr Vertrauen erwiedern. Dieses Schreiben, das mir Ihren ungerechten Argwohn zuzog das ich im ersten Augenblicke der Verwirrung verbarg, ist von meiner Schwester, die es mir durch den Chevalier sandte.« — »Ist's möglich!« — »Mögen Ihre Augen von der Wahrheit meiner Worte sich überzeugen. Hier ist der Brief, lesen Sie.« — »Nein, Fräulein, ich würde mich nie unterfangen..« — »Lesen Sie . . . jetzt verlange ich's.«

Lord Evyngham mußte dem Verlangen Blanche's nachgeben. Er durchflog hastig die ersten Zeilen, aber von Zeile zu Zeile wurde seine Aufmerksamkeit reger durch die edlen Gefühle, die Mathilde so schön ausgedrückt hatte. Diese Geduld im Unglück, diese Ruhe, diese Würde in einer so demüthigenden Stellung, diese aufopfernde Liebe für den Vater, diese Sehnsucht mehr nach dem Vaterlande als nach den zurückgelassenen Reichthümern . . . Alles dies war so wahr, so rein, so rührend, daß Francis sich bewegt fühlte, wie er es noch nie gewesen; er, dessen ganze Existenz dem Vergnügen, der Verschwendung geweiht war, er begriff nun die aufopferndste Resignation, die echtchristliche Selbstverläugnung... und Thränen feuchteten seine Wimpern. »Bewundernswerthe Familie,« rief er, »wie herrlich, so sich zu lieben! Fräulein,« fügte er hinzu, Blanche's Hand ehrfurchtsvoll ergreifend, »sprechen Sie ein Wort, ein einziges Wort, und morgen eile ich zu Ihrem Vater und biete ihm ein Appartement in meinem Hôtel an . . .« — »Dank, Mylord, tausend Dank; aber mein Vater würde nie dieses edle Anerbieten annehmen. Das Unglück hat seinen Stolz erhöht und dieser ist das einzige Gut, das ihm geblieben.« — »Wenn ich Ihnen eines Tages nützlich seyn kann, rechnen Sie auf mich, wollen Sie meine Freundschaft?« — »Ich nehme sie an und erkenne Ihre Güte mit Dank.« — »Ich verlasse Sie . . . ungern. Meine Tante muß schon bereit zum Ausgehen seyn und sie darf nicht den ungerechten Argwohn, den ich gegen Sie gefaßt, gegen mich wenden. Leben Sie wohl, Fräulein, leben Sie wohl« Und rasch entfernte er sich.

Blanche brachte den ganzen übrigen Tag mit dem neuen Kopfputze der Herzogin zu. Der Abend kam, und die Lady Blinton eilte wieder in's Concert, ohne sich zu dem Gedanken herabzulassen, daß das Fräulein sie an den glanzvollen Ort begleiten könnte. Übrigens folgte auch Blanche ungern der Herzogin in die große Welt, und wenn sie dort erschien, beklagte sie jedesmal, daß ihre Familie diese Genüße nicht mit ihr theilte.

Blanche mußte Lady Blinton erwarten, die nie einschlafen konnte, ohne daß ihr das Fräulein etwas vorlas Blanche schrieb an ihre Schwester und setzte sich darauf an's Fenster und ließ sich von ihren Gedanken nach Frankreich hinüber tragen, in die schöne Vergangenheit. Es war 1 Uhr Morgens, als die Herzogin zurückkam, noch ganz aufgeregt von der herrlichen Musik, von dem Glanz des Festes, an dem der ganze Hof Theil genommen. Blanche mußte tausend Kleinigkeiten, die sie gar nicht interessirten, anhören und dann erst noch sich an's Bett ihrer Gebieterin setzen und den Roman von heute Morgen wieder vornehmen. Früh war der Roman der Herzogin langweilig, trivial gewesen, jetzt fand sie ihn pikant, sie wurde nicht müde zuzuhören... aber die arme Blanche wurde müde vorzulesen. Von Schläfrigkeit übermannt, fühlte sie, wie das Buch ihrer Hand zu entgleiten drohte, ihre Stimme ermattete . . . sie hielt inne . . . bis die Herzogin ungeduldig ausrief: »Was ist das, Sie lesen nicht weiter.«

Endlich schlummerte Lady Blinton in die Region der Träume hinüber, und Fräulein Livry entfernte sich mit leisen Schritten und betrat ihr bescheidenes Gemach. Hier fiel sie auf die Knie, die Augen voll Thränen, und seufzte die Worte: »O, mein Gott, stärke mich, auf daß ich lange dieses peinliche Daseyn ertrage.«

III.

Wir kehren in das bescheidene Häuschen bei der Westminsterbrücke zurück, und finden dort abermals den Marquis, den Grafen von Espillac und Mathilden beim Frühstück. Des Marquis Gemüth war heute noch trüber gestimmt als gewöhnlich. Ein Freund hatte die Unklugheit gehabt, ihm ein Päckchen französischer Journale zu leihen, welche die Proscriptionslisten enthielten; unter diesen fand der Marquis mit Schrecken und Verzweiflung die Namen einiger Verwandten und Jugendgenossen. Er sah schon im Geiste neben jedem dieser vornehmen Namen das Todesgerüste aufgeschlagen und seine Schwermuth nahm den düstersten Charakter an. Selbst in der

Nacht störten ihn die schrecklichsten Visionen. Auch Espillac's Philosophie hatte durch einen Zufall einen fühlbaren Stoß erhalten: er hatte nämlich bei einem Entrechat, das er schlagen wollte, sich den Fuß etwas verstaucht und war nun auf etwa vierzehn Tage zu der strengsten Ruhe in seinem Armstuhl verurtheilt. Der arme Tanzmeister kannte die Unbeständigkeit der vornehmen Leute und zitterte, daß er nach seiner Wiedergenesung überall seinen Posten schon besetzt finden würde. Mathilde endlich mußte ihre Thätigkeit verdoppeln, mußte sich weit über ihre Kräfte anstrengen, um nur alle Ausgaben bestreiten und die fällige Miethe zahlen zu können. Ihre Schwester konnte ihr dabei fast gar nicht behilflich seyn, denn wie die meisten vornehmen englischen Damen dachte die Herzogin von Blinton nicht daran, daß ihr Gesellschaftsfräulein Geld brauchen könnte; sie überhäufte sie mit überflüßigen Geschenken, mit Luxuskleinigkeiten, dachte aber nicht im Geringsten daran, ihr ihren regelmäßigen Gehalt auszuzahlen. Von Zeit zu Zeit wechselten die beiden Greise ein Wörtchen, nur eines, und verfielen dann wieder in ihre trüben Gedanken. Mathilde versuchte die Unterhaltung zu beleben, einen Funken aus dieser erkalteten Asche zu locken. Ein dankbares Lächeln, ein zärtlicher Blick war aber der ganze Erfolg ihrer Bemühungen. »Wie gut Du bist, liebes Kind,« sagte Graf d'Espillac, niemand hieß Dich, Dir so viel Mühe um einen ruinirten Verwandten nehmen, der Dir nur zur Last fällt. Eine Mutter oder Schwester könnte mir nicht mehr Sorgfalt widmen.« — »Lassen wir diese Ceremonien, Cousin. Sie sind krank, ich bin wohlauf und pflege Sie, das ist meine Pflicht.« — »Und wenn Du krank würdest,« sagte der Marquis mit trübem Ernst, »wer würde Dich pflegen?« — »Aengstigen Sie sich nicht, Vater, Gott wacht über mir. Haben Sie Vertrauen zu ihm, er wird Alles zum Guten lenken . . . ah! da kömmt unsere Blanche! ich habe sie durch's Fenster bemerkt . . . hatte ich nicht Recht, Ihnen Muth zu predigen? Unser Engel besucht uns!«

Mathilde eilte aus dem Zimmer und kam einen Augenblick später mit Blanche zurück. Die beiden Mädchen setzten sich, die eine links, die andere rechts neben den Marquis, der seine thränenumflorten Blicke von einer auf die andere gleiten ließ. Sie waren so lange getrennt gewesen, ihren Lippen fehlten die Worte, so viele Gedanken drängten sich an ihre Herzen! . . . Eine Viertelstunde wenigstens verfloß, ehe Blanche die Aufregung in den Zügen des Marquis und die schmerzliche Haltung bemerkte, zu welcher der verstauchte Fuß den Grafen zwang. »Warum bist Du nur gekommen, meine Tochter,« hub der Marquis plötzlich an, »warum trübst Du Deine Augen durch den Anblick unseres Elends? In dem Hôtel, das Du bewohnst, siehst Du nur Reichthum um Dich . . .« — »Ach, mein Vater,« erwiederte Blanche, die greise Hand küssend, »Sie wissen nicht, wie sehr ich Mathildens Loos beneide, jeden Tag ist sie um Sie . . .« — »Und jeden Tag bringen sie meine Klagen zur Verzweiflung!« — »Versprechen Sie mir, diese trüben Gedanken zu verbannen, diese Klagen zu ersticken!« — »Und wenn er's verspräche,« rief Graf d'Espillac, »es wäre doch vergeblich! in der Hinsicht ist er ganz unverbesserlich.« — »Wir wollen ihn schon belehren,« sagte fröhlich Blanche, »er muß uns seinen Schwermuth zum Opfer bringen. Er muß mitfühlen, wie sehr ich jetzt glücklich bin, denn nach monatlanger Trennung, die mir eine Ewigkeit schien, kann ich nun den ganzen Tag bei Euch verweilen.« — »Den ganzen Tag!« wiederholte Mathilde, »wie, Lady Blinton gesteht Dir so viel Freiheit zu?« — »Ach, es ging so leicht nicht. Ich wählte zu meiner Bitte den Augenblick, wo ihr Neffe Lord Evyngham da war . . .« — »Mein Zögling,« rief d'Espillac, »ein trefflicher Mann, ein ächter Gentleman!« — »Ja, er ist gut, dienstfertig, er hat meine Bitte unterstützt . . .« — »Daran erkenne ich den braven Evyngham. Gewiß hat er keinen andern Tanzmeister genommen.« — »Abends,« fuhr Blanche fort, »schickt die Herzogin eine Carosse her, um mich abzuholen. Sie rechnet auf Ihren Besuch, Vater, und auf Deinen auch, Mathilde.« — »Wie! ich,« rief lebhaft der Marquis, »ich sollte die Protektormiene der Herzogin ertragen! . . . nein, nein, auf die Ehre verzichte ich . . . ein armer Mann, wie ich, liebt die Einsamkeit.« — »Aber,« wandte Blanche schüchtern ein, »die Gesetze der Höflichkeit sind streng . . .« — »Das Unglück kennt keine Höflichkeit!« — »Schon wieder das Wort Unglück,« rief Mathilde mit reizendem Schmollen. »So werde ich allein meine Schwester begleiten; aber zum Ersatz dafür versprechen Sie, heute so zu seyn, wie Sie in Ihrem Schloß in der Normandie waren, gesprächig, umgänglich . . . Sie haben Ihre beiden Töchter um sich, was fehlt Ihnen noch?« — »Trefflich gesprochen,« sagte Graf d'Espillac. »Könntest Du mir eine Tasse Thee geben, Mathilde? Der Kopf wird so schwer, wenn man in seinem Armstuhl so angenagelt sitzen muß« — »Armer Cousin,« sagte Blanche, »ich will Sie bedienen. Heute behalte ich mir's vor, das Hauswesen zu führen; Mathilde soll ausruhen.« — »Unvergleichliches Mädchen! . . . ah, und was macht der Chevalier?« — »Alexis de Melcieu?« — »Ja, derselbe, ein hübscher Bursch, hat Herz, Geist, und muß auch Talent haben; er hat uns schon ganze drei Wochen nicht besucht.« — »Er wird sehr beschäftigt seyn,« sagte Blanche. — »Er besitzt viel Zartsinn,« fuhr der Graf fort, dem Fräulein etwas boshaft zublinzelnd. »Hat er das Portrait der Herzogin vollendet?« — »Seit vierzehn Tagen.« — »Schade; Lady Blinton sollte sich noch einmal malen lassen.« — »Sie wird sich wohl hüten.« — »Hat er ihr nicht genug geschmeichelt?« — »Wie boshaft Sie sind. Die Herzogin empfängt so viele Einladungen, daß sie diesen kaum genügen kann; soll sie sich neuerdings den Zwang anthun, einem Maler zu sitzen?« — »Der Chevalier kömmt also nicht mehr in's Hôtel?« — »Nein, Cousin, aber ich habe ihn mehrmal erblickt; so oft ich mit der Herzogin ausgehe, begegnen wir ihm fast immer in Piccadilly.« — »Bloßer Zufall,« sagte schelmisch d'Espillac. — »Lachen Sie, wie Sie wollen, ewiger Spötter, ich verstehe Sie nicht.« — »Und Mathilde?« fragte der Graf. — »Ich auch nicht,« erwiederte diese.

Und die beiden Mädchen schritten in ein Nebengemach, um einander ihre kleinen Herzensangelegenheiten zu vertrauen, nachdem sie früher für den Marquis und den Grafen einen Tisch zu einer Partie Tric-trac zurecht gestellt hatten.

Der Abend kam. Die kleine Familie hatte dinirt,

und nie hatten ihr die pompösen Festmahle früherer Zeiten so köstlich geschienen, als diese bescheidene Mahlzeit. Aber in dem Maße, als der abendliche Schatten über die Stadt sich senkte und in das Gemach der Emigranten drang, fühlten sich diese von einer gemeinsamen Schwermuth befallen. Der Gedanke an den Abschied, an eine neue Trennung drückte ihnen die Herzen ab. Aus Furcht, wenig Zeit mehr zum Plaudern zu haben, ließen sie das Gespräch ganz fallen. Das Ende ihres Glückes war zu nahe, als daß sie dies Glück ohne einen Beigeschmack von Bitterkeit hätten genießen können. Doch eine angenehme Uiberraschung war ihnen noch vorbehalten.

Plötzlich wurde draußen die Glocke angezogen. »Schon!« seufzte Mathilde. — »Schon!« wiederholten der Marquis und der Graf. — Mathilde ging die Außenthür öffnen. Die Zurückgebliebenen hörten, wie sie sagte: »Ja, Herr, die ganze Familie ist zu Hause.« — »Wer besucht uns nur zu solcher Stunde?« sagte mürrisch der Marquis. — »Ei,« rief Graf d'Espillac, den Ankommenden auf der Schwelle erblickend, »es ist unser theure Chevalier.« — Blanche erhob sich plötzlich, betroffen und erröthend, während der Marquis dem Chevalier eine Hand reichte, die dieser ehrfurchtsvoll drückte. Mathilde war wieder eingetreten und hatte zwei Kerzen angezündet, ein Luxus, den man sich nur bei so außerordentlichen Gelegenheiten erlaubte. Blanche und der Chevalier saßen dem Kamin, in welchem Mathilde eine helle Flamme angezündet hatte, gegenüber und waren so von vollem Lichte beschienen; der boshafte Graf unterhielt sich damit zu beobachten, wie auf ihrem Antlitz Verlegenheit und Erröthen wechselten. Was den Marquis betrifft, so suchte er nicht im Geringsten seine Freude über den Besuch Alexis' zu verhehlen, ja er schmollte diesem sogar, daß er seine Freunde, seine Landsleute so lange vernachlässigt. — »Ich fürchtete, zudringlich zu seyn,« erwiederte Melcieu. — »Vergeßlich sind Sie, gleichgiltig; zudringlich werden Sie nie seyn.« — »Auch nie gleichgiltig gegen Ihr Schicksal.« — »Und,« sagte der Graf, »das Portrait der Herzogin ist also beendet?« — »Leider, ja.« — »Wie traurig Sie das sagen, Sie würden also mit Freuden noch einmal die ehrwürdigen Züge der Herzogin auf die Leinwand bannen?« — »Das nicht, aber . . .« er hielt inne, sein Blick traf jenen Blanche's. Die beiden jungen Leute senkten die Augen. Mathilde hüstelte leicht.

»Dürfte ich fragen, Fräulein,« fragte nach einer Weile der Chevalier, »ob die Herzogin mit dem Portrait zufrieden war?« — »Sie war ganz verliebt darein, mehre Tage lang ging sie alle fünf Minuten in den Salon. Noch gestern sagte sie mir, sie wolle alle ihre Freundinen aneifern, sich von Ihnen malen zu lassen.« — »Ich zweifle nicht an der Trefflichkeit des Gemäldes,« sagte Graf d'Espillac, »aber deß' bin ich sicher, daß meine kleine Cousine es mit jener Beredsamkeit des Herzens zu preisen wußte, die ihr Geheimniß ist, und die ihren Freunden nichts weniger als schadet.« — »Wär's möglich, Fräulein, Sie hätten mein Bild gelobt, Sie würdigten den Maler Ihrer Freundschaft? . . .« — »Warum nicht, Chevalier? Das Eine ist meiner Bewunderung werth, der Andere meiner ganzen . . . Achtung.« — »Gut eingelenkt,« rief lachend d'Espillac. »Die feinen Wendungen haben wir Emigranten nicht in Frankreich zurückgelassen. Sie träumen, Chevalier?« — »Ich überlegte, daß es doch seltsam auf der Welt ist. Einen ganzen Monat war ich jeden Tag im Hôtel der Lady Blinton, jeden Tag habe ich das Fräulein gesehen, aber erst heute gab sie mir die Erlaubniß sie anzureden.« — »Wahr, aber wozu auch,« erwiederte Blanche, »ich kannte Ihre Gedanken, ich las in Ihren Augen eine rührende Theilnahme. Ich faßte Vertrauen zu Ihnen und dies Vertrauen ward völlig gerechtfertigt.«

Das Gespräch, welches bisher theilweise etwas gezwungen war, gewann nun einen leichteren Fluß und die fünf Emigranten tauschten ihre Gefühle und Gedanken aus.

Plötzlich rasselte unten eine Carosse heran. Blanche erhob sich sogleich, auch Mathilde nahm ihren Hut und warf ein schwarzes Mantelet über die Schultern. Man sagte einander so schnell als möglich Lebewohl, um die traurige Trennungsscene nicht zu verlängern, und versprach einander baldmöglichst wieder zu sehen.

Die beiden Mädchen hatten sich entfernt, der Graf nahm Abschied von Alexis und zog sich hinkend in sein Gemach zurück, der Marquis und der Chevalier blieben allein. Marquis de Livry ging mit großen Schritten und gesenkten Antlitzes in dem Zimmer auf und ab. Der Chevalier sah wortlos vor sich. Erst nach einigen Sekunden brach der Marquis das Schweigen. »Ich war so glücklich,« rief er, »aber der schöne Tag ist wie ein Blitz vorübergezuckt. Meine arme Tochter . . . sie muß wieder unter diese herzlosen Fremden . . .« — »Aber Fräulein Blanche wird wieder kommen . . .« — »Ja, bis es Lady Blinton gefällig seyn wird! Und ich armer Greis muß bis dahin weinen und die Stunden zählen . . .« — »Mir sagt Etwas, daß Ihr Kummer ein Ende haben wird. Und sind Sie nicht reich, reicher als so viele unserer verbannten Landsleute, die einsam in fremden Landen trauern? Hat Ihnen die Vorsehung nicht, da sie Ihnen Ihr Vermögen entzog, zwei Töchter gelassen, gleich bewundernswerth an Tugend und Aufopferung?« — »Aufopferung, ja die eben ist es, die mich so schmerzt!« rief der Marquis, »mir bangt vor dem Loose dieser Mädchen. Es wäre unverzeihlicher Egoismus, wenn ich nicht an die Zukunft dieser Mädchen dächte! In Frankreich warben zwanzig Edelleute um ihre Hand; hier aber wirft niemand seinen Blick auf die mitgiftlosen Mädchen, die auch zusehr ihre Würde fühlen, um eine Mésalliance zu schließen.« — »Marquis, in England wie in Frankreich lebt kein Edelmann, der nicht stolz wäre, Ihr Eidam zu werden.« — »Sie kennen die edlen Herzen Blanche's und Mathilden's nicht. Sie würden um keinen Preis einem Gatten als einzige Mitgift die drückende Last ihrer Armuth mitbringen! . . . Oh, wenn ich denke, daß ohne meine unselige Vorsicht meine Töchter vermögende Erbinnen wären . . .« — »Wie sagen Sie?« — »Chevalier, es ist ein Geheimniß . . . ein Geheimniß, das mich erdrückt und das ich dennoch niemanden vertraute. Dieses Geheimniß, ich will es Ihnen enthüllen . . . denn ich glaube auf Ihre Ehre bauen zu können!« — »Dafür bürgt Ihnen mein Name!« — »Wissen Sie denn, daß ich in Frankreich eine bedeutende Summe besitze, die ich vergraben habe, einen Schatz!« — »Einen Schatz? . . .« — »Ja, ein Kapital,.

das Ersparniß einer langen Zeit, die Diamanten meiner Mutter, meiner Gemalin . . . Es war in den ersten Tagen des Schreckens . . . der Adel floh . . . die wüthenden Volksmassen hatten vergessen, mit welchen Wohlthaten wir sie überhäuft, und stürzten plündernd und sengend über unsere Schlösser her. Es war ein Vorspiel der nachfolgenden Metzeleien. Wie ein ansteckendes Fieber hatte Aufruhr und Grausamkeit das ganze Volk ergriffen, das sonst ob seiner monarchischen Treue, ob seiner Tugenden so berühmt war. Frankreich hatte sich in zwei Lager getheilt, auf einer Seite die Ehre, auf der andern die Barbarei. Lange widerstand ich den Bitten meiner Freunde, welche in mich drangen, mit ihnen zu gehen, in der Ferne ein neues Vaterland zu suchen. Mich fesselte mein Herz an diesen Boden, der unter meinen Füßen zu entgleiten begann . . . Ich harrte aus bis zum letzten Augenblick. Auch an mich kam die Reihe, daß ich von der Revolution außer dem Gesetze erklärt wurde. Nicht allein mein Haupt, auch das meiner Töchter war bedroht. Hätte sich's nur um mich gehandelt, ich hätte dem Tode getrotzt . . . aber Blanche, Mathilde waren so jung! die armen Kinder, ich dachte an das schreckliche Loos, das sie bedrohte . . . kaum blieb uns noch Zeit zum Fliehen . . . das Schiff, das uns erwartete, sollte schon andern Morgens unter Segel gehen. Wir mußten trachten, ohne Aufsehen das Ufer zu gewinnen: ich konnte kein Gepäck mitnehmen, denn dies hätte Verdacht erregt . . . In einem Uibermaß von Verblendung, von blindem Vertrauen zu meinen Mitbürgern war ich überzeugt, daß die revolutionären Verbrechen von kurzer Dauer seyn würden; ich hoffte, in wenigen Monaten nach Frankreich zurückkommen zu können . . . ich nahm nur wenig Gold in meine Taschen . . . Ich verschloß das Kostbarste, was ich besaß, in einen Koffer. Darauf . . .«

Hier hielt der Marquis inne und schien seine Erinnerungen zu sammeln. »Darauf,« fuhr er fort, »schlich ich, achtsam, daß Niemand mich sehe, in einen Salon. Dort erhob sich ein großer gothischer Kamin, gestützt auf zwei Karyatiden. Hinter einer dieser Statuen befindet sich ein kupferner Knopf, der unmerklich vorspringt, ganz so braun, wie das Eichenholz, in dem er steckt. Berührt man ihn, so öffnet sich ein geheimer Wandschrank, den einer meiner Ahnen in den Zeiten des Kardinals Richelieu hier anbringen ließ, um wichtige Papiere darin zu verbergen. In diesen Wandschrank that ich meinen Schatz; darauf warf ich mich ganz angekleidet auf mein Bett, um ein wenig zu ruhen. Andern Morgens reisten wir ab, ich kehrte nie mehr zurück und der Schatz meiner Kinder war verloren . . . Es ist schrecklich, mehr als dreimalhunderttausend Livres an sicherem Orte vergraben zu haben und dabei in der Fremde ein elendes Daseyn hinschleppen zu müssen, sehen zu müssen, wie zwei Engel sich so in undankbaren Arbeiten aufreiben. Werden nicht Entbehrungen und Leiden sie in der Blüthe ihrer Jahre hinsiechen lassen? und ich werde es seyn, der ihr Unglück verschuldet! O Chevalier, man muß Vater seyn, um solche Herzensqualen zu begreifen.«

»Herr Marquis, wenn Sie diesen Schatz wieder erhielten, wenn Sie Ihre Töchter reich ausstatten und ihnen den vorigen Rang wiedergeben könnten, wären dann Ihre Wünsche erfüllt?« — »Ich hätte nichts mehr, um was ich den Himmel bäte« — »Und glauben Sie, daß der Schatz noch immer an der Stelle liegt, wohin Sie ihn gethan?« — »Ich glaube es, denn noch ganz neuerdings habe ich vernommen, daß die Verwüster mein Schloß bisher unberührt gelassen.« — »Gott sey gepriesen!« rief der junge Mann mit Begeisterung. — »Aber wozu Ihre Fragen? Wenn ein Uibel unheilbar ist, ist es nicht thöricht, nach Mitteln dagegen zu suchen?« — »Marquis, Sie sollen Ihren Schatz wieder erhalten, oder . . . sehen mich lebend nicht wieder.« — »Was bedeuten diese Worte, ich begreife Sie nicht.« — »Meine Worte bedeuten, daß ich Morgen nach Frankreich abgehe« — »Sie eilen dort dem Tode entgegen.« — »Gleichviel, mein Entschluß ist gefaßt. Ich bin verwaist, ich habe niemand, den ich liebe, als Ihre Familie . . . wohl denn, für das Glück Ihrer Familie bin ich entschlossen, mein Leben zu wagen.« — »Nein, nie willige ich in ein so unsinniges Unternehmen! eine solche Aufopferung kann ich nicht annehmen.« Gerührt preßte der Marquis Alexis in seine Arme. Dieser machte sich sanft los und sagte beim Abschied mit ernster Stimme: »Herr Marquis, vergebens rathen Sie mir ab, morgen trägt mich ein Schiff nach Frankreich. Bin ich in längstens vierzehn Tagen nicht zurück, dann beten Sie für mich!«

IV.

Zwei Tage nach dieser Unterredung verließ ein kleines englisches Handelsfahrzeug mit einer Ladung nach der Insel Jersey den Hafen von Dover. Es hielt sich auf der Höhe des Kanals, um die Begegnung mit einem englischen Schiffe zu vermeiden und umschiffte sodann das Kap de la Hogue. Ein junger Mann stieg in den Nachen, den vier treffliche Ruderer rasch bis an die Küste führten. Dort sprang der Reisende leichtfüßig an's Land und sagte englisch zu den Matrosen: »Sonntag früh, hier an derselben Stelle.« Der Nachen stieß ab und Alexis de Melcieu, denn er war es, blieb allein am Strande. Die verschiedenartigsten Gefühle bestürmten sein Herz. Er fühlte jene sanfte Rührung, welche die Rückkehr in's Heimatland einflößt; mit Entzücken athmete er die Luft Frankreichs; aber zugleich konnte er den Gedanken nicht bannen, daß er sich eine schwierige Aufgabe gesetzt und daß nur eine besondere Gunst des Himmels sein Vorhaben gelingen lassen könne. Auch ergriff ihn schwermüthig der Anblick dieses melancholischen Strandes, jenes Wiesenlandes, das sich in der Ferne wie ein grüner Gürtel zeigte, und Granville's, der industriösen Stadt, die noch in tiefem Schlummer lag. Nicht ohne Bitterkeit dachte Alexis, wie diese ganze schöne Landschaft eine Beute blutgieriger Aufrührer geworden, welche an die Stelle des Uiberflußes Elend, an jene der süßen Ruhe den Bürgerkrieg und Verzweiflung gesetzt hatten.

Der Anzug eines Hausirers verbarg den Rang des Chevaliers. Ein Tornister mit Schnupftüchern, verschiedenen Zeugen, kleinen Messern, Tabakdosen, Spiegeln und andern Kleinigkeiten hing über Alexis Schultern. Was den Chevalier bewogen hatte, sich in einen Hausirer umzugestalten, war ein Paß, den ihm einer seiner emigrirten Freunde gegeben, ein Paß, der ein Jahr zuvor von der Behörde von Honfleur für einen gewissen

Joseph Hogues ausgestellt worden war, und dem obgedachten Emigranten schon früher Gelegenheit gegeben hatte, in gleicher Verkleidung, wie jetzt Alexis, einem Verhaftsbefehle zu entrinnen. Mit diesem Papier versehen, bereit Alles zu wagen, das reizende Bildniß Blanche's de Livry immer vor Augen, wanderte der Chevalier festen Schrittes nach Granville zu, wo er den Tag zubringen wollte; denn seine Absicht war, in das Schloß des Marquis erst gegen Abend zu kommen, um dort, falls dieses Herrenhaus bewohnt seyn sollte, gastliche Aufnahme für die Nacht zu verlangen. Er war kaum eine halbe Meile gegangen, als er zwei Männer traf, die mit einer Art Harke den Meeressand aufkratzten und zu Haufen zusammen scharrten, aus welchen hernach Salz gewonnen werden konnte. Er trat auf sie zu und knüpfte, die gedehnte Redeweise der Bauern annehmend, ein Gespräch an; denn schweigsam vorüber zu gehen, wäre Unklugheit gewesen. Auch hoffte er von ihnen einige Auskunft zu erhalten.

»Bürger,« hub er an, »ihr seyd früh bei der Arbeit?« Der eine der Männer sah den Neuangekommenen mißtrauisch von der Seite an und versetzte, ohne sich in seiner Arbeit unterbrechen zu lassen: »Und warum nicht, 's Wetter ist schön, man muß es benützen . . . aber Du, Du hast Dich auch nicht spät auf die Beine gemacht, woher des Weges?« — »Von Mont Michel.« — »Und wohin geht's?« — »Nach Granville.« — »Was dort?« — »Du bist sehr neugierig,« sagte lachend Alexis, »aber hinter meiner Reise steckt eben so wenig ein Geheimniß, als in meinem Sack, ich will nur frische Vorräthe einkaufen.« — »Mit Deinem Geschäft scheinst Du zufrieden zu seyn,« sagte der zweite Mann, legte die Harke nieder und zog ein kleine verrauchte Pfeife aus der Tasche; »Du siehst nicht sehr nach Melancholie aus.« — »Zufrieden so ziemlich . . . seit wir diese Aristokraten los sind, können wir armen Leute kaufen und verkaufen, wie wir wollen . . . Willst Du frischen Tabak, Kamerad? ich habe dessen immer für meine Freunde.« — »Gerne, und Du rauchst nicht?« — »Nein, mir ist's verboten wegen meiner schwachen Brust.«

Die beiden Salinengräber lachten laut auf. »Ein Hausirer mit einer schwachen Brust!« rief der Eine, »wer hat das je gehört. Solche Alfanzereien kann sich allenfalls ein Marquis erlauben . . . aber ein französischer Bürger, ein Freund des Gemeinwohls, ein Mann endlich, der muß rauchen.« — »Ich stärke mich auf andere Art,« erwiederte Alexis, »da seht diese Flasche, die enthält einen Schnaps noch aus den Zeiten meines Großvaters . . . kostet ihn einmal.« — Die Beiden ließen sich nicht bitten. Der Trunk weckte ihren guten Humor. Alle drei setzten sich auf die Sandhaufen und sprachen fort, während die Sonne aus dem Schooße des Meeres aufstieg und die Wogen mit ihrem herrlichen Widerstrahl vergoldete.

»Glaubt Ihr Bürger, sagte der Chevalier, »daß ich gute Geschäfte hier machen werde?« — »Du kennst also den Ort nicht,« erwiederte Claude, einer der beiden Salzgräber. »Seit wir Hand an die Güter der Herren von ehemals (ci-devant) gelegt, fehlt es uns nicht an Geld, und wenn auch 's Geld nicht wäre, sind doch diese Seigneurs fort, die sich sonst von dem Schweiße des Volkes mästeten.« — »Du hast recht,« sprach Alexis, sich gleichgiltig stellend, »jetzt sind sie glücklicherweise fort . . .« — »Und läßt zufällig einmal so ein Exmarquis sich fangen, so hat die Nation schon Mittel, seiner schnell los zu werden.« — »Da ist Einer,« sprach der andere Salinengräber, der sehr wohl daran that, durchzugehen, er hätte auch springen müssen.« — »Wer das?« — »Du kannst ihn nicht kennen, da Du nicht aus der Gegend bist; ein alter Kerl, der einmal Marquis de Livry hieß . . . jedermann verwünschte ihn.« — »Er war also ein Feind des Volkes?« — »Das weiß ich nicht, aber er hatte Güter im Ueberfluß und gab Leuten seines Gleichen Feste, wo man ganze Wochen lang jubilirte . . . und um den Stolz der Bürger zu beleidigen, vertheilte er Gnaden und Almosen rechts und links . . . der Elende, hätte ich ihn nur in meine Hände bekommen . . .« — »Und hast Du Dich nicht gerächt und sein Schloß niedergebrannt?« — »Nein, und es thut mir leid. Jetzt ist es Nationaleigenthum.« — »Sprecht, scheint es Euch nicht, als ob die Sonne etwas zu stechen begänne? Wenn Ihr Eure Arbeit beendet, werden wir wohl thun, in die Stadt zu gehen.« — »Wir haben noch gute zwei Stunden zu thun.« — »Dann muß ich Euch verlassen; . . . aber ich rechne d'rauf, Euch wieder zu sehen. Nennt mir einen Ort, wo ein Reisender billig essen kann.« — »Fragt nur nach der Bürgerin Falliour, zum Schilde enfants de la patrie.« — »Gut, dort trefft Ihr mich.«

Alexis verließ die beiden Salzgräber, die von ihrer neuen Bekanntschaft ganz entzückt waren, und schritt, ein altes Volkslied singend, auf Granville zu. Die Geschicklichkeit, mit welcher er Stimme und Gang der gemeinen Normandesen sich eigen gemacht, hätte den feinsten Beobachter irre geführt. Entschlossen zu sterben oder das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, schöpfte er gerade aus der Festigkeit seines Entschlußes jene Sicherheit, jene Kaltblütigkeit, welche zum Gelingen eines solchen Wagnisses nothwendig waren. Mehr als einmal aber blutete ihm das Herz bei den sichtbaren Folgen der Revolution. Die Kirchen der Stadt waren alle geschlossen; das Fischervolk, das sonst seine Barken und seine Hoffnungen unter den Schutz Mariens, der Patronin der Seeleute, gestellt, wagte sich nun auf den Ocean, ohne früher auch nur ein leises Gebet zu sprechen. Wilde Municipalbeamte, deren Gesichter wo möglich noch gröber waren, als ihr Anzug, übten überall eine despotische Aufsicht. In keinem Auge sah man einen Strahl von Freude; nur die kleinsten Kinder hatten ein Lächeln auf den Lippen, und wie viele sollten durch das mordende Gesetz der Gleichheit zu Waisen werden!

Dieser Tag dünkte dem Chevalier sehr lang; im Verlauf desselben ereignete sich ein Zufall, der sein Unternehmen gleich in allem Anbeginne hätte vereiteln können. In einem Wirthshause traf er nämlich einen wirklichen Hausirer, der seinen angeblichen Genossen mit aufmerksamen Augen zu mustern begann. »'s ist doch sonderbar,« sagte er, »aber ich kenne den da gar nicht — und doch kann ich mich sonst eines guten Gedächtnisses rühmen.« — Alexis hatte die Aeußerung aufgefangen und entgegnete keck: »Du kennst mich nicht? Nun das wäre auch schwer, denn ich treibe erst seit einem Jahre unser Handwerk.« — »Früher lebtest Du also von Deinen Renten?« — »Nein; aber ich besaß ein kleines

Grundstück, das mir dann von dem Verwalter des Besitzers meines Geburtsorts weggenommen wurde. Ich wurde das Opfer eines Processes.« — »O,« rief der Hausirer, »da sieht man, wie die Herren von Ehemals so viel Besitzungen erwarben. Wirst Du noch längere Zeit in Granville bleiben?« — »Nein, ich will bis nach Coutances hausiren gehen, und dort einen Vetter besuchen.« — »Viel Glück also,« rief der Hausirer, und hob sein Glas: »Trinken wir eins als gute Kameraden — auf das Wohl der Nation!«

Ein Mann mit einer hölzernen Schaufel auf der Schulter, über die er seine Jacke gehängt hatte, trat in die Schänke. Es war Claude, der Salinengräber. — »He,« rief er, »könnt Ihr nicht ein wenig auf Eure Freunde warten?« — Der Chevalier sah mit Vergnügen seine Bekanntschaft von heute Morgen hereinkommen und ließ sich sehr gerne die Freundschaftsbezeigungen eines Einheimischen vor der ganzen Versammlung gefallen. Der plumpe Händedruck mit dem Claude Alexis begrüßte, brachte ihn mit allen Anwesenden auf einen vertrautern Fuß. Eine tüchtige Schüssel Kaninchen-Fricassee, ein Gericht Fische und eine erkleckliche Menge Cider (Aepfelwein), die der Chevalier klüglich auf seine Kosten auftischen ließ, brachte es vollends dahin, ihm die Zuneigung seiner Gesellschafter zu gewinnen. In ihrem Eifer, die Becher zu füllen und zu leeren, bemerkten sie gar nicht, daß Alexis ihrem Beispiele nicht folgte.

Als der Abend herangekommen war, erhob sich der Chevalier unter dem Vorwande, seine Reise fortsetzen zu müssen, um am nächsten Morgen in Coutances einzutreffen. — »Ich marschire gerne des Nachts,« sagte er, »denn in diesen heißen Tagen hat so ein armer Packträger keinen ärgeren Feind, als die Sonne.« — »Wenn Du denn durchaus fortwillst,« sagte Claude, »so will ich Dich begleiten; kennst Du vielleicht die Straße nicht, so verlaß Dich nur auf mich; ich könnte mit verbundenen Augen in der ganzen Gegend herumwandern.« Weit entfernt, dieses Anerbieten mit Widerwillen anzunehmen, ging der Chevalier sehr gern darauf ein, denn er sah wohl ein, wie nöthig es ihm sey, an diesem eingebornen Patrioten einen lebendigen Paß zu haben. Eine Stunde später tauchte auf einem Hügel vor den Augen des Chevaliers ein gothisches Gebäude mit vier zackigen Eckthürmchen auf. Geschwärzt vom Alter, erhob es sich majestätisch aus dem es umgebenden dichten Laubgürtel empor. Eine Allee von hundertjährigen Ulmen führte zum Haupteingang, einem Gitterthor mit vergoldeten Lilien auf den Spitzen und steinernen Löwen auf den Thorpfeilern, die das Wappenschild des Hauses Livry hielten; das Landvolk hatte sich das Vergnügen gemacht, die Wappenschilde zu zertrümmern und die vergoldeten Lilien herunterzuschlagen. Der Chevalier konnte sich, während er auf diesen alten Herrensitz zuschritt, nicht enthalten, einen traurigen Vergleich zwischen jetzt und einst anzustellen. Beim Anblicke dieses verwaisten, in Dunkel und Schweigen gehüllten Schlosses schien es ihm, als sey seit dem Beginn der Revolution ein ganzes Jahrhundert verflossen, und er fragte verwundert sich selbst, wie nur die wilden Verwüster die alten Herrlichkeiten unangetastet stehen lassen konnten. Er bedurfte eines Vorwandes im Schlosse Halt zu machen; die Noth gab ihm eine List ein; er that, als hätte er sich heftig an einen großen Stein gestoßen und fiel zu Boden. Claude reichte ihm eilig die Hand zum Aufstehen. — »Hast Du Dir einen Schaden gethan?« frug er. — »Nein, aber ich hinke doch ein wenig, und müde bin ich auch, es wird mir schwer werden, weiter zu gehen; glaubst Du wohl, daß man mich in dem Hause da unten aufnehmen würde?« — »In dem ehemaligen Schlosse der Herren von Livry? — warum nicht — 's ist ja ein Gemeingut.« — »Es ist wohl bewohnt?« — »Die Gemeinde hat als Wächter Jerome Brideau, einen alten Patrioten hineingesetzt; das ist ein wackerer Soldat, der sich in den letzten Schlachten gegen Coburg ausgezeichnet und einen Arm in Belgien gelassen hat. Komm nur, auf meine Anempfehlung wirst Du gut aufgenommen werden.«

Am Gitterthor angelangt, zog Claude tüchtig an einer großen Glocke. Wenigstens zehn Minuten lang dauerte es, und Niemand gab im Schlosse ein Lebenszeichen von sich; Claude hatte schon sein ganzes Wörterbuch von Flüchen erschöpft, als endlich eine scharfe Stimme ertönte: »Wer ist da?« — »Ich, Claude Pingret!« — »Ich komme schon.« Durch die abgefallenen Blätter der Allee raschelten Schritte. — »Das ist die Frau von Jerome Brideau,« sagte Claude; »wir sind alte Bekannte und ich brauche ihr nur ein Wort zu sagen, und Du wirst hier aufgenommen werden, als wenn die Barake Dir gehörte.«

Claude's Versprechen erfüllte sich auf's vollkommenste; mochte nun vielleicht Madeleine einen alten Freund nicht beleidigen wollen, oder flößte ihr die Physiognomie des angeblichen Hausirers so viel Vertrauen ein, — kurz, sie ließ ihn in das alte Schloß ein. »Nun, und Du,« sagte sie zu Claude, »kömmst Du nicht auch herein?« — »Nein, meine Alte; ich muß wieder umkehren, damit ich Morgen zu guter Zeit bei der Arbeit bin. Ich habe dem wackern Burschen nur ein wenig das Geleite gegeben; jetzt braucht er mich nicht mehr.« Alexis sagte Claude seinen Dank und folgte Madeleine.

Während er die zahlreichen Fragen Madeleine's beantwortete, schweiften seine Blicke gierig und aufmerksam auf seinen Umgebungen umher. Auf dichten Rasenteppichen erhoben sich schöne Baumgruppen; hie und da blickte wie eine weiße Geistergestalt eine Marmorstatue aus einem Bosquet und alles zeigte eine reizende Vereinigung von Kunst und Natur. Die Gedanken des Chevalier schweiften zurück zum Marquis und seinen Töchtern. Hier hatte der Greis seinem stillen Sinnen nachgehangen, dort hatten Blanche und Mathilde einen Strauß gepflückt. Er hatte große Mühe, der plumpen Bäuerin, die nun gleichsam die Verwalterin dieses Schlosses geworden war, nicht einen Blick des Zornes zuzuwerfen. Als er die erste Stufe der Vortreppe betrat, gewahrte er einen Mann in halb bäurischen, halb militärischen Kleidern mit einer Freiheitsmütze auf dem Kopfe, der Madeleine anfuhr: »Was soll das seyn? Warum hast Du aufgemacht?« — »Sey ruhig, Jerome,« antwortete sie in aller Gelassenheit, »es ist nur ein müder Hausirer, der um eine Herberge für diese Nacht bittet.« — »Ein Nachtlager? unmöglich!« — »So höre doch; er ist mit Claude Pingret gekommen, der sein Freund ist.« — »Ah — das ist etwas Anderes; Claude ist ein

warmer Patriot, der mir keinen Monarchisten empfehlen wird. Tritt ein, Bürger.« — »Ich bin Dir wirklich sehr verbunden, Bürger Jerome,« sagte Alexis, »denn mein Pack fängt mir an schwer zu werden.« — »Er ist wohl recht reich gefüllt,« meinte Madeleine neugierig. — »Ich werde Ihnen meine Waaren zeigen, Madame Brideau.« — »Wie, Madame?« wiederholte Jerome. »Du bist sehr ceremoniös für einen Republikaner.« — »Ich achte nur das Geschlecht.« — »Nun,« sagte Madeleine, »er ist artig, und das gefällt mir. Aber bleiben wir nicht hier in der Abendkühle stehn. Hast Du Hunger, Bürger?« — »Ich danke. Ich habe in Granville mit Claude und einigen andern braven Kameraden tüchtig zu Abend gegessen.« — »Sonderbar,« sagte Jerome leise zu seinem Weib, »ein Hausirer, der keinen Appetit hat.« — »Dummkopf,« entgegnete sie ihm, »Dir ist auch Alles verdächtig.« — »Das ist übrigens einerlei,« nahm Alexis das Wort, »ich will eins mit Euch trinken.« — »So ist's recht,« rief der alte Soldat.

Alle drei traten nun in ein ebenerdiges Zimmer, das ehemals von einer ausgezeichneten Eleganz gewesen seyn mußte. Uiber den Flügelthüren prangten mythologische Gemälde in reich geschnitzten Rahmen; die Pfeiler hatte der Pinsel irgend eines berühmten Künstlers geschmückt. Die Uhren, Vasen, Kronleuchter u. dgl. waren gestohlen, aber die größern Einrichtungsstücke, Kanapées, Fauteuils, Pfeilertischchen mit vergoldeten Füßen standen noch auf ihrem Platze. Alexis war empört, diese kostbaren Reste von dem plumpen Volk der jetzigen Schloßhüter entweiht zu sehen. Das Abendessen des Invaliden wurde auf einem herrlichen Tisch von Citronenholz aufgetragen; sein Tabak, seine Pfeife, sein Schnupftuch und seine schmierige Mütze lagen auf einer Bergère von himmelblauem Atlas herum. Madeleine setzte ihre Füße auf einen reich gestickten Schemel, den vielleicht Blanchen's Hand verfertigt hatte, — ein schwarzzottiger, mit Koth bedeckter Köter machte sich's auf einem Sopha von Utrechter Sammt bequem.

»Wohnt Ihr allein in dem weitläufigen Schlosse?« frug der Chevalier, indem er seinen Ranzen auf einem Leuchtertisch niederlegte. — »Ganz allein,« sagte Madeleine. — »Da mögt Ihr Euch nicht wenig langweilen.« — »Ja wohl,« entgegnete sie; — »hätte man diesen alten Tyrannensitz meinem Bürgersinne und meinem Muthe nicht anvertraut, ich würde nicht fünf Minuten drin bleiben. Es wird wohl auch nicht mehr lange dauern, denn ich fürchte, die Aristokraten kommen wieder.« — Alexis sagte lachend: »Bürger Brideau, da machst Du Dir unnütz den Kopf warm — die kommen so bald nicht wieder.« — »O man fängt öfter welche, die verkleidet herumstreichen.« — »Das sind Narren, die selbst in's Feuer laufen. Was wollen sie denn hier, was können sie hoffen?« — »Sie haben die Unverschämtheit ihre alten Wohnsitze sehen zu wollen. Zum Glück ist das Volk wachsam. So wie man einen fängt ...« — »So wird er auch verurtheilt.« — »Richtig, ... und hingerichtet.« — »Wird man denn dieses ehemalige Schloß nicht bald verkaufen?« — »Ja wohl — um das Material zu verwenden.« — »Sind viele Käufer dazu da?« — »Zwei oder drei. Laurent Bernard, der ehemalige Meier des sogenannten Marquis von Livry wird es wahrscheinlich kaufen.« — »Laurent Bernard ist wohl sehr reich?« — »Was weiß ich; — er ist einer von den Richtern des Revolutionstribunals in Granville und Frankreich hat keinen wärmern Patrioten.« — »Weil wir von Patrioten reden,« fiel Alexis ein, »so muß ich Euch doch die Portraits von Marat und Robespierre zeigen.« Jerome Brideau's Züge glänzten vor Freude bei dem Anblick der rohen Kupferstiche, die in vier schwarze Holzleisten eingerahmt waren. — »Bürger,« sagte Alexis, »wenn Du Dein Zimmer mit diesen Bildern schmücken willst — sie sind Dein.« — »Schön Dank,« rief Jerome, »die gebe ich nicht für ein gleiches Gewicht Gold her.« — »Euch, Bürgerin, könnte vielleicht dieß Halstuch gefallen?« — »Ei freilich, wie sollte es nicht ...« — »Da habt Ihr es — Ihr gewährt mir freundliche Aufnahme, das ist nur ein kleiner Tauschhandel unter uns. Bis Ihr abgegessen habt, seid so gut, mir mein Zimmer zu zeigen.« — »Ich will Dich hinführen,« sagte Jerome und ein Licht ergreifend ging er vor dem Chevalier her.

Sie stiegen in den ersten Stock, und durchschritten eine lange Reihe von Zimmern, die noch prachtvoller waren, als die ebenerdigen. Endlich zeigte sich den Blicken des Chevaliers der Saal. Die Möbel waren fast alle fortgeschafft, aber der Kamin mit seinen Karyatiden war noch unangetastet, und ohne Zweifel ruhte der ersehnte Schatz in seinem verborgenen Fache.

Als Jerome Brideau wieder bei seinem Weibe war, äußerte er seinen Verdacht gegen den Fremden. Madeleine stritt dagegen. »Siehst Du, Du hast zu viel blindes Vertrauen,« sprach der Invalide. »Dieser Hausirer sieht mir nicht aus, als wie einer aus dem Volke; statt zu trinken, nippte er nur, fluchte kein einzigesmal und schenkte seine Waare eben so gerne weg, als ein anderer sie verkauft.« — »Bah,« sagte Madeleine, »Du bist wie ein Kerkermeister. Nichts scheint Dir natürlich. Ist das ein Verbrechen, daß der wackere Bursche gerne ein kleines Geschenk macht?« — »Nun, das wußte ich wohl, daß Du ihn vertheidigen wirst. Gewiß hast Du aber nicht bemerkt, daß er Hände hat so weiß, wie ein Fräulein.« — »Muß er sie denn schwarz haben wie Maulwurfstatzen? Arbeitet denn ein Hausirer auf dem Felde, daß sich ihm die Hände bräunen müssen? Geh, Du hast Unrecht, diesem Reisenden zu mißtrauen. Ich wette, er liegt ruhig und schnarcht.« — »Ich will nicht dafür stehen.« — »Es gibt ja ein Mittel das zu erfahren. Gehen wir ganz leise, bloß in Strümpfen hinauf — wir brauchen ohnehin kein Licht — und wenn wir den Hausirer nicht herumgehen hören und er ruhig schläft, so ist dieß ein Beweis, daß er auf nichts Uibles denkt.« — »Der Einfall ist gut; aber wirst Du nicht sprechen, wenn wir oben sind?« — »Nein, ich verspreche Dir's.«

Jerome und Madeleine schlichen mit Katzentritten die Stufen hinan, in das Vorgemach des Zimmers, worin der Chevalier schlief. Mehr als eine Stunde lauerten sie da, aber sie hörten nichts, als den Wind, der durch die Gänge pfiff. Jerome, der es satt war, in einem dunklen Winkel Wache zu stehen, sagte endlich leise zu seiner Frau: »Ich glaube nun, Du hattest doch recht. Der Hausirer hält sich ganz ruhig, geh'n wir wieder hinunter.«

Es war nahe an Mitternacht, als der Chevalier seine Thüre öffnete, um sein Unternehmen zu beginnen.

Mit verhaltenem Athem that er leise einige Schritte im Dunkeln und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Alles war ruhig und er glaubte sich sicher. Er kehrte um, und kam mit einer kleinen Blendlaterne wieder, die er schon zu diesem Behufe mitgebracht hatte, und die er jetzt so hielt, daß man ihn kaum zehn Schritte weit bemerkte. Nicht einmal das Getäfel des Bodens knarrte unter seinen Füßen, so behutsam trat er auf. Endlich gelangte er in den Saal, und schritt grade auf den Kamin los. Einen Augenblick hielt er inne und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dann sah er sich nochmals vorsichtig um und suchte die geheime Druckfeder. Jetzt findet er sie... er drückt mit hastigem Finger drauf... der Schrank öffnet sich... Alexis langt mit der Hand hinein... er war leer!

Uiberwältigt von Schmerz, erschöpft von der Aufregung wäre der Chevalier fast zusammengesunken. Seine Hoffnungen waren vernichtet, seine Mühen verloren. Vorbei war es mit dem Glück, Blanchen, Mathilden, dem Marquis ihre Unabhängigkeit, ihre Ruhe wieder geben zu können! Vorbei mit einer andern süßen Hoffnung, mit der er sich getragen, ohne sich sie selbst klar zu gestehen. — Es mußte Jemand hinter das Geheimniß gekommen seyn. Vielleicht Jerome, der Elende! Alexis ergrimmte bei dieser Idee. Doch was war zu thun? Leider nichts, als leise in sein Zimmer zurückschleichen und Morgen zu trachten, das Ufer wieder zu gewinnen.

In dem Augenblick, wo er aus den Salon heraus trat, glaubte er den Ton einer Stimme zu vernehmen und blieb stehen; da es aber still blieb, so beruhigte sich Alexis wieder und schritt weiter. Fünf Minuten später lag er unentkleidet auf seinem Bette, nicht um zu schlafen, sondern um ein wenig zu ruhen. Der Tag war so ermüdend gewesen, daß er trotz seiner trüben Gedanken unvermerkt einschlummerte. Als es sechs Uhr schlug erwachte er. Von einer gewissen Unruhe ergriffen, beeilte er sich, seine Kleider in Ordnung zu bringen, und als er damit fertig war, öffnete er die Thüre seines Zimmers. In demselben Augenblicke stürzten sich zehn oder zwölf wohlbewaffnete Männer auf ihn und faßten ihn am Kragen, während eine gleiche Zahl unter dem Rufe: »Da ist er der Aristokrat, der verkleidete Räuber,« herbeirannte.

Ohne den Versuch zu einem unnützen Widerstand zu machen, suchte der Chevalier mit seinen Blicken Jerome Brideau. »Elender,« rief er ihm zu, »ist dieß Deine Gastfreundschaft? Es gibt nur einen Räuber hier, und das bist Du, der Du aus diesem Schloße ein Raubnest gemacht hast.« — »Nimm Dich in Acht,« sagte Jerome, »Du beleidigst einen guten Bürger.«

»Tod dem Aristokraten,« brüllte der Haufe, der sich durch herzulaufende Bauern immerwährend vergrößerte.

»Wohin soll man ihn führen?« fragte Einer Jerome. — »Nach Granville, graden Wegs vor das Revolutionstribunal,« war dessen Antwort.

V.

In einem langen, rings von hölzernen Bänken umgebenen Saal drängte sich eine lärmende Menge unter verworrenem Geschrei und Getöse. Der entsetzliche Ausdruck in vielen dieser Gesichter entsprach ganz ihrem schändlichen Vorhaben. Die Wortführer unter ihnen trugen mit Stolz ihre rothen Mützen. Ihre Weiber, die den Megären in Paris den Namen der »Furien der Guillotine« streitig machen konnten, wütheten gegen den Angeklagten, der eben vor dem Tribunal erscheinen sollte. Andere Bewohner des Städtchens, gutmüthiger aber furchtsam, trugen ein Mitleid in ihrem Herzen, das sie nicht zu zeigen wagten. Die niedrigsten Leidenschaften beherrschten den Haufen mit aller Macht des Lasters; in den Zeiten eines solchen Umsturzes bedarf es der Kraft, um tugendhaft zu seyn.

Das Geheimniß, das den Gefangenen umgab, war der Gegenstand der Gespräche. Jeder behauptete, ihn gesehen und im Verdacht eines von den Fremden erkauften Verräthers gehabt zu haben. Er war wahrscheinlich der Vorläufer einer englischen Flotte, ausgesendet, um die Stimmung zu erforschen — jedenfalls war er ein Spion. Je weiter sich der Haufe in Vermuthungen einließ, je mehr stieg seine Aufregung. »Nun, Nachbarin, den hat uns auch England hergeschickt.« — »Man kennt vielleicht sein Verbrechen noch nicht hinlänglich.« — »Möchtest Du ihn nicht etwa vertheidigen? Bist Du vielleicht eine von den Gemäßigten?« — »Ich? beleidige mich doch nicht mit solchen Zumuthungen. Ich meine nur, es wäre gut, die Sache genau kennen zu lernen.« — »Das ist alles ganz gut bekannt; Du wirst sehen, daß der Spion verurtheilt wird.«

In einer andern Gruppe ereiferten sich die Fischer und Arbeiter nicht weniger. — »O,« rief einer, »das ist ein Fuchs, der mehr als einen Kniff vorräthig hat. Denk' Dir nur, am Strand hat er sich an Claude und Jacques gedrängt, um sie zutraulich zu machen und von ihnen Nachrichten zu erhalten, die er nöthig hatte. Da ist Claude, der wird uns erzählen.« — »Ja, da bin ich,« wiederholte dieser halbtrunken, »und ich bin bereit, vor dem Tribunal meine Aussagen gegen diesen Schurken zu machen, der mich mit seinem Tabak und seinen paar Tropfen bestechen wollte — er hätte mich in schlechten Ruf bringen können, der Nichtswürdige! — Glücklicherweise ist mein Bürgersinn über allen Verdacht erhaben.« — »Habe keine Angst,« entgegneten seine Kameraden, »Claude Pingret und Jacques sind wegen ihrer Gesinnungen bekannt... und das genügt.«

In diesem Augenblick trat ein tiefes Schweigen nach dem Lärmen des Haufens ein. Die Glieder des Tribunals traten einer nach dem andern mit aller Würde ein, und der Angeklagte wurde auf seine Bank geführt. — »Wer bist Du,« fragte der Präsident des Tribunals den Chevalier, »und wie heißest Du?« — Alexis zögerte keinen Augenblick mit der Antwort. Es fiel ihm nicht im entferntesten ein, die Rolle des Hausirers weiter zu spielen. Verstellung und List taugten, als es sich drum handelte, den Schatz des Marquis zu erobern; nun es sein Leben galt, schienen sie ihm unwürdig und die kurzen sein harrenden Leiden nichtig. »Ich bin ein Emigrirter,« antwortete er, »und heiße Chevalier Alexis de Melcieu.« — »Schreibe: Der ehemalige Melcieu,« sagte der Präsident zum Gerichtsschreiber. »Schreiben Sie meinen Namen, wie's Ihnen gefällig ist,« entgegnete der Chevalier. »Es fällt den Republikanern eben so leicht, mir meinen Titel zu nehmen, als sich welche beizulegen.«

»Du wirst keck,« sagte einer der Richter; »das könnte Dir theuer zu stehen kommen.« — »Ich fürchte Eure Drohungen nicht. Uibrigens kenne ich Euer Verfahren, es ändert sich nicht. Ich werde Morgen nicht mehr seyn, und Ihr werdet Eure Hände in meinem Blute baden.

»Ruhig mit den Großsprechereien,« erwiderte der Präsident, »und antworte genau auf meine Fragen: Seit wann bist Du im Lande?« — »Seit Gestern.« — »Auf welchem Wege bist Du hergekommen?« — »Das kann ich nicht sagen.« — »Ohne Zweifel haben Dich die Engländer ausgeschifft?« Alexis schwieg. »Sicher bist Du auch ihr Agent. Sie haben Dich bezahlt, um Dein Vaterland zu verrathen.« — »Niemals,« rief der Chevalier mit der Heftigtigkeit der tiefsten Empörung. »Mein Vaterland hat mich ausgestoßen, ich werde auf seinem Boden den Tod finden, aber ich bewahrte ihm stets meine Liebe, meine Treue.« — »Die Treue eines Emigrirten!« — Die Zuhörer zeigten durch ein Gemurmel, daß der höhnische Ausruf des Präsidenten ganz in ihrem Sinne war.

»Ehre und gute Gesinnung,« sagte Alexis kalt, »müssen wohl mit den Emigrirten Frankreich verlassen haben. denn sie gedeihen nicht mehr auf seinem Boden, auf dem sie sonst heimisch waren. Ich sehe hier manchen Diener, der seinen Herrn verrathen, manchen Judas, der seinen Gott verkauft hat.« — »Still,« schrie der Präsident mit donnernder Stimme. — »Ich habe ja Dich nicht genannt.« fuhr der Chevalier fort, »wozu dieser Zorn? Bist Du nicht Laurent Bernard, ehemals Meier des Marquis von Livry?« Eine fahle Blässe bedeckte die Züge des Präsidenten. seine Lippen preßten sich zusammen, und ein düstres Feuer sprühte aus seinen tiefliegenden Augen. Alexis verwirrte ihn mit seinem festen anklagenden Blick. Die Rollen waren vertauscht. Endlich die Herrschaft über sich selbst gewinnend, sagte er mit dem Ton des Ingrimms: »Mein Name geht Dich wenig an. Hier gibt es weder einen Laurent Bernard, noch einen Meier, hier ist nur ein Richter, der beauftragt ist, Dich zu vernehmen und sein Urtheil zu sprechen.« — »Ich erkenne Dich nicht als meinen Richter an, denn ich vertrete hier die Stelle des Marquis von Livry, eines edlen und unglücklichen Greises. der Dein Herr war, Dein Herr, hörst Du? Und seit wann erniedrigt sich der Herr unter den Urtheilsspruch seines Knechtes?« — »Elender!« — »Bewahre diese Titel für Dich. Der Marquis konnte Dir nicht mehr nützen, da bist Du sein Feind geworden, und der Haufe, der mich hier umgibt, dieser Haufe, den der Marquis von Livry mit Wohlthaten überhäuft hat, zahlt ihn mit Undank und Verwünschungen.«

Diese kühnen, an die Zuhörer gewendeten Worte erbitterten sie nur noch mehr, statt sie zu rühren. Der Undank mag nicht entlarvt werden, er ist das heuchlerischeste aller Laster.

»Du bist in das Schloß des Ex-Marquis gekommen, und hast verlangt, die Nacht dort zubringen zu dürfen. Was suchtest Du dort?« — »Ein Kästchen mit Geld und kostbaren Juwelen, das der Marquis von Livry in einem geheimen Schranke zurückgelassen hatte.« — »Ah, Du wolltest also einen Diebstahl begehen?« — »Einen Diebstahl . . . ich! doch ich thue Unrecht mich zu ereifern Die sich zu ihrem Nutzen des Schlosses und der Ländereien des Marquis bemächtigt haben, die allein haben eine solche ehrlose That begangen, denn sie haben einen abwesenden, verwiesenen Greis geplündert. Ich war vom Marquis von Livry beauftragt, auf Gefahr meines Lebens hin mich des Schatzes zu bemächtigen, den er am Vorabend seiner Abreise verborgen hatte; andre aber sind mir zuvorgekommen, denn ich fand nichts.« — »Deine Habgier hat ihre gerechte Strafe empfangen,« sprach der Präsident im bittersten Tone. »Du wolltest dem Vaterlande einen Nachtheil zufügen; nun wirst Du zu Deinem Schaden erfahren. daß man nicht straflos dem Gesetze und der Moral Hohn spricht.« — »Verurtheile mich, treuloser Diener, aber erspare mir wenigstens Deine Moralpredigten.« — »Hast Du nichts weiter zu Deiner Vertheidigung zu sagen?« — »Nein.« — »Man führe die Zeugen vor.« Claude Pingret und Jacques, die beiden Salinengräber, die Wirthin Falliour, Jerome Brideau und seine Frau erschienen. Ihre Aussagen wichen nur in sehr wenigen Punkten ab. Alle sagten einstimmig aus, daß der Angeklagte ihnen ein aristokratisches Benehmen zu haben schien, daß er aber zu gleicher Zeit so sehr das Aussehen einer ehrlichen Haut gehabt habe, daß Jedermann sich hätte von ihm anführen lassen. »Ja, das ist wahr,« sagte Madeleine. »Er lachte und schwatzte mit einer Lustigkeit, einer Ungezwungenheit — man hätte geschworen, daß er sein Leben lang den Pack getragen hat. Ist das Betrügervolk, diese Herren von Ehemals!« — »Schweig,« fuhr sie Jerome an, »ich, ich habe mich nicht einen Augenblick getäuscht, ich habe den Wolf in Schafskleidern gleich erkannt. Die Manieren dieses Menschen hatten etwas Verdächtiges . . . das entging mir nicht, denn ich habe ein scharfes Auge. Ich legte mich in den Hinterhalt auf die Lauer, und sah das Manövre des Feindes.« — »Jerome,« sagte der Präsident mit Feierlichkeit. »Du hast Dich um das Vaterland wohl verdient gemacht, es wünscht Dir durch mich Glück dazu.« — »Ich danke, Präsident. Es lebe die Republik!«

Der Chevalier betrachtete den aufgeregten Haufen mit kaltem Lächeln. Je ruhiger er war, je mehr erregte er ihre Wuth, und sie hätten ihn zerreißen, sie hätten ihm tausend Tode geben mögen, dafür daß er dem einen mit solcher Unerschütterlichkeit entgegensah Wie er vorausgesehen hatte, verdammte ihn der gefällte Spruch zum Tode. Als man ihn fortführte, stürzten die Anwesenden voraus, um ihm in's Gesicht zu sehen und die Furcht auf seinen Zügen zu lesen. Er errieth ihre Absicht, und wendete den Kopf, um ihnen ein Antlitz voll heiterer Ruhe zu zeigen. Ihr Geheul verfolgte ihn, doch war auch manches Gemüth von unwillkürlicher Bewunderung für diese Seelengröße erfüllt, und hegte die besten Wünsche für den Chevalier.

Er wurde ins Gefängniß zurückgeführt. Die traurigsten Betrachtungen überkamen ihn. Er war allein, allein gegenüber dem Tode, dem unerbittlichen, dem unersättlichen kalten Tode. Der höhnische Haufe, der seine Mienen erspähte, der seine Züge studirte, war nicht mehr da. Hätte man Alexis vom Gericht auf den Marktplatz, vom Spruch zum Tode geführt, er hätte seine mehr als menschliche Ruhe durch die Aufregung aufrecht erhalten. Aber auf dem feuchten Strohlager

des dunklen Kerkers an Alles das denken, was man liebte, wovon man träumte, und sich sagen, daß ein Beilhieb in 24 Stunden uns von Allem trennt, war entsetzlich, erdrückend.

Die Nacht kam heran, und mit ihr einige Ruhe für Alexis. Gegen eilf Uhr erwachte er und warf sich im heißen Gebete auf die Knie. Während er in seiner Andacht versunken war, öffnete sich leise die Thüre seines Gefängnisses und ein Mann trat ein. Der Chevalier erhob die Augen und erkannte Laurent Bernard.

Dieser, der das Erstaunen wohl begriff, das seine Gegenwart dem Chevalier einflößte, sagte mit halber Stimme: »Fürchten Sie nichts.« — »Was sollte ich fürchten? Ich bin zum Tode verurtheilt.« — »Ich mußte es thun, aber ich komme Sie zu retten.« — »Sie!« — »Ja, ich, den Sie für Ihren Feind gehalten haben.« — »Ich will Ihnen mein Leben nicht verdanken.« — »Unglücklicher, fesselt Sie denn nichts mehr an's Daseyn?« — »Ich gestehe es, ich scheide ungern vom Leben, aber ich will es lieber verlieren, als mir es durch eine Niedrigkeit erkaufen.« — »O, ich beschwöre Sie, vertrauen Sie mir! Wenn Sie wüßten, was für wichtige Entdeckungen ich Ihnen zu machen habe!« — »Wer bürgt mir aber für Ihre Aufrichtigkeit, der Sie den edelsten und tugendhaftesten Menschen, Ihren Wohlthäter verlassen haben?« — »Meine Gewissensbisse sind der Bürge für meine Gesinnungen. Kommen Sie, Niemand wird Ihre Flucht gewahr werden. Die Wächter sind, Dank sey es meiner Fürsorge, im tiefen Schlafe der Trunkenheit. Hier ist der Schlüssel zum Gefängniß.« — »Schwören Sie mir, daß Sie mir keine Falle bereitet haben.« — »Ich schwöre es, beim Namen des Herrn Marquis von Livry, meines ehemaligen Herren!«

VI.

Laurent Bernard ging mit großen Schritten stumm voran, der Chevalier folgte ihm durch die öden Straßen, im Stillen die Wege der Vorsehung bewundernd, die einen wüthenden Schreckensmann zum Retter eines Royslisten gesendet hatte. Der Mond warf seine matten Strahlen über die Dachfirsten auf das Pflaster; die ganze Stadt schien zu schlafen. Der ehemalige Meier wählte vorzüglich die engsten, dunkelsten Gäßchen. Dann und wann erscholl das Gebell der Hunde, deren Aufmerksamkeit von dem Schall der Tritte erregt wurde. Endlich erschien Laurents Haus nicht weit vom Thore, ein Denkmal des Mittelalters, halb Holz, halb Stein, mit ausgeladenem erstem Stockwerke, das auf dicken Balken ruhend, das Erdgeschoß überragte. Ein paar enge, stark vergitterte Fenster ließen ein spärliches Licht ein, die Thüre war derb mit Eisen beschlagen, und plump geschnitzte Drachen und Lindwürmer schienen sich vom Dachrande auf den Besucher herabstürzen zu wollen Laurent Bernard schloß auf, und die Thüre öffnete sich mit widrigem Geknarre. An der Hand des Meiers tappte Alexis durch einen langen feuchten Gang; seine Hand faßte endlich einen längs der Mauer hingezogenen Strick. »Steigen Sie hinauf,« sagte sein Führer. Oben angekommen, zog Laurent aus einer kleinen Mauernische ein Feuerzeug hervor, und machte Licht. Alexis erblickte nun das Innere des sonderbaren Gebäudes. Es schien ihm, als hätte er nur seinen Kerker gewechselt, so elend sah es rings aus. Durch ein paar wüste, schmutzige Räume mit Papierfenstern und fast ohne Möbel kamen sie endlich an eine sehr gut versteckte Thüre. Sie öffnete sich, und er erblickte ein geräumiges Zimmer, auf's Schönste geschmückt mit Tapeten, Bildern und kostbaren Vasen, wahrscheinlich die Beute von der Plünderung eines Schlosses. »Treten Sie ein, Herr Chevalier,« sagte Laurent; »Sie sind der erste, dem ich meine geheime Wohnung öffne; selbst ich komme wenig hinein. Ich hatte sonst ein Weib, das sie bewohnte — für sie hatte ich alle diese Gegenstände des Luxus, die ihr Auge erfreuten, zusammengeschleppt — aber Marie Justine ist nicht mehr — und was bedarf ich dessen?« — »Wie, Laurent Bernard, Sie, der Sie mit unbeugsamer Härte so viele Emigrirte zum Tode verurtheilt haben, Sie kennen so süße und sanfte Regungen?« — »Sie erstaunen darüber, Herr! So wissen Sie denn, in mir sind zwei Personen; die eine, die Sie auf dem Richtersitz des Tribunals gesehen haben, und die andere, die sich hier vor Ihnen demüthigt. Ich gestehe es, ich war im Anfange von dem Worte »Revolution« bezaubert, betäubt, mit fortgerissen; ich glaubte an Freiheit, und wähnte, das Zeitalter der völligen Gleichheit sey herangekommen. Es war ein Irrthum. — Ist man schuldig, weil man sich täuscht? Bald war ich entnüchtert, und nicht mehr der Enthusiasmus, sondern die Furcht riß mich mit fort. Ich war reich, und mein Reichthum konnte mich verdächtig machen. Ich hatte ein geliebtes Weib und zwei Kinder — der geringste Verdacht gegen meinen Patriotismus hätte mich ihnen entrissen. Ich machte mich zum Theilnehmer der Verbrechen unserer Zeit, ich nahm die schrecklichsten Aemter auf mich, und um nicht selbst getödtet zu werden, tödtete ich täglich mit dem Schwerte des Gesetzes. Sie schaudern, Herr Chevalier, Sie entsetzen sich vor dem Henker der Republik? O, hören Sie mich weiter, vielleicht verwandelt sich Ihre Verachtung in Mitleid. Ich wollte mir die Früchte meines Fleißes und meiner Sparsamkeit bewahren — ich mußte der Gemeinde einen Theil meiner Besitzthümer abtreten; ich wollte für meine Frau und meine Kinder leben — innerhalb eines Jahres waren sie mir entrissen! Zuerst schloß meine Tochter, meine kleine, schöne Jenny die Augen und verließ uns — einige Monate darauf spülten die Wellen meinen Sohn Joseph, den tüchtigsten Seemann unseres Hafens, an's Ufer. Der Gram darüber stürzte Marie Justine, meine geliebte Lebensgefährtin in's Grab. — O Gott, drei so harte Schläge in einem einzigen Jahre, welche Züchtigung! Wie sehr habe ich meine Fehler gebüßt!«

Das Schluchzen erstickte Laurents Stimme. Als er seiner Bewegung ein wenig Herr geworden, fuhr er fort. »Ja, der Himmel hat mich gestraft. Die Ursachen, wegen welcher ich mich dem Verbrechen hingegeben hatte, waren nicht mehr, und doch mußte ich meinen blutigen Weg weiter wandeln. So oft ich den Richtersitz bestieg, sagte ich mir, daß Gott mich gerecht strafe für die Vergangenheit und die Zukunft. Übrigens war ich durch das Unglück feig geworden. Ein anderer hätte sich der entsetzlichen Nothwendigkeit, Unschuldige hinopfern zu müssen, durch die Auswanderung entzogen — ich dachte nicht an Flucht. Mir hätte die Kraft dazu gefehlt. Ich

saß im finstersten Winkel meines Hauses; man folte mich, und ich richtete! Ihr Anblick, Ihre Worte, Ihre aufopfernde Freundschaft brachten mich endlich zu einem festen und muthigen Entschluße, dem, Sie dem Tode zu entreißen und den gräßlichen Nothwendigkeiten meiner Stellung durch die Flucht zu entgehen. Aber vor Allem will ich Ihren heißesten Wunsch in Erfüllung bringen.«

Die Züge des Chevaliers belebten sich. »Wollen Sie mir über das Kästchen des Marquis Auskunft geben?« rief Alexis. »Wissen Sie, was damit geschehen ist?« — »Ich weiß es; es ist hier.« — »Hier!« — »Indem ich es zurückstelle, werde ich eine That vollbringen, die bei Gott vielleicht einige meiner Vergehungen aus meinem Schuldbuche auslöscht. Sie fragen mich, wie ich in den Besitz des Schatzes gekommen bin?« — »Sie haben ihn wahrscheinlich in dem verborgenen Schranke gefunden.« — »Nein, Herr, ich kenne diesen Schrank nicht. Er wurde mir vom Herrn Marquis von Livry selbst übergeben, in der Nacht vor seiner Abreise. Ich befand mich in meiner Wohnung, die nur durch einen Hof vom Schloße getrennt war. Meine Familie schlief, ich saß noch an meinem Tische, den Kopf auf meine Hand gestützt, und dachte den schrecklichen Ereignissen der Gegenwart nach. Da öffnete sich die Thüre, der Herr Marquis trat ein. Sein erregtes und feierliches Aussehen hatte etwas ganz Besonderes; er schritt langsam herein, eine Hand ausgestreckt, in der andern das Kästchen, das er auf meinen Tisch setzte.« »Laurent Bernard,« sagte er zu mir; »ich will Dir den Beweis meines größten Vertrauens geben. Du bist ein treuer Diener, Du verdankst mir Dein Glück, Du wirst mich nicht verrathen.« — »Ich Sie verrathen, Herr Marquis,« rief ich — »mein letzter Blutstropfen gehört Ihnen.« — »Nun wohl,« entgegnete er, »beweise mir, daß dein Herz den Lockungen des Geldes widerstehen kann. Ich muß mein Vaterland verlassen, und da ich nicht offen fortreisen kann, so wage ich es nicht, auf meiner Flucht die große Summe, die dieses Kästchen einschließt, mitzunehmen. Es hieße dies dem Zufalle Alles preis geben. Sey also der Bewahrer dieses Kästchens, bis zu dem Tage, der hoffentlich nicht fern ist, an dem ich es wieder von Dir zu holen komme.« Er kam nicht wieder, wie Sie, sein Freund und Vertrauter wohl wissen.« — »Aber wie kömmt es, daß der Marquis mir befahl, das Kästchen in dem Schranke zu suchen, und daß er nie ein Wort von Ihnen erwähnte?« — »Ich glaube, ich kann dieses Räthsel lösen. Nach allem was mir schien, war Herr von Livry in einem außergewöhnlichen Zustande — er schlief; seine Bewegungen waren langsam, sein Gang steif, er hatte das Ansehen einer beweglichen Bildsäule. Wahrscheinlich war ihm im wachen Zustande die Idee gekommen, sein Schatz sey in dem Schranke vielleicht nicht so sicher als bei mir, bei dem Niemand solche Reichthümer vermuthen würde.« — »Und Sie haben das Kästchen nie geöffnet?« — »Niemals. Es ist noch so, wie es mir der Herr übergeben hat. Ich habe mir manches Verbrechen vorzuwerfen, ich habe viel Blut vergossen, aber ich habe wenigstens nie Hand an den Schatz meines Herrn gelegt.« — »Laurent Bernard, Gott wird Ihnen diese Handlung einst in Rechnung bringen. Sie machen einen alten Mann wieder glücklich. Ihre Frau, Ihre Kinder werden Sie von jenen Höhen herab dafür segnen.« — »Dank Ihnen, Herr, Sie richten mich durch Ihre Worte auf.«

»Nun aber sagen Sie mir, ich bitte Sie, wie hoffen Sie mich und sich der Wachsamkeit der Republikaner zu entziehen, deren Mißtrauen durch meine Gefangennehmung nur noch gesteigert ist?« — »Ah, darüber bin ich ganz ruhig; mein Plan ist schon entworfen. Ich habe einem meiner Freunde Jean Hoël, dem Patron einer Barke, eine starke Summe gegeben, damit er mit seinem Fahrzeug beim Anbruch des Tages etwa eine Lieue von Granville anlege. Eine halbe Stunde vorher wird einer meiner ehemaligen Meierhofsknechte, der mir blind ergeben ist, mit einem Wagen voll Stroh uns abholen. Man wird glauben, er sey durch die Stadt gefahren. Sie legen sich auf den Wagen und stellen sich schlafend; ich gehe neben Julius her. Ich nehme mein Gewehr und meine Waidtasche, und fragt man mich, wohin ich gehe, so sage ich, daß ich Vögel am Strande schießen will. Uibrigens ist man gewöhnt mich frühzeitig ausgehen zu sehen, und meine Stellung als Präsident des Tribunals flößt Respekt ein.« — »Der Plan gefällt mir. Aber wie, wenn der Patron der Barke nicht Wort hält?« — »Er, mein Freund seit dreißig Jahren?« — »Wenn er für seine eigene Sicherheit fürchtete?« — »Nein, nein, Jean Hoël kennt keine Furcht« — »Uibrigens tröstet mich Eines, nämlich, daß der englische Kapitän, der mich hergebracht hat, und der sich lebhaft für mein Unternehmen interessirt, heute an den Küsten kreuzen muß. Beim ersten Nothsignal sendet er uns sein Boot.« — »Ich rechne mehr auf Hoël. Seyen Sie guten Muthes, Herr Chevalier, Ihre edle Hingebung wird belohnt werden. Aber horch — das ist Rädergerassel — Julius ist pünktlich — nehmen Sie die Blouse, diesen großen Hut und den eisenbeschlagenen Stock — da ist das Kästchen des Marquis — gehen wir.«

»Laurent Bernard, reut es Sie nicht, Ihre Besitzthümer zu verlassen?« — »Nein, ich verabscheue meinen Reichthum, weil ich um ihn zu erhalten, meine Hände in Blut tauchen mußte.« — »Und sind Sie, gleich mir, bereit zu sterben?« — »Ich sehe mein Leben als ein Opfer an.« — »Wohlan, so lassen Sie uns beten!« Und sie warfen sich auf die Knie. Unterdessen hatte Julius dreimal an die äußere Thüre geklopft. Alexis verkroch sich in den Wagen Eine Viertelstunde später waren sie außerhalb der Stadt. Die Sonne ging auf; ein dichter Nebelschleier verbarg die See. Während des Marsches richteten die Flüchtlinge ihren ängstlichen Blick nach dem Meere; sie maßen die Entfernung und bemühten sich ein Fahrzeug zu entdecken Um weniger gehindert zu seyn, hatten sie den Karren zurückgeschickt. Alle Augenblicke rief der Chevalier: »Sollte Hoël ein Verräther oder ein Feigling seyn?« Und Laurent Bernard antwortete mit einer Stimme, der er sich Ruhe zu geben bemühte: »Seyen Sie ruhig, Geduld, Jean Hoël kömmt.« Aber die Zeit verfloß und Jean Hoël kam nicht. Plötzlich brachte der Morgenwind fernes Geschrei an ihr Ohr getragen. Die Flüchtlinge sahen sich betroffen um. Ein Ausruf entfuhr ihren Lippen. »Da kömmt das Volk!« rief Laurent. — »Ich hatte Recht, — Hoël hat Sie verrathen! Ergeben wir uns in unser Geschick und möge Gott unsern Seelen gnädig seyn.« — »Nein, Herr,

laufen wir — das englische Schiff ...« — »Ich sehe es nicht; Alles hat uns verlassen.« Alexis und Laurent Bernard folgten im schnellen Laufe den Krümmungen des Ufers. Der Anblick ihrer Flucht gab dem nachsetzenden Haufen neuen Eifer. Ein beständiges drohendes Hurrah tönte hinter ihnen; Piken, Sensen, Flinten glänzten in der Morgensonne; an menschliches Erbarmen war nicht zu denken, denn die Volkshyäne dürstete nach Blut, und lechzte nach einem doppelten Opfer statt des einen versprochenen, das ihr entgangen war. Mehremale wollte der Chevalier Halt machen, um sich dem Haufen entgegen zu stellen und rühmlich zu fallen. Laurent aber riß ihn fort, indem er ihm zukeuchte: »Verzweifeln Sie nicht — laufen Sie — ich werde mich im letzten Moment entgegenwerfen.« Die Nebel zerstreuten sich, und ein Segel wurde in der Ferne sichtbar... »Ich erkenne das Schiff,« schrie Alexis, »wir sind gerettet!« Und er schwenkte hastig sein Schnupftuch. — »Wir sind verloren,« murmelte der Meier, und zog die Hähne auf. — »Was thun Sie?« rief Alexis. — »Ich will den Strom aufhalten. Fahren Sie fort Ihr Signal zu geben.« — »Laurent Bernard, ich verlasse Sie nimmermehr.« — »Für mich allein den Tod — fliehen Sie!« — »Nein, ich sterbe mit Ihnen!« — »Fliehen Sie! Himmel, das Boot wendet sich gegen das Ufer.« — »Es ist keine Zeit mehr — da sind unsere Henker.«

»Auf's Schaffot, auf's Schaffot!« so scholl das wilde Geschrei des rasenden Haufens, den nur noch sechs oder acht Schritte von seinen Schlachtopfern trennten. Laurent Bernard rief Alexis zu: »Leben Sie wohl, — auf Wiedersehn dort oben,« dann schoß er beide Läufe seines Gewehres los. Einen Augenblick darauf war sein Leichnam in Stücke zerrissen. Der Chevalier hatte die Sinnlosigkeit eines Widerstandes begriffen. Ohne weiteres Nachdenken warf er sich in's Meer, während die Kugeln und Steine um seine Ohren pfiffen. Als er wieder auf die Oberfläche kam, sah er das Boot sich nähern, und strengte sich an zu schwimmen. Aber er war verwundet, geschwächt vom Blutverlust, ermüdet vom Laufen und gehindert von dem Kästchen, das ihm nur eine Hand frei ließ. Bald fühlte er seine Kräfte schwinden, der Schwindel ergriff ihn, er hielt sich nicht mehr ober dem Wasser. Das Kästchen entglitt seiner schwachen Hand und versank in die Tiefe. Alexis stieß einen Seufzer aus, und sein Daseyn ohne Besitz des Kästchens verwünschend, ließ er sich von der Welle verschlingen.

Als er wieder zum Bewußtseyn kam, war er auf dem Verdeck des englischen Schiffes, wo man ihm alle Sorge zu Theil werden ließ. Mühselig erhob er sich, und mit dem Auge das Land suchend, das nur als ein Streif am fernen Horizont erschien, rief er: »Ich habe den Schatz verloren, den Schatz meiner Blanche, meiner Heißgeliebten — mir bleibt nichts als der Tod,« und versank abermals in eine tiefe Ohnmacht.

VII.

An den Herrn Grafen d'Espillac in London, Bridge-Street, Westminster.

Der Brief, den ich Ihnen schreibe, Herr Graf, wird Sie ohne Zweifel in Erstaunen versetzen. Er ist aus dem Spital von Southampton datirt. Sie fragen, welche Umstände den Chevalier von Melcieu so tief bringen konnten. Ach, als man mich an diesen traurigen Ort brachte, hatte ich kaum das Bewußtseyn meines Daseyns; mein Kopf war Feuer, mein Körper Eis; die wackern Matrosen, die mich her brachten, meinten ich würde mein Lager nicht mehr lebend verlassen. Der Himmel hatte es anders beschlossen, mein Schicksal war noch nicht erfüllt.

Die erste Ursache meines Elends, die Verzweiflung wohnt noch in mir. Ich bin geheilt und bewundere Gottes Güte, aber ich bin ihm nicht dankbar dafür, denn das Leben hat seinen Werth für mich verloren. Wenn ich seufze, wenn ich weine, so geschieht es nicht für mich, sondern für jene edlen Wesen, für deren Glück ich meinen letzten Blutstropfen geben wollte. Ich brachte ihnen einen Schatz zurück — der Ocean verschlang ihn! Ich bat Gott, mein Leben zu enden — er verurtheilte mich, diese Last länger zu tragen — sein Wille geschehe!

Ich habe eine Pause im Schreiben gemacht, denn ich bin noch sehr schwach, und habe überlesen, was ich geschrieben habe. Es ist dies die Sprache eines Fieberkranken, und ich bin versichert, Sie verstehen kein Wort davon. Jetzt, wo ich ein wenig ruhiger geworden bin, will ich trachten, mich verständlich zu machen. Ich wende mich an Sie als einen Verwandten und alten Freund des Herrn Marquis von Livry. Sie müssen diesen würdigen Greis auf eine Nachricht vorbereiten, die ein Donnerschlag für ihn seyn kann. Alle seine Pläne für die Zukunft beruhten auf einer bedeutenden Geldsumme, die er in einem Kästchen den Abend vor seiner Abreise in einen geheimen Schrank versteckt zu haben glaubte. Ich machte mich anheischig, dieses kostbare Kästchen aus Frankreich zu holen. Ich will Ihnen nicht erzählen, denn ich habe weder Kraft noch Zeit dazu, welche Gefahren ich bestand. Ein Wunder hatte das Kästchen in meine Hände gebracht, aber meine Erschöpfung, der Schwindel entrissen den Schatz meinen Händen, als ich schwimmend das englische Schiff zu erreichen trachtete, das mich zwei Tage vorher bei Granville an's Ufer gebracht hatte. So liegt denn der Schatz, den ich seinem Besitzer wieder zu bringen hoffte, in den Fluthen des Oceans begraben, und wer weiß, ob nicht Herr von Livry mich anklagen wird. — Nein, Herr von Livry ist fromm, ist gerecht; er wird meine Ergebenheit, meine Leiden mir anrechnen. Aber ich fürchte, daß ihn dies Unglück erdrückt. Er muß allmälig vorbereitet werden. Ihnen als seinem gewöhnlichen Gesellschafter wird es leicht seyn, ihm die Idee von dem Verluste seines Kästchens beizubringen, damit er gefaßt sey, wenn ich ihn wiedersehe und nichts mehr zu erfahren habe, als die Einzelnheiten dieses Unglücks. Ich beschwöre Sie darum im Namen Fräulein Blanche's, deren Andenken meinen Muth oft stärkte, im Namen Mathildens, dieses Engels von Sanftmuth und Güte, den die Vorsehung Herrn von Livry gegeben hat. Seyen Sie behutsam. Es hängt vielleicht das Leben eines Mannes davon ab, den ich verehre, den ich liebe, und dem ich sein Glück wieder geben wollte, wenn es für ihn nach so viel Leiden noch eines gab. Leben Sie wohl, theuerster Graf, und antworten Sie mir nicht; ich reise ab, und werde fast eben so bald in London seyn als mein Brief. Ihr treulich ergebener

Alexis de Melcieu.

Alexis hielt Wort, und reiste, trotz der Abmahnungen der Aerzte, sogleich ab. Er wäre bei seiner Ankunft in London gerne unmittelbar zum Marquis de Livry geeilt, aber er mußte erst in seine Wohnung, um sich anständig zu kleiden. Seine Krankheit, seine Niedergeschlagenheit hatten ihn dergestalt verändert, daß die alte Frau, die unterdessen seine Wohnung gehütet hatte, ihn kaum erkannte. »Gütiger Gott,« wiederholte sie unauf-

hörlich, »der arme junge Mensch! Man möchte glauben, er kömmt aus der andern Welt zurück.« — »Ja wohl,« entgegnete lächelnd der Chevalier, »ich komme von sehr weit her — ich wäre fast gestorben.« Seine Toilette war bald vollendet, er sah wieder einem Manne von Rang gleich, aber seine Blässe und eine Narbe auf der Wange blieben als Zeugen seiner Erschöpfung und der überstandenen Gefahren. Ein Lohnkutscher wurde geholt, Alexis stieg ein und befahl ihm, nach Bridge-Street zu fahren. Zwanzigmal überlegte er sich seine erste Anrede an den Marquis, zwanzigmal änderte er sie wieder; endlich hielt der Fiaker vor dem bezeichneten Hause. Ein Dienstmädchen erschien.

»Was wünschen Sie?« frug sie. — »Herrn Marquis von Livry.« — »Er wohnt nicht mehr hier.« — »Wie? Und wer bewohnt denn jetzt dieses Haus?« — »Mr. Saville, mein Herr.« Und damit machte sie die Thüre zu und verschwand.

Verblüfft stand der Chevalier da und sann nach, was zu beginnen sey; schon kam ihm die Idee, in's Hôtel der Lady Blinton zu fahren, als ihn ein lautes Lachen und ein kleiner Schlag auf die Schulter aus seinem Nachdenken erweckte. Er kehrte sich um und sah den Grafen d'Espillac. Die beiden Emigrirten umarmten sich auf's Herzlichste. — »He,« rief der Graf, seine Locken zurechtrichtend, »sieht man Sie endlich wieder, den theuern Freund! Aber wie blaß Sie sind!« — »Ich bin sehr glücklich Sie zu begegnen, Herr Graf.« — »Weg mit dem »Herr« zwischen uns, keine Ceremonien mehr; ich sehe Sie wie einen Bruder — einen jüngern Bruder an. Was für Abenteuer werden Sie uns zu erzählen haben! was haben Sie Alles gelitten! Ich habe Ihren Brief zehnmal gelesen — ich kann ihn auswendig. Was sind gegen Sie Ulysses, Telemach, Aeneas und alle die reisenden Heroen, von denen alle Gedichte erzählen! Alle diese Heroen haben nicht existirt, während ich einen lebenden da habe, und einen von der besten Art. Chevalier, ich liebte Sie sonst, jetzt bewundere ich Sie.« — »Sie sind zu gütig.« — »Ich bin nur gerecht. Übrigens ist unter uns nur eine Stimme über Sie; jeder denkt und fühlt wie ich.« — »Aber ich bitte Sie, befriedigen Sie meine Neugier. Wie kömmt es, daß Herr von Livry dieses Haus nicht mehr bewohnt?« — »Unvorhergesehene Umstände haben ihn bewegen, seine Wohnung zu ändern. Sie sollen sogleich Alles erfahren.« — »Nun wohl, so steigen wir in den Wagen und fahren wir zum Marquis. Meine Ungeduld ist wohl natürlich.« — »Gewiß. Kutscher! Piccadilly, Hôtel der Herzogin von Blinton.« — »Wie,« rief Alexis, »bei der Herzogin? — Ist es möglich, daß dieses hochmüthige und selbstsüchtige Weib der edlen Armuth des Marquis einen Zufluchtsort angeboten hätte?« — »So ist's. Ich vermuthe nebenbei, daß ihr Neffe bei diesem Entschluße seine Hand im Spiele hat.« — »Wer? Lord Evyngham?« — »Derselbe, mein Schüler in der edlen Kunst Terpsichorens, ein trefflicher junger Mann.« — »Sagen Sie lieber, ein Geck« — »Ah, Sie gehen übel mit ihm um, das ist ein Mann, dessen wahren Werth Sie verkennen. Sie werden Gelegenheit haben, ihn öfter zu sehen, und ich will, daß Sie sein Freund werden.« — »Ich! sein Freund?« — »Mein Gott, Sie reden nicht anders, als wenn Lord Evyngham Ihr Nebenbuhler wäre.« — »Lassen wir Ihren Lord Evyngham.« — »Sie scheinen zu glauben, daß er ein Auge auf Blanche geworfen hat.« — »Das fällt mir nicht ein. Mag Lord Evyngham seinen Reichthum, seine Stellung mißbrauchen, und Fräulein Blanche de Livry damit verblenden, — das ist nicht meine Sache. Ich bin ein Fremder in der Familie, und wenn ich den Marquis über mein ganzes Handeln unterrichtet haben werde, ist meine Rolle beendigt, und ich werde sie nicht mehr mit meinen Besuchen belästigen.« — »Ruhe! Mäßigung! Wir sind vor dem Hôtel. Nehmen Sie meinen Arm.« Ein Lakay in voller Livrée kam zu öffnen und begrüßte Herrn d'Espillac auf's Ehrfurchtsvollste. »Sind der Herr Marquis und die Fräulein im Salon?« frug dieser. — »Nein, Herr, sie sind nach Hyde-Park gegangen. Sie werden bald zurückkommen, Lord Evyngham erwartet sie.« — »Gut. Gehn wir hinauf, Chevalier.« — »Ich weiß nicht, ob ich soll. Wollen Sie mir nicht erklären ...« — »Welcher Mann der Erklärungen! In einem Augenblick werden Sie Dinge erfahren, von denen Sie sich nichts träumen lassen.«

Alexis antwortete mit einem kühlen Gegengruß auf Lord Evynghams freundlichen »Guten Morgen,« und warf sich mit einem trüben Seufzer in einen Lehnstuhl. Er hatte sich vorgenommen, kein Wort bis zur Ankunft seiner Freunde zu reden, aber gerade schien der junge Lord von einer wahren Redewuth besessen, denn er rückte seinen Stuhl zu Alexis hin und begann: »Erlauben Sie mir, Ihnen meine aufrichtige Anerkennung zu zollen.« — »Worüber, mein Herr?« — »Haben Sie es noch nöthig, sich hinter der Bescheidenheit zu verstecken? Wir kennen Alle Ihre bewunderswerthe Hingebung, und haben Alle mit Thränen die Erzählung Ihrer Gefahren gelesen.«

Der Chevalier warf einen Blick des Zorns auf d'Espillac und sagte mit unterdrücktem Zorn im Tone: »Ich hatte das Recht zu hoffen, ein vertrauter Brief würde nicht wie eine Merkwürdigkeit herumgezeigt werden.« — »Lieber Freund,« entgegnete der Graf, ohne im Geringsten aus der Fassung zu gerathen, »Lord Evyngham liebt uns zu sehr, und wird uns bald zu nahe stehen, um etwas vor ihm zu verheimlichen.« — »Sie scheinen heute sich in der Unverständlichkeit zu gefallen, Herr Graf,« sagte Alexis erblassend. »Lieg' ich denn noch im Delirium des Fiebers? . . .« — »Wir wollen sehn. Sehn Sie sich um, wo glauben Sie zu seyn?« — »Bei der Herzogin von Blinton.« — »Nein, mein Lieber. Die arme gute Herzogin ist nicht mehr, und Dank dem Andringen des uneigennützigsten aller Neffen, das Hôtel ist jetzt das Eigenthum von Blanche de Livry.« — »O Himmel — ich konnte ihr ihr Besitzthum nicht wieder geben!« — »Er ist nie zufrieden! Lord Evyngham kann bestätigen, daß Blanche während der Krankheit, die die Herzogin ihren Freunden entriß, ihr ohne irgend einen eigennützigen Gedanken die Sorgfalt einer Tochter bewiesen hat.« — »Ich kann es bezeugen. Zwei Tage nach Ihrer Abreise, Herr Chevalier, wurde meine Tante, von einem Hofball in Windsor zurückkehrend, von einer Lungenentzündung befallen; Fräulein Blanche verließ durch eine Woche hindurch ihr Bett nicht — sie kam nicht aus dem Zimmer, als bis der Notar eintrat. Ich war der einzige Erbe von Lady Blinton. Da ich schon

reich war, so liegt wenig Verdienst darin, daß ich meine Tante bat, sich für die Zukunft eines edlen Mädchens zu interessiren, deren Familie ein Muster aller Tugenden darbietet.« — »Bis auf den Cousin,« rief d'Espillac; »wir sind eine Familie für uns.« — »Ich erklärte also meiner Tante, daß sie mich sehr dankbar machen würde, wenn sie dieses Hôtel, dessen ich nicht bedarf, und ein paar Tausend Pfund Renten dazu dem Fräulein Blanche vermachen wollte. — Liegt ein so großes Verdienst darin, daß mein alter Lehrer sein Schnupftuch mit seinen Thränen benetzt?« — »Es ist eine heroische That!« rief der Graf aus. »Sie, Chevalier und Sie, theurer Lord, Sie sind zwei Charaktere der alten Zeit. Es gibt nichts in der Geschichte, was mit Ihnen in Vergleich zu ziehen wäre, seit dem bekannten — dem berühmten — helfen Sie doch ein wenig meinem Gedächtnisse nach.« — »Wir werden ein andermal darauf kommen,« sagte Evyngham lächelnd. »Chevalier,« wendete er sich zu Alexis, »ich bin Ihnen noch eine Aufklärung schuldig, die mich in Ihren Augen gewiß des Heroismus entkleiden wird. Es liegt nach meiner Ansicht keine Großmuth darin, wenn man seiner Familie nützlich seyn will, und da ich Fräulein von Livry heirate, so habe ich nur auf hohe Interessen angelegt.« — »Mylord, was sagten Sie? — O, warum bin ich nicht in Frankreich gestorben! —«

Die Thüre öffnete sich und der Marquis mit seinen beiden Töchtern erschien; alle drei waren in Trauer. Sie schritten durch den Salon und vor Alexis stehen bleibend, der sich erhoben hatte, aber wie gebannt da stand, breitete der Marquis stumm seine Arme aus. Der Chevalier warf sich an seine Brust. Jetzt erst fand der Marquis Worte.

»Armer junger Mann,« sagte er leise, »welcher Muth, welche Selbstverläugnung! Ach, wenn Sie zu Grunde gegangen wären, es wäre dies für mich die Ursache ewiger Gewissensbisse gewesen. — Aber die Vorsehung wachte über Sie — Gott sey gepriesen!«

»Herr Marquis, ich kam hier an, die Verzweiflung im Herzen. Werden Sie mir den Verlust des Kästchens, das einen solchen Schatz enthielt, verzeihen können?«

»Ich, Ihnen verzeihen! — ich allein bin es, der Ihrer Verzeihung bedarf, daß ich über Ihr Leben verfügt. Doch, wenn ich mich nicht täusche, so habe ich ein Mittel, mich einigermaßen mit Ihnen auszugleichen. Alexis, Sie wollten mir einen Schatz wieder bringen, und ich will Ihnen einen geben.«

»Himmel, welche Hoffnungen erwecken Sie in mir!«

Der Marquis nahm Blanche's Hand und legte sie in die des Chevaliers, indem er sagte: »Ich vereinige Euch, meine Kinder!«

»Und Sie, mein Fräulein, geben Sie Ihre Einwilligung zu meinem Glück?« fragte Alexis bebend.

»Gewiß,« rief d'Espillac. »Diese Verliebten sind immer voller Zweifel. Wissen Sie, mein Lieber, daß Blanche zu sehr in den Willen ihres Vaters ergeben ist, um sich von der von Corneille gegebenen Vorschrift zu entfernen:

Gehorsam ist der Tochter Pflicht.«

»Aber Lord Evyngham — er sagte mir doch . . .«

»Die Wahrheit,« fiel dieser ein; »ich wurde nur in meinen Eröffnungen durch die Ankunft des Herrn von Livry unterbrochen. Ich füge nun hinzu, daß der Marquis einen andern Schatz besitzt.« — »Fräulein Mathilde!« — »Ja, die sanfte gute Mathilde,« fuhr Lord Evyngham fort, »und mit diesem Schatz hat er mich reich gemacht!«

Erinnerungen aus meinem Soldatenleben in Algier.

Von F. Hirsch.

(Fortsetzung.)

11. Waffendiebstähle. Razzia und Rückzug. Zeitungsstyl.

In der letzten Nacht vor unserer Ankunft in Mostaganem traf mich mit 12 Mann die Wache im Bivouac bei den Waffen unseres Bataillons. Einer meiner Kollegen, dem das gefährliche Kommando eines nächtlichen kleinen Vorpostens zu Theil wurde, ein Dienst, gegen welchen der gute Mann stets eine entschiedene Abneigung bewiesen, schlug mir einen Tausch unserer Posten vor, indem er sich zugleich verbindlich machte, beim Einrücken eine ausgiebige Erfrischung zu bezahlen. Ich besann mich nicht lange und willigte ein. Die Nacht war neblig und so stockfinster, daß wir füglich die Augen gänzlich entbehren konnten. Gegen 11 Uhr vernahm ich im Lager ein plötzliches Geklirr einer fallenden Gewehr-Pyramide; es folgte ein Schuß, der, nach der Richtung der an uns vorübersausenden Kugel zu urtheilen, von der Lagerwache selbst herrühren mußte; mehre Stimmen schrien längere Zeit verworren durcheinander, dann wurde Alles wieder ruhig bis zum Morgen. — Natürlich spitzte ich mit meiner Mannschaft die ganze Nacht hindurch nicht wenig die Ohren, doch zu meinem Troste wurde in unserer Nähe die Todtenstille nicht im Mindesten unterbrochen.

Tags darauf war ich mit dem eingegangenen Tausch um so zufriedener, als ich vernahm, daß ein schlauer Araber die finstere Nacht benützt hatte, um kaum vier Schritte vom Schnurposten zwei Gewehre zu entwenden. Man schrieb, vielleicht mit Unrecht, diesen Diebstahl der Nachlässigkeit des wachthabenden Korporals zu, und vierzehn Tage darauf wurde er ohne Barmherzigkeit degradirt. Daß für mich mit dem Verluste seiner Korporalswürde auch die Aussicht auf den versprochenen Schmaus verschwand, versteht sich von selbst. Aehnliche Diebstähle von Waffen fanden übrigens sehr häufig Statt, denn Pferd und Gewehr sind für den Araber die höchsten Güter auf Erden, und um selbe mit List zu erlangen, wagt er hundertmal das Leben. Mutternackt, höchstens mit einem Pistol bewaffnet, krochen die Beduinen in der Dunkelheit auf Händen und Füßen bis auf einige Schritte zu den aufgestellten Pyramiden, und erwarteten in dieser Stellung den günstigen Augenblick, wo der auf- und abgehende Posten den Rücken kehrte, um sich wie ein Raubthier auf ihre Beute zu stürzen und eben so schnell damit zu entfliehen. Aeußerst selten mißlang ein solcher Versuch; denn wer konnte wohl in einer finstern regnerischen Nacht den dunkelbraunen erdfarbnen Feind, der sich geräuschlos näherte, zu rechter Zeit entdecken, oder nicht fehlschießen, wenn er pfeilschnell mit

seinem Raub in der Dunkelheit verschwand? Häufig gesellte sich Mordlust zu diesen Angriffen. und die Posten wurden ein Opfer der Räuber. Einige Bivouaks waren in dieser Hinsicht besonders berühmt, denn jede Nacht, wo daselbst Truppen lagerten, wurden Gewehre entwendet, oder einige Schildwachen umgebracht, so daß unsere muthigsten Leute es vorgezogen hätten, einen ganzen Tag im Feuer zu stehen, als hier zwei Stunden die Wache zu halten.

Gegen Ende Juli 1842 brach eine Colonne aus Mostaganem unter dem Befehle des Generals G. auf, um die Flitas, einen der mächtigsten feindlichen Gebirgsstämme, für ihre häufigen Einfälle in das befreundete Gebiet zu züchtigen; natürlich durfte die Legion bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen, um so mehr als der General diesmal einen großartigen Marschplan zu seinem Streifzug entworfen hatte. Freilich mußte er diesen während der Expedition wieder ändern, weil es sich bekanntlich viel leichter mit dem Finger auf der Karte herummarschiren läßt, als in den wilden Gebirgen mit einigen tausend Kabylen in dem Rücken, die ihre Hände selten müßig halten.

Die ersten Märsche waren mit Ausnahme der drückenden Hitze und des Wassermangels ganz ruhig vor sich gegangen. Die wenigen Tribus, welche wir auf unserm Weg fanden, entflohen noch vor unserer Ankunft und ließen uns Nichts als ihre elenden Stroh- und Reiserhütten, zerbrochene Krüge, und hie und da ein altes Weib oder höchstens einige Hühner und Katzen als Beute zurück, die uns die geträumten orientalischen Kostbarkeiten ersetzen sollten. Erst den fünften Tag wurden unsere Anstrengungen durch eine ergiebige Razzia belohnt. Vor Sonnenaufgang gelangten wir in ein durch mehre Anhöhen getheiltes Thal, in dessen unzähligen Schluchten gegen 20 Tribus mit ihren Heerden sich angesiedelt hatten. Unsere Kolonne, in mehre kleine Korps auf den Anhöhen zertheilt, stürzte mit einemmal unter lärmendem Trommelschlag auf die sorglosen Hirtenfamilien herab. Natürlich brauchte es keiner großen Tapferkeit, um solche Feinde in die Flucht zu schlagen. In allen Richtungen zeigten schwarze Rauchsäulen die Gegenwart der alles zerstörenden Soldaten an, welche die ärmlichen Hütten und Zelte mit roher Lust in Brand steckten. Uiberall widerhallte das Angstgeschrei der verlassenen hilflosen Weiber und Kinder, deren viele ein Opfer der Flammen wurden. Kameele, Pferde, Ochsen, Schafe und Ziegen, durch unsere höllischen Trommeln scheu gemacht, sprangen wild durcheinander, und erst nach mehren Stunden gelang es uns eine ruhige Heerde zusammenzubringen. Die Grausamkeiten, welche hier von unsern Leuten verübt, und die Unmenschlichkeit, mit der wehrlose Greise und Kinder behandelt wurden, sind viel zu entehrend, als daß ich ihrer hier erwähnen könnte; genug, daß selbst Offiziere an solchen unschuldigen Opfern die Schärfe ihrer Säbel versuchten.

Der General saß indessen gemächlich auf einer Anhöhe, von der er den Schauplatz seiner Thaten übersehen konnte, und schrieb vielleicht ganz wohlgefällig in seinem Berichte: »Unsere Truppen haben Wunder von Tapferkeit ausgeübt! . . .« u. s. w. und acht Tage darnach machen die Pariser Journalisten Heldenthaten daraus. Ich will dadurch die Tapferkeit der afrikanischen Armee keineswegs in ein zweifelhaftes Licht stellen, und auch nicht behaupten, daß jeder Sieg so leicht errungen wird; daß aber ähnliche Fälle sehr häufig vorkommen, ist eine abgemachte Sache, die ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann.

Das Plündern nahte seinem Ende, und schon eine halbe Stunde lang blies der Stabstrompeter die Assemblée; der gute Mann hätte sich jedoch den Athem ersparen können, denn so lange die Soldaten zwischen den glimmenden Brandstätten noch ein verlaufenes Huhn oder dergleichen witterten, waren sie nicht von der Stelle zu bringen, und hätten auch alle Posaunen des Weltgerichtes sie gerufen. Hauptsächlich die Legion (ich muß es gestehen) war in dieser Beziehung unerschütterlich; und wo es Etwas zu nehmen gab, da glichen unsere Leute den Blutegeln, sie hörten nicht eher auf als bis sie voll waren, oder Nichts mehr aufstöbern konnten. Erst um die dritte Nachmittagsstunde war Alles wieder versammelt, und man zog mit dem erbeuteten Vieh und beiläufig 200 Weibern und Kindern und einigen Greisen nach einem drei Stunden entfernten kleinen Fluße, um an dessen flachen Ufern zu kampiren Dort begann der zweite Akt der Razzia, d. h. das Braten und Frikassiren; beinahe jeder Mann erhielt einen Hammel zu seiner beliebigen Disposition, überall wurde gemetzelt, abgezogen und auf Ladstöcken gebraten; in einer Unzahl von Kesseln und eisernen Kasserollen prasselten die verschiedenartigsten Fleischgeräthe, wie es der Laune und dem Geschmack so vieler Köche selbe zuzubereiten beliebte, und drei Stunden darauf waren einige Tausend Kinnladen wie ein Mühlwerk in Bewegung. Müdigkeit und ein voller Magen hatten bereits das ganze Lager in festen Schlaf eingewiegt, und nur hie und da glommen noch die erloschenen Küchenfeuer in der dunkeln Nacht, als der ängstliche Kriegsruf aux armes!... aux armes!... Alles aus dem erquickenden Schlummer aufschreckte; athemlos stürzten unsere entflohenen Vorposten in das Lager und hinter ihnen in der Ferne ertönte der dumpfe Hufschlag einer anreitenden Kavalleriemasse. Kaum hatten wir die Gewehre ergriffen, als mehre wohlbekannte Stimmen ausriefen: »Wir sind verloren, es ist Abd-el-Kader mit seinen Spahis;« eine Minute darauf ertönte die Stabstrompete: en retraite, und nun ging es, nicht zu einem Rückzug, sondern zu einer regellosen schmählichen Flucht, bei der jeder nach seinem Gutdünken der Mehrzahl nachlief. Die meisten Offiziere schrien halte!... halte!... nicht in der Absicht, Widerstand zu leisten, sondern weil wir ihnen zu schnell liefen, und sie das nächtliche Wettrennen lieber en compagnie mitgemacht hätten.

Wie lange und wohin wir eigentlich liefen, ist mir und vermuthlich auch allen Uibrigen ein Räthsel geblieben; mit Gewißheit kann ich nur versichern, daß ich vermöge meiner langen Beine mich nicht unter den Letzten befand, und daß wir gegen Tagesanbruch auf einer steilen Anhöhe hielten, um wieder gehörig Athem zu schöpfen. Der General, sein Stab und die gesammte Kavallerie waren uns im strengsten Sinne mit ihrem guten Beispiel vorgegangen oder eigentlich vorangeritten, denn sie hielten die Anhöhe schon länger als zwei Stunden besetzt. Die arme Infanterie war in dem Gebirge zerstreut wie eine vom Wolfe auseinandergesprengte Heerde, so daß bei anbrechendem Tageslicht

alle vorhandenen Trompeter und die wenigen Tambours, die ihre Trommeln nicht als ein unnützes Hinderniß weggeworfen hatten, in Bewegung gesetzt werden mußten, um sie zu ihrem besorgten Hirten zurückzurufen.

Die meisten Tornister, worunter auch der meinige, ein großer Theil der Kavallerie-Sättel, mehre Offiziers-Zelte und eine Kiste mit Munition waren in der Eile des Rückzuges, wie ihn der General zu nennen beliebte, sammt dem Tags vorher erbeuteten Vieh in dem Bivouac zurückgelassen worden. Viele hatten ihre Gewehre verloren, Andere retteten nur ihre Zeltflaschen, auch ich hatte den Vordertheil meines Mantels wahrscheinlich an einem Dornstrauch hängen gelassen, damit er meinen Nachfolgern als Wegweiser diene.

Die Feinde, welche keineswegs in so großer Anzahl seyn mochten, als der allgemeine Schrecken sie uns vormalte, begnügten sich, alle vorhandenen Mundvorräthe und einen großen Theil der Bagage aufzuraffen, und sich dann, ohne an eine weitere Verfolgung der leichtfüßigen Franzosen zu denken, auf die entgegengesetzte Seite des Flußes in das hohe Gebirg zurückzuziehen.

Nachdem sich unsere Truppen gehörig gesammelt, rückten wir neuerdings gegen das verlassene Bivouac. Gewehre, Trommeln, Casquette und rothe und blaue Tuchlappen an den Dornsträuchern bezeichneten uns die beschwerliche und rauhe Bahn, die wir in der Nacht durchlaufen hatten. Im Lager sah es natürlich nach einem solchen Uiberfall nicht sehr erfreulich aus. Die Tornister waren von den Arabern der Kürze wegen aufgeschnitten, und das Lederwerk an den Sätteln zerschnitten worden; von dem Hornvieh bekamen wir nur den kleinsten Theil wieder zurück, das übrige war willig seinen ehemaligen Gebietern gefolgt. Nur der Munitionsverschlag, vermuthlich wegen seiner Schwere, fiel unversehrt wieder in unsere Hände, so wie auch zu unserm großen Vergnügen die eisernen Kochgeschirre mit den Uiberbleibseln des unheilbringenden Souper's.

Mangel an hinlänglichen Lebensmitteln und die zerrissene Kleidung der Soldaten zwangen den General nach dieser Schlappe den Rückzug gegen Mostaganem anzutreten, was er um so lieber that, als dieser erste mißlungene Expeditionsversuch den feurigen Eroberungsgeist des jungen Feldherrn ziemlich abgekühlt zu haben schien. Der Rückmarsch, nur mit einer halben Portion Zwieback täglich, wurde uns nicht wenig sauer und gefahrvoll, da die erbitterten Araber uns durch drei Tage lang ein eben nicht angenehmes, knallendes Geleit aus ihren düstern Gebirgen gaben. Wir verloren bei dieser Gelegenheit gegen 400 Mann, die Feinde vielleicht nicht 20, und waren seelenfroh, als wir die weißen Forts von Mostaganem wieder erblickten.

Man denke sich mein Erstaunen, als ich 3 Tage nach unserer glorreichen Ankunft, in dem Berichte der »Sentinelle« über unsere Expedition folgende unverschämte Stelle las: »In der Nacht des ..ten d. Mts. überfielen bei 12,000 Araber unser Bivouac, und nöthigten den General G. nach tapferem Widerstande sich in der größten Ordnung auf die benachbarten Anhöhen zurückzuziehen (!!!); mit Tagesanbruch ergriff unsere Colonne die Offensive, und verfolgte den zahlreichen Feind bis an den Fluß, nachdem sie ihm einen bedeutenden Schaden zugefügt (!!). Unser Verlust bestand in 30 Mann und einigen Pferden, dagegen die Araber ein Drittheil ihrer Leute einbüßten...«

»Wieder eine Relation à la Münchhausen!« sagte ich zu mir selbst, und warf das lügnerische Blatt unwillig zu Boden.

Des Schmugglers Braut.

Lebensgeschichte einer Deportirten. Aus dem Englischen. *

Nicht weit von Ipswich, der bekannten Seestadt in der englischen Grafschaft Suffolk, ragt von der Küste unter andern Felsenspitzen eine Klippe auf, genannt Bawdsey-Cliff, auf weit und breit der höchste und ödeste Punkt des ganzen Gestades. Die Küstenwächter, freilich meist Irländer, also von Haus aus ein abergläubisches Völkchen, hatten vor dieser Felsenklippe eine wundersame Scheu. Nach ihrer Erzählung hauste darauf eine Legion Gespenster, die nichts anderes waren, als Geister ehemaliger Schmuggler, und deren Erscheinung nichts Gutes bedeutete. Denn sie konnten ganz nach Belieben in dem Sande verschwinden, und jeder Regierungsbeamte, der es wagte, ihnen zu folgen, war verloren: er versank unfehlbar in unterirdische Regionen. Folgendes war der Grund dieser weitverbreiteten und durch die Phantasie und Zungenfertigkeit der Irländer immer mehr ausgeschmückten Sage.

Auf dem Gipfel der Bawdsey-Klippe stand eine ärmliche Hütte mit einem kleinen Obstgarten, umschlossen von einer Mauer aus ohne Mörtelverbindung auf einander gehäuften Steinen. Hinter der Mauer war ein Brunnen, ohne Einfassung, bemerkenswerth blos durch die Dicke des Seils und die Größe des hölzernen Schöpfeimers. Haufen von Glas und andern Scherben, die um den Rand des Brunnens herumlagen, erschwerten den Zutritt, und dies hatte seine Ursachen. Ungefähr zwölf Fuß vom Grund öffnete sich in der Steinwand des Brunnens eine kleine niedrige Arkade, der Zugang zu einer natürlichen Grotte, die lange Zeit den Bewohnern der Gegend unbekannt war. Das Meer hatte sich einen Zutritt in die Höhle gebahnt, aber die Schmuggler — welchen die Höhle einen so herrlichen natürlichen Schlupfwinkel bot — hatten die Wasser abgeleitet, die Grotte ausgewölbt und durch die Wölbung ein Loch durchgebrochen, durch welches der Rauch in den Schornstein der Hütte hinausstieg, so daß der Rauch die Insassen der Höhle weder belästigen noch verrathen konnte. Die unterirdische Wohnung war sogar mit einer gewissen Eleganz möblirt. Gegen die Meerseite verbarg die Mauer den Brunnen, so daß der Schmuggler, der etwa verfolgt ward, blos um die Mauer bog, in den Schöpfeimer sprang, den er durch sein Gewicht niederdrückte,

* Dieser lebensgeschichtliche Abriß ist ein Auszug aus einem, heuer in London erschienenen, zweibändigen Werke: the history of Margareth Catchpole, a Suffolk girl (Geschichte Margarethens Catchpole, eines Mädchens aus der Grafschaft Suffolk). Der Erzähler dieser ganz wahren, aus dem Volksleben gegriffenen Begebenheiten ist der ehrwürdige Richard Cobbold, anglikanischer Priester und Rektor von Waltham. Er selbst spielt eine kleine Rolle in dieser Geschichte.

sich in der Hinabfahrt an der Thüre der Grotte mittels eines in Bereitschaft stehenden Schiffshakens gleichsam festankerte, und sich in ein unten schmales, oben breites gewölbtes Gemach schwang, wo er gesunde Luft, Feuerung, Speise und Trank und sicheren Schutz fand. Seine Verfolger mochten dann suchen, so lange es ihnen beliebte, keine Spur von ihm war zu finden. Dieses gespenstige Verschwinden von Schmugglern hatte sich so häufig wiederholt, daß die ganze Gegend — mit Ausnahme der wenigen Eingeweihten, zu denen natürlich auch die Bewohner der Hütte gehörten — steif und fest an das Daseyn von Gespenstern glaubte.

Nur ein Irländer, Paddy O'Brien, mochte sich nicht mit dieser übernatürlichen Erklärung begnügen. Er wollte reinen Wein haben. Er hatte das Mauerloch bemerkt, durch welches die verfolgten Schmuggler eskamotirt wurden, und ihn quälte die Neugier, zu wissen, was dieser Gespensterbrunnen enthalten möge. Seine Neugier sollte ihm theuer zu stehen kommen. Die Hütte war von der Familie eines alten Landmannes bewohnt, den die Schmuggler zu ihrem Vertrauten gemacht. Fast die ganze Bevölkerung dieser Küsten war arm. Mehr als ein Päckchen Spitzen, mehr als ein kostbarer Shawl, ungerechnet die Fäßchen Branntwein, Rum, Wacholderschnaps und die Meerschaumpfeifen, kamen vom Verdecke der Schmugglerschiffe in die Hände dieser Bauern, die dann freilich wenig Lust hatten, gegen eine Industrie, die, wenn auch illegal, ihnen doch so hübsche Sachen zu so wohlfeilen Preisen lieferte, Partie zu ergreifen. Die meisten machten die Augen zu, wenn die Kapitäne des Nachts ihre **Mondscheinladung** (so nennt man an diesen Küsten noch heutzutage die Schmugglerwaaren) ausluden. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß überall, an den Gränzen wie an den Küsten, die Bewohner sich mit den Schmugglern gegen das Gesetz verbinden. Das Weib des Landmanns theilte diese Gefühle, und Paddy der Küstenwächter konnte daher nichts Schlimmeres thun, als sich an sie wenden, um zu erfahren, was in dem berüchtigten Brunnen vorgehe. »Wenn Euch die Neugier plagt,« sagte sie, ohne sich lang bitten zu lassen, »so steigt ein.« Und sie half ihm in den Schöpfeimer. Mit größerer Raschheit, als er erwartet hatte, rollte sich die Kette ab, er stürzte förmlich hinab in das Wasser, das ziemlich tief war, und wurde von der Hand der Bäuerin bald hinaufgezogen, bald wieder untergetaucht, bald an den Wänden hin und her geworfen. Vergebens suchte er durch klägliches Geschrei den weiblichen Henker zu rühren. Sie hörte nicht eher auf, das Seil auf und nieder zu ziehen, als bis sie nichts mehr hörte. Paddy erkannte nun seine Dummheit, klammerte sich an den Eisenring des Eimers und muckste nicht; er hoffte, indem er sich todt stellte, seiner Verfolgerin entgehen und sodann am Tau hinaufklettern zu können. Aber er hatte es mit grimmigen Feinden zu thun, die noch verschlagener waren als er, und den Vortheil auf ihrer Seite hatten. Er erhebt den Kopf, hört kein Geräusch, blickt um sich, ruft, keine Antwort; da faßt er den Strick, hilft sich mit Händen und Füßen hinauf und ist bald oben an der Mündung des Brunnens. In dem Augenblick, wo er oben innehält, um ein wenig zu athmen, und sich schon gerettet glaubt, werden seine Beine plötzlich von einer eisernen Zange gepackt und unmenschlich gezwickt; seine Hände lassen los, er fällt mit dem Kopf nach unten und fühlt sich in die Thüre der Grotte gezogen. Lautes Gelächter erschallt rings herum, und der arme erschrockene Paddy sieht ein ganzes Dutzend schadenfroh grinsender Matrosen um sich. Der unglückliche Küstenwächter war mitten in eine Gesellschaft seiner Todfeinde gerathen, die jedoch, sobald das Gelächter des ersten Augenblicks verstummt war, in nicht geringerer Verlegenheit waren, als Paddy selbst, darüber nämlich, was sie nun mit ihrem Gefangenen anfangen sollten. Es wurden mehre Meinungen laut, und die, welche die meisten Anhänger zählte, war auch die härteste; es handelte sich um nichts Geringeres, als darum, Paddy aus der Welt zu schaffen, das einzige Mittel, um sich sein ewiges Stillschweigen zu sichern, um sich vor Vorrath zu schützen. Zu spät verwünschte Paddy seine Abenteuersucht und Neugier; er war hinter das Geheimniß von Leuten gekommen, die ihr Leben auf dem Spiel sahen und vor nichts zurückschraken. Man begann damit, daß man Paddy zur Stärkung auf die große Reise, die er antreten sollte, ein Glas Wachholderschnaps anbot, und ihm dann die Wahl überließ, durch welches Thor er am liebsten die Welt verlassen wollte. Im Brunnen ertränkt oder mit Säbelhieben niedergehauen zu werden; was war ihm lieber. Er antwortete: »Er sehne sich weder nach dem einen, noch nach dem andern,« aber Niemand verzog eine Miene und die Scene hätte vielleicht ein trauriges Ende genommen, wäre nicht in dem Augenblick der Kapitän eingetreten, wenn man anders das Hinabfahren in den Brunnen und das Aussteigen aus dem Eimer Eintritt nennen kann. William Laud, so hieß der Kapitän, war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren. Er entschied schnell den Streit, indem er dem armen Irländer die Augen verbinden und ihn in den unseligen Eimer setzen ließ. Der Eimer wurde mit Segeltuch umhüllt und das Seil begann zu rollen. Paddy, der seine Seele schon seinem Schutzpatron, dem heil. Patrik anempfohlen und geglaubt hatte, es gehe in die Abgründe der Unterwelt, fühlte sich plötzlich emporgehoben und sah sich, als ihm die Augenbinde weggenommen wurde, an Bord einer sehr hübschen Brigg, derselben, welche Kapitän Laud kommandirte. Man fuhr noch eine Weile mit ihm die Küste entlang und setzte ihn endlich an einem wüsten Punkte aus, gab ihm einiges Reisegeld und empfahl ihm als Preis des Lebens, das man ihm geschenkt, unverbrüchliches Stillschweigen.

Man kann aus dem Erzählten ungefähr schließen, mit welchen Hilfsmitteln und in welcher Ausdehnung der Schmuggelhandel an der Küste von Suffolk betrieben wurde. Jeden günstigen Umstand und vorzüglich das Interesse, das sie in den Landleuten zu erwecken wußten, benützend, hatten die Schmuggler ihre Spione, ihre festen Plätze, ihre Unterhaltungsorte, ihren Schatz, ihre Marine, ihre Arsenale, ja selbst ihren Vorspann und ihre unterlegten Pferde, wo sie deren bedurften. Oft fiel es ihnen ein, alle Pferde eines Hofbesitzers oder Pachters sich plötzlich für eine Nacht auszuborgen, natürlich, ohne dem Besitzer ein Wörtchen davon zu sagen. Aber Niemand ängstigte sich wegen dieses plötzlichen Verschwindens der Gäule, man wußte, daß sie andern Morgens in gutem Zustand in den Stall zurück-

kommen würden, begleitet von einer reichlichen Entschädigung. Diese vollständige Organisation, diese Kühnheit der Schmuggler erbitterte immer mehr die Beamten der Regierung, und oft waren diese Küsten der Schauplatz der blutigsten Kämpfe. Dies währte bis zum Ausbruch der französischen Kriege, wo man die Kühnsten und Gewandtesten unter den Schmugglern für die Sache der Regierung zu gewinnen wußte, und sie unter günstigen Bedingungen für die Kriegsschiffe warb. Dadurch wurden dem Schmuggelhandel engere Gränzen gesetzt. Zu bemerken ist, daß die Vortheile dieses gefährlichen Treibens fast alle in den Säckel eines Mannes floßen. Im Jahre 1841 starb nämlich in London ein Mann, der an den Küsten von Suffolk und Essex wohl bekannt war, dem die Gerichte nie hatten etwas anhaben können und der doch unaufhörlich den Gesetzen getrotzt hatte. Es war der wohlbekannte Kapitän Barwood. Er gebot über 12 Briggs und besaß vierzehn Häuser und Magazine an verschiedenen Punkten der Küste. Die Schmuggler erkannten ihn als ihren König an und nie hatte ein Herrscher getreuere Unterthanen. Nie konnte man einen hinreichenden Beweis, ja nicht einmal eine Inzicht gegen ihn anführen. Als patentirter Rheder und Handelsmann besaß er drei Schiffe, auf denen er gesetzlichen Handel trieb. Diese dienten ihm als Deckmantel für den ungesetzlichen Theil seines Gewerbes. Fiel eine Unternehmung unglücklich aus, so trafen die üblen Folgen nicht ihn, sondern die Leute, welche er an die Spitze der Expedition gesetzt hatte; jede Brigg hatte ihren Kapitän, welchem im Falle des Gelingens ein namhafter Gewinn zugesichert, im Falle des Mißlingens Zufluchtsstätten angewiesen waren; diese Agenten hatten ihr Interesse dabei, sorgfältig die leitende Hand zu verheimlichen, die ihnen in jeder Lage nützlich seyn konnte. Dieser Kapitän Barwood starb reich und ohne sich ein einzigesmal auf's Meer, das er so auszubeuten wußte, gewagt zu haben.

William Laud, der junge Kapitän, dessen edles Benehmen gegen den unglücklichen Küstenwächter wir so eben erzählt haben, war eines der vorzüglichsten Werkzeuge Barwoods. Laud's Vater war Schiffer in Harwich und von der Regierung besoldet, um die Depeschen zwischen Harwich und Fort Langer hinüber und herüber zu schiffen. Der junge Will half seinem Vater bei diesem harten Geschäfte. Barwood lernte da den jungen Menschen kennen, fand Gefallen an seiner Kraft und Gewandtheit, gewann sein Vertrauen und machte ihn im zweiundzwanzigsten Jahre zum Kapitän einer seiner schönsten Briggs. Es darf nicht Wunder nehmen, daß Will den Wünschen seines Vaters zuwider solchen Verlockungen Gehör gegeben. Das Leben eines Schmugglers gilt für heroisch und ruhmvoll; außerdem hatte ihn ein noch mächtigeres Motiv bewogen, die gefährliche Laufbahn zu betreten: er war verliebt, aber arm. Er liebte die junge Margareth Catchpole, Tochter eines Pachters von Nacton, ein reizendes Mädchen, das er gern geheiratet hätte, und dem er nicht gleichgiltig war. Aber wie sich die so ersehnte Selbstständigkeit sichern? Der Pfad des ehrlichen Erwerbes ist lang und mühselig, ein leichterer und kürzerer zur See stand ihm offen. Ohne Margarethen ein Wörtchen zu sagen, verließ er die Küste, übernahm das Kommando der Brigg und schiffte unaufhörlich zwischen England und Holland hin und her. Er wurde einer der kühnsten und glücklichsten Schmuggelfahrer, und erwarb sich bald einigen Ruf. Doch sehen wir einstweilen nach Margareth Catchpole, der eigentlichen Heldin unserer Erzählung, einer armen Magd, die dazu bestimmt war, durch lauter Unglück zu ungeheurem Vermögen zu kommen. Margareth Catchpole konnte weder lesen noch schreiben, war aber ein wackeres, treffliches Mädchen. Die Leute von Nacton, einem kleinen, wenig bekannten Dörfchen in der Grafschaft Suffolk, sind ein eigener Schlag Menschen; sie sollen von den Dänen abstammen, welchen der angelsächsische Herzog Ulfkettel in diesen Gegenden eine große blutige Schlacht geliefert. Ihr reiches gelbes Haar, ihr gigantischer Wuchs, ihre breiten Schultern weisen noch darauf hin. Sie unterscheiden sich durch viele Eigenthümlichkeiten in Sprache und Sitte von den Bewohnern der Nachbargegenden. Weiber und Mädchen sieht man häufig auf sattellosen Pferden dahinreiten und ebenso häufig mit einem kurzen Matrosensäbel oder einem Pistol den Schmugglern gegen die Küstenwächter beistehen. Aus solchem Geschlechte stammte Margareth Catchpole und verläugnete keinen Augenblick ihre Abstammung. In ihrem dreizehnten Jahre wurde die Pachterin, bei der sie diente, plötzlich krank. Ohne sich zu bedenken, zieht Margareth einen Pony aus dem Stall, steigt auf und jagt ohne Sattel und Zügel nach Ipswich um einen Chirurgen, der sich über die Botin nicht wenig wunderte.

Trotz ihrer Entschlossenheit war aber Margareth mit der neuen Laufbahn ihres Geliebten nichts weniger als zufrieden. Sie tadelte ihn oft darob und weigerte sich sogar, die Geschenke an Bändern und Spitzen anzunehmen, die er ihr von Zeit zu Zeit zuschickte. Die Folge lehrte es auch, daß das Mädchen nicht Unrecht hatte, denn das Gewerbe, das William ergriffen, war nicht ohne Gefahr.

Eines Tages fand der Fährmann von Harwich, Williams Vater — dem die Regierung aus Strafe für das gesetzwidrige Treiben des Sohnes seine kleine Stelle entzogen — seinen Sohn mit schrecklich zerschmettertem Schädel an der Küste und trug ihn auf den Schultern in seine Hütte. William war an der Küste mit Eduard Barry, dem Aufseher der Küstenwächter auf dem Strande von Bawdsey, zusammengerathen und hatte sich mit ihm auf Tod und Leben geschlagen. Er unterlag. Margareth pflegte ihn einen ganzen Monat, und als er von seinen Wunden genas, nahm sie ihm das Versprechen ab, ein so furchtbares und gefährliches Gewerbe nicht mehr zu treiben. Aber für William war es unmöglich, dieses Versprechen zu halten. Wer einmal solch' zigeunerhaftes Leben, sey es zu Land oder zur See, verkostet, der kann den Lockungen desselben nicht mehr widerstehen. Kaum war daher William aus Margareths Pflege getreten, so hatte er nichts eiligeres zu thun, als wieder auf seine Brigg zurückzukehren, einen fremden Namen als Kapitän Hudson anzunehmen und sein abenteuerliches Treiben fortzusetzen. Diese List half ihm zu dem Vortheil, daß er für todt galt und den Nachstellungen Eduard's Barry, seines Todfeindes, entging. Die Barry waren wackere, dem Gesetze völlig ergebene Leute, geschworne Feinde der Schmuggler, streng in ihren Handlungen, methodisch in ihren Sitten.

John Barry, der Bruder Eduard's, ein sanfterer und friedlicherer Charakter als dieser, war bei dem Pachter von Alneshbourne angestellt, bei demselben wo Margareth diente. Das Mädchen gefiel ihm; indessen er wußte, für wen ihr Herz schlage und hütete sich also, von ihr eine Liebe zu fordern, die er nicht erlangt hätte. Als sich nun aber das Gerücht von Laud's Tode verbreitete, erwachte plötzlich Hoffnung in seinem Herzen, und er gestand Margarethen seine Liebe. Aber diese hatte Vertrauen in ihren Verlobten, den sie in Diensten eines holländischen Schiffes glaubte, und wies Barry ab, da William noch lebe. John begnügte sich mit diesem Bescheid und trat still und ohne Klage zurück.

Unterdeß machte Kapitän Hudson, dessen Identität mit William Margareth nicht ahnte, an der Küste großen Lärm. Er war der kühnste und glücklichste unter den Lieutenants des Meerkönigs, des Kapitäns Barwood. Wenn ein Wagen mit acht kräftigen Pferden bespannt, unter dem Gewehrfeuer der Küstenwächter und der Schmuggler, in's Land hineinfuhr, um dort seine »Mondscheinladung« in Banknoten oder Guineen zu verwandeln, so war es Kapitän Hudson, dem diese gehörte. Er wandte jede List an, um den Küstenlieutenant, Eduard Barry, auf eine falsche Spur zu bringen oder zu hintergehen, und oft gelang ihm dies. Darin unterstützte ihn redlich sein Bootsmann Luff, ein Mensch von Eisen, den Kapitän Barwood dem jungen William beigegeben als Gehilfen und geheimen Aufseher. Luff fürchtete nichts, achtete nichts und schrak vor nichts zurück. Er war weniger ein Mensch, als ein zur See aufgewachsenes Raubthier. William hatte ihm oft vertraut, all' sein Sehnen gehe, wenn ihm einmal ein guter Fang glückte, dahin, Margarethen zu heiraten. So oft es eine Gefahr zu bestehen gab, so oft Williams Herz freudig bewegt war, immer hatte er den Namen des Mädchens im Munde, so daß zuletzt Luff dessen schon müde war, immer diesen Namen zu hören. »Goddam!« sagte er zu seinem Kapitän, »wie könnt Ihr so blöde seyn. Wenn Ihr das Mädchen haben wollt, so nehmen wir sie an Bord, und die Sache ist abgethan.« — »Luff, ich will, daß sie mein Weib sey.« — »Euer Weib, gut; gibt's denn nicht Kirchen in Holland und überall?«

Die beiden Männer verabredeten, William solle Margarethen ein Rendezvous nicht fern von der Küste bei den letzten Eichen des großen Parks von Wolverhampton geben. Die Brigg sollte in einiger Entfernung, und ein Boot versteckt an der Küste warten. Alles ward gehörig von den beiden Schmugglern vorbereitet. Luff erschien als holländischer Matrose in dem Pachthofe von Alneshbourne, einer ehemaligen Priorei, und sprach, um das Mädchen besser zu hintergehen, ein Gemisch von holländisch und englisch; er sagte ihr, ihr Bräutigam sey in der Nähe und erwarte sie, könne aber nur zwei Stunden zu Lande verweilen. Acht Monate hatte Margareth von William nicht sprechen hören, man kann sich daher ihre Freude denken.

John Luff kam gerade an einem Tage, wo ein alter Gebrauch aus den Zeiten der Angelsachsen, der sich noch in diesen Gegenden erhalten, gefeiert wurde, das Harvesthome, der letzte Tag der Ernte. Es gab dabei ein festliches Mahl, dem auch John Barry beiwohnte. Der bäuerischen Lustigkeit, welche durch große Kannen Ale genährt wurde, gab seine geheime Liebe zu Margarethen Stoff zu Witzen, welche sein zartes Gemüth verwundeten. Er eilte daher davon, um im Hause seines Vaters zu schlafen, während Margareth mit klopfendem Herzen und ganz verlegen, welchen Vorwand sie ersinnen solle, um auszugehen, einen kleinen Strohhut aufsetzte und einen kleinen rothen Shawl umthat, ohne den die geringste Dirne in England sich nicht respektabel genug dünken würde.

Es war am 29. September 1792, der Mond begann durch das Eichenlaub der Priorei zu dringen, die Landleute setzten ihre Festlichkeiten unter Liedern und tüchtigen Zügen fort, als zwei Männer mit einem kleinen Boote, die Fluth benützend, den Fluß Orwell hinauffuhren. Sie ruderten längs des Ufers hin und schienen sich verstecken zu wollen, während ein seltsames Fahrzeug, flach, länglich, ähnlicher einer Schachtel oder einem Sarge als einem Kahne, ihnen knapp folgte. Bunte Tücher wehten von dem Schiffchen, das von einem jener seltsamen Wesen geführt wurde, deren fast jeder englische Hafen eines aufzuweisen hat. Es war ein beinahe blöder Greis, der auf dem Orwellfluße, auf einer alten, löchrigen und geflickten Barke lebte, die mit einem Segel von allen Farben geschmückt war. Seine große spitzige Mütze, aus dem Muff einer alten Frau gemacht, die lange Ruderstange, mit welcher er das schwanke Fahrzeug lenkte, das Flickzeug von rothem Calikot, grünem Sammt und verblichener Seide, woraus sein harlekinartiges Segel zusammengesetzt war, mehr noch aber die zahllosen Amulette, mit denen er seinen Leib behängt hatte, erregten die Lachlust der Kinder und das Staunen des erwachsenen Pöbels. Man nannte ihn Robinson, und wenig fehlte, so hätte man ihn für einen Hexenmeister zur See gehalten. Er brachte sein Leben damit hin, daß er Krabben und kleine Fische fing und verkaufte, und nicht ohne abergläubischen Schrecken kauften ihm die Leute seine Waare ab. Er schien jetzt die Richtung des Bootes und die Bewegungen der beiden Schiffer zu beobachten, an die er von Zeit zu Zeit einige unzusammenhängende Worte richtete.

In demselben Augenblick, wo diese beiden Fahrzeuge den Orwell hinauffuhren, schritt der sanfte, melancholische John Barry, der Seladon seines Dorfes, traurig über das Brett, welches als Brücke über den alten Graben der Priorei diente, und eilte Margareth mit heftig pochendem Herzen dem Meere zu, an welchem am Horizont ein rother langer Streifen das Scheiden der Sonne verkündete. Ihr Zusammentreffen mit Laud war lang und voll leidenschaftlicher Aufregung, vorzüglich für John Luff, der regungslos in der Barke lag und des Pfiffes harrte, der das Signal der Entführung seyn sollte. Die Scene war sehr romantisch: eine kreisförmige Bucht, eingesäumt von feinem Sande, den die Fluth hier abgelagert, darüber ein dichtes Diadem dunkler, laubreicher Eichen, in der Ferne die harrende Brigg, in der Mitte der Bucht das flache Schiff des Blöden, der beobachtend darin aufrecht stand, am Strande das Boot mit John Luff, und an der Küste, halb vergraben in den Bäumen, über welchen der Mond in seinem vollen Glanze strahlte, ein kleines Häuschen aus Ziegeln, bewohnt von dem Förster Barry, dem Vater Eduards und Johns.

Margareth liebte William aus voller Seele, und sie bewies es oft; aber — wenn sie einmal etwas für gut erkannt, — so gab es keinen hartnäckigern Willen als den ihren. Als William ihr vorschlug, ihm auf's Schiff zu folgen, widersetzte sie sich sogleich auf das kräftigste und entschiedenste. Es würde William, sprach sie, da er nun nach seiner Behauptung ein ehrlicher Matrose geworden, ein leichtes seyn, sich auch zu Lande eine sichere Stellung, die wenigstens seiner nunmehrigen an Bord gleich käme, zu verschaffen; sie gestand ihm ihre Liebe, erklärte aber zugleich fest, nicht nachgeben zu wollen. William glaubte ihren Entschluß zu ändern durch das Bekenntniß, daß er sein früheres Gewerbe nicht verlassen, daß er der berüchtigte Kapitän Hudson sey, und daß sie ihm folgen oder entsagen müsse. Aber dieses Bekenntniß, statt den Widerstand Margarethens zu besiegen, machte ihn nur noch heftiger. Sie hielt ihm vor, daß noch ein andrer junger Mann sie liebe, und daß dessen Wünsche erhört werden könnten, wenn William der Schmuggelei nicht entsagte. Das arme Mädchen glaubte durch ein solches Gewaltmittel den Hang Williams zu seinem gefährlichen Gewerbe zu brechen, aber sie reizte ihn nur, und seine Gereiztheit brach in Wuth aus, als sie den Namen John Barry's aussprach. Laud hatte seinen Grimm gegen Eduard Barry seit jenem blutigen Kampfe, in dem er unterlegen war, nicht vergessen, und das Geständniß Margarethens war nicht geeignet, seine Erbitterung gegen die Familie Barry zu mildern.

Eine Stunde schon waren die Liebenden unter heftigem Gespräch am Ufer auf und ab gegangen, als William, zum festen Entschluße bewogen durch die letzten Worte der unklugen Margareth, die Hände an die Lippen führte und einen gellenden Pfiff, das verabredete Signal, ertönen ließ. Auf dieses Zeichen tauchte John Luff plötzlich aus seinem Verstecke auf und eilte mit großen Schritten zum Kapitän; zugleich aber begann der Blödsinnige, aufrecht in seinem Kahne stehend, langsam auf die Stelle hinzurudern, wo Margareth, beide Hände in jenen ihres Bräutigams, noch immer seine Bitte standhaft zurückwies. Der Blödsinnige war eine merkwürdige Person, die englischen Blätter haben sich seiner Zeit viel mit ihm beschäftigt, ja sogar seine vollständige Biographie mitgetheilt. Er schien jedes Unglück vorauszuahnen, wo Leidenschaften aufgeregt, wo eine Katastrophe zu befürchten war, wo eine Feuersbrunst entstand, wo ein Schiff zerschellte, überall war er dabei, nicht aus Bosheit, nicht aus Raubgier, sondern nur um zu helfen. Seine Amulette schüttelnd pflegte er zu sagen, daß er den bösen Geist auf dem Gesichte des Mörders oder in der Flamme, welche die Balken verzehrte, sehe. Auch jetzt erschien Robinson Crusoe (so nannte man ihn, obwohl sein eigentlicher Name Thomas Colson war) gerade zu rechter Zeit; denn schon hatte John Luff Margarethen mit beiden Armen gefaßt und eilte, trotz ihres kräftigen Widerstandes und trotz ihres gellenden Angstgeschreis, das man auf viele Meilen weit hören konnte, mit ihr dem Boote zu. William suchte sie vergebens durch Zureden zu beruhigen, als plötzlich ein Mann, angezogen durch das Geschrei, aus der dichtesten Stelle des Waldes hervorsprang und den Mädchenräubern nachlief; es war John Barry, den, wie wir erzählten, die rohen Witze seiner Kameraden vom Feste vertrieben hatten. Trübsinnig war er in dem Walde, in welchem sein Vater Förster war, herumgeirrt, als das verzweiflungsvolle Angstgeschrei zu ihm drang. Hastig bewaffnete er sich mit einem der Pfähle, welche als Zeichen der Fluthlinie im Sande stecken, und stürzte sich auf die Räuber. Ein wüthender, aber ungleicher Kampf entspann sich zwischen John Barry und den beiden Seeleuten, die, außer ihrer Uiberzahl, auch den Vortheil hatten, daß sie mit Pistolen bewaffnet waren. William hatte auf den ersten Blick den Bruder des Küstenwächters, seinen Nebenbuhler erkannt; Luff dagegen wußte, daß es hier das Leben und den Galgen gelte. Edlere, aber nicht minder gewaltige Gefühle führten den Arm John Barry's, der es mit zwei entschlossenen Männern zu thun hatte. So belebten die furchtbarsten Leidenschaften diesen Kampf, in welchem Luff, auf den Kopf getroffen von einem kräftigen Hieb mit dem Pfahl, sinnlos zu Boden stürzte, und die fast leblose Margareth im Falle mitriß. Dies fachte Williams Wuth noch mehr an, er zielte nach dem linken Arme seines Gegners und entwaffnete ihn durch einen Schuß. Da eilt der alte Robinson, die Ruderstange in der Hand, herbei und gibt dem Kampf eine Wendung. Das Mädchen, schnell sich von ihrem Schrecken erholend, springt auf und flieht nach dem Walde. William wagt ihr nicht mehr zu folgen, sondern rüttelt seinen Gefährten auf und beide rudern aus aller Kraft auf ihre Brigg zu, wohl erkennend, daß sie nur durch schnelle Flucht sich retten können.

Der verwundete John Barry wurde zuerst in das Häuschen seines Vaters und später in den Pachthof von Alneshbourne geschafft, wo er der Gegenstand der sorgsamsten Pflege Margarethens ward. So war das arme Mädchen nach einander die Krankenwärterin ihres Geliebten und dessen Nebenbuhlers. Die Wunde war schwer und gefährlich; Margareth hielt es für ihre Pflicht, den zu retten, dessen Leben Williams Wuth gefährdet hatte. Vernunft und Leidenschaft kämpften in ihrem Innern einen harten Kampf, aber sie sprach gegen Niemanden ihre Seelenleiden aus, sondern wurde schweigsamer, in sich gezogener und gedankenvoller als je. Ihre ehemaligen Gespielinen begannen sie zu verlachen, jene, deren Heiratsanerbietnugen sie früher ausgeschlagen, sich durch Spott und Hohn zu rächen. Barry allein, der unter ihrer sorgsamen Pflege allmälig wieder zum Leben erwachte, war so großmüthig, sie zu vertheidigen; er hatte sein Leben für sie eingesetzt, und das war Grund genug, sie noch mehr zu lieben.

Unterdeß gährte an der Küste eine Verschwörung der Barry und ihrer Freunde gegen William, und der Schmuggler gegen die Barry. Die Identität des Kapitäns Hudson mit William Laud war verrathen. William mußte daher diesem Namen entsagen und tauschte ihn gegen den Namen Cook um. Eine Reise nach Canada, unternommen, um einen Theil des Pelzhandels an sich zu reißen, sollte die Erinnerung an jene tragischen Ereignisse verwischen und seine Feinde auf eine falsche Spur führen.

Margareth fühlte bald die nachtheiligen Folgen ihrer Verbindung mit Laud. Ihre bisherigen Beschützer zogen sich von ihr zurück; Elend, Hunger, Kälte und

Verzweiflung wurden heimisch in ihrer Hütte zu Nacton; von Laud war kein Wort mehr zu hören. Eines Tages trat John Barry in ihre Hütte, eröffnete Margarethen, er wolle sich nach fremden Landen einschiffen und bot ihr, da William doch auf immer für sie verloren, seine Hand an. Sie schlug sein Anerbieten aus, weil sie ihre Hand einem andern versprochen habe. Sie glaubte fest, William würde wieder erscheinen. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, eine Proklamation bot hundert Guineen Belohnung dem an, der ihn lebend oder todt ausliefern würde; trotzdem erschien der kühne Corsar wieder. Er bewog Margarethen zu einem Stelldichein, und da er in dieser Unterredung erkannte, daß ihr Entschluß unerschütterlich sey, und sie nie einen Schmuggler heiraten würde, so versprach er ihr, sich in der königlichen Marine anwerben zu lassen. Er hielt sein Versprechen, erlangte Begnadigung und zeichnete sich aus.

Alles ging gut. Margareth wurde wieder geachtet und eine Familie in Ipswich nahm sich des verlassenen Mädchens an. Es war die Familie Cobbold. Margareth erwarb sich die Zuneigung ihrer Gebieterin. Eines Tages nahm der zweite Sohn des Hauses sein Jagdgewehr, Pulver und Blei, bestieg einen Kahn und ruderte fort, um nach Wild- und Kriechenten zu jagen, von denen diese Küsten wimmeln. Da umzog sich der Himmel, ein Sturm zog heran, es wurde Abend, der Regen goß in Strömen, der junge Mann kam nicht nach Hause zurück. Die ganze Familie war in trostloser Verzweiflung. In der Nähe fließen der Stour und der Orwell zusammen, an ihrer Vereinigung ist ein Raum von mehr als einer Viertelmeile mit Anschwemmungen von Koth und Sand bedeckt, aus welchen ein dichtes Gewirre von Seepflanzen aufschießt. Es gibt keine gefährlichere Gegend als dieses Ufer, wo oft schon im Sturmwetter Kähne, die hinein geriethen, zu Grunde gingen. Die Nacht brach ein, die tiefste Finsterniß herrschte, der Sturm wüthete fort. Alles bewaffnete sich mit Fackeln, eilte an's Ufer, schrie, so laut man nur konnte, nach dem jungen Manne, aber nirgends zeigte sich eine Spur von ihm. Der alte blödsinnige Fischer, der auch bei dieser Gelegenheit nicht verfehlte, an seinem Posten zu stehen, berichtete, er habe den jungen Mann ziemlich lange am Ufer hinrudern gesehen, und schüttelte den Kopf wie einer, der das Schlimmste ahnt. Mehre Matrosen, die in dem Hafen stationirten, halfen mitsuchen, trotz der Gefahr; denn das Meer war in der fürchterlichsten Aufregung und trieb seine Wogen weit bis in den Orwell hinauf. Unter diesen Matrosen war Laud, der eben von einer glücklichen Seefahrt zurückgekommen war. Er hatte, noch als er den Namen Kapitän Hudson führte, diese Küstengegend so genau kennen gelernt, daß ihm keine einzige Untiefe, nicht die kleinste Einbuchtung unbekannt war. Er besteigt einen Kahn, und bewaffnet mit einer langen Ruderstange, dem einzigen Werkzeuge, das man hier handhaben konnte, dringt er langsam in diesen tiefen Schlamm, den die Fluth, der Sturm aufgeweicht hatten. Bald erblickt er einen Schiffskiel, der aus dem Schlamme hervorschaut; er arbeitet sich mühsam dahin durch, und zieht mit großer Anstrengung den jungen Mann bewußtlos, entstellt, aber noch lebend, aus dem Moraste hervor. Man denke sich das Entzücken der Mutter, die Freude Margarethens und die Bande zarter Dankbarkeit, die von nun an die Familie an Laud und dessen Braut ketteten. Laud hatte nur einige Tage Urlaub; aber vor seiner Abreise versprach er Margarethen, sie nach seiner Rückkehr zu heiraten, sobald nur die Ersparnisse von seinem Solde und seine Prisengelder ihm erlauben würden, sich mit ihr in Ipswich oder Nacton anzusiedeln.

Acht Monate, eine lange Zeit, verfloßen seit diesem Ereignisse. Mehre Matrosen, beauftragt von William mit Botschaften an seine Braut, pochten während dieser Zeit an die Thüre der Familie Cobbold an, und wurden, wie begreiflich, jedesmal wohl aufgenommen. Diese Gastfreundschaft hatte indeß ihre unangenehmen Folgen; unter den Matrosen der ganzen Küste verbreitete sich das Gerücht, man könne sich auf die leichteste Weise eine gute Mahlzeit und eine tüchtige Kanne Ale verschaffen, wenn man nur in einer Matrosenjacke und mit einer Empfehlung von William Laud bei der Familie Cobbold einspräche. Mistriß Cobbold mußte dieser Matroseninvasion einen Damm entgegensetzen und sich diese zudringlichen Besuche, die endlich gefährlich hätten werden können, verbieten. Das Mädchen fühlte darob freilich tiefen Kummer. Dies und die lange Abwesenheit Williams verdarben ihre gute Laune, sie ward wieder trübsinnig, grämlich, zerstreut. Den Tag nach jenem Verbote, das sie so sehr kränkte, gegen neun Uhr Abends, wurde die Thüre des Dienstbotenzimmers geöffnet und ein kleines Mädchen rief hinein: »Margareth, wieder ein Matrose, der nach Dir fragt!« — »Sag' dem Menschen, man wolle hier keine Matrosen mehr,« rief Margareth mürrisch, »er soll sich packen.« — Da wurde ein ziemlich großes Packet in Segelleinwand gewunden Margarethen zu Füßen geworfen. Die sonnverbrannte Hand, welche es durch die halboffene Thür hereingeworfen, schlug dieselbe heftig zu, und der Mann verschwand. Dieser Mann war aber niemand anderer als William Laud selbst. Er war gekommen, um Margarethen seine Prisengelder und Alles, was er zur See gewonnen, zu bringen.

Margareth starrte die Aufschrift des Packets an: sie konnte nicht lesen, aber eine geheime Ahnung sagte ihr, es stehe irgend ein Unheil bevor. Hastig stürzte sie aus dem Zimmer und suchte mit den Blicken den Entflohenen. Die Nacht war finster. An einer Straßenecke sah sie einen Menschen in Matrosentracht stehen, der zu warten schien. Sie geht auf ihn zu, er ergreift, ohne ein Wort zu sagen, Margarethens Hand; aber es war nicht Laud, sondern dessen ehemaliger Bootsmann John Luff. Mißvergnügt, daß sein Kapitän seinem früheren Leben entsagt, und entschlossen, ihn um jeden Preis aufzusuchen, verlangte er von Margarethen, daß sie ihm enthülle, was sie nicht wußte, den gegenwärtigen Aufenthalt Williams. Eine heftige Scene fand statt, Margareth schrie auf, sobald sie ihren ehemaligen Räuber erkannte, dieser suchte ihr Geschrei zu ersticken, sie wehrte sich, und der Kampf hätte noch lange gedauert, wenn nicht die Nachbarn ihr zu Hilfe herbeigeeilt wären; der Verbrecher war mittlerweile verschwunden.

Dieser Abend war ein weit unseligerer als Margareth ahnte. Die mürrischen Worte, die Margareth ausgestoßen, hatten mit einem Male Williams Sinn und seine guten Vorsätze erschüttert. Er glaubte, das Mädchen habe sein vergessen und ergriff wieder sein altes

Gewerbe. Margareth aber verfiel in die düsterste Ruhe und Verzweiflung. Das Gerücht von diesem Abenteuer verbreitete sich in der ganzen Grafschaft. Diese war wegen ihrer Pferdezucht berühmt, aber ebenso berüchtigt wegen des häufigen Diebstahls an Pferden.

Ein Matrose von der neuen Schiffsmannschaft Williams, ein gewisser John Cook, hatte ein Lüstchen auf eines der schönsten Pferde Master Cobbold's, und ersann ein seltsames Mittel, sich zu dessen Besitz zu verhelfen. Er kam zu Margareth und las ihr einen vorgeblichen Brief Williams vor, worin dieser in London zu einer gewissen Stunde und in sehr kurzer Frist ein Rendezvous gab. Zugleich gab er vor, William sey, als er ihn verließ, auf dem Punkt zum Aufbruch gewesen. Mit einer gewöhnlichen Fahrgelegenheit wäre Margareth zu spät nach London gekommen; sie nahm daher, wie dort Landes es oft geschieht, den Rothbraun Master Cobbold's, zog die Kleider eines Stallknechts an und ritt unverzüglich von dannen. Sie hielt nicht eher an, als in der Herberge zum »Stier« in Aldgate in London, wo John Cook seiner Beute habhaft zu werden hoffte. Unglücklicherweise war der Polizei bereits die Anzeige gemacht worden, Margareth wurde verhaftet, in Newgate eingesperrt, später nach Bury abgeführt, vor die Assisen gestellt und nach dem grausamen Gesetze jener Zeit wegen häuslichen Diebstahls zum Tode verurtheilt. Sie vertheidigte sich kaum und hörte den Urtheilsspruch demüthig an. Nur dem Einflusse der Familie Cobbold hatte sie's zu verdanken, daß ihre Strafe in siebenjährige Deportation verwandelt wurde; doch mußte sie, da auf den Abgang des nächsten Schiffes gewartet wurde, drei Monate lang im Gefängnisse von Bury zubringen. Auch dort erwarb sie sich die Achtung aller, mit denen sie in Berührung kam, und wurde mit der Besorgung der Wäsche beauftragt.

Unterdeß hatte William mit noch größerer Kühnheit als je der Gefahr und dem Gesetze getrotzt; endlich ergriffen ihn die Douaniers und er ward in das Gefängniß von Bury abgeführt. Man denke sich die Uiberraschung, das Erstaunen der zwei Liebenden, als sie, nach so langer Trennung, sich so unvermuthet an diesem Orte trafen. Die tüchtigen Dienste, welche er an Bord der Staatsschiffe geleistet, sprachen zu seinen Gunsten, er wurde begnadigt und fand, trotz der strengen Aufsicht im Gefängniß, Mittel, Margarethen in Kenntniß zu setzen, daß sein Gefängniß nächsten Mittag aufhöre und daß er sie Abends um zehn Uhr an einem bestimmten Orte erwarten wolle; sie möge daher trachten zu entfliehen. Das Mädchen hatte bereits zu lange gegen ihre Liebe angekämpft, als daß ihre Kraft nicht endlich hätte gebrochen werden sollen; auch hatte sie schon einmal für William ihr Leben auf's Spiel gesetzt, es kostete ihr daher wenig, es noch einmal zu wagen. Mit außerordentlicher Gewandtheit und Kaltblütigkeit entwarf sie einen Plan zur Flucht und setzte ihr Wagniß auf kühne Weise in's Werk. Oben an der Mauer des Gefängnisses waren an einer horizontal liegenden Welle spanische Reiter angebracht, eine der eisernen Spitzen war abgebrochen. Mittels eines langen Seiles und einer Sch eife, die sie an einer der Spitzen befestigte, half sie sich des Nachts bis hinauf auf die Mauer, klammerte sich dort an eine der Spitzen, schwang sich hinüber, ergriff von neuem den Strick und glitt daran, die Hände sich blutig aufreibend, hinab auf die Erde. Dann eilte sie auf den bestimmten Platz, wo sie Laud fand und mit ihm auf die Küste zuschritt. Laud's ehemalige Freunde hatten versprochen, Margarethen zu retten und beide nach Holland zu führen. Zufällig ließ die Schaluppe zu lange auf sich warten, und als endlich die Schmuggler landeten, geriethen sie mit den Küstenwächtern in einen Kampf, in welchem William sein Leben verlor. Von zwei Gewehrschüßen getroffen, stürzte er todt auf Margarethen, die besinnungslos am Strande gefunden, in ihr Gefängniß zurückgeführt und nunmehr zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt wurde.

Margareth hatte sich dem Tode so nahe gesehen; der Mann, auf den sie alle ihre Hoffnungen gesetzt, lebte nicht mehr; sie ergab sich in Alles. Ruhig ließ sie sich nach Botany Bay transportiren und kam am 20. Dezember 1801 in Port Jackson an. Der Schiffskapitain, der sie dahin geführt, war gerührt von der Bescheidenheit und Sanftmuth des Mädchens, und empfahl sie ganz angelegentlich dem Gouverneur. Sie blieb nur zwei Tage in dem Arbeitshause der Regierung und wurde sodann nach der Sitte in den Strafkolonien von einem Master John Palmer verlangt, einem sehr reichen Kolonisten, dessen Frau eine Zufluchtsstätte für die Waisen des Landes gegründet hatte. Diese letztere fand in Margareth Catchpole eine geschickte Arbeiterin, lehrte sie lesen und schreiben, und erhob sie zur Oberaufseherin ihrer wohlthätigen Anstalt. Wenn ein Weib zu einem andern erst eine Neigung gefaßt, strebt sie gewiß immer, ihr einen Mann zu verschaffen. So dachte auch Mistriß Palmer in Betreff Margareths, die zwar nie im eigentlichen Sinne des Wortes schön gewesen, aber lebhaft war, und eine gewisse natürliche Anmuth besaß. Zugleich hatte ihr der Zufall manche Gelegenheit geboten, ihre frühere Heldenmüthigkeit an Tag zu legen; bei einer großen Uiberschwemmung rettete sie als kühne Schifferin mehre dem Untergang nahe Kinder und erwarb sich dadurch trotz ihrer Bescheidenheit einen großen Ruf. Die arme Margareth war nicht stolz auf ihre romanhaften Abenteuer, sie erzählte zwar ihrer Gebieterin ihre bisherige Geschichte und nannte ihr ihren wahren Namen, bat sie aber zugleich, beides zu verschweigen. Sie betrug sich als Dienerin und fragte nie nach dem, was in der Kolonie vorging. Unter den Gründern der Anstalt befand sich aber, ohne daß Margareth es wußte, einer der Männer, die in ihre Lebensgeschichte verflochten gewesen waren: John Barry, der Bruder Eduards und Nebenbuhler Laud's. Von seiner Wunde geheilt, hatte er erkannt, daß Margarethens hartnäckige Liebe nie aufhören würde, und hatte daher einen Posten als Inspektor des Katasters in Botany Bay angenommen. Sein Amt war, die Ländereien unter die Kolonisten zu vertheilen. Seine Pünktlichkeit und seine Sanftmuth, denen er auch hier treu blieb, sicherten sein Glück und verschafften ihm die allgemeine wohlverdienteste Achtung im Lande.

Barry hatte es in seiner friedlichen Laufbahn schon zu Ehren und Vermögen gebracht, als er seine jüngere Schwester verlor, die er aus England zu sich berufen, damit sie sein Hauswesen führe. Die Einsamkeit fiel ihm schwer, seine verzweigten Geschäfte ließen es nicht

zu, daß er auch seine eigenen Hausangelegenheiten leite, und er fragte daher bei Mistriß Palmer an, ob sie nicht eine vertraute Person wüßte, in deren Hände er die Sorge für sein Hauswesen legen könnte. Sie empfahl ihm die Oberaufseherin des Instituts, hielt es aber für ihre Pflicht, ihm deren bisherige Lebensschicksale zu erzählen. John Barry horchte hoch auf, als er Begebenheiten hörte, die mit seinen eigenen Abenteuern so viel Aehnlichkeit hatten, die ihn so sehr an die Leiden seiner Jugend mahnten. Er fragte nach dem Namen; Mistriß Palmer nannte ihm Margareth Catchpole. Barry benahm sich nun auf die edelste Weise. Er ging geradenwegs zum Gouverneur, mit dem er innig befreundet war, verlangte die vollkommene Freisprechung Margarethens, ihre gänzliche Auslöschung aus den Listen der Verurtheilten, und erhielt beides. Die Freisprechungsakte, die sie wieder in Besitz aller ihrer bürgerlichen Rechte setzte, war die erste Nachricht, ja das erste Wort, welches John Barry Margarethen bei seinem Zusammentreffen mit ihr mittheilte.

Schon damals, als Margareth in der alten Priorei von Alneshbourne jede Nacht bei dem Verwundeten wachte, hatte er ihr geschworen, kein anderes Weib zu ehelichen als sie, und er hatte Wort gehalten. Nun empfing die Deportirte mehr als das Leben von John Barry, ja zu dem Geschenke der Freiheit fügte er noch das Anerbieten, ob sie die Genossin seines Lebens seyn, ob sie den Namen Barry tragen wolle. Als freie Person konnte sie das Anerbieten annehmen oder ausschlagen; sie nahm es an, und wurde Mistriß Barry von »Windsor an den grünen Hügeln von Hawksbury«, einer der reichsten Besitzungen in Australien, wo sie 15 Jahre in diesem Verhältnisse verlebte, ihrem Gemal zwei Töchter und einen Sohn gebar, und die letzten Seufzer John Barry's empfing, der am 9. September 1827 in ihren Armen starb. Sie selbst hauchte am 10. September 1841, 68 Jahre alt, den Geist aus, hinterließ ihren Kindern eine halbe Million, dem ehrwürdigen Richard Cobbold aber, demselben, dem als Jüngling William Laud das Leben gerettet, das Vermächtniß, die Ereignisse ihrer abenteuerlichen Jugend zu sammeln und zu beschreiben. Richard Cobbold löste diesen Auftrag, indem er die zwei reich mit Stahlstichen illustrirten Bände schrieb, aus denen wir das Voranstehende auszogen. Der Sohn Margarethens kam 1842 nach England und kaufte sich dort ein schönes Gut in der Grafschaft Suffolk.



Miscellen.

Die österreichischen Eisenbahnen.

Immer enger und enger umzieht ein Netz von Eisenbahnen, diesem schnellsten aller bisherigen Reisemittel (obwohl die Zukunft uns darin gewiß noch weit überflügeln wird), unser großes und schönes Oesterreich. Vier Provinzen (Böhmen, Mähren, Oesterreich, Steyermark) sind bereits innig durch Schienen verbunden; Galizien, Illyrien, Ungarn werden es in der nächsten Zukunft seyn. Es wird unsere Leser gewiß interessiren, wenn wir ihnen eine chronologische Uibersicht der österreichischen Eisenbahnen zusammenstellen.*

I. Pferdebahnen.

1. K. k. prio. erste österr. Eisenbahn (Budweis-Gmunden). Schon 1825 ertheilte Kaiser Franz I. einer Privatgesellschaft die Konzession zum Bau einer die Donau und Moldau verbindenden, 17 Meilen langen Eisenbahn von Budweis nach Linz. Sie ist die erste auf dem Kontinente aufgeführte Eisenbahn und wurde im August 1832 eröffnet. Ihre beinahe 9 Meilen betragende Verlängerung, die Linz-Gmundner Bahn, so wie die Anlage der ¾ Meile langen Seitenbahn zur Donau bis Ziegelau wurden vom Frühling 1834 bis zum Frühling 1836 ausgeführt.

2. Gleichzeitig mit der Linz-Budweiser, im J. 1828, begann durch eine Gesellschaft der Bau einer Prag-Pilsner Eisenbahn, die aber nur bis Lahna (Dominium Pürglitz) vollendet wurde, und in das Eigenthum des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg überging, in dessen Regie sie fast ausschließlich zum Holz-, Kohlen- und Steintransport benutzt wird. Sie sollte 21½ Meilen lang werden, jedoch sind nur 7½ Meilen ausgeführt. Sie wird gegenwärtig mit den Buschtiehrader Kohlenbergwerken in Verbindung gesetzt, und soll in der Folge bis zur Staatseisenbahn verlängert werden.

3. Die vier Meilen lange Eisenbahn von Tyrnau nach St. Georgen in Ungarn, seit 28. September 1840 eröffnet.

II. Dampfbahnen.

1. Kaiser Ferdinands Nordbahn. Zur Anlage einer solchen zwischen Wien und Bochnia mit Seitenbahnen nach Brünn, Olmütz, Troppau, Wielicka rc. wurde Anfangs 1836 dem Baron Rothschild ein Privilegium verliehen; der Bau begann noch im selben Jahre und schon am 23. November 1837 wurde

a) die 1¾ Meilen lange Strecke bis Wagram, 7. Juli 1839 die 9¾ Meilen bis Lundenburg, 16. Juli 1841 bis Nasagedl (10 Meilen), 1. September 1841 bis Prerau (4 Meilen), und 15. August 1842 bis Leipnik (2 Meilen) eröffnet.

b) Die 9 Meilen lange Flügelbahn von Lundenburg nach Brünn wurde am 7. Juli 1839, die 3 Meilen lange

c) Wien-Stockerauer Bahn am 26. Juli 1841 und die 3 Meilen lange Strecke von Prerau bis Olmütz am 17. Oktober 1841 eröffnet.

d) An der Fortsetzung von Leipnik nach Oderberg (an der preußisch-schlesischen Gränze) wird thätig gearbeitet, und man hofft diese 10 Meilen lange Strecke in der zweiten Hälfte des Jahres 1846 dem Betrieb übergeben zu können. Zum Anschluße der Nordbahn an die ungarische Centraleisenbahn wird

e) von Gänserndorf bis zur Marchbrücke unterhalb Marchegg eine 2¾ Meilen lange Flügelbahn gebaut werden, wozu die K. Ferdinands-Nordbahngesellschaft die Allerhöchste Genehmigung erwartet.

2. Die Lombardisch-Venetianische Bahn, auf 39¾ Meilen projektirt, wurde im J. 1837 begonnen; der großartige Viadukt, der zu deren Behufe von Venedig über die Lagunen ans Land führt, wird noch im Laufe dieses Jahres beendet werden. Die Sektion von Mestre bis Padua ist schon seit 2 Jahren eröffnet, die Sektionen von Padua bis Vicenza und von Mailand bis Treviglio sind der Vollendung nahe.

3. Die Mailand-Monza-Bahn, 1 7/10 Meilen lang, und von einer Gesellschaft gebaut, ist 1840 begonnen und seit drei Jahren eröffnet.

4. Zur Anlage der Wien-Gloggnitzer Bahn erhielt Freiherr von Sina 1838 eine Konzession, der Bau begann im Früh-

*) Bei dieser Zusammenstellung diente uns die Einleitung zu dem Werkchen »Darstellung der Oest. Staatseisenbahn von Olmütz bis Prag, verfaßt von Förster und Demarteau« als Grundlage; verschiedene Berichte über den Fortschritt der österr. Eisenbahnen in der Wiener Zeitung, dem Journal des österr. Lloyd rc. zur Vervollständigung.

jahr 1839 und am 29. Mai 1841 wurde bereits die Strecke von Wien bis Baden, am 24. Oktober 1841 die bis Neukirchen (8¾ Meilen von Wien) eröffnet. Nach Gloggnitz (1¾ M. weiter) wurde sie am 5. Mai 1842 eröffnet. Die Arbeiten an den Zweigbahnen

a) von Wien bis Bruck an der Leitha (5 Meilen),

b) von Mödling nach Larenburg (½ Meilen),

c) von Wiener Neustadt an die ungarische Gränze bei Katzelsdorf (1¾ Meilen zur Verbindung mit der Oedenburger Bahn) werden mit großer Thätigkeit betrieben.

5. Die große ungarische Centraleisenbahn von Preßburg nach Pesth und weiter ins Innece des Landes. Von dieser ist eine Strecke von 4 Meilen (von Pesth nach Waitzen) zur Schienenlegung planirt, und zu der 2¾ Meilen langen Steecke von Preßburg nach Marchegg zur Verbindung mit der Nordbahn werden die Voraebeiten gemacht. Der chronologischen Ordnung nochmals ein wenig untreu werdend, nennen wir hier zugleich die schon erwähnte

6. Oedenburg-Wiener-Neustädter Eisenbahn, 1843 von einer Gesellschaft projektirt, soll binnen 2 Jahren bis Katzelsdorf, von wo die Verbindung mit der Gloggnitzer im Werke, vollendet werden. Von Oedenburg bis Mattersdorf (2 Meilen) beinahe vollendet, von Mattersdorf bis zur Leitha in voller Arbeit.

Durch die a. h. Entschliessung vom 19. Dezember 1841 verfügten Se. Majestät Kaiser Ferdinand I. die Errichtung von Staatsbahnen, und hiezu wurden die Linien von Wien über Prag nach Dresden, von Wien nach Triest, von Venedig über Mailand an den Komersee, dann jene von Wien gegen Baiern und alle, welche Se. Majestät in der Folge noch dafür erklären (unbeschadet der Privilegien, welche Privatpersonen bisher erwarben) bezeichnet. Seit der Bekanntgebung dieses großartigen Entschlußes begann die außerordentliche Regsamkeit beim Baue der Wien-Triester und Wien-Prager Bahn.

7. Die Wien-Triester Bahn schließt sich an die Gloggnitzer an, mit der sie vorläufig von Gloggnitz bis Mürzzuschlag über den Semmering, welches Gebirge für eine Dampfbahn bisher unbesiegbare Hindernisse entgegenstellt, durch eine Pferdebahn in Verbindung gesetzt werden soll. Im Herbst 1842 begann der Bau der 12¾ Meilen langen Bahnstrecke von Mürzzuschlag bis Grätz, und obwohl schwierige und großartige Werke auf derselben aufzuführen waren, wurde sie doch bereits im Oktober 1844 eröffnet. Von Grätz über Marburg bis Cilly, 17½ Meilen lang, ist die Bahn ihrer Vollendung nahe und soll im Jahre 1846 eröffnet werden. Von Cilly ist sie in einer Länge von 8½ Meilen bis Steinbruck im Angriff und soll von Steinbruck bis Laibach noch in diesem Jahre in Angriff genommen werden.

8. Die Wien-Prager Bahn wurde im September 1842 bei Olmütz begonnen und ist seit 1. September d. J. in der ganzen 33¾ Meilen langen Strecke von Olmütz nach Prag dem Betrieb übergeben. Dieser Betrieb wurde auf 5 Jahre an die Kaiser Ferdinandsnordbahngesellschaft verpachtet.

Auf der 11¾ langen Zweigbahn von Brünn bis Böhmisch-Trübau sind die Arbeiten seit Oktober 1843 in größter Thätigkeit. Das Terrain ist eines der schwierigsten, das je im Eisenbahnbauwesen vorgekommen; auf einer Strecke von nicht ganz 3 Meilen mußten 10 Tunnels im Urgebirg durchgetrieben werden. (Siehe über diese, so wie über die Prag-Olmützer Bahn Ausführlicheres in dem nachfolgenden Aufsatz.) Zur Fortsetzung dieser Bahn

9. von Prag nach Dresden, welche österreichischer Seits bis an die sächsische Gränze geführt werden soll, sind die Unterbauarbeiten der ersten 3¾ Meilen langen Strecke von Prag bis zu dem Dorfe Kralup an der Moldau (den Gebrüdern Klein) in Unternehmung gegeben und es ist der Termin derselben auf den 31. August 1848 festgesetzt worden.

10. Die Anlage einer Galizischen Eisenbahn von Bochnia nach Lemberg und dort zum Anschluße an das Ausland, nach Brody und Czeenowitz (von wo sie von Rußland nach Odessa fortgesetzt werden soll) ist durch allerhöchste Verfügung vom 27. Februar 1845 befohlen worden. Sie ist in zwei Abtheilungen, von Bochnia bis Jaroslaw und von Jaroslaw bis Lemberg, getheilt und der Unterbau wird im kommenden Frühjahre beginnen.

Nach der hier zusammengefaßten Übersicht des für den Bau der Staatseisenbahnen in Oesterreich Geschehenen beträgt die Länge der bereits in Betrieb gesetzten Staatsbahnen 45¾ Meilen; im Bau begriffen sind 40¾ Meilen, der Eröffnung nahe 17 Meilen (von Grätz bis Cilly), es wird daher die ganze Länge der vorläufig in Ausführung gebrachten Staatsbahnen 86¾ Meilen betragen.

Die Erhebungen sind gemacht:

1. auf der Prag-Dresdner Bahn für die Strecke von Kralup bis zur sächsischen Gränze, 13 Meilen,

2. auf der Wien-Triester Bahn für den Übergang über den Semmering 6 Meilen und

3. für die Strecke von Laibach bis Triest 16¾ Meilen. Für die Linie von Wien gegen Baiern zu sind die Vorerhebungen gemacht worden.

Die oberste Leitung der Staatsbahnen ist nach der allerhöchsten Entschliessung vom 19. Dezember 1841 Sr. Excellenz dem Freiherrn Kübeck von Kübau als Präsidenten der k. k. allgemeinen Hofkammer anvertraut. Referent in allen Staatseisenbahn-Angelegenheiten ist der k. k. wirkliche Hofrath der allgemeinen Hofkammer, Herr Aloys Silver Ritter von Kremer. Unter dem k. k. Präsidenten der allgemeinen Hofkammer steht die Generaldirekzion der Staatseisenbahnen. An die Spitze derselben wurde der k. k. Hofrath Herr Hermenegild Francesconi gestellt; ihm steht als Adjunkt der k. k. Regierungsrath Hr. Franz Zellner zur Seite. Für die Leitung und Überwachung der technischen Ausführung der Eisenbahnen und für deren Betrieb sind drei Inspektoren bestellt:

a) für die Bauten südlich von Wien der k. k. Rath und Inspector Hr. Dr. Ghega,

b) für die Bauten nördlich von Wien der k. k. Inspektor Hr. Aloys Negrelli,

c) der k. k. Inspektor Hr. Adalbert Schmid leitet sämmtliche Geschäfte des Betriebes der Staatseisenbahnen, besorgt alle dahin gehörigen Gegenstände, die Anschaffung der Maschinen und Wägen, Einrichtung der Werkstätten und der Stationsgebäude und verfaßt die Instrukzionen für das Betriebspersonale.

*** (Eröffnung der k. k. Staatsbahn von Olmütz nach Prag). Der Monat August hat ringsum Alles in festliche Aufregung versetzt; in Bonn fand die solenne Enthüllung des Denkmals für den genialsten aller Tonmeister statt, in Würzburg versammelte sich ein gewaltiges Sängerchor zu einem Musikfeste und mehre andere Städte feierten das freudige Ereigniß der Ankunft der anmuthigen Inselkönigin. Auch unser Prag, ein guter Theil des Landes dazu, war durch drei Tage der Schauplatz der herzlichsten und wahrsten Freude, die sich in den Gemüthern schon lange vorbereitet hatte; denn konnten die Ereignisse, die unsere Nachbarn zu Festlichkeiten veranlaßten, nur einen vergänglichen Jubelrausch hervorrufen, so rief das Begebniß, das wir feierten, neben der Begeisterung des Augenblicks auch noch jene ernste dauernde Freudigkeit hervor, wie sie der vollkommen erlangte Besitz einer unvergänglichen und unberechenbaren Wohlthat für ein ganzes Land, ja für einen ganzen Staat und seine Nachbarländer erregen kann. Lange vorher schon war die Eisenbahn von Prag nach Olmütz der Angelpunkt aller Gespräche, und Hunderte von Schaulustigen standen stets auf den den Bahnhof beherrschenden Anhöhen, um den großartigen Bau unter den Tausenden von Händen wachsen zu sehen, die die weisen Beschlüße der Regierung in unermüdliche Bewegung gesetzt hatten.

Endlich kam der Tag, an dem uns die hocherfreuliche Ankunft Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Franz Karl als Stellvertreters Sr. Majestät unsers allgeliebten Herrschers die Gewißheit geben sollte, das Werk sey vollendet, die k. k. Staatsbahn nach Olmütz sey eröffnet! Es ist dies ein großes Wort für uns, denn es heißt: Prag liegt jetzt etwa 8 Stunden von Olmütz, 10 Stunden von Brünn und 14 Stunden von Wien. Die Hauptstadt der betriebsamsten Provinz ist auf eine Tagesfahrt dem Centrum des Staates genähert, während sonst 36 lange Stunden sie trennten. Und doch ist diese Bahn nur ein Theil des Riesenwerkes, das binnen wenig Jahren von Böhmens Gränze bis nach Triest reichend, und an die deutschen Bahnen sich anschließend, das adriatische Meer an die Nordsee rücken, und die beiden Emporien des deutschen Handels mit einander verknüpfen wird. — Doch nun müssen uns unsere Leser nach Olmütz begleiten, um im Geiste die Fahrt nach Prag mitzumachen. Am 19. Abends waren bereits Ihre k. k. Hoheiten die Herren Erzherzoge Franz Karl und Joseph, Palatin, mit einem zahlreichen Gefolge von Gästen, höheren Staatsbeamten und Militärs, Celebritäten der Wissenschaft, Kunst und Literatur und gewichtigen Namen der Börse, die die k. k. Hofkammer hiezu eingeladen hatte, in Olmütz eingetroffen, und mit einem Volksfeste, einem brillanten Feuerwerk und einer glänzenden Illuminazion empfangen worden. Die schaulustige Bevöl-

kerung der Stadt und ihrer Umgebung wogte fröhlich in den Straßen und freute sich, das eine Schauspiel genießend, schon des andern, das der nächste Morgen bringen sollte, der Abfahrt des Festtrains nämlich.

Am frühen Morgen des 20. Augusts, des eigentlichen Eröffnungstages, versammelte sich die frohe Menge in den Umgebungen des Bahnhofes, von wo der festliche geschmückte Zug, bestehend aus dem prachtvollen Hofwagen und zehn andern Waggons, von den zwei Lokomotiven »Olmütz« und »Prag« gezogen, zehn Minuten nach 6 Uhr abfuhr. Die Bahn bietet hier auf 6¼ Meile keinerlei Schwierigkeiten dar, und hat nur äußerst geringe Steigungen und Krümmungen, so daß der Zug mit seiner vollen Schnelligkeit durch die reiche Ebene dahinbrauste, und nur im Fluge das Kloster Hradisch, das betriebsame Sternberg mit dem Gebirge im Hintergrunde und Müglitz mit dem Schlosse Mürau und dem netten Aussee sehen ließ. Uiberall tönte Musik und Pöllerschüße den Ankommenden entgegen, verschönerten Obelisken und Triumphpforten die Bahnhöfe, und umstand die Bevölkerung die Bahn, den Zug begrüßend und das nie gesehene Schauspiel anstaunend. Bald zeigte sich Hohenstadt, wo der Zug anhielt. Vor der Einfahrt schon stand das Jagdpersonale der Hrn. Gebrüder Klein, in dem festlich geschmückten Bahnhofe aber ein Korps von etwa 150 Bergknappen und Walzwerk-Arbeitern, aus den Eisenwerken der Hrn. Klein in Zöptau, in voller Uniform, die sinnvoll an die Schwierigkeiten erinnerten, welche die ebengenannten Herren als Bauunternehmer in der unmittelbar folgenden Strecke der Bahn vom Dorfe Luppele an zu überwinden hatten. Die Bahn verläßt nun das Gebiet der March und tritt in das enge Thal der Sazawa über, die vielfach gewunden dahinströmt. Auf einer Strecke von 3 Meilen (von Luppele bis Budigsdorf) mußten 17 Brücken (worunter 15 schiefe) erbaut und das wilde Wasser mehrfach regulirt werden. So schön das romantische Thal ist, so mühsam und kostspielig wurde hier der Bau der Bahn; pittoreske Felsen, reizende Seitenthaler, wildromantische Schluchten, lustig brausende Bächlein und waldige Höhen bilden eine schöne Landschaft nach der andern, aber erfordern eben so viel Felsendurchbrüche, Uiberwölbungen, Ausschüttungen, Einschnitte und Brücken, und veranlassen unausweichliche Steigungen bis zu 1/116 und Krümmungen bis zu einem Halbmesser von 150 Klafter. Man sieht, die Romantik und die Eisenbahn vertragen sich schlecht und die prosaische, langweiligste Ebene ist für eine Eisenbahn ein Paradies. Der 77 Klafter lange, tunnelartig überwölbte Felseneinschnitt bei Budigsdorf führt endlich in die Erweiterung des Thals und bald ist die böhmisch-mährische Granze bei Landskron erreicht. Hier hielt der Zug an, und nachdem unser durchlauchtigste Landeschef den Stellvertreter Sr. Majestät willkommen geheißen, hielt der Oberstlandeshofmeister Se. Excellenz Herr Altgraf zu Salm im Namen der getreuen Stände eine Rede, worin er den Dank für die Huld Sr. Majestät aussprach. Der wichtige Anlaß sowohl dieses feierlichen Empfanges als der Anblick der vielen reichen Uniformen, der geschmackvollen Triumphpforten, der zahlreichen ehrfurchtsvollen Volksmenge machten diese Scene zu einer der imposantesten, die die Eröffnung der Bahn hervorrief.

Um 8¼ fuhr der Zug ab, durcheilte die offener gewordene Gegend, deren Hintergrund die schlesisch-mährischen Gebirge bilden, und langte um 9¼ bei dem 268 Klafter langen Triebitzer Tunnel an, der mit Grubenlichtern erleuchtet war und in 1½ Minute durchfahren wurde. Von Olmütz, welches 114 Klafter über dem adriatischen Meere liegt, bis hieher steigt die Bahn stetig, anfangs sehr allmälig, später stärker, und erreicht hier ihre größte Höhe, die Wasserscheide zwischen der March und der Elbe, welche ohne den Tunnel 1362 Fuß über dem adriatischen Meere betragen würde, durch diesen aber auf 1299 Fuß verringert ist. Die ungeheuern Schwierigkeiten, die sich dem Durchtreiben dieses Tunnels durch das lose nachsinkende Erdreich, durch Sandschichten und Wasseradern entgegenstellten, haben bis jetzt kaum bei irgend einer Bahn Deutschlands ihres Gleichen. In geringer Entfernung hinter dem Bahnhofe von Triebitz bezeichnete ein gigantischer Kegel aus Werkzeugen aller Art mit der Aufschrift »Einmündung der k. k. Staatseisenbahn nach Brünn« den Punkt, wo diese Zweigbahn von Mährens Hauptstadt sich an die Olmütz-Prager Trace anschließt. Diese Verbindungsbahn, die bereits im vollen Baue steht, hat eine Länge von 12¾ Meilen und kürzt die Fahrt nach Wien um 8¼ Meilen ab. Sie geht über Blansko und Zwittau, und übersteigt die Wasserscheide zwischen der Zwittawa, die anfänglich ein sehr enges Thal durchfließt, und der Elbe bei dem Dorfe Körber in einer Höhe von 1407 Fuß. Welche Schwierigkeiten sie zu überwinden hat, kann man daraus ermessen, daß 10 Tunnels von einer Gesammtlänge von 1250 Klafter durch die Gebirge getrieben werden müssen und die Kosten dieser 12¼ Meilen auf 8,991.504 fl. C. M. veranschlagt sind. Von Triebitz an folgt durch zwei Stazionen die Bahn dem Thale des Baches Trebowka, und läßt die waldigen Lehnen mit den rechtsliegenden ausgedehnten Dörfern zur Seite, deren Häuser sich fast ununterbrochen aneinander reihen, vermög ihrer mehrfachen Einschnitte bald verschwinden, bald wieder erscheinen. Uiberall standen an den Stazionen Triumphpforten, Obelisken, wehten Fahnen und Wimpel, ertönte Musik und Pöllerschüße, aber der Regen, der eintrat, verdarb, namentlich den Zuschauern, einen guten Theil des Genußes. Nah bei Wildenschwert erhebt sich die Bahn auf einem 107 Klafter langen Viadukt über die Trebowka, und tritt in das Thal der stillen Adler, in die sich dieser Bach ergießt. Hier beginnt die reizendste Partie der Olmütz-Prager Bahn und vielleicht aller bis jetzt bestehenden Bahnen. Jede Windung bringt ein neues Bild, bald im wildromantischen Style, felsig und waldig, bald traulich und anmuthig, bald mit einer Ruine, bald mit einem netten Dörfchen geziert. Endlich durchbricht sie mittels des Chotzner Tunnels von 131 Klaftern den Bergrücken, an dessen felsigen Seiten sie bisher sich hinschmiegte, und durchschneidet jenseits den fürstl. Kinskyschen Park, noch als Scheidegruß einen allerliebsten Blick auf das Schloß von Chotzen gewährend. Im Chotzner Bahnhof bestieg Se. Excellenz der Herr Staats- und Konferenzminister Graf Kolowrat den Zug, der nach dem kurzen Aufenthalte desto eiliger in die immer flacher werdende Gegend hinflog, und sich Pardubitz, von weitem durch die Ruine auf der Kuneticka Hora kenntlich, schnell näherte. Hier war ein glänzender Empfang vorbereitet. Die Schützenchöre einiger Städte und ein Detachement von Civalart-Uhlanen paradirten, und die Bevölkerung der ganzen Gegend war in bunten Gruppen versammelt. Die Personenhalle war zu einem eleganten Speisesaale geworden, dessen Plafond über der Tafel der Herren Erzherzoge ein Zelt bildete. Während des Déjeuners spielten abwechselnd zwei Musikbanden, und Schützenspaliere und eine Reihe geschmückter Mädchen umgaben die Halle.

Unter Kanonendonner und Vivatrufen fuhr der Festtrain gegen ein Uhr wieder ab. Die Bahn bleibt von hier bis Neukolin dicht an der Elbe, und hat bei den günstigen Verhältnissen des Terrains nur eine Felsensprengung bei Elbeteinitz und zwei Durchstiche nöthig. Unter den Felswänden, gegenüber von dem hübsch gelegenen Elbeteinitz, windet sich der Schienenweg fort, kömmt dann durch wenig malerisches, aber dem Bau ziemlich günstiges Land zu Neukolin, geht bei Böhmischbrod vorbei und erreicht, über den Viadukt von Auwal, die Teiche von Blatow, Biechowic, Pocernic und Key theils blos berührend, theils auf hohen Bauten und Aufschüttungen übersetzend, knapp hinter Key den Punkt, wo sich den überraschten Blicken das Moldauthal eröffnet, und ihm Prag, die Vielgethürmte, mit der stolzen Burgenkrone des Hradschins, dem grünen Lorenzberge, dem breiten Fluße und den Inseln drinn sammt dem heitern Karolinenthal in aller Pracht zeigt. Die Zuschauergruppen längs der Bahn wurden immer dichter und manigfaltiger, und schwollen endlich zu unabsehbarem buntem Menschengewimmel an, das den großen Platz beim Invalidenhause und alle Abhange des Zizkaberges weit hinaus bedeckte. Die Lokomotive »Böhmen« hatte als Vorläufer das Nahen des Zuges etwa 10 Minuten vorher gemeldet, und die Kanonen donnerten ihren mächtigen Gruß, aber er wurde übertaubt von dem freudigen Zuruf der zahllosen Menge.

Es war eine ergreifende, großartige Scene, als der Zug aus dem letzten Einschnitte hervorbrauste in das weit geöffnete Thal und Tausend und aber Tausend von einem Gefühl beseelt in lauten Jubelruf ausbrachen, und von einem Drange getrieben Tücher und Hüte schwenkten, ihre Begeisterung auf die ungeheucheltste und schlichteste Art kundgebend, und ihren freudigsten Gruß zurufend den Prinzen unsers geliebten Kaiserhauses, und der kühnen segensreichen Erfindung der Neuzeit, die sie in unsre Mitte brachte. Nach wenigen Augenblicken waren die Obelisken beim letzten Bahnhäuschen, die Pforte am Eingang des äußern Bahnhofes den Blicken enteilt, und der Zug hielt in der Personenhalle. Der ganze ungeheure Bahnhof bot ein buntes und zugleich feierliches Tableau dar. Tribunen mit Zuschauern, Spaliere der stattlichen Prager Bürgercorps, Blumenguirlanden, Fahnen und Wappen waren Schmuck und Staffage dieses imposanten Bildes. Der löbl. Magistrat und die Bürgerrepräsen-

tanten der Stadt harrten, mit ihrem Bürgermeister, dem Hrn. k. k. Appellationsrath Müller, an der Spitze, der hohen Ankommenden, und hießen Seine k. k. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Karl mit einer dem wichtigen Moment entsprechenden begeisterten Rede, die mit einem lauten und herzlichen Lebehoch unserem gütigen Monarchen endete, ehrerbietig willkommen.

Die Gäste, die schon unterwegs Billets erhalten hatten, worauf die ihnen von den erfreuten Bewohnern Prags eingeräumten Quartiere bezeichnet waren, wurden nun durch die zur Disposition gestellten Equipagen dahingebracht.

Unmittelbar nach der Bewillkommung fuhr eine Lokomotive ab nach Wien, um die Nachricht der glücklichen Ankunft dahin zu bringen. In neun Stunden hatte sie die 60¾ Meilen zurückgelegt und die frohe Kunde war schon am andern Morgen in der Residenz verbreitet. Prag aber war namentlich am Tage der Ankunft in der festlichsten und freudigsten Aufregung und hatte ein feierliches Festtagsaussehen. Ueberall wogte die geputzte Menschenmenge durch die Gassen, alle Läden waren geschlossen, alle Hände feierten. Die Detailschilderung der Feste, deren Schauplatz Prag in den nächsten Tagen war, gehört nicht hieher. Wir erwähnen nur, daß die Stadt den Gästen ein festliches Diner von 658 Gedecken und der Prager Handlungs- und Fabriksstand einen glänzenden Ball gab, der über 4000 Personen versammelte und wie das Diner in den großen Sälen der k. k. Hofburg stattfand. Ein Schwimm- und Schifferfest auf der Moldau, die Grundsteinlegung zum Bahnhof mit der Einsegnung der Bahn und der Lokomotive »Böhmen,« die Grundsteinlegung zu dem großartigen Monumente, das die Herren Stände Böhmens dem höchstseligen Kaiser Franz am Franzensquai errichteten, ein Festconcert und ein Theatre paré versammelten Alles, was sich in Prag in diesen Tagen von erlauchten, glänzenden Namen eingefunden hatte. Auch in Olmütz waren (am 19. Aug.) große Festlichkeiten, unter andern Volksfeste, bei denen 483 Hanaken zu Pferde mit Fahnen und Trompeten aufzogen.

Zum Schluße noch einige Worte über die Bahn selbst. Es mag wohl nirgends eine Bahn geben, die schwierigere Terrains zu durchschneiden hätte, als die große österreichische Staatsbahn von Triest an die böhmische Gränze, sowohl in den bereits fertigen Strecken, als in den noch im Bau begriffenen oder projektirten. Unter sieben Bahnlinien, die zum Behuf der Führung eines Schienenwegs von Wien nach Prag untersucht wurden, ist die Trace durch das Thal der March, der Sazawa, der stillen Adler und der Elbe noch die günstigste, so große Hindernisse sie auch noch darbot. Obwohl sie natürlich auch noch die wohlfeilste war, so waren die Kosten der 33¾ Meilen langen Strecke doch auf 17,559,275 fl. C. M. veranschlagt. Die ganze Bahn wurde beim Bau in zwei Sektionen getheilt, die 1. Sektion von Prag bis Pardubitz, in einer Länge von 14¼ Meilen, die 2. von Pardubitz bis Olmütz, in einer Länge von 19½ Meilen. Die Leitung des Baues auf ersterer Strecke war dem k. k. Oberingenieur Herrn Johann Perner, die auf der zweiten dem k. k. Oberingenieur Herrn Karl Keißler, die Ausführung der Hochbauten auf beiden Strecken dem k. k. Oberingenieur Herrn Anton Jüngling anvertraut; die Inspection aber über den ganzen Bau hatte der k. k. Inspector Herr Aloys Negrelli. Die Herren Gebrüder Klein waren die Hauptunternehmer des Unter- so wie des Oberbaues. Die Bahn ist durchgängig auf doppelte Geleise berechnet und die Spurweite beträgt 4′ 6½″. Indessen liegt vorläufig nur 1 Geleis und das 2. wird (gegenwärtig) bis Biechowic gelegt. Schienen (gewalzt), Chairs (Schienenstühle), Nägel und alles sonstige Eisenwerk ist inländisches Erzeugniß aus den Werken von Wittkowitz, Prewali, Zöptau, Neuberg, Blansko, Ransko, Josephsthal, Schlackenwerth u. a. An Lokomotiven sind einstweilen 48 für den Bedarf dieser Strecke angeschafft worden; der größere Theil wurde in der Wienerneustädter Fabrik von Prevenhuber, die übrigen wurden theils aus dem Cockerill'schen Etablissement zu Seraing (in Belgien), theils von Meier in Mühlhausen (in Elsaß), theils von Norris in Philadelphia bezogen. Sie werden gegenwärtig mit Holz geheizt; sind aber auch zur Heizung mit Kohlen eingerichtet. Die Waggons laufen auf 8 Rädern, und es gibt drei Klassen derselben; die der ersten und zweiten Klasse fassen 48, die der dritten 64 Personen. Die Fahrten für's Publikum wurden am 1. September eröffnet, und es beträgt die Gebühr von Prag bis Wien auf dem 1. Platze 21 fl. 6 kr., auf dem 2. 13 fl. 3 kr. und auf dem 3. 9 fl. 4 kr. C. M. Die Dauer der Fahrt ist auf 14—15 Stunden festgesetzt.

Sittenzüge, kurze Geschichten, Anekdoten.

*** (Geschichte einer älteren Auswanderung nach Amerika). Es ist bekannt, daß man am Rhein auf Aktien ein Auswanderungs- und Kolonisationsunternehmen begründet hat. Man hat in Texas Ländereien angekauft und will dahin deutsche Landsleute versetzen. Es dürfte interessant, aber auch zugleich lehrreich seyn, an ein ähnliches Unternehmen zu erinnern, das vor achtzig Jahren von Frankreich ausging und das traurigste Ende nahm. Der damalige erste Minister Frankreichs, der Herr von Choiseul, wollte nach dem Verluste des französischen Theiles von Canada schnell eine andere Kolonie gewinnen und nahm sich deshalb vor Guiana zu bevölkern. Statt aber arbeitsame, an Strapazen gewöhnte Landleute dahin abzusenden, träumte man in Versailles von einem ganz eigenthümlichen Plane, indem man in Guiana einen Musterstaat einzurichten gedachte, welcher das Feudalwesen, das in Europa stark auszuarten begann, in seiner ganzen Reinheit wieder herstellen sollte. Man streute demzufolge blendende Prospekte aus, ganz so wie es jetzt auch geschieht, und fand in den verarmten Edelleuten und den jungen Söhnen adeliger Familien, die sich anboten, sowie in den Bürgern und Bauern, die man gewann, die Elemente der Feudalstufenfolge von Herren, Bürgern und Bauern. Man war so fest entschlossen, unter der heißen Zone das Mittelalter wieder aufzubauen, daß man an der unbekannten Küste Guianas einen ganz menschenleeren Strich für diesen neuen Staat aussuchte, um denselben von aller Berührung frei zu erhalten. Der Minister Choiseul und der Herzog von Praslin ließen sich von dem Könige die Oberlehnsherrlichkeit über diese Landstrecke ertheilen; sie erhielten das Recht, dasselbe in Lehen für die Herren zu zerspalten, welche wiederum Bauern auf ihre Besitzungen aufnehmen sollten. Die Sache ging denn auch vortrefflich, weil sie von der Regierung unterstützt und begünstigt und von den Aktienspekulanten betrieben wurde. Es strömten ihr Kapitale und Auswanderungslustige in Menge zu. Vom November 1763 bis in die Mitte des folgenden Jahres wurden viele Leute nach Guiana an die gewählte Stelle gebracht, wo eine ehemalige Jesuitenpflanzung der Sitz der Regierung wurde. Freilich fanden die Herren statt Burgen und Schlössern, die sie erwarteten, nur einfache Hütten aus Zweigen, nichts destoweniger konnten die, welche zuerst ankamen, eine Zeit lang in ihren Illusionen bleiben. Da der Adel jener Zeit das Leben ohne Komödie, Künste, eleganten Luxus u. dgl. sich gar nicht denken konnte, so hatte die Regierung die rührende Vorsorge gebraucht, alle Personen und Stände mitzusenden, welche das Gewerbe treiben, Andere zu unterhalten, Schauspieler, Musiker, sogar Frauen und Mädchen von leichter Tugend. So vergingen die ersten Monate in einer Art Rausch oder Zauber. Der Intendant der jungen Kolonie ließ Waaren in Läden ausstellen, die man symmetrisch so aufgebaut hatte, daß sie eine Art Galerie bildeten; die Leute spazierten zwischen denselben umher, die Damen in Schleppkleidern, die Herren in glänzenden Uniformen. Der Anblick war ein prächtiger, sagt ein Augenzeuge; man glaubte im Palais Royal in Paris zu seyn; der Tag wurde wie dort durch die Freuden des Abends, Ball oder Oper, Spiel oder Liebeständelei gekrönt und übrigens lebte man, ohne sich um den nächsten Tag zu bekümmern, ganz gut von den aus Frankreich mitgebrachten Lebensmitteln. Es lag gewiß etwas Betäubendes in dem Kontraste zwischen der wilden Majestät der Einöde und einer raffinirten Civilisation, aber das Feenhafte sollte nur zu bald schwinden. Da immer mehr Menschen aus dem Mutterlande von den Aktionären abgeschickt wurden, so litt man in der Kolonie bald an Ueberfluß von Menschen und Mangel an Lebensmitteln, zumal diese auf der Ueberfahrt und unter dem heißen Klima schnell verdarben. Von Handel konnte kaum die Rede seyn, namentlich da die Kaufleute Waaren auf Gerathewohl und ohne alle Auswahl sandten, meist Luxusgegenstände, welche den Bedürfnißen der neuen Kolonie durchaus nicht entsprachen. Es gab zum Beispiel ein Magazin von — Schlittschuhen in Guiana, einem Lande, wo das Eis völlig unbekannt ist. Im Juli 1764 waren 15,000 Menschen mit unzureichenden Lebensmitteln an dem Ufer des Flußes Kuru zusammengedrängt; 13,000 starben schnell nach einander an Krankheiten, aus Verzweiflung ꝛc., und die andern entgingen dem Tode nur dadurch, daß sie sich in die Wildnisse zerstreuten. In weniger als einem Jahre war das ganze Aktienkapital im Betrage von dreiunddreißig Millionen Franks verloren.

*** (Das Gelöbniß der drei Diebe). In dem eben erschienenen neuesten (siebenten) Bande des »Neuen Pitaval« wird

unter andern erzählt, am 2. December 1843 sei der Diener einer vornehmen Familie in Berlin in einen Branntweinladen gekommen, um ein Glas Liqueur zu trinken. Da habe er über die viele Arbeit geklagt, namentlich gerade in der letzten Zeit, da die älteste Tochter vom Hause Hochzeit mache und alles Silbergeräthe geputzt werden müsse. Dieß hörte ein Mensch in abgetragener Kleidung in einem Winkel der Stube, der sich später bei dem Wirthe nach der erwähnten Familie erkundigte und bald darauf mit zweien seines Gleichen leise sprach. Sie verabredeten einen nächtlichen Einbruch in dem Hause, das so viel Silbergeräthe enthalten sollte, und draußen auf der Straße, wo sie ihr Gespräch fortsetzten, gelobten sie einander, pünktlich sich an dem bezeichneten Orte einzufinden. Der Eine sagte: »Ich will des Teufels seyn, wenn ich nicht komme.« Der zweite sagte: »Verlaßt Euch auf mich, wenn ich nicht das Bein breche, komme ich« und der dritte endlich betheuerte: »Und soll mich's zehn Jahre kosten, ich bin dabei.« Sie fanden sich alle drei pünktlich ein, sie gelangten in das Haus, fanden auf einer langen Tafel das ganze Silbergeschirr aufgestellt, griffen hastig zu, doch ohne den geringsten Lärm zu machen und stopften in die mitgebrachten Säcke, was sie für besonders werthvoll hielten und was darin Platz hatte. Auch dies gelang vollkommen und mit leisen Schritten machten sie sich auf den Rückweg. Derselbe Jäger, der durch seine Aeußerungen im Wirthshause der Verräther seiner Herrschaft geworden war, erwachte durch einen kalten Luftzug. Er schlief in einer Kammer, die auf einen Gang ging. Die Diebe hatten eine Fensterscheibe auf diesem Gange eingedrückt. Der Luftzug kam von dieser zerbrochenen Scheibe. Der Jäger glaubte, es habe Jemand ein Fenster aufgelassen und sprang auf, um es zuzumachen. In der Dunkelheit tappend stieß er an eine Leiter, die er früher nie da gesehen hatte, er trat auf Glasscherben und bemerkte die eingedrückte Scheibe. Er errieth sofort, was es gab, eilte in seine Kammer zurück, holte seinen Hirschfänger und war wieder auf dem Gange, als die Diebe erschienen.

Sie warfen die Säcke weg und der eine schlug mit einer schweren Axt nach dem Jäger, erhielt von demselben aber einen Hieb mit dem Hirschfänger über den Kopf, daß er bewußtlos niederstürzte; der zweite war indeß rasch durch das offene Fenster auf die Straße hinuntergesprungen und der dritte, vor Angst und Furcht regungslos, wagte weder zu fliehen noch Widerstand zu leisten. Der Jäger rief um Hülfe und man nahm den Dieb fest, während man draußen auf der Straße den andern aufhob, der bei dem Herunterspringen das Bein gebrochen hatte. Der Verwundete starb bald darauf im Hospitale, dem, welcher das Bein gebrochen hatte, mußte dasselbe abgenommen werden. Der dritte kam auf zehn Jahre ins Zuchthaus und so ging das freche Gelöbniß, das sie vor dem Beginne der That gethan, an jedem in Erfüllung. Diese wunderbare Erfüllung dieses Gelöbnißes machte auf den einen Dieb, dem das Bein abgenommen wurde, einen so gewaltigen Eindruck, daß er ausrief: »ja, es gibt einen gerechten Gott!« von Stund an in sich ging, Alles bekannte, bereuete, die tiefste Zerknirschung mit der männlichsten Festigkeit zeigte, ein anderer Mensch wurde und es bis jetzt geblieben ist.

*** (Wie die Marschälle Napoleons sich Galerien gründeten), kann aus folgendem Bericht ersehen werden:

»Der ehemalige Adjutant eines französischen Marschalls, den ich nicht nennen will, hat mir aus eigener unmittelbarster Anschauung eine lebendige Schilderung des Systems gegeben, durch welches der Marschall seine reiche Gemäldegalerie in Spanien erworben hat. So erhielt jener Adjutant, welcher zugleich Oberster eines Kürassierregiments war, einen Tages-Befehl, mit seinem Regiment nach Loja zu reiten, sich dort in ein bestimmtes Haus einzuquartieren, und in diesem Hause ein Zimmer zu verlangen, das man ihm genau bezeichnete, das weitere werde er in einem schriftlichen Befehl finden, den man ihm versiegelt überreichte. Wie befohlen war, so geschah, der Oberst bezog eines der besten Häuser der Stadt, dessen Prachtzimmer ihm auf sein Verlangen zur Wohnung eingeräumt wurde. Hierauf öffnete er den versiegelten Befehl, den man sich vermuthlich doch geschämt hatte, ihm mündlich mitzutheilen, und der ihm den Auftrag gab, bei dem Wagner des Ortes eine hölzerne Rolle von so und so viel Fuß Länge zu bestellen, dann mit Einbruch der Dunkelheit das große Gemälde, das sich der Eingangsthür gegenüber befand, aus dem Rahmen zu schneiden, es sorgfältig auf die Rolle wickeln zu lassen, und mit dieser Beute in der Nacht nach dem Hauptquartier zurückzukehren. Der Befehl des Marschalls wurde mit militärischer Pünktlichkeit vollzogen, aber die nächtliche Operazion konnte doch den Bewohnern des Hauses, an denen man ein so schnödes Gastrecht übte, nicht ganz geheim gehalten werden, und die Kürassiere wurden auf dem Rückzuge mit ihrer ehrenvollen Beute von der erbitterten Bevölkerung von Loja eine Stunde lang mit Steinwürfen und Flintenschüßen verfolgt. — Je nach Umständen ging man auch wohl mit etwas mehr Ceremonie zu Werke. Kam der Marschall zum Beispiel in ein reiches Kloster, so ließ er sich in demselben herumführen, um die Kunstsachen der ehrwürdigen Väter zu bewundern. Fand er auf der Wanderung durch die Kirche, den Speisesaal, die Kreuzgänge irgend ein Gemälde, das ihm zusagte, so wandte er sich mit der artigen Bitte, ihm dieses Bild zu verkaufen, an den Abt, der ihm die Ehren des Hauses machte. Der Abt entschuldigte sich natürlich mit der Unveräußerlichkeit des Klostereigenthums und ähnlichen Einwendungen, aber der Marschall hatte immer die besten Gegengründe in Bereitschaft. »Ich will nicht, daß das Kloster zu Schaden komme, hochwürdiger Herr,« sagte er, »ich zahle Ihnen zehn Piaster für dieses Bild, und dieser Preis, dünkt mich, ist wohl eine kleine Abweichung von den gewöhnlichen Grundsätzen der Verwaltung des Klostergutes werth.« Zu gleicher Zeit und auf den Wink eines Adjutanten stießen die Soldaten der Eskorte, die den Marschall auf Schritt und Tritt begleiten, die Kolben ihrer Gewehre auf die Erde, um die Bajonnete aufzusetzen. Dieses Argument brachte in der Regel die beabsichtigte Wirkung hervor, der Abt fand den ihm angetragenen Kauf zu vortheilhaft, um ihn länger abzuschlagen, und der Marschall wurde für zehn Piaster Eigenthümer eines Gemäldes, das ihm der erste beste Bilderschacherer für zehntausend Piaster wieder abgekauft haben würde. Man mag von dieser Art der Eigenthumserwerbung nun denken, was man will, man wird jedenfalls gestehen müssen, daß die Napoleon'schen Generale sich besser auf die Geschäfte verstanden, als gewisse arme Teufel, die sich für ein Paar Thaler hängen lassen.«

*** (Die Entdeckung des Kaffees) wurde schon auf die verschiedenste Weise berichtet. Der Engländer White erzählt darüber in seinem kürzlich erschienenen Werke: »Drei Jahre in Konstantinopel« Folgendes. »Nach den türkischen Geschichtschreibern datirt sich die Entdeckung des Kaffees aus dem Jahre 1258 n. Ch. G. In diesem Jahre wurde ein Derwisch, Namens Hadschi Omer, aus seinem Kloster zu Mokka vertrieben und flüchtete sich in eine Höhle in den nahen Gebirgen. Der Hunger quälte ihn sehr und um diese Leiden zu lindern, pflückte und röstete er die Beeren eines an der Höhle wachsenden Strauches, welcher Kahva hieß. Da er die Beeren nicht nur genießbar sondern auch nahrhaft fand, kochte er sie in Wasser, und erhielt mit diesem Getränk nicht bloß mehre Tage lang sein Leben, sondern nahm auch zu an Kraft und Gesundheit. Seine Brüder, die einige Tage später die Höhle besuchten, in der Erwartung, ihn verhungert zu finden, sahen ihn zu ihrem Erstaunen lebend und eben mit Bereitung seines Mahles beschäftigt. Zugleich duftete der Wohlgeruch des neuen Getränkes gar süß in ihre Nasen. Sie kehrten zu ihrem Scheikh zurück und berichteten ihm, was sie gesehen. Der Scheikh erblickte in dieser wunderbaren Rettung einen besondern göttlichen Schutz und berief — wobei ihn auch das Gelüste leiten mochte, die neuen Beeren zu verkosten — den Derwisch Hadschi Omer zurück und setzte ihn wieder vollständig in sein Amt ein. Als der Gouverneur von Mokka von der Entdeckung gehört und den Trank verkostet, stimmte er nicht nur in die allgemeinen Lobeserhebungen ein, sondern trug auch Sorge, diese Entdeckung zu einer Einnahmsquelle für sich zu benützen. Er legte die Hand auf alle Kaffeestauden und erklärte sie für ein Eigenthum der Regierung. Hadschi Omer wurde mit Gnaden überhäuft und starb angesehen und im Geruche der Heiligkeit. Zu Konstantinopel wurde aber das neue Getränk erst im Jahre 1555 durch zwei Arabische Kaufleute eingeführt.«

*** (Türkische Anekdote.) Eines Tages war der Mufti von Aleppo im Gerichtshofe, als ein blinder Mann, der verurtheilt wurde, mit großer Erbitterung ausrief: »Ich kann Euch zwar nicht auf Eurer Bank sitzen sehen, aber Inschallah, ich werde Euch in der Hölle sehen.« Der Mufti, anstatt diese Beleidigung des Gerichtshofes übel aufzunehmen, sagte mit großer Ruhe: »O mein guter Mann, Ihr werdet manchen größern Mann als ich selbst bin dort sehen.«

Erinnerungen aus meinem Soldatenleben in Algier.

Von F. Hirsch.

(Schluß.)

12. Versuchte Kapitulationsverlängerung. Expedition unter Lamoricier. Razzia. Drei Wochen im Spital. Avancement. Die Stadt Orleansville. Römische Bauüberreste. Ende der Dienstzeit. Abfahrt von Algier.

Zu meinem großen Vergnügen waren bereits zwei leidenvolle Jahre meiner Dienstzeit mit dem Strom der Zeit entschwunden. In der Nacht vom 16. auf den 17. August 1842 stand ich träumend auf der Plateforme des Forts de la Marine, wo ich zufällig das Wachtkommando hatte. Zwei Jahre früher hatte ich am 17. August zu den französischen Fahnen geschworen. Unwillkürlich flogen meine Gedanken hinüber über die unermeßliche Wasserfläche nach den europäischen Küsten in's theure Vaterland. Noch ein Jahr, dachte ich, und die drückenden Bande sind gelöst, welche dich an diesen verhaßten Boden fesseln! . . . Ein Jahr! . . . wie viel Gefahren, wie viel Elend und Entbehrungen waren noch an dies verhängnißvolle Wort geknüpft! . . .

In der That schienen meine trüben Ahnungen sehr bald in Erfüllung zu gehen, denn schon einige Tage darauf wurde uns eine königliche Ordonnanz vorgelesen, vermöge welcher mit dem Beginne von 1843 die Kapitulation der Ausländer von drei auf fünf Jahre verlängert wurde. Es wäre übrigens wünschenswerth, hieß es schließlich darin, daß man alle diejenigen, welche seit 1840 nur für drei Jahre angeworben wurden, gleichfalls zu einer weiteren Verlängerung ihres Engagements zu bewegen suche.

Dieser Wunsch des Königs galt unserm diensteifrigen Regimentskommandanten als Befehl, und nachdem er seine ganze Rednerkunst vergebens erschöpft hatte, hielt er sich berechtigt zu strengen Maßregeln, ja sogar zu Strafen seine Zuflucht zu nehmen, um die Einwilligung der Soldaten zu erpressen. Haufenweise wurden die widerspenstigen dreijährigen Kapitulanten bei Wasser und Brot eingesperrt, doch ohne Erfolg, denn kein einziger fühlte sich durch diese gütige Behandlung angeregt, den milden Szepter der Franzosen noch um zwei Jahre länger zu genießen; ja die Mehrzahl hätte es, glaub' ich, vorgezogen, lieber den Rest der Kapitulation im Arrest zuzubringen, als selbe nur um einen Monat zu verlängern. Ein solches ungerechtes Verfahren erbitterte natürlich die Gemüther der Soldaten, und die Sache nahm eine ernste Wendung.

Eines Abends hatte man eben wieder einige zwanzig Mann in enge Verwahrung gebracht, als plötzlich gegen dreihundert von unsern Leuten bewaffnet aus der Kaserne gegen das Gefängniß zogen, die Thüre einschlugen und ihre Kameraden unter lautem Jubel befreiten. Niemand hatte es gewagt, sich dieser Gewaltthätigkeit zu widersetzen, im Gegentheil gaben die anwesenden Soldaten von verschiedenen Regimentern ihren Beifall laut zu erkennen. Befreier und Befreite hielten wie im Triumphe ihren Einzug über den Platz von Mostaganem, wo zufällig unser Oberst mit andern Stabsoffizieren unter dem Pavillon eines Kaffeehauses saß. Zwei Bataillons des 41. Regiments wurden augenblicklich beordert, sich der Rebellen zu bemächtigen; doch sie weigerten sich standhaft, gegen ihre Kameraden die Waffen zu ergreifen und erklärten, zur großen Verwunderung ihrer Vorgesetzten, rund heraus, daß sie im Gegentheil gesonnen wären, der unterdrückten Legion Hilfe zu leisten, falls man noch ferner auf einer so ungerechten Forderung beharre. Der Brigadier von Mostaganem, General D'Arbouville, hielt es daher für rathsam, die Sache durch ein eigens abgesandtes Dampfboot dem Gouverneur zu melden und dessen Befehle zu erwarten. Unterdessen sprachen einige der eifrigsten Anhänger des Crapaudine-Systems, und hauptsächlich unser Oberst, schon im Voraus von den fürchterlichen Exempeln, die man statuiren würde, und sogar vom Dezimiren. Zum größten Glück für uns war Bugeaud in dieser Beziehung einer ganz andern Meinung, und hielt es für zweckmäßiger, die unruhigen Köpfe der Legion in den Gebirgen von Maskara unter den Kabylen ausdünsten zu lassen, in der festen Uiberzeugung, daß die Kugeln dieser Letzteren, vereint mit der unersättlichen Eroberungsgier des berühmten Lamoricier, in kurzer Zeit und ohne Kriegsrecht wohl eine genügende Zahl dreijähriger Kapitulanten in die andere Welt befördern würden. Diesem weisen und philanthropischen Rath zu Folge erhielt unser Bataillon nach Verlauf von einigen Tagen den Befehl, sich mit der Colonne Lamoricier in Maskara zu vereinigen, und mit dieser Verfügung erlosch auch jeder fernere Versuch, die früher Angeworbenen zu einer Verlängerung der Dienstzeit zu bewegen.

Nach der flüchtigen Skizze, die ich bereits von Maskara geliefert habe, wird es wohl Niemanden befremden, daß wir in keiner freudigen Stimmung den Marsch an unsern Bestimmungsort antraten. Hunger und Durst, Ungeziefer, schlechte Witterung und die mühsamsten Märsche reichten sich dort brüderlich die Hand, um das Elend unserer Existenz auf die höchste Stufe zu treiben. Folgendes mag hier einen kleinen Beleg zur Charakteristik Lamoriciers und des Systems liefern, nach welchem dieser gefeierte Held seine Truppen behandelt. Nach Verlauf von zwei Wochen seit unserer Ankunft in Maskara hatten wir das Glück, unserm neuen Chef, der eben von einer großen Expedition zurückkehrte, en parade vorgestellt zu werden. Nach einer kurzen Anrede, zu der, wie ich glaube, jeder afrikanische Chef ein Formulare erhält (ich hörte in meiner ganzen Dienstzeit äußerst selten in dieser Beziehung etwas Neues) wurden wir mit dem Befehle entlassen, uns für den folgenden Tag marschfertig zu halten. Der Anblick der eben eingerückten Truppen erweckte in uns keine günstigen Vorbedeutungen für die Zukunft. Die ganze Colonne Lamoriciers bildete ein treffliches Panorama des menschlichen Elendes, und die Waffen abgerechnet würde ein Fremder an den abgemagerten schmutzigen Gestalten und unter einer Uniformirung, deren Lappen von Stücken aus allen möglichen Farben wie ein Harlequinsrock mühsam zusammengeflickt waren, nicht leicht die französischen Eroberer erkannt haben. — Die meisten hatten kein Hemde und keine Schuhe mehr und umwickelten in Ermanglung der Letzteren ihre wunden Füße mit einem Stück Ochsenfell. Trotz dieses elenden Zustandes mußten

die armen Teufel schon den folgenden Tag wieder mit uns ausmarschiren, und erhielten das tröstende Versprechen, daß mit dem nächsten Konvoi aus Oran wahrscheinlich die nöthige Kleidung anlangen dürfte. Man hatte das ganze Korps mit Lebensmitteln auf 20 Tage versehen, wovon wir natürlich die Hälfte auf eigenem Rücken schleppten. Die ersten Tage wurden 12 bis 19 Stunden zurückgelegt, dazwischen nur eine Rastſtunde, und in diesem Tone ging es dann während der ganzen Dauer der Expedition fort. Auf die Vorstellungen einiger menschlich denkender Stabsoffiziere erwiederte der General: »Wer nicht mehr marschiren kann, der bleibe liegen! . . . ich werde mich in meinen Unternehmungen nicht von der Faulheit Ihrer Leute zurückhalten lassen; dort ist unser Ziel!« fügte er hinzu, auf die Gebirge von Tlemecen deutend, »so lange meine Pferde gehen können, rücke ich vor! . . .«

Wird mir der Leser glauben, wenn ich versichere, daß mehre Unglückliche, die auf dem Marsche entkräftet hinsanken, auf Befehl des Generals, nachdem man ihnen Waffen und Kleidung abgenommen, ungeachtet alles Flehens den Messern der Beduinen oder den Zähnen reißender Thiere grausam überlassen wurden? . . . . Leider war ich mehre Mal Augenzeuge solcher Unmenschlichkeiten, die vielleicht unter den rohen Arabern nie vorgefallen sind.

Zwölf Tage waren so verflossen, als wir zu unserm nicht geringen Erstaunen den traurigen Befehl erhielten, daß die Expedition statt zwanzig Tage vier Wochen zu dauern, und die Truppe sich deshalb mit den noch vorbehaltenen Lebensmitteln auf diese Zeit zu behelfen habe. Die Meisten hatten bereits den größten Theil ihres Zwiebacks aufgezehrt, und die Hungersnoth stieg in einigen Tagen auf das Höchste. Während wir aus verschiedenen Kräutern und aus den Wurzeln der Zwergpalmen eine Art Spinat bereiteten, um unsere leeren Mägen zu füllen, und mit laulichem faulem Wasser unsern brennenden Gaumen zu erquicken suchten, saß der Herr General gemächlich bei einer Flasche Champagner und verzehrte eine köstliche Wildpretpastete. Die Vorgesetzten trösteten uns und sich selbst mit der Aussicht auf eine baldige Razzia, die aber leider erst drei Tage vor unserm Einrücken statt fand, denn die ganze frühere Zeit irrten wir nutzlos in unbewohnten Gebirgen herum. Als ich bei dieser Gelegenheit während des Plünderns in eine der niedrigen arabischen Reiserhütten kriechen wollte, versetzte mir ein noch verborgener Kabyle einen so heftigen Streich auf den Kopf, daß ich besinnungslos niederfiel und unfehlbar ein Opfer des verzweifelten Arabers geworden wäre, wenn nicht mehre unserer Leute mir beigesprungen, und den schwarzen Bewohner mit ihren Bajonneten aus seinem Verstecke herausgeholt hätten. Es versteht sich, daß er seine That keine zehn Minuten überlebte und von mehr als fünfzehn Stichen durchbohrt neben mir zu Boden sank. Zwei Krankenwärter schleppten mich auf eine so unsanfte Weise in das Feldspital (Ambulance), daß ich mich in der ersten Betäubung wirklich schon in den Händen der Kabylen glaubte. Nach zwei Tagen gefiel es endlich dem General, unverrichteter Sache nach Maskara zurückzukehren, wo ich mit wüthenden Kopfschmerzen und Fieber in das eigentliche Garnisonsspital gebracht wurde. Damit jedoch der geneigte Leser unter diesem Namen nicht eine Anstalt gleich den hierländigen vermuthe, muß ich noch hinzufügen, daß die Gemächer des besagten Spitals einige Jahre früher als Stallungen gedient hatten, und daß man ihnen noch ganz ihre ursprüngliche Bestimmung ansah. Die Kranken lagen auf schmalen abgenützten Matratzen, die man in den Krankenhäusern in Paris als unbrauchbar erklärt hatte, ohne Bettstellen, auf dem feuchten dumpfigen Boden. Die gewöhnliche Wolldecke und ein Kopfpolster von Heu vollendeten das erbärmliche Lager, welches für Leute, die beinahe ihre ganze Dienstzeit auf bloßer Erde lagen, allerdings gut genug schien.

Im Allgemeinen wurden die Kranken und Genesenden mit Diät abgefertigt; die glücklichen Ausnahmen erhielten eine kleine Schale mit schlechter Brühe und ein Stückchen gesottenes Fleisch und Kommisbrod zur Magenstärkung. Hunger und Entkräftung malten sich auf allen Zügen; Alles was zu Geld gemacht werden konnte, selbst Hemden und Schuhe, wurde von den Patienten verkauft, um von einem habgierigen Wärter ein Stück Brod oder sonstige Eßwaaren um den doppelten und dreifachen Werth zu erkaufen. Arzneien und übrige Hilfeleistung standen mit Kost und Einrichtung in einem genauen Verhältniß, und ich dankte herzlich der Vorsehung, als ich nach drei Wochen meine Erlösung aus diesem Hungerthurme erhielt, über dessen Verwaltung, so wie über den schlechten Zustand der meisten Spitäler in Afrika und die darin herrschenden Betrügereien sich noch sehr vieles schreiben ließe.

Den 8. Oktober 1842 erhielt ich meine Ernennung zum Sergeanten. Der Zufall wollte, daß ich gerade 26 Jahre früher an diesem Tage in Wien das Licht der Welt erblickt hatte. Mit präsentirtem Gewehr, zwei Schritte vor der Fronte meiner Kompagnie, wurde mir die Regimentsordre vorgelesen, welche mich auf die letzte Stufe beförderte, die ein Ausländer ohne Protektion auf dem gewöhnlichen Wege bei der Legion erreichen kann, denn die Offiziersstellen werden meistens nur an junge Eleven der Ecole polytechnique verliehen; gelangt einer der Legionnärs zu einer Lieutenantsstelle, so darf er sich kühn für ein Glückskind und für eine seltene Ausnahme von der allgemeinen Regel betrachten.

Nach mehren mühseligen Expeditionen unter der väterlichen Leitung Lamoriciers hatten wir das Glück, mit Anfang November seinem milden Kommando durch einen Befehl des Gouverneurs entzogen zu werden, welcher uns nach Oran, von dort nach Arzew und später wieder nach Mostaganem berief, wo der ungünstigen Witterung wegen alle Kriegsoperationen eingestellt werden mußten und der Winter mit dem gewöhnlichen Garnisonsleben langweilig verstrich. Den 5. März 1843 verließen wir Mostaganem unter der persönlichen Anführung Bugeaud's. Zwölf Bataillons Infanterie, einige Eskadrons Kavallerie und irregulärer Reiter, Artillerie, Geniekorps, und hinter diesen hunderte von Kameelen und Maulthieren zogen, in Staubwolken gehüllt, durch die fruchtbaren Ebenen des Illil und der Mina; es war unstreitig der größte Konvoi, den man je in der Provinz Oran gesehen hatte. — Doch nicht um einen zerstörenden Uiberfall oder eine blutige Razzia auszuführen, setzte sich diesmal der ungeheure Zug in Bewegung. An den Ufern des Scheliff, eines der breitesten und tiefsten Flüsse des nördlichen

Afrika, sollte eine europäische Niederlassung und die Stadt Orleansville gegründet werden. Es läßt sich leicht beurtheilen, welcher Unzahl von Lastthieren man bedurfte, um die für so viele Menschen auf einige Monate nöthigen Lebensmittel, Munitionen, Spitalgeräthschaften, Werkzeuge, Bauholz, überhaupt die ersten und nothwendigsten Bedürfnisse zu einer förmlichen Ansiedlung zu transportiren. Ich kann hiebei versichern, daß unsere Leute im Allgemeinen kein besonderes Vergnügen darüber empfanden, die Gründer einer neuen Stadt in einem entfernten Welttheil zu werden, so romantisch auch die Sache manchem Leser erscheinen mag; die mühsamen Arbeiten an den Befestigungsgraben in der Provinz Algier lagen Allen noch so frisch im Gedächtniß, daß der bloße Anblick einer Schaufel oder Haue den Legionisten mehr Schauer erregte, als ein halb Dutzend feindliche Kabylen.

Den fünften Tag erreichten wir die Stelle, wo das Andenken des verunglückten Kronprinzen durch Erbauung einer nach ihm benannten Stadt in Afrika verewigt werden sollte. Die hohen und schroff abgerissenen Ufer des Flußes bilden hier einen zungenförmigen Vorsprung, auf welchem viele, theils umgestürzt liegende, theils noch aufrecht stehende Pfeiler und große Steinplatten, so wie die Uiberreste von verfallenem Mauerwerk vermuthen ließen, daß vielleicht vor 1500 Jahren, in den Zeiten der römischen Herrschaft, auf dieser Stelle eine nicht unbedeutende und ausgedehnte Stadt geblüht habe, die mehr durch Elementarereignisse als durch menschliche Gewalt zerstört worden seyn mochte. Mit thätiger Regsamkeit wurde nun zu den verschiedenen Arbeiten geschritten. Bei den Ausgrabungen bestätigten sich die ersten Vermuthungen; man entdeckte die Grundmauern von großen Gebäuden, deren Festigkeit den arbeitenden Soldaten genug Schweiß und Flüche erpreßte; später fanden sich Wasserleitungen, Gräber und ein Tempel mit prächtigen Mosaikverzierungen und mehren Inschriften. Als der Grund zu den neuen Bauten durch den Bischof von Algier feierlich eingeweiht wurde, drängten sich die Araber ehrfurchtsvoll zu dem Altar, um den Grand-Marabout (so nannten sie den Bischof) in seinem glänzenden Pontifikal zu bewundern. Bei der Wandlung legten sie sich staunend mit dem Gesichte auf die Erde, um nach ihrer Weise die tiefste Verehrung auszudrücken.

Die feindlichen Stämme versuchten zwar anfänglich uns in unseren Beschäftigungen zu stören, jedoch flößten ihnen die im Lager aufgestellten Zwölfpfünder mit ihrem Donner einen so mächtigen Respekt ein, daß wir in der Folge in der ganzen Umgebung nie wieder einen Araber erblickten. Dagegen statteten wir unsererseits den Kabylen der benachbarten Gebirge häufige Besuche ab, von welchen wir natürlich nicht immer mit heiler Haut und ohne Verlust zurückkehrten, obschon es nie zu einem ernstlichen Angriffe kam.

Indessen war unter diesen verschiedenen Beschäftigungen der Monat August und mit ihm das heißersehnte Ende meiner Dienstzeit herangekommen. Zu meinem großen Verdruß mußte ich noch bis Oktober in Orleansville verweilen, in welchem sich bereits mehre europäische Gebäude mit unglaublicher Schnelligkeit aus dem verödeten Boden emporhoben. Den 3. Oktober erreichten wir, 90 Mann an der Zahl, mit einem Konvoi zu Lande den Hafen von Tenez, und von dort brachte uns der Dampfer le Cameleon nach einer zwanzigstündigen Fahrt nach Algier.

Von vierundzwanzig kraftvollen Jünglingen, die wir uns in Paris drei Jahre früher hatten anwerben lassen, sahen sich jetzt nur fünf wieder; die übrigen schlummern, ein Opfer des Todes, in der afrikanischen Erde.

Acht Tage darauf sandten meine Blicke, vom Verdeck der Sirene, die uns mit vollen Segeln der theuern Heimat zuführte, den letzten Abschiedsgruß an Algier und seine unheilvollen Küsten.

Sagen aus dem Egerlande.

Erzählt von Adam Wolf.

Aus des Volkes frommer Sage
Spricht der Kindheit sanfter Geist.

Das Egerland ist eines der quellenreichsten und meist bewässerten Gebiete des südlichen Deutschlands. Den umliegenden Bergeshöhen entquillen zahlreiche Bäche und Quellen, welche das Ländchen in allen Richtungen durchziehen und dem Egerfluße zuströmen. Auch ist es die Mutter vieler Mineralquellen. Die meisten Dörfer haben ihre Fischweiher, und in den Waldstrecken zwischen den einzelnen Hügelreihen finden sich viele sumpfige Stellen. Unter den letzteren ist am mächtigsten jener Mineralmoor, welcher die lange, südöstlich fortlaufende Niederung am linken Ufer der Eger überlagert. * Er hat eine Mächtigkeit oft von zehn bis zwölf Fuß, und ruht auf einer drei bis vier Fuß starken Sandschichte. Seine Oberfläche ist spärlich mit Gras, Binsenbüscheln und Laubmoosen überwachsen, und von der ganzen sterilen Fläche sind nur einzelne Stellen trocken gelegt. Die Adern dieses Moorlagers durchkreuzen das Land in verschiedenen Richtungen. Deswegen findet man auf den Wiesenflächen einzelne sumpfige Stellen (im Volksdialekte »Wampen« genannt), welche nur leicht mit einer schwankenden, vegetabilischen Rinde überdeckt sind. Die grüne Decke verdeckt täuschend die schlammige sumpfige Tiefe, und im Frühlinge und Herbst geschieht es nicht selten, daß Menschen und Thiere in dem grünen Kräuterboden einsinken und stecken bleiben. Eine eigenthümliche Erscheinung der zerstreuten Moorlager ist, daß ihrer sumpfigen Tiefe eine Menge Mineralwässer entquillen. Sie entspringen aus den tiefer gelegenen Gebirgsformationen und treten erst durch die unterliegende Sandschichte in den Moorgrund ein. Die vorzüglichsten und reichsten sind die zu Franzensbrunn, deren wunderthätige Heilkraft schon im Mittelalter weit bekannt war. Viele andere minder bekannte, auch minder wirksame sind im Ländchen zerstreut. Sie entquillen dem Boden ganz frei oder sind in hohle Baumstämme gefaßt und werden von den Landleuten getrunken.

* Dr. Reuß, Lautner, Cartellieri u. a. haben in ihren Schriften über die Heilquellen Franzensbrunns der Untersuchung dieses Moors ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Die vielfältigen Sagen und Märchen, welche über das Entstehen solcher Brunnen in Deutschland, Ungarn und anderen Ländern im Munde des Volkes sich fortpflanzten, künden von dem frommen Glauben an die Wunderkraft dieser Quellen, von der kindlichen Phantasie unserer Urväter und dem Aberglauben, der sich aus fernliegenden Zeiten bis in unsere lichtanstrebenden Tage oft ungeschwächt erhalten. Unter dem Landvolke sind solche Brunnen und Wässer noch immer die Wohnstätte freundlicher oder böswilliger Wassergeister, oder es ist ihr Entstehen mit irgend einem Moment der Geschichte des Landes oder einem andern Faktum verwebt. Und diese Sagen im bunten Gewande des Frohsinns oder dem schwarzen Mantel des Grauens und Schreckens haben meist einen hohen Sinn. So viel sie auch fabeln von Geistern, übernatürlichen Ursachen; sie sprechen klar und deutlich das Bewußtseyn aus, welches die Vorsehung in den schwachen Menschen gelegt, das Bewußtseyn, daß »Unthat und Laster der Strafe anheimfalle, wohin der Sünder sich auch wende.« — Weniger solcher Sagen über das Entstehen dergleichen Wunderquellen fand ich unter den Egerländern. Unter den wenigen sind am bekanntesten die Sagen von der Quelle bei Hartessenreut und jener am Rörlberge.

Die Sprudelquelle.

Bei dem Dorfe Hartessenreut unfern des Fleißnerbaches, der am Fuße einer Anhöhe durch eine weite allmälig sich senkende Niederung hinfließt, stand vor Zeiten eine einsame, armselige Hütte. Einige Dornsträucher, welche in einer Hecke die vier Bundwände umschloßen, das grüne, dicke Moos auf dem flachen Dache waren ihr einziger Schmuck. Die kleinen Fenster mit den runden flasrigen Glasscheiben ließen wenig Sonnenlicht in die enge finstere Stube dringen, und die niedrige Thüre mit dem schiefen Thürstocke deutete auf ein geraumes Alter.

Die Bewohnerin dieser Hütte war die Ursula oder Haideurschel, wie man sie gewöhnlich hieß, Hirtin des Dorfes, Kurschmiedin und Salbenfrau für die ganze benachbarte Gegend. Ward einem Bauer ein Rind im Stalle oder auf der Weide krank, so wurde alsogleich die alte Ursula zu Rathe gezogen und nach wenigen Stunden konnte der Bauer sein Rind wieder vor den Pflug spannen. Hatte sich jemand ein Glied verrenkt oder sich verwundet und gebrauchte er die Wunderpflaster und Salben der alten Ursula, so konnte er nächsten Sonntag wieder zur Messe und Predigt gehen und am Abend in der Schänke den Dreischlag tanzen. So kam es, daß sie durch ihre Kräutersalben und Safttränklein auch jenseits des Gebirges bekannt war. Dessenungeachtet mochten die Landleute die Alte nicht wohl leiden. Ihre Kuren waren immer theuer bezahlt; denn sie forderte gar manches blanke Thalerstück dafür und wollten ihr die Leute nicht gewähren, so ging sie brummend und keifend ihres Weges oder drohte gar mit Seuche und Mißwachs. War es doch, als ob ein böser Geist mit ihr in der Hütte wohne und sie auf ihren Wegen begleite. Wurde sie zu einem Kranken geholt, so machte sich ihr Unmuth schon an der Schwelle der Hofthüre in einer Fluth von Droh- und Schimpfworten Luft; und niemand, weder Vater noch Mutter, weder Braut noch Bräutigam mochte bei der Heilung zugegen seyn. Mit jedermann zankte sie. Besonders war sie der Schreck der Dorfkinder, die ihr denn überall aus dem Wege gingen. Ihre Erscheinung flößte auch keineswegs Vertrauen ein. Stets schritt sie an einem langen Knotenstabe gebückt einher, den Kopf tief in ein verwittertes Tuch gehüllt, aus dem nur ihre glänzenden Augen lauernd hervorschauten. Sie ging nie in eine Kirche. An Sonn- und Feiertagen saß sie in ihrer Hütte oder auf der Kuppe eines Berges, wo sie dann stundenlang vor sich hinstierte. Zur Sommerszeit war sie oft ganze Tage abwesend und streifte in den Wäldern und Gebirgsschluchten herum, um Blumen und Kräuter zu sammeln. Von ihrem Geize erzählten sich die Leute gar vieles. An ihre Hütte klopfte kein verwundeter Kriegsmann und kein Taubstummer läutete sein Glöckchen vor ihrem Fenster, obwohl sie manche schöne Summe in ihrer Truhe barg. Deshalb hieß es allgemein, sie sey eine Wünschelfrau, mit den bösen Geistern im Bunde und es werde mit ihr kein gutes Ende nehmen. Solches geschah auch.

Es war der Pfingstmontag. In Hartessenreut war schon am frühen Morgen alles lebendig, denn zu Anfang des Dorfes an dem sanften grünenden Abhange, der damals mit jungen Birken und Lärchenbäumen bepflanzt war, sollte eine neue Kapelle eingeweiht werden, welche ein alter kinderloser Bauer hier hatte erbauen lassen. Die drei netten, frisch getünchten Wände waren von einem Schindeldache überdeckt; obenan prangte ein kleines hölzernes Kreuz. Der kleine Altar war mit frischen Feld- und Waldblumen bekränzt und hinter der Kapelle erhob sich bereits eine junge Linde, welche einst ihre schützenden Aeste darüber wölben sollte. Jeder Hof hatte etwas zur Feier beigesteuert; es war ein allgemeiner Festtag. Ein emsiges Treiben und Leben hatte sich schon am frühen Morgen im ganzen Dorfe verkündet. In der Hütte der Hirtin dagegen war es still und öde. Obwohl seit einigen Tagen krank und schwächer als je, saß sie doch rührig auf dem niederen Schemmel und drehte die Spindel, daß sie schnurrend über den Boden hintanzte. Dabei senkte sie mürrisch den Kopf nieder und sprach gar höhnisch in abgebrochenen Sätzen vor sich hin, als rängen sich die Worte mühsam aus der Brust los:

»Die närrischen Leute dort oben im Dorfe! — ein Feiertag heute? Sonntag ist's, denn die Sonne scheint freundlich und hell nieder auf die Wiese. Da bauen sie vier glatte Wände, setzten ein geschnitztes Bild darein, — das ist ein Festtag, und man soll nicht arbeiten. Nicht arbeiten; o ich habe rührige Hände. Könnte ich im Gebirge seyn, — ein Wetter wollte ich über sie schicken. Nicht arbeiten! aber ich will Garn kochen, — heute — am Pfingsttage — wo sie so geputzt zum Kulmerberge hinanziehen; wie das sprudeln und kochen wird! Das Marienbild! in das heiße Wasser will ich es tauchen; wie die weißen Blasen darüber aufsteigen werden; — der Qualm soll zum Fenster hinausziehen und ihnen die Köpfe wie Spinnweben umhüllen. Könnt' ich sie alle verderben!«

Es war bereits gegen Mittag. Die Sonne goß ihre goldenen Strahlen über Wald und Flur; in den

Wellen des Baches blitzte Stern an Stern wie lauteres Gold und die Blumen der Wiese öffneten ihre Kelche, um Licht und Wärme zu empfangen. Auf der Straße zog eben eine Truppe Landleute vorüber, Bauern, Bursche und Dirnen gar festlich mit ihren Sonntagskleidern angethan. An der Spitze ging der Priester im weißen Chorhemde mit den Kirchensängern und Ministranten. Mehre Bursche trugen ein hölzernes Marienbild, von dem lange Kornblumenkränze niederhingen. Dann folgten die Landleute, alle das fromme Lied zu Ehren der heil. Maria vom Kulmerberg singend:

Wie ein Lerchlein in der Früh
Schwingt sich gen Himmel zu,
Fanget zu singen an;
Also wach auf mein Seel',
Und eil' zum Gnadenquell
Ohn' Rast und Ruh.

Eil' zu Maria rein
Und ihrem Jesuslein
Am Kulmerberg,
Zur schönsten Himmelsbraut
In grüner Haselstaud
Am Kulmerberg * u. s. w.

Inzwischen zogen sie, den frommen Gesang fortsetzend, bei der Hütte der alten Ursula vorüber. Ein weißer Qualm drang bei Fenster und Rauchfang heraus. Wer die Stubenthüre geöffnet hätte, würde die alte Ursula gesehen haben, wie sie eben mit einem langen Rührlöffel das Garn im Kochwasser herumtrieb, daß dies zischte und brodelte, und wie sie mit frecher Hand ein kleines Marienbild in den Kessel tauchte, während der weiße Rauch sie gleich einem Schleier umhüllte. — Die Landleute kamen nun bei der im Birkenwäldchen versammelten Gemeinde an. Das Marienbild, das die jungen Bursche getragen hatten, wurde auf dem kleinen Altar aufgestellt, und der Priester las die erste Messe an demselben. Die Landleute waren in tiefe Andacht versenkt — ein Bild der Freude und der Frömmigkeit. In den Blättern der Bäume spielte das goldene Sonnenlicht und die grünen Zweige rauschten, als verständen sie die frommen Gebete und wollten die stille Andacht mitfeiern. Da läutete der Diener dreimal mit dem Glöckchen zum Sanktus, und alles kniete still in sich versunken auf dem grünen Moosboden nieder. Kein Laut unterbrach die geheiligte Stille. Das Glöckchen läutete abermals dreimal, der Priester kniete nieder, — und ein geller Wehschrei scholl durch die Luft; ein Prasseln und Sausen gleich dem bei einem Waldbrande drang durch das Wäldchen herauf. Alles sprang auf und schaute zum Bache hinab. Aber eine dicke blaue Nebelschichte lagerte sich zwischen den Bäumen und verdeckte Bach und Wiese. Kräuselnde Wolken stiegen auf, und nur der Schein einer rothen Flammensäule, deren Strahlen zuckend sich durchkreuzten, leuchtete hindurch. Der Priester las die Messe fort und sprach den Segen über die Gemeinde. Diese drängte sich zum Bache hinab. Die Nebelschichte zerstreute sich, die Sonne leuchtete wie vordem golden nieder, der Bach rauschte ruhig fort, die Fischlein schwammen weiter in dem hellen klaren Wasser, — aber von der Hütte der alten Ursula und von der seltsamen Frau selber war keine Spur mehr zu finden. An der Stelle des Hauses strömte ein Quell kochend und schäumend aus dem Boden heraus, wie er heute noch quillt. An seinem Rande gedeiht kein Pflänzchen; das Gras verbleicht, die Blume welkt; eine dünne gelbe Grasdecke, einige Binsenbüscheln und Moosflecken bedecken das Ufer des Baches. Der Ort war lange verrufen, und noch immer lebt die Sage von dem Garnkochen und der alten Ursula im Munde des Landvolkes. —

* Das Marienbild am Kulmerberg erscheint immer inmitten eines grünen Haselnußstrauches, was mit der Sage seiner Auffindung zusammenhängt.

Abenteuer eines Auswanderers.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung)

3. Weiterer Erfolg des Zugs gegen die Räuber. Neue Gefahren. Der Zigeuner und sein Tod.

Die Abenddämmerung breitete sich bereits über das Gehölz aus, als mein Hund Hektor sich plötzlich mit Zeichen von Unruhe erhob. Ich entfernte mich einige Schritte von meinen Leuten, um nachzusehen, was meinen treuen Wächter beunruhige. Ich gerieth immer weiter und weiter, und war endlich schon etwa 3 Meilen vom Bivouac, als mein Hund auf einmal wieder still stand. Zugleich schrie mich zu meinem Schrecken eine feste, starke Mannsstimme an. »Wer da?« Ein Gewehr klirrte, als Kommentar der Frage. — »Gut Freund!« erwiederte ich hastig. — »Halt!« rief wieder die Stimme, »nur einen Schritt, und ich schieße.«

Im selben Augenblicke sah ich einen Trupp Soldaten, geführt von einem Sergeanten, erscheinen. »Hurrah!« rief ich voll Freuden, »hurrah, braver Hektor, Du hast einen hübschen Fund gemacht!« — »Was will der Mensch mit seinem Hurrah?« sagte der Sergeant. »Packt den Landstreicher, er soll dem Galgen nicht entgehn. Der Schurke, was für eine hübsche Jagdflinte er hat. Gewiß hat er sie einem Kolonisten genommen.« — »Was sagt Ihr da, Sergeant, ich bin ein Gentleman.« — »Bindet dem Gentleman die Hände und das recht fest. Ein Mann stellt sich rechts, ein anderer links. Und jetzt mein Gentleman, führe uns geradenwegs in Eure Räuberhöhle, und wagst Du's zu mucksen, so jagt man Dir zwei der schönsten Kugeln in den Leib, die je für den Dienst Ihrer Majestät gegossen wurden.«

Leider erkannte ich, als ich mir die Sache ein wenig überlegte, daß ich wirklich weit eher einem Buschläufer als einem ehrlichen Manne glich. Mein zerrissener Anzug, mein langer Bart sprach keineswegs zu meinen Gunsten; ich faßte mich also in Geduld. »Gut denn, ich will Euch den Weg zur Auffindung der Buschläufer zeigen.« — »Du willst uns also Deine Spießgesellen verrathen?« — »Ich verrathe niemanden, ich . . .« — »Schweig,« sagte der Sergeant barsch, »und vorwärts. Wenn Du uns in einen Hinterhalt führst, so wirst Du's Dein Leben lang bereuen, oder vielmehr Dein Leben kurz, denn wir werden schon dafür sorgen, daß Du nicht mehr viel Zeit zu neuen Uibelthaten behältst. Und jetzt still.«

So zum Schweigen genöthigt, die Hände auf den Rücken gebunden, schritt ich zwischen meinen Quälern einher und führte sie zu dem Baume, wo ich mein Pferd angebunden hatte. »Oho,« rief der schreckliche Ser-

* Siehe 8. Heft, S. 232.

geant, als er mein Reitpferd bemerkte, »jetzt reiten die Buschläufer auch schon! Bei St. Georg, dies ist ja das Pferd des Beamten von der Clyde. Du hast also den Beamten getödtet, verruchter Schurke? Nicht ein Wort, genug schon der Lügen! Der Elende, einen Beamten zu ermorden! Du sollst zweimal gehängt werden, als doppelter Verräther. Schweig, oder ich laß Dich knebeln.«

Eine schöne Lage, dachte ich, für einen ehrlichen Pachter, für einen gesetzten Gentleman. Ist man den Buschläufern entkommen, so fällt man einem Schwarm Soldaten in die Hände, die nicht viel Federlesens zu machen scheinen. Wenn ich diesmal mit heiler Haut entkomme, so soll man mich sicher nicht bald wieder zu solchem Schmause kriegen.

Die Nacht begann uns in ihre Schatten zu hüllen, ein Lüftchen rauschte in den schwarzen Cedern, meine Blicke konnten nichts anders erspähen, als den regungslosen, düstern Spiegel des See's. In dem Augenblick, da wir am Eingang der Landzunge angekommen waren, wo unser Kampf begonnen hatte, erkannte der Sergeant unsere Fußstapfen im Sande. »Halt,« sagte er, »da sind wir gar in ein Vipernnest gerathen. Aber was sehe ich, seht doch 'mal nach, was dort am Boden liegt.« Einige Soldaten gingen und kamen nach einer Weile mit der Nachricht zurück, daß sie den Leichnam eines Wilden gefunden, der von Säbeln ganz zerhauen und noch warm sey. »Wieder eine Mordthat dieser Banditen, welche die Wilden nur ermorden, um aus ihrem Fette Lichter zu machen. Schauderhaft! Achtung Kameraden, itzt werden wir bald unsere Gewehre brauchen. Was den Kerl da betrifft, so steckt ihm einen Knebel in den Mund. Mach' den Mund auf, oder ich gebe Dir die Spitze meines Bajonnets zu verkosten! So, jetzt ist's recht, und nun vorwärts.«

Schweigsam rückten wir vor, einer hinter dem andern wie Indianer. Die Nacht war schon so finster, daß wir auf einen unserer Reiter stießen, ohne daß er uns sah; aber sein Pferd witterte uns sogleich und machte durch seine Unruhe den Reiter aufmerksam; dieser erhob sich in den Steigbügeln, schoß eine Pistole nach uns ab, und sprengte zurück, um seine Leute zu allarmiren. Rasch rückten die Soldaten vor und standen bald dem Beamten und den noch kampffähigen Gliedern unserer kleinen Truppe gegenüber. Ich erkannte meine Freunde in dem Augenblick, wo beide Parteien sich zu einem blutigen Kampfe anschickten. »Ihr habt's mit Soldaten zu thun, die stärker sind, als Ihr,« rief der Sergeant, »ergebt Euch also und unterwerft Euch der Gnade des Gouverneurs.«

»Hurrah!« riefen aus einer Kehle die falschen Buschläufer. — »Hurrah!« wiederholte zornig der Sergeant, »es scheint, daß das Hurrah Euer Lieblingsruf ist, meine schönen Herren, Ihr werdet aber bald aus einem andern Tone pfeifen . . .« — »Nein, gewiß nicht,« rief eine Stimme, bei deren Klang ich vor Freude zitterte, »gewiß nicht, denn wir sind Eure Freunde.« — »Ah, der Beamte von der Clyde, welches Wunder! Ich bin entzückt, Herr, Sie heil und gesund zu finden! Ich hoffte indeß auf Buschläufer zu stoßen. Und dieser geknebelte Mann da, am Ende haben wir doch etwas fehl gegriffen?« — »Was wollen Sie damit sagen?« — »Nun, daß wir einen Schlucker festgenommen haben, der so schlimm aussieht, als je ein Buschläufer.« — »Ich wette, es ist Thornley,« sagte der Beamte, »wo ist er?« — Meine Freunde hatten einige Mühe, mich zu entdecken, denn gefesselt und geknebelt, wie ich war, konnte ich auf ihre liebevollen Fragen nicht antworten. Als man endlich meine Bande gelöst und mir das Tuch aus dem Munde genommen, mußte ich meine Abenteuer erzählen, die mit einem schallenden Gelächter aufgenommen wurden. Aber ach, meine Leiden waren noch nicht zu Ende. Die Vorsehung hatte mir noch eine Prüfung vorbehalten, die ich am allerwenigsten erwartete. Während die Soldaten am Feuer ein Känguru brieten, das meine Hunde erjagt hatten, zog der Sergeant einen Brief aus der Tasche und fragte, ob wir Herrn Thornley kennen. »Da bin ich,« sagte ich. — »Ihr? Thut mir leid, denn dieser Brief enthält schlimme Nachrichten; Ihr habt Unglück, Herr, Euer Haus ist durch Feuer zerstört.«

Ach, der Sergeant sprach die Wahrheit. Ich hatte Alles verloren, meine Gebäude, meine Einrichtung, meine Ernte; zum Glück war kein Mensch dabei zu Grunde gegangen und auch das Vieh aus meinem Gehöfte hatte sich in's Freie gerettet. Der Brief brachte mich in starre Betäubung. Was sollte ich nun thun? Zu meiner Familie zurückkehren, war wohl mein erster Gedanke und mein Wunsch, aber die Rückkehr bot so viele Schwierigkeiten. Ich mußte mehr als dreißig Meilen zurücklegen, in einer öden Gegend, durchschnitten von Flüssen und Bergkämmen, unsicher gemacht durch Räuber und Wilde. Uibersteig ein solches Unternehmen nicht die Kräfte eines einzelnen Mannes? Mit diesen Gedanken war ich lebhaft beschäftigt, als der Beamte Freiwillige zu einem nächtlichen Angriff aufforderte. »Wir nehmen das allein auf uns,« sagte der Sergeant, »Sie haben genug mit der Pflege Ihrer Verwundeten zu thun« — »Ich glaube, Sie haben Recht,« erwiederte der Beamte, »indeß dürfte die Gegenwart eines Beamten nothwendig seyn, und ich will Sie daher mit einem unserer Reiter begleiten, der uns nöthigenfalls als Ordonnanz dienen kann.«

Die Soldaten brachen auf und ließen uns in lebhafter Besorgniß allein; doch kehrten sie bald wieder zurück. Sie konnten die Spur der Buschläufer nicht finden. Der Sergeant hatte Wachen an den Eingang der Landzunge gestellt, um alle Wege abzusperren. »Es ist unnütz,« sprach er, sich zum Feuer setzend, »uns wegen dieser Räuber graue Haare wachsen zu lassen. Die Banditen sind umzingelt und morgen bei Tagesanbruch fangen wir sie wie in einer Mausfalle.«

Sobald das Morgengrauen die Waldung ein wenig zu erhellen begann, brachen wir auf, nachdem wir zuvor unsere Verwundeten der Obhut zweier Reiter anvertraut hatten. Wir fanden die Buschläufer nicht an dem vermutheten Orte, bemerkten aber ihre Fußstapfen in dem Ufersande. Ebenso bemerkten wir am Rande des Ufers einige Furchen und Streifen, wie wenn Baumstämme hin und her geschleift worden wären. »Aha,« sagte einer unsrer Konstabler, Worrall mit Namen, »die Buschläufer haben die Ankunft der Soldaten bei Zeiten erfahren und sich mit Hilfe eines Floßes auf die kleine Insel dort geflüchtet. Die Uiberfahrt muß etwas schwierig gewesen seyn, aber was thut man nicht, um dem Galgen auszuweichen?« — »Wie sollen wir ihnen jetzt

nachsetzen,« erwiederte der Sergeant. »Wenn wir auf einem ähnlichen Fahrzeug der Insel nahen, so schießen sie uns todt wie Hühner. Wir müssen ihnen allen Verkehr abschneiden und sie aushungern. Zu jeder andern Operation würden wir ein gutes Boot brauchen . . .« — »Ein Boot,« unterbrach ich ihn, »es muß eines da seyn in irgend einem einsamen Winkel. Ich hörte einmal, daß einige Ansiedler eins hieher schaffen ließen, um den See zu befahren.« — »Wenn das ist,« sprach der Beamte, »so müssen wir's suchen. Ihr aber Thornley, wenn Ihr Lust habt, nach Hause zurückzukehren, wir können jetzt Eurer Hilfe entbehren. Nehmt mein Pferd, und Gott sey mit Euch.« — »Vielen Dank; zwar erwartet mich ein trauriger Anblick daheim, aber dennoch sehne ich mich, die Meinigen zu sehen. Mit Eurer Erlaubniß werde ich also Euer Pferd besteigen.«

Ich nahm Abschied von meinen Freunden, wünschte ihnen ein glückliches Gedeihen und ritt davon.

Es war Ende Mai, der Zeitpunkt, wo in jenen Gegenden der Winter beginnt. Die dreißig (engl.) Meilen, die mich von der Clyde trennten, konnte ich mit dem guten Pferde noch vor Abend zurückgelegt haben. Bevor ich aufbrach, hatte ich meine Waffen untersucht und mich überzeugt, daß mein Doppelgewehr, meine Sattelpistolen und mein Säbel in gutem Zustande waren. Ich glaubte also für meine Sicherheit nicht viel befürchten zu müssen. Aber ach, mich erwarteten noch harte Prüfungen.

Nachdem ich etwa drei oder vier Meilen zurückgelegt, kam ich an den Fuß eines schroffen Berges, der zu einer Kette gehörte, die sich vom See gegen Südwesten hinzog. Rechts bemerkte ich eine Einsattelung, die mir einen leichtern Übergang versprach, ich wandte mich daher dorthin, aber meine Erwartung wurde getäuscht. Ich sah mich von niedrigen, aber ganz spitz zulaufenden Bergen umgeben; und da ich nicht gleich im Beginn der Reise durch Ersteigen jäher Abhänge meine Kräfte erschöpfen wollte, so sah ich mich nach einem andern, wenn auch weitern Wege um. Ich durchschnitt eine Menge schweigsamer, öder Thäler, dichte Wälder, und gewahrte endlich zu meinem Schrecken, daß ich mich verirrt hatte. So oft ich einen neuen Gipfel erreichte, glaubte ich mich außer Gefahr, aber immer wieder erblickte ich einen neuen Gürtel von Bergen, die mich von allen Seiten umschloßen und mir den Durchgang zu versperren drohten. Mein Pferd war erschöpft, und von einem Kiesel verletzt, versagte es mir seine Dienste; meine Hunde, traurig und hungrig, folgten mir sehr muthlos.

Was soll ich viel erzählen. Ich brachte vier Tage und vier Nächte in dieser tiefen Einsamkeit zu, wo sich bei jeder Verwandlung des Gesichtskreises Berge erhoben, ähnlich den versteinerten Wogen eines aufgeregten Meeres. Ich hatte nichts Lebendes erblickt, als ein Känguru, welches meine Hunde verfolgten und erbissen, und einen Adler, der auf mich herabstürzte und mir vielleicht die Augen ausgehackt hätte, wenn ich mich nicht mit meinem Gewehre vertheidigt hätte. Mein Pferd hatte ich im Stich gelassen, und besaß nun keine andere Hoffnung als die, auf irgend eine menschliche Wohnung zu stoßen. Am fünften Tage, als ich eben den letzten Bissen Kängurufleisch zum Frühstücke aß, begannen plötzlich meine Hunde zu wedeln und rannten beide in der Richtung gegen den Wind davon. Ich munterte sie durch Zuruf auf, aber zu meinem Schrecken kehrten sie bald mit eingezogenem Schweif und allen Zeichen der Furcht zurück; sie knurrten sogar, wie sie immer thun, wenn sie die Nähe von Wilden wittern. Ich blickte aufmerksam um mich, legte meine Waffe zurecht und schritt langsam, aber entschlossen vor. Ich befand mich nun in einem Thale, in welchem nur hie und da einzelne Bäume wuchsen, zu dessen beiden Seiten sich aber dichte Wälder hinzogen. Ich schritt weiter, bis ich links von mir zwischen den Bäumen ein mattes Licht erblickte. Dieses kam zweifelsohne von zwei kleinen brennenden Scheiten, welche die Wilden immer mit sich zu führen pflegen, um Feuer zu machen, da die Erfahrung sie gelehrt, daß zwei Stücke Kohle, die einander berühren, sich leicht glühend erhalten, während ein einzelnes bald verlöschen würde. Ich hatte kaum diese Bemerkung gemacht, als ein Wurfspieß an meinen Ohren vorbeisauste und wenige Schritte von mir in's Gras drang. Der Krieg war erklärt, ich schickte mich an Feuer zu geben. Bald darauf zeigte sich ein Wilder, er lief gegen die kleine Erhöhung, wohin ich mich geflüchtet hatte, zu und schleuderte ein Wummerah * nach mir, welches mich sicher getroffen hätte, wäre ich nicht durch eine schnelle Wendung ausgewichen. Da ich mein Pulver nicht verschwenden wollte, so hob ich das Wummerah auf und schleuderte es nun meinerseits nach dem Gegner. Mein Wurf hatte nicht getroffen, der Wilde hob es auf und schleuderte es zum zweitenmal nach mir. Schon sah ich es mit großer Schnelle durch die Luft heranschwirren, und bald fühlte ich die Spitze heftig in mein linkes Bein dringen. Der Stoß war so stark, daß ich auf die Knie sank. Der Wilde stieß ein Triumphgeschrei aus und lief herbei, ich aber hielt ihn durch einen Schuß auf. Der Knall des Schußes lockte eine ganze Bande Wilder aus dem Walde hervor. Mit wildem Kriegsgeheul stürzten sie auf mich zu. Sie glaubten mich unbewaffnet und schwangen in der Luft ihre Keulen; aber ich verlor meine Geistesgegenwart nicht, und tödtete durch einen Schuß den Vordersten von der Truppe. Dieser neue Schuß machte sie bestürzt, sie konnten nicht begreifen, wie man ein Gewehr zweimal abschießen könne, ohne es zweimal geladen zu haben. Unentschlossen blieben sie stehen und zogen sich dann in den dichten Wald zurück.

Ich benützte diese Ruhe, um mein Gewehr für den Fall eines neuen Angriffs wieder zu laden, und richtete mich dann, nicht ohne Schwierigkeit, auf. Hinkend hob ich auch das Wummerah, mit dem ich getroffen worden war, auf. Als die Wilden sahen, daß ich eine Waffe forttragen wolle, die bei ihnen sehr selten ist und für kostbar gehalten wird, und als sie bemerkten, daß ich verwundet sey, stießen sie ein neues Geheul aus, in welchem sich Wuth mit Freude mischte. Ich begriff, daß der Kampf nun von neuem beginnen würde, beunruhigte mich aber darüber nicht sehr, da ich glücklicherweise die Gegenwart des furchtbaren Muskito nicht kannte. Meine Feinde griffen mich indeß nicht auf der Stelle an, sondern ließen mich ruhig eine Schäferhütte

* Eigentlich ein Werkzeug, das zum Abschießen der Spieße dient.

erreichen, die am Saume des Waldes stand. Ich pochte an, rief mit lauter Stimme, erhielt aber keine Antwort. Daraus schließend, daß die Hütte verlassen sey, gebrauchte ich Gewalt, und drückte ohne große Anstrengung die Thüre ein. Ich sollte keine Hilfe in dieser verlassenen Hütte finden, fand aber wenigstens eine Zuflucht darin. Vor Allem sah ich mich nach Mitteln um, wie mich sicher zu verschanzen. Das Innere der Hütte war, wie gewöhnlich, durch eine hölzerne Wand in zwei Hälften geschieden. Jedes Zimmer besaß ein Fenster, das durch einen Laden geschützt war. Diese Fenster waren, wohlverstanden, einfache Löcher, ohne Glasscheiben oder Rahmen.

Ich begann damit, die Zwischenwand niederzureißen, um nicht unvermuthet von einer Seite überrumpelt zu werden, während ich mich von der andern vertheidigte. Die Breter dienten mir zur Verbarrikadirung der Fenster und des untern Theiles der Thüre. Den obern Theil glaubte ich hinlänglich durch einen Riegel geschützt; übrigens wollte ich ihn auch von Zeit zu Zeit öffnen, um auf die Angreifer Feuer zu geben. Sobald ich diese Vorbereitungen, die mich ungefähr eine Stunde kosteten, beendet, dachte ich daran, meine Kräfte zu stärken: einer meiner Hunde hatte eine Kängururatte gefangen, in der Nähe schöpfte ich Wasser, und so bereitete ich mir ein ziemlich comfortables Mahl.

Etwa zwei Stunden hatte ich geharrt und begann schon zu glauben, die Wilden hätten die Verfolgung aufgegeben, als ein bedeutungsvolles Knurren Hektors und seine wachsame Haltung mich belehrten, daß die Hütte mein zweites Schlachtfeld werden sollte. Einige Minuten später schritt eine Bande von dreißig Wilden, Männern und Weibern, unter der Anführung des furchtbaren Muskito auf die Hütte los. Der linke Lauf meines Gewehres enthielt eine einzige Kugel. Ich gab Feuer, ein Wilder fiel. Seine Kameraden setzten den Angriff fort und schleuderten nach der Thüre einen Hagel von Spießen, deren einer mich leicht in die Hand verwundete, mehre andere meinen Hut trafen. Ich schoß nun den zweiten Lauf ab, der nur mit Schrott geladen war, und verriegelte die Thüre. Dieser zweite Schuß hielt den Sturm ein wenig auf.

Die Wilden liefen unter wüthendem Geheul auf die andere Seite der Hütte und stürmten auf das hintere Fenster ein, welches zu meinem Glücke allen ihren Anstrengungen widerstand. Ich hatte mein Gewehr wieder geladen und in jeden Lauf zwei Kugeln gethan. Ich stand gegen die Thüre gelehnt und wußte nicht recht, wohin mich wenden, als ein Spieß meinen Pulverbeutel traf. Ich sprang zurück, meine Gegner mußten das bemerkt haben, denn alsbald stürmten sie mit Macht gegen die Thüre an. Während sie sich in erfolglosen Anstrengungen erschöpften, legte ich die Mündung meines Gewehrs vor ein kleines Loch, das ein Wurfspieß gebohrt hatte, und feuerte meine beiden Ladungen, eine nach der andern ab. Ein furchtbarer Schrei, der aus dem Walde erscholl, zeigte mir, daß ich richtig gezielt. Wirklich trat einen Augenblick die größte Stille ein. Ich wagte kaum durch die Spalten zu schauen, aus Furcht, von einem Wurfspieß getroffen zu werden. Welche Angst, welche Qual! War der Kampf beendet, oder sollte er mit noch größerer Wuth wieder beginnen? Meine Ungewißheit währte nicht lange; ich hörte bald die Wilden unter fürchterlichem Geschrei zurückkehren. Aus Furcht, daß der obere Theil der Thüre einem solchen Angriff nicht widerstehen würde, stützte ich ihn mit einem tüchtigen Baumklotz. Aber dies war eine nutzlose Vorsicht, denn meine Feinde hatten, wuthberauscht, ein sicheres Mittel ersonnen, über meinen Widerstand zu triumphiren. Dichter Rauch verbreitete sich in dem Stübchen und die Flammen, welche aus dem Strohdach emporloderten, warfen einen düsteren Schein in das Innere der Hütte. Meine Lage war so schrecklich, daß ich beinahe alle Geistesgegenwart verlor. Ich sah keine andere Wahl vor mir als den Tod unter den Händen der Wilden oder jenen mitten in den Flammen.

Unterdessen stiegen die Flammen immer höher und der Rauch im Zimmer ward unerträglicher. Noch länger in einem so erstickenden Rauche verharren, hieß, sich selbst zu einem gräßlichen Tode verdammen. Ich beschloß daher einen Fluchtversuch zu wagen. Da ich bemerkte, daß der Wind den Rauch rückwärts der Hütte trieb, und daß die Wilden dagegen mich vor der Thüre belagerten, riß ich rasch das Bret weg, welches das Fenster verbarrikadirte und schwang mich in die Rauchsäule hinaus. Obwohl kaum im Stande zu athmen, stürzte ich doch keuchend, dem Ersticken nahe, halb wahnsinnig, aber das Gewehr und die Pistolen fest in den Händen haltend, durch die Rauchwolken.

Anfänglich wurde ich nicht bemerkt; aber bald entdeckten mich die Wilden, und sandten mir als Beweis ihrer Wachsamkeit einen Hagel von Spießen nach, deren einer mich in den Rücken traf. Trotzdem setzte ich meinen Lauf fort bis zu einem mitten in der kleinen Fläche stehenden Baum. Dieser sollte mir den Rücken decken, während ich den Angreifern das Gesicht zuwandte. Trotz der Spieße, die von allen Seiten mir an den Ohren vorbeisausten, erreichte ich mein Ziel, wandte mich um und gab auf die kühnsten unter meinen Angreifern Feuer. Die Wilden fürchteten mein Gewehr, hielten rasch inne und zogen sich in einige Entfernung zurück; dennoch hörten sie aber nicht auf, ihre Spieße nach mir zu schleudern und unter furchtbarem Geheul ihre Glieder auf's Gräßlichste zu verrenken.

Die Gefahr und der Gedanke, dem Feuer entronnen zu seyn, hatte meinen Muth so angefacht, daß ich entschlossen war, mit dem Säbel in der Faust auf meine Gegner loszustürzen. Indessen die Klugheit hielt mich zurück und ich erwartete mein Heil von dem guten, treuen Gewehre, das mir schon so oft das Leben gerettet. Ich wollte die Entfernung der Wilden benützen und den einen Gewehrlauf frisch laden; als ich aber nach meinem Pulverhorn griff, fand ich es nicht, ich hatte es in der Hütte auf dem Tische vergessen. Diese Entdeckung brachte mich zur Verzweiflung, die noch wuchs, als eine Explosion in der Hütte mir zeigte, daß alles Suchen vergeblich seyn würde. Mit Schaudern gestand ich mir selbst, daß mein letztes Stündchen gekommen, und daß es mir nun unmöglich seyn würde, dem qualvollsten Tode zu entrinnen. Nichts konnte mich retten und dennoch erwachte die Lebenslust mit wachsender Gewalt. Ich raffte alle meine Kaltblütigkeit zusammen und beschloß, mich bis zum letzten Athemzug zu vertheidigen. Noch hatte ich drei Schüße in Bereitschaft,

noch hing der Säbel an meinem Faustgelenk, noch war ich im Stande, mich zu vertheidigen. Wenn mir's möglich ist, sprach ich, den Kampf bis in die Nacht hinzuziehen, so ist noch einige Aussicht auf Rettung, denn die Wilden werden in ihrem abergläubischen Sinne es nicht wagen, in der Finsterniß sich zu rühren. Aber wie den Kampf so lange hinausziehen? Ich warf meine Blicke auf den Baum, der mir als Rückenschild diente, und da ich sah, daß er leicht zu erklettern war und inwendig hohl zu seyn schien, so beschloß ich hinaufzusteigen.

Kaum hatte ich die höchsten Aeste erreicht, als die Wilden, die jede meiner Bewegungen wachsam beobachteten, mit wüthendem Geheul wie Raubthiere herzurannten. Glücklicherweise fand sich richtig eine Höhlung im Baume vor und ich duckte mich darin nieder.

Nach wenigen Augenblicken hörte das Geräusch auf; Todesstille folgte dem betäubenden Lärm. Ich wußte nicht, was diese Ruhe zu bedeuten habe, als ich plötzlich eine starke Erschütterung am Baume verspürte. Vorsichtig erhob ich das Haupt, um mich umzusehen, aber im selben Augenblick wurde mein Hut von einem halben Dutzend Wurfspieße durchbohrt. Rasch zog ich mich in mein Loch zurück. Einen Augenblick später hörte ich oben ein schweres Athmen und erblickte ein häßliches Gesicht, aus dessen funkelnden Augen die wildeste Freude blitzte. Der Wilde schwang die Keule über meinem Haupte, ich aber, schneller als der Blitz, schoß eine meiner Pistolen nach ihm ab. Eine Kugel fuhr ihm durch den Schädel, er riß die Augen weit auf, ließ den Ast los, den er ergriffen hatte, und fiel schwer zu Boden. Ein Schrei der Wuth und des Schreckens erscholl aus der Gruppe seiner schwarzen Gefährten, welche einen Augenblick kein Glied regten; dann hörte ich Muskito lebhaft zu ihnen sprechen. Bald vernahm ich ein seltsames Geräusch, als ob schwere Holzklötze an den Baum geschleppt würden. Diesem Geräusch folgte ein anderes, wie von dürrem Reisig, das in kleine Stücke entzweigebrochen wird. Und so war's wirklich. Ich stand inmitten eines Scheiterhaufens. Diesmal konnte ich nicht hoffen, den Flammen zu entrinnen, die mich bald rings umzüngeln sollten. Ein Weib trat aus dem Walde, und brachte die beiden glühenden Scheite; die Wilden ergriffen diese und vollzogen ihr grausames Werk. Ich vernahm das Knistern des entzündeten Brandes; meine Feinde umtanzten den Baum unter Gesang und satanischem Jubel, es war das Vorspiel eines Menschenopfers.

Das Feuer hatte schon die Rinde des Baumes ergriffen und der Rauch begann sich bis zu mir heraufzuwälzen. Mein Ende war da. Aber ich wollte wenigstens mich rächen, bevor ich starb. Ich sprang aus meinem Versteck hervor, glitt an einem langen Aste hin, den die Hitze noch nicht ergriffen hatte, und schoß meine letzte Ladung ab.

Plötzlich höre ich zu meiner großen Uiberraschung Gewehrschüße; aber ich konnte nicht wohl unterscheiden, ob dieses Krachen wirklich oder nur ein Widerhall meines eigenen Schußes war. Wie dem seyn mochte, ich fühlte meine Kräfte entschwinden. Ich ließ den Ast los, auf den ich mich geflüchtet hatte, und halb erstickt von Hitze und Rauch fiel ich bewußtlos zu Boden.

Als ich wieder zum Bewußtseyn erwachte, hörte ich den Ton einer bekannten Stimme. »Nun, wenn das nicht,« sagte diese, »einer christlichen Seele die Lust an diesem vermaledeiten Lande benimmt, dann weiß ich nicht mehr, was helfen soll. Ich habe Master Thornley schon von jeher das Unglück geweißagt, das ihn heute trifft.«

Ich öffnete die Augen, als ich diese charakteristischen Worte vernahm, und erkannte meinen Freund Crab; er war von mehren Männern begleitet.

»Der arme Mann ist nicht im besten Zustande,« sagte eine zweite Stimme, die des Beamten von der Clyde; »aber wir müssen nachsehen, ob er schwer verwundet ist.«

»Nein,« erwiederte eine dritte Stimme, die des Chirurgen, »er hat nur eine starke Contusion am linken Bein.«

»Der kommt nicht mehr auf,« unterbrach ihn Crab, der immer alles im schwärzesten Lichte sah. »Niemals, sag' ich Euch . . . eine ganze Woche lang ist der arme Mann in den Wäldern herumgeirrt, ohne einen Bissen zu essen! Ich suche schon seit Jahren ihn zu überreden, daß er dies unglückselige Land verlasse, aber nie will er dran. Was mochte ihn nur getrieben haben, diesen Baum zu erklettern?«

Ich hatte mittlerweile mein Bewußtseyn wieder ganz erlangt und da ich um mich lauter Freunde sah, so schlug ich die Augen auf. »Ah!« sagte der Beamte, als er dies bemerkte, »wie geht es Euch?« — »Ja, wie geht's Euch, Master?« fragte die rauhe, aber ehrliche Stimme Crab's; »gut, daß Ihr doch wenigstens noch am Leben seyd. Aber hab' ich's Euch nicht immer vorausgesagt? Das Gehöfte ist abgebrannt, Miß Betsy ist krank, das Racefüllen ist todt, die zahmen Heerden haben sich in die Wälder verlaufen und Gott weiß, wie wir sie wieder bekommen, die Blattern wüthen im Lande, die ...« — »Gebt doch schon Ruh mit Euren Hiobsposten,« schrie der Beamte, »Ihr wäret im Stande, mit Eurem Unglücksgekrächze einen gesunden Menschen krank zu machen. Laßt Master Thornley in Ruh, Crab.« — »Aber,« sagte ich, »wie seyd Ihr mit Eurer Expedition gegen die Buschläufer fertig geworden?« — »Das wollen wir Euch später erzählen; jetzt müssen wir sehen, daß wir weiter kommen.«

Es ward beschlossen, daß ich auf dem einzig noch übriggebliebenen Pferde reiten sollte. Nachdem man mich in den Sattel gehoben, setzten wir uns in der Richtung des großen Flußes in Marsch. Am Ufer angelangt, suchten wir eine Furth, um hinüber zu kommen, aber vergebens. Da die Nacht schon hereinbrach, so schlugen wir hier am Ufer unser Bivouac auf. Man zündete Feuer an und errichtete aus Baumästen ein Schutzdach. Ein Gericht Kängurufleisch gewürzt mit Branntwein trug wesentlich zu unserer Stärkung bei. Ich benützte die Ruhezeit, meine Freunde über ihre Abenteuer zu befragen. Master Moß, denn auch dieser befand sich nun unter der kleinen Schaar, war der erste, der meine Neugierde befriedigte.

»Sobald Euer Kampf mit den Buschläufern zu Ende war,« hub Master Moß an, »flüchteten sich unsere Feinde hinter das schroffe Ufer des Sees. Die ganze Nacht muckften sie nicht, und sandten blos einige Plänkler aus, um unsere Bewegungen zu beobachten. Als ihnen aber die Nachricht von der Ankunft der Soldaten zukam, geriethen sie in heftige Unruhe. Die Kühnsten riethen

zu einem verzweifelten Angriff, Andere sprachen von Unterwerfung Der erste Rath fand sehr viele Gegner, die ihn für wahnwitzig erklärten; was den zweiten betraf, so erklärte der Zigeuner, der die Bande anführte, daß er Jeden erschießen würde, der feige genug wäre, an Unterwerfung zu denken. »Ist es nicht besser,« rief er, »im Kampfe erschossen, als später erhängt werden wie ein Hund?« Zwei Buschläufer, welche ehemals Matrosen gewesen waren, schlugen vor, auf die kleine Insel hinüber zu schwimmen, die nur einige hundert Klafter vom Ufer entfernt war. »Und was wird aus unsern Waffen und unsern Verwundeten?« sagte der Zigeuner. — »Wir können ein Floß bauen und auf dies Waffen und Verwundete geben. Wir selbst können dann das Floß schwimmend vor uns hertreiben.« Der Anführer stimmte diesem Plan bei und er ward auf der Stelle in Ausführung gebracht. Als es hieß, sich in's Wasser stürzen, erklärten drei Räuber, die ehemals Arbeiter in einer mechanischen Werkstätte gewesen, daß sie nicht schwimmen können. »So klammert Euch,« sagte der Zigeuner, »an das Floß an, das wird Euch schon über'm Wasser erhalten.« — »Und was beginnen wir mit unserem Gefangenen?« — »Laßt ihn laufen,« sagte Jemand, »so sind wir seiner wenigstens los.« — »Nein, er bleibt bei uns, er kann uns vielleicht nützen. Könnt Ihr schwimmen, Moß?« — Ich läugnete dies, in der Hoffnung, daß mir diese Lüge zu einem Fluchtversuch helfen könnte. »Dann macht Ihr's, wie die andern,« sagte der Zigeuner. »Entkleidet Euch und in's Wasser!« — Ich gehorchte, die beiden Schwimmer trieben das Floß vor sich her und wir hielten uns daran fest. »Wo ist der Gefangene?« fragte nochmals der Häuptling, als wir vom Ufer abstießen. — »Neben mir,« erwiederte ein Matrose. — Wir waren schon mitten zwischen dem Ufer und der Insel, als der Matrose, der mir zur Rechten schwamm, seinem Kameraden zurief, vorauszuschwimmen, um das Floß an die Insel zu ziehen. Dieser verließ mich sogleich und ich merkte bald, daß das Floß weit schneller ging. Die Aufmerksamkeit der Buschläufer war hiedurch von mir abgelenkt, und ich benützte dies, um leise das Floß los zu lassen und in's Wasser zu gleiten. Obwohl ein sehr guter Schwimmer, mußte ich doch alle meine Kraft zusammennehmen, denn die Kälte benahm meinen Gliedern ihre gewöhnliche Geschmeidigkeit. Ich blieb etwa eine halbe Minute unter Wasser. Als ich wieder auftauchte, um Athem zu schöpfen, sah ich zu meinem Vergnügen das Floß schon eine hübsche Strecke von mir. Ohne Unfall erreichte ich das Ufer und eilte zu meinen Freunden, die eben nach einem Boote suchten. Sie waren nicht wenig erstaunt, als sie einen splitternackten Weißen auf sich zukommen sahen; doch begriffen sie ohne lange Erklärungen meine Lage. Schnell steuerte jeder von seinen Kleidungsstücken etwas bei; was fehlte, wurde von der Beute der erschlagenen Buschläufer vervollständigt, und so war ich bald bekleidet, gleich den andern. Mittlerweile war auch das Boot mit zwei Rudern gefunden worden und man berieth nun den Angriffsplan. Der alte Sergeant schlug vor, den Feind von drei Seiten anzugreifen und zu dem Behufe zwei Flöße zu erbauen. Ohnedies konnte man nicht unsere ganze Schaar auf dem Boote überfahren, man hätte sich dadurch auf die gefährlichste Weise und in Masse dem Feuer der Buschläufer preisgegeben. Griff man sie dagegen von drei Seiten zugleich an, so zertheilte man ihre Aufmerksamkeit und erleichterte die Landung. Natürlich wollte der Sergeant mit seinen Soldaten das Boot besetzen. — »Wozu aber,« sagte der Beamte, »Euer Leben so blosstellen? Das Sicherste wäre, die Buschläufer auszuhungern, was sehr leicht geht.« — »Wie's Euch gefällt, Herr,« erwiederte der Sergeant, »uns ist's gleich. Aber wenn die Schufte uns entwischen, so werden die Klatschschwestern in Hobart-Town uns nicht wenig auslachen; mit Eurer Erlaubniß würde ich daher den Angriff vorziehen.« — »Angreifen! angreifen!« schrien die Soldaten. »Besser die Sache mit einem Schlage abthun, so lange wir's noch leicht können.« — »Gut denn,« sagte der Beamte, »obwohl ich bei meiner Ansicht bleibe, so steht's Euch doch frei zu handeln, wie's Euch am besten dünkt. Es ist jedenfalls wichtig, der Räuber habhaft zu werden. An's Werk denn!« Wir waren schon in voller Arbeit, die Flöße zusammenzuschlagen, als wir zwei Männer kommen sahen; es war Crab mit einem seiner Kameraden.«

»Ja,« unterbrach Crab den Erzähler, »wir hatten Eure Spur verfolgt bis zu der Kampfstätte und von da bis zu dem Boote Nie hatte ich solche Tollköpfe gesehen, man hätte geglaubt, es gelte eine Spazierfahrt auf dem See. Das hat man davon, wenn man in einem Lande wohnt, welches alle Leute verrückt macht. Ja, verrückt sind Alle, die hieher kommen, und noch verrückter, die da bleiben! Das ist meine Meinung.«

»Wir fuhren,« hub Moß wieder an, »eifrig fort, an unsern Flößen zu arbeiten, wurden aber dennoch vor Abend nicht damit fertig. Auch den folgenden Tag hatten wir noch zu arbeiten, und brachten diese Nacht im Bivouac zu, bei einem guten Feuer und in voller Sicherheit; die Soldaten hielten die Wachen. Als das Floß durch unser Boot gegen die Insel bugsirt wurde, hörten wir einen Schuß fallen, erblickten aber nicht einen einzigen Buschläufer. Wir waren sehr verlegen, welchen Entschluß wir nun eigentlich fassen sollten, als wir eine kleine Schaar Männer bemerkten, die an's Ufer herankamen. Es war ein neuer Trupp Soldaten, die uns die Regierung zu Hilfe schickte. Dem kleinen Detachement, das von einem Korporal kommandirt wurde, folgte ein von Ochsen gezogener Wagen, beladen mit einem Boote. Die Behörde hatte erkannt, daß diese Zufuhr uns die nöthigste seyn würde. Während wir noch mit den Neuangekommenen uns beriethen, trabte ein Reiter heran, der uns ein Schreiben vom Gouverneur überbrachte. Das Schreiben enthielt das Versprechen der Begnadigung für einige der Aufrührer, falls sie sich auf der Stelle unterwerfen wollten. Wenn sie dieser Aufforderung nicht nachkämen, sollten sie bis zum Aeußersten verfolgt und mit der größten Strenge bestraft werden. Diese Ordre erregte einiges Murren. »Wozu solche Schonung gegen diese Bösewichter!« riefen Einige. Aber der Beamte erwiederte fest, er sey entschlossen, den milden Absichten seiner Regierung gemäß zu handeln. »Alles gut,« bemerkte der Sergeant, »aber wie wollt Ihr diesen Schuften die Botschaft mittheilen? Wenn wir uns in Masse nähern, so schießen sie auf uns, wie auf eine Kette Hühner; wenn aber Einer allein den Auftrag übernimmt, dann mag er sehen, wie er

davon kommt. Es ist nicht gut, sich in die Höhle des Tigers zu wagen.« — »Ich fordere auch Niemanden auf, mich auf diesem Wege zu begleiten,« sagte der Beamte lebhaft. »Ein Konstabler wird mich hinüber rudern, und ich trete dann frank und frei und ohne Waffen unter die Aufrührer. Mein Auftrag ist ein Werk der Milde und des Friedens, keine Gefahr soll mich von dessen Erfüllung abschrecken. Nun denn, Worrall, steigt in's Boot und nehmt die Ruder zur Hand!« — Der Konstabler verzog das Gesicht. »Ich bin ein schlechter Ruderer,« sagte er kleinlaut, »und die Buschläufer haben auf mein Fell ein größeres Lüstchen, als auf das jedes anderen; wenn sie könnten, würden sie mich bei lebendigem Leibe schinden...« — »Auf Ehre,« fiel der Sergeant lachend ein, »Ihr würdet den Räubern ein sehr langes Gesicht machen. Da Ihr so tapfer seyd, so mag einer von uns den Herrn Beamten begleiten.« — »Nein,« erwiederte der Beamte, »gerade Worrall ist der Mann, den ich brauche. Uibrigens verpflichtet ihn sein Amt, mir zu folgen.« — Mit sichtlichem Mißbehagen fügte sich der arme Worrall in die ihm auferlegte Rolle. »Es steht geschrieben,« seufzte er kläglich, »daß mein Leib durchlöchert werden soll, wie ein Sieb. Lacht nur, Ihr Herren, das Lachen würde Euch schon vergehen, wenn Ihr an meiner Stelle wäret.« — »Gebt mir eine Stange,« sagte der Beamte, »und bindet ein weißes Schnupftuch oder dergleichen daran. So recht. Und jetzt, Worrall, tummelt Euch.« Da des Konstablers Antlitz noch immer einige bedeutende Zaghaftigkeit verrieth, so trat Crab auf ihn zu und sprach: »Warum seyd Ihr auch in dies schreckliche Land gekommen, und warum bleibt Ihr da! Wißt Ihr doch, daß es hier nichts als Räuber und Wilde gibt.« — »Ach,« stöhnte Worrall, »Master Crab hat ganz Recht!«

Das Boot schwankte, geführt von den ungeschickten und furchtsamen Händen Worralls, langsam vorwärts. Der unglückliche Konstabler führte die Ruder mit möglichster Langsamkeit, warf jede Sekunde scheue Blicke nach der Insel und duckte sich jedesmal nieder, als wollte er einer Kugel ausweichen. Die Uiberfahrt hätte lange gewährt, wenn nicht der Beamte den Arm des furchtsamen Fährmanns ergriffen und ihn zu kräftigerer Anstrengung gezwungen hätte. Bald zeigten sich die Buschläufer am Ufer, in Schlachtordnung aufgestellt und bewaffnet. Der Beamte schwenkte mit einer Hand seine Friedensfahne, die andere hielt das Schreiben des Gouverneurs hoch empor. Wir waren so weit von dem Orte der Zusammenkunft entfernt, daß wir nicht hören konnten, was verhandelt wurde.«

»Ich will selbst erzählen, was nun vorgegangen,« fiel der Beamte Herrn Moß in die Rede. »Ich gestehe offen, daß mir meine Lage nicht ganz angenehm vorkam, als mich jeder Ruderschlag den verzweifelten Banditen näher brachte. Ich tröstete mich zwar damit, daß mein Schritt ein versöhnender war, konnte mir's aber zugleich doch nicht verhehlen, daß mein Leben in ihrer Gewalt stand. Als ich so nahe war, daß sie meine Worte vernehmen konnten, theilte ich den Buschläufern das Anerbieten der Regierung mit, und richtete an sie eine ermahnende Rede. Das Alles schien aber auf die Deportirten keinen großen Eindruck zu machen; einige legten sogar unter dem Geschrei: »Verrath!« ihre Gewehre an, und ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn nicht der Anführer der Bande, ein junger, hübscher Zigeuner, sich meiner angenommen hätte. — »Wird uns Allen das Leben verbürgt,« fragte er, »wenn wir einwilligen, uns zu ergeben?« — »Ja, mit Ausnahme derer, welche Mordthaten begangen haben.« — »Wir stehen Alle für Einen,« erwiederte der Häuptling, »und lassen es nicht zu, daß man aus unserer Mitte ein Opfer auswähle.« — »Ich habe leider,« erwiederte ich, »nicht die Macht, Euch einen allgemeinen Pardon zu versprechen; aber die Hoffnung kann ich Euch geben, daß Euer Gehorsam die Strenge der Richter beugen wird.« — Der Häuptling schüttelte entschlossen das Haupt. »Wir können Eure Vorschläge nicht annehmen, denn eine Kugel in die Brust ist uns lieber, als ein Strick um den Hals. Wir sind entschlossen, uns bis zum letzten Athemzug zu vertheidigen. Was meint Ihr dazu, Kameraden?« — »Keine Ergebung!« schrie wie aus einer Kehle die bewaffnete Schaar. — Meine Stellung diesen auf's Aeußerste getriebenen Menschen gegenüber begann sehr ernst zu werden. »Ihr habt noch eine Stunde Zeit, das Anerbieten des Gouverneurs zu bedenken. Entschließt Ihr Euch zur Unterwerfung, so schwingt einen Ast über dem Wasser; ich werde dieses Signal verstehen. Lebt wohl, ich verlasse Euch in der festen Hoffnung, daß Ihr die milden Anerbietungen nicht zurückweisen werdet.« Darauf steckte ich meinem Konstabler, der sich in dem Boote flach hingestreckt hatte, das Ruder in die Hand, und kehrte zu meinen Gefährten zurück, innerlich sehr vergnügt, einer so großen Gefahr glücklich entgangen zu seyn.«

»Wir warteten,« nahm wieder Master Moß das Wort, »bis die Stunde des Waffenstillstandes verflossen seyn würde. Die Buschläufer hatten gleich nach dem Abgang des Beamten begonnen, mit größter Thätigkeit zu arbeiten. Sie schleppten eine Menge Aeste und Klötze an's Ufer, um daraus eine Art Bollwerk aufzuführen. Darauf hielten sie einen langen belaubten Ast hoch empor in die Luft. »Das verabredete Signal!« rief der Beamte. »Gott sey Dank, die Unglücklichen nehmen Vernunft an.« — »Glaubt das nicht,« erwiederte der alte Sergeant. »Ein Bollwerk führt man nicht auf, um sich zu unterwerfen. Mit dem Signal haben sie uns nur zum Besten; das ist bloße List. Aber wir müssen,« fuhr er nach einer Pause, während deren er gedankenvoll vor sich hingeblickt hatte, fort, »wir müssen ihre List uns zu Nutzen machen. Wenn Euer Ehren mir vertrauen wollen, so werde ich Euch beweisen, daß ich mich nicht übel auf Kriegslisten verstehe.« — »Nun, was würdet Ihr thun?« — »Hört denn. Vor Allem steigt wieder ins Boot und thut, als beeiltet Ihr Euch, ihrem Signale Folge zu leisten. Sobald Ihr sicher seyd, daß sie Euch erblickt haben, kehrt Ihr zurück; sie werden glauben, Ihr hättet etwas vergessen. Wir schwingen dann weiße Fahnen, um sie zu überzeugen, daß wir auf ihre Unterwerfung rechnen.« — »Und dann?« — »Dann zünden wir ein großes Feuer an, als wollten wir unsere Mahlzeit kochen. Das wird sie zugleich glauben machen, daß wir die ganze Sache für beendet ansehen.« — »Und wozu wird das Alles wieder helfen?« — »Gleich. Wo ein großes Feuer ist, ist viel Rauch, und wo viel Rauch ist, können wir uns, Dank dem

Winde, der nach ihrer Seite hinbläst, leicht ihren Blicken entziehen; eines von unsern Booten wird dann mit möglichst großem Geräusch nach der Insel zurudern, während das zweite leise nach einem unvertheidigten Punkte hingleitet. Das erste Boot besetzt Ihr mit Euern Leuten, das zweite besteigen wir. So kriegen wir die Buschläufer zwischen zwei Feuer.« — »Der Plan ist nicht übel,« sagte der Beamte, »jetzt heißt es nur, recht viel Rauch machen.« — »Das laßt meine Sorge seyn, ich will einen Rauch machen zum Blindwerden.« Sogleich wurde eine große Menge dürren und feuchten Laubes zusammengeschleppt und auf die Bräude geworfen, die man in kleinen Entfernungen am Ufer angezündet hatte. Dichte Rauchwolken wälzten sich empor und der Wind jagte sie in günstiger Richtung. Wir bestiegen die Boote, das eine ruderte mitten durch den Rauch, das andere glitt schief gegen die Insel. Als wir auf Schußweite nahe waren, rief uns eine Stimme an. »Warum macht Ihr so viel Rauch?« — »Weil das Holz am Ufer feucht ist und schwer brennt. Wir haben Euer Signal gesehen und kommen, Eure Unterwerfung anzunehmen.« — »Zum Teufel mit der Unterwerfung, wir wollen Euch nicht das Vergnügen machen, uns hängen zu sehen! Aber umsonst seyd Ihr uns nicht in die Falle gegangen. Feuer!« Wir hörten das Krachen einer Ladung, welche uns aber nicht traf, weil wir uns alle im Boote schnell niedergelegt hatten; die Kugeln pfiffen über unsern Köpfen weg. Schweigend warteten wir, bis die Rauchwolke verflogen seyn würde, und als wir uns wieder erhoben, sahen wir mit Freuden, daß unsere Soldaten eine Landspitze umfuhren, welche hoch genug war, um die Soldaten den Blicken der Räuber zu entziehen. »Seht,« rief der Beamte, »jetzt landen unsere Freunde, wir müssen ihre Operationen unterstützen; an's Ufer denn und habt Acht!« Wir sahen die Soldaten schweigend nach dem Punkte hingleiten, wo unsere Feinde versammelt waren. Geblendet durch den Rauch, betäubt durch den Lärm, den wir machten, ahnten die Buschläufer nicht die Gefahr, die sie bedrohte. Als wir sahen, daß unsere Soldaten sich in Schlachtordnung aufstellten, begannen wir aus Leibeskräften zu rudern, um zurecht zu kommen. Als wir an's Land traten, vertheidigten sich die Deportirten, erschrocken über den doppelten Angriff, nur noch schwach und schoßen, ohne zu zielen. Wir marschirten gerade auf den Feind los; die Soldaten griffen mit dem Bajonnete an. Die ganze Räuberbande zerstob. Der junge Zigeuner warf sich mit einem seiner Kameraden in ein Gehölz; die übrigen Deportirten fielen in unsere Gewalt. Drei Buschläufer waren in dem Kampfe getödtet, mehre leicht verwundet worden. Uiber dem Knebeln der Gefangenen hatten wir den entflohenen Häuptling ganz außer Acht gelassen. — »Nehmt das Boot in Acht,« rief plötzlich der Sergeant. — Es war schon zu spät. Als wir unsere Blicke nach dem Boote richteten, sahen wir den Zigeuner mit seinem Gefährten vom Ufer abstoßen; beide ruderten mit wunderbarer Kraft.

So hatte die Expedition ihr Ziel nur zur Hälfte erreicht, war aber dennoch beendet. Der Korporal mit seiner Abtheilung wurde den Flüchtigen nachgeschickt, der Rest unserer Truppe trat den Marsch nach der Clyde an. Als wir erfuhren, daß Ihr noch nicht daheim angekommen seyd, glaubten wir, Ihr wäret von den Wilden getödtet worden; aber Freund Crab bestand darauf, daß man Euch sogleich nachforsche. Gott sey Dank, unsere Strapazen haben sich gelohnt, denn wir sind noch gerade im rechten Augenblicke gekommen, um Euch den Händen der Wilden zu entreißen.«

Moß hatte seine Erzählung, die für mich vom höchsten Interesse war, beendet, streckte sich auf's Gras hin und überließ sich dem Schlafe. Wir alle folgten seinem Beispiel und die Nacht ging vorbei, ohne daß ein trauriges Ereigniß uns gestört hätte.

Andern Morgens kamen wir an die Ufer der Clyde. Ich will es nicht erst versuchen, das Uibermaß meiner Freude zu schildern, als ich mich wieder mitten unter meinen Kindern befand. Mein Weib und ich stürzten auf die Knie, um Gott für seinen Schutz zu danken. Sobald der Rausch der ersten Freude vorüber war, dachte ich an das Wohnhaus, das in Ruinen lag. Ich hätte gern ein neues von Pisée (geschlagener Erde) erbaut, eine Bauart, die nicht theuer ist, weil sie nur wenig Arbeit kostet; aber Crab stritt dagegen. »Was,« rief er, »Ihr wollt wieder bauen in der Gegend, die Ihr so rasch als möglich verlassen solltet? Und noch dazu von Pisée, das heißt soviel wie aus Koth! Wenn Ihr schon die Wuth habt hier zu bleiben, so baut doch lieber ein schönes, solides Haus aus Steinen, das nenn' ich mir dann eine Wohnung für einen Gentleman.«

Ich war unentschlossen und nahm mir vor, die Sache mir einige Tage zu überlegen.

Der nächste Morgen sah mich sieben oder acht Meilen von meiner Wohnung, ich verfolgte eine Heerde Schöpse, die mein Zeichen trugen und seit den paar Tagen ihrer Flucht schon wild geworden waren. Da bemerkte ich, nicht weit von mir, im dichten Gestrüpp einen bewaffneten Mann. Ich glaubte, es sey ein Schäfer, aber zu meiner großen Bestürzung sah ich den Unbekannten mit angelegtem Gewehr auf mich zuschreiten. Als er nur noch in geringer Entfernung von mir war, erkannte ich seine Züge; es war der Buschläufer-Häuptling, der junge schöne Zigeuner. Als er sah, daß ich nach meiner Büchse, die auf der Erde lag, greifen wolle, rief er mir zu, die Waffe liegen zu lassen. Ich sah, daß mein Gegner traurig und niedergeschlagen war, legte also das Gewehr auf den Rasen und rief ihm zu, ein Gleiches zu thun. »Wer seyd Ihr,« fragte ich, »und was wollt Ihr von mir?« — »Dasselbe frage ich Euch,« erwiederte er, »wer seyd Ihr?« — »Jemand, der Euch nicht schaden will, selbst wenn Ihr der wäret, dem Ihr gleicht.« — »Was glaubt Ihr also, wer ich sey?« — »Ich denke, Ihr habt einen langen Ausflug in die Wälder gemacht. Aber ich habe keine Lust, mich in Eure Angelegenheiten zu mischen, wenn Ihr nur mich in den meinigen ungestört lasset.« — Bei diesen Worten kam der Zigeuner auf mich zu. »Ihr seyd,« sagte er, »kein Soldat, wie ich sehe, und ich kann Euch trauen.« — »Ich aber kann Euch nicht ganz trauen, d'rum tretet nicht näher. Ich heiße William Thornley; meine Ansiedlung ist nicht weit von da an den Ufern der Clyde. Aber nun nennt Ihr Euern Namen und sagt, wo Eure Wohnung ist?« — »Das ist nicht leicht gesagt, aber ich will Euch beweisen, daß Ihr nichts von mir zu fürchten habt.«

Er legte sein Gewehr in's Gras und setzte sich neben mich, so daß ich mich zwischen ihm und seiner Waffe befand. »Nun Master Thornley, wollt Ihr mich jetzt hören, da ich waffenlos bin? Ich habe ein Geheimniß, das mir schwer auf dem Herzen lastet, und ich weiß niemanden in der Welt, dem ich es anvertrauen könnte.« Da ich zögerte, so fuhr er mit bewegter Stimme fort: »Ich kenne Euren Charakter, Master Thornley, ich weiß, daß Ihr nie grausam gegen Deportirte wart, wie andere Kolonisten. Ich muß mich Jemanden anvertrauen. Wollt Ihr mich hören?« — Diese Bitte an solch' einem Orte mußte mich rühren. Kein Geräusch störte die majestätische Einsamkeit, in der wir uns befanden. Zu unsern Füßen strömte die Clyde, von der wir nur durch einen tiefen Abgrund getrennt waren. In geringer Entfernung erhob sich eine Reihe dürrer, wellenförmiger Hügel. In der Ferne ragte, die Landschaft gleichsam im Hintergrunde abschließend, ein schneebedeckter Berg empor.

Ich hatte so oft schon von der Gesetzlosigkeit der Buschläufer gehört, und der Mann, mit dem ich jetzt sprach, hatte an der Spitze seiner Bande so viel Kühnheit bewiesen, daß ich unmöglich ganz ruhig seyn konnte. Der Zigeuner bemerkte meine Unruhe und errieth meine Gedanken. »Was soll ich denn noch mehr thun, als ich schon that, um Euch zu überzeugen, daß meine Absichten friedlich sind?« fragte er. »Hört mich erst, und dann werdet Ihr schon sehen, daß ich nicht daran denke Uebles zu thun.« — »Aber Ihr standet doch bei der Buschläuferbande, die letzthin so arg im Lande gehaust?« — »Ja, ich stand dabei. Noch mehr, ich bin oder ich war vielmehr deren Anführer. Ich war's, der den Plan zur Flucht aus Macquarie-Hafen entwarf; ich war's, der alle diese Verurtheilten zusammenhielt, und der sie ihre Kraft kennen lehrte. Aber nicht von diesen Dingen will ich sprechen. Ich möchte gern Euch in die Tiefe meiner Seele blicken lassen, denn ich will Euch um eine Gnade, um eine große Gnade anflehen. Kann ich diese um keinen andern Preis von Euch erhalten, dann bin ich bereit Euch aufzufordern, führt mich nach Hobart-Town, und möge die Einbringung des gefürchteten Zigeuners der Preis der Gnade seyn, um die ich Euch anflehe!« — »So sprecht; wenn das, was Ihr von mir verlangt, nicht dem Gewissen eines ehrlichen Mannes widerstreitet, so verspreche ich Euch im Voraus die Erfüllung.« — »Ihr versprecht es, ohne zu wissen, worum sich's handelt. So hört denn. Ich lebe seit zehn Jahren in der Kolonie, wo ich auf Lebenszeit verurtheilt bin. Ach, besser wär's, einen Menschen zu tödten, als ihn zu so viel Elend zu verdammen. Aber lassen wir das. Bald nach meiner Ankunft auf Van Diemensland gab man mich zu einem sehr guten Herrn. Damals war die Zahl der Kolonisten noch sehr gering, und man hatte erst einen kleinen Theil der Insel erforscht. Da mir's nicht an Gewandtheit fehlte und ich mich in viele Gewerbe schickte, so erwarb ich mir bald so viel, um meine Freiheit zu erkaufen, zu der althergebrachten Bedingung, indem ich meinem Herrn am Ende jeder Woche die fixe Summe von sieben Schillingen bezahlte. Heutzutage ist das nicht mehr in Gebrauch; aber viele von den Männern, welche gegenwärtig eine gute Stellung in der Kolonie einnehmen, hatten sonst kein anderes Mittel, ihre Freiheit zu erlangen. So fleißig ich war, so war ich doch immer Gefangener der Regierung, und dieser Gedanke beunruhigte mich, denn eine Grille meines Herrn und um meine Freiheit wär' es geschehen gewesen. Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines Mädchens, das ich heiratete; ich fühlte nun das Harte meiner Lage noch um so tiefer. Nach dreijährigen Plagen und Aengsten machte ich einen Versuch, diesem unsicheren Zustande zu entgehen, ich verbarg mich auf ein Schiff, das nach England abging. Mein Fluchtplan war, ich gestehe es, unsinnig, aber was wagt nicht ein Sklave, den nach der Freiheit dürstet?« — »Und warum wart Ihr aus Eurem Lande, wohin Ihr Euch so heiß sehntet, verwiesen?« — »Wenn ich's Euch sage, so werdet Ihr vielleicht meinen Worten wenig Glauben schenken, denn ich weiß, daß jeder Schuldige stets seine Unschuld behauptet. Ich wurde verurtheilt, weil eine Bande Raubschützen, zu der ich gehörte, in Herefordshire einen Förster erschlug.« — »Ihr wurdet also als Mörder abgeurtheilt?« — »Ja, und mit mir noch zwei. Der eine wurde gehängt, mich und den andern schickte man auf Lebenszeit nach Hobart-Town! . . . Doch zurück zu meiner Erzählung. Wir wurden, mein Weib und ich, auf dem Schiffe entdeckt und sogleich an's Land zurückgeschafft. Obwohl jeder Fluchtversuch gewöhnlich mit dem Tode bestraft wird, begnügte man sich doch, uns Fesseln anzulegen, und mich zu Arbeiten für die Regierung zu zwingen. Dieser schlechte Erfolg meines ersten Fluchtversuches brach aber meinen Vorsatz nicht. Ich ergriff bei erster Gelegenheit, die sich bot, von neuem die Flucht . . . und hatte das Unglück eingeholt zu werden, bevor ich noch die Wälder erreichen konnte. Diesmal verurtheilte man mich zur Zwangsarbeit in Macquarie-Hafen.« — »Verzeiht, daß ich Euch unterbreche, aber in welcher Beziehung steht diese Erzählung Eures Unglücks zu der Bitte, die Ihr an mich richtet? Ihr müßt eilen, denn die Sonne sinkt schon nieder.« — »Ihr werdet es gleich hören. Mein Weib hatte mir ein Kind geschenkt, ein Kind, welches gegenwärtig sieben Jahre zählt und das ich aus ganzer Seele liebe. Als ich zur Zwangsarbeit in Macquarie-Hafen verurtheilt wurde, hätte ich mir sicher den Tod gegeben, wenn mich nicht die Furcht zurückgehalten hätte, daß meine arme unschuldige Tochter nun ganz verwaist wäre; denn die Mutter war kurz zuvor aus Gram gestorben. Nein, sprach ich, ich muß leben für meine Tochter. Aber indem ich diesen Entschluß faßte, nahm ich mir zugleich vor, zu fliehen, um welchen Preis es auch sey. Eines Tages hatte man uns an einen Ort geführt, wo Bäume gefällt wurden. Hier war die günstige Gelegenheit zum Entweichen. Wir erschlugen die beiden Soldaten, die uns bewachten, knebelten zwei Aufseher und flohen in die Wälder, nachdem wir nicht ohne große Schwierigkeit die Ketten zerbrochen hatten, die unsern Lauf hemmten. Wir waren vierzehn Flüchtlinge.« — »Aber Eure Bitte,« sprach ich ungeduldig. — »Begreift Ihr denn noch nicht? Verkleidet und mit Gefahr meines Lebens schlich ich des Nachts in die Stadt, ich sah dort mein Kind, umarmte es; die arme Unschuld lächelte mir zu. Ach, Herr, wenn Ihr Vater seyd, habt Mitleid mit mir. Versprecht mir, Euch meines Kindes anzunehmen, versprecht mir, sein Beschützer zu werden. Das ist's, worum ich Euch auf meinen Knien

bitte. Urtheilt selbst, ob der gejagte, verfolgte, gehetzte Buschläufer nicht von einer mitleidvollen Seele dieses Erbarmen verdient.«

Die Züge des unglücklichen Vaters hatten einen so verzweiflungsvollen Ausdruck angenommen, daß ich die tiefste Rührung fühlte. Es ist unmöglich, die Gefühle der Entsagung, der gänzlichen Hinopferung zu beschreiben, die aus seinen Blicken funkelten. »Ich werde für sie Sorge tragen,« sagte ich nach einigem Bedenken, »aber das mache ich zur Bedingung, daß Eure Hände sich nie mehr mit Menschenblut beflecken.« — »Ich danke Euch,« erwiederte der junge Zigeuner; »mehr wagte ich von Eurer Barmherzigkeit nicht zu erwarten. Ich danke Euch aus dem tiefsten meines Herzens, Master Thornley. Doch horch, ich höre Hufschläge! Seht, ein Reiter kommt, gefolgt von mehren Mann zu Fuß — ach, meine ewigen Feinde!«

Der Buschläufer hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als ein Reiter rasch auf uns zusprengte; die Fußgänger folgten ihm regelmäßigen Schrittes, es war ein Trupp Soldaten. Der Zigeuner lief nach seinem Gewehr, machte aber einen falschen Schritt und fiel zu Boden. Der Konstabler stürzte auf ihn zu. »Ergib Dich, Elender, oder ich zerschmettere Dir den Schädel!« Der junge Verbrecher fiel ihm in die Zügel, riß das Pferd zurück, und hob den Reiter aus dem Sattel. Dieser aber, ein kräftiger Mann, umfaßte den Zigeuner mit seinen Armen. Ein blutiger Kampf folgte.

»Eilt, eilt,« rief der Konstabler den Soldaten zu, »wir müssen ihn lebendig fangen.«

Die Soldaten liefen herbei, aber der junge Mann hatte sich mit Riesenkraft frei gemacht und schleppte seinen Gegner an's Ufer des Abgrundes, der nicht weit von da war.

»Zu Hilfe!« rief der Konstabler bestürzt, »zu Hilfe!«

Es war zu spät. In dem Augenblicke, als der Trupp ankam, als die Soldaten den Konstabler bei seinen Kleidern erfassen wollten, warf ihn der Zigeuner zu Boden und riß ihn mit sich in den Abgrund. Die beiden Körper wirbelten einige Sekunden in der Luft und verschwanden sodann im Fluße.

Die Soldaten und ich blieben einige Augenblicke am Rande des Abgrundes stehen. Der Sergeant hatte den Auftrag erhalten, sich des Zigeuners, lebend oder todt, zu bemächtigen. Er wollte seine Pflicht erfüllen. Wir machten einen Umweg, der einen sanften Abhang hinab zur Clyde führte, und fanden, als wir an die Stelle des Sturzes kamen, den Fluß durch eine Menge Hölzer und Stämme verstopft, die das Wasser mit sich gerissen hatte. Wir suchten und erblickten endlich die beiden Leichen. Sie waren gräßlich verstümmelt.

Man suchte die Todten durch. In der Tasche des Zigeuners fand man einige einpfündige Bankbillets und mehre Gegenstände, die keinen Aufschluß über seine Person geben konnten. Schon wollte man das Suchen aufgeben, als man in seinem Rockfutter ein Päckchen Leinwand fand, welches eine goldne Uhr, Kette und Petschafte enthielt. Man fühlte überdies einige Papiere darin.

Ich dachte an die Tochter des unglückseligen Buschläufers, und da ich vermuthete, daß die Papiere für sie von Interesse seyn dürften, bestand ich darauf, daß das Päckchen nicht eröffnet, sondern dem Beamten übergeben würde. »Möglich,« sprach ich, »daß diese Papiere den wahren Namen des Zigeuners enthalten;« denn die Deportirten werden in England gewöhnlich unter einem falschen Namen verurtheilt, damit ihre Spur gänzlich verloren gehe.

Aber meine guten Absichten wurden mißverstanden. Der Sergeant sah mich schief an, und sagte: »Was mischt Ihr Euch darein? Auf Ehre, als wir herkamen, plaudertet Ihr ja ganz vertraut mit dem Banditen; wärt Ihr nicht vielleicht einer seiner Spießgesellen? He da, versichert Euch doch des Menschen!«

Man fesselte mir Hände und Füße, band mich an den Rücken des Konstablerpferdes und führte mich nach der Wohnung des Beamten von der Clyde. Zwei Stunden später standen wir vor dem Richter, der natürlich sogleich befahl, mich freizulassen. Als man ihm das Päckchen, das beim Zigeuner gefunden worden war, übergab, lenkte ich seine Aufmerksamkeit auf die Papiere. Ich wollte mein Versprechen, das Kind zu beschützen, halten.

Nach einiger Rast kehrte ich in meine Ansiedlung zurück, den Geist noch erfüllt von den tragischen Scenen, deren Zeuge ich gewesen.

Ein Ausflug in's Isergebirge.

Reiseskizze von C. Straube.

Als Surrogat für eine Partie in das Riesengebirge, welche ich von Hohenelbe aus unternehmen wollte, die aber durch die Ungunst der Witterung vereitelt worden war, schlug man mir in Friedland, wo ich längere Zeit weilte, eine Tour in das verwandte Isergebirge vor, und ich ging auf den Antrag ein. Die Vorbereitungen waren rasch gemacht, und sobald nur der Barometerstand einige Hoffnung gab, daß das Wetter (es war im Juli d. J.) stätiger werden dürfte, traten wir, vor der Hand zu Zweien, die Reise an.

Zunächst fuhren wir nach Weißbach, einem freundlichen Dorfe, wo viel Hausgeräth in Holz verfertigt wird, unmittelbar am Fuße der Berge liegend, eine halbe Stunde von dem aufstrebenden Bade Liebwerda entfernt, und mit dem berühmten Wallfahrtsorte Haindorf in fast ununterbrochener Häuserreihe fortlaufend. Da eben Sonntag war, folglich Leute zum Tragen des Gepäckes und als Wegweiser schwer aufzutreiben waren, besahen wir uns das Kirchlein von Weißbach, welches von den PP. Franziskanern in Haindorf besorgt wird, besuchten dann die beiden obbenannten benachbarten Ortschaften, die oft genug geschildert wurden, als daß wir auf eine neue Beschreibung derselben eingehen dürften, und beschloßen unser Tagewerk mit einer Wanderung nach dem wenig gekannten, aber sehenswerthen Schwarzbach-Falle. Diese Kaskade befindet sich etwa ein Wegesstündchen von Weißbach, rechts in dem unteren Felsgebiete des Mittagsteines (3054 Fuß über dem Meeresspiegel); zur Linken wird sie von dem Rasensteine und der schönen Marie, zwei kleineren Bergspitzen, überragt. Das Wasser fällt in zwei Abtheilungen

recht stattlich herab und würde gewiß einen imposanten Anblick gewähren, wenn man es zu schwellen versuchte; auch dürfte für den Weg dahin Einiges geschehen, wo dann die schöne Vegetation von Nadelholz und die zackigen Steinblöcke dem Falle gegenüber ein wahrhaft schönes und eigenthümliches Ganze bilden würden. Wir übernachteten bei Hrn. Hübner, dessen Gasthaus, in Bezug auf Reinlichkeit und gute Küche, mancher großen Stadt Ehre machen würde.

Mit dem frühesten Morgen brachen wir auf. Der Weg steigt von Weißbach ziemlich gäh empor, und da der Boden ganz steinig ist und von Gebirgswässern beständig zerrissen wird, so gestaltet sich die Wanderung anstrengend und mühsam genug. Man schreitet in tiefem Waldesdunkel, Buchen und Föhren gemischt, zwei volle Stunden fort, selten nur auf einzelne Landleute stoßend, die, mit schweren Grasbürden auf dem Rücken, aus dem hohen Gebirge herunterkommen, wo sie das Futter mit vieler Beschwerde sammelten. Einigermaßen belebt wird die monotone Einsamkeit durch das Rauschen der Wittig, die man immer zur Linken hat und deren goldschimmernden Faden man häufig durch's Buschwerk glitzern sieht. Zahlreiche Schlupfwege führen zu diesem Fluße von eigenthümlicher Farbe, und viele Brücken über denselben leiten nach den jenseitigen Bergen, deren bewaldete Massen man hie und da, aufstrebend oder sich senkend, wie einen grünen Ocean sich ausbreiten sieht. Auch einzelne Votivkreuze gewahrt man hie und da, an überstandene Gefahren oder Unglücksfälle erinnernd.

Die erste bewohnte Stätte, auf welche man stößt, ist das sogenannte Wittighaus (2563 F. ü. d. M.), eine elende Breterbaude mit Schankgerechtigkeit, wo die Vorüberziehenden einzusprechen pflegen, und wo auch ein Posten der k. k. Finanzwache stationirt ist. Von hier an beginnt eine schöne, vor kaum einem Jahre durch die Liberalität der Herrschaft, Hrn. Grafen von Clam-Gallas, mit großen Kosten hergestellte Straße über das Plateau des Wittigberges, fast eben fortlaufend und sich großentheils durch Waldpartien schlängelnd, die für den erhitzten Wanderer eine wahre Erquickung sind. Wenn man etwa eine Stunde marschirt ist, öffnet sich der Wald, man stößt auf große, abgeholzte Strecken, welche durch die zurückgebliebenen abgebleichten Baumstrünke nicht wenig Aehnlichkeit mit Kirchhöfen darbieten, und daher den freundlichsten Eindruck machen. Hohes, dünnes, feines, aber sehr steifes Gras deckt den Boden, auf welchem man sich fühlt wie auf elastischen Kissen; nur daß das Rascheln der Halme eine unbehagliche Empfindung hervorruft, als zischten Nattern und anderes Ungeziefer unter unseren Füßen. Von Zeit zu Zeit trifft man einen Arm der kleinen Iser und später auch den Zusammenfluß mit der großen (2361 F. ü. d. M.).

Hier gelangt man auch zu den Anfängen des sogenannten »sauren Moores«, und das Knieholz neigt sich auf den Weg, hier jedoch weniger niedrig als auf anderen Hochgebieten, dafür aber auch weniger hart als jenes. In dieser Gegend ist das Erscheinen eines Wanderers schon sehr selten und nur, weil wir in der Oktave eines großen Kirchenfestes waren, traf es sich, daß wir einer kleinen Prozession begegneten, die singend an uns vorüber nach Haindorf zog.

Endlich erblickten wir den Buchberg (keulichten Berg), unser nächstes Ziel, am Rande des Horizontes, in herrlicher Beleuchtung, unter ihm und zu beiden Seiten desselben die kleine Iser-Wiese (2638 F. ü. d. M.), welche wir in nicht ganz einer Stunde erreichten. Diese Wiese ist zum großen Theile mit Wohnhäusern (27 an der Zahl) und den dazu gehörigen Grundstücken bedeckt, welche den Namen Wilhelmshöhe führen, und eine für sich bestehende Dorfgemeinde bilden, nach Prichowitz eingepfarrt. Das Klima ist sehr unwirthbar, nicht einmal die Kartoffel wächst hier, und von seiner geringen Viehzucht würde der Landmann kaum sich zu erhalten im Stande seyn, wenn er nicht in der hier betriebenen Glashütte des Hrn. Riedl, oder durch Kohlenbrennen, oder durch Holzarbeit in den herrschaftlichen Forsten eine wesentliche Zubuße hätte. Nebenbei beschäftigen sich Weiber und Kinder mit dem Aufsuchen der Iserine, eines metallischen Produktes, das fälschlich als Halbedelstein gilt, und im Sande der Iser häufig vorkömmt. Es sind dies dunkelgraue Klümpchen oder Körner, welche durch den Schliff sich glänzendschwarz darstellen und als Trauerschmuck gesucht sind, besonders in Dresden, Berlin u. a. O. Der Finder erhält, wie ich mir an Ort und Stelle erzählen ließ, pr. Pfund der Iserine 1 fl. 30 kr. C. M.

Ein plötzlich eintretender Regen nöthigte uns, in die Wohnung des Glasmeisters zu flüchten, wo wir die freundlichste und gastlichste Aufnahme erhielten. Weil das schlechte Wetter auch den folgenden Tag fortdauerte, so waren wir natürlich von der Fortsetzung unserer Reise abgehalten und benützten den Tag zur Besichtigung des Hüttenwerkes, in welchem vorzugsweise Glasperlen erzeugt werden, nebenbei aber auch schöne Flacons und andere Artikel von Werth. Auch eine kleine Tour nach dem »Saphir-Flössel« trotzten wir dem Unwetter ab, hatten aber nicht das Glück, in diesem Bachbette, das einst Saphire mit sich geführt haben soll, dergleichen kostbare Ausbeute zu finden; wohl aber sammelten wir, ohne viel Anstrengung, eine Handvoll Iserine, die ich in aeternam rei memoriam mit mir nahm.

Von dieser Wanderung heimkehrend, bekamen wir Nachricht, daß Tags darauf noch ein Freund zu uns stoßen wolle und blieben also noch einen zweiten Tag auf Klein-Iser. Heute gelang es uns gegen Mittag, obwohl am Morgen der Nebel so dicht lag, daß wir vom Buchberge auch nicht eine Spur sahen, diesen interessanten Kulm zu ersteigen, dessen Höhe sich nach den Messungen des gelehrten Hrn. Pfarrers von Neustadtl, P. Menzel, dessen Angaben wir benützen, auf 3072 F. beläuft. Der Buchberg ist auf der gegen Wilhelmshöh gekehrten Seite mit schlechtem, spröden Grase bedeckt, auf den anderen Seiten mit niedrigem Nadelholze; nur spärlich wuchert mitunter ein niedliches Waldmeisterlein, oder die Kuckucksblume, oder ein Vergißmeinnicht, Alles in Mignon-Verhältnissen, unter dem Grase; jedoch ist nicht zu läugnen, daß die Farbe der Blumen hier viel frischer, viel lebhafter erscheint. Die Bergabdachung dürfte mit dem Horizont einen Winkel von 50° bilden und die gesammte Höhe sich auf etwa 60 W. Klafter belaufen. Als geognostische Merkwürdigkeit dürfte zu erwähnen seyn, daß der Buchberg ein Basaltkegel ist, während das ganze Isergebirge aus Granit besteht.

Die Aussicht von dem Plateau (insofern eine dürftige Felsecke diesen Namen ansprechen kann) ist interessant, indem man von drei Seiten nur bewaldete Berggipfel gewahr wird, die in unabsehbarer Menge sich weithin ausdehnen, einen Theil der Riesenberge mitbegriffen. Nur hier und da blitzt ein Streifen des Iserflußes wie ein weißes Band durch die grüne Nacht und aufsteigende Rauchsäulen von Glashütten oder Kohlenmeilern zeigen an, daß auch der Mensch nicht fehle, der Herr dieser Wildnisse.

Vom Buchberge sind mehre Sagen im Umlaufe oder in den Chroniken zu finden, deren eine uns die Langeweile des müßigen Harrens vertreiben half. »Daselbst,« heißt es in diesem Buche, »liegt ein Berg, der heißt der Buchberg. Darbei entsprungen auch etzlich Quälen, diese alle flüßen in die Jßer, und in solchen Flößlen hatt es allerlei Edelgesteine als: von dem Buchberg nachher Friedland zu, in den Saffierflößel die Saffiere, unter den Buchberg, nach den Bauerhütten zu, so die Pfoffenwiese genannt, die Schmaragten; es werden auch in ettlichen Rubinlein gefunden, in ettlichen schöne Diritches (Türkise?) — ettlichen Jazinthen, auch an ettlichen Orten Amatisthen, auch etwas Granadten, auch hat es an ettlichen Orten Goldkörner, als in einem Flößel untter dem Buchberg, allwo die weiße Nißwurtz sehr häuffig wachset, allda ist alß wie ein schwarzer Latte (Lehm) und unter dem Latten ist ein brauner Sand, in demselben Sand hat es getiegene ⊖ Körner als Arbsen welche größer und kleiner: diese werden gewaschen. Auch stehet eine große krumme Orla (Erle) auf dem Buchberg, die hängt sich ganz nach der Seiten herunterwertz nach den Wasser der Jßer zu, und grad alda untern Felß, da entspringt ein Quäl, das flüßt ein wenig und verliert sich wieder und alwo es sich verlieret, da solle man suchen, so wird man Zäpflein finden, die sind als wie die kleinen Tanzäpflein, und an der Farbe braun; diese halten in sich gut Gold, auch wer dahin kömmt, wird es wohl sehen, alwo die Welschen gegraben haben, da die Rederinn hat suchen laßen, es werden auch die Leute, so daroben wohnen, einen und den andern Orth wohl wissen zu genennen und zu weisen, wenn darnach gefragt wird. Es ist auch ein Fleckl Wiese gegen den Tafelstein zu, und auf derselben ist ein großer Sahlweidenstrauch, da wirst Du finden ein Quäl oder Sumpficht, Du wirst auch sehen, wo sie zuvor gesuchet haben; alda soll Gold und Edelstein die Ville vor Handen seyn; und der Strauch ist das Zeichen.«

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß eine Partie in's Isergebirge nicht mehr und nicht weniger ist als ein Zug zu den Goldgruben von Peru, nach einem modernen Golkonda; nur leider muß man vermuthlich eine Art von Neusonntagskind seyn, um all diesen Herrlichkeiten auf die Fährte zu kommen. Uns war ein solches Glück nicht beschieden, und obwohl wir nicht ermangelten, »darnach zu fragen,« so wußte man uns doch nicht »einen und den andern Orth zu genennen« oder wohl gar zu »weisen«. Wir sahen keine »Zäpflein« (wenigstens keine von Gold) und auch von den Edelsteinen, welche doch »in Ville vor Handen seyn« sollen, war keine Spur aufzutreiben; auch als wir später wirklich zum »Tafelstein« gelangten, gab es wohl der »Quälen«, vorzüglich des »Sumpfichts« in »Ville«; allein den berühmten Sahlweidenstrauch, »der das Zeichen ist«, trafen wir nicht und mußten also mit leeren Händen abziehen.

Was übrigens hier von den Wälschen gesagt wird, hat seine Richtigkeit. Frau Katharina von Rädern, Herrin auf Friedland, Reichenberg und Seidenberg, hatte wirklich zu ihrer Zeit, auf die Sage hin, daß im Isergebirge Gold und Edelsteine zu finden seyen, Werkleute aus Italien kommen lassen, und man sieht noch dort und da Merkmale ihrer Arbeiten, wie z. B. an der Heinzkirche am Mittagstein, wo im Gesteine sieben Sitze nach Art der Kirchenstühle im Kreise ausgehauen erscheinen; was aber das Resultat ihrer Anstrengungen gewesen sey, davon schweigt die Chronik, obwohl im Volke noch der Glaube lebt, daß viel »Wälsche« hier Reichthum erworben haben und namentlich mehre der prächtigsten Paläste Venedigs aus dem Gewinne im Isergebirge emporgewachsen seyen.

Neben der Schneiderbaude auf Wilhelmshöh zeigte man uns einen ganz unscheinbaren Erdaufwurf, das Eidgrab genannt, über welchen wir eine sehr anziehende Sage erfuhren.

Im Jahre 1586 waren Herr Melchior von Rädern, Herr von Friedland, und Herr Wilhelm von Smiřický, Besitzer von Greifenstein, im Streite über die Ausdehnung ihres Besitzthums, da die Gränzmarken abhanden gekommen waren und Jeder ein Recht auf ein Stück Landes ansprach, das sich in der Nähe des Buchberges befand. Endlich trat Hr. Smiřický auf, welcher einen Bauer erfragt hatte, dem, wie er behauptete, noch genau erinnerlich war, an welcher Stelle von jeher die Gränze gelaufen seyn sollte. Die streitenden Parteien kamen überein, auf die Aussage dieses »Gedenkmannes« zu kompromittiren; doch sollte derselbe einen Eid auf die Richtigkeit des Gränzzuges an Ort und Stelle ablegen, wozu er sich auch bereit erklärte. In der That führte man ihn am verabredeten Tage zu dem Platze hin, welchen er bezeichnet hatte, und wo man eine Grube aufgeworfen und einen Stein in Bereitschaft gelegt hatte, um damit sogleich die Gränze zu signalisiren, wenn der Akt vorüber sey. Doch siehe da, als nun der Priester herzu trat, und dem Bauer die Eidesformel vorsprach, durch welche er den Himmel zum Zeugen aufrief für die Wahrheit seiner Aussage, und seiner Seele Seligkeit der Hölle verpfändete, wenn er löge, da erblaßte der Mann und zitterte an allen Gliedern heftiglich, und machte wunderliche Geberden und versuchte zu reden; allein er war »erstummt« und sein Körper heimgesucht »von elendiglichem Gebreste.« Auf dieses sichtbare Zeichen von der rächenden Hand Gottes ergrimmten alle Anwesenden, und die Waidgesellen im Gefolge der Ritter fielen über den Bauer her und schleppten ihn in's Dickicht, und er kam niemals wieder zum Vorschein; nur daß man etliche Tage darauf vernahm, daß er »eines jämmerlichen Todes verfahren sey« und nicht wieder eines Lautes mächtig geworden. Herr Melchior aber reichte dem Widersacher freundwillig die Hand und rief: »Bruder, der Streit ist aus; die Sache soll fortan zwischen uns beglichen seyn, da Gott selbst gerichtet hat!« Darauf, wie die Chronik erzählt, ließ Herr Melchior etwelche Fäßlein Bier von Friedland

bringen, und man feierte gar vergnüglich das Ende des Zwistes.

Woraus klar zu ersehen, daß auch in illis temporibus schon die »Zweckessen« erfunden gewesen seyen!

Der dritte Morgen endlich ließ sich ganz ersprießlich an: die Atmosphäre ließ die fernsten Höhen in reinster Beleuchtung strahlen und der Buchberg stand vor uns wie eine Säule am Abendhimmel in scharfen Contouren ausgeschnitten; heiteren Muthes nahmen wir unsere Wanderstäbe zur Hand, beabschiedeten uns von unseren gastlichen Wirthen, und zogen hinaus in die duftige Morgenfrische, dem Buchberg zu, welchen wir halb umgehen, und dann an seinem Fuße eine steilabfallende Waldbahn hinuntersteigen mußten, um an das Ufer der großen Iser zu gelangen.

Wir humpelten einen elenden Knüppelweg empor, und gelangten bald an den dampfenden Kohlenmeilern vorüber, vom Friedlandschen Gebiete auf jenes der Herrschaft Semil, wo wir eine kurze Strecke ebenhin fortschritten, als wir plötzlich Tropfen über uns verspürten, und, wie das im Gebirge häufig so gäh der Fall ist, von einem tüchtigen Regenschauer in den nahen Wald gejagt wurden. Zum Glück erheiterte das Wetter sich bald wieder und blieb uns diesen ganzen Tag günstig.

Etwa fünf Viertelstunden lang geht es steil hinab über Geröll, Baumwurzeln und Geniste, durch Dick und Dünn, in wildem Wald, aus Laub- und Nadelholz gemischt; man taumelt mehr als man geht, und kömmt aus dem Bangen um Hals und Bein gar nicht heraus; endlich ist man am Ufer und findet sich vollauf belohnt für die penible Wanderung. Zwischen Felsen eingeengt, braust die Iser hier mit gewaltigem Toben: ihr Bett, ganz mit Steinklumpen bedeckt, daher unschiffbar, zeigt eine Unzahl von Strudeln und Wirbeln, von Wasserstürzen und Schlangenwindungen. Es ist imposant zu sehen, wie die Wellen an gewaltige Felsblöcke prallen, daß der Gischt aufsprüht wie der dampfende Brodem eines Kraters, und dann sie wieder umspülen, kosend und schäkernd, und wie eine zur andern zieht, und fortwährend plaudert von ihren Thaten, als ob sie einen Operationsplan verabredeten, um ihre Widersacher, die Felsen, gemeinsam zu vernichten. Und von Zeit zu Zeit bringt die Welle einen Baum auf ihrem Rücken, welchen sie dem Ufer, heimlich unterwaschend, entführt, und jetzt schaukeln ihn die Fluthen, daß er lustig hinfliegt im Tanze der kräuselnden Ringe, dann wieder werfen sie ihn splitternd an die Felsen, als Mauerbrecher ihrer Wuth, dann schwindet er in den Wellen, taucht wieder auf, und erneuert das Spiel, bis ihn eine Wendung des Ufers den Blicken entzieht für immer, wie ein dem Gedächtnisse der Mitlebenden entschwundenes Unglück. Oder es treibt ein Blümchen auf den Wassern, roth und blau und gelb und weiß, wie eben diese Kinder des Frühlings in ihrem Schmelze prangen! Ach, welch eine leichte, lose Beute ist das Aermste dem feindlichen Elemente! Ein Schmetterling, vom Sturme gefaßt, kämpft es — einen Moment nur — mit der Charybde unheimlichen Armen, die es schrillend an sich reißt, und zerstückt weiter sendet in's Verderben. Wie flehende Kindesaugen schaut es einmal, ach, nur einmal noch, aus dem umbrandenden Wogenbraus, und ist dahin, ein Bild des Zarten, umkrallt von der Rohheit!

Wahrlich, solche, oder vielmehr noch bessere Bilder fallen dem Wanderer ein, wenn er in diese wildromantischen Schluchten gelangt, wo der Fels heraustritt bis an den Saum des Wassers, und das Wasser hinaufgerückt ist bis zu den Knien der Felsen, und wo der Wald nur da zu seyn scheint, auf daß er dem Wasser und dem Fels ein kleidsameres Ansehen gebe mit seinen thurmhohen Tannen, die sich im Fluße bespiegeln. Und diese Buchten, und diese Krümmungen, so schön, so unregelmäßig, und doch jede Regel beschämend! Hier zeigt sich ein Ausschnitt am jenseitigen Ufer; Du siehst eine Heerde weiden, oder siehst einen grünen Waldplan, auf welchem die Sonnenstrahlen einen mittäglichen Willitanz aufführen, oder eine Gruppe von Bäumen oder sonst ein Schaustück fesselt Deinen Blick — aber schon wechselt die Landschaft wieder, die Felsen engen den Fluß immer dichter, Du mußt ein dunkles Steinthor hindurch, hinter welchem Du die Erde abgeschlossen glaubst, und siehe da, jenseits empfängt Dich wieder Wald und Gebirg und Strom in reizender Mannigfaltigkeit, und Du wirst nicht satt, Dich zu erfreuen an dem wildromantischen Bilde, zu jauchzen über die Herrlichkeit des Ausschnittes aus der belebten Welt, in welchem Du Dich befindest, abgeschieden und einsam, kaum Spuren menschlicher Nähe gewahrend!

Abgeschieden und einsam, ja, das ist das rechte Wort für das Flußgebiet der großen Iser, sobald man sich von dem Punkte, an welchem wir herabgekommen waren, losmacht, um am Ufer aufwärts zu gehen, den höheren Gebirgen zu. Ein schwanker Steg verbindet hier beide Ufer, beide Länder; denn das diesseitige Ufer ist österreichisches, das jenseitige preußisches Staatsgebiet; ein schmaler Pfad führt drüben nach Karlsthal, wo sich eine Glashütte befindet, deren diese Gegend überhaupt viele aufzuweisen hat. Der Rauch von Karlsthal, welchen man vom Buchberg aus gewahrt, ist auf mehre Stunden weit fast das einzige Zeichen, daß hier Wohnungen von Menschen seyen. Sonst ist Oede, dumpfe Oede rings umher!

Nachdem wir uns sattsam an dem pittoresken Anblick und an einem ergiebigen Frühstücke gelabt hatten, begaben wir uns wieder auf den Weg, der freilich leider nur allzubald auch nicht den bescheidensten Anforderungen eines für Menschen bestimmten Pfades entsprach. Das Ufer ward in Kurzem so felsig und trat mit dem Fluß in so unmittelbare Verbindung, daß von einem Weiterschreiten am Saume des Wassers nicht mehr die Rede seyn konnte; wir mußten also darauf bedacht seyn, irgend ein Ersatzmittel zu finden, das die Stelle eines Weges vertreten konnte. Hier war nicht viel zu wählen: die einzige, mögliche Auskunft, wenn wir nicht zurückkehren und von unserem Vorhaben gänzlich abstehen wollten, bestand darin, sich selbst durch die wildverwachsenen Gestrüppe und über die unterste Abdachung der Berge auf gut Glück eine Bahn zu brechen — und das ward denn auch sofort beschlossen und begonnen.

Ich werde auf diese Partie nicht vergessen, solang mir die Augen offen stehen — es war das Non plus ultra, was man der Geduld und Ausdauer eines Touristen zumuthen kann! Von Klippe zu Klippe springend, niemals gewiß, wohin man den Fuß setzen werde, weil hohes Gras und wirres Geniste den Boden nicht erblicken

ließ, zahllose Male längelang darnieder stürzend, weil man auf einer glatten Fläche oder einem vorragenden Zacken ausglitt, mit den Blicken die Distanz zum nächsten Sprung abmessend, dabei aber das Gestrüppe prüfend, welches unter Einem mit den Händen auseinander gespreitet werden mußte, bald in einen Sumpf gerathend, bald zwischen zwei Felsstücken, deren trügende Moosdecke man für festen Grund hielt, einbrechend, sich werfend, abhetzend, die Haut abschindend — lieber Leser, willst Du noch mehr, um das Recept zur vollständigsten Geduldprobe zu besitzen? Und diese grauenhafte Tour dauerte zum Mindesten vier Stunden, und das Ergötzlichste dabei war, daß unsere Träger, die uns als Führer hätten dienen sollen, sich immer hübsch in der Arrière-Garde hielten und uns zuerst die Blüthe der Unannehmlichkeit abschütteln ließen, ehe sie sich in unsere Fußtapfen begaben! Hiezu denke man sich dann noch das Düstere, Unheimliche der Gegend: ein rauhes Gebirge, dunkles Nadelholz, von keinem Zweige Laubholzes belebt, wohin man blickt, niedergeschmetterte, von Windbrüchen entwurzelte, faulende, oder von Flechten und Aftermoos überwucherte, ungeheure Baumstämme, überall eine siechende, dem Tode sich zuneigende Vegetation — keine Spur eines menschlichen Fußtrittes, ja auch sonst kaum ein Zeichen von Leben! Grabesschweigen ist ausgebreitet, so weit man sieht, kein Schmetterling spielt in der Luft, kein Heimchen zirpt, kein Vogel regt sich, nicht einmal eine schwerfällige Blindschleiche legt sich über den Boden, kein Käfer summt, keine Mücke schwirrt, viel weniger, daß irgend ein Stück Wild durch den Baumschlag spränge und das Buschwerk in eiligem Entfliehen bewegte; eine beängstigende Stille liegt ringsumher und wahnsinnbringendes Grauen müßte den Wanderer erfassen, der einsam, unkundig, in diese bahnlose Wildniß verschlagen würde. Ich pries den Himmel aus dankbarstem Herzen, als wir endlich nach wie gesagt mehrstündigem Klettern in der vorbeschriebenen Art vis à vis der sogenannten Iserhäuser ankamen, der einzigen bewohnten Stätte, zu welcher wir erhitzt und abgemattet, wie wir waren, heute möglicherweise noch gelangen konnten, von denen wir aber noch durch den hier ziemlich breiten Fluß getrennt waren. Zwar sahen wir, ein paar hundert Schritte weiter abwärts, eine Wegsäule, nach der k. k. Zollstraße, Station Schreibershau, weisend; allein diese führte, wie schon Ein Blick zeigte, einen hohen, steilen Berg hinan, während die benannten Häuser uns einladend, durch ihre rauchenden Schornsteine zu den Fleischtöpfen Aegyptens lockend, in ganz geringer Entfernung entgegen lächelten. Die Wahl war leicht.

Wir zogen unsere Führer zu Rathe, auf welche Weise die Übersiedelung auf das feindliche Gebiet zu bewerkstelligen seyn dürfte, da der Fluß überall zu seicht ist, um eine Fähre zu tragen; lachend wiesen die Bursche auf ihre breiten Rücken und versicherten uns, anders sey kein Hinüberkommen möglich als rittlings, oder mittelst Durchwaten des Wassers, wenn wir uns zu Letzterem entschließen könnten. Ebenfalls lachend bestiegen wir die selbstgeschaffenen Bucephalusse, und befanden uns nach wenigen Minuten drüben auf der Iserwiese.

Diese ist ein großes, sich von Norden nach Süden zwischen bewaldeten Bergen herabziehendes Thal, von dem Iserfluße durchströmt, mit einigen zerstreuten Häusern bebaut, sonst aber meistens nur mit Gras und stellenweise mit Knieholz überwachsen und sehr sumpfig; die Länge dieses Thales habe ich nach dem Augenscheine beiläufig auf 6000 Fuß angeschlagen, die Breite etwa auf die Hälfte davon. Hier übersieht man auch den größten Theil des Isergebirges, dessen namhafteste Höhen sich hier von drei Seiten darstellen.

Vor uns stieg der Kammhuier empor, ihm zur Seite der Raubschützfelsen mit dem keulichen Berge (2977 F.) und des alten Heinrichs Tod, dem Wolfsneſt, dem schwarzen Berge (3170 F.), dem Hinterberge (2767 F.), der Zimmerlahne (3125 F.), dem Sichhiebel (3440 F.), dem wohlschen Kamm (3476 F.) und dem Tafelfichtsteine (3387 F., wo die Staatsgränze zwischen Böhmen und Preußen durch einen schönbehauenen und beiderseitig bezeichneten Markstein angezeigt ist), und noch vielen anderen Felshöhen, deren Namen ich nicht behalten habe und die auch von minderer Bedeutung zu seyn scheinen. Ein Theil derselben wird mit dem gemeinschaftlichen Namen »Iserkamm« bezeichnet, worunter man sich daher nicht etwa einen schmalen, langgestreckten Bergrücken denken muß, sondern eine fortlaufende Reihe bewaldeter Höhen, die sich gegen die Iserwiese allmälig verflachen, in der Richtung gegen Schlesien aber ziemlich gleich ausgreifend hinabfallen.

»Das ganze Isergebirge«, nach des trefflichen Dr. von Hofer Untersuchungen, »besteht aus breiten, konveren, und in verschiedenen Richtungen laufenden Bergrücken, ihr Innerstes ist überhaupt aus Urgebirgsarten gebildet, die Oberfläche aber mit finstern Tannenwäldern bewachsen. Hievon macht der Buchberg die einzige Ausnahme: seine auslaufenden Zweige bestehen größtentheils aus Gneis, Glimmerschiefer, Thonschiefer und Urkalk.«

Für gelehrte Betrachtungen hatten wir in dem Zustande, in welchem wir waren, auch nicht die entfernteste Stimmung, und schritten rüstig auf die Iserhäuser zu, welche für uns jetzt reizender und interessanter waren, als alle Residenzen und Hôtels der ganzen gebildeten Welt. Nicht wenig wurden wir jedoch in unserer Freudigkeit durch die Berichte unserer Begleiter beirrt, welche uns die Bewohner von Großiser als vermessene Schmuggler, Holzdiebe, Raubschützen schilderten und uns eine, erst im heurigen Jahre vorgefallene, in den Zeitungen viel besprochene widerwärtige Jagdgeschichte, deren Schauplatz eben diese Iserwiese gewesen war, auf sehr unliebsame Weise in's Gedächtniß zurückriefen. Das Gemälde, das uns die Ciceroni, freilich ein Bischen spät, entwarfen, war so wenig lockend, daß wir vermuthlich am liebsten wieder umgekehrt wären, hätten wir uns nicht im Innern Einer vor dem Andern geschämt, und wäre überhaupt noch Zeit genug gewesen, unsern Wanderstab anderswohin zu setzen. Jetzt hieß es: gute Miene zum bösen Spiele machen und so marschirten wir denn, so gerad es die vielen Sümpfe zuließen, auf das Wirthshaus los, das man uns als Unterkunft für Honoratioren anwies; — unsere Träger wurden in die demselben Eigner angehörige Mühle consignirt.

Die Häuser, auf welche wir unterweges stießen,

sahen den Bauden im Riesengebirge so ähnlich wie ein Ei dem andern, und was von den Bewohnern sichtbar wurde, zeichnete sich auch in nichts vor jenen des Hochgebirges aus; ich war daher neugierig das Hôtel kennen zu lernen, welches als das einzige honorige Obdach angerühmt wurde. Allein schon das Aeußere desselben machte die Hoffnungen sehr im Preise fallen, welche ich auf ein leidliches Nachtlager gehegt hatte.

Durch eine baufällige Thür, an einem nichts weniger als aromatischen Düngerhaufen vorüber, traten wir in das Vestibule dieses Heiligthums der Gastlichkeit, das mit Zimmermannswerkzeug und sonstigem Hausrath behängt, schwarz beräuchert, schmutzig, und von allen Seiten mit Eingängen versehen war, wovon wir uns sogleich überzeugten, indem aus einer Oeffnung links ein Schwein grunzend zwischen unsere Füße lief, während aus der rechten eine schmierige Magd mit einem halbnackten Kinde trat, glotzend und mit breiten Worten im rauhen Dialekte der Gegend fragend, was wir suchten; durch den Hintergrund aber wandelte eben, von der Peitsche eines Knechtes getrieben, der gewaltige Stier in majestätischer Haltung, ein so mächtiges Thier mit so bösen, drohenden Augen, daß wir erschrocken zurückprallten und ihm sehr dankbar waren, als er, mit einem Blicke der Verachtung nach uns, links in den Eingang lenkte, durch welchen uns die grunzende Becomplimentirung entgegen gekommen war.

Wir gaben uns als Reisende zu erkennen, die hier zu übernachten wünschten, und der Wirth, das muß man gestehen, kam mit recht höflicher Manier, uns zu begrüßen und in die Gemeinstube zu nöthigen. Freilich war diese selbst von der Beschaffenheit, daß, wer sie einmal gesehen, ohne Nöthigung nicht leicht wieder zum zweiten Male in dieselbe trat. Die Stube war aus Bohlen und Breterwerk zusammengezimmert, wie fast alle Gebirgswohnungen es sind; allein von der Decke und von den Wänden troff die Feuchtigkeit, der Schmutz; der Fußboden mochte wohl nur selten die Wohlthat des säubernden Wassers erfahren haben; denn von der Farbe, die er einst gehabt haben mochte, war nichts mehr zu erkennen. In gleichem Geiste war die grobe, aus Tischen, Bänken, einigen Stühlen, Schränken und Gestellen bestehende Einrichtung gehalten, schwarzgeräuchert von Ruß, ohne Spur von Reinlichkeit, geschweige denn von einem, wenn auch noch so kleinen, leisen Anfluge von Schönheitssinn, der auch die Hütte der Armuth heiter und wohnlich machen kann. Das einzige Anzeichen von Wohlhabenheit zeigte sich in dem Schragen nächst der Thüre, in welchem einige zinnerne und viele irdene Schüsseln, Teller, einige Flaschen und Gläser nebst zahlreichen Krügen und Krüglein prangten, ein Vorrath, dessen Anschaffung wohl durch die Schank- und Gastgerechtigkeit hervorgerufen war, die der Eigner dieser Wirthschaft übt. Uibrigens zeigten sich alle Insassen des Hauses sehr gefällig, halfen uns aus den nassen Stiefeln und durchweichten Kleidern, und thaten überhaupt mit großer Bereitwilligkeit, was man von ihnen verlangte. Ich gestehe indessen, daß der Eindruck dieses Ganzen so unbehaglich auf mich wirkte wie nicht leicht Etwas, und daß ich mich daher, wortkarg und leidlichverstimmt, in eine Ecke setzte, halbtodt vor Müdigkeit, und über die Maßen kleinlaut vor Ekel und Hitze; denn ich habe vergessen zu bemerken, daß der Ofen glühte vom Feuer, bei welchem das Abendbrod der Hausangehörigen und ohne Zweifel auch der Gäste gar gemacht wurde.

Ich bin in dieser Beziehung ein ganz unglückseliges Wesen: Unsauberkeit ist eine wahre Calamität für mich, und wenn man mir die Wahl ließe zwischen einer tüchtigen Tracht Prügel und einer Tracht unappetitlichen Essens, ich würde ohne Bedenken die erstere wählen: ich hatte daher im Vorhinein schon beschlossen, den heutigen Abend zu fasten, selbst ehe ich noch des Soupers ansichtig wurde, das die Hausehre unseres Amphitruo uns bereitet hatte, und mit dessen Schilderung ich die Leser verschonen will. Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch bemerken, daß die Forellen köstlich dufteten und meinen Gefährten unvergleichlich mundeten. Das Arom dieses Gerichtes würde mich vermuthlich zu einer Treulosigkeit an meinem Vorsatze verleitet haben, wenn nicht das Andenken an die Pfütze, welche unter dem schmeichelhaften Titel einer Suppe den Schmaus eröffnete, mir alle Lust verleidet hätte. Zum Glücke für meinen hungernden Magen hatte einer meiner wackeren Reisegenossen noch einige Uiberreste Klein-Iserscher Viktualien, mit welchen ich denn ein königliches Mahl hielt, das mich sättigte, und einigermaßen zu meiner Erheiterung beitrug.

Aber die herbste Prüfung stand uns noch bevor — das Nachtlager. Im Vorgefühle Dessen, was uns drohte, hatten wir uns um eine Schlafstätte auf dem Heu beworben, jedoch die Willfahrung dieser Bitte nicht erlangt, entweder weil die Wirthsleute uns hatten Cigarren rauchen gesehen und unserer Vorsicht nicht genug trauten, oder vielleicht auch blos aus Ehrgeiz, um den Reichthum an Betten zu produziren, mit welchem das Haus gesegnet war; kurz, man wies uns, als wir zur Ruhe zu gehen begehrten, in ein anstoßendes, enges und niedriges Gelaß, in welchem der ganze Raum mit Bettstellen so vollgepfropft war, daß man zwischen denselben zur Noth durchschlüpfen konnte, und worin wir, da sich noch zwei Reisende dazu gefunden hatten, zu Fünfen zubringen mußten.

Ich sage nichts von dem Aussehen der Bettstellen und des Bettzeuges, nichts von dem Schnarchen dreier Schlafgenossen, nichts von den sonstigen Insassen der Stube, welche alle die mancherlei Nuancen von Braun darstellten; als ich des Morgens meinen Marterpfühl verließ, was mit der ersten Frühsonne geschah, glaubte ich aus Versehen in eine Tigerhaut gekrochen zu seyn, da ich meinen eigenen Körper betrachtete. Einen Nikolai darf man nicht nach den Iserhäusern schicken, das ist gewiß; aber auch sonst möge jeder Reisende, wenn er nicht ganz und gar cynische Anspruchslosigkeit besitzt, seine müden Füße lieber noch ein paar Stunden weiter schleppen als hier einsprechen, wo er so ziemlich gar nichts bekömmt, als leidliche Höflichkeit und guten Willen!

Zu unserem nicht geringen Erstaunen trug man uns als Frühstück wirklich Kaffee auf; die Schalen waren von grobem Steingut, mit plumpen Figuren und noch plumperen Sprüchen bemalt, welche letztere darthaten, daß dieses Geschirr zu verschiedenen Zeiten als zartes Andenken war gestiftet worden; die Löffel

waren im eigentlichsten Sinne Kinderspielerei: Löffelchen aus Blei!

Wir brachten unsere Rechnung in Ordnung, die eben nicht die billigste war, und schritten, in Gott vergnügt über unsere Erlösung, zur Pforte hinaus; siehe, da öffnete der Himmel, wie es bei dieser gesegneten Reise nur allzufleißig der Fall war, wieder einmal seine Schleußen — es goß wie aus Scheffeln — verzweifelt mußten wir zurückkehren — und noch einen ganzen Trauertag in dieser trostreichen Lage zubringen! Man denke sich unsere Stimmung, deren wir uns aber, wie es in Gesellschaft pflichtmäßig ist, gewaltsam zu Herrn machten und am Ende mehr Possen trieben und Gelächter ausließen, als es uns, wie wir einander gestanden, in der besten Umgebung seit Langem geschehen war.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Lady Esther Stanhope.

Ein Lebenslauf. *

Nur einen Lebenslauf wollen wir erzählen, aber die Natur, reicher und phantastischer, als die reichste Phantasie, bildet Lebensläufe kühner und abwechselnder aus, als der Dichter sie zu erfinden vermag, als der Romanschriftsteller sie nachzuzeichnen wagt. Die seltsame Gestalt der Nichte Pitt's, die Königin von Tadmor, die Zauberin und Seherin, in der Jugend prangend in Glanz und Macht, als Greisin verscheidend in einem Trümmerhaufen in der Wüste, — alle Welt würde eine solche Gestalt, fände er sie in einem Dichterwerke, für unwahrscheinlich, ja für unmöglich erklären.

In der englischen Küstenstadt Hastings ging ein etwa achtjähriges Mädchen mit blondem Haare, grauem, lebhaftem Auge und der zartesten Haut, unter welcher jedes Aederchen bläulich durchschimmerte, an den Strand, sah einen lose angebundenen Kahn, blickte forschend umher, löste den Strick und ruderte in's offene Meer hinaus. Es war die kleine Esther Stanhope. Kurze Zeit zuvor hatte sie im väterlichen Hause den Grafen Adhémar gesehen, dessen feine französische Manieren, galonirte Bedienten solches Aufsehen machten, daß sie seine Heimat, dies wunderbare Frankreich, einmal sehen wollte. In diesem kleinen Zuge zeigte das Kind die Heftigkeit des Entschlußes, die Festigkeit des Willens und die Sehnsucht in die Fremde, die einst die glänzende Lady auszeichnen sollten.

Esther war eine Enkelin des großen Chatham, ihre Mutter, Pitts Schwester, vermälte sich mit dem republikanisch gesinnten Lord Stanhope. Lord Chatham war ein Mann voll der seltsamsten Eigenheiten. Einst war er krank; ein Reiter hält vor der Thür und will den Herrn vom Hause sprechen. Man verweigert ihm den Eintritt, er besteht darauf. Man schließt das Thor, er schlägt immer heftiger daran. Endlich siegt seine ungestüme Hartnäckigkeit und man führt ihn in ein dunkles Zimmer, wo der Minister hinter Bettschirmen vor jedem Blicke verborgen lag. »Was wollen Sie?« fragte er. — »Ich? Ich will Sie sehen.« — Jetzt mußte der Fremde einen zweiten Angriff machen; er machte ihn ebenfalls mit glücklichem Erfolge. Als der Fremde endlich den großen Staatsmann Angesicht zu Angesicht betrachtet hatte, zog er eine blecherne Büchse aus der Tasche und aus dieser Büchse ein Pergament. Es war eine Schenkungsurkunde über zwei Besitzungen, die eine Rente von vierzehntausend Pfund trugen, ausgestellt von Sir Edward Pynsent als Zeichen seiner Bewunderung.

Mit anderen körperlichen Aehnlichkeiten erbte Lady Esther von ihrem Großvater auch die bizarre Laune. Die Umgebung, unter welcher sie aufwuchs, ihr Vater, Lord Stanhope, ihr Cousin, Lord Camelford, ihr Onkel Pitt waren gleichfalls lauter Originale. Niemand bekümmerte sich um ihre Erziehung und so wuchs Esther wild und sich selbst überlassen auf. Ihr Vater, in den Schwärmereien der französischen Modephilosophie des vorigen Jahrhunderts verloren, lebte so viel als möglich nach dem Rousseau'schen Ideale. Er schlief mitten im Winter bei offenen Fenstern, ließ, als die französische Revolution ausbrach, überall sein Wappen abschlagen oder übertünchen und verkaufte das Silbergeschirr und die Tapeten, die der König von Spanien seinem Großvater geschenkt hatte. Um endlich seine demokratische Bekehrung zu vollenden, verkaufte er zuletzt seine Equipage zum großen Leidwesen seiner Familie. Alle Gesichter wurden lang und traurig, nur die kleine Esther ließ sich nicht erschrecken. Sie ließ sich ein paar Stelzen kaufen und schritt darauf in dem Gäßchen auf und ab, auf welches ihres Vaters Fenster hinausging. Er sah hinaus und nahm die Lorgnette zur Hand. Als sie zurückkam, rief er sie: »He Kleine, was soll das heißen? Auf was für Teufelszeuge storchst Du da herum?« — »O Papa,« rief das Kind, »Du hast keine Pferde mehr und da übe ich mich auf die bequemste Weise im Koth zu gehen. Mir geht es schon recht gut, aber die arme Lady Stanhope wird Mühe haben, es zu lernen; sie ist an ihren Wagen gewöhnt und wie Sie wissen kränklich.« — »Sagt sie so?« fragte der Philosoph. »Nun was meinst Du, Kleine, wenn ich der Lady eine neue Kutsche kaufte?« — »Das wäre sehr gut und lieb, Papa.« — »Wir wollen sehen, wollen sehen; aber zum Teufel kein Wappen!« — Den andern Tag hatte Lady Stanhope, Dank dem Einfalle ihrer kleinen Tochter, einen Wagen.

Mit solcher Entschlossenheit und solchem Geiste wuchs das Kind auf, lernte von seinen Gouvernanten, die es haßte und zur Verzweiflung brachte, viel Französisch und Italienisch, blieb in allem übrigen ihrem eigenen Willen überlassen und spielte einen kleinen Haustyrannen. Ihr Liebling war ihr Cousin, Lord Camelford, ein junger Mann, riesenhaft gewachsen, wie sie selbst, kräftig, blassen strengen Gesichtes, den Kopf immer nachdenklich etwas auf die Seite geneigt. Einst gewahrte er, daß seine Schiffsmannschaft murrte; ohne den Aufstand abzuwarten, zerschmetterte er seinem Lieutenant mit einem Pistolenschuße den Schädel. Anfangs tadelte man ihn bitter: als aber bald darauf fast in der ganzen Flotte Meuterei ausbrach, begriff man erst die Klugheit seines Benehmens. Sein größtes Vergnügen war, sich in einem Matrosenkittel in den Kneipen

* Auszugsweise aus den kürzlich erschienenen Memoirs of the Lady Hester Stanhope, 3 Bände, geschrieben und herausgegeben von ihrem Arzte.

der City herumzutreiben. Gewahrte er einen armen Teufel mit ehrlichem Gesichte, so knüpfte er ein Gespräch mit ihm an und ließ sich seine Leiden erzählen. »Theilt mir Eure Geschichte mit,« sagte er, »ich erzähle Euch dann die meine.« Er hatte zu viel Takt, um sich hintergehen zu lassen, und gefiel ihm der Mann, so ließ er ihm fünfzig oder hundert Guineen in die Hand gleiten und sagte mit strengem Tone: »Macht kein Aufhebens davon, wir sehen uns noch, und Ihr zahlt mich nach Eurer Bequemlichkeit.« Uibrigens machte er sich durch seine Wunderlichkeiten tausend Feinde, und stürzte sich durch seine Tollkühnheit in so viele üble Händel, daß Pitt nie etwas für ihn that und ihn immer von sich fern hielt. Esther wollte ihn heiraten, aber alle Chatham widersetzten sich.

Mit zwanzig Jahren hatte Esther volle sechs Fuß Höhe, Büste und Taille in entsprechender Entwickelung, und war nichts weniger als schön; aber aus ihren etwas männlichen Zügen leuchtete Geist, Stolz, Entschiedenheit.

Indessen hatte Pitt die erste Stelle im Ministerium eingenommen, und hielt, so jung er war, die Zügel der Regierung mit sicherer Hand. Er hatte eine unglückliche Liebe zu Miß Eden gefaßt; als er ihre Hand nicht erhielt, verzichtete er für immer auf die Ehe. Seine Nichte, die wie er der Liebe entsagt zu haben schien, um sich mit der ganzen Gluth ihrer Seele dem Ehrgeize zuzuwenden, zog zu ihm und führte sein Hauswesen. Ihr scharfer Verstand zog ihn an, ihr Hang zur Intrigue fand Beschäftigung. Bald war sie in sein ganzes Vertrauen eingeweiht. Sie durchschaute das Getriebe des Staatswerkes; sie wurde menschenfeindlich, ja fast cynisch. Ihre hohe Stellung, ihr Witz, ihre beißende Laune schafften ihr Bewunderer, unter denen der alte König Georg nicht der letzte war. Eines Tages spazierte der Hof auf der prachtvollen Terrasse zu Windsor. Die Prinzen und Prinzessinen waren zugegen. »Pitt,« sagte der Monarch, indem er sich plötzlich zu diesem umwandte, »ich habe einen neuen Minister gewählt.« — »Wie Eure Majestät wünschen; die Last ist schwer und fängt an, mich zu ermüden, etwas Ruhe würde mir wohlthun.« — »Und einen besseren Minister, als Sie.« — »Euer Majestät Wahl muß vortrefflich seyn.« — »Ja, Pitt, ja, ich wiederhole es, und überdies einen tüchtigen General.« — »Sire,« sagte Pitt, trotz seiner Gewandtheit etwas verlegen, »wollen Euer Majestät mich würdigen, den Namen dieses merkwürdigen Mannes mir mitzutheilen, damit ich ihm die durch Euer Majestät Wahl und sein hohes Verdienst erheischte Huldigung bringe?« — »Ei, Sie geben ihm ja den Arm,« sagte der König und zeigte auf Esther. »Ich habe in meinen Staaten keinen Mann, der sie überträfe, keine Frau, die ihrem Geschlechte mehr Ehre machte. Seyen Sie stolz auf sie.« — Die Damen bissen sich auf die Lippen, die Ehrgeizigen drängten sich huldigend um sie, die Thoren hielten sich scheu in der Ferne und alle Welt achtete sie.

Bald hatte sich um Lady Esther ein kleiner Hof gebildet, man schmeichelte ihr, suchte ihre Fürsprache, man fürchtete sie. Sie stellte Obristen an und setzte Staatssekretäre ab, sammelte Anhänger und unterschrieb oft vor den Augen ihres Oheims, der dazu lachte, Pensionen und Ordonnanzen mit seiner Handschrift. »Um eine Unterschrift gut nachzumachen,« sagte sie, »darf man die Buchstaben nicht langsam nachzeichnen; das macht die Hand zittern. Die Züge müssen dreist und rasch seyn.«

Die unerträgliche Sprödigkeit und das Herkommenwesen der englischen Gesellschaft hatten an ihr die erbittertste Feindin. Damals war der gute Ton noch langweiliger, alberner und frostiger, als jetzt; sie that alles, die Empfindelei und Pruderie zu verletzen. Keine Lächerlichkeit blieb von ihrem beißenden Witze verschont. Im heftigsten Kriege gegen das revolutionirte Frankreich wollte Pitt einen Verdienstorden stiften und Lord Liverpool, ein Mann der pomphaftesten Förmlichkeit, übernahm es, die Farben des Nationalbandes zusammenzustellen. Eines Abends kommt er, stolz auf sein Werk, in den Salon des ersten Ministers und sagt: »Ich hoffe, meine Zusammenstellung wird dem britischen Stolze schmeicheln. Roth ist die Flagge Englands, blau ist die Farbe der Freiheit und weiß das Zeichen der Loyalität.« — »Herrlich, erhaben, poetisch!« riefen die Schmeichler und Höflinge. »Sehr schön,« fiel Lady Esther ein, »der König wird entzückt seyn. Aber mir ist, als hätte ich das schon wo gesehen.« — »Wo denn?« fragte Liverpool. — »Auf der Kokarde der französischen Soldaten. Mylord hat die Tricolore erfunden.« — Er blieb starr vor Entsetzen. »O mein Gott, Lady Esther,« rief er, »was soll ich thun? Ich habe schon über dreihundert Ellen bestellt, wozu soll ich die nun brauchen?« — »Ihre Hosen zu halten, wenn Sie Papiere hineinstecken, die Sie nie finden, und die Sie bald im tiefsten Grunde der linken Tasche, bald der rechten suchen, wie einen Aal im Teichschlamm. Wahrhaftig, Mylord, ich glaube, die armen Hosen nehmen ein trauriges Ende.«

In allem, was sie unternahm, gab sich die stürmische Heftigkeit ihrer Natur kund. In acht Tagen baute, pflanzte und schuf sie nach einem neuen Plane den Park Walmer um, damit ihr Oheim ein freundlich einsames Plätzchen zur Erholung habe, prügelte fünf betrunkene Soldaten durch, die zu ihr dringen wollten, erdachte eine neue Regimentsuniform, durchkreuzte Intriguen, brach das Siegel von Depeschen und trieb ihre Wunderlichkeiten bis zur äußersten Gränze des Erlaubten. Natürlich konnte ein solches Betragen nur unter dem Schirme der Macht ihres Oheims hingehen, aber es bereitete ihr für die Folgezeit eine Unzahl von Feinden. Die Thorheiten des Tages äffte sie mit einem bewundernswerthen Schauspielertalente in den glänzendsten Salons nach. Man fürchtete sie wie die Pest, aber man beugte das Haupt: Pensionen, Titel, Würden, Plane, alles ging durch ihre Hand. »Was wollte denn A.« (ein Mitglied des Kabinettes Pitt), fragte eines Abends der Minister seine Nichte, »mit seinen langen Reden und seinen lebhaften Gebärden?« — »Er versicherte mich auf Ehre, daß die arme Witwe Sarah R. morgen eine Pension erhalten; ich gab ihm aber kein Gehör, ich gehe lieber an die erste Quelle.« — »Das überschreitet alle Gränzen!« rief Pitt. »Mir sagte er heut', das Gesuch müsse abgeschlagen werden, er wolle es so lange hinziehen, bis es in Vergessenheit käme.« — »Lieber Onkel, Sie müssen sich zeigen. Jetzt im Augenblick, bewilligen Sie die Pension.« — »Es ist schon

alles zu Bette, niemand ist mehr im Schatzkammeramte.« — »Ich sehe aber noch Licht; lassen Sie Mr. Chinnery kommen, der muß noch da seyn.« Mr. Chinnery wurde geholt. »Ihr erstes Geschäft morgen,« rief Esther ihm entgegen, »ist, an Mrs. N. ein Pensionsdekret zu schicken. Nicht wahr, Sir?« Und die Pension wurde bewilligt.

Lord Abercorn wünschte den Orden des Hosenbandes, Pitt schlug ihm denselben ab, Addington, dem Pitts Freundschaft zum Titel eines Lord Raleigh verholfen hatte, bewilligte ihn. »Er soll den Abfall büßen,« sagte Esther einst zum Herzog von Cumberland. »Eben tritt er ein,« rief der Herzog, »springen Sie auf ihn, kleiner Bulldog.« Lord Abercorn hatte einst beide Beine gebrochen, und Addingtons Vater war Wundarzt. »Was haben Sie da, Mylord?« fragte ihn Lady Esther, indem sie näher trat und den Blick auf den Orden des Hosenbandes heftete. »Einen Verband? Addington hat gut gearbeitet und ich hoffe, Sie werden fortan auf einem bessern Fuße leben.«

Dieser Glanz, diese ausschweifende Laune mußte endlich ihr Ende finden. Pitt, erschöpft von dem Riesenkampfe gegen Frankreich und tief verschuldet, sank in's Grab. Er starb 1806 und hinterließ eine Schuldenlast von 40,000 Pfund Sterling. Auf seinem Todbette noch schrieb er ein Gesuch um eine Pension von 1500 Pfund für seine Nichte, man bewilligte ihr nur 1200. Sobald Lady Esther allein stand, brach das Ungewitter, das sich gegen sie in der hohen Welt gesammelt hatte, auf einmal los.

Canning trat die Erbschaft von Pitts Macht an, und Lady Esther Stanhope flüchtete von ihrer glanzvollen Stellung in ein Häuschen von Montague Square, verfolgt von dem Hohne der großen Welt, der sie so feindselig entgegengetreten war. Sie lebte dort mit ihren beiden Brüdern, und sah anfangs viel Gesellschaft; doch zog sie sich, weil ihr Stolz es nicht ertragen konnte, nicht wie vormals zu glänzen, immer mehr zurück. Sie konnte keinen Wagen halten, eine Miethkutsche dünkte ihr schimpflich, zu Fuße, den Bedienten hinter sich, gingen auch die Kaufmannsfrauen nicht: und so verließ Lady Esther ihr Haus fast gar nicht. Endlich ging sie nach Wales und wohnte einige Jahre in einer Hütte des Dörfchens Builth, in einem Zimmer, das etwa zwölf Fuß in's Gevierte maß. Hier heilte sie die Kranken, unterstützte die Armen und unterhielt sich mit ihrem Küchengärtchen und anderen ländlichen Beschäftigungen. Doch auch hier war sie nicht fern genug von der ihr verhaßten überfeinerten Gesellschaft und ihre Einsamkeit wurde nur zu oft durch lästige Besuche unterbrochen. Ihr Haß gegen England war wie bei Lord Byron zu einer Art Krankheit, zum Wahnsinne geworden. In ihrem Gehirne brannten Menschenhaß und Durst nach Größe fieberhaft zusammen. Die Unthätigkeit ekelte sie an, sie verachtete die Bücher und lechzte nach Thaten.

Endlich faßte sie einen entscheidenden Entschluß und verließ Europa, um es nie wieder zu sehen. Im Jahre 1810 trat sie ihre Reise in's Morgenland an. Nachdem sie sich einige Zeit in Gibraltar, auf Malta und Zante aufgehalten, ging sie nach Patras, zu Lande über Griechenland, verweilte in Konstantinopel, litt auf der Seefahrt nach Aegypten an der Küste von Rhodus Schiffbruch und ließ sich endlich im Gebirge Libanon bleibend nieder.

Dies Gebirge und seine Umgebung wird von verschiedenen feindlichen Völkerschaften bewohnt. Im Gebirge selbst bestand schon die blutige Fehde zwischen den Drusen und den Maroniten, die in unsern Tagen die Welt mit unerhörten Gräueln erschreckte. Araberstämme hausten in der Nähe, in den Küstenstädten und Damaskus hatten die Türken die Oberhand. Emir Beschir, mehr dem Namen als der That nach der Häuptling des Gebirges, suchte durch Grausamkeit und treulose Tücke seine Herrschaft zu befestigen. In dieser Anarchie, dieser allgemeinen Anfeindung, die in zahllosen Gewaltsamkeiten ausbrach, ließ sich Lady Stanhope nieder; hier fand sie Gelegenheit, ihr diplomatisches, oder wenn man lieber will, ihr Talent für die Intrigue zu üben.

Sie lehnte sich an die Autorität der Pforte, die mehr durch Ueberlieferung, als der Sache nach bestand, und diese Autorität hielt sie zwanzig Jahre lang gegen alle Angriffe und Listen Emir Beschirs aufrecht. Sie trat anfangs ohne Aufsehen auf; der Emir, der in ihr eine Stütze zu finden gedachte, wies ihr zur Wohnung ein altes in gutem Bauzustande befindliches und bequem gelegenes altes Kloster der schismatischen Griechen, Namens Mar-Elias, an. Hier blieb sie einige Jahre, gewöhnte sich nach und nach an die Sitten des Landes, richtete ihr Hauswesen auf asiatischen Fuß ein und legte zu ihrem späteren Streben nach Macht und Einfluß den Grund durch den wohlverdienten Ruf einer unerschöpflichen Wohlthätigkeit. Hierauf änderte sie ihren Wohnsitz und zog, obgleich sie Mar-Elias behielt, nach Dschihun, nicht weit von Saida.

Auf einem der steilsten Bergkegel des Libanon, den ungeheure Abgründe wie Wallgräben umgeben, getrennt von der mit kräftigem Wachsthume umgürteten, schneebedeckten Hauptkette durch ein Chaos von Felsen, Cedernwäldchen und Wildbächen, baute sie sich einen wunderlichen Palast, einen verwirrten Haufen von niedrigen Häuschen, unter einander durch finstere Gänge verbunden, von winkeligen Corridors und unregelmäßigen Höfen. Es glich eher einem Labyrinth, als einer Wohnung. Alles war geheimnißvoll eingerichtet, allenthalben waren Fallthüren und Verstecke angebracht. Von dem Thore dieses wunderbaren Schlosses senkte sich der Blick in das grüne Dunkel der Thäler, durch die langsam ein Flüßchen sich hinwand, hob er sich, so traf er die in einem Halbkreise umherstehenden mit Schnee gekrönten Bergwiesen. Hier lebte sie, umgeben von Sklaven, die sie durch Geschick und Gewalt beherrschte, rund umher barbarische Stämme, die sie wie ein geheimnißvolles auf der Gränze zweier Welten stehendes Wesen betrachteten; verzehrt von Schmerzen der Seele und des Leibes, die Gestirne und das Loos befragend, die begeisterte Seherin und die asiatische Königin spielend, machte sie ihr Haus zu einer Hölle, streute ihre Guineen so reichlich über den Libanon, daß sie selbst in äußerste Dürftigkeit sank und gründete eine dem Emir feindliche und von ihm vergebens angefochtene Gewalt.

Ihre Gesellschaft war eine in der Familie aufgewachsene Miß William und der Doktor, der so eben ihre Memoiren herausgegeben hat. Letzterer diente ihr weniger als Arzt, denn sie verachtete die Medizin, wie

als Ableiter ihrer üblen Laune und als jemand, mit dem sie plaudern konnte. Das Sprechen war ihr Bedürfniß, sie war unerschöpflich und unersättlich in ihrer Plauderlust.

In Mar-Elias waren ihr viele Diener entflohen, auf dem Berge Dschihun, dessen höchste, die ganze Gegend überschauende Spitze ihre eigene Wohnung einnahm, waren sie wie gebannt. Gefährliche, zur Zeit schlechten Wetters ganz ungangbare Fußsteige bildeten den einzigen Zugang. Und doch entfloh einst in einer Nacht der ganze weibliche Theil ihrer Dienerschaft und zog die Gefahr von Abgründen und Raubthieren der unerträglichen Laune der Herrin vor.

Auf Dschihun nahm Lady Esther gänzlich asiatische Gebräuche an. Niemand hätte die Nichte des gewaltigen Pitt unter dem gelblichen, um einen rothen Fes gewundenen Turban, in der scharlachenen Dschube, die der weite, weiße Wollenmantel halb verbarg, in den sehr weiten Beinkleidern und den gelben Stiefelchen erkannt. Diese Tracht, mehr idealisirt, als dem Lande angehörig, stand ihr sehr gut. Das war der materielle Theil ihrer Rolle. Es kam nun noch darauf an, sich achten und fürchten zu lassen. Mit ihrer genauen Kenntniß der Sitten des Morgenlandes, mit ihrer List und Kühnheit gelang ihr dies bald. Ihre Meinung bekam Ansehen, ihr Bündniß Werth. Die Völkerschaften fürchteten diese Frau, die weder einen Schatz noch ein Heer hatte, die Paschas unterhandelten mit ihr, wie einst die Peers mit der Nichte Pitts. Unzugänglich für die häufig angebotenen Geschenke, verschwenderisch mit ihrem Golde gegen Unglückliche und Verfolgte, in Worten und Handlungen kühn bis zur Verwegenheit, erwarb sie sich blos durch ihre Charakterstärke ein Übergewicht. Sie verbreitete das Gerücht von ihrer übernatürlichen Wissenschaft, von ihrem Umgange mit unsichtbaren Geistern, von ihrer Zaubermacht. Sie wußte die Leute zu überzeugen, daß sie in der Rache unersättlich, in ihren Geschenken unerschöpflich sey. Hätte sie bei dieser allgemein verbreiteten Meinung hinreichende Geldmittel gehabt, so hätte ihr Traum sich verwirklicht, sie hätte auf dem Libanon geherrscht.

Gleich anfangs ließ sie zwei ungeheure, scharf zugespitzte Pfosten vor ihrer Thür errichten, um ihre Feinde darauf zu pfählen. Dann leistete sie dem im Lande am meisten zu fürchtenden und gefürchteten Manne, Abdallah Pascha, wesentliche Dienste. Endlich begriff sie, daß sie, ihr Ansehen zu vollenden, einen Henker nöthig habe; sie verschaffte sich einen ganz im morgenländischen Geschmacke, oder vielmehr sie lieh sich einen von dem aus, der sich am besten darauf verstand, von Emir Beschir. Dieser Henker war ein riesengroßer Mann, mit krummer Nase, scharfem stätem Blicke wie ein Geier und hoher Glatze. Er putzte immerwährend an seinen Folterwerkzeugen. Sein Name war Hamaädy und gewiß wurde 20 Meilen in die Runde niemand so respektirt, als er kraft seines Amtes und des in seinem Fache tadellosen Ruhmes. Nie ging der würdige Hamaädy durch ein Dorf, ohne daß man ihm Blumen und Früchte bot. Auf Befehl seines Herrn, der ihn liebte und bis zu einem gewissen Grade in sein Vertrauen zog, hat er über zweitausend Männer und Frauen erdrosselt, gehängt, gepfählt. Auch galt sein Wunsch im Lande für Befehl. Nun ließ zwar Lady Esther niemand hängen, sie selbst hielt den Henker nur zum Staate, der Abschreckung wegen, aber diesen Zweck erreichte sie unter einem Volke, das ein Sprichwort hat: »Wir wollen nicht von einem Huhne, sondern von einem Tiger geführt werden.« Ihre abyssinische Sklavin richtete keinen Befehl aus, und rührte sich nicht, wenn ihr geschellt wurde. Lady Esther stellte sie zur Rede. »Du schmälst immer nur, große Königin,« sagte die Sklavin, »Du willst Dich mit langen Predigten über mich lustig machen. Warum läßest Du mir nicht die Peitsche geben? Das verstehe ich.«

Emir Beschir besaß eine sehr schöne äthiopische Sklavin; kaum wurde sie in den Harem gebracht, so riß sie ihrem Herrn den Dolch aus dem Gürtel und wollte ihn durchbohren; er stürzte sich auf sie, brachte ihr ein paar Säbelhiebe bei, mißhandelte sie mit Peitschenschlägen, und sie wurde ihm hierauf so leidenschaftlich zugethan, daß sie nie verkauft werden wollte, und sich früher zu erdolchen drohte. — Unter solchen Leuten wäre Lady Esther ohne ihr Einschüchterungssystem rein ausgeplündert worden, ja in der ersten Zeit hatte das Landvolk schon den Plan entworfen, nächtlicher Weile ihre Zimmerdecke zu durchbrechen, und sie im Schlafe durch angezündetes Stroh zu ersticken. Nur die Kraft, und ginge sie bis zur blutdürstigsten Grausamkeit, wird in jenen Landen geachtet. Mustapha Pascha konnte seine Nerven nur beruhigen, wenn er mit eigener Hand einen Menschen niedermetzelte. Ein tiefes dumpfes Röcheln, dem Schnarren eines Tigers vergleichbar, kündigte den Dienern seinen Wuthanfall an; man beeilte sich, ihm einen Gefangenen vorzuführen; diesen stach oder hieb er nieder, dann war er beschwichtigt und rauchte ruhig seine Pfeife.

Ein alter, französischer Reisender, M. Dana, war von den räuberischen Bergvölkern seiner ganzen Habe beraubt worden. Er wandte sich an Esther, die ihren Hamaädy aussandte. Der Henker versammelte die Bevölkerung des Dorfes und sagte ganz einfach: »Guten Freunde, dieser Fremdling will niemanden ein Leides zufügen, aber ihm sind seine Papiere, sein Geld verschwunden. Schafft es zur Stelle und es soll Euch nichts geschehen.« Die heiligsten Betheuerungen und Eide folgten dieser Aufforderung; die Männer schrien, die Weiber heulten. Als Hamaädy sah, daß er so zu keinem Ziele kommen würde, machte er seine Zangen und die kleinen kupfernen Mützen zum Aufsetzen glühend. Die Frauen fuhren fort, über die grausame Ungerechtigkeit zu heulen; Hamaädy griff jene heraus, die am lautesten schrie, und stieß ihr eine glühende Nadel unter den Fingernagel. »Laß mich los,« rief sie alsobald, »ich will alles gestehen!« Sie bekannte, daß der Sohn des griechischen Popen den Raub verübt und das Geld mit ihr getheilt hatte.

Wenn diese türkische Justiz auch manchmal fehlschlug, so kümmerte das Lady Esther wenig, sie erreichte immerhin ihren Zweck. Übrigens war dies zur Schau Tragen von Gerechtigkeit und Macht nur das zweite Mittel, mehr noch rechnete sie auf das Gerücht von ihrer Zauberkraft. Sie deutete die Sterne, hielt auf unglückliche Tage, blieb alle Mittwoch streng auf ihrem Zimmer verschlossen, versicherte im Besitze einer magischen Schlange mit einem Menschenkopfe zu seyn, die

ihr die Ankunft des Messias anzeigen werde, und hielt für diesen zwei Stuten vom reinsten arabischen Blute, auf denen er nach Jerusalem einreiten sollte, bereit. Täglich stand sie um Zwei auf und beobachtete die Sterne. Alles das mußte auf das abergläubische Volk den tiefsten Eindruck machen.

Uibrigens spielte sie nicht nur selbst die Prophetin, sie hatte auch eine Menge Propheten um sich. Zwei davon machten sich besonders bemerklich, ein Franzose und ein Araber. Ersterer, ein Greis Namens Loustauneau, der Tippu Sahib gekannt hatte, war halb wahnsinnig. Er war in der halben Welt herumgestreift und verlebte seine letzten zwanzig Lebensjahre bei der Lady Esther. Er wohnte in Mar-Elias und verkündigte allenthalben mit Beiziehung unzähliger Bibelstellen, die Königin des Morgenlandes sey gekommen, das Gestirn stehe im Zenith, der Messias werde erscheinen. Eines Tages stürzte ein Erdbeben fast das ganze Kloster über den Haufen, mit Ausnahme des Balkons, auf welchem der Afterprophet saß, die Mauer neben ihm sank langsam ein, als wollte sie sich vor ihm verneigen. Dieser Umstand gab der abergläubischen Verehrung des Volkes gegen die Lady und ihren Propheten neue Nahrung. In einem andern Flügel des Klosters hauste der arabische Prophet Metta, der gleichfalls verkündete, daß sie den Thron des Morgenlandes aufrichten werde. Er behauptete, daß in einer Höhle in Abyssinien ein arabisches Zauberbuch liege, in welchem alle Geschicke der Lady verzeichnet seyn. Sie gab ihm ein schönes Pferd, vor den Augen des ganzen Dorfes ritt er ab, und kam nach vierzehn Tagen mit einer arabischen Handschrift zurück, in welcher stehen sollte, daß eine Europäerin Dschihun in Besitz nehmen, einen Palast daselbst errichten und mächtiger werden werde, als der Sultan. Dann kam die Geschichte von der Stute mit dem natürlichen Sattel, von einem Sohne ohne Vater und einer unbekannten Frau, welche die Lady triumphirend in Jerusalem einführen würden. Einmal als Zauberin anerkannt, war sie vor Emir Beschir sicher; auf ihrem hohen Berggipfel, in ihren in Lumpen zerfallenden seidenen Gewändern konnte sie des Emirs lachen.

Ihre Freigebigkeit kannte keine Gränzen; Witwen, Waisen, Gefangene, Verwundete, Vertriebene wurden reichlich beschenkt. Sie zahlte für die Armen die lästigsten Auflagen und ließ jährlich 1000 Piaster in Saida an Leute vertheilen, die ihr Dienste geleistet. Es konnte nicht fehlen, daß auf diese Weise ihre Vermögensumstände ganz zerrüttet wurden. Ihre Hauptstütze war Abdallah Pascha, der Tyrann von Acre, der übrigens ihren Vorwürfen nicht entging. Einst hatte er neue Vermögenskonfiskationen und Hinrichtungen verordnet. »Du machst Dich unnütz verhaßt,« schrieb sie ihm, »durch solche Grausamkeiten, und Deine Räthe, die Dir schmeicheln, werden Dich in's Verderben stürzen.« Als dieser Brief ankam, hatte der Pascha fünf oder sechs Depeschen zu lesen; er warf sie bei Seite und öffnete den Brief der Lady, zerriß seine Verordnung und jagte seine Räthe fort. Hier in der Fremde, in der Wüste war ihr Einfluß so groß, daß selbst Mehemed Ali sie fürchtete, und sie schriftlich bat, sie möge sich wenigstens neutral halten. Sie verweigerte dies und der Aufstand des Gebirges zu Gunsten der Pforte war großentheils ihr Werk.

Emir Beschir stand auf des ägyptischen Gewalthabers Seite, und verübte unerhörte Grausamkeiten. Fünf Prinzen, deren Nachfolge er fürchtete, ließ er die Augen ausstechen, einflußreichen, ihm mißfälligen Personen die Zunge ausschneiden, andern den Bauch aufschlitzen. Trotz alle dem war er in ziemlich häufigem Verkehr mit Lady Esther. Er sandte Boten mit Warnungen und Bitten an sie, sie antwortete mit Drohungen. Ein Abgesandter des Emir wollte im Vorzimmer Säbel und Pistolen ablegen. »Er soll bewaffnet hereinkommen,« befahl Lady Esther, und als er eintrat, fuhr sie ihn an: »Glaubt Dein Herr, daß er mir Furcht macht? Ich kümmere mich weder um seine Gifte, noch um seine Dolche. An ihm ist es, sich zu fürchten. Sein Sohn Chalil soll nie den Fuß über meine Schwelle setzen; nicht erschießen würde ich ihn lassen, ich würde ihn erdolchen.« Der Mann, wie ein Weib zitternd, überbrachte die Botschaft der Zauberin von Dschihun an den Emir. Ibrahim Pascha ließ einst den Henker Hamaädy kommen und fragte ihn, ob er die ungelegene Dame nicht aus dem Wege schaffen könne. »Hoheit,« erwiederte der wackere Henker, »Sie sollten sie ungestört lassen. Geld ist ihr wie Koth, und Furcht kennt sie nicht. Was mich betrifft, ich will mit der Zauberin nichts zu thun haben.«

Politik war selbst in diesem abgelegenen Erdwinkel ihre Leidenschaft. Sie sammelte Anhänger, sie besoldete Spione; sie zahlte keine Steuer und unterhandelte mit den Paschas wie Macht mit Macht. Bei allem, was sie that, suchte sie sich mit einem Scheine von Hoheit zu umgeben. Bei den Türken sind Glocken verhaßt: sie hatte in ihrem Zimmer zum Zeichen für die Dienerschaft eine große Glocke, mit der sie die Nacht über wohl hundertmal läutete. Ihrem Arzte, der sich eine kleine Handschelle angeschafft hatte, zerschlug sie dieselbe. Ein Transport Kameele, der ihr Waaren brachte, war von den Leuten Emir Beschirs abgeladen und mit kostbaren Marmorquadern bepackt worden: sie ließ durch ihre Leute die Steine in kleine Trümmer schlagen und der Emir wagte kein Wort zu sagen.

In ihren letzten Jahren schien ihre glühende Einbildungskraft ihren Verstand zu überwältigen, sie schien ihre Erfindungen für wahr, sich selbst für eine Seherin zu halten. Sie hatte aus einer Art Aberglauben keine Uhr. »Gott hat für den Tag die Sonne, für die Nacht Mond und Sterne erschaffen; Uhren sind unnatürlich,« pflegte sie zu sagen. Sie hatte den festen Glauben, daß alle Elemente mit Geistern erfüllt seyen, mit zarten luftigen Wesen, die den Weisen belohnten, den Thoren und Lasterhaften bestraften und selbst den Ungeschickten ihre zahllosen kleinen Unfälle zufügten. »Ich rühre keinen Fuß,« sagte sie öfter, »ohne die Sylphen zu bitten, über mich zu wachen; nie seh' ich einen Tölpel an einen Thürfalz rennen, ohne zu fürchten, daß er einem dieser Geister die zarten Glieder breche. Wie man kostbares Porzellan aus dem Wege stellt, so halten sie sich auf, wo nicht viel handtirt wird. Wir sollten vor jeder raschen Bewegung ihnen ein Zeichen geben, daß sie sich vor Verletzung hüten können.«

Selbst in dieser Entlegenheit wurde ihr Haß gegen Europa immer erbitterter. In ihrem halb eingefallenen Zimmer sitzend, wie eine delphische Pythia in Rauch-

wolken gehüllt, ergoß sie sich gegen den Doktor, mit dem sie oft ohne Unterbrechung acht Stunden lang verplauderte, in Schmähungen ihrer Heimat. Europäische Reisende ließ sie selten vor sich, denn sie machten ihr mehr als Langeweile, förmlichen Widerwillen. Nur Leute von der Feder, die ihren Ruf in Europa verbreiten konnten, sah sie und gab sich alle Mühe, ihnen zu imponiren; so M. de Marcellus, den deutschen Semilasso, Fürsten Pückler-Muskau, und de Lamartine. Marcellus hegte für sie die höchste Bewunderung; dem poetischen Deputirten konnte sie es nie verzeihen, daß er, während er mit ihr sprach, ihren Windhund streichelte und sich mit der Reitpeitsche die Stiefel klopfte; unserem Landsmanne sagte sie auf seine endlosen Fragen: »Fürst, Ihr Verstand ist in tiefe Finsterniß versunken.« Sie hielt ihn für flach im Denken, wie im Style.

Die Jahre verrannen, die zerrüttete Gesundheit der Lady konnte ihrer Lebensweise nicht länger widerstehen, ihr Vermögen war auf's äußerste erschöpft. Ihre Laune wurde für die Umgebung unerträglich. Sie mißhandelte ihre Diener und diese entflohen ihr. Darunter war ihr Kammerdiener, ein schlauer Italiener, der bei dem Pascha von Acre vorgab, er habe unter Napoleon in der Artillerie gedient. Der Pascha wollte ihn dem Geschützwesen vorsetzen, wenn er ein Zeugniß von seiner Lady bringe; der Unverschämte hatte die Frechheit zurückzukehren und sie um einen Empfehlungsbrief anzugehen. Sie nahm ihn freundlich auf und gab ihm in einem prachtvollen Couvert mit der Adresse des Pascha — einen leeren Bogen Papier. Zugleich schickte sie an den Pascha einen vertrauten Boten, daß Paolo niemals Kanonier gewesen und mit seinem Geschütze unter dem befreundeten Heere wahrscheinlich mehr Verwüstung anrichten würde, als unter dem feindlichen. Der Pascha jagte ihn fort und der Italiener kehrte arm wie ein Bettler nach Europa zurück.

Durch die äußerste Beschränkung ihres Einkommens, ihre zahlreichen Feinde in London, die ihr endlich selbst die Pension entzogen, die Feindseligkeit ihrer Familie, ihre gränzenlose Freigebigkeit und die Plünderungssucht ihrer Umgebung gerieth sie endlich in die tiefste Dürftigkeit. Sie fiel jüdischen, armenischen, arabischen Wucherern in die Hände und das beschleunigte ihr Verderben. Schnee und Sturmwinde rissen die Dächer ab, und stürzten die Mauern ihrer armseligen Wohnung ein, und diese Frau, die nach der Belagerung von Acre zweitausend Flüchtlinge beherbergt und ernährt hatte, war von aller Welt verlassen. Sie entlieh zu 20, 25, selbst zu 50 Perzent Geld. Ein Kaufmann in Saida, ein strenger Muselman, ließ sich einen Schuldschein über das Doppelte der dargeliehenen Summe ausstellen und preßte ihr dann noch an Geschenken einen wohl dreifachen Betrag ab. Wenigstens hatte er so viel Gewissen, auf dem Todtenbette es seiner Familie zur heiligen Pflicht zu machen, den mehrfach bezahlten Schuldschein seiner Wohlthäterin zu verbrennen, der er sein ganzes Glück verdanke. In England wurden ihre Forderungen nicht gehört, die Konsuln empfingen ihre Eingaben mit jener kalten Höflichkeit, die sie zu heftigen Beleidigungen stachelte. Dabei behielt sie immer noch ihren alten Stolz. Ihre schönen Pferde verkaufte sie nicht, sondern ließ sie, als sie sie nicht mehr halten konnte, von Hamaâdy niederstechen. Endlich blieb ihr keine einzige ganze Theekanne, keine unzerbrochene Tasse, ihre Gäste zu bewirthen. »Wer würde unter diesen Lumpen,« sagte sie öfter, indem sie auf ihre zerfallenden Kleider deutete, »die Enkelin Chathams erkennen? Und doch bin ich eine Pitt und niemand würde es in diesen Bergen wagen, mich zu beleidigen, selbst Ibrahim würde vor meiner Thür die Pantoffel ausziehen.« Das war wahr, aber auch alles, was sie gewonnen hatte. Europa und Asien kannte die Sibylle des Berges Libanon.

Sie wurde immer leidender; sie konnte nicht mehr schlafen, ihre Zunge bedeckte sich mit Aphthen, ihre Nägel brachen. Fürchterliche Krämpfe peinigten sie. Die Knochen drangen durch ihre vertrocknete Haut. Das Leiden erschöpfte sie und auf ihren Wangen braunte der verhängnißvolle rothe Flecken immer heller. Mit den fürchterlichsten Schmähungen überhäufte sie alles, was ihr nahte. Von den Ausbrüchen des heftigsten Zornes ging sie zu Prophezeiungen über. An ihren einsamen Felsen geschmiedet, verzehrte sie wie Prometheus der Geier ihres Stolzes. Oft hörte man in ihrem Zimmer entsetzliches Heulen, und wenn der Arzt eintrat, fand er sie auf dem Boden ausgestreckt, oder vor dem Bette knieend, in das die Asche ihrer Pfeife große Löcher gebrannt hatte; der Turban war ihr vom Haupte gefallen, ihre greisen Locken strömten verwirrt herab und Thränen stürzten aus ihren erloschenen Augen. »O Doktor,« schluchzte sie, »wie ich leide!« Endlich mußte sie auch den Arzt entlassen, sie hatte nicht mehr die Mittel, ihn zu erhalten.

In ihren guten Tagen waren alle Bettler und Gauner tief aus Syrien und Aegypten herbeigeströmt, um die Freigebigkeit der Königin von Tadmor auszubeuten. Sie war von Derwischen und wandernden Mönchen belagert, und ihre Politik gebot ihr, diese verehrten und gefürchteten Männer wohl aufzunehmen. Als ihre Finanzen erschöpft waren, mußte sie diese Schaaren abweisen. An einem Winterabende erschien ein Bektaschi vor ihrer Thüre und bat um ein Almosen. Die Meereswinde heulten in den Cypressen, der Regen fegte das Thal, da trat der riesengroße Mann herein, die offene Brust behaart wie ein wildes Thier, die Haare lang über den Rücken wallend, ein Tigerfell über die Schultern geworfen. Die Augen rollten wild in ihren Höhlen. Man trug ihm ein sehr gutes Mahl auf, aber er wußte, daß in früheren Zeiten Derwische seines Ranges zu hundert, ja zu zweihundert Piastern erhalten hatten — und ihm gab man nichts. Da erhob er sich, streckte die Rechte weit aus, stieß dreimal in ein Stierhorn, daß es selbst das Sturmesgeheul übertönte, und sprach seinen feierlichen Fluch über das Haus, über die Zauberin, über ihre Sklaven, ihre Freunde. Das unheilvolle Gekrächz einiger Sturmvögel stimmte in diese Flüche ein. Und Lady Esther lag krank und elend auf ihrem Lager.

Im Juni 1839, von allen Europäern verlassen, als sie nur noch ein Dutzend silberne Bestecke besaß, hauchte diese außerordentliche Frau, ein lebendes Skelett, von einigen arabischen Dienern umgeben, ihren letzten Athemzug aus. Das Dach des Zimmers, in das auf allen Seiten der Wind sammt dem Regen hereindrang, war mit einem rohen, unbehauenen Baumstamme gestützt, den man schief anstemmen mußte, damit der Dach-

stuhl nicht einstürze. Man setzte ihre Leiche in der Gruft des Klosters Mar-Elias bei, nahe an derselben Stelle, wo sie ihren Propheten Loustauneau begraben hatte.

Der Dom zu Speier.

(Mit einem Stahlstiche.)

Nicht durch das, was es jetzt ist, sondern durch das, was es war, zieht Speier unsere Aufmerksamkeit auf sich. Speier ist eine der ältesten Städte Deutschlands; schon Cäsar residirte hier öfter den Winter über, Tacitus nennt es eine der angesehensten Rheinstädte. Nach den Stürmen der Völkerwanderung war Speier schon Bisthum und in der Zeit seiner Blüthe, als deutsche Reichsstadt, zählte es 36000 Einwohner, jetzt kaum ein Viertel. Ja unter den salischen Kaisern, die auch den herrlichen Dom bauten, galt es gewissermaßen als die Hauptstadt des deutschen Reiches. Immer blieb es ein Lieblingsaufenthalt der Kaiser; 29 Reichstage wurden hier gehalten, vor beinahe 900 Jahren unter Otto I das erste Turnier. Zweihundert Jahre lang, bis 1689, war hier das Reichskammergericht traurigen oder vielmehr langweiligen Andenkens, woher auch das Sprichwort stammt »nach Speier appelliren«. Als unter Ludwig XIV die Franzosen in der ganzen Pfalz sengten und brannten, ging auch Speier in Flammen auf, und seither hat es sich nicht erholt. Die Stadt ist voll Ruinen, der alte Kaiserpalast ein Trümmerhaufen, über ehemalige Straßen geht der Pflug. Was sich von der Stadt noch erhalten hat, ist nicht ohne Wohlstand durch reichen Land- und Weinbau.

Der Dom, der um die Mitte des eilften Jahrhunderts gebaut wurde (Konrad II legte den Grund, Heinrich IV beendete ihn 1097) ist nebst dem um weniges älteren zu Mainz und dem etwas jüngeren in Worms das herrlichste Beispiel des deutsch-romanischen Basilikenbaues, wie ihn Kugler nennt, und zwar des Basilikenbaues mit gewölbter Kuppel. Dieses System, einfach, strenge und erhaben, wurde nur bei wenigen bevorzugten Kirchen angewendet. Mehre Brände veranlaßten Umbaue, die Westseite rührt größtentheils aus neuerer Zeit her, aber die Ostseite, die hintere, welche unser Bild darstellt, hat ihre ganze Eigenthümlichkeit bewahrt. Der Dom wurde von den Saliern zur Ruhestätte der deutschen Kaiser erwählt, und wie Frankfurt die Wahl-, Aachen die Krönungs-, war Speier die Todtenstadt; sie war es bis zu dem mordbrennerischen Einfalle der Franzosen. Diese hatten versprochen, den Dom zu schonen; als alle Habe dorthin geflüchtet war, plünderten sie und erbrachen die alten Kaisergräber, zerschlugen die Denksteine, und warfen die Gebeine auf die Straße. Nur Rudolf's von Habsburg Denkmal blieb. Noch andere historische Erinnerungen bewahrt der Dom. Hier flehte der mit dem Bann belegte Kaiser Heinrich IV den Bischof vergeblich um Brot an; hier predigte der h. Bernhard das Kreuz und die Rheinritterschaft folgte begeistert den Fahnen Konrads.

Im Verlaufe der Jahrhunderte war dies alterthümliche Baudenkmal baufällig geworden; der jetzige kunstliebende König von Baiern ließ den Dom gründlich, doch mit genauester Schonung des Alterthümlichen wiederherstellen und beschenkte ihn mit herrlichen Glasfenstern aus der berühmten Münchener Glasmalerei. Auch die Denkmäler der einst hier begrabenen Kaiser will er wieder errichten lassen.

Kloster Marienburg an der Mosel.

(Mit einem Stahlstiche.)

Wir haben kürzlich (Heft 6, S. 191) der malerischen und doch so wenig bekannten Landschaften an der Mosel gedacht. Der beiliegende Stahlstich stellt eine der merkwürdigsten dieser Landschaften dar. Der Beschauer steht auf einem hohen Bergrücken und sieht zu seinen Füßen rechts wie links einen breiten Strom sich hinziehen; es ist derselbe, die Mosel, die hier einen, nur durch den schmalen Bergrücken unterbrochenen Kreisbogen macht. Dieser merkwürdige Punkt liegt oberhalb des a. a. O. beschriebenen Beilstein, zwischen diesem und Zell. Wenn man zu Wasser von Alf unterhalb der Ruine Marienburg fünf Stunden weit fährt, liegt man endlich zu Reil wieder unmittelbar unter derselben, während der Fußweg zwischen den genannten Ortschaften nur eine Viertelstunde beträgt. Auf der engsten Stelle der Landzunge sieht man im Mittelgrunde eine stattliche Ruine liegen: es war das ehemalige Frauenkloster Marienburg. Seine Lage auf dem nach beiden Seiten jäh abfallenden Felsen, gegen die Landseite und die Halbinsel zu durch Thürme, Gräben und Zugbrücken geschützt, machten es zu einem festen Punkte, der für die Kriegsweise des Mittelalters nicht ohne Wichtigkeit war. Gerade dieser Umstand aber gab Veranlassung zu der Aufhebung des Klosters; es wurde 1515 unter dem Trierer Erzbischof Richard von Greifenklau in eine Veste verwandelt. Als Hauptgrund gibt das p. Aufhebungsbreve an, daß die starke Lage des Klosters leicht einen Feind in der damaligen von Fehden zerrissenen Zeit reizen könnte, sich desselben zu bemächtigen, wobei dann die Tugend der frommen Bewohnerinnen, die es doch keineswegs zu vertheidigen vermöchten, die größte Gefahr laufen würde. Als Veste hatte Marienburg so wenig Bedeutung bei der veränderten Kriegsführung, daß nicht einmal der Zeitpunkt, wann es verfiel oder zerstört wurde, bekannt ist. — Die Aussicht von dem Prutzenköpfchen, die unser Bild darstellt, ist entzückend schön. Der ungeheure mehrfach geschlängelte Bogen der Mosel, von zahlreichen Schiffen belebt, die Ufer mit reichen Ortschaften geschmückt, bald in kühnen Felsen abstürzend, bald in sanfteren, mit Obst und Wein gesegneten Abhängen sich senkend, in dem Hintergrunde die breite Masse der Eifel sich erhebend, auf der einsamen Höhe die malerischen Reste des Mittelalters, unten im Thale das geschäftige Regen und Treiben des Thales; es ist ein Bild, wie es selbst der gepriesene Rhein kaum zu bieten vermag.

Der Monte Cavo und das Kloster Sta. Trinitá.

(Mit einem Stahlstiche.)

Im achten Hefte S. 252 haben wir auf die landschaftliche Schönheit des Albanergebirges bei Rom, den Sommeraufenthalt der reichen Städter und Fremden, die Gegend, wo die Maler vorzugsweise gern ihre Landschaftsstudien machen, hingewiesen. Der höchste Gipfel dieses Gebirges ist der Monte Cavo, der mons Albanus der alten Römer, welchen unsere Abbildung darstellt. Er erhebt sich volle 3000 Fuß über der Meeresfläche. Im Alterthum knüpfte sich eine große religiöse und geschichtliche Bedeutung an diese Bergspitze. Stolz erhob sich auf ihrer Höhe der berühmte, von dem letzten römischen Könige Tarquinius superbus erbaute Tempel des Jupiter von Latium (Jovis Latialis); hier wurden die Feriae Latinae, die feierlichen Versammlungen der 47 Städte, die den Bund der lateinischen Völker bildeten, abgehalten. In diesen Bergtempel zogen später die römischen Feldherren, denen nicht die Ehre des Triumpheinzugs in Rom, sondern nur die einer sogenannten Ovation zuerkannt wurde, auf einer eigenen, noch jetzt stellenweise wohlerhaltenen Straße, dem »Triumphwege« (via triumphalis), so Marcellus, der Sieger von Syracus, so selbst Jul. Cäsar als Dictator. Noch sieht man auf dem Berggipfel die breite Fläche, wo der majestätische Tempel sich erhob, von welchem aus sich die Aussicht auf die unermeßliche Ebene Latiums öffnet. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts fanden sich sogar noch genügende Trümmer, um die gegen Süden gerichtete Lage des Tempels, seine Länge und Breite (240 Fuß zu 120) und seine reiche Verzierung mit weißen Marmorsäulen und giallo antico zu zeigen. Noch immer findet man auf dieser Stelle Statuen, Basreliefs und Bruchstücke davon, welche von der alten Pracht dieser von der Geschichte geweihten Stätte Zeugniß geben. Alle diese kostbaren Ueberbleibsel vernichtete im Jahre 1783 der Cardinal York aus dem unglückseligen Geschlechte der Stuart, um Baumateriale zu dem Kloster zu gewinnen, das den Hauptgegenstand unserer Abbildung ausmacht und der heil. Dreifaltigkeit geweiht ist (Sta. Trinita Corpo di Cavo). Läßt man auch seinem frommen Sinne Gerechtigkeit widerfahren, so muß man doch den römischen Alterthumsforschern beistimmen, die diese Handlung laut eine vandalische nannten,



HINTERE ANSICHT DES DOMS ZU SPEIER.

Verlag von Gottlieb Haase Söhne



KLOSTER MARIENBURG AN DER MOSEL.

Verlag von Gottlieb Haase Söhne



S. TRINITÀ A CORPO DI CAVA

Verlag von Gottlieb Haase Söhne



VORHALLE IM HEIDELBERGER SCHLOSSE.

Verlag von Gottlieb Haase Söhne

denn der Tempel war eines von den wenigen Nationaldenkmalen Italiens und von ungemeiner Wichtigkeit für die frühere Geschichte Roms. Jetzt ist davon nichts übrig geblieben, als ein kleines, starkes Mauerstück aus ungeheueren Blöcken, offenbar der Grundmauer des Tempels angehörig.

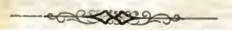
Die Kirche und das Kloster, vom Cardinal York den Passionisten eingeräumt, hat gar nichts merkwürdiges; selbst die Fenster sind so angelegt, daß die nach drei Seiten hin ungemein schöne Aussicht gänzlich verschlossen bleibt. Die Baulichkeiten wirken nur als Decorationsstück in der Gebirgslandschaft, aber als solches machen sie, wie der Augenschein zeigt, einen schönen Effekt.

Kehren wir noch einmal auf den Gipfel des albanischen Berges zurück, um die prachtvolle Fernsicht zu bewundern. Zu den Füssen des Berges liegen die schönen Seen von Nemi und Albano; unter andern blühenden Städtchen sieht man ganz in der Nähe das kürzlich in diesen Blättern abgebildete Castel Gandolfo. Hinter diesem reichen Vordergrund dehnt sich die fruchtbare, jetzt ziemlich verlassene Ebene von Latium aus, die Landschaft, auf welcher die Schlachtfelder der sechs letzten Bücher von Virgils Aeneide liegen und die Römer ihre ersten, halb noch sagenhaften Thaten übten. Das ewige Rom zeigt sich in einiger Entfernung ziemlich deutlich. Auf eine weite Strecke sieht man die Küste, dahinter den glänzenden Spiegel des Mittelmeeres. Landeinwärts schweift der Blick bis zu der klassischen einsam stehenden Bergspitze des Soracte (Monte Gennaro), ja in der Ferne sieht man wie eine Wolkenmauer hinter Rieti die Kette des Apennin sich erheben. Auf dieser ganzen weiten Fläche vermag das Auge kaum eine Stelle zu finden, die nicht durch irgend eine geschichtliche Thatsache bedeutsam gemacht würde. Wohl auch solcher umfassenden Rundschau wegen läßt Virgil die Göttin Juno auf diese Bergspitze sich begeben, um die letzte Schlacht der Aeneide zu überblicken und zu leiten. (Aen. XII. 134.)

Die Ruinen des Heidelberger Schlosses.

(Mit einem Stahlstiche.)

Einer der reizendsten Flecke auf deutscher Erde ist Heidelberg und zu seinen Schönheiten tragen die prachtvollen Trümmer des Schlosses der pfalzer Kurfürsten viel bei. Übermäßig begeisterte Patrioten nannten sie den deutschen Alhambra; begnügen wir uns mit der Versicherung, daß es in Deutschland keine Ruine gibt, die in der Lage schöner, im Ganzen großartiger, im Einzelnen anziehender wäre. Das Schloß wurde, wie man an den verschiedenen Baustylen erkennt, nach und nach im Laufe der Jahrhunderte erbaut und diente sowohl als Festung, wie als Residenz. Es ließe sich eine Geschichte dieses Schlosses schreiben: dreimal brannte es ab und zehnmal wurde es von Feinden erstürmt. Dennoch ist die Ursache seiner Verödung keiner dieser Unfälle, denn nach der letzten Verwüstung durch die Franzosen in dem barbarischen Pfalzer Verwüstungszuge war es wieder hergestellt, größtentheils in altem Glanze, als es 1764 vom Blitzstrahle getroffen, zum viertenmale abbrannte. Seither ist es unbewohnt, die schönste Ruine aus röthlichem Steine. Der älteste Theil ist von dem Kurfürsten Rudolf (1308) und Rupert, dem Gründer der heidelberger Universität im 15. Jahrhunderte angelegt und gleicht den mittelalterlichen Burgen mit Graben und Zugbrücke. Der Friedrichsbau, 1607 errichtet, ist merkwürdig durch reichen architektonischen Schmuck, und auf der Südseite mit den Standbildern der kurfürstlichen Ahnen von Karl dem Großen herab geziert. Die höchste Bewunderung unter allen Theilen des Schlosses verdient jedoch der Rittersaal, welchen Otto der Erlauchte 1556 baute, und welchen, sammt der dahin führenden Vorhalle, die beiliegende Abbildung vorstellt. Dieses Bauwerk von dem geschmackvollsten Entwurfe und der zierlichsten Ausführung dehnt sich auf der Ostseite aus, und gewähret eine entzückende Aussicht über den Neckarfluß. Es ist in dem reinsten mittelitalienischen, dem sogenannten Cinquecento-Style erbaut. Selbst die Bildsäulen, Helden der weltlichen und geistlichen Geschichte darstellend, sind nicht ohne Kunstwerth. Ein anderer Flügel heißt der englische Palast; ihn baute der Kurfürst Friedrich, der bekannte böhmische Winterkönig, zum Empfange seiner Gemahlin Elisabeth, Tochter Königs Jakob I von England. Merkwürdig ist der gesprengte Thurm. Ihn wollten die Franzosen in die Luft sprengen. Das Mauerwerk war aber so fest, daß der Thurm sich nur in zwei Hälften spaltete, wovon die eine stehen blieb, die andere fast unverletzt in den Wallgraben sank. Der »achteckige Thurm,« eine Ecke des Palastes bildend, ein hübsches Bauwerk, wurde von jenem Blitzstrahle getroffen, der das Schloß zur Ruine machte. In einer Ecke des Schloßhofes steht ein zierlicher Brunnen, dessen Dach vier Säulen tragen, welche der Sage nach von Karls des Großen Palaste in Ingelsheim hierhergebracht wurden. Noch dürfen wir eine bekannte Merkwürdigkeit nicht vergessen, das in einem Keller liegende Heidelberger Faß, 1751 gebaut, 36 Fuß lang, 24 hoch, 283200 Flaschen enthaltend, aber seit 1769 leer. Die schönste Ansicht des Schlosses hat man von einer Ecke der auf Bogen ruhenden nach dem Neckar hinausgehenden Terrasse, die zugleich den herrlichsten Blick auf Thal, Fluß und Stadt gewährt; selbst den Rhein sieht man in weiter Ferne blinken. Das Schloß ist mit wunderhübschen Parkanlagen umgeben; weiter hinten hebt sich die Höhe bis zum Königstuhl. Auf dem Schloßhofe wurde vor etlichen Jahren ein großes Musikfest gefeiert.



Miscellen.

Sittenzüge, kurze Geschichten, Biographisches, Anekdoten.

*** (Raundorf), der sogenannte Herzog von der Normandie, der sich für den Sohn Ludwigs XVI hielt und ausgab und von Vielen auch dafür angesehen wurde, ist am 10. August in Delft in Holland gestorben. Vielleicht wird nach seinem Tode der Schleier, der über seiner Herkunft lag, gelüftet. — Der Tod Ludwigs XVII war schon lange ein Gegenstand des Streites, Viele wollten es nicht glauben, daß er im Tempel gestorben, und behaupteten, er sey entflohen. Selbst aus amtlichen Urkunden ließ sich nichts Sicheres herstellen. Kein Wunder daher, daß bald eine Unzahl falscher Dauphins auftraten, ein gewisser Mathurin Bruno war der erste, Raundorf aber derjenige, der zu größtem Rufe gelangte von allen vierzehn oder fünfzehn sogenannten Herzogen von der Normandie. Er trat zum erstenmal in Paris Anfangs Mai 1832 auf, er verstand kein Französisch, hatte nicht einmal einen Sou, um das Brückengeld auf dem Pont d'Austerlitz zu bezahlen, und sein Bett in der ersten Nacht war ein Marmorstein auf dem Kirchhofe Père Lachaise. Dort traf andern Morgens ein Spaziergänger den Unglücklichen, der von Hunger und Strapazen erschöpft war, verschaffte ihm einige Nahrung und führte ihn zufällig zu einer Dame, welche Kammerfrau des Sohnes Ludwig des Sechzehnten gewesen war. Als der Unbekannte eintrat und gefragt wurde, wer er sei, erwiederte er deutsch: »Ich bin Karl Ludwig, Herzog der Normandie, Sohn Ludwig des Sechszehnten und der Marie Antoinette.« Bei diesen Worten sank die Dame fast in Ohnmacht und als sie die Augen wieder aufschlug, rief sie aus: »Ja wahrhaftig, ganz das Ebenbild seiner unglücklichen Mutter.« Wir wollen nicht beurtheilen, in wiefern in diesen Worten Wahrheit lag oder in wiefern das Spiel ein abgekartetes war; genug, Raundorf fand natürlich bei der ehemaligen Kammerfrau Aufnahme und ein Häuflein Anhänger und blieb mehre Jahre in Paris. Vielleicht geben wir ein anderesmal eine biographische Skizze des jedenfalls interessanten Mannes, und erzählen da auch die verschiedenen Episoden seines Pariser Aufenthaltes, dessen Katastrophe eine unliebsame war. Als nämlich sein Anhang der Polizei schon Besorgnisse erregte, bemächtigte sich diese eines Morgens, im Jahre 1836, der

Person des angeblichen Herzogs, setzte ihn zwischen zwei Gensdarmen in eine Diligence und schaffte ihn so über die Gränze. Naundorf lebte hierauf einige Jahre in England, meist in großer Dürftigkeit, versuchte sich in allerlei mechanischen Erfindungen, ward mehrmal Schuldenhalber verhaftet, verließ endlich England, und übersiedelte nach Holland, wo er, wie gesagt, in Delft, ungefähr 60 Jahre alt, starb. Er selbst schien an die Wahrheit seiner Aussage immer zu glauben.

*** (Die Trabucayres in den Pyrenäen.) Seit den letzten Monaten des vorigen Jahres wurden die Gränzen des französischen Departements der Ostpyrenäen durch Räuberbanden unsicher gemacht, die nach den trabucos (kurzen Stutzen), mit denen sie bewaffnet waren, den Namen trabucayres führen. Las Illas, ein kleines französisches Dorf an der spanischen Gränze, war ihr Hauptquartier, dort versorgten sie sich mit Waffen und Munition. Sie reisten nur bei Nacht, erzwangen durch Drohungen sich eine Unterkunft in einsamen Gehöften oder verschliefen den Tag in Höhlen; nie stiegen sie in die Ebenen hinunter. Nur einzelne besuchten bisweilen die Wohnung eines reichen Grundbesitzers und ließen dort einen Brandbrief zurück, des Inhalts, daß wenn nicht an dem und dem Tage, an dem und dem Orte die Summe von 20, 40 oder 50 Tausend Franken niedergelegt sey, das ganze Haus niedergebrannt und alle Bewohner niedergehauen würden. Die Maßregeln der Behörden blieben lange fruchtlos. Am 28. Febr. heur. J. hielt eine dieser Banden zwischen Barcelona und Girona den Eilwagen an. Die Passagiere, 15 an der Zahl, mußten aussteigen und ihre Taschen leeren, wer das geringste an Kostbarkeiten behielte, wurde mit dem Leben bedroht. Darauf ließen sie sich die Pässe geben und nachdem sie diese durchgesehen, wählten sie vier Personen, die ihnen ins Gebirge folgen sollten, bis ihre Familien das Lösegeld für sie gezahlt haben würden. Die Mutter des einen, Massot Darnius, warf sich den Räubern zu Füßen und bat, sie möchten ihr erlauben, ihrem Sohne zu folgen, man stieß sie roh zurück. Sie würde schon Nachrichten von ihrem Sohne erhalten, hieß es. Einem der Gefangenen gelang es, zu entwischen, ohne daß ihn die Räuber wieder finden konnten; die andern wurden ins Gebirge geschleppt. Einige Tage erhielt Madame Massot ein Schreiben von ihrem Sohne, begleitet von dem Briefe eines Räubers, worin ihr bedeutet wurde, daß wenn sie ihren Sohn wieder haben wolle, sie ein Lösegeld von 1000 Goldunzen (etwa 33600 fl. C. Mze.) zahlen müsse. Sollte binnen einer bestimmten Frist das Gold nicht am bezeichneten Orte seyn, so würde man ihr eines der Ohren ihres Sohnes zusenden; thäte auch diese Mahnung keine Wirkung, das zweite, und zuletzt den Kopf. Die spanische Behörde rieth der Frau, sie solle trachten Zeit zu gewinnen, und setzte sich mit der französischen Behörde ins Einvernehmen, um gemeinsam zu wirken. An einem Apriltage um Mitternacht sollte das Lösegeld bei Las Illas erlegt werden. Zur selben Zeit, nur eine Stunde früher, sollte sich ein Trupp spanischer und einer französischer Soldaten nicht weit von dem Stelldichein in Hinterhalt legen. Alles traf ein, aber der spanische Offizier ließ zu früh feuern und die Räuber entkamen. Erst einige Wochen später, am 5. Mai, gelang es, die Trabucayres in einem Gehöfte zu umzingeln, und trotz aller Gegenwehr festzunehmen. Wo aber waren die Gefangenen? Von diesen sah man nirgends eine Spur. Erst nach ein paar Tagen fand der Hirt jenes Gehöftes in der Scheuer, wo die Räuber geschlafen hatten, ein blutbeflecktes Papier und darin zwei Menschenohren, die fast schon in Fäulniß übergingen und an denen einige blonde Haare klebten. Es waren die Ohren des unglücklichen Massot Darnius, dessen Leichnam, schrecklich verstümmelt und von eilf Dolchstichen durchbohrt, man später in einer Höhle fand. Von den beiden andern Gefangenen der Räuber war der eine in einem Gefecht mit der spanischen Gensdarmerie erschossen, der zweite aber, ein schwacher, kränklicher Greis, da er dem Zuge nicht rasch genug folgen konnte, hoch im Gebirge im Schnee liegen gelassen worden, wo er vor Hunger und Ermattung starb.

Der Untersuchungsprozeß der Räuber ist bereits beendet und im August kamen sie vor die Assisen.

Während vor den Assisen in Perpignan über sie Gericht gehalten wird, berichten südfranzösische Blätter ein schauderhaftes Ereigniß, welches beweist, daß alle Maßregeln der Vorsicht und der Strenge, wie sie von den spanischen und französischen Behörden getroffen werden, an der Verworfenheit dieser Straßenräuber scheitern. Mitten in den Bergen von Catalonien steht eine Kapelle der Jungfrau Maria, nach welcher im ganzen Monat August zahllose Schaaren von Gläubigen aus der Nähe und Ferne der Provinz wallfahrten. Vor einigen Wochen trat auch ein Mann aus Perpignan mit seinen beiden Söhnen diese Pilgerfahrt an; die Drei gingen entschlossen über die Pyrenäen und erreichten die catalonischen Gebirge. Da wurden sie plötzlich bei Prat Balogué von sechs Banditen angegriffen, mit starken Stricken geknebelt, mit verbundenen Augen auf Maulthiere gesetzt und fortgeschleppt. Am folgenden Tag führten die Räuber den Vater wieder auf die Landstraße und erklärten ihm, als sie ihn entließen, daß, wenn er binnen acht Tagen nicht 60000 Franken als Lösegeld für seine Söhne an einen näher bezeichneten Ort niederlege, sie ihm von jedem der beiden Gefangenen ein Auge übersenden würden. Der Vater, ein blutarmer Mann, konnte sich das verlangte Lösegeld nicht verschaffen, und man denke sich seine Verzweiflung, als er am zwölften Tage einen Brief folgenden Inhalts erhält: »Freund! Wir haben die schuldigen Duros bis zum 10. August erwartet. An dem bewußten Orte fanden wir weder Geld noch Briefe. Du empfängst also hiebei von jedem deiner Söhne ein Auge. Ist binnen drei Tagen die geforderte Summe nicht in unsern Händen, so ist es um deine zwei Söhne geschehen. Grüße uns deine Familie. Joseph, genannt Mulet.« — Die ganze bewaffnete Polizeimannschaft ist natürlich auf den Beinen und die Behörden haben alle Maßregeln getroffen, um der Räuber habhaft zu werden, ob mit Erfolg, wird sich zeigen.

*** (Flußpiraten.) Eine ganz eigenthümliche Menschenklasse sind die Flatbootmen in Amerika, Schiffer, welche auf großen flachen Booten, die man eher für kolossale viereckige Kästen ansähe, den Ohio, Mississippi rc. mit Waarenladungen befahren. Unter diesen Flatbootmen hatte sich im Jahre 1840 eine der schändlichsten Raubbanden gebildet, die wohl je existirte; auf zweien von den Inseln nämlich, die im Mississippi liegen und mit dichtem Gebüsch und gewaltigem Baumwollen-Holzwuchs bedeckt sind, hausten diese Buben und überfielen von hier aus in der Nähe landende Kiel- und Flatboote, auf denen sie die Bootsleute ermordeten und über Bord warfen, die Ladung aber für gute Prise erklärten und hinunter nach Neu-Orleans zum Verkauf schafften. Das war aber noch ihr kleinster Geschäftszweig; bei dieser Art Raub wurden ihnen nur die Boote zu Theil, die zufällig in ihrer Nähe anlegten und vielleicht nicht einmal eine werthvolle Ladung führten; um sicherer zu gehen, mußten sie eine andere Bahn einschlagen. Von ihrer weit verzweigten Bande schickten sie des Flusses kundige Männer nach allen großen Städten hinauf, um dort die abgehenden Boote auszukundschaften und sich als Lootsen oder Steuermänner darauf zu verdingen. Mit den Strömungen des Mississippi genau bekannt, wußten diese dann das Boot so zu führen, daß es eine der Inseln in der Nacht erreichte, und dort rannten sie es auf den Sand. Keiner der unglücklichen Bootsleute entging hier dem Verderben; sie durften nicht geschont werden, da die Verbrecher sonst verrathen und vernichtet worden wären; die besten Güter schafften sie nachher auf ein Dampfschiff und versenkten das Boot oder nahmen dies auch selbst, wenn sie keine Entdeckung durch besondere Kennzeichen desselben fürchteten, nach Neu-Orleans hinunter. Lange Jahre hatten die Verbrecher ihre Räubereien ungestraft verübt, und nicht Hunderte, nein, Tausende von Menschen gemordet, ohne entdeckt zu werden. Wer konnte ihnen auch nachspüren, da man nie Jemanden vermißte, und wen man vermißte, in irgend einem andern Theile der Union glaubte. In einem Lande, wo sich der vierte Theil der Bevölkerung stets auf Reisen befindet und über keine Seele Controlle geführt wird, ist es sehr schwer, ja fast unmöglich, einen Mord zu entdecken, wo man weiter keine Beweise hat, als daß der Gemordete fehlt; die Seinigen beweinen ihn nicht einmal, denn daß er todt seyn könne, ist ihr letzter Gedanke, sie vermuthen ihn auf irgend einer Speculation nach Texas oder dem fernen Westen begriffen und hoffen ihn mit der Zeit zurückkehren zu sehen. Jedes Verbrechen hat aber sein Ziel; die Buben wurden durch die ungestrafte Ausübung ihrer Schandthaten nach und nach kühn, und überfielen auch einst am hellen Tage ein Flatboot, das dicht an der oberen Insel hinfuhr. Es kam von Missouri, und die wenigen Franzosen, die sich darauf befanden, konnte man leicht überwältigen. Einem aber, der sich wüthend zur Wehr setzte und zwei der Räuber erschoß, hieb ein mächtiger Kentuckier mit einer Axt den rechten Arm ab, mit dem sie dann noch hohnlachend den Unglücklichen schlugen. Kaum hatten sie ihn aber über Bord geworfen, als ein Dampfboot, das geräuschlos und während dem Gefecht fast unbemerkt herangekommen war, herbeibrauste. Vergebens suchten sie jetzt den

Verstümmelten wieder zu fangen, daß er nicht vom Dampfschiff aufgefischt werden konnte; mit der Kraft der Verzweiflung schwamm aber dieser, die eine Hand zum Ruder gebrauchend, in dem Strom, schrie um Hilfe und ward glücklich an Bord genommen. Zwar beschloßen die Räuber nun, da sie sich verrathen sahen, ihre alten Schlupfwinkel zu verlassen, vertrauten jedoch zu sehr auf ihre Stärke, um wegen eines augenblicklichen Uiberfalls besorgt zu seyn, und wollten auch ihre aufgehäuften Schätze nicht im Stiche lassen. Zu lange hatten sie aber gezögert, schon am nächsten Morgen, bei Tagesgrauen, sahen sie sich von allen Seiten angegriffen und einige sechzig fielen nach verzweifelter Gegenwehr in die Hände der Landleute, die, obgleich der Sheriff sie dem Gesetz verfallen erklärte und abführen wollte, zu gut nur wußten, wie viele im wilden Lande den Buben freundlich gesinnt waren, und leicht wieder ihrer Flucht behilflich seyn konnten. Schnell entschlossen traten sie zusammen, und schrecklicher wurde das Lynchgesetz (Volksjustiz) noch nie in Anwendung gebracht, als damals. Die Hände band man den Verbrechern auf den Rücken, ihre Leiber wurden aufgeschnitten und sie selbst dem gierigen Strom übergeben, der ihnen so manches Opfer verdankte, und jetzt meilenweit den blutigen Schaum mit sich hinunter auf der trüben Oberfläche führte. Die noch übrigen Verbrecher flohen, da sie sich von den Ihrigen verrathen glaubten, erschreckt nach Texas, und seit jener Zeit sind die Inseln des Stromes von jener Rotte rein gehalten. (F. Gerstäcker, im Ausland.)

*** (Spanische Studenten.) Die Mehrzahl der spanischen Studenten, welche die sogenannten Brodwissenschaften studiren, geht aus den ärmeren Ständen hervor, daher viele von ihnen in der Nothwendigkeit sind, neben der Wissenschaft irgend ein Gewerbe zu betreiben, um den nothdürftigsten Unterhalt zu verdienen. Die Mediziner fangen ihre Laufbahn sehr oft als Bartscherer an, viele Juristen führen morgens den Kehrbesen und die Schuhbürste in derselben Hand, mit welcher sie abends in den Pandekten und Gesetzsammlungen blättern, und noch häufiger verdingen sich die jungen Theologen gegen Kost und Wohnung und gegen gewisse Freistunden als Bediente in wohlhabenden Häusern. Um die Ferienreise zu unternehmen, bilden die Studenten größere oder kleinere Haufen, die mit Musik und Gesang von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt ziehen und bei Arm und Reich um einen Zehrpfennig bitten, der ihnen gewöhnlich mit vieler Freigebigkeit gereicht wird. Die fahrenden Studenten sind wegen ihrer guten Laune, ihrer Schwänke und ihrer Musik beliebt im ganzen Lande und man läßt ihnen eine Menge Streiche hingehen, die sich kein anderer herausnehmen dürfte ohne strenge Ahndung. Diese Bettelfahrten — la tuna geheißen — haben so großen Reiz für die Studenten, daß sich ihnen viele Söhne wohlhabender Häuser aus bloßer Liebhaberei anschließen. Die Studenten tragen auf der Tuna eine Art Landstreicheruniform, deren wesentlichstes Stück in einem möglichst zerlumpten schwarzen Mantel von elendestem Stoffe besteht. Da das Tragen eines anständigen Kleiderstaates allen Regeln und Uiberlieferungen des Handwerks zuwider seyn würde, so wird der Mantel, sobald er aus den Händen des Schneiders kommt, mit Messerstichen zersetzt, und wenn die Risse im ersten Eifer etwa zu groß ausfallen, so näht man sie mit der Packnadel und mit Bindfaden wieder zu. Als Kopfbedeckung trägt der fahrende Student einen Dreimaster von grobem Filz, der quer auf das Ohr gesetzt wird, und der ganzen Erscheinung einen Stempel von origineller Liederlichkeit aufdrückt. Zu der Wahl der übrigen Theile des Anzuges hat die Willkür des Einzelnen freies Spiel, vorausgesetzt nur, daß sich nicht etwa eine Spur von Reinlichkeit und Sorgfalt darin bemerklich mache.

(Allg. Ztg.)

*** (Uiber die Behandlung der Armen in Londoner Arbeitshäusern) gibt die »Times« einen wahrhaft schaudererregenden Bericht. Das englische Blatt schreibt: Seit einiger Zeit circuliren betrübende Gerüchte über das Arbeitshaus von Andover; man behauptete, die Verwaltung mäße den unglücklichen Kostgängern ihre Portion mit einer abscheulichen Sparsamkeit zu und reduzirte sie förmlich auf den Hunger. Man erzählte, daß in der Werkstatt, wo die Knochen zum Düngen pulverisirt werden, die armen, bei dieser harten und ungesunden Arbeit beschäftigten Arbeiter wie Hunde um die Fetzen Fleisches stritten, die noch an den auf den öffentlichen Schindangern gesammelten Knochen hingen, und daß sie, um ihren Hunger zu stillen, nicht einmal vor den scheußlichen Resten der anatomischen Theater zurückbebten. Eine Magistratsperson aus der Nachbarschaft, Inspektor der Anstalt, von ehrenwerthen Personen hiervon benachrichtigt, begab sich in das Armenhaus, von Herrn Paren, einem Arzte begleitet. Er kam in den Hof, verlangte nach dem Direktor und befahl, daß man ihm zehn zufällig genommene männliche Arbeiter vorführte. Nachdem er sie aufgefordert hatte, die Wahrheit zu sagen, ohne Furcht und ohne Uibertreibung, fragte er sie in folgender Weise aus: »Werdet ihr dazu gebraucht, Knochen zu reiben?« — »Ja.« — »Ist es wahr, daß die Armen eurer Werkstatt die Gewohnheit haben, das Fleisch dieser Reste zu essen, den Knorpel abzunagen und das Mark auszusaugen?« — »O ja,« antworteten Alle. Von zehn gestanden acht ein, daß sie oft Theil an dieser ekelhaften Mahlzeit genommen hätten, um einen wüthenden Hunger zu befriedigen. Die zwei andern hatten nicht mitgegessen, aber sie bekräftigten die Aussagen ihrer Kameraden. — »Konnten euch diese Knochen denn Lust machen?« — »Wir fallen mit Gier darüber her. Wenn Einer von uns einen guten Knochen sieht, den die Anderen nicht bemerkt haben, so beeifert er sich, ihn den Augen seiner Kameraden zu entziehen, und verbirgt ihn in Erwartung einer günstigen Gelegenheit zum Verspeisen.« — »Habt ihr welche verborgen?« — »Ja.« Und hierauf gingen Mehrere hin, um Knochen aus dem Aschenhaufen auszugraben; die Magistratsperson bemerkte dem Direktor, daß sie abscheulich stänken. Diese Fakten, fügt die »Times« hinzu, sind zur Kenntniß der Regierung gebracht worden, aber keine Verbesserung in der Polizei des Arbeitshauses hat Statt gefunden.

*** (Ein Gefangener im Kaukasus.) Ein den Europäern fast gänzlich unbekanntes Volk sind die Ubichen im kaukasischen Küstengebirge. Einem einzigen Europäer gelang es, und das unter sehr traurigen Umständen, das Innere ihres Landes zu sehen, dem Baron von Turnau, Adjutanten des russischen Generallieutenants Gurko. Auf Befehl des russischen Kaisers werden von Zeit zu Zeit Offiziere, welche die Sprache der kaukasischen Stämme erlernen, als Kundschafter in das Innere geschickt, theils um in unbekannten Gegenden topographische Arbeiten aufzunehmen, theils um die Stärke, Einrichtungen, Lebensweise und Gesinnungen der Stämme, die in keinem Verkehr mit den Russen stehen, zu erforschen. Es sind dies höchst gefährliche Missionen, die äußerst selten gelingen. Baron von Turnau bereitete sich dazu lange vor. Er gab seinem Gesicht einen bräunlichen Teint, und seinem Bart die Form, wie sie die Eingebornen zu tragen pflegen. Auch die Sprache der Ubichen suchte er früher zu erlernen. Da aber die rauhe Aussprache vieler Wörter ganz unnachahmlich ist, kam Baron Turnau mit seinem Führer überein, daß er ihn als einen Taubstummen durch das Land geleite. So trat der russische Offizier die gefährliche Reise an und wanderte mehre Tage von Stamm zu Stamm ohne erkannt zu werden. Als aber einer der Works (Edelleute), bei dem er übernachtete, Argwohn schöpfte und den Führer bedrohte, verrieth dieser den Baron und der Work hielt ihn sogleich als Gefangenen zurück. Für seine Freilassung forderten die Ubichen von dem russischen Kommandanten der Festung Ardler eine Mütze voll Silberrubel. Als dieser sich zur Zahlung bereit erklärte, erhöhten die Bergbewohner ihre Forderung und wollten nur gegen einen ganzen Scheffel voll Rubel den Gefangenen ausliefern. Der russische Kommandant fragte deshalb bei dem damaligen Oberbefehlshaber Baron von Rosen an. Die Sache ward nach St. Petersburg berichtet und der Kaiser willigte ein, daß das hohe Lösegeld für die Freilassung des Barons gezahlt werde. Aber der General Rosen stellte dem Kaiser vor, daß es dem russischen Interesse förderlicher sey, Hrn. von Turnau noch einige Zeit in der Gefangenschaft zu lassen, denn erstlich wäre die Bezahlung eines so hohen Lösegeldes ein schlimmes Beispiel und die Bergbewohner würden künftig für jeden gefangenen Offizier denselben Preis fordern, statt sich wie bisher mit einigen hundert Rubeln zu begnügen; sodann werde Baron Turnau als Gefangener vielleicht Gelegenheit haben, manche nützliche Beobachtungen über das Land und den Charakter dieses bisher fast unbekannten Volkes zu machen, deren Mittheilung die noch so dürftige Kenntniß der kaukasischen Volksstämme bereichern würde. Der unglückliche junge Offizier wurde dieser Rücksicht geopfert, er verlebte einen traurigen Winter in schrecklicher Gefangenschaft, von Frost und Hunger gequält, als Sklave zur härtesten Arbeit gezwungen und oft mißhandelt. Mehre Fluchtversuche mißlangen ihm. Um ihm jede weitere Flucht unmöglich zu machen, sperrte ihn der Häuptling in einen Käfig, der halb in der Erde eingegraben und dabei so enge war, daß der Gefangene darin weder aufrecht stehen, noch ausgestreckt liegen konnte. So schmachtete Baron von Turnau lange im qualvollen Kerker, fiel in eine schwere Krankheit und litt grausame Schmerzen ohne

daß der Anblick seiner Leiden die Herzen seiner Hüter erweicht hatte. Schlaflos brachte er unter Seufzern die Nächte in seinem Käfig zu, die Kleider faulten ihm auf dem Leibe und er würde wahrscheinlich sein Leben im Kerker geschlossen haben wenn ihn nicht ein Zufall gerettet hätte. Der Häuptling, in dessen Händen der Arme war, hatte einen seiner Diener schwer beleidigt, der dafür Rache brütete. Als eines Tages alle Leute außer dem Hause beschäftigt waren, ermordete der Diener seinen Herrn, befreite den Gefangenen aus dem Käfig, band ihn, da der kranke Baron, mit Geschwüren bedeckt, sich vor Mattigkeit nicht auf dem Pferde zu halten vermochte, auf dem Sattel mit Riemen fest und jagte mit ihm in vollem Galop davon. In einem Tage legten sie achtzig Werste (gegen 12 Meilen) zurück, entrannen glücklich den Verfolgern und erreichten die Festung Ardler.

(Allg. Ztg.)

Industrielles.

** (Elektrische Telegraphen zur Privatkorrespondenz und zum Hausgebrauch.) In England bildet sich jetzt eine eigene elektrotelegraphische Gesellschaft, welche das ganze Königreich mit einem Telegraphennetz überziehen will, dergestalt, daß jeder Privatmann gegen einen Beitrag mit seinen entferntesten Freunden in eine telegraphische Korrespondenz treten kann. Auch wird in England der elektrische Telegraph bald zum häuslichen Gebrauch angewendet werden. Man hat bereits im Travellers-Club einen Versuch damit gemacht. Ein Bediente steht im Speisesaal, und ein anderer im Keller, wohin der Befehl, eine Flasche Wein heraufzubringen, durch den Telegraphen geschickt wird. Schlägt der Versuch gut aus, so haben sich bereits mehre Familien entschlossen, dieselbe Einrichtung in ihren Häusern zu treffen. Man hängt Drähte von einem Stockwerk in's andere, und eine besorgte Mutter im Staatszimmer kann in einer Sekunde Nachricht haben, wie es in der Kinderstube in dem Stock darüber aussieht. Auch das Anmelden kann bequemer und zuverlässiger geschehen. Der Ankommende, der seinen Namen unverstümmelt zu den Ohren des Herrn kommen lassen und ihn dem Mund des Portiers nicht anvertrauen will, telegraphirt ihn selbst von der Thür vermittelst der galvanischen-Drähte im Nu nach dem Vorzimmer hinauf, wo ihn der Bediente entziffert und dem Herrn meldet. An Dienerschaft, die das elektrische Alphabet lesen können, wird es zwar anfangs fehlen, gewiß aber wird man dies Lehrfach ehestens in den Schulplan der Elementarschulen aufnehmen.

** (Elektrische Flinten.) Kürzlich wurden zu Woolwich neue Versuche mit dieser merkwürdigen Erfindung gemacht. Die Scheibe war 40 Yards (115 W. Fuß) von der Flinte entfernt. In dieser Entfernung war die Wirkung furchtbar: ein drei Zoll dickes Bret wurde durchbohrt und die Kugeln, welche die eiserne Scheibe trafen, schlugen sich platt wie Halbkronenstücke, oft zersprangen sie zu Atomen. Die Schnelligkeit der Schüße war erstaunlich, sie fielen ohne merkliche Unterbrechung fort, so lange es der Ingenieur für thunlich hielt. Die Kosten, wenn man die Maschine 18 Stunden lang in beständiger Entladung hält und nur alle vier Stunden einige Minuten ruhen läßt, werden auf 10 Pfd. Sterl. (100 fl. C. M.) angeschlagen; während dieser Zeit schießt sie mehr Kugeln ab, als zwei Regimenter Musketiere könnten, wenn sie mit der größten ihnen möglichen Schnelligkeit schößen.

** (Flachsspinnschule in Adersbach.) In Adersbach, einem Riesengebirgsdorf im nordwestlichen Zipfel des Königgrätzer Kreises, hat im Mai l. J. der Herrschaftsbesitzer Hr. Johann Edler von Nadherny aus eigenem Antrieb und eigenen Mitteln eine Flachsspinnschule gegründet und dazu einen Spinnmeister aus Westphalen, Hrn. Wiesbroek, als Lehrer berufen. Man hat nämlich in Westphalen durch eine besondere Flachsbereitung und andere Vortheile dem Handgespinnst nebst ganz besonderer Festigkeit eine solche Feinheit zu geben gewußt, wie sie sonst nur das Maschinengarn hat. Diese Methode, mittelst deren der Spinner, wenn er wohl eingeübt, viermal so viel erzeugen kann, als sonst, hat nun Hr. von Nadherny, um der Linnenindustrie und somit auch der Erwerbsfähigkeit im böhmischen Riesengebirge einen neuen Aufschwung zu geben, durch diese Spinnschule nach Böhmen verpflanzt. Jeder, der sich meldete, erhielt unentgeldlichen Unterricht, und außerdem soviel Flachs, als er verspinnen konnte. Das versponnene Garn wird den Schülern zu hohen Preisen abgenommen, und zu noch größerer Aufmunterung werden von Zeit zu Zeit Spinnprämien vertheilt. Nach wenigen Monaten zählte die Schule bereits 60 Schüler, wovon fast die Hälfte anderen Dominien angehörten. Bald verbreitete sich der Ruf dieser trefflichen Anstalt auch außerhalb der Gränzen der benachbarten Herrschaften und Kreise Böhmens, und es meldeten sich Schüler aus Mähren, Oesterreich-Schlesien, ja einer sogar aus Laibach. Im September wurden bereits zwei in dieser Spinnschule ausgebildete Individuen entlassen, um auf zwei, nach dem Muster der Adersbacher errichteten Spinnschulen, zu Hronow (Herrschaft Nachod im Königgr. Kr.) und Gurschdorf (im Troppauer Kr. in Oester. Schlesien), als Lehrer angestellt zu werden. Was in Böhmen ein Privatmann gethan, thut nun in Preußen auch die Regierung: es wird nämlich in Preußisch-Schlesien die Errichtung solcher Spinnschulen auf königliche Kosten betrieben. Die erste, in Hirschberg, soll in Kurzem eröffnet werden.

**(Der erste Erfinder der Flachsmaschinenspinnerei), Philipp de Girard, ist im August d. J. in Paris verstorben. Ihm war es ergangen, wie so vielen Entdeckern und Erfindern: seine Verdienste fanden erst dann Anerkennung, als es für ihn zu spät war. Als Napoleon im Jahre 1810 einen Preis von 1 Million Franken für die Erfindung einer Flachsspinnmaschine aussetzte, war er es, der die Aufgabe löste; allein die Kommission verstand seine Plane nicht und Girard mußte mit leeren Händen ausgehen. Seine Versuche hatten ihn so viel Geld gekostet, daß er im Jahre 1814 finanziell ganz zu Grunde gegangen war, er kam bei der Regierung um eine Unterstützung ein, wurde aber mit seinem Gesuche gänzlich abgewiesen. Zur selben Zeit machte ihm Oesterreich Anerbietungen und er ging auf diese ein. Erst nach vielen Jahren kehrte er wieder nach Frankreich zurück, wo man mittlerweile eingesehen hatte, daß er die Grundzüge und die Einzelheiten der mechanischen Spinnerei ungefähr ebenso angegeben hatte, wie sie gegenwärtig im Gebrauche sind; die Regierung wollte ihm eine Pension bewilligen, allein der diesfällige Gesetzentwurf wurde auf die nächste Session hinausgeschoben, und der arme Girard starb darüber. Doch hatten ihm die Spinnereibesitzer in der letzten Zeit eine Pension von 6000 Franken ausgesetzt. (Philipp de Girard ist auch der Erfinder des Tremolophon, einer neuen Art Piano mit zwei Klaviaturen und einer Besaitung.)

Länder- und Völkerkunde.

** (Eine neue Art der Kriegsführung im Kaukasus) hat der russische Feldherr Graf Woronzow ersonnen. Da die ungeheuren Wälder, welche die Bergketten des Kaukasus bedecken, den Tscherkessen sowohl auf ihrem Rückzuge, als bei ihren Angriffen zum Schutz dienen und die Operationen der Russen hindern, so hat Graf Woronzow befohlen, diese Wälder niederzubrennen. Sapeur- und Jägerdetachements sind mit Ausführung dieses Befehles beauftragt worden. Ein Transport von mehr als 50 Wagen, beladen mit Theer, Pech, Terpentin und anderen Zündstoffen, ist von Taganrog nach Stawropol abgegangen.

** (Die Goldwäscherei in Siebenbürgen.) Der größte Theil der Flüsse, welche Siebenbürgen bewässern, die beiden Samosch, die Körösch, der Ompoly, der Gyogy, Strigy, Marosch, Bystric, Laposch, Dumbravica führen Gold mit sich. Der Fluß, welcher am meisten mit sich führt, ist der Aranyos, d. h. der Goldene; er entspringt in den östlichen Gebirgen Siebenbürgens und ergießt sich in die Marosch. Die Goldwäsche wird durch Zigeuner besorgt. Die Blättchen des kostbaren Metalles lassen sich schon gewinnen, wenn man das Wasser und den Flußsand auf Wollenzeug gießt, an dem das Gold hängen bleibt, gewöhnlich aber wäscht man den Sand in einem ausgehöhlten Brette, Tekenyo genannt. Die Zigeuner verrichten dieß Geschäft mit erstaunlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit. Sie fassen das Brett an beiden Enden an, lassen das Wasser fallen, schöpfen neues ein, und gießen es aus, bis sie das reine Gold glänzen sehen. In wenigen Augenblicken ist eine Handvoll Sand ausgewaschen. Die goldwaschenden Zigeuner sind in zwölf Parteien zu 80 bis 120 Personen eingetheilt. Jede dieser Abtheilungen steht unter einem Aufseher, welcher dem in Zalathna wohnenden Generaldirektor Rechnung abzulegen hat. Sie sind frei von den öffentlichen Lasten, aber nicht von den herrschaftlichen Frohndiensten. Diese Abtheilungen haben keinen bestimmten Ort, wo sie ihr Geschäft fortwährend verrichten müßten; jeder Zigeuner wäscht den Sand, wo es ihm gefällt, heute in einem Fluße, morgen in einem andern, am häufigsten im Aranyos. Er erhält einen Erlaubnißschein, kraft dessen er bald hier, bald dort sein Gewerbe ausübt. Dagegen muß er jährlich eine Pizete (etwa 86 Gran Dukatengewicht) Goldstaub liefern, die ihm zu 3 fl. 40 kr. abgekauft wird. Wenn er aber

fleißig ist, so kann er 3 Pizeten die Woche gewinnen, jede wird ihm zu obigem Preise bezahlt. Am reichlichsten ist die Ernte, wenn starke Regen fallen, wo dann die Gießbäche das Gold aus dem Gebirge herabführen. Alles Gold, welches die Zigeuner gewinnen, soll an den Aufseher abgeliefert werden, an andere es zu verkaufen ist ihnen verboten. Bis jetzt ist das Maximum des in den Waschen gewonnenen Goldes 12 Kilogrammes (21¾ Pfd. Wiener Handelsgewicht) gewesen. Die Ausbeute wäre viel reicher, wenn sie mit fleißigeren Arbeitern betrieben würde. Aber es gibt keine ärgeren Faullenzer in der Welt, als die Zigeuner. Oft nehmen sie sich nicht einmal die Mühe, im ganzen Jahre die geringe Quantität Goldes auszuwaschen, die sie an den Fiskus abzuliefern haben und in wenigen Tagen gewinnen könnten.

*** (Zurückweichen der Niagarafälle.) Dr. Charles Lyell, der kürzlich eine Reise in Nordamerika veröffentlicht hat, in welcher er hauptsächlich die geologischen Verhältnisse der Vereinstaaten erörtert, hat auch der oft schon erhobenen Frage seine Aufmerksamkeit geschenkt, ob die Niagarafälle nicht einst weiter nördlich gewesen seyen. Lyell hat deshalb seine Untersuchungen an Ort und Stelle angestellt und bejaht die Frage. Er behauptet, der Rückgang der Fälle betrage etwa 1 Fuß im Jahre, und es seyen 35000 Jahre erforderlich gewesen für den Rückgang der Fälle von der Böschung bei Queenston bis an ihre jetzige Stelle.

*** (Die Verwiesenen in Sibirien und die Deportirten in Neusüdwales.) Die Verwiesenen bilden in Sibirien den größten Theil der russischen Bevölkerung. Man muß unter ihnen mehre, sehr auffallende Klassen unterscheiden. Vor allen die, welche wegen Verbrechen, und jene, welche wegen Vergehen deportirt wurden. Die Todesstrafe existirt in Rußland nicht: die Knute und die Verweisung ersetzen sie. Die wegen Verbrechen Verurtheilten werden wie die französischen Bagnosträflinge zur Zwangsarbeit angehalten. Die Übrigen werden in fünf Klassen eingetheilt: erstens, Individuen, welche die Peitschenstrafe erlitten; diese werden zu den härtesten Arbeiten in Fabriken und Hüttenwerken verwendet und heißen provisorische Arbeiter. Die zweite Klasse umfaßt Leute, welche zu verschiedenen, eine kräftige Konstitution erheischenden Arbeiten bestimmt sind. In die dritte Klasse kommen, die — weniger tauglich zu schweren Arbeiten — als Dienstboten verwendet werden. Die vierte Klasse besteht aus solchen, welche minder strafbar und zu Feldarbeiten tauglich sind; diese heißen Poselenci. Die fünfte Klasse endlich begreift solche Personen, welche ihrer Jugend oder Schwäche halber zu jeder Arbeit unfähig sind, und auf Staatskosten unterhalten werden. Jeder Verwiesene kann durch ordentliche Aufführung aus einer Klasse in die andere, und so bis in die vierte kommen. So lang er in den früheren Klassen steht, wird ihm seine Arbeit bezahlt. Ein Theil seines Lohnes wird zu seiner Unterhaltung verwendet. Der Rest wird aufgehoben und ihm dann übergeben, wenn er, in die vierte Klasse aufgenommen, sich niederlassen und für eigene Rechnung arbeiten darf. Die Regierung weist ihm dann ein Stück Land an, und befreit ihn auf drei Jahre von jeder Steuer. Die sieben folgenden Jahre zahlt er die Hälfte der von den Kronbauern erhobenen Steuer. Nach Ablauf dieser Zeit tritt er mit diesen auf ganz gleichen Fuß und genießt dieselben Rechte. —

Es ist gewiß ein sehr schöner Gedanke, aus der Gesellschaft Verbrecher und Landstreicher auszumerzen, die so schreckliche Todes- und die auf dem Staat so schwer lastende Gefängnißstrafe durch Deportation zu ersetzen, Verirrte durch Arbeit wieder zum Recht und zur Sittlichkeit zurückzuführen und so nützliche Colonien zu gründen und in unbewohnten Gegenden den Samen zu einer zukunftreichen Bevölkerung zu legen. Zwei Völker versuchten dieses Problem zu lösen, aber wenn man die Erfolge beider vergleicht, muß man Rußland den Vorzug zuerkennen. In Sibirien weiß man die Ordnung leicht aufrechtzuerhalten. Nicht so in der Strafcolonie auf Neuholland. In diesem verschlimmert sich der sittliche Zustand der Bevölkerung auf die auffallendste Weise. Im Jahre 1825 wurden von 16000 Deportirten 6000 in der Strafcolonie wegen neuer strafbarer Handlungen verurtheilt; zehn Jahre später, im Jahre 1835, von 28000 Deportirten 22000, und in dieser Zahl sind noch die eigentlichen Verbrechen nicht inbegriffen. In den Jahren 1810 bis 1817 beging von 370 Deportirten erst einer ein Verbrechen, in den Jahren 1831 bis 1835 bereits einer von 120. Die Verbrechen waren also in Vergleich zur Bevölkerung um das Dreifache zahlreicher geworden. Die Ursachen dieser Verschlimmerung sind verschieden. Voran steht der Mangel aller Organisation unter den Deportirten, und die vorzeitige Einführung eines Geschwornengerichtes, das die Verbrecher dem Urtheile gleichgesinnter Menschen unterwirft und ihnen daher natürlich Straflosigkeit sichert. Ein empörendes Beispiel erzählt der Seeumsegler Dupetit Thouars. Eines Tages vereinigten sich etwa ein Dutzend Deportirter, die an den Gränzen der Colonie als Dienstboten verwendet wurden, um einigen Eingebornen, die kraft Vertrags nah an der Gränze wohnten, nachzustellen. Sie jagten ihnen nach, trieben sie, achtzehn an Zahl, Männer und Weiber, in eine Hütte, banden sie mit Stricken, und schleppten sie in die Wälder. Dort zündeten sie ein großes Feuer an, warfen die Unglücklichen hinein und schoßen mit Gewehren und Pistolen nach Allen, die dem Flammentode zu entrinnen suchten. Diese scheußliche Unthat wurde bekannt, die Schuldigen vor den Kriminalhof berufen. Die That wurde bewiesen, aber nach viertelstündiger Berathung fällte die Jury den Spruch: Nichtschuldig. Die Mörder wurden in Freiheit gesetzt. — Eine zweite Ursache der Sittenverschlimmerung unter den Deportirten in Neuholland ist der Umstand, daß alle Klassifikation zwischen den Verurtheilten mangelt. Ob sie wegen eines Verbrechens oder eines Vergehens nach Australien geführt wurden, immer erwartet sie dasselbe Loos. Durch diese, den allerersten Principien der Justiz widerstreitende Verwirrung werden unglückliche Verirrte mitten unter die verstocktesten Sünder gethan und vervollkommnen sich unter deren Leitung im Laster.

In welche Klasse der russische Verwiesene bei seiner Ankunft in Sibirien auch eingereiht wird, stets verbietet das Gesetz ausdrücklich, Mütter und Kinder von ihren Gatten und Vätern zu trennen, außer wenn die ersteren ausdrücklich vor Gericht den Wunsch ausgesprochen haben, das Schicksal des Verwiesenen nicht zu theilen. Ganz anders in Sidney. Kaum ist der Deportirte ausgeschifft, so werden sie ausgestellt und jeder Colonist kann unter ihnen wählen, und so geschieht es fast immer, daß Eheleute, wenn sie als Arbeiter zu Grundbesitzern kommen, auf das roheste getrennt werden. Säuglinge werden in das Waisenhaus zu Paramatta gebracht, während die Mutter ihrem neuen Herrn folgen muß und ihr Kind monatelang, jahrelang, ja oft fürs ganze Leben aus den Augen verliert. Bei solcher gewaltsamen Trennung ergeben sich oft herzzerreißende Scenen; man kann die Verzweiflung der armen Geschöpfe begreifen, aber nicht schildern. Dieses Verfahren ist eben so unmoralisch als unmenschlich. Den Familiensinn bei ohnehin schon dem Laster ergebenen Menschen zerstören, heißt dies nicht das letzte Band noch zerreißen, das sie an die Tugend fesselt? Heißt das nicht sie gewaltsam zum Kampf gegen die Gesetze aufreizen, die ihrer zartesten Gefühle spotten?* Man muß gestehen, daß hierin — sowohl was die Besserung der Übelthäter wie was deren materielles Wohlseyn betrifft — England weit hinter Rußland zurücksteht.

Die Klasse der ackerbautreibenden Verwiesenen betrug im J. 1840 134630 Individuen, wovon 64340 in Ostsibirien jenseits des Jenisej, 70290 in Westsibirien lebten. Etwa 11000 dieser Poselenci waren bei den Goldwäschen beschäftigt. Die Zahl der Verwiesenen, welche dieser Klasse einverleibt wurden, ist in raschem Steigen. Im Jahre 1839 empfing Sibirien 950 verwiesene Landbebauer, im Jahre 1840: 1184, 1841: 1482. Dieses Wachsthum ist eine Folge der Maßregeln der Regierung, welche die Zahl der Colonisten so schnell als möglich vermehren will, und daher alle Leute ohne bestimmtes Gewerbe, alle Leibeigenen, deren Entfernung die Herren wünschen, dieser Klasse einverleibt. Der Leibeigene, der von seinem Herrn verstoßen wird, fällt der Krone zu; und anstatt wie sonst ihn in Rußland zu behalten, schickt man ihn heut zu Tage nach Sibirien. Das scheint hart, ist's aber nicht. Der russische Leibeigene, der verwiesener Landbauer wird, gewinnt ungemein bei dem Tausche. Im Hause

* Es ist manches Wahre in diesen Fragen, und die in diesem Hefte (in dem Aufsatz Abenteuer eines Auswanderers) erzählten Schicksale des deportirten Zigeuners mögen als Beleg hiefür dienen. Dagegen hat aber in Obigem die französische Antipathie gegen England auch ein Wörtchen mitgesprochen, und (vielleicht absichtlich) übersehen, wie nothwendig es im Interesse der Menschheit ist, Kinder bei Zeiten von ihren verbrecherischen Eltern zu trennen und auf Kosten des Staates zu erziehen. Diese Erziehung ist sehr sorgfältig; wenigstens erzählt dies ein Deportirter selbst, dessen Angaben überhaupt mit den oben mitgetheilten nicht sehr übereinstimmen. (Siehe den Aufsatz »die englischen Sträflinge in Neu-Südwales« in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1845, Seite 10 — 13). F. K.

seines Herrn besaß er nichts, er war leibeigen im strengsten Sinne des Wortes. In Sibirien findet er ein Stück Feld, ein Haus, das sein Eigenthum ist, er kann nach Belieben jedes Gewerbe ergreifen. Obwohl verwiesen, ist er nicht mehr an die Scholle gebunden, sein Gefängniß ist ein Land, so groß wie Europa, wo er frei seinen Wohnsitz wählen kann. Diese ehemaligen Leibeigenen, nun Bauern, Handwerker oder Kaufleute, wissen aber auch diese Lage zu schätzen und wünschen sich Glück zu einer Züchtigung, der sie Freiheit und Wohlstand verdanken. Eines Tages traf Hr. von Tichacew * einen Bauer, den er sonst in St. Petersburg als Leibeigenen gekannt hatte. Dieser Mann wußte sich sein jetziges Loos nicht genug zu loben. »Ehemals,« sprach der Mann, »hätte ich mit Ihnen nicht anders als stehend reden dürfen; heut zu Tage sitze ich mit Ihnen am selben Tisch und plaudere mit Ihnen, als ob ich Ihres Gleichen wäre. Ich bewirthe Sie in meinem Hause, Herr Graf. Ja in meinem Hause!« wiederholte er stolz. Und der Mann hatte Recht: seine Rolle in der Gesellschaft war eine ganz andere. Früher war er Eigenthum, jetzt Eigenthümer; aus einer Sache war er ein Mensch geworden!

Natürlich ist hier von den politischen Verwiesenen nicht die Rede.

(Revue de deux mondes.)

Statistisches.

*** (Statistisches über die Oberfläche Böhmens.) Bisher hatte man die Totaloberfläche von Böhmen gewöhnlich auf 956,3 geographische oder 914 österreichische □ Meilen ** angenommen. Nach der heuer beendeten Katastralvermessung in Böhmen mißt dagegen dieses Königreich nur 944 geographische oder 902,66 österreichische □ Meilen. Davon entfallen auf

	öster. □M.	
Ackerland	428,64	mit einem ungefähren jährlichen Erträgniß von 5,400000 Mtz. Weizen. 13,000000 Mtz. Roggen. 21,600000 Mtz. Gerste u. Hafer. 1,200000 Mtz. Hülsenfrüchte. 24,000000 Mtz. Kartoffeln und Rüben.
Wiesenland	91,65	» » » von 645000 Ct. Grünfutter.
Gartenland	8,1	— — — — — —
Weinland	0,31 (nicht ganz ⅓ □M.)	28300 Eimer Wein.
Weideland	68,4	— — — — — —
Waldland	263,88	» » » » 3,298238 Klft. hartes u. weiches Brenn-, Bau- u. Nutzholz.
Ausgetrocknete Teiche und Sümpfe	0,21	— — — — — —
Unproduktiver Boden	36,71	(Von diesem entfallen auf Sümpfe 0,49, auf Teiche 9,95, auf Torfstiche 0,088, auf Steinbrüche 0,146, auf Schotter-, Sand- u. Lehmgruben 0,138, auf unbenützte Flächen und Oedungen 1,588, auf nackte Felsen 0,43, auf Flüsse und Bäche 4,76, auf Wegparzellen 20,11 □Meilen).
Bau-Area	4,73.	

*** Sämmtliche deutsche Eisenbahnen beförderten im ersten Semester 1845 nicht weniger als 4,809987 Personen, 7,929989 Centner Güter und lieferten eine Gesammteinnahme von 5,469546 fl. 40 kr. C. M.

*** (Konsumtion von Paris.) Paris verzehrt jährlich Hunderte von Herden. Man sehe nur nachfolgende einfache Konsumtionslisten der letzten fünf Jahre.

	Rinder	Kälber	Schöpse
1840	98,517	72,928	440,663
1841	90,953	67,7 4	431,693
1842	91,172	72,192	449,008
1843	91,611	72,028	447,742
1844	93,001	78,602	440,455

Nehme man nun noch die Massen von Schweinen, Ziegen, Hasen, Hirschen, Hühnern ꝛc. ꝛc., welche diese Hauptstadt verzehrt, und man kann ermessen, welche ungeheure Lücken im Thierreiche die Eßwerkzeuge der Pariser alljährlich anrichten. An Seefischen z. B. hat Paris im vorigen Jahre nicht weniger als 16 Mill. Pfund (darunter über 2 Mill. Pfd. Häringe) verzehrt, an Muscheln und Schalthieren 800,000 Pfd. Wir bedauern, nirgends die Konsumtionslisten von London gefunden zu haben; diese müßten erst schaudererregende Resultate ergeben, denn während in Frankreich 40 Pfd. Fleisch jährlich auf jeden Kopf, oder vielmehr Magen kommen, verspeist jeder Engländer im Durchschnitt jährlich 100 Pfund, also 2½mal so viel Fleisch, als der Franzose.

*** (Die Eisenbahnen in den nordamerikanischen Freistaaten) betragen, mit Inbegriff der in Bau genommenen, eine Linie von 9378 Meilen; die Kosten derselben belaufen sich auf 344,215,880 fl. C. M.

Naturgeschichtliches.

*** (Mücken als Schweinefutter.) Jedes Jahr im Monate August oder Anfangs September, an milden Abenden, bildet sich plötzlich über der Mosel und längs den Ufern derselben eine oftmals dicke weiße Wolke, bestehend aus den weißen Augustmücken. Die Masse dieser Fliegen ist wirklich erstaunlich. Die Bewohner der Moselgegend wissen ihren Nutzen daraus zu ziehen, indem sie bei einbrechender Dunkelheit ein Strohfeuer dicht am Ufer des Flußes anzünden und dadurch die geflügelten Gäste veranlassen, sich dem Flammentode zu übergeben. In weniger als einer Stunde ist die Erde rings um das Feuer herum fuß-, ja kniehoch mit Mücken bedeckt; man füllt sie in Säcke und füttert Federvieh, besonders aber die Schweine damit. Naht man dem Feuer, so ist man im Augenblick in einen förmlichen weißen Ueberzug eingehüllt. Der Körper dieser Thierchen ist äußerst zart organisirt und von weißer Farbe. Haben sie sich einmal niedergesetzt, so mangelt ihnen die Kraft, sich wieder zu erheben und weiter zu fliegen.

*** (Die Schweine-Aristokratie in Cincinnati) heißt, wie Ch. Lyell in seinen vor Kurzem erschienenen: Travels in North-America (Reisen in Nordamerika) erzählt, eine Klasse reicher Kaufleute in der nordamerikanischen Stadt Cincinnati, die sich ein großes Vermögen dadurch erworben haben, daß sie jährlich etwa 200000 Schweine tödten, salzen und ausführen. Uibrigens laufen in den schönen Straßen dieser Stadt zahllose Schweine so frank und frei herum, als ob sie die Herren der Stadt wären. Sie sind niemand eigenthümlich, sondern jeder kann sie nach Gefallen aufnehmen, füttern und schlachten. Wenn sie sich zu schnell vermehren, so schreitet der Stadtrath ein und verkauft eine Anzahl davon. Es ist eine Lieblingsbelustigung der Knaben, auf den Schweinen zu reiten, und man zeigte uns eine kluge alte Sau, die sich immer sogleich niederlegte, wenn sie einen Knaben kommen sah.«

Elementarerscheinungen.

*** (Aschenregen.) Auf den Orkney-Inseln wurde in den ersten Tagen des September in zwei nach einander folgenden Nächten ein mehrstündiger Staub- oder Aschenregen beobachtet, der wie ein Schneegestöber aus Nordwest kam und mit abnehmender Heftigkeit einmal bis Mittag anhielt. Alles Hellfarbige wurde davon geschwärzt. Es scheint eine vulkanische Ursache zu Grunde zu liegen, wenigstens beobachtete man eine ähnliche Erscheinung auf den Orkneys im Jahre 1783, wo der letzte Ausbruch des Hekla auf Island stattfand. Vielleicht hört man bald von einer neuen Eruption dieses Vulkans.

*** (Ein seltsames Phänomen) hat sich bei Aurethissar, einem Dorfe 8 Stunden von der türkischen Stadt Salonik, ereignet. Ein daselbst gelegener nicht unbedeutender See hat sich nämlich in ein Salzbecken verwandelt und soll nun einige Mill. Occa Salz von bester Qualität enthalten.

---

* Verfasser einer kürzlich in französischer Sprache erschienenen »wissenschaftlichen Reise im östlichen Altai.« Die Sibirien betreffenden Angaben in obigem Aufsatz sind alle seinem Werke entnommen; jene über die englischen Deportirten den Reiseberichten theils des französischen Adm. Dupetit Thouars, theils des nordamerikanischen Commodore Wilkes. Franzosen und Nordamerikaner sprechen aber freilich selten zu Englands Gunsten. F. K.

** Die geographische □Meile mißt 9562,15 Joch, die österreichische 10000 Joch.

Ein Ausflug in's Isergebirge.

Reiseskizze von E. Straube.

(Schluß.)

Keine Vorstellung der unsicheren Aspecte half, als am nächsten Morgen der Himmel leidlich-grau aussah, ohne zu regnen; wir machten uns hurtig auf die Beine, durchschnitten die Iserwiese, trotz Knieholz und Morästen, auf dem kürzesten Wege, wateten heute selbst durch den Fluß, wiewohl er gerade heute höher angeschwollen war als vorgestern, und beinahe war ich in Versuchung, wie Columbus nach der Entdeckung von Amerika, den vaterländischen Boden zu küssen, als wir ihn wieder betraten. Doch leider war der Empfang nicht der erfreulichste; denn kaum waren wir am Ufer, als es schon zu regnen begann, und zwar so dicht, daß wir nichts Besseres zu thun wußten, als uns, in Ermangelung sonstigen Schutzes, unter den nächsten Knieholzbestand zu kauern und von der Gefälligkeit des Regens zu erwarten, daß er dieses Obdach respektire, etwa wie der Strauß, der, vom Jäger verfolgt, den Kopf zwischen die Flügel stecken soll, in der Meinung, nun nicht gesehen zu seyn. Bei dieser Gelegenheit sah und hörte ich zum ersten Male den Vogel, welchen sie dort Sandläufer nennen, eine Art von Kiebitz, dessen schrillendes, trauriges Zirpen einen ganz melancholischen Eindruck macht. Oder kam es mir nur so vor, in dieser eintönigen Wildniß, über welcher ein aschfarbiger Himmel schwer herabhing, und von der aus kaum etwas Anderes zu sehen war als einige nebelumwobene Berge, die öde Fluth und die armseligen Bauden, denen wir erst entronnen waren, reich an Erfahrungen, auf die wir gerade nicht viel Werth zu legen brauchten?

Wir waren tüchtig durchnäßt, als der Regen aufhörte und wir wieder an die fernere Wanderung denken konnten, die wir denn auch unverzüglich begannen.

Der Weg führt hier über das »Klavier«, eine Strecke Moorgrundes nämlich, welche diesen Namen vermuthlich von dem Umstande hat, daß der Boden von weitauslaufenden und zu Tag brechenden Knieholz-Wurzeln tastenartig durchkreuzt erscheint, die unter jedem Tritte einen quappligen Laut von sich geben, insofern man nicht, auf demselben ausgleitend, in den Sumpf fällt und selbst einen Laut von sich gibt, greller und unangenehmer als jener der Tasten. Da diese Art von Wanderung immer bergan sich fast eine Stunde weit fortzieht, so ist sie ebenso erschöpfend als gefährlich; doch hat man hier das Gute, wenigstens wenn die Klavierlektion bestanden ist, sehr bald zu den Spuren menschlicher Thätigkeit zu kommen, indem bald über der beschriebenen Stelle ein Holzschlag anfängt, und man, wenn nicht Arbeiter selbst, doch aufgeklaftertes Holz und einige abgetretene Steige findet, bis man zur ersten Etage des Berges, dem sogenannten Kammhuier, gelangt, wo ein ziemlich großes Gehöft von einem Landwirthe betrieben wird, welchen man weit und breit unter demselben Namen kennt, wie den Berg selbst, den er bewohnt.

Wir waren einige hundert Schritte über den Kammhuier hinaus, da brach ein Gewitter los, mit Hagel, Donner, Blitz und Regen — ein schauerlicher Orkan machte die alten Riesentannen erdröhnen, der Donner rollte mit einem eigenthümlichen, grauenerregenden Gekrach, und der Regen mit starken Hagelkörnern, die in diesen Bergen fast jeden Regen begleiten, peitschte uns das Gesicht ungestüm. Da der Horizont sich gänzlich umdunkelt hatte, so verloren wir nach kurzer Zeit unsere Richtung, irrten in der bahnlosen, einem Urwald zu vergleichenden Wildniß umher, ohne zu wissen, wohin, wohinaus, wateten im Moraste knietief, da der ganze Wald in einen See verwandelt war, stolperten über Wurzeln oder Baumstrünke, wie deren zu Tausenden hier herumliegen, durch ihren grünen Moosüberzug von dem Waldboden nicht zu unterscheiden, brachen, wie gescheuchtes Wild, auf Gerathewohl durch Busch und Dorn, zerfetzten Kleider, Gesicht und Hände, und empfingen das fortströmende Douche-Bad von oben durch volle fünf Stunden auf unsere Körper, so daß wir nicht nur bis auf die Haut naß waren, sondern Alles, was wir in den Taschen trugen, bis zur Unbrauchbarkeit durchgeweicht wurde, ja das Wasser durch die Gläser in unsere Uhren drang und dieselben schädigte. Endlich, endlich kamen wir auf eine gebahnte Straße heraus, und siehe da, wir erkannten uns auf dem Wege hinter dem Wittighause, auf das wir nun, nicht wenig getröstet, obwohl es außer unserem Plane gelegen hatte, losellten und es auch bald erreichten. Hier warteten wir, bis der Regen nachließ, und stiegen dann, was allgemein als das Rathsamste erklärt wurde, vollends gegen Weißbach hinab, entschlossen, den weiteren Expeditionen in dieses schreckliche Gebiet Valet zu sagen für immer. Die heutige Erfahrung hatte uns mürbe gemacht — es war, wie man zu sagen pflegt, »gar zu dick gekommen.«

Doch des Menschen Vornehmen ist eitel Stückwerk — es waren uns noch allerlei Fahrten vorbehalten. Ein behagliches Abendmahl und ein gesunder Schlaf in den schneeweißen Betten unseres wackeren Hübner stellte unsere gute Verfassung völlig wieder her, und da der Morgen sich wunderschön anließ, so stießen wir unseren gestrigen Vorsatz über den Haufen und beschloßen, es noch einmal mit dem Isergebirge zu wagen, zumal wir dessen höchsten Punkt, den Wohlschen Kamm und die Tafelfichte noch nicht erstiegen hatten, um derenwillen eigentlich der Ausflug unternommen worden war.

Diesmal wanderten wir nicht in der Richtung des Wittighauses, sondern dem Hinterborner Reviere zu, wo wir die Wittig zur Rechten hatten, und wo möglich noch steiler empor klimmen mußten als drüben; doch erscheint das Bild des Waldes hier frischer und belebter als auf dem andern Wege, die Vegetation ist nicht blos auf Nieswurz und Ehrenpreis beschränkt, man sieht Holzschlag, Kohlenmeiler und sonstige Anzeichen von Leben, und nach nicht allzulanger Ascension öffnet sich der Wald zu mancherlei reizenden Fernsichten. Eine der schönsten ist auf dem sogenannten »Trauersteige,« von wo man Liebwerda, Friedland, einen Theil der Lausitz und am Saume des Horizonts einen Streif von Sachsen mit der Landskrone gewahr wird, deren Form diesen Berg so unverkennbar macht. Der Trauersteig hat übrigens seinen Namen von einem interessanten historischen Momente. Als nämlich nach der Schlacht auf dem weißen Berge Katharina von Rädern mit ihrem Sohne Christoph, welcher auf der Seite des Winterkönigs gefochten

hatte, flüchtig werden mußte, da zog sie auf diesem Waldwege heimlich von dannen, dem Exil, der Armuth und Vergessenheit entgegen. Auf der Stelle, wo wir heute standen, soll sie noch einmal stillegehalten und nach dem schönen Besitzthume zurückgeschaut haben, welchem sie den Rücken wenden mußte; und als sie das herrliche Vaterland, besonnt von Gottes reichem Segen, so wonnig vor sich ausgebreitet liegen sah und daran gedachte, daß sie auf immer hinaus müsse in die fremde Welt, und zurücklassen das theure Gebein ihres edlen, gefeierten Gatten, und das Grabmonument, das sie ihm und sich selbst und ihrem Sohne in der Friedländer Kirche erbaut hatte in frommer Meinung und mit so schweren Kosten, und daß sie scheiden sollte auf Nimmerwiedersehen, da brach ihr, der stolzen harten, unbeugsamen Frau, das Herz und sie verhüllte sich das Angesicht und wallte rasch in den Forst hinein, damit man das Schluchzen nicht höre, das sich ihrer Brust entrang. Aber nicht weit war sie gegangen, da entwich ihr die Kraft und sie brach in Thränen aus und sank an einer Biegung des Weges hin, ohnmächtig, weiter zu schreiten. Und ein treuer Knecht, der sie geleitete, bis sie in Sicherheit war, setzte an der Stelle ein Kreuz, das noch heute zu sehen ist; wenigstens behauptet man in der Gegend, daß es noch das nämliche sey. Der Steig aber, welchen Frau Katharina mit den Zähren ihrer Trauer benetzt hatte, erhielt und bewahrte fortan im Munde des Volkes den Namen »der Trauersteig.«

Als wir die Spitze des Berges erreicht hatten, kamen wir, über eine glimpflichere Art von Klavier, nach dem sogenannten Werkstücke, wo uns eine nicht kleine Uiberraschung erwartete, indem wir nämlich hier die Gränz-Regulirungs-Kommission antrafen, deren Aufgabe es war, einen seit Jahrhunderten laufenden Besitzstreit nun endlich definitiv auszutragen.

Wir haben schon früher von dem Zwiste gehört, welcher zwischen Herrn Melchior von Rädern und Herrn Wilhelm von Smiřický obwaltete. Es scheint, daß der diesfällige Hader im Stillen dennoch fortbestanden habe, denn im Jahre 1628 erließ Wallenstein, welcher Friedland nach Vertreibung der Familie Rädern an sich gekauft hatte, an seinen dasigen Landeshauptmann den Auftrag, rücksichtlich des strittigen Stückes mit Herrn Schaffgotsche, seinem Nachbar, einen Ausgleich zu treffen, und bestimmte den Burggrafen Hannibal von Dohna als Schiedsrichter. Man dürfte dazumal so ziemlich in's Reine gekommen seyn, oder etwa zerschnitt Wallenstein in via facti den Knoten, wie es seine Manier war; kurz, als im J. 1642 unter Gallas, dem Nachfolger Wallenstein's, die Sache abermals zur Sprache kam, ergab es sich, daß bei jener Arbiträr-Ausgleichung der Hauptmann von Friedland, Heinrich Grießel von Grießlau, den Vorschlag durchgeführt hatte, eine gewisse, große und in die Augen fallende Fichte als Gränzmarke anzunehmen, und an derselben eine Tafel zu befestigen, auf welcher die Initialen A. D. F. S. S. R. I. P. d. i. Albertus Dux Fridlandiae, Saganii, Sacri Romani Imperii Princeps — als Bezeichnung des diesseitigen Grundbesitzes dienen sollten. Diese Tafel, von welcher der Name jener Kuppe »Tafelfichte« herrührt, war im Verlaufe der Zeit abhanden gekommen, und zum Behufe der Erneuerung abermals eine Gränz-Reambulirung vorgenommen worden, über welche sich in den gleichzeitigen Akten sehr anziehende Aufschlüße finden. Sehr drollig ist es zu lesen, wenn die Kommissäre erzählen, in welchem Zustande sie die alten Gränznägel (in die Bäume eingeschlagen und mit der Chiffre der Grundobrigkeit markirt) getroffen, an deren Stelle neue eingetrieben oder Steine gesetzt, und hiebei, als spezielles Memento, irgend einem Knaben eine Anzahl Ruthenstreiche verabreicht, ihm jedoch sodann als Schmerzengeld einige Groschen »verehret« wurden, und wie sie dann, »nach Begabung sothanen Knabens mit etwelchen Streichen und Pfennigen,« ihr Geschäft fortgesetzt, wo sie bivouakirt oder übernachtet u. s. w. eine, beiher gesagt, rücksichtlich der Knaben gar nicht üble Erfindung, da ein solcher »Gestrichener und Begabter« in der Folge sowohl a priori als a posteriori als Gedenkmann fungiren konnte. Leider aber scheinen auch diese Maßregeln nicht ausgereicht zu haben; denn der Zank um jenes Strittstück (unter diesem Namen erscheint es auf allen Karten) dauerte fort bis auf unsere Tage, und hatte besonders den Uibelstand im Gefolge, daß, wenn irgend eine Gesetzwidrigkeit auf dem beanständeten Waldstücke vorfiel, jede Partei sie der andern in die Schuhe schieben wollte. Nur insofern bestand eine Verabredung stillschweigend fort, daß das Holz in gewissen Zeitfristen abgetrieben, unter gegenseitiger Kontrolle veräußert, und der Erlös getheilt wurde. Da aber hier die Dominikalgränze zugleich Landesgränze ist, so konnte dieser prekäre Zustand nicht länger geduldet werden und die diesfällige Abhilfe war eben der k. k. und k. preuß. Kommission anvertraut, zu welcher uns der Stern unserer Iserpartie führte.

In den Mitgliedern dieser Kommission lernten wir beiderseits einige sehr gebildete und achtungswerthe Personen kennen, mit denen wir uns schnell befreundeten, und ihrer Einladung gemäß den Beschluß unserer Tour in ihrer Gesellschaft durchmachten. Es handelte sich dabei vorerst um Begehung des ganzen Streitstückes, welches nach gegenseitiger Uibereinkunft der Herrschaftsbesitzer in zwei gleiche Hälften getheilt, mit Gränzsteinen bezeichnet und durch diese gleichzeitig die Landesgränze festgestellt werden sollte. Nach Inhalt der alten Urkunden, welche in dieser Angelegenheit von beiden Theilen produzirt wurden, sollte der Iserborn (d. i. die Quelle des Iserflusses) als Gränze angenommen werden; unglücklicherweise prätendirte man aber von Seite Böhmens und Preußens einen anderen Iser-Ursprung, und von daher datirte sich der ewige Prozeß, auf dessen Beendigung die Kommission lossteuerte. Es ist nicht meines Ortes, die Leistungen dieser Kommission zu besprechen, welche in der That nicht auf Rosen zu wandeln und sich zu amusiren hatte; ich berichte blos, daß wir drei Tage lang — früh von Weißbach ausgehend und Abends dahin zurückkehrend — Augenzeugen dieser interessanten Amtshandlung waren und dadurch das Iserufer und das Gebirge besser kennen zu lernen Gelegenheit hatten, als wir sonst wohl Gelegenheit gefunden haben dürften. Das Strittstück ist ungefähr eine halbe Meile lang und etwa ein Drittel so breit, ganz von der Iser durchflossen, daß man stellenweise große Umwege machen muß, um weiter zu kommen. In den Fluß selbst ergießen sich von allen Seiten Bäche oder Gräben (hier »Flößel« genannt), von denen mehre ziemlich bedeutend sind, wie z. B. das

»Lämmerflößel« (2549 F. ü. d. M.), das »Schlammfloß« (2761 F.), das Querwasserfloß« (2672 F.), das »Mehlflößl«, das »Friedländer-Flößl« u. a.

Nach einer höchst unangenehmen Wanderung gediehen wir endlich zu der, von den Preußen als Iserquelle angenommenen Stelle, welche die Form eines Stiefels hat und so seicht ist, daß sie fast in jedem, leidlich warmen Sommer vertrocknet. Das Wasser derselben ist grün und schmeckt nicht angenehm, und da es mir schien, daß dieses »Tümpfel« — was Anderes ist es kaum — aus einem wenige Schritte davon entfernten Zufluße gespeist werde, so konnte ich mich nicht zu dem Glauben entschließen, daß dies der ächte Iserborn sey. Später fanden wir auch die böhmischerseits als ächt prätendirte Quelle am Herrnsdorfer Kamm (3280 F.), für welche mir mehr Wahrscheinlichkeits-Chancen einzutreten schienen; doch das ging mich nichts an, und so behielt ich meine Meinung für mich, da sie ja ohnehin ohne Nutzen gewesen wäre, indem der Maßstab und Grundsatz der Ausgleichung bereits festgesetzt war.

Am späten Nachmittage des dritten Tages erst kamen wir an das Ende des Strittstückes, welches gerade an dem Tafelstein ausläuft, von welchem ich früher erwähnte. Um an dies Ziel zu gedeihen, muß man den Wohlschen Kamm überschreiten, die höchste Spitze des Isergebirges (3476 F.), und genießt während der Ascension an mehren Stellen sehr schöne Ausschnitte von Fernsichten, wovon besonders jene auf der Nordseite anzurühmen ist, indem man hier sowohl den größten Theil des Iserer Berggebietes, die Iserwiese, als auch tief im Hintergrunde des Horizontes das Riesengebirge deutlich vor sich hat; von dem letzteren unterscheidet ein scharfes Auge genau »Rübezahls Kanzel«, »das große Rad« und »die Sturmhaube«, während auch von dem ersteren mehre Spitzen sich zeigen, die man auf anderen Punkten nicht erblickt, wie z. B. der Siebengiebelstein (2702 F.), der Keulingberg (2977 F.), der Riegelberg (2104 F.), der schwarze Berg (3070 Fuß), das Börnlhaus (2778 F.), die Zimmerlahne (3125 F.), deren Kuppe durch aufragende Felszinken täuschende Aehnlichkeit mit Burgruinen darbietet u. a.

Von dem Tafelsteine aus ist die Aussicht — göttlich. Ich weiß keinen anderen Ausdruck und schäme mich nicht zu gestehen, daß mir die Thränen in die Augen traten, als ich den ersten Blick auf dieses unerreichbare Panorama warf, das ein im schönsten Rahmen gefaßtes Bild der Lausitz darbietet, welches jeder Beschreibung trotzt, und an dem ich zu freveln fürchten würde, wenn ich es auch nur versuchte, eine Schilderung davon zu liefern. »Großartig, bezaubernd, feenhaft, hinreißend« sind lauter abgenutzte Ausdrücke, göttlich ist das Wort, das allein hier am Platz erscheint; denn man fühlt bei solchen Fernsichten, daß nur ein Gott im Stande sey, diesen Verein von Allem zu schaffen und zusammen zu stellen, was das Auge erfreut und entzückt. Ich kann wahrhaftig meine Iserreise nicht wegen des Uiberflußes an Annehmlichkeit empfehlen, die mir auf derselben zu Theil wurde; allein hätte ich auch gar nichts genossen als den Anblick vom Tafelfichtsteine (3387 F.), ich würde alle Mühsal für reichlich vergolten ansehen. Ich fühlte mich erhoben, entzückt, neugeboren beinahe, und werde den Moment nie vergessen, nie die Empfindung vergessen, welche mich durchströmte bei dem Anschauen dieser eben so mannigfaltigen als umfassenden Landschaft. »Und dies Alles war einst vaterländisches Gebiet!« wehklagte ich in meinem Innern und grollte beinahe Friedrich dem Großen noch in der Gruft, daß uns durch ihn dies Paradies verloren gegangen war!

Von hier aus ward ich — entführt, d. h. die freundliche Theilnahme, welche mir von den werthen, feinen Nachbarn zugewendet wurde, ging so weit, daß sie mich aus dem Kreise meiner Begleiter herausholten, an den Armen faßten und nicht abließen mit wohlwollendem, gemüthlichem Drängen, bis ich ihnen zugesagt hatte, einen Tag in Flinsberg, wo sie stationirt waren, ihr Gast zu seyn. Meine Gefährten kehrten über Liebwerda nach Friedland zurück; ich aber mit meiner neuen Gesellschaft wanderte oder besser watete über den Kamm auf der schlesischen Seite hinab, den Kauenhäusern zu, einer verbesserten Auflage der Iserbauden, von wo ein bequemer Weg nach Flinsberg führt. Man hat bis dahin aber noch über eine Stunde rüstig auszuschreiten, und ich war daher herzlich wegesmatt, als wir an Ort und Stelle anlangten.

Nachdem ich mich ein wenig gesäubert und ausgerastet hatte, machten wir noch eine kurze Promenade in den Anlagen, nach dem oberen Brunnen, und zu dem Falle des Queißflußes, der recht stattlich anzusehen ist und besonders bei hohem Wasserstand ein imposantes Schaustück abgeben mag; an der Tabled'hôte beim Nachtessen erwarb ich noch die Bekanntschaft des k. preuß. Regierungsrathes von Lüdemann, als Novellendichter vortheilhaft bekannt, der hier das Bad gebrauchte. Ich fand an ihm einen eben so unterrichteten als offenen Mann, dessen Bekanntschaft ich zu den angenehmsten Erfahrungen meiner Reise zählte.

Am Morgen darauf besuchte ich nun das neue wunderschöne Badhaus, den unteren Brunnen und einen Theil der nächsten Umgebung; das Thal, welches sich im Hintergrunde verengt und eine weitreichende Fernsicht bietet, ist höchst malerisch, der Ort selbst, bis auf den schmierigen Bazar längs der Promenade, freundlich, und schien mir Spuren von Wohlhabenheit zu zeigen. Uibrigens, wie in den meisten Badeörtern, leben die Einwohner großentheils von den Fremden, welche im Sommer angeflogen kommen und mit dem Herbste wieder von dannen ziehen; sie suchen daher soviel möglich die Kurgäste anzulocken durch artige Dekorirung des Aeußeren ihrer Bauden, durch Inschriften, Schilder u. dgl. Drollig kam mir die Aufschrift vor, die uns gleich am allerersten Hause des Ortes begrüßte und die also lautet:

»Wer will gut aufgenommen seyn,
Der kehre bei Hans Ulrich ein!«

Das Wasser, zumal im unteren Brunnen, schmeckte mir vortrefflich und ist ein kräftiger Säuerling, soviel ich zu beurtheilen vermag, mit etwas Stahlgehalt, weil ein stark ausgesprochener Dinten-Nachgeschmack an demselben bemerkbar ist. Der Besuch scheint in den letzteren Jahren einigermaßen abgenommen zu haben, wozu die Nähe von Liebwerda beitragen dürfte, dessen Quellen zahlreicher und für Brustkranke spezifisch sind, wobei auch die Gegend romantischer und mehr Komfort vor-

bereitet ist. Ein gutes Gasthaus thäte Flinsberg sehr Noth, da das bestehende allerdings rücksichtlich der Bedienung volle Empfehlung verdient, allein nur aus Holz aufgeführt und nachgerade ein Bischen gar zu unscheinbar geworden ist.

Gegen Abend verabschiedete ich mich von meinem lieben Wirthen, nahm einen sogenannten Plauwagen (aus Rohr geflochten, mit Plachen überspannt, die hier zu Lande »Plauen« geheißen werden), ein für Gebirgsgegenden sehr empfehlenswerthes Vehikel, und fuhr gegen Neustadtl hin, das schon wieder böhmisch ist, und wo einst beträchtliche Zinnbergwerke waren, die aber nunmehr nur noch von zwei Knappen bearbeitet werden, weil das Recht ihres Betriebes erlischt, wenn der Bergherr die Arbeit gänzlich einstellt; der Kunstausdruck heißt — glaub' ich — »zu muthen aufhört«. Neustadtl selbst ist ein unbedeutender Ort, klein und ärmlich anzuschauen; merkwürdig dürfte es seyn, daß hier eine große Anzahl von Pfeifenmalern leben, welche sehr niedliche Bilder auf Porzellan ausführen und sich davon, da sie große Bestellungen haben, recht gut erhalten. Einer derselben soll ein Geheimniß in der Farbenbereitung besitzen, welches ihm viel Zutrauen selbst im Auslande verschafft, so daß er seine präparirte Farbe weit und breit, wie man mich berichtete, selbst bis noch Frankreich und Italien versendet.

Es war tiefe Nacht, der Wind blies eiskalt, und zur Abwechslung regnete es wieder tüchtig, als ich in Friedland ankam, also zum Ausgangspunkte meiner Iserpartie zurückgekehrt war. Letztere war jedoch damit noch nicht zu Ende; denn es stand noch eine Wanderung über den Hämmerich und eine Ersteigung des Jäschken auf der Liste der Sehenswürdigkeiten, welche das Isergebirge dem Touristen bietet; denen somit in den nächsten Tagen ihr Recht gethan wurde. Der Hämmerich ist eine Kette von Bergen, welche gleich hinter Haindorf beginnt, ziemlich hoch und mit majestätischem Baumwuchse, Nadel- und Laubholz, geziert; die vorderste dieser Höhen heißt der Wurzelberg, an welche sich, in zwei Richtungen auslaufend, viele andere kleinere schließen, deren Benennungen aufzuführen zu weitläuftig und wenig dankbar seyn würde. Der Hämmerich soll seinen Namen von Hammerwerken haben, die einstens hier und in Raspenau betrieben wurden; in letztgenanntem Orte ließ bekanntlich Wallenstein die »Siegerin-Kugeln« verfertigen, auf welche er besonderen Werth legte; die dortige Schänke (beiher gesagt: ein sehr hübsches Lokale) heißt noch bis zum heutigen Tage »die Hammerschänke«. Auf der Kuppe des Hämmerich, über welchen eine ziemlich gute Straße führt, steht ein Kreuz (1460 F. ü. d. M.) und von da ab geht es schnell nach Busch-Ullersdorf, einem hübschen Dorfe in einem Thale, das viele Aehnlichkeit mit der Brühl bei Wien hat, aber größer ist als diese. Das Ende desselben mündet gegen Ainsiedl aus, das sich schon an die nach Reichenberg führende Chaussée lehnt. Im Hämmerich selbst findet sich, wenig fern von der Südseite Haindorfs, ein hübscher Wasserfall der Wittig, zu dem man, als etwas sehr Sehenswürdigem, viele Fußpartien von Liebwerda und Haindorf aus unternimmt, wie auch zu der reizend gelegenen Bütten-Papier-Fabrik in dem nahen Dörfchen Ferdinandsthal; eine andere Merkwürdigkeit »das finstere Loch«, ein tiefer Stollen eines vormaligen Grubenbaues, wo sich noch allerlei metallische Seltenheiten finden sollen, vermochte ich, trotz eifrigen Forschens und Suchens, nicht zu erkunden.

In der Nähe von Busch-Ullersdorf gewahrten wir seltsam gebildete, zerklüftetem Mauerwerk ähnliche Steinklumpen, »Quarksteine« genannt, konnten uns jedoch mit einer näheren Untersuchung derselben nicht befassen. Gegen Reichenberg hin flachen sich die Berge mehr und mehr sanft ab und sind fast durchgehends bebaut, obwohl der schlechte Boden und das rauhere Klima die fleißige Kultur nur sehr mäßig verlohnen.

Was den Jäschken betrifft (3090 F.), so wollte ich denselben bei meiner Rückreise nach Prag besuchen; abermaliger anhaltender Regen und die schon unwiderruflich gemachten Reiseanstalten verhinderten mich aber, weiter als bis an den Fuß des Berges zu kommen, wozu man von Reichenberg ungefähr eine Stunde bedarf; die Ersteigung selbst wurde mir als höchst schwierig, ja gefährlich geschildert. Nach Hoser's Meinung deutet die mineralogische Beschaffenheit der Gegend darauf hin, daß hier einst ein beträchtlicher See gewesen seyn mußte, »denn es sind lauter aufgeschwemmte Gebirgsarten, Leim, Sand, Geschiebe, welche die ganze Niederung bedecken. Die ganze Kuppe des Jäschken besteht aus Quarz; mit der zunehmenden Höhe trifft man ihn immer reiner an, so daß die Kuppe unter die seltenen Quarzgebirge gerechnet werden darf.«

Ich notirte mir diese letzte vereitelte Tour zu den vielen Unannehmlichkeiten, von welchen meine Isergebirgs-Wanderung begleitet gewesen war, und reiste befriedigt von dannen, befriedigt über die liebenswürdigen Menschen, mit denen ich bekannt geworden war, über die einzelnen hochinteressanten Punkte, die es mir vergönnt gewesen war zu berühren, befriedigt von dem Hinblicke auf die ungeheuren Wälder und Torflager des Isergebirges, welche die Furcht vor Mangel an Brennstoff auf Jahrhunderte beheben, befriedigt auch von dem Bewußtseyn eine so schwierige, strapazierliche und wirklich penible Partie mitgemacht und, Gottlob, glücklich bestanden zu haben; denn am Ende denkt man doch mit größerer Genugthuung an erlittene Beschwerden zurück als an genossenes Vergnügen!

Der schwarze Prophet.

Eine wahre Begebenheit. Aus dem Englischen.

Ich lag in Burhampur einquartirt, und stand bei einem Sipahi-Infanterie-Regiment. Ein besseres Korps von Leuten und Offizieren war nie beisammen gewesen, es herrschte die größte Harmonie unter uns, und die vielen Händel, die sonst zwischen den königlichen Truppen und denen der Kompagnie vorfallen, waren bei uns unbekannt. Unterhalten und sich unterhalten lassen, schienen die großen Zwecke unsrer Gesellschaft zu seyn. In Indien verfließen die Abende stets auf eine ziemlich angenehme Weise, desto schwerer lastet die Langweile der Morgen auf Einem. Ballspiel und Billard sind der einzige Zeitvertreib für müßige Personen, doch werden

sie, so sehr sie anfangs unterhalten, durch wiederholten Genuß langweilig; und da uns keine Bücher, wie in Europa, als Zuflucht zu Gebote stehen und die glühende Sonnenhitze es unmöglich macht, auszugehen oder auszureiten, so scheinen uns die Stunden zwischen Frühstück und Mittag oft so langwierig, daß ein unterhaltungsliebender Mensch genöthigt ist, sich nach neuen Quellen von Zerstreuung umzusehen.

Ich dehnte mich auf meinem Rohrbette, meine Hukah (Wasserpfeife) rauchend, und warf zur Abwechslung einen Blick bald auf das Punkah (ein Ding, welches an Größe und Gestalt beiläufig einem englischen Ofenschirme gleicht, an Stricken von der Decke herabhängt und von einem Diener hin und her geschwungen wird, um dadurch ein sanftes Lüftchen zu erzeugen) über meinem Haupte, bald in die mehrmal durchgelesenen Seiten eines alten »Gentleman's-Magazine«, als mein erster Träger eintrat und um Erlaubniß bat, sich auf eine Stunde entfernen zu dürfen.

In England würde ich mich über solch ein Begehren gar nicht verwundert haben; in Bengalen aber war diese Bitte so außergewöhnlich, daß ich nicht umhin konnte, den Menschen nach dem Grunde seines Ausgangs zu fragen, besonders zu einer Stunde, wo er zum Tragen des Palankins benöthigt werden könnte. »Ich muß in den Bazar gehen, Sahib (Herr),« erwiederte der Mann. — »Um Einkäufe zu machen? warum nicht warten bis später?« — »Nein, ich gehe nicht hin, um Etwas zu kaufen, Sahib.« — »Also um Deine Familie zu sehen?« — »Ich habe dort keine Familie. Meine noch lebenden Verwandten sind in Murschedabad.« — »Was willst Du also dort?« — Der Mann zögerte einen Augenblick, bevor er antwortete: »Ich will den Brahminen Jesserie Puhr befragen.« — »Und wer ist dieser Jesserie?« — »Der große Prophet, Herr. Er kennt und weissagt das Geschick eines jeden Schülers Wischnu's.« — »Und Du glaubst an seine Kraft?« — Der Hindu sah mich erstaunt an, als zweifelte er an der Möglichkeit einer solchen Frage. — »Kann er auch Europäern ihr Schicksal vorhersagen?« — »Nein, Sahib; er will auch nie was mit ihnen zu thun haben. Er darf dies nicht wegen eines Gelübdes« — »Dennoch möcht' ich gern hingehen und ihn sehen.« — »Das ist unmöglich.«

Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke. Ich schickte nach meinem Palankin und in wenigen Minuten stand er in der Verandah bereit. »Trage mich zu Jesserie,« sagte ich beim Hineinsteigen. Mein erster Träger kam herbei, neigte sein Haupt und murmelte leise: »Ich habe meinem Herrn schon gesagt, daß der Brahmin keinen weißen Fremdling vorlassen will.« — »Das weiß ich; hör' also, bring mich vor das Haus dieses Jesserie, so daß ich vor der Thür den ganzen Vorgang sehen kann. Schließe die Thüren des Palankins und setze diesen nachlässig nieder, wie wenn er leer wäre, und wirst Du gefragt, so sage, Du habest mich im Ballhaus verlassen und im Vorübergehen da angehalten, um Deine Zukunft zu erfahren. Und jetzt keine Einwendung weiter. Hier ist eine Rupie für Dich; laß Dir von ihm wahrsagen und mich stelle nahe genug, daß ich Alles hören kann.« Mit diesen Worten schloß ich, um jede fernere Einwendung abzuschneiden, die Thür, und war bald darauf auf dem Wege zum Bazar.

Meinen Befehlen gemäß ward ich am offenen Eingange der Lehmhütte niedergesetzt, in welcher »der weise Mann« auf seinen Waden kauerte, umgeben von einem halben Dutzend Eingeborner, die ihre Hubble Bubble's (die gemeinste Sorte Hukah) rauchten. Aus meinem Palankin zwischen den Jalousien durchguckend konnte ich Alles, was vorging, sehen und hören. Der Brahmin (oder »heilige Mann«, denn wie ich glaube war er kein ordentlicher Priester) saß ganz stillschweigend in der Mitte des Fußbodens, die Augen unverrückt auf eine Oeffnung im Dache geheftet, als wollte er im Geiste den Himmel durchblicken, der durch diese Oeffnung zu sehen war. Sein rechter Arm war gerade aufwärts gerichtet und die Nägel seiner Finger waren durch die Rückseite der geballten Faust hindurch gewachsen. Gewiß mag dies einem Europäer unwahrscheinlich vorkommen, aber unter denen, die in Indien gewesen sind, gibt's Wenige, die sich nicht mit eigenen Augen von dergleichen, in Folge früherer religiöser Gelübde selbstauferlegten Martern überzeugt hätten. Der Brahmin da hatte seinen Arm sicherlich von frühester Jugend an in die Höhe gehalten, und nun war er in dieser Lage so steif gewachsen, daß man ihn auf keine Weise hätte wieder herabbeugen, sondern eher brechen können. Eben so lange mochte er auch seine Hand schon geballt halten und allem Anscheine nach empfand er keinen Schmerz, obgleich, wie vorhin gesagt, die Nägel bereits wirklich durch das Fleisch gewachsen waren und am Handrücken herauskamen. Auf seinen Wangen waren die Narben vieler selbstversetzten Wunden zu sehen. Er war vom Kopf bis zum Fuß ganz nackt, und trug nur ein sonderbares Hals- und Armband, und einen sehr großen rohen Türkis am Hals. Er war auffallend groß, doch konnte ich bei seiner gegenwärtigen Stellung seine Höhe nicht genau ermessen. Sein Alter war beiläufig 60 Jahr.

Als mein Träger sich ihm näherte und seinen Wunsch offenbarte, murmelte der heilige Mann, bevor er ihm Bescheid gab, unterschiedliche Gebete; dann nahm er einen kleinen irdenen Topf mit Wasser, tauchte seine Finger hinein und spritzte davon ein wenig auf den Boden und auf den Frager, warf hierauf etwas gelbes Pulver in ein Bischen heißer Asche, die neben ihm stand, und begann dabei mit außerordentlicher Schnelligkeit mehre Beschwörungen zu murmeln, von denen ich natürlich nichts verstand, und rollte die ganze Zeit hindurch mit seinen Augen wie ein Rasender. Als er die Zauberformeln beendet, stellte er Fragen und Orakelsprüche beiläufig in folgender Weise:

»Du bist unglücklich?« — »Ja.« — »Du hast Deine Kinder verloren?« — »Ja.« — »Dein Weib ist krank, Dein Geist betrübt, kein Reichthum unter Deinem Dache gehäuft.« — »Nein.« — »Aber Dein Herr ist gütig und Dein Befinden wohl.« — »Ja.« — »Was ist Dein Begehren bei mir? Ich nenne Dir die Gegenwart, möchtest Du mehr wissen?« — »Ja.« — »Und was?« — »Den Grund jenes Unglücks, das mir bevorsteht, und das Mittel dagegen.« Dabei ließ mein Diener die Rupie, die ich ihm gegeben, dicht neben dem Brahminen fallen; dieser that als bemerkte er's nicht und fing von Neuem an seine Beschwörungen zu murmeln und seinen gelben Staub um sich zu streuen. Plötzlich erhob er sich, drehte sich schnell im Kreise herum, endlich blieb

er mit dem Gesichte gegen Osten gewendet stehen und forderte nach einigen anscheinend schmerzhaften Zuckungen den Träger auf, seine Fragen vorzulegen.

»Wie lange werde ich noch leben?« — »Sieben Tage,« antwortete der Weise, ohne sich zu bedenken. — »Was soll die Veranlassung meines Todes seyn?« — »Rache für die Unbilden, die Du jetzt erleidest.« — »Wer thut mir diese Unbilden an?« — »Das böse Auge eines Fremden.« — »Ein Eingeborner Bengaleus?« — »Nein, ein weißer Mann.« — »Und wann werden diese Verfolgungen aufhören?« — »Früher nicht als bis das böse Auge für immer geschlossen ist.« — »Und woran soll ich dies Auge erkennen?« — »Es ist das Auge des ersten weißen Mannes, den Du morgen nach den Kanonenschüßen erblickst; ich glaube, es ist ein Soldat. Hüte Dich vor ihm, und nun gehe von dannen.« Hierauf fiel der Wahrsager platt auf sein Gesicht hin und begann schnell eine Reihe Gebete herzusagen.

In wenigen Augenblicken kam mein Diener heraus, in tiefes Nachdenken versunken, als ob er mit seinem eigenen Verstande die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Aussagen des Brahminen prüfen wollte; dann drehte er sich plötzlich um, winkte seinen Gefährten, und ehe eine Viertelstunde verfloß, war ich wieder zu Hause und rauchte meine Hukah.

Eine Weile versuchte ich es, jedoch vergeblich, meinem Träger vorzustellen, welche Thorheit es sey, einem offenbaren Betrüger zu glauben, und wie gefährlich, solchem Unsinn sein Ohr zu leihen. Er zuckte blos die Achseln, verbeugte sich tief und blieb still. Ich konnte keine Antwort aus ihm herausbringen und bemerkte wohl, daß die Worte des Propheten in seinem Gemüthe tiefe Wurzel gefaßt hatten.

Am selben Tage erzählte ich bei Tische diese Geschichte mehren meiner Kameraden, und diese verabredeten sich, an einem der nächsten Tage mich zu dem heiligen Manne zu begleiten und ihn zu bewegen, daß er uns unser Schicksal verkünde.

Andern Morgens fuhr ich plötzlich aus dem Schlafe auf, geweckt durch den Lärm der Salven, die an diesem Tage zur Feier des Geburtstags des Königs gelöst wurden. Da ich bei dieser Feier zugegen seyn sollte, so war mir nun diese lärmende Erinnerung, daß ich mich um eine volle halbe Stunde verspätet, nichts weniger als angenehm; ich sprang also aus dem Bette und rief laut (denn Glocken gibt es in den Offizierswohnungen nicht) nach meinem Träger, dessen Pflicht es war, mich zu wecken. Ich hegte die wohlmeinende Absicht, seine bengalischen Schultern meine englische Reitpeitsche kosten zu lassen. Nachdem ich wenigstens ein dutzendmal gebrüllt, kam der Kidmutgur herein.

»Wo ist der Palankinträger?« — »Ich weiß nicht, Sahib.« — »Sage ihm er solle unverzüglich herkommen.«

Der Mann ging hinaus und kam bald darauf wieder zurück.

»Sahib, der Träger ist nirgends zu finden. Ich habe ihn überall vergeblich gesucht; man hat ihn diesen Morgen nicht gesehen.« — »Gut denn, hilf mich so schnell als möglich ankleiden, gib aber wohl Acht, ich werde ihn — bei den Wässern des Ganges und den hundert Armen Wischnu's sey's geschworen — allen pflichtvergessenen, schlechten Bedienten zum Exempel mit der Reitgerte durchpeitschen.« Als mein Anzug fertig war, verlangte ich Schärpe und Degen, die wir in diesem heißen Klima mit einer weißen Jacke und Fouragirmütze tragen durften. Erstere brachte man mir, letzterer aber war nicht zu finden; die Feldbinde mit der Scheide waren am gewöhnlichen Platze, aber der Degen selbst fehlte. Dies war mir in der That sehr auffallend, doch in der Meinung, Jemand habe mir einen Streich gespielt, lieh ich mir die Klinge meines nächsten Nachbarn, der auf der Krankenliste stand, aus und eilte weg um mich so gut als es anginge bei unserm Kommandanten zu entschuldigen, einem gefälligen Manne, der nicht nur Nachsicht hatte, sondern mich zum Frühstück einlud.

Da der Obrist eine hübsche Tochter und ein englisches Billard hatte, so unterhielt ich mich bis spät nachmittag; gerade als ich sein Haus verließ, brachte man die gräßliche Nachricht von der Ermordung eines europäischen Soldaten — ein Vorfall, der fast unerhört war. Der Leichnam war nicht ausgeplündert, die That konnte daher aus keiner räuberischen Absicht begangen worden seyn, und da der Ermorderte als ein sehr stiller und friedlicher Soldat bekannt war, so verfiel man auch nicht auf die Vermuthung, daß der Mord in Folge eines Streites oder früheren Grolles verübt worden wäre. Allen Anzeichen nach war es wahrscheinlich, daß der arme Mensch ruhig den Weg nach Murschedabad gegangen sey, als ihn ein Bösewicht hinterrücks überfiel und ihm die tödtlichen Stiche versetzte. Der Obrist ersuchte mich, ihn zu dem Orte, wo die gräuliche That vorgefallen war, zu begleiten, um dort eine Untersuchung derselben anzustellen; wir bestiegen daher unsere Pferde und ritten hin. Kaum waren wir eine halbe Meile weit gekommen, so trafen wir eine Abtheilung des —ten Regiments, welche die Leiche ihres ermordeten Kameraden auf einer rohen Bahre von Baumästen trugen. Der Todte hatte mehre Stiche im Rücken. Als wir die Leiche besichtigten, war Keiner unter den Anwesenden, in dessen Auge nicht eine Thräne stand. Die Zuschauer stießen leise heftige Drohungen der Rache aus, falls der Mörder entdeckt werden sollte.

Wir stiegen wieder zu Pferde und ritten weiter, begierig die Stelle zu sehen, wo der Mord begangen ward. Doch ehe wir sie erreichten, wurden wir einen Haufen Engländer und Eingeborner gewahr. Einer davon, der uns kommen sah, kam uns gerade entgegen gelaufen, und brachte uns die Nachricht, man habe den Mörder, die Mordwaffe noch in seiner Hand, entdeckt und aufgegriffen, und führe ihn eben in die Cantonirungen.

Die nächste Person, die auf uns zukam, trug die mörderische Klinge bei sich. Der Leser mag sich meinen Schrecken vorstellen, als ich den Degen für den nämlichen erkannte, den ich am Morgen vermißt; ich wandte mich nun zum Obristen, dem ich beim Frühstück davon erzählt, und versicherte ihn von der Identität der vorliegenden Waffe, als ich zu meinem noch größeren Schmerz und Entsetzen in dem Gefangenen meinen erprobten und anhänglichen Träger erkannte, seinen Gürtel und Turban noch mit dem Blute seines Opfers befleckt. Mein sonst unschätzbarer und treuer Diener stand vor mir als sich freiwillig angebender und bekennender Mörder.

»Hast Du diese schreckliche That verübt?« rief ich, auf ihn losstürzend, aus; denn ich wollte noch nicht die Möglichkeit eines solchen Vorfalls glauben. — »Ja, Sahib.« — »Und warum?« — »Sie wissen es, Sahib.«

Ich bebte vor Entsetzen zurück. Die Umstehenden sahen mich an, als wünschten sie eine Erklärung. Der Verbrecher bemerkte mein Erstaunen, und fuhr fort: »Sie allein waren zugegen, als der heilige Jesserie zu mir vom bösen Auge sprach. Der Soldat, den ich erschlug, war der erste weiße Mann, den ich heute Morgens nach dem Kanonenfeuer erblickte. Ich war aus Ihrem Quartier weggelaufen, damit das Loos nicht Sie, mein werther Herr, treffe. Ich nahm Ihren Degen mit, und da ich es für gewiß glaubte, daß der Soldat, den ich zuerst traf, das böse Auge besitze, welches nach Jesserie's Ausspruch die Ursache all meines Kummers war, so erschlug ich denselben. Meine Familie kann nun in Frieden und Seligkeit ruhen, der Zauber ist gelöst. Ich meines Theils weiß mein Schicksal — ich hege nicht den Wunsch demselben zu entgehen. Der heilige Mann hat es prophezeihet; Sie selbst hörten es, Sahib.«

Ich muß gestehen, die Ruhe des Mannes erfüllte mich mit abergläubischer Furcht und machte mich einen Augenblick fast an die Lehre von der Vorbestimmung glauben.

Des Propheten Weissagungen waren buchstäblich in Erfüllung gegangen. Mein unglückseliger Palankinträger ward an einen Galgen bei Burhampur gehangen, am siebenten Tage nach jenem Morgen, an welchem der schwarze Prophet ihm sein Geschick verkündet hatte.

(Bentley's Miscellany.)

Abenteuer eines Auswanderers.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

4. Die Tochter des Zigeuners. *

An einem Wintermorgen machte ich mich nach Hobarttown auf den Weg, um die Tochter des Zigeuners, die der Vater vor seinem Tode meiner Fürsorge anempfohlen, aufzusuchen Was ich über ihren Aufenthalt wußte, waren nur Muthmaßungen; das Päckchen aber, welches bei dem Zigeuner gefunden und gerichtlich erbrochen worden war, enthielt Schriften, die für das Mädchen von Wichtigkeit waren.

Die Reise ging nicht so schnell, als ich wünschte, denn hoher Schnee bedeckte den Boden; indeß kam ich, wie die Folge lehren wird, gerade noch zu rechter Zeit an.

Bei meiner Ankunft in Hobarttown fand ich den Damm voll Menschen; ein Boot, mit Soldaten besetzt, ruderte rasch nach einem Seeschiffe, das bereit schien, die Segel zu lichten. Die Neugierde trieb mich auch hin und bald sah ich mich mitten in einem Menschengedränge, das größtentheils aus Sträflingen, erkennbar an ihren gelben Kleidern, bestand. Aus den verschiedenen Worten und Reden, die laut gewechselt wurden, erkannte ich bald, worum sich's handelte.

»Haben sie ihn entdeckt?« rief Einer. — »Entdeckt! siehst Du denn nicht, daß sie erst suchen!« — »Bah, sie werden ihn nie finden.« — »Ja aber sie wollen das Schiff ausräuchern.« — »Das ist freilich ein Mittel, den Flüchtling aus seinem Versteck zu jagen.« — »Wer ist denn entwischt?« — »Kennt Ihr den Schwarzen Jakob nicht?« fragte ein Mensch, der eben nicht zum ehrlichsten aussah und eine gelbe Jacke anhatte. »Die Leute sagen, er habe sich in einem Faße an Bord bringen lassen. Möglich, er hat Freunde unter den Matrosen, und dann hat er auch viel Geld, das freilich kömmt man weiß nicht woher.« — »Ist's ein Sträfling?« fragte ein in Sammt gekleideter Pächter. — »Ja, auf Zeitlebens verurtheilt. Er wußte sich einen Urlaubzettel zu verschaffen, man weiß nicht wie. Durch Geld wahrscheinlich.« — »Und wenn man ihn findet ...?« — »Kann er mit dem Galgen Bekanntschaft schließen,« erwiederte die Gelbjacke, »auf die Flucht eines Sträflings steht der Galgen.« — »Bah, deshalb wird man ihn noch nicht hängen,« sagte ein Mann mit achtungswerthem Gesicht, »man schickt ihn blos nach Macquarie-Hafen.« — »Blos?« rief die Gelbjacke. »Wissen Sie, daß ich mich lieber alle Morgen henken lassen will, als an diesen verwünschten Ort gehen, wo man so zu sagen bei kleinem Feuer gebraten wird? Doch halt, da klettern die Soldaten schon auf's Schiff. Jetzt kriegen wir 'was hübsches zu sehn!«

Nach kaum einer Viertelstunde stieg wirklich dichter Rauch aus dem Vorderschiff empor. Zugleich bemerkte man auf dem Verdeck eine große Bewegung. Bald stiegen die Soldaten hastig mit einem geknebelten Menschen in's Boot.

»Der Schwarze Jakob ist gefangen!« rief eine Stimme, die ich bald für die der Gelbjacke erkannte. »Der Rauch hat ihn aus seinem Loche gejagt!« Und nach den Worten eilte er, wie von brennender Neugier getrieben, knapp an den Ausschiffungsplatz. — »Zurück!« rief der Sergeant, der das Detachement kommandirte, beim Anlandsteigen. »Zurück! Was Teufel drängt Ihr Euch hieher? Habt Ihr nicht Platz genug auf dem Damme?« — »Ich wollte nur,« erwiederte die Gelbjacke, »einen ausgeräucherten Mann in der Nähe sehn. Der arme Jakob, er sieht sehr mitgenommen aus.«

Der Schuldige wurde zwei Konstablern übergeben, die ihn unter die Arme nahmen. Der Unglückliche sah sehr erschöpft aus. Als er an der Gelbjacke vorüber schwankte, glaubte ich zu bemerken, daß die Beiden einander zublinzelten. Ich argwohnte ein Einverständniß zwischen ihnen. Die Gelbjacke drückte seinem Kameraden, welcher that als stolperte er, schnell die Hand und drängte sich dann durch die Zuschauer fort. Ich folgte ihm.

Als er in einige Entfernung gekommen war, legte er den bisherigen sorglosen Gang ab, und eilte nach dem obern Theil der Stadt. In einer abgelegenen Gasse blieb er stehen, und begann aufmerksam ein Papier zu lesen, das er in der Hand hielt. Als er meiner ansichtig wurde, setzte er seinen Weg fort, kam aber bald wieder zurück und ging grüßend an mir vorbei. Während ich noch schwankte, ob ich ihn anhalten sollte, war er meinen Blicken entschwunden.

* Siehe Panorama 10. Heft, S. 301.

Die Nacht begann einzubrechen und ich mußte mich nach einer Herberge umsehen. Ich stieg die Gasse weiter hinauf und pochte an ein einsames Haus, das letzte gegen das freie Land hin. Niemand antwortete. Ich hätte mich entfernt, aber ich hatte Gründe, zu vermuthen, daß hier die Tochter des Zigeuners wohne. Müde des nutzlosen Rufens, versuchte ich endlich die Thüre zu öffnen, und — es ging leicht. Ich sah niemanden und setzte mich, bevor ich wieder umkehrte, auf einen Stuhl, um eine Weile auszuruhen. Bald hörte ich von der Gasse her Schritte schallen, ich blickte hinaus: die Gelbjacke kam geradenwegs auf das Haus zu. Bevor er eintrat, spähte er vorsichtig nach allen Seiten, ob ihn Niemand sehe.

Mein Argwohn war rege. Konnte dieser Mensch zu der Person, die ich suchte, in irgend einer Beziehung stehen? Mancher Umstand sprach dafür. Ich beschloß, ihn unbemerkt zu beobachten. Leise öffnete ich die Thüre und schlüpfte geräuschlos in den Schatten hinter das Haus. Dort stellte ich mich neben ein Fenster, das durch einen einfachen Fensterladen geschlossen war. Von hier aus konnte ich Alles sehen, was im Zimmer vorging.

Eine halbe Stunde war ruhig vergangen und schon wollte ich mein Observatorium verlassen. Da schallen aus dem nahen Gebüsch die melodischen Töne einer einheimischen Elster. Ein minder geübtes Ohr hätte sich täuschen lassen, ich aber erkannte gleich, daß eine menschliche Kehle das Geplauder des Vogels nachahme. Es war offenbar ein verabredetes Signal.

Nach einigen Augenblicken öffnete sich der Fensterladen, hinter dem ich versteckt war, und die Gelbjacke erschien mit einem Lichte. Trotz der Hast, mit der ich zurücksprang, übersah ich doch nicht, daß in der Ferne am Saum des Waldes ein ähnliches Licht aufblitzte. Jetzt war kein Zweifel mehr: ich war einem Geheimniß auf der Spur und mir drängte sich die Überzeugung auf, daß bei diesem Geheimniß auf irgend eine Weise das meinem Schutze anempfohlene Mädchen betheiligt sey.

Bald hörte ich einen Mann vorsichtig dem Hause nahen.

»Den Schwarzen Jakob haben's also gefangen,« sagte der Neuangekommene. »Und doch war's ein pfiffiger Einfall von ihm, sich in einem wassergefüllten Faß mit zwei doppelten Boden transportiren zu lassen.« — »Ja,« erwiederte die Gelbjacke; »der Rauch aber hat zu ihm zu dringen gewußt. Warum hat er auch den Kopf verloren und vor der Zeit losgeschlagen? Jetzt ist Alles aus!« — »Glaubt Ihr?« — »Gewiß. Er kann uns keine Dienste mehr leisten. Aber reden wir von unsrem Geschäfte. Was sollen wir nun beginnen?« — »Ich will gehängt seyn, wenn ich's weiß. Wozu aber die kleine Gefangene noch ferner halten, wenn Jakob sich mit uns nicht mehr verständigen kann?« — »Ah, dabei handelt sich's gar nicht um Jakob; da steckt Jemand Andrer dahinter, der Geld in den Taschen hat.« — »Ja, dann . . . Aber was thun? Blind drein laufen, das thu' ich nicht gern. Will man der Kleinen los werden? so sollen sie's sagen.« — »Leicht möglich, daß dies ihr Wunsch ist. Sicher ist's, daß das Kind ihren Plänen im Wege steht; Jakob muthmaßte es wenigstens. Es handelt sich um ein großes Vermögen, das in England liegt, und auf das sie Ansprüche hat. Doch was kümmert's uns. Unsre Sorge ist nur, daß wir gut bezahlt werden; das ist das Mark der Geschichte. Der Rest kümmert uns den Teufel. Wagen wir den Streich?« — »Ja, aber wenn man mich fängt, so komme ich nach Macquarie-Hafen, ein Paradies, in das ich mich nicht sehne. Und zudem war ja der Zigeuner ein so braver Kamerad; warum soll ich seinem Kind Übles thun? Ich bin wirklich in Verlegenheit. Was Henker hatte auch Jakob gerade jetzt diese Flucht zu probiren, wo wir seines Beistands so sehr bedurften?« — »Ich weiß nur eines,« erwiederte die Gelbjacke, »daß er unsrer nämlich dennoch nicht ganz vergaß. Hier diesen Papierwisch hat er mir verstohlen zugesteckt.«

Die beiden Ehrenmänner zündeten eine Kerze an und lasen das fragliche Papier.

»Das will nicht viel sagen,« sprach der Neuangekommene.

»Wenn ich erwischt werde, so tragt diesen Brief in das Rothe Haus, in der Emustraße. Der Bote wird eine gute Belohnung erhalten.«

»Ihr mögt Euch wohl nicht gern mit der Botschaft befassen?« — »Gewiß nicht, das Pflaster glüht mir in dieser Stadt zu sehr unter den Füßen. Übernehmt Ihr's. Dabei hoff' ich, daß Ihr von der Diskretion mir meinen Antheil aufhebt.« — »Rechnet d'rauf. Ich bin ein ehrlicher Kerl. Doch ich muß gehen; um sieben Uhr ist Appell, da darf ich nicht fehlen.« — »Da muß ich auch eilen. Wann treffen wir uns wieder?« — »Kommt morgen um dieselbe Zeit wieder hieher, und gebt dasselbe Signal.« — »Wohl, adieu.«

Der Fensterladen öffnete sich und der Fremde sprang zum Fenster hinaus. Als er weg war, nahm ich meinen Observationsposten wieder ein. Ich sah die Gelbjacke eifrig beschäftigt, eine Steinplatte aus dem Fußboden auszuheben. Als dies geschehen, verbarg er den Brief des Schwarzen Jakobs und verließ dann das Haus.

Nachdem er weit genug und ich sicher war, daß er nicht wiederkehren würde, schlüpfte ich in das Zimmer, das die Beiden verlassen, hob den Stein aus und bemächtigte mich des darin Versteckten, in der Hoffnung, es werde mir Mittel zur Rettung meines unschuldigen Schützlings bieten.

Auf dem Rückwege in die Stadt überlegte ich, wozu ich mich eigentlich nun entschließen solle. Sollte ich die Sache den Behörden anzeigen oder sollte ich selbst einen Versuch wagen, welche Wirkung der Brief auf den geheimnißvollen Bewohner des Rothen Hauses machen würde? Endlich entschloß ich mich zu dem letztern und faßte zugleich den Vorsatz, den Brief uneröffnet zu lassen, um ja keinen Verdacht zu erregen.

Ich besuchte einen Freund, und ohne ihm ein Wörtchen von meinen Absichten mitzutheilen, sagte ich ihm blos, ich sey in einer Geschichte verwickelt, welche mich nöthige, mich zu verkleiden. Mein Freund war überrascht, that mir aber allen möglichen Vorschub und verschaffte mir einen vollständigen Matrosenanzug, der abscheulich nach Fischen roch. So in einen Seebären verwandelt, ging ich in das Rothe Haus. Das Gebäude war nicht übel von Ansehn, und hatte, wie dort alle vornehmen Häuser, einen Glockenzug und einen kupfernen Klopfer. Ich klopfte und wartete voll Ungeduld, daß sich im Hause etwas rühre. Es war neun

Uhr Abends, die Luft sehr frisch und der Schnee stöberte ohne Aufhören.

Während ich breitbeinig und die Fußspitzen einwärts — ich glaubte so den Matrosengang am besten nachzuahmen — vor der Thüre zögernd umhertrabte, fiel mir plötzlich ein Gedanke ein der mich fast niedergeworfen hätte. Ich hatte an Alles gedacht, nur nicht daran, den Namen des Eigenthümers des Rothen Hauses zu erfahren. Wie sollte ich mir da helfen? welchen Namen nennen, wenn ich gefragt würde? Ich hatte um so weniger Zeit darüber nachzudenken, als schon Schritte im Hause erschollen und ein Lichtstrahl durch das Schlüsselloch fiel. Die Thüre öffnete sich und ich stand einem alten, garstigen Weibe gegenüber. »Was wollt Ihr?« fuhr sie mich heiser an. — Die Frage setzte mich in Verlegenheit. Indeß hatte ich mir einen Rath gemerkt, den mir einst ein Rechtskundiger gegeben: in solchen Fällen durch andere Fragen zu erwiedern, welche den Frager konsterniren müssen. »Ist er zu Hause?« fragte ich daher kurz. — »Wer? wer soll zu Hause seyn?« brummte die Alte. — »Nun wer? Ihr wißt ja, wen ich sprechen will, ich hab' ihm einen Brief zu übergeben.« — »Gebt her!« — »Halt, das geht nicht so. Ich muß ihn eigenhändig übergeben.« — Die Alte wollte meine Behauptung nicht gelten lassen, sondern hub an zu schimpfen, bis plötzlich eine Mannsstimme laut wurde. »Was soll der Lärm so spät Nachts?« — »Ein Kerl von einem Matrosen ist da und behauptet, er habe einen Brief an Sie,« rief die Vettel. — »Ja Herr,« fiel ich ein, »ich hab' einen Brief an Sie, das heißt wenn Sie der Herr sind, den ich suche. Wenn Sie's sind, so wissen Sie schon, daß Vorsicht noth thut.« — »Schließt die Thür und schiebt die Riegel vor!« rief der Mann. »Und Ihr Matrose folgt mir!«

Ich wurde in ein kleines, ziemlich anständig möblirtes Gemach geführt.

»Wo ist der Brief?« frug der Herr barsch.

Ich sah mir den Mann an, er mochte etwa vierzig Jahre zählen, war schwarz gekleidet, trug ein rothes Tuch um den Hals und erfreute sich eben keines angenehmen Aeußeren. Seine Hände waren jedoch zart und weiß, und seine Haltung und Gebärden keineswegs die eines gemeinen Menschen. Die ganze Gestalt schien mir nicht ganz unbekannt.

»Gebt den Brief her,« wiederholte er barsch. — »Tausendmal Verzeihung, Herr, aber nennen Sie mir früher Ihren Namen, bevor ich Ihnen mein Geheimniß anvertraue.« — »Den Namen? Wozu das? Ihr müßt ihn ja kennen.« — »Die Gefahr ist groß,« sagte ich, meinen Mann fest anblickend, »ich muß mit aller Vorsicht zu Werke gehen. Wer bürgt mir dafür, daß Sie wirklich der sind, den ich suche?« — »Und Ihr, wie ist Euer Name?«

Der Unbekannte schien sich durch dieselbe List, die ich vorhin versucht hatte, aus der Schlinge ziehen zu wollen. Die Frage kam mir so unerwartet, daß ich gar nicht Geistesgegenwart genug hatte, eine ordentliche Lüge zu ersinnen; mir fiel nur mein wirklicher Name bei und ich erwiederte: »William Thornley.«

»Ist das ein Spitz- oder ein wirklicher Name?« — »Ein ganz wirklicher; ich nenne ihn, um Ihnen mit gutem Glauben voranzugehn.« — »Ja guten Glauben, den braucht man heutzutage. Nun aber, da wir so weit sind, will ich Euch sagen, daß man mich unter dem Namen John Wolsey kennt. Seyd Ihr beruhigt?« — Nicht sehr, dachte ich, aber ich muß thun, als wär' ich's. Und ich reichte ihm den Brief.

Er suchte die Adresse; der Brief hatte keine. »Wie? das Billet hat keine Aufschrift und Ihr fragt mich um den Namen? Was soll das heißen?« — »Sehen Sie nur das Siegel an,« erwiederte ich verlegen über seine Bemerkung. — »Da scheint etwas dahinter zu stecken. Aber sey's wie's sey, setzt Euch während ich lese.«

Als er damit fertig war, hellte sich seine Stirne eine Weile auf, doch bald kehrte die vorige Unruhe wieder. »Kennt Ihr den Inhalt des Schreibens?« — »Versteht sich.« — »Es steht d'rin, daß Ihr mich auf die Insel bringen könnt.« — »Ganz recht.« — »Könnt Ihr mich noch heute Nacht dahin bringen, wo sie sie hingeführt haben?« — »Sehr leicht,« sagte ich auf gut Glück. Ich merkte wohl, daß ich den Faden in der Hand hielt, an dem ich die Tochter des Zigeuners finden konnte. — »In der Verfallnen Hütte, nah bei Seven-Mile-Strand,« murmelte der Fremde, als spräche er mit sich selbst. »Könnt Ihr reiten?« — »Oh! ich saß mein Lebtag immer zu Pferde!« erwiederte ich, ganz meine Seemanns-Rolle vergessend. — »Wie, Euer Lebtag immer zu Pferde? Wie das? Zeigt Eure Hände! Ha! Ihr seyd kein Matrose! Dahinter steckt Verrath! Wer seyd Ihr? Sprecht, oder ich will schon die Wahrheit aus Euch herausbringen. Weshalb seyd Ihr hergekommen? Von wem habt Ihr den Brief?«

Und so eine Frage heftig nach der andern herausstoßend, riß er die Thüre auf und rief hinaus. Ich benützte den Augenblick, um den Brief zu ergreifen, der auf dem Tische liegen geblieben war. Kaum hatte ich ihn in der Tasche, als zwei Männer von unheimlichem Aussehen auf mich losstürzten. Ich eilte gegen die Ausgangsthüre, allein da ich in der Finsterniß die Riegel nicht schnell genug fand, wurde ich von meinen Verfolgern erreicht. Sie wollten mich packen, ich schrie und wehrte mich und wollte aus der Tasche ein Pistol hervorziehen, womit ich mich aus Vorsicht bewaffnet. In dem Augenblicke rief der Herr des Rothen Hauses: »Schlagt ihn auf den Kopf«, und sein Befehl ward so schnell und treulich befolgt, daß ich in der nächsten Sekunde besinnungslos niederstürzte.

Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich in völliger Finsterniß. Ich spürte einen großen Schmerz am Kopfe und zitterte vor Kälte. Ich wollte mich erheben, stieß aber mit der Stirne an etwas Festes. Ich tappte und tastete herum, welch' Entsetzen, als meine ausgestreckten Hände überall auf kalte feuchte Ziegeln stießen . . . ich war lebendig vermauert! Im ersten Augenblick verzweifelte ich über meine Lage, die mich wehrlos den Händen meiner entschlossenen Feinde überlieferte; aber ich hatte schon zu viel Gefahren im Leben bestanden, um nicht bald meine Kraft und Entschlossenheit wieder zu gewinnen. Ich tappte nochmals herum, ob sich nicht dennoch irgendwo ein Ausgang aus meinem Gefängnisse zeigte. Aber nein, ich war in einem gewölbten Grabe, in welches das Licht der Gestirne nicht dringen konnte.

Als ich so an den Backsteinen herumfühlte, bemerkte ich, daß einige Ziegel am Schluße der Wölbung feuchter waren, als die übrigen. Die Stelle war also frisch vermauert! Ich hatte keine Hilfe von Außen zu erwarten, durfte mich also nicht viel der Verzweiflung und dem Entsetzen, die mich ergriffen, hingeben. Die einzige Möglichkeit der Rettung mußte schwinden, wenn ich den Muth verlor. Der Mörtel, welcher die Ziegel an einander kittete, konnte noch nicht trocken seyn. Ich versuchte ihn mit dem Messer herauszukratzen; aber diese Anstrengungen blieben fruchtlos und meine Lage ward immer verzweifelter. Da besann ich mich, daß hier vielleicht eine von unten nach oben angewendete Kraft von Wirkung seyn könnte.

Ich stemmte mich aus aller Kraft mit Rücken und Schultern gegen diese frisch gemauerte Stelle. Zu meiner großen Freude merkte ich bald, daß die Ziegel nachgaben. Mit ungemeiner Anstrengung hatte ich endlich das Gemäuer durchbrochen. Hiemit waren freilich nicht alle Hindernisse beseitigt, aber Dank der Vorsehung, die nach jedem neuen Erfolge mir auch immer wieder neue Kräfte schenkte, gelangte ich, als der Tag graute, auf die Gasse. Ich hatte eben eine hohe Mauer überstiegen, als ein Mann, in welchem ich die Gelbjacke erkannte, mir den Weg versperren wollte. Ich jedoch hielt ihm die Mündung meines Pistolets entgegen (man hatte mich glücklicherweise nicht durchsucht), und die Gelbjacke erachtete es für gerathen, sich davonzumachen.

Sobald ich erst das Pflaster unter meinen Füßen fühlte, lief ich, was ich laufen konnte, und kam in einem Zustande, den man leicht begreift, in meiner Herberge an.

»Wie viel Uhr ist's?« rief ich athemlos.

»Fünf Uhr. Wir waren schon sehr in Angst wegen Ihres Ausbleibens. Der Beamte von der Clyde suchte Sie gestern Abends um zehn Uhr hier, und wartete lange auf Sie. Er wollte Sie dringend sprechen.«

Ich ließ mir ein tüchtiges Feuer und ein gutes Frühstück machen und eilte dann zu meinem Freunde, um ihm die Abenteuer der Nacht zu erzählen.

»Wo ist der geheimnißvolle Brief?« fragte er nach einigem Uiberlegen.

Ich reichte ihm das Schreiben und er las:

Alles ist zu Ende. Das Kind ist in Jim Burke's Hütte am Seven-Mile-Strand versteckt. Der Schooner kann sie leicht einige Faden von dort an Bord nehmen. Verlieren Sie keine Zeit, denn man darf hier zu Land Niemanden trauen. Mike wird Ihnen den genannten Ort angeben. Ihr J. S.

»Wer ist dieser Mike?«

»Weiß nicht, vielleicht die Gelbjacke oder sein Kamerad aus dem Wald. Doch sey's wer wolle, wir müssen uns vor allem des Rothen Hauses und seines Herrn versichern.«

»Fühlt Ihr Kraft genug auf die Polizei zu gehen? Wohl denn, geht hin und lasset Euch einen Konstabler mitgeben.«

Wir verabredeten einen Ort, wo wir einander wieder träfen, und ich ging hierauf auf die Polizei, wo man mir sogleich einen Konstabler mitgab. Drei andere Polizeiagenten folgten uns einzeln, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen. Auf dem Wege trafen wir den Beamten und gingen nun alle zusammen auf das Rothe Haus zu. Zwei Konstabler wurden hinter dem Hause aufgestellt mit dem Befehle, jeden zu verhaften, der hinauswollte. Wer sich widersetzte, auf den wurde geschossen. Ein dritter Konstabler pochte an die Thür; da aber niemand antwortete, so öffneten wir mittelst falscher Schlüssel und drangen in das Innere des Hauses. Es war leer. In dem Zimmer, wo mich der angebliche John Wolsey empfangen hatte, fand man ein offenes Pult, das man versiegelte. Mehre Kleidungsstücke lagen am Boden. An einem Beinkleide, das ein Konstabler aufhob, fand man den Namen und das Zeichen des Schneiders: **Th. Sparks, York.**

»York!« rief der Beamte, »das stimmt mit den Angaben in den Papieren des Zigeuners überein! Packt die Sachen zusammen, und macht schnell, daß wir den Schuften folgen. Sie haben den Vorsprung und sind vielleicht gar schon am Seven-Mile-Strand.«

Wir trafen schnell unsere Anstalten und schifften uns dann mit unseren Pferden auf einer Fähre ein. Mehre Konstabler begleiteten uns. Der Schnee lag hoch, aber der Wind war nach Nordwest umgesprungen, und so war zu erwarten, daß er bei den ersten Sonnenstrahlen schmelzen würde. »Habt Ihr viel Leute schon heut Morgen übersetzt?« — »Sehr wenig. Fünf oder sechs Menschen kamen vor sechs Uhr eiligst an's Ufer, nahmen sich aber ein eigenes Boot und schifften nach der Känguruspitze hinüber. Einer von ihnen sah aus, als wäre er mit der Justiz etwas zerfallen.« — »Und wo stiegen sie an's Land?« — »Das konnten wir nicht sehen, aber jemand meinte, sie seyen auf das Gehöfte von Knopwood zugerudert.«

Diese Angabe war ganz richtig. Wir fanden, sobald wir ausgestiegen, in dieser Richtung frische Fußtapfen im Schnee. Wir unterschieden leicht zweierlei Fußtapfen, die einen von einem großen, die andern von einem kleineren Fuße. Sie hatten einen starken Vorsprung, und wir mußten daher eilen. Aber nach längerem Marsch sahen wir die Fußtapfen sich im Meere verlieren. Die steigende Fluth verhinderte uns ihre Fortsetzung zu verfolgen.

Das Meer schlug heftige Wogen; am fernen Horizont zeigte sich ein Schiff mit niedrigen Masten. Wir dachten, sie hätten vielleicht ein Boot gefunden, aber ein Konstabler war anderer Ansicht. — »Jim Burke's Hütte muß etwa eine Meile landeinwärts von der Bucht liegen. Ich wette, daß die Gauner, da es noch Ebbe war, über den Strand gingen und darauf rechneten, daß die Fluth uns ihre Spur verbergen werde. Dann werden sie sich rechts gewendet haben.« — Der Konstabler hatte Recht. In einiger Entfernung tauchten die Fußtapfen wieder aus dem Meere auf. Sie führten uns auf einen kleinen Hügel, von dem aus wir bald die Hütte fanden. Es war ein ödes Gemäuer, in dem, wie der Konstabler meinte, gar mancher gestohlene Hammel verschmaust worden seyn mochte.

Die Hütte bot uns sonst nicht das mindeste, was Aufmerksamkeit erregt hätte, und wir wollten sie schon verlassen, um die Spur im Schnee, der an der Sonne schon zu schmelzen begann, weiter zu verfolgen, als einer unserer scharfsichtigen Konstabler bemerkte, daß das Dachstroh an einer Stelle sehr in Unordnung sey. Er kletterte hinauf, schob das Stroh etwas bei Seite und zog nach einigem Suchen Zündschwamm, Stahl, Feuer-

stein und einige Hadern heraus. Der Beamte befahl nachzusehen, ob sich vielleicht auf der Wäsche ein Zeichen fände. Stück für Stück wurde fruchtlos untersucht, endlich fand man einen alten Strumpf mit dem Namen John Shirley bezeichnet.

»Wer ist der Mann?« rief der Konstabler.

Der Beamte erwiederte nichts, aber zog mich bei Seite und flüsterte mir zu: »Der wahre Name des Zigeuners ist, wie seine Papiere darthun, George Shirley. Der Zufall ließ uns da vielleicht einen seiner Verwandten entdecken.« — Wie ein Blitz traf mich diese Bemerkung. »Jetzt begreife ich Alles!« rief ich. »Gleich anfangs kamen mir die Züge des Mannes, welcher sich Wolsey nannte, bekannt vor; ich wußte mich nicht zu besinnen, wo ich sie schon gesehen. Jetzt erst fällt mir's ein, sie haben Aehnlichkeit mit denen des Zigeuners. Gewiß ist dieser Mann dessen Bruder und würde ihn beerben, wenn das Kind nicht am Leben wäre. Da haben wir den Schlüssel zum Räthsel.« — »Eure Vermuthungen mögen nicht ohne Grund seyn, aber dennoch ist mir noch manches dunkel. Vor Allem trachten wir das Mädchen zu finden. Möge ihr kein Leid geschehen, bevor wir sie treffen. Der Schooner, den wir in der Ferne von der Bucht aus gesehen, mißfällt mir; gehen wir.«

»Wir müßten also,« sagte der Konstabler Sanders, »noch eine dritte Fußtapfe finden. Der Fuß eines Kindes ist freilich leicht, aber einen Eindruck muß er doch im Schnee zurücklassen. Ich finde immer nur zweierlei Fußtapfen, die jetzt wieder auf die Bucht zurückführen. Ah!« rief er plötzlich, »jetzt hab' ich's. Der größere der beiden Flüchtlinge trug das Kind; die Erfindung ist scharfsinnig, aber mich betrügt man nicht. Der große Fuß scheint an seiner Last schwer genug getragen zu haben. Hier strauchelte er . . . er fiel . . . erhob sich aber sogleich und setzte seinen Weg fort. Bei St. George, während er da niederpurzelte, betrat das Mädchen den Boden, seht Ihr die Spur? Sie wollten sie vertilgen und traten darauf herum, aber hier über diesem Grasbüschel hat sie der Schnee doch erhalten. Hurrah, jetzt entgehen sie uns nicht.«

Eine halbe Stunde später waren wir wieder an der Küste. Das Küstenwasser ist hier schiffbar, wenn die Fluth hoch steht, bei niedriger Ebbe aber voller Sandbänke und sehr gefährlich. Das scharfe Auge des Konstablers Sanders hatte bald am Ufer eine Stelle entdeckt, wo das Vordertheil eines Bootes abgestoßen zu haben schien. Wir hatten also die ärgerliche Ueberzeugung, daß wir, für den Augenblick wenigstens, die Flüchtigen nicht weiter verfolgen konnten.

Verdrußlich und unentschlossen saßen wir am Strand und sahen forschend nach allen Seiten, als plötzlich um die Felsklippen ein kleines Boot umbog und gerade auf uns zusteuerte. Ein Mann ganz allein stand darin. Sobald er nahe genug war uns zu hören, riefen wir ihm zu, bei uns zu landen, was er auch sogleich that. Auf unsere Fragen erwiederte er, er habe diesen Morgen von der andern Seite der Bucht zwei Männer und ein Mädchen herübergeführt; der Eine der Fremden habe ihm zwei Dollars gegeben. Wir fragten nach dem Mädchen, und der Fährmann erwiederte, dies habe leidend ausgesehen, und es habe ihm geschienen, als fürchtete es sich vor dem schwarzgekleideten Manne, dem größeren der beiden Fremden. Nach seiner Angabe war das Mädchen etwa fünf oder sechs Jahre alt.

Wir mußten also ihre Spur wieder landeinwärts suchen. Nach einigem Forschen hatten wir auch wirklich die Fußtapfen wieder gefunden. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß sie uns den Ansiedlungen am Kehlenfluße zuführten. Es war aber indeß schon spät geworden, die Finsterniß begann uns zu umhüllen und der Schnee stöberte in dichten Flocken. Nicht fern von einem aus Ziegeln gebauten Hause bemerkten wir Pferdehufe, dagegen waren die Fußtapfen der Kindesräuber verschwunden. »Aha!« meinte Sanders, »die Schurken haben irgend einem Ansiedler Pferde gestohlen.« Das erschwerte nun freilich unsere Verfolgung, da sie dadurch schneller fortkamen und einen größeren Vorsprung vor uns gewannen.

Zudem war die Nacht schon ganz eingebrochen und die Finsterniß wurde so dicht, daß wir kaum das Geringste noch unterscheiden konnten. Wir erachteten es daher für das Klügste, uns in eine benachbarte Ansiedlung zu begeben und dort bis zum Morgen auszuruhen.

Andern Morgens bedeckte dichter Schnee das Land und der Himmel schien uns eine noch reichere Fülle davon zu versprechen. So sehr gestern der Schnee unsere Verfolgung begünstigt hatte, so sehr konnte dieser Zuwachs heute derselben hinderlich seyn. Indeß machten wir uns doch entschlossen auf, geführt von dem gewandten und pfiffigen Sanders.

Lange wollte die Spur nicht erscheinen und wir verzweifelten schon, sie wieder zu finden; endlich entdeckte sie das scharfe Auge des eben genannten Konstablers.

Frisch ermuthigt, setzten wir unsern Marsch fort. Ohne daß uns etwas Wichtiges aufgestoßen, kamen wir an einem Orte, genannt die grünen Teiche, an. Um uns die Verfolgung zu erleichtern, beschloß hier der Beamte, unsere Schaar mit frischen Pferden zu versorgen. Er riß ein Blatt aus seiner Schreibtafel und schrieb eine Requisition im Namen des Gerichts, worin er jedem Ansiedler, dem diese Schrift vorgewiesen würde, befahl, seine Pferde herzugeben. Die Verantwortlichkeit für dieselben nahm er persönlich auf sich. Die Konstabler ritten von Gehöft zu Gehöft, und kamen uns, die wir unsern Weg einstweilen fortgesetzt hatten, nach einiger Zeit mit guten Pferden nach. Unser Eifer war durch diesen kräftigen Vorschub neuerdings angefacht.

Nicht weit von einem stattlichen Walde erhob sich ein dichtes Gebüsch von Mimosen, unter dem wir zahlreiche verworrene Fußtapfen sahen. Die Flüchtlinge schienen sich lange an diesem Orte aufgehalten zu haben. In einiger Entfernung sahen wir andere leichtere Fußtapfen, die — wie Sanders bemerkte — von nackten Füßen herrührten. »Halt!« rief er, »haltet einen Augenblick! Die Wilden sind da herumgelungert. Tretet nicht auf ihren Fußtapfen herum, und zählen wir, wie viele ihrer waren.« — »Ich bringe wenigstens zwanzig zusammen,« sagte ich nach sehr sorgfältiger Untersuchung. — »Ich wette,« sprach Sanders, »die neuen Ankömmlinge haben unsere Mädchenräuber erschreckt, und letztere scheinen hübsch lange in dem Mimosengebüsch verweilt zu haben, um die Begegnung mit den schwarzen Gesichtern zu vermeiden.«

Während wir noch so nach anderen Anzeichen herumspähten, sahen wir plötzlich an einem nicht gar fernen Bache einen Körper liegen. Wir eilten hin und fanden den Leichnam eines Menschen, der zwar noch schwach athmete, aber zu Tode geschlagen worden zu seyn schien. Ich beugte mich über das Gesicht des Sterbenden vor und erkannte die Gelbjacke.

Der Unglückliche hatte mehre Keulenschläge auf den Kopf erhalten und sein Leib war von Wurfspießen ganz durchbohrt.

»Wenn es uns gelänge ihn so weit zu sich zu bringen, daß er reden könnte, vielleicht erhielten wir nützliche Angaben von ihm,« meinte Sanders. »Eine Flasche Rum her, Rum hilft in jeder Krankheit.«

»Hier aber,« erwiederte ein anderer, »wär' jeder Tropfen verschwendet, der Mann ist todt!«

»Todt noch nicht, aber seine Zeit ist bald um,« sagte Sanders. »Uibrigens ist kein Schade um ihn, denn dieser Bill Simmons war einer der größten Schurken auf Van Diemen. Aber gleichviel, er kann uns jetzt nützen, d'rum her mit der Flasche.«

Er hob die Gelbjacke empor, und träufelte ihm einige Tropfen Rum in den Mund, während ihm der Beamte Stirne und Schläfen mit Wasser besprengte. Zwei Stunden verfloßen, ehe der Sterbende ein Lebenszeichen gab. Endlich schlug er die Augen auf, sah uns scheu an und murmelte: »Sie haben das Kind gestohlen!« — »Wer hat das Kind gestohlen?« fragten wir. — »Sie, die Wilden; sie haben mir bei der Furt aufgelauert.« — »Und Dein Gefährte, wo ist der?« — »Er ist durchgeschwommen, mußte aber das Kind im Stich lassen. Die Wilden haben es geraubt...« — »Haben sie es getödtet?« — »Sie haben mich mit Keulen überfallen . . . Ach mein armer Kopf . . . und ihre Wurfspieße . . . Das Kind . . . ist entführt!« — »Und wann geschah das Alles?« — »Ich erinnere mich nicht genau . . . aber es war früh zeitlich.« — »Dann haben die Wilden einen großen Vorsprung.« bemerkte der Beamte. »Wenn sie das Gebirge erreicht haben, so ist's schwer ihnen zu Pferde zu folgen. Doch werden uns die Fußtapfen im Schnee führen.« — »'s ist nicht so leicht, die Schwarzen im Walde zu verfolgen,« warf Sanders ein. »Ein Vogel ist leichter zu erjagen als ein Wilder.« — »Dennoch will ich nicht verzagen,« rief warm der Beamte. »Was meint Ihr, Thornley, dürfen wir die Kleine in den Händen der Räuber lassen?« — »Ich bin bereit Euch zu begleiten, obwohl die Jahreszeit zu einer Waldstreiferei nicht günstig ist. Jedenfalls werden wir einen Führer brauchen.« — »Den will ich versorgen,« sprach Sanders. »Ich weiß eine Schäferhütte in der Nähe, dort will ich Tom, den Schäfer, bitten, uns zu führen. Er ist ein Eingeborner und kennt sich überall gut aus.«

Die Gelbjacke stöhnte, es schien als wollte er was sagen. Nach einigen Zuckungen flüsterte er: »Hütet . . Euch vor Mus . . . kito!« und hauchte den Geist aus.

»Abermals dieser Muskito!« rief ich, meiner traurigen Begegniß mit diesem gefürchteten Wilden gedenkend. — »Der Kerl ist die gräulichste Geißel der ganzen Insel,« meinte Sanders; »er mordet zum Vergnügen.« — »Wir wissen davon zu erzählen,« sagte der Beamte. »Aber jetzt macht, Sanders, daß Ihr Tom überredet; wir wollen hier warten.«

Sanders ging. Er blieb nicht lange aus und kam bald mit Tom zurück, einem großen, schönen Schwarzen. Tom trug einige Mundvorräthe, Sanders einige Decken aus Känguruhaar.

»Wird Tom uns nicht hinderlich seyn? Er ist nur zu Fuße,« fragte ich. — »Darüber können wir ruhig seyn!« erwiederte Sanders. »Im Gegentheil werden unsre Pferde zu thun haben, um mit ihm nur gleichen Schritt zu halten.«

Sobald Tom ein Zeichen gab, brachen wir auf. Die Spur, der wir jetzt folgten, brachte uns bald in den Wald. Immer öder ward die Wildniß, die uns umgab. Nach einem sehr ermüdenden Marsche erreichten wir eine Ebene, die wie ein Park mit herrlichen einzeln stehenden Bäumen bewachsen war. Von da kreuzten wir, geführt von dem merkwürdigen Scharfsinn Toms, mehre Thäler, die uns gänzlich unbekannt waren. In einem derselben überraschte uns die Nacht. Wir beschloßen, da zu kampiren. Tom zündete ein großes Feuer an, das bis zum Morgengrauen unterhalten wurde, Sanders breitete die Decken aus. Dank dieser Vorsicht, hatten wir von dem scharfen Froste der hiesigen Winternächte wenig zu dulden.

Andern Morgens waren wir mit Sonnenaufgang Alle auf den Beinen und setzten unseren Marsch fort. Der blaue klare Himmel versprach uns einen schönen Tag, den wir auch mit allem Eifer benützten. Doch auch heute kamen wir zu keinem Ziele und mußten im Walde unser Lager aufschlagen.

Den dritten Tag entdeckten wir auf einem von einer warmen Quelle erweichten Waldfleck den frischen Eindruck eines nackten Fußes. Tom hielt bei dieser Entdeckung den Finger an die Lippen, uns zur Vorsicht ermahnend. Die Gegend war schwerlich noch von einem Europäer betreten worden. Wir hatten einen Berggipfel erstiegen und der Beamte hielt es für räthlich, daß ehe wir uns weiter wagten, Jemand die Gegend erforsche. Während wir unsere Flinten in Stand setzten, schlich Tom sachte fort, legte sich dann auf den Bauch und kroch so langsam bald hierhin, bald dorthin, mit seinen Adlerblicken jedes Dickicht durchbohrend. Wie eine Riesenschlange kroch er im Schnee dahin. Nach langem Forschen und Spähen kehrte er mit gleicher Vorsicht zu uns zurück.

»Schwarze Männer da unten,« flüsterte er, als er wieder bei uns war. »Muskito unter ihnen.« — »Was machen sie jetzt?« — »Feuer machen und kochen.« — »Ist das Piccaninny (das kleine Kind) bei ihnen?« fragte ich. — »Nicht sehn können. Da unten, hinter den Bäumen, Ihr Alles entdecken!«

Wir überließen die Pferde der Obhut der Konstabler und schlichen nach der bezeichneten Stelle. Wirklich sahen wir hinter dem Dickicht die Wilden lagern. Offenbar hatten sie die Absicht, hier länger zu verweilen, denn sie hatten ihr Bivouac mit behauenen Aesten umfriedet. Diese Art Wall erhob sich zu einer Höhe von etwa vier Fuß. An einer Stelle bildete diese Umzäunung zugleich eine Art Schutzdach oder Hütte. In der Mitte brannte ein großes Feuer, um welches sich die Schwarzen, alle fast splitternackt, wärmten. Vorzüglich einer zog

durch seinen stattlichen Wuchs und sein kühnes Wesen meine Aufmerksamkeit auf sich; er trug Hut, Weste und Pantalons, es mußte Muskito seyn. Unter den Weibern, die ihre Kinder pflegten, waren einige mit alten Decken bekleidet.

»Wollt Ihr meinem Rathe folgen,« sagte ganz leise Sanders, »so mucksen wir nicht, so lang's Tag ist. Wir warten die Nacht ab, da wagen die Wilden nicht sich zu rühren. Dann wird's uns ein leichtes seyn, die ganze Bande zu besiegen. Vor Allem entledigen wir uns dieses Muskito und befreien das Mädchen ...« — »Das ich zu meinem Kummer nirgends sehe,« fiel der Beamte ein. »Übrigens ist unser Zweck, sie zu retten, nicht aber, die armen Schwarzen zu tödten. Fragen wir doch Tom, ob seine Landsleute die Weißen essen.«

Tom, der den Abscheu der Europäer gegen das Menschenfressen kannte, sah uns bei der Frage scheu an.

»Tom hat nie Menschenfleisch gegessen,« sagte der Konstabler begütigend, »aber der böse Schwarze ...«

»Böse Schwarze essen manchmal ... wenn in Zorn ... Tom nie gegessen Menschen.«

»Tom,« sprach der Beamte, »seht doch, ob unter den Wilden ein weißes Mädchen ist, so groß etwa?« er deutete mit der Hand die Größe eines sechs- bis siebenjährigen Mädchens an.

Tom verstand unsre Sprache besser als er sie redete und wußte sogleich was wir wollten. Er sann eine Weile nach, zog dann mit den Worten: »Tom gleich gehorchen« seine Kleider aus, und verlor sich im Dickicht. Wir brachten eine halbe Stunde in athemloser Erwartung zu, bevor er wieder erschien.

»Weißes Piccaninny bei schwarzen Männern,« sagte er kurz. »Piccaninny in kleinem Haus,« und er deutete durch Gebärden an, daß das Mädchen unter einem Schutzdache im Walle sey, wie wir es von unserem Posten aus bemerkt hatten. — »Sie wollen sie mästen,« rief ein Konstabler, »und dann essen.« — »Was sie mit ihr wollen,« unterbrach der Beamte, »können wir nicht wissen; doch wird nach meiner Meinung das Beste seyn, Tom als Parlamentär hinzuschicken. Wir folgen ihm zu Pferde und halten uns für jeden Fall in Bereitschaft.«

Der Vorschlag schien uns Allen so vernünftig, daß er auf der Stelle ausgeführt wurde. Wir näherten uns dem Lager soweit als möglich, ohne von den Wilden bemerkt zu werden. Als wir ihrem Lager schon nahe waren, verließ uns unser Gesandte, um an seinen gefährlichen Auftrag zu gehen. Die Wilden ließen ihn ruhig an ihr Feuer herantreten. Diese Gleichgiltigkeit hätte uns einen Hinterhalt befürchten lassen können, aber wir wußten aus Erfahrung, daß die Schwarzen, wenn sie nicht gerade von Hunger oder Zorn getrieben werden, eine fast thierische Gleichgiltigkeit darlegen. Wir hörten öfter das Wort »Corrobara« wiederholen. Unser Führer erklärte uns nach seiner Rückkunft, daß dies so viel als »Kommt« heiße. Wir erschöpften uns in Muthmaßungen über ihre Gleichgiltigkeit. Einige meinten immer noch, es sey bloße List, und namentlich erregte ein Spieß, der über dem Feuer stak, ihre Besorgnisse. Einer glaubte sogar, er sey da, um die Tochter des Zigeuners daran zu braten. Indessen Tom hatte nicht gehört, daß die Wilden etwas Böses gegen das Mädchen im Sinne hätten, und so hielten wir es für das Beste, keine Furcht vor ihnen zu zeigen, da dies ohnedies bei Verhandlungen mit Wilden das Gerathenste ist. Der Beamte und ich beschloßen geradezu auf sie loszugehen und von ihnen das Kind zurückzuverlangen.

»Nehmt meine Rumflasche mit,« rief einer der Konstabler in einem Anflug von Großmuth, »das wird Muskito in gute Laune versetzen.« — »Danke für den Antrag,« erwiederte der Beamte, »es ist schon unangenehm genug, mit einem nüchternen Wilden zu thun zu haben, wie erst mit einem betrunkenen. Gehen wir, Thornley.«

Als wir dem Lager nahe kamen, stand Muskito vor der kleinen Hütte, in welcher wir das Kind vermutheten. Der Wilde zeigte die größte Ruhe, dennoch bemerkte man, daß seine Augen, halbverdeckt von langen Wimpern, fortwährend umherrollten und die Umgebung bewachten. Nicht ohne Herzklopfen trat ich zu dem furchtbaren Mann. Unsere Lage war nicht die lieblichste: so ungefähr mag einem Stutzer zu Muthe seyn, wenn er unnöthig in die Nähe eines bösen Bulldog muß. Wir wußten nicht wie die Unterredung zu beginnen, begriffen aber, daß langes Schweigen uns in Nachtheil bringe. »Gibt's viel Känguru's hier?« fragte daher auf gut Glück der Beamte. — »O ja,« erwiederte der Muskito, und wies auf ein ungeheures Känguru, das am Feuer briet. Überzeugt, daß ein gemeinschaftlich genossenes Mahl freundschaftlichere Gefühle wecken würde, und von einem sehr erklärlichen Appetit gestachelt, faßte mein trefflicher Freund die Gelegenheit bei Haaren und verlangte als Gast an dem Schmause Theil zu nehmen. Sobald dieser Wunsch ausgesprochen war, rief Muskito einige laute Worte. Man brachte uns sogleich mehre Stücke Kängurubraten. Wir setzten uns auf die Erde, und begannen zu speisen. Muskito kauerte sich uns gegenüber und seine Gefährten im Halbkreise hinter ihm, neugierig, aber mit einiger Zurückhaltung uns zuschauend. Wir schmausten ruhig fort, ohne ein Wörtchen zu reden. Als wir fertig waren, gedachte ich der Rumflasche des Konstablers und flüsterte dem Beamten zu, daß der Rum uns vielleicht vollends auf guten Fuß mit unserem Wirth setzen würde. Der Beamte stimmte mir bei und wir riefen daher ganz leise den Besitzer der kostbaren Flasche.

Muskito mochte unsern Wunsch nicht verstehen, sondern Verdacht schöpfen. Er stierte uns an und schien aufspringen zu wollen. Ich rief daher laut: »Gebt die Flasche her.« Bei dem Anblick dieser ward die Haltung des Schwarzen wieder ruhiger. Der Beamte goß eine Schale voll, mit einer Würde, als gälte es den Göttern der Unterwelt ein Opfer zu bringen und bot sie dem Wilden an, der sie unter den unzweideutigsten Zeichen der Zufriedenheit hinabschluckte.

Der Augenblick schien uns günstig, um unsere Angelegenheit vorzubringen.

»Muskito hat den weißen Mann getödtet,« sagte mein Freund, »weshalb?« — »Weißer Mann großer Sünder, wollte tödten Piccaninny.« — »Und warum vertheidigt Muskito Piccaninny, will er sie zum Weibe nehmen?« — Muskito schüttelte den Kopf. »Piccaninny haben weiße Haut, nicht gut für schwarzen Mann.« — »Warum also nahm Muskito Piccaninny dem weißen

Manne weg?« — »Piccaninny des Zigeuners, der Zigeuner todt. Er immer gut zu Muskito, er Bruder Muskito's. Muskito nicht dulden, weißer Mann tödten Piccaninny des Zigeuners.«

Als wir diese unerwartete Erklärung hörten, sahen wir einander verwundert an, voll Staunen über die Reihe von Zufällen, welche die Tochter des Zigeuners so großen Gefahren entrissen. Ich glaubte den Zweck unserer Expedition am sichersten zu erreichen, wenn ich dem Schwarzen verständlich machen könnte, daß ich der Beschützer der Waise sey. »Muskito kennt mich,« sagte ich. — »Ja, Ihr seyn Mr. Thornley.« — »Wohl, und ich bin der Bruder des Zigeuners.« — Muskito warf mir einen wilden Blick zu, der zugleich Erstaunen und Mißtrauen aussprach. Ich fuhr fort. »Der Zigeuner war Muskito's und Thornley's Bruder; Thornley ist der Bruder Muskito's.« — Der Schwarze dachte nach, und fragte dann: »Warum ist Thornley der Bruder des Zigeuners?« — »Weil der Zigeuner mir bei seinem Tode sagte: Gib Brod meiner Piccaninny und beschütze sie. Und ich antwortete: Thornley ist des Zigeuners Bruder.«

Da erhob sich Muskito, sagte einige Worte zu einem der Schwarzen, der sich sogleich entfernte und nach einer Weile mit einem jungen Weibe zurückkam, einer schönen schlanken Negerin, ohne Zweifel der Favoritin Muskito's. Ihre einzige Kleidung war ein rothes Tuch um . . . den Kopf; ihr Leib war mit rothem Ocker und Gummi bemalt, eine Fischgräte stak als Zierde in ihren Nasenlöchern.

Diese Dame erhielt nun die Befehle des Häuptlings und trat sodann in die Hütte, aus welcher sie ein kleines zitterndes Mädchen an der Hand herausführte. Das Mädchen blickte uns mit ihren großen schwarzen Augen an, die mich an jene ihres Vaters erinnerten, und schien unter uns ein bekanntes Gesicht zu suchen; da sie es aber nicht fand, so wendete sie sich traurig und enttäuscht ab.

»Georgina,« sprach ich sanft.

Als die Waise ihren Namen hörte, bebte sie, faltete ihre kleinen Händchen und sah mich unentschlossen an, als wolle sie vergebens in meinem Antlitz die Züge eines alten Freundes erkennen. Nie hatte ich ein so hübsches Geschöpf gesehen. Ich zog sie in meine Arme, und liebkoste ihr. »Komm ohne Furcht!« rief ich, »komm liebes Kind, ich werde Dein Freund und Dein Vater seyn.«

Das arme Kind lehnte sich schluchzend an mich. Diese Scene rührte selbst die Wilden. Die Weiber sammelten sich um uns und sahen uns theilnehmend zu, in den Männern schienen bei dem Anblick dieser herzlichen Ergüsse sanftere, menschlichere Gefühle zu erwachen.

Ich benützte die günstige Stimmung Muskito's, und bat ihn, mir die Tochter des Zigeuners zu übergeben, wobei ich ihm das Gedächtniß des unglücklichen Buschläuferhäuptlings zurückrief. Der Schwarze zögerte einige Augenblicke; nachdem er sich aber mit seinen Gefährten berathen, gab er meinen Wünschen nach und erlaubte mir die junge Gefangene wegzuführen.

Unser Ziel war erreicht; unsere mühsame Verfolgung hatte sich gelohnt. Ich nahm die reizende kleine Georgina hinter mich auf die Kruppe, und wir verließen das Lager der Wilden.

Kein Unfall trübte unsere Rückkehr nach den Ufern der Clyde. Auf dem Wege jedoch erfuhren wir, daß der Verfolger meines lieben Mündels, John Shirley, sich nach England eingeschifft hatte. Georgina war daher nun vor den treulosen Absichten ihres Onkels geschützt; indessen galt es noch ernstes eifriges Handeln, um ihre Ansprüche auf die Hinterlassenschaft ihres Vaters zu vertheidigen und zu erhärten.

Kleine Züge aus Persien.

Aus den kürzlich erschienenen »Skizzen vom Caspischen Meere,« von William Richard Holmes. *

Reisen. Gute Art, sich Quartier zu verschaffen. Persische Kochkunst. Erziehung. Dramatische Vorstellung. Der Premierminister. Mittel populär zu werden. Besuch beim Schach.

Ist schon in der Türkei für den Reisenden höchstens auf den Hauptstraßen und da nur kärglich gesorgt, so ist's in Persien noch viel schlimmer. Es gibt da keine Wirthshäuser (Chan's) oder sonstige Anstalten für den Reisenden, sondern man findet nur ein Unterkommen, wenn man aus irgend einem Hause die rechtmäßigen Insassen austreibt. In der Regel schickt man daher einen Boten und Quartiermacher (Golam oder Mehmendar) voraus; er hält vor dem ersten besten Hause an, und heraus müssen seine Bewohner, mögen sie nun wollen oder nicht; zögern sie, so werden sie unter einem Schwall von Schimpfworten mit Püffen und Schlägen herausgejagt. So hart nun diese Maßregel erscheint und auch ist, so bleibt für den Reisenden doch nicht leicht ein andrer Ausweg offen, denn ohne Lärmen und Poltern ist in Persien wenig auszurichten, und Höflichkeit und Freundlichkeit sind verschwendet, indem sie als ein Zeichen von Schwäche und Niedrigkeit gelten. Es kommt aber — und das ist eben kein Wunder — dabei doch zuweilen zu Händeln. So kam ich einmal mit dem Konsul von Teheran auf diese gewaltsame Weise in einem Dorf in das Haus des Dorfvorstandes; die Frau — der Mann war abwesend — wollte nicht weichen, es wurde endlich zu den Waffen gegriffen und der Streit hätte ein trauriges Ende genommen, hätte nicht ein Eingeborner aus der Dienerschaft noch bei Zeiten bemerkt, daß ein Mißverständniß walte, und durch dessen Aufklärung den Frieden wieder hergestellt.

Wie es unter solchen Umständen mit der Tafel des Reisenden aussieht, kann man sich leicht vorstellen. Er kann sich daher gratuliren, wenn er einen solchen Künstler zum Koch hat, als wir an unserm Ismael besaßen, der nebenbei noch ein stets gut gelaunter und in seiner Art witziger Kerl war. Er verstand die Kunst, ein Mahl aus dem Nichts hervorzuzaubern, und wenn er in dem Rastplatze nur ein paar Stück Flügelvieh auftreiben konnte, so war man eines Schmauses gewiß. In einem Nu loderte ein Feuer empor, ein passendes Gebet wurde hergesagt, den Opfern, gegen Mekka gerichtet, der Hals abgeschnitten, damit ihre Seelen gradewegs in's Paradies flögen, und in weniger als zwei

* Sketches on the Shores of the Caspian.

Stunden erschienen vier oder fünf Gerichte, deren Grundlage diese paar Hühner bildeten. Er hatte allerdings die unergründlichen Taschen seiner ungeheuern Schalwars (Beinkleider) immer mit einer Menge Currypulver, Gewürzen, trockenen Pflaumen und dergleichen bei den Persern beliebten Zuthaten vollgepfropft. Nur ein Perser versteht es, sich überall so zu helfen; wenn es zuweilen mitten auf der Straße rein unmöglich schien, ein Feuer zuwege zu bringen, so dauerte es trotzdem nur wenige Minuten, und es brannte lustig und erhitzte unser Wasser zum Thee, und im elendesten Dorfe wußte uns Ismael eine gute Mahlzeit und obendrein mit einiger Abwechslung herzurichten. Am Appetit fehlte es freilich nicht, doch wird darin jeder Europäer von den Persern übertroffen, wie wir bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten mit Eingebornen bald inne wurden. Nach dem Thee wurden wir mit dem Besuch einiger Perser von Rang beehrt, und sogleich das Essen aufgetragen. Vor je zwei Personen wurde ein großer hölzerner Präsentirteller mit Chillo und Pillaw, Radieschen, gesetzten Eiern, einem Stück geschmorten Fleisches und ein Becher mit Scherbet hingesetzt, und nach dem Wort »Bismillah« (im Namen Gottes) verfiel die ganze Gesellschaft in tiefes Schweigen, indem sie zu eifrig und ununterbrochen mit dem Kauen beschäftigt war. Eine Hand um die andere fuhr tief in die fetten Speisen hinein, der Reis wurde mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit in große Ballen geformt und verschlungen, und in weniger als einer Viertelstunde blieben nur unscheinbare Reste von den ungeheuern Haufen, die vor jedem aufgethürmt waren. Es wurde dann Wasser gebracht, und jeder machte seine Finger ein wenig naß, und wischte sie an seinem schmutzigen Schnupftuch oder seinem Kleid ab, wie's eben kam. Wir hatten eine tüchtige Mahlzeit gehalten, aber unsere Portion schien vergleichsweise völlig unangetastet. Was für Esser die Perser, besonders in den niedern Klassen sind, ersieht man daraus, daß fünf Diener außer einer beträchtlichen Menge von Fleisch und Früchten täglich noch 20 Pfund Brod verzehrten, und drei Stallknechte zusammen 10 Pfund Reis verspeisten und dann — murrten, daß sie so wenig zu essen bekommen. Die Perser sagen von den Engländern, sie äßen nicht, sondern sie spielten nur mit dem Essen. (Was würden sie erst von einem mäßigen Norddeutschen, einem Spanier oder einem Griechen sagen?)

Etwa um 12 Uhr wurden wir zum (zweiten) Frühstück gerufen, und Alle fanden sich mit einem wahren Heißhunger ein. Die Mahlzeit war wie die des vorigen Abends, und es fand dieselbe Freßscene statt. Man hört zuweilen behaupten, daß die orientalische Art mit den Fingern zu essen mit Unrecht als so widrig verschrien sey, indem eine sauber gewaschene Hand ein eben so appetitliches Eßwerkzeug sey, als unsere Messer und Gabeln. In Persien aber zum wenigsten ist dieses Waschen eine vollkommen bedeutungslose Ceremonie; Seife kömmt dabei nicht in Anwendung, nur ein wenig warmes Wasser wird vor und nach dem Essen über die Hände gegossen, und diese werden dann an einem Tuch abgetrocknet, das vielleicht seit sechs Monaten nicht gewaschen wurde. Auch finden häufig die Perser selbst unsere Art zu essen reinlicher und anständiger, doch meinte einer, während er dies zugestand, daß er endlich alles erwogen doch am liebsten mit der Hand esse, indem die Speisen dadurch eine Würze erhielten, was denn — dem Aussehen seiner Hände nach zu urtheilen — seine Richtigkeit haben mochte.

In Borpusch, einem Hafen am kaspischen Meer, hatten wir die Ehre, mit dem Schachzadeh oder Gouverneur zu speisen. Gegen Abend kamen wir hin, und wurden in ein Zimmer geführt, wo wir Seine Hoheit auf einem wackligen Stuhl vor einem russischen Tische sitzend fanden, der mit allerhand kleinen Schüsseln und Näpfen mit Eingesalzenem, besonders Knoblauch bedeckt war; außerdem standen noch zwei Wasserflaschen mit Scherbet, zwei schwarze Bouteillen, mit der Aufschrift: »London Stout« (Londoner starkes Bier), deren eine aber offenbar Rum enthielt, und verschiedene große viereckige Caraffinen mit persischem Weine da. Vier gläserne Leuchter, an denen noch die Verkaufsetiketten klebten, standen an den Ecken; der Talg rann in Strömen von den Kerzen, die alle von ungleicher Länge waren, auf den Tisch herunter, und da von solchen Luxusartikeln, als Lichtputzen, nichts vorhanden war, so putzte Abbas Kuli Mirza, der dem Schachzadeh zur Rechten saß, die Lichter jeweilig mit den Fingern und wischte sie dann an seinen Rockschößen ab. Es wurde nun von den jungen Prinzen, die die Aufwärter machten, ein Gericht nach dem andern aufgetragen. Zuerst einige aufgewärmte Knochen, dann nach 20 oder 30 Minuten eine andere Schüssel desselben Inhaltes und so fort; endlich um zwölf Uhr, nachdem wir von sieben Uhr an bei Tische gesessen hatten und ich unser Mahl beendet glaubte, wurde die eigentliche Mahlzeit angekündigt; was vorhergegangen war, sollte nur dienen, unsern Appetit zu reizen. Es bestand aber nur aus Chillo und Pillaw und war bald beendet. Ardeschir Mirza war in der glänzendsten Laune, lachte und schwätzte und machte immer dazwischen einen kräftigen Angriff auf die Rumflasche. Eine Bande von Sängern und Musikanten verführte ein unaufhörliches Geklimper und Geheule. Einer schlug eine Trommel mit den Fingern, ein zweiter spielte auf der Mandoline, und ein dritter schlug ein Saiteninstrument mit zwei Stäbchen. Ihre größte Virtuosität besteht in einem sinnverwirrenden Lärm und heulenden Rouladen, die mit verzerrten Gesichtern herausgeschrien werden. Es ist das erstemal für ein Weilchen sehr interessant, diese Musik anzuhören, die Folgen einer längern Produktion sind aber allezeit tüchtige Kopfschmerzen.

Ein andermal wurde ein Besuch bei dem Sohne des Beglerbeg, Vekil, einem kleinen hübschen Knaben von etwa 10 Jahren gemacht. Als wir eintraten, erhob er sich und begrüßte uns mit all der Ruhe und dem Anstande eines Erwachsenen, nachdem er aber die gebräuchlichen Höflichkeitsformeln hergesagt hatte, war sein Redevorrath erschöpft, und sein Lehrer, dem man die in aller Welt sich gleich bleibende Schulmeistermiene ansah, führte das Gespräch mit uns weiter. Das System der Erziehung in Persien ist im Allgemeinen folgendes. In dem Alter von 5—6 Jahren wird das Kind in die Schule geschickt, oder wenn es der Sohn eines Großen ist, ihm ein Privatlehrer gehalten. Er lernt nun den Koran und die beliebtesten Poeten lesen, dann schreiben, und endlich das gesammte persische Etikettenwesen, das einen wesentlichen Theil der Erziehung

ausmacht. Zu allen diesen Studien wird der Knabe mit geringen Unterbrechungen fast den ganzen Tag angehalten. Im 14ten oder 15ten Jahr tritt an die Stelle dieses Unterrichts ein anderer, dem Burschen sicherlich viel angenehmerer, nämlich der im Reiten, Schießen und andern männlichen Leibesübungen, und im 18ten oder 20ten wird er verheiratet. Vekil's Lehrer erhielt als Privatlehrer des Sohnes eines Beglerbeg jährlich 60 Tomans (300 fl. C. M.).

Auch der Darstellung eines Trauerspiels wohnten wir bei. Das persische Volk liebt solche Darstellungen, meist aus der Geschichte Hosseins, außerordentlich. Die Schauspieler waren Männer und Knaben, welche letztere die Frauen darstellten. Die erhöhte Bühne war von allen Seiten für die schaulustige Menge, die auf der Erde saß, offen. Die Aufführung war theilweise nicht schlecht. Aber alle Schauspieler hielten Papierrollen in den Händen, aus denen sie ihre Rollen herauslasen; dies und der gänzliche Mangel aller Scenerie — denn Kissen und Teppiche stellten die Veränderung des Schauplatzes dar — thaten der Täuschung vielen Eintrag. Alles wurde in einem recitativen Tone herabgesungen. Die Wirkung auf die Zuschauer war indeß doch außerordentlich, Alles, vom Aeltesten bis zum Jüngsten schluchzte und weinte auf's kläglichste. Ein Mollah in meiner Nähe, der die aufrichtigsten Thränen vergoß, fing sie in einem Stück Baumwollenzeug auf und preßte sie in ein Fläschchen aus, denn die Andächtigen glauben, daß jede so geweinte Thräne, auf ihre Zunge geträufelt, ihre Leiden in der Unterwelt erleichtern wird.

Hadschi Mirza Aghassi ist der gegenwärtige Premierminister in Teheran. Als wir ihn besuchten, wurden sämmtliche Anwesenden, Mirza Abul Hassan Khan, der einmal Gesandter in England war, ausgenommen, ohne weiters zur Thüre hinausgetrieben. Er empfing uns sehr höflich, und führte mit uns eine sehr lebhafte aber sehr verworrene Conversation, bald von Diesem, bald von Jenem sprechend, fragend, und sich selbst antwortend und überall einen nur im Orient vorkommenden maßlosen und ganz naiven Dünkel zeigend. »Wer war Bonaparte?« rief er, — »ich hätte ihn um meinen kleinen Finger herumtanzen lassen! Und Aflatun (Plato) und Aristoteles — wessen Hunde waren sie? — Sie können weise gewesen seyn — es ist wahrscheinlich, daß sie es waren — aber ich bin auch kein Esel.« In diesem Style ging es, ohne innezuhalten, und von einem Gegenstand zum andern springend, fort. — Die Geschichte dieses Mannes ist merkwürdig. Wie so viele Große des Orients schwang er sich aus niedrigem Stande durch eine merkwürdige Vereinigung von Kühnheit und Schmeichelei, kecker Anmaßung und Unterthänigkeit zu seinem Range empor.

Er war Schreiber bei dem armenischen Patriarchen in Eriun, und soll in der persischen Literatur wohl bewandert gewesen seyn. Abbas Mirza, der Thronerbe, brauchte einen Erzieher für seine Söhne; der Hadschi wurde ihm anempfohlen und erzog sämmtliche Prinzen, einem jeden die Krone prophezeiend. Mahomed Mirza folgte endlich seinem Großvater * auf dem Throne nach. Der Hadschi pflegte ihn als den dümmsten unter allen Söhnen Abbas Mirza's zu erklären, und sagte immer, ihn zu lehren, sey eben so leicht, als einen Nagel in einen Stein zu treiben. Bald nach der Thronbesteigung verfügte er sich, zu den Reisekosten seine letzten Habseligkeiten verpfändend, nach Teheran, um dem neuen Schach seine Verdienste und seine Prophezeiungen in Erinnerung zu bringen. Er erlangte eine Audienz bei seinem ehemaligen Zögling und eine Anweisung auf eine Pension von jährlichen 500 Tomans (2500 fl. C. M.), mit der er zu Mirza Abdul Kossim, dem Wesir oder Kaimakan (Statthalter) ging, um sein Siegel zu erlangen. Unter allerhand Vorwänden verschob dieser es von Tag zu Tag, und der Hadschi merkte, daß sein Ferman das Schicksal so vieler anderer haben dürfte, nämlich wirkungslos zu bleiben. Er ging also wieder zum Schach. »Was für ein König bist Du?« sagte der Hadschi; »es ist wahr, Du gabst mir einen Ferman, aber Dein Minister weigert sich, ihn zu siegeln, und so ist er nutzlos, — nimm Dein Papier zurück! Behandelst Du so Deinen ältesten und treuesten Diener?« — »Halt,« rief der Schach, »warte einen Augenblick, Hadschi — wir wollen sehen, ob ich der Schach von Persien bin oder nicht.« Der Kaimakan ward herbeigerufen. Er erschien wie gewöhnlich, nichts ahnend. Der König sah ihn mit grimmigen Blicken an, und ergoß sich in eine lange Reihe von Anklagen. »Ich sitze nun fast sechs Monate auf dem Throne — meine Armee wird nicht gezahlt, — für nichts wird gesorgt, — meine Befehle werden verachtet — alles geht den schlechten Weg — und, beim Haupt des Schach, wenn ich einem alten treuen Diener einen Ferman gebe, wird er bei Seite geworfen, wie altes Papier. Wallah, Billah, ist's nicht so? Lacht man mir so in den Bart? Packt ihn, packt ihn!« Die Ferraschen stürzten sich auf ihre Beute, und er war noch kaum aus ihren Augen, als er auch schon keinen Fetzen mehr am Leibe hatte. Er war bei Hofe sehr verhaßt, und jeder bemühte sich nach Kräften, ihn mit Püffen und Stößen zu traktiren. Er wurde sodann in einen kleinen Garten vor dem Thore geführt und dort strangulirt. Niemand erwartete, daß der Hadschi Premierminister werden würde, aber er wußte es so einzurichten, daß er beständig um den Schach war, gewann sein Vertrauen, wurde ihm endlich unentbehrlich und schlüpfte so ganz sachte in den Posten hinein, den er bis jetzt behauptet hat. Er ist gegenwärtig eigentlich der Monarch und Alles geschieht nur durch ihn. Er sagt zuweilen zum König: »Da ich einmal Dein Opfer bin, was kümmert sich Deine Majestät um diese Angelegenheiten? Der Schach mag seinem Vergnügen nachgehen und die Arbeit und Geschäfte mir überlassen.« Mit allen seinen Lächerlichkeiten und Sonderbarkeiten ist der Hadschi ein gescheidter Mann; der Beweis liegt schon darin, daß er seinen Posten nun bereits zehn Jahre bekleidet. Unter andern Künsten besitzt er auch die, ein vortrefflicher Schönredner und Wortmacher zu seyn. Er ist wirklich ein humaner Mann, und nimmt sich der Bedrückten oft gegen den König an. Aber noch mehr Popularität verschafft er sich durch schöne Worte und Versprechungen. Kömmt z. B. ein Mann und bittet um einen Gnadengehalt, so wird er ihm vom Hadschi mit der größten Freundlichkeit und Höflichkeit bewilligt und sogleich ein

* Abbas Mirza starb bekanntlich 1833, ein Jahr vor seinem Vater Feth Ali, Schach von Persien.

Regierungsbefehl wegen der Auszahlung an Bahman Mirza in Tabris erlassen, unter der Hand aber diesem geschrieben, ihn nicht auszuzahlen. Mit der Zeit wird nun der Mann freilich inne, daß sein Beraht (Anweisung) ein unnützes Papier ist, aber der Quasi-Pensionär behält immer noch den Eindruck der freigebigen Bewilligung, und tröstet sich damit, daß er eine Pension erhielt und daß er, wenn sie ihm auch gerade nicht ausgezahlt wird, doch immer ein Recht darauf hat. Der Minister hat in der Umgebung von Teheran einige wohlthätige Unternehmungen ausgeführt. So hat er einige Dörfer gebaut und kürzlich einen Kanal vom Fluße Keredsche nach Teheran geleitet, wo nur wenig und schlechtes Wasser ist. Er ging vor Kurzem einmal hin, die Arbeit zu beaugenscheinigen, als sich ihm ein Eseltreiber näherte, der längere Zeit mit seinen Thieren daselbst gearbeitet hatte, ohne seinen Sold zu bekommen. »Hai, Aga,« rief er, »ich arbeite nun so lange hier und bekomme keinen Lohn; ich und meine Esel sterben Hungers — dulde es nicht, daß man mich so behandelt.« — »Hund von einem Isfahaner,« rief der Minister, »wer bist Du? Was für Koth hast Du gefressen? Geh und stirb — zu was ist sonst ein Isfahaner gut? — geh, geh!« Die Dienerschaft stieß den Mann auf die Seite, und der Minister mit seinem Gefolge schritt weiter. Aber der Eseltreiber war nicht so leicht eingeschüchtert, und indem er sich dem Hadschi auf's Neue zu Füßen warf, rief er: »Aga, Aga, hör mich an; es ist wahr, ich bin ein Isfahaner, und zu nichts gut als zu sterben; ich bin's zufrieden, aber meine Esel, Aga, meine Esel sind alle Turks — sollen die auch sterben?« Der Hadschi ist aus einem Turkstamme, und das Gelächter, das dieser Witz erregte, war das Mittel, dem Eseltreiber zu seiner gerechten Forderung zu verhelfen.

Am 4. März — schreibt unser Reisender an einem andern Orte — wurde ich dem Schah vorgestellt. Er empfing mich in einem eben nicht großen Gemache, das blos geweißt war, und an dessen schmutzigen Wänden mehre schlechte Portraits von Napoleon, Prinz Albert, Königin Viktoria und einige andere hingen, die ein paar Groschen das Stück werth seyn mochten. Er saß der Thüre gegenüber, in einem Schahlrock, einem Unterkleid von grünem Kattun, das bis an den Hals mit goldnen Knöpfen zugeknöpft war, einen Schahl um den Leib, ein paar weite Schalwars aus persischem blauen Baumwollzeug an den Beinen und eine gewöhnliche Lammfellmütze auf dem Kopfe. Zu seiner Linken stand eine große Uhr von sonderbarer Gestalt; ein russischer Tisch und einige Stühle bildeten das ganze Ameublement. Er sah sehr übellaunig aus, und zeigte in Miene und Bewegungen nicht die geringste Würde, sondern präsentirte sich wie ein Mann aus gemeinem Stande. Unser Besuch war sehr kurz, die Unterhaltung sehr einsylbig und gewöhnlich, und ich kehrte in meinen Erwartungen sehr getäuscht nach Hause. Er leidet sehr an der Gicht, die ihn wohl einmal plötzlich dahinraffen wird. Er hat keinen Geschmack für Pracht und erscheint selbst sehr selten in seinem vollen Königsornat. Am Noruhs, wo es gebräuchlich ist, daß der Schah im vollsten Glanze erscheint, zeigt er sich in einem rothen Rock mit Epauletten und Perlenstickerei, was den Persern sehr mißfällt, indem sie sagen, dies sey weder eine persische noch eine europäische Mode, und er sehe einem Fisoul (Hanns Narr) ähnlicher als irgend etwas anderem.

Carmencita.

Ein Begegniß in Spanien. Nach Prosper Merimee.

Mit einem Führer und zwei Pferden, die ich in Cordova gemiethet, durchstreifte ich im Herbste 1830 Andalusien. Cäsars Commentarien und einige Hemde waren mein ganzes Gepäck, aber im Kopfe stak mir eine gelehrte Grille: ob nämlich nicht — und ich hatte mancherlei Gründe es zu vermuthen — in der Nähe von Montilla die Stelle zu suchen sey, wo Cäsar in der entscheidenden Schlacht von Munda die Pompejaner völlig besiegt hatte. Ich werde darüber nächstens eine Abhandlung schreiben, der die Gelehrten erwartungsvoll entgegen sehen mögen; einstweilen aber will ich Ihnen ein kleines Geschichtchen erzählen, das mir auf der wissenschaftlichen Streiferei begegnete und mit obiger geographischer Frage nicht das mindeste zu thun hat.

Eines Tages irrte ich in den höheren Theilen der Ebene von Cochena umher. Erschöpft von Strapazen, sterbend vor Durst, gebraten von der Sonne, wünschte ich Cäsar und die Söhne des Pompejus zu allen Teufeln, als ich ziemlich abseits vom Wege einen kleinen Grasplatz, stellenweis mit Binsen und Rohr bewachsen, erblickte. Das deutete auf eine nahe Quelle. Wirklich erkannte ich auch bald, daß der scheinbare Grasplatz ein Sumpf war, in den sich ein Bächlein ergoß, das aus einer schmalen Felsenschlucht der Sierra Cabra zu kommen schien. Wenn ich den Bach aufwärts gehe, schloß ich, finde ich frischeres Wasser, weniger Blutegel und Frösche darin und vielleicht etwas Schatten unter den Felsen. Beim Eintritt in die Schlucht wieherte mein Pferd, sogleich antwortete ein anderes Roß, das ich nicht sah. Kaum war ich hundert Schritte geritten, als sich die Schlucht plötzlich erweiterte und einen kleinen Kessel bildete, der ringsum von hohen Felsenhängen beschattet wurde. Ich hätte kein anmuthigeres Rastplätzchen finden können. Sprudelnd sprang die Quelle unter den spitzen Felsen hervor und fiel in ein kleines Becken, dessen Boden mit schneeweißem Sande bedeckt war. Fünf oder sechs frischgrüne, stattliche Eichen warfen reichen Schatten darauf, während das feine glänzende Gras ein weicheres Bett darbot, als man es in irgend einer Herberge auf zehn Meilen in der Runde gefunden hätte.

Indeß gebührte nicht mir die Ehre, das Plätzchen entdeckt zu haben. Ein Mann lag schon da und schien zu schlafen, als ich nahte. Von dem Gewieher geweckt, hatte er sich erhoben und war zu seinem Pferde gesprungen, das, den Schlummer des Herrn benutzend, im Grase einen guten Schmaus gehalten hatte. Der Mann war jung, mittlerer Größe, aber kräftig, sein Blick finster und stolz. Seine Gesichtsfarbe, einst vielleicht sehr schön, war von der Sonne dunkler geworden als sein Haar. Mit einer Hand hielt er den Halfter seines Pferdes, in der andern eine kupferne Stutzbüchse. Ich gestehe, die Stutzbüchse und das fin-

stere Gesicht verdutzten mich anfangs ein wenig; aber ich glaubte nicht mehr an Räuber, da ich so oft von ihnen gehört, und nie welche getroffen. Übrigens war ich's gewohnt, ehrliche Landleute, wenn sie zu Markte gingen, bis an die Zähne bewaffnet zu sehen; warum also einer Stutzbüchse halber an der Ehrlichkeit des Unbekannten zweifeln? Und welchen Reiz hätten auch für ihn meine Hemde und meine Elzevir-Ausgaben des Cäsar? Ich nickte daher dem Mann vertraulich zu und fragte ihn lächelnd, ob ich seinen Schlummer gestört. Statt zu antworten, maß er mich vom Kopf bis zu Füßen, eine Aufmerksamkeit, deren er nach mir auch meinen Führer würdigte. Ich sah diesen erschrecken und bleich werden. Aha! dachte ich, eine schlimme Begegnung! Indeß rieth die Klugheit, keinerlei Unruhe zu äußern. Ich stieg ab, befahl dem Führer abzuzäumen, kniete an der Quelle nieder, tauchte Kopf und Hände in's Wasser, legte mich dann platt auf den Bauch und that einen tüchtigen Schluck.

Dabei beobachtete ich den Fremden und meinen Führer. Ersterer sah sauer drein; der andre aber schien keine bösen Absichten zu hegen, denn er ließ sein Pferd wieder frei und senkte die Büchse.

Ohne mich an die geringe Achtung zu stoßen, die er meiner Person zu schenken schien, streckte ich mich auf das Gras hin und fragte den Mann mit der Stutzbüchse, ob er wohl Feuerzeug bei sich habe. Zugleich zog ich meine Cigarrentasche hervor. Der Fremde wühlte in der Tasche herum, zog Stahl, Stein und Schwamm heraus und schlug mir Feuer. Alles dies, ohne ein Wörtchen zu sprechen oder die Stutzbüchse wegzulegen. Sobald meine Cigarre brannte, wählte ich aus meinem Vorrathe die beste heraus und fragte ihn, ob er rauche. — »Ja, Señor,« erwiederte er. Das waren die ersten Worte, die ich von ihm hörte. An der Art, wie er das s aussprach, merkte ich, daß er kein Andalusier sey. — »Die wird Euch schmecken,« fuhr ich fort und reichte ihm eine ächte Regalia de Habaña. — Er nickte leicht mit dem Kopf, zündete seine Cigarre an der meinen an, dankte mir durch ein zweites Kopfnicken und begann mit sichtlichstem Wohlbehagen zu schmauchen. »Ah!« rief er und ließ den ersten Zug langsam durch Nase und Mund auswirbeln, »wie lang' habe ich schon nicht geraucht!«

In Spanien begründet eine Cigarre gerade so gut gastfreundliche Gesinnungen, wie im Orient Brot und Salz, das man mitsammen ißt. Mein Mann wurde gesprächiger als ich gehofft hatte. In der Gegend schien er übrigens — obwohl er aus der Nähe von Montilla zu seyn behauptete — sehr schlecht bewandert, und als ich ihn gar fragte, ob er nie in der Umgegend zerstörte Mauern, behauene Steine und breite Ziegeln mit Randleisten bemerkt, gestand er offen, daß er sich um dergleichen nicht kümmere. Dagegen kannte er sich in Pferden aus, kritisirte meines, was freilich leicht war, recitirte den Stammbaum des seinigen, das aus dem berühmten Gestütt von Cordova stammte und so edel und ausdauernd war, daß es, wie er sagte, einmal mit ihm dreißig Meilen in einem Tage fortgalopirte. In diesem Herzensergusse stockte er plötzlich, als glaubte er, schon zu viel gesagt zu haben. »Ich hatte nämlich damals Eile nach Cordova zu kommen, wo ich mit den Richtern in einem Prozeß etwas abmachen mußte ...« stotterte er verlegen nach einer Weile hinzu und blickte dabei meinen Führer Antonio an, der die Augen niederschlug.

Der Schatten und die Quelle entzückten mich so, daß ich mich einiger trefflichen Schinkenschnitte erinnerte, die ein paar gute Freunde in den Zwerchsack meines Führers gesteckt hatten. Ich ließ sie bringen und lud den Fremden zu dem improvisirten Mahle ein. Wenn er schon lange nicht geraucht hatte, so schien er wenigstens seit 48 Stunden nichts gegessen zu haben. Er aß wie ein hungriger Wolf. Die Vorsehung schien es wirklich aus purer Fürsorge für ihn so gelenkt zu haben, daß ich dem armen Teufel begegnete. Mein Führer dagegen aß wenig, trank noch weniger und sprach gar nichts, obwohl er sich im Beginn der Reise als eine ungeheure Plaudertasche erwiesen hatte. Mein Gast schien ihm ungelegen zu seyn, beide hielten sich in argwöhnischer Entfernung von einander.

Schon waren die letzten Brosame und Schinkenfasern verschwunden, und wir hatten jeder eine zweite Cigarre geraucht. Ich ließ die Pferde wieder aufzäumen und wollte von meinem neuen Freunde Abschied nehmen, als dieser mich fragte, wo ich die Nacht zuzubringen gedächte. »In der Rabenschänke (venta del cuervo),« erwiederte ich, ohne auf die Winke meines Führers zu achten. — »Eine schlechte Herberge für Euresgleichen, Señor. Ich strebe auch hin, und wenn Ihr erlaubt, reisen wir in Gesellschaft.« — »Sehr gern.« Ich stieg zu Pferd, mein Führer, der mir den Steigbügel hielt, winkte mir wieder mit den Augen warnend zu, ich aber zuckte gleichgiltig mit den Achseln und wir setzten uns in Trab.

Antonio's geheimnißvolle Winke, seine Unruhe, einige dem Fremden entschlüpfte Worte, vorzüglich sein Dreißig-Meilen-Ritt, und das plötzliche Stocken ... hatten mich schon bestimmt, was ich von meinem Reisegefährten halten sollte. Ich zweifelte gar nicht, daß ich es mit einem Schmuggler, vielleicht mit einem Räuber zu thun hatte; aber was kümmerte mich's? Ich kannte den spanischen Charakter hinlänglich, um sicher zu seyn, daß ich von einem Menschen, der mit mir gegessen und geraucht hatte, nichts zu besorgen brauchte. Seine Gesellschaft konnte mir sogar zum Schutz gegen jede andere schlimme Begegnung dienen. Außerdem gelüstete mich's schon längst, einmal Bekanntschaft mit einem Räuber zu machen. Man bekömmt deren nicht alle Tage zu sehen.

Ich wollte den Unbekannten allmälig in vertrauliche Stimmung bringen und lenkte, trotz alles Blinzelns und Augenzwinkerns Antonio's, das Gespräch bald auf Straßenräuber. Natürlich redete ich mit aller Achtung von ihnen. Damals hatte ein gewisser José Maria einigen Ruf erlangt und seine Thaten lebten in Aller Munde. »Wenn ich neben diesem José Maria wär'?« dachte ich .... Und ich erzählte alle Geschichten, die ich von diesem Volkshelden wußte, und da sie sämmtlich zu seinem Lobe gereichten, so sprach ich meine Bewunderung seines Muths und Edelsinns laut aus. — »Ah, José Maria ist nur ein dummer Teufel,« sagte der Fremde kalt. — »Ist das Bescheidenheit oder Selbsturtheil?« fragte ich mich. Denn je schärfer ich mir meinen Gefährten angesehen, desto mehr fand ich, wie genau das Signalement José Maria's auf ihn paßte, das ich an den Thoren so vieler Andalusischer Städte angeschlagen

gesehen. »Ja er ist's gewiß. Blondes Haar, blaue Augen, Mund groß, Zähne hübsch, Hände klein; ein feines Hemd, eine Sammtjacke mit Silberknöpfen, weißlederne Gamaschen, einen Rothbraun . . . Kein Zweifel mehr! Aber Achtung vor seinem Incognito!«

So erreichten wir die Venta. Sie war die elendeste, die ich je getroffen. Eine große Stube diente als Küche, als Speisesaal und als Schlafzimmer. Auf einem flachen Stein mitten im Zimmer brannte das Feuer, der Rauch stieg durch eine Dachlucke hinaus oder blieb vielmehr in der Stube stehen und bildete einige Schuh über dem Fußboden eine dichte Wolke. Längs der Wand lagen fünf oder sechs alte Maulthierdecken: das waren die Betten der Reisenden. Zwanzig Schritt vom Hause oder vielmehr von der geschilderten einzigen Stube erhob sich eine Art Schoppen, als Stall benützt. In diesem reizenden Aufenthalt gab es für den Augenblick keine andern menschlichen Wesen als ein altes Weib und ein Mädchen von 10—12 Jahren, beide rußig von Gesicht und in entsetzliche Lumpen gekleidet.

Als die Alte meinen Gefährten erblickte, stieß sie vor Uiberraschung einen Schrei aus. »Ah, Señor Don José!« rief sie. — Don José runzelte die Brauen und gebot der Alten durch einen Wink Schweigen. Ich wandte mich zu meinem Führer, um ihm durch ein unmerkliches Zeichen zu verstehen zu geben, daß ich jetzt recht wohl wisse, mit wem ich die Nacht zubringen werde. Das Nachtmahl war besser als ich erwartete. Man trug uns auf einem kleinen, einen Schuh hohen oder vielmehr niedrigen Tischchen einen alten frikassirten Hahn mit Reis und schrecklich viel Pfeffer, dann Pfeffer mit Oel und endlich Gaspacho, eine Art Pfeffersalat, auf. Drei so gewürzte Schüsseln zwangen uns häufige Griffe nach dem Schlauche zu thun, der köstlichen Wein von Montilla enthielt. An der Wand hing, wie in Spanien überall, eine Mandoline. »Kannst Du spielen?« fragte ich nach aufgehobener Tafel das Mädchen, das uns bediente. — »Nein,« war die Antwort, »aber Don José spielt schön.« — Ich bat also diesen, etwas zum Besten zu geben, da ich die Nationalmusik so leidenschaftlich liebe. — »Einem so ehrenwerthen Señor, der mich mit so trefflichen Cigarren regalirt, kann ich nichts abschlagen,« rief Don José in einem Anflug guter Laune, ließ sich die Mandoline reichen, und begleitete sich zum Gesang. Seine Stimme war rauh aber nicht unangenehm, die Melodie bizarr und schwermüthig, vom Text verstand ich kein Wort. — »Wenn ich nicht irre,« sprach ich, »so ist das kein spanisches Lied. Die Worte klangen mir wie baskisch.« — »Ja,« erwiederte Don José düster. Er legte die Mandoline weg, kreuzte die Arme und stierte in's Feuer, das traurig zu Ende glühte. Sein Antlitz, von einer kleinen Lampe erleuchtet, edel und wild zugleich, erinnerte mich an Miltons Satan. Ich versuchte das Gespräch zu beleben, aber er antwortete nichts, so versunken war er in seine düstren Gedanken. Die Alte hatte sich bereits in einer Ecke, die durch eine ausgespannte Decke von der übrigen Stube getrennt war, schlafen gelegt. Das Mädchen war ihr in dieses Damenkabinet gefolgt. Mein Führer erhob sich und forderte mich auf, mit ihm in den Stall zu gehen. »Warum in den Stall?« rief Don José plötzlich aufspringend. »Die Pferde haben genug Futter. Schlaf hier, der Señor erlaubt Dir's!« — »Aber ich fürchte, des Señors Pferd ist krank; es wäre gut, wenn's der Señor ansähe: vielleicht wüßte er dann was zu thun.« — Offenbar wollte mich Antonio unter vier Augen sprechen. Aber ich hatte Gründe, Don José keinen Anlaß zum Verdacht zu geben, und stand überhaupt mit ihm auf einem Fuße, wo es das beste war, völliges Vertrauen zu zeigen. Ich erwiederte daher Antonio, ich verstünde nichts von Pferden und wäre schläfrig. Don José folgte ihm in den Stall, von wo er bald allein zurückkam. Er sagte, dem Pferde fehle nichts, aber mein Führer hielte es für ein so kostbares Thier, daß er es mit seiner Jacke reibe, um es in Schweiß zu bringen, ja er wolle sich die ganze Nacht auf diese angenehme Weise beschäftigen. Ich hatte mich mittlerweile schon auf die Maulthierdecken hingestreckt, sorgsam in meinen Mantel gehüllt, um mit ihnen ja in keine genaue Berührung zu kommen. Don José legte sich vor die Thüre, nicht ohne zuvor das Zündkraut seiner Büchse erneuert und diese selbst unter den Zwerchsack gelegt zu haben, der ihm als Kopfkissen diente. Wir wünschten einander gute Nacht und lagen fünf Minuten später beide in festem Schlafe.

Aber trotz meiner Müdigkeit weckte mich nach etwa einer Stunde ein sehr unangenehmes Jucken aus dem ersten Schlummer. Sobald ich den Grund davon erkannt, stand ich rasch auf, überzeugt, es sey besser die Nacht unter freiem Himmel als unter diesem ungastlichen Dache zuzubringen. Auf den Fußspitzen erreichte ich die Thüre, stieg vorsichtig über Don José, welcher den Schlaf der Gerechten schlief, und verließ leise das Haus ohne daß er erwachte. Vor der Thüre stand eine breite hölzerne Bank, da streckte ich mich aus, um hier die Nacht vollends zu verschlafen. Schon war ich d'ran, die Augen zum zweitenmal zu schließen, als ich den Schatten eines Menschen und eines Pferdes zu bemerken glaubte, die beide ganz geräuschlos dahin schritten. Ich erhob mich und da ich Antonio erkannte, ging ich auf ihn zu. Auch er hatte mich bemerkt, und stand still. »Wo ist er?« fragte mich Antonio leise. — »In der Venta; er schläft und läßt sich von den Wanzen nicht stören. Wohin führst Du das Pferd?« Ich sah erst jetzt, daß Antonio die Hufe des Thieres mit Fetzen einer alten Decke sorgfältig umwunden hatte. — »Sprecht leiser,« sagte Antonio. »Ihr wißt nicht, wer der Mann ist. Es ist José Navarro, der berüchtigste Bandit Andalusiens. Den ganzen Tag schon hab' ich Euch Winke gegeben, die Ihr nicht verstehen wolltet.« — »Bandit oder nicht, was ficht's mich an? Er hat uns nicht bestohlen und gewiß auch keine Lust dazu.« — »Aber 200 Dukaten gibt's für den zu verdienen, der ihn ausliefert. Ich weiß einen Posten Lanciers anderthalb Stunden von da; eh's Tag wird, bringe ich einige handfeste Bursche hieher . . . Ich hätte sein Pferd genommen, aber es ist so tückisch, daß Niemand als Navarro ihm nahen darf.« — »Der Teufel hole Dich!« brummte ich. »Was hat der arme Kerl Dir gethan, daß Du ihn angeben willst? Und bist Du auch sicher, das es Navarro ist?« — »Vollkommen. Als ich in den Stall ging kam er mir nach und sprach zu mir: »Du scheinst mich zu kennen, sagst Du dem Señor, wer ich bin, so zerschmettre ich Dir das Gehirn.« Bleibt nur bei ihm, Señor, Ihr habt nichts zu fürchten. So lang' Ihr da seyd, argwöhnt er nichts.«

Unter solchem Gespräch waren wir schon weit genug von der Venta gekommen, daß man die Pferdehufe nicht mehr hören konnte. Antonio nahm die Fetzen wieder ab und wollte aufsteigen. Ich erschöpfte Bitten und Drohungen, um ihn zurückzuhalten. — »Ich bin ein armer Teufel, Señor,« entgegnete er, »zweihundert Dukaten sind nicht zu verachten, vorzüglich wenn's gilt, das Land von solcher Plage zu befreien.« Und schon saß er im Sattel, gab dem Pferde die Sporen und bald hatte ich ihn in der Finsterniß aus dem Gesicht verloren.

Ich war aufgebracht über meinen Führer und verspürte einige Unruhe. Nach einiger Uiberlegung kehrte ich in die Venta zurück. Don José schlief noch, er hatte wahrscheinlich viel Schlaf einzubringen. Ich mußte ihn tüchtig rütteln, bevor er erwachte. Nie werde ich seinen wilden Blick vergessen und die Hast, mit der er nach seiner Stutzbüchse griff. »Verzeihung, daß ich Euch wecke, Señor,« sprach ich, »aber ich hab' Euch eine närrische Frage vorzulegen: wäre es Euch ganz angenehm, wenn ein halb Dutzend Lanciers Euch hier träfe?« — »Wer hat Euch gesagt?« rief er furchtbar und sprang empor. — »Was liegt daran, woher der Rath kömmt, wenn er nur gut ist.« — »Euer Führer hat mich verrathen! Er soll mir's bezahlen. Wo ist er?« — »Ich weiß nicht . . . im Stall wahrscheinlich . . . aber Jemand hat mir gesagt . . . .« — »Wer? Die Alte gewiß nicht!« — »Jemand den ich nicht kenne. Ohne viele Worte, habt Ihr Gründe die Soldaten nicht hier zu erwarten? Wenn ja, so verliert keine Zeit; ist's Euch aber gleichgiltig, dann gute Nacht, und verzeiht, daß ich Euren Schlaf unterbrochen.« — »Ach, dieser Führer! Ich hatte ihm von Anfang an nicht recht getraut! Aber geschenkt bleibt ihm's nicht. Lebt wohl, Señor; Gott vergelte Euch diesen Dienst! Ich bin nicht so schlimm als Ihr glaubt . . Lebt wohl . . ich bedaure nur eins, Euch jetzt nicht dankbar seyn zu können.« — »Ihr könnt es, Don José. Versprecht mir gegen Niemanden Argwohn zu hegen, nicht auf Rache zu sinnen. Da . . da nehmt noch Cigarren auf den Weg. Glückliche Reise!« Und ich reichte ihm die Hand. Er drückte sie stumm, nahm seine Büchse und den Zwerchsack, flüsterte der Alten einige Worte in einem mir unverständlichen Kauderwälsch zu und lief in den Schoppen. Einige Augenblicke später hörte ich Hufschläge draußen.

Ich legte mich wieder auf die Bank, schlief aber nicht mehr ein. Hatte ich recht gethan, einen Räuber, vielleicht einen Mörder vom Galgen zu retten und dies blos darum, weil wir zusammen Schinken und gepfefferten Reis gespeist? Hatte ich nicht meinen Führer seiner Rache preisgegeben? Ward ich nicht jetzt verantwortlich für die Unthaten, die der Bandit noch begehen würde? Aber die Pflichten der Gastfreundschaft, durfte ich diese verletzen? Diese Zweifel an der Löblichkeit meiner Handlung peinigten mich noch, als ich plötzlich einige Reiter mit Antonio erscheinen sah, der sich wohlweislich im Nachtrab hielt. Ich ging ihnen entgegen und benachrichtigte sie, daß der Bandit schon vor zwei Stunden die Flucht ergriffen. Die Alte, vom Brigadier befragt, erwiederte, daß sie Navarro kenne, aber da sie so einsam lebe, nie gewagt habe ihn zu verrathen. Sie fügte bei, daß er, so oft er ihre Venta besuchte, immer mitten in der Nacht sie zu verlassen pflegte. Was meine Person betrifft, ich mußte in die nächste Stadt gehen, meinen Paß vorzeigen, und eine Erklärung vor dem Alcaden unterzeichnen, worauf man mir erlaubte meine archäologischen Forschungen fortzusetzen. Antonio grollte mir, denn er argwöhnte, daß ich ihn um die 200 Dukaten gebracht. Doch trennten wir uns in Cordova als gute Freunde und ich machte ihm beim Abschied ein so ansehnliches Geldgeschenk, als es nur der Stand meiner Finanzen erlaubte.

Wenige Tage später war ich wieder in Cordova. Man hatte mir in der Bibliothek des Dominikanerklosters ein Manuskript gewiesen, in dem ich interessante Nachweise über das Munda des Alterthums finden sollte. Von den guten Patres sehr freundlich aufgenommen, hielt ich mich über Tag im Kloster auf und ging nur Abends in der Stadt spazieren. Eines Abends nach dem Angelus, wo die Dämmerung einbricht und die alte und junge, schöne und häßliche Damenwelt von Cordova ungenirt in den Quadalquivir hinabsteigt und in dessen Fluthen unter Lachen und Lärm ihre Reize badet, lehnte ich nach Art der Cordovaer Müssiggänger an der Brustwehr des Quais, welcher das rechte Flußufer begränzt, und rauchte. Die Dämmerung hatte sich schon in halbe Finsterniß verwandelt, als ich eine weibliche Gestalt die Treppe vom Fluße heraufsteigen und sich neben mir niedersetzen sah. In ihren Haaren stak ein großer Strauß von Jasmin, dessen breite Blätter Abends einen berauschenden Duft aushauchen. Sie war einfach, vielleicht ärmlich gekleidet, ganz schwarz, wie am Abend die meisten Grisetten. Denn die anständigeren Damen tragen sich nur des Morgens schwarz, Abends kleiden sie sich à la francesa. Meine eben aus dem Bade gestiegene Nymphe ließ die Mantilla, die ihr Haupt bedeckte, auf die Schultern niedergleiten und ich bemerkte beim matten Sternenschimmer, daß sie klein, jung, wohlgebaut war und sehr große Augen hatte. Ich warf meine Cigarre sogleich weg. Sie verstand diese ächt französische Aufmerksamkeit und beeilte sich mir zu sagen, daß sie den Tabakduft sehr liebe und sogar rauche, wenn sie feine **Papelitos** fände. Zum Glück hatte ich welche in meiner Cigarrentasche und bot sie ihr an. Sie nahm eine und zündete sie an einem brennenden Strickendchen an, das uns ein Knabe für einen Sou brachte. Unsre Rauchwolken in einander blasend plauderten wir so lange, bis wir uns fast ganz allein auf dem Quai sahen. Ich glaubte nicht indiskret zu seyn, wenn ich ihr anbot, ob sie nicht in einer **Neveria** * Eis genießen wolle. Nach sehr bescheidenem Zaudern nahm sie den Antrag an, wollte aber, bevor sie sich entschiede, noch wissen was es an der Zeit sey. Ich ließ meine Uhr schlagen, was sie sehr in Staunen zu setzen schien. »Welche Erfindungen man bei Euch hat, Ihr Herren Fremden!« rief sie. »Aus welchem Lande seyd Ihr? Gewiß ein Engländer!« — Ich klärte sie auf, daß ich ein Franzose sey, und erlaubte mir dann auch meinerseits zu forschen, woher sie sey. Sie ließ mich lange

---

* Kaffeehaus mit einem Eis- oder vielmehr Schneekeller. In Spanien hat fast jedes Dorf seine **Neveria**.

rathen . . auf eine Andalusierin, eine Maurin . . ja selbst . . doch diese Vermuthung sprach ich nicht aus . . auf eine Jüdin. — »Geht, geht! Ihr seht recht wohl, daß ich eine Zigeunerin bin! Soll ich Euch wahrsagen? Habt Ihr nie von Carmencita gehört? Ich bin's.«

Ich war damals solch ein Ungläubiger, daß ich nicht einmal vor einer Zauberin zurückfuhr. »Hübsch,« dachte ich, »vergangene Woche hast du mit einem Straßenräuber soupirt, heute willst du mit einer Hexe Gefrornes naschen. Auf der Reise muß man Alles probiren!«

Unter allerlei Geplauder waren wir in die Neveria gekommen und nahmen an einem Tischchen Platz. Während einige ehrsame Philister, die auch da waren, sich wunderten, mich in so guter Gesellschaft zu sehen, hatte ich jetzt bei Kerzenlicht Muße meine Gitana aufmerksamer zu betrachten. Ich zweifle, ob Carmencita von reiner Race war, wenigstens war sie unendlich hübscher als alle Weiber ihrer Nation, die ich je gesehen. Alles war freilich nicht vollkommen an ihr. So spielte ihre Haut, übrigens von sammtartiger Glätte, etwas in's Kupferbraune. Ihre Augen waren schief, doch wunderherrlich geschnitten, ihre Lippen etwas fleischig, doch ließen sie Zähne blicken, weißer als Mandelkerne. Um nicht durch eine zu wortreiche Beschreibung zu ermüden, will ich nur im Allgemeinen bemerken, daß sich an jeden Mangel irgend ein Reiz knüpfte, der durch den Kontrast vielleicht nur noch stärker hervortrat. Sie war eine seltsame, wilde Schönheit. Vorzüglich ihr Blick hatte einen zugleich lüsternen und wilden Ausdruck, wie er mir noch an keinem menschlichen Auge aufgefallen. Zigeuneraugen, Wolfsaugen, sagt ein spanisches Sprüchwort.

Es wäre lächerlich gewesen, sich im Kaffeehaus wahrsagen zu lassen. Ich bat daher mein hübsches Hexenkind, ob ich sie nicht nach ihrer Wohnung begleiten dürfte. Sie machte keine Schwierigkeiten, wollte aber zuvor die Stunde wissen und bat mich, nochmals meine Uhr schlagen zu lassen. »Ist sie wirklich von Gold?« fragte sie, die Uhr mit äußerster Aufmerksamkeit betrachtend.

Als wir aufbrachen, war's finstre Nacht; die meisten Läden waren verschlossen, die Straßen beinahe menschenleer. Wir schritten über die Brücke und hielten am äußersten Ende der Vorstadt vor einem Hause, das keineswegs wie ein Palast aussah. Ein Kind öffnete uns. Die Zigeunerin sagte ihm einige Worte in einer mir unbekannten Sprache, dem Romanni oder Tschipe Kalli (der Zigeunersprache), wie ich seither erfuhr. Das Kind verschwand sogleich und ließ uns in einem weiten Gemache, dessen Möblirung ein kleiner Tisch, zwei Tabourets und ein Koffer war, einen großen Wasserkrug, einen Haufen Orangen und einen Bund Zwiebeln nicht zu vergessen. Sobald wir allein waren, zog das Zigeunermädchen aus ihrem Koffer ein Spiel Karten, die schon oft gedient zu haben schienen, einen Diamant, ein ausgetrocknetes Chamäleon und einige andre zu ihrer Kunst nothwendige Kleinigkeiten. Darauf mußte ich mit einem Münzstück in meine Linke das Kreuz machen, und die magischen Ceremonien begannen.

Leider wurden wir bald gestört. Die Thüre ward plötzlich heftig aufgerissen und ein Mann, bis an die Augen in einen braunen Mantel gehüllt, stürmte herein, die Zigeunerin nicht eben auf das höflichste begrüßend. Ich verstand nicht, was er sagte, aber der Ton seiner Stimme verrieth schon, daß er übler Laune war. Bei seinem Anblick verrieth die Gitana weder Ueberraschung noch Zorn, sondern sprang ihm entgegen und redete mit einer Zungenfertigkeit ohne Gleichen in ihn hinein. Da sie wieder in ihrem Kauderwälsch sprachen, so verstand ich kein Wörtchen von ihrer Rede. Nur das Wort Payllo hörte ich oft wiederholen, mit welchem, wie ich wußte, die Zigeuner jeden Fremden, der nicht ihres Stammes ist, bezeichnen. Da ich voraussetzte, daß man mich damit meinte, so war ich in Erwartung, es würde zu zarten Erklärungen kommen, und hielt schon die Hand an dem Fuße eines der Tabourets, um es beim ersten Anlaße dem Eindringling an den Kopf zu werfen. Dieser stieß sehr ungalant die Zigeunerin von sich und trat auf mich zu . . . fuhr aber plötzlich einen Schritt zurück. »Ah Señor! Ihr seyd's!« rief er.

Jetzt erst erkannte ich, daß es mein Freund Don José sey. Ich bereute ein wenig, ihm damals aus der Klemme geholfen zu haben. »Ihr seyd's!« rief ich meinerseits, mich zum Lächeln zwingend, das etwas sauer ausfiel; »Ihr habt die Señorita in einem Augenblick unterbrochen, wo sie mir gerade interessante Dinge wahrsagte.« — »Immer dieselbe! Das muß ein Ende nehmen!« brummte er in den Bart und schleuderte einen grimmigen Blick auf sie. — Unterdeß fuhr die Zigeunerin fort, mit immer wachsender Aufregung in ihn hineinzureden. Die Aederchen ihrer Augen liefen mit Blut an, ihr Blick wurde immer furchtbarer, ihre Züge verzerrten sich, sie stampfte mit dem Fuße. Es schien mir, als wolle sie ihn zu einer That überreden, der er sich widersetzte. Was es war, glaubte ich nur zu gut daran zu erkennen, daß ihre kleine Hand rasch unter ihrem Kinne hin und herfuhr. Mir schwante, es werde über das Abschneiden einer Kehle debattirt und diese Kehle sey keine andre, als die meine.

Diese Fluth von Beredsamkeit beantwortete Don José nur hie und da durch einige kurz ausgestoßene Worte. Da warf ihm endlich die Zigeunerin einen Blick tiefer Verachtung zu, setzte sich mit unterschlagenen Beinen in einen Winkel des Gemachs, nahm eine Orange, schälte sie ab und aß sie.

Don José faßte mich beim Arm, öffnete die Thür und führte mich auf die Gasse hinaus. Wir gingen etwa zwei hundert Schritt in tiefstem Schweigen neben einander. Dann streckte er die Hand aus und sagte: »Nur immer gerade aus, so kommt Ihr zur Brücke.« Damit kehrte er mir den Rücken und entfernte sich eilig. Verstimmt, mißmuthig kam ich in meinem Gasthaus an. Das schlimmste war, daß ich beim Auskleiden bemerkte, meine Uhr sey abhanden gekommen.

Verschiedene Gründe hielten mich ab, andern Tages hinzugehen und die Uhr zurück zu verlangen oder durch den Corregidor suchen zu lassen. Bald darauf hatte ich meine Arbeiten in der Bibliothek der Dominikaner beendigt und reiste nach Sevilla.

Mehre Monate streifte ich noch in Andalusien umher. Endlich kehrte ich nach Madrid zurück; der Weg führte mich durch Cordova. Ich wollte in dieser Stadt nicht lange verweilen, denn so schön sie war, hatte ich einigen Widerwillen gegen sie gefaßt. Einige Besuche und Ge-

schäfte hielten mich indeß doch wenigstens drei oder vier Tage in dieser alten Hauptstadt der maurischen Fürsten zurück. Natürlich stattete ich auch einen Besuch im Dominikanerkloster ab. Einer der Patres breitete mir gleich beim Eintritt die Arme entgegen. »Der Name Gottes sey gepriesen!« rief er. »Also sind Sie nicht ermordet? Denn daß Sie beraubt wurden, wissen wir!« — »Beraubt?« rief ich überrascht. — »Ja, die schöne Repetiruhr, die Sie immer schlagen ließen, wenn wir fragten ob's Zeit sey auf den Chor zu gehn! Sie ist wiedergefunden!« — »Die Uhr . . . ich hatte . . .« stotterte ich verlegen. — »Der Schurke sitzt fest unter Schloß und Riegel und da wir wußten, daß ihm's nicht darauf ankam, um eines Kleinods willen einen Christen zu erschießen, so waren wir sehr besorgt, Sie könnten getödtet worden seyn! Gott sey Dank, daß Sie's nicht sind. Ich begleite Sie zum Corregidor, Sie erhalten dort Ihre Uhr zurück. Ja die Justiz in Spanien weiß schon ihr Geschäft zu betreiben!« — »Auf mein Wort!« erwiederte ich, »ich säh' es lieber, die Uhr wäre verloren, als daß der arme Teufel deshalb gehenkt würde; denn . . . denn . . .« — »Ah, deshalb wird er nicht gehenkt . . . ein Raub mehr oder weniger, der erschwert seinen Prozeß nicht. Wollte Gott, er hätte nur geraubt, aber er hat viele Mordthaten begangen, eine schrecklicher als die andre.« — »Wie heißt er?« — »Man kennt ihn hierlandes unter dem Namen Don José Navarro, aber er hat noch einen andern baskischen Namen, der wohl für uns Beide unaussprechlich ist. Der Mann ist jetzt zu sehen, und da Sie die Eigenthümlichkeiten des Landes studieren, sollten Sie die Gelegenheit nicht versäumen, zu sehen, wie man in Spanien die Schurken aus dieser Welt schickt. Er ist in der Kapelle, Pater Martinez kann Sie hinführen.«

Ich ließ mich bereden und besuchte den Gefangenen. Ein Päckchen Cigarren sollte ihm meinen Besuch versüßen. Er nahm eben seine Mahlzeit ein, als ich eintrat. Er nickte mir einen kalten Gruß zu, dankte aber höflich für mein Geschenk. Nachdem er die Cigarren, die ich ihm reichte, abgezählt, wählte er einige aus und stellte mir die übrigen zurück, mit der Bemerkung, er habe an diesen für die wenigen Stunden seines Lebens genug. »Kann einiges Geld Euer Loos noch ein wenig versüßen, Don José?« fragte ich ihn. »Sprecht, ich diene Euch gerne.« — Er zuckte traurig lächelnd die Achseln, besann sich aber schnell und bat mich, eine Messe für sein Seelenheil lesen zu lassen. »Und möchtet Ihr,« fügte er schüchtern hinzu, »möchtet Ihr wohl eine zweite lesen lassen für eine Person, die Euch beleidigt?« — »Gerne, Don José,« erwiederte ich, »obwohl ich Niemanden weiß, der mich in diesem Lande beleidigt hätte.« — »O doch,« flüsterte er, mir ernst die Hand drückend. »Und dürfte ich,« fuhr er nach einigen Augenblicken traurigen Schweigens fort, »dürfte ich Euch noch um einen Dienst ersuchen? Wenn Ihr in Euer Vaterland heimkehrt, vielleicht reist Ihr durch Navarra? . . . wenigstens durch Vittoria, das nicht weit davon liegt?« — »Durch Vittoria gewiß,« erwiederte ich, »aber es ist auch nicht unmöglich, daß ich einen Umweg über Pampeluna mache. Und Euch zu Lieb' mach' ich diesen Umweg gerne.« — »Ihr würdet in Pampeluna Manches sehn, was Euch interessirt . . . es ist eine schöne Stadt! . . . Ich würde Euch diese Medaille« (er wies mir eine kleine Silbermedaille, die er am Halse trug) »diese Medaille geben . . . wickelt sie in ein Papier . . .« Er hielt vor Rührung einen Augenblick inne . . . »und übergebt oder schickt sie einer braven Frau, deren Adresse ich Euch sagen will . . . Saget ihr, ich sey todt, aber sagt nicht, wie ich gestorben!«

Ich versprach, seinen Auftrag zu erfüllen. Andern Morgens besuchte ich ihn wieder und verbrachte einen Theil des Tages mit ihm. Aus seinem Munde habe ich die traurigen Abenteuer, deren Erzählung nun folgt.

— Ich bin — hub Don José an — in Elizondo im Baztanthale geboren. Mein Name ist Don José Lizarrabengoa, und Ihr kennt Spanien hinreichend, um daran sogleich zu erkennen, daß ich ein Baske und von alter christlicher Abkunft bin. Wenn ich meinem Namen das Don vorsetzte, so habe ich ein volles Recht darauf und könnte Euch in Elizondo meinen Stammbaum auf Pergament weisen. Ich sollte ein Mann der Kirche werden; aber das Studieren ging mir nicht. Ich lief lieber dem Ballspiel nach, das war mein Verderben. Uiber dem Ballspiel vergessen wir Navarresen die ganze Welt. Eines Tage hatte ich gewonnen, ein Bursche fing mit mir deshalb Streit an, und darüber griffen wir zu unsern eisenbeschlagenen Knitteln. Auch hier blieb ich Sieger, mußte aber eben darum das Land verlassen. Ich traf mit einigen Dragonern zusammen und ließ mich von ihnen anwerben. Wir Leute aus dem Gebirge lernen das Kriegshandwerk schnell. Ich wurde Brigadier und schon lächelte mir das Avancement zum Wachtmeister, als ich zu meinem Unglück die Wache vor der Tabakfabrik von Sevilla beziehen mußte. Wenn Ihr in Sevilla wart, so müßt Ihr das große Gebäude gesehen haben, vor den Wällen, nahe am Quadalquivir. Ich sehe es noch wie heute, das Thor und vor dem Thor das Wachthaus. Im Dienste thun die spanischen Soldaten nichts als Karten spielen oder schlafen, ich aber, ein freier Navarrese, suchte mich immer mit etwas Nützlichem zu beschäftigen. Ich häkelte mir eine Kette aus Messingdraht, um meine Raumnadel dran zu hängen. Plötzlich rufen die Kameraden: »Die Glocke läutet, die Mädchen werden an die Arbeit gehen.« Ihr müßt wissen, Señor, daß gewiß vier oder fünf hundert Frauenzimmer in der Fabrik arbeiten. Sie rollen die Cigarren in einem großen Saal, in welchen kein Mann ohne Erlaubniß der »Vierundzwanzig« * darf. Denn dort machen sich's die Frauenzimmer, vorzüglich die jungen, in der Hitze bequem. Wenn nun die Arbeiterinen nach dem Mittagsessen wieder in die Fabrik gehen, da läuft das junge Mannsvolk herbei, um sie zu mustern, und da fliegen oft seltsame Witze hin und her. Ich lief aber nicht mit, sondern blieb auf meiner Bank nah am Thor. Ich war noch jung und dachte an die Heimat, ich glaubte nur daheim könne es hübsche Mädchen geben. Uibrigens scheute ich mich vor den Andalusierinen; ich war ihr Wesen noch nicht gewohnt. Immer scherzhaft, nie ein ernstes Wort. Ich schaute daher nur auf meine Kette, als Alle riefen: »Seht, die Gitanilla!« Ich schlug die Augen auf und sah sie . . . Carmen, die Ihr kennt,

* Die Polizei- und Municipalverwaltungs-Behörde.

bei der ich Euch vor einigen Monden traf! Es war ein Freitag, ein Unglückstag!

Carmen trug einen rothen sehr kurzen Rock, darunter man weißseidene Strümpfe mit mehr als einem Riß sah, und niedliche Schuhe von rothem Marokinleder, mit feuerfarbnen Bändern gebunden. Sie lüftete die Mantille, um ihren Nacken zu zeigen, und ein großer Kassiastrauß lugte aus ihrem Busen hervor. Noch eine Kassiablume hielt sie im Mundwinkel und beim Gehen wiegte sie sich auf ihren Hüften, wie ein Stuttfüllen aus dem Gestütt von Cordova. Bei mir daheim hätte sich Jedermann vor einem so angethanen Weibe bekreuzt, in Sevilla aber rief ihr jeder ein scherzhaftes Kompliment über ihre Tournure zu, und sie antwortete Jedem, mit süßfreundlichen Blicken, das Fäustchen in die Hüfte gestemmt, keck wie eine ächte Zigeunerin. Anfangs wollte sie mir gar nicht gefallen und ich schaute wieder nieder auf meine Arbeit, aber sie that wie alle Weiber und Katzen, die nicht kommen, wenn man sie ruft, und kommen, wenn man sie nicht ruft, und blieb vor mir stehen. »Willst Du mir wohl Deine Kette schenken, Vetter, damit ich die Schlüssel meiner Geldkisten d'ran trage?« rief sie. — »Ich will meine Raumnadel d'ran hängen,« erwiederte ich. — »Deine Raumnadel, mein Herz?« fuhr sie lachend fort, »nun denn, so häkle mir auch etwas, Nesthäkchen meiner Seele!« Und sie nahm die Blume, die sie im Munde hielt, und schnelzte sie mit dem Daumen auf mich, mir gerade zwischen die Augen. Señor, mir war's als hätte mich eine Kugel getroffen. Ich wußte nicht, wohin mich verkriechen und stand regungslos da wie ein Klotz. Als sie in der Fabrik verschwunden war, sah ich die Kassiablume zu meinen Füßen liegen; ich weiß nicht, welches Gefühl mich ergriff, aber ich hob sie auf, ohne daß die Kameraden es bemerkten, und steckte sie sorgfältig in mein Jäckchen. Erste Thorheit!

Zwei oder drei Stunden später dachte ich noch daran, als ein Portier ganz athemlos und verstört in die Wachtstube stürzt. Er ruft, im großen Cigarrensaal liege ein Weib ermordet und wir sollten die Wache hin schicken. Der Wachtmeister beordert mich mit zwei Mann dahin. Wir gingen. Denkt Euch nun Señor wie ich beim Eintritt in den Saal dreihundert Weiber in tiefstem Negligé finde, dazu ein Geschrei, ein Geheul, einen Lärm, daß man Gottes Donner nicht vernommen hätte. Auf einer Seite lag Eine, alle Glieder von sich gestreckt, mit Blut bedeckt, ein X im Gesicht, das ihr mit zwei Messerschnitten hineingezeichnet worden war. Der Verwundeten gegenüber, der die Besten aus der Rotte beistanden, sah ich Carmen, gehalten von fünf oder sechs der Weiber. Die Verwundete schrie: »Beichten! beichten! ich bin todt!« Carmen sagte nichts, sie biß die Zähne zusammen und rollte die Augen wie ein Camäleon. »Was gibt's?« fragte ich. Es hielt schwer, das zu erfahren, denn alle dreihundert Zungen begannen auf einmal zu erzählen. Halb und halb errieth ich folgendes. Die Verwundete hatte sich gebrüstet, Geld genug in der Tasche zu haben, um sich einen Esel zu kaufen. — »He,« rief Carmen, die ein scharfes Zünglein hatte, »kannst Du denn nicht auf einem Besen genug reiten?« — Das wurmte die andre, sie erwiederte, sie verstehe sich auf den Besenritt nicht, da sie nicht die Ehre habe eine Zigeunerin oder Enkelin des Satans zu seyn, aber Señorita Carmencita dürfte wohl bald erfahren, wie sich's auf dem Esel reite, wenn der Señor Corregidor sie spazieren führen lassen würde, mit zwei Lakeien hinterdrein, um ihr die Fliegen abzuwehren. — »Wart,« schrie Carmen, »ich will Dir Fliegentränken in's Gesicht machen und Dir ein Damenbrett hinein malen!« Und vlin! vlan! zeichnet sie ihr mit dem Messer, womit sie die Cigarrenenden abschnitt, das Kreuz des heiligen Andreas in's Gesicht.

Die Sache war ganz sonnenklar, ich nahm Carmen unter'm Arm und sprach artig: »Schwesterchen, Du mußt mit mir!« — Sie warf mir einen Blick zu, als ob sie mich wieder erkenne, und sagte entschlossen: »Gehn wir. Wo ist meine Mantille?« Sie zog sie über'n Kopf, so daß nur eines ihrer großen Augen heraussah und folgte meinen zwei Mann, sanft wie ein Lamm. Wir kamen auf der Wache an und der Wachtmeister sagte, der Fall wäre schwierig, ich solle sie in's Gefängniß führen. Ich gab ihr also meine zwei Dragoner zur Seite und ging hinterdrein, wie's ein Brigadier in sollen Fällen thun soll. Wir marschirten in die Stadt. Anfangs war die Zigeunerin ganz stumm, als wir aber in die Schlangengasse kamen, die durch ihre vielen Krümmungen den Namen ganz wohl verdient, da läßt sie langsam die Mantille auf die Schultern herabgleiten, um mir ihr schmeichlerisches Gesichtchen zu zeigen, und wendet sich so weit sie kann nach mir. »Wohin führen Sie mich, mein Offizier?« — »In's Gefängniß, armes Kind,« erwiederte ich, so sanft ich konnte und wie ein braver Soldat zu einer Gefangenen sprechen soll. — »Ach und was soll ich dort? Mitleid, Herr Offizier! Sie sind so jung, so edel . . . Lassen Sie mich entschlüpfen,« fügte sie leiser hinzu, »ich gebe Ihnen ein Stück Barlachi, der Ihnen die Liebe aller Frauen zuwenden wird.« — Der Barlachi, Señor, ist der Diamant, mittelst dessen die Zigeuner ihre Zauberkünste zu üben behaupten. Ein wenig davon in weißen Wein geraspelt, und die Frau, die ihn trinkt, widersteht Euch nicht mehr. Ich nahm all' meine Ernsthaftigkeit zusammen und versetzte: »Wir sind nicht da, um Possen zu reden; Du mußt in's Gefängniß, schönes Kind, und da hilft kein Barlachi.«

Wir Basken haben einen Accent, der uns jedem andern Spanier sogleich verräth. Auch Carmen hatte es schon weg. Nun wißt Ihr, Señor, daß die Zigeuner, da sie nirgends zu Haus sind, und überall hinkommen, alle Sprachen sprechen. Die meisten wissen sich in Portugal, in Frankreich, in den Provinzen, in Katalonien aus, selbst den Mauren und Engländern machen sie sich verständlich. Carmen kannte so ziemlich baskisch. »Laguna ene bihotsarena (Kamerad meines Herzens),« sagte sie plötzlich, »bist Du mein Landsmann?« — Ach Señor, unsere Sprache ist so schön und wenn wir sie in der Fremde hören, so beben wir vor Freude! Könnte ich einen baskischen Beichtvater haben! »Ich bin aus Elizondo,« erwiederte ich ihr baskisch, ganz erstaunt, sie meine Sprache sprechen zu hören. — »Und ich aus Etchalar,« sagte sie. Das ist vier Stunden von meiner Heimat. »Zigeuner haben mich nach Sevilla entführt. Jetzt arbeitete ich in der Fabrik, um mir etwas zu verdienen und nach Navarra zu meiner armen Mutter zurückkehren zu können, die keine andre Stütze als mich und ein Gärtchen von etwa zwanzig Ciderbäumen hat.

Ah, wenn ich daheim wär! die schneeigen Berge sähe! Man hat mich beschimpft, weil ich nicht aus diesem Gaunerlande bin und diese liederlichen Dirnen haben Alle Partei gegen mich ergriffen, weil ich behauptete, daß keiner ihrer Sevillaner Prahlhänse mitsammt ihren Messern einem unsrer Burschen Furcht machen würde. Kamerad, Freund! willst Du nichts für eine Landsmännin thun?«

Sie log, Señor, sie log immer. Ich weiß nicht ob sie in ihrem Leben ein wahres Wort gesprochen: aber dennoch, so oft sie 'was sagte, ich glaubte ihr immer. Sie verstümmelte das Baskische und ich hielt sie für eine Navarresin. Augen, Mund und Farbe verriethen die Zigeunerin, aber ich war verrückt und achtete nicht darauf. Ich dachte nur, daß wenn die Spanier in meiner Gegenwart von unsrer Heimat schlecht gesprochen, ich ihnen gleichfalls das Gesicht zerschnitten hätte. Kurz ich war wie berauscht und begann dummes Zeug zu reden, ja auch bald zu thun. — »Wenn ich Dich z. B. stieße, Landsmann, und Du niederfielest,« fuhr sie baskisch fort, »die beiden Rekruten da würden mich nicht halten...«

Meiner Treu, ich vergaß meinen Auftrag und Alles und erwiederte: »So versuch's, Landsmännin, und Unsere Frau vom Gebirge möge Dir helfen!« In dem Augenblick kamen wir an einem der engen Gäßchen vorbei, deren es in Sevilla so viele gibt. Plötzlich wendet sich Carmen um und stößt mir wie ein Blitz die Faust vor die Brust. Ich sinke absichtlich rückwärts nieder. Mit einem Satz springt sie über mich weg und läuft davon, uns ein paar Beine zeigend . . . Ich raffe mich sogleich auf, und halte meine Lanze * vor, als wollte ich sie hemmen, hemme aber dadurch nur meine zwei Mann, die ihr nachsetzen wollten. D'rauf fangen wir alle drei an ihr nachzulaufen . . . aber wie sie mit unseren Sporen, Säbeln und Lanzen einholen? In kürzerer Zeit als ich zum Erzählen brauche, war die Gefangene verschwunden. Alle Fraubasen der Stadtgegend begünstigten ihre Flucht, lachten uns aus und wiesen uns falsch. Nach langem Hin- und Herlaufen mußten wir endlich auf die Wache zurückkehren, ohne einen Übergabsschein vom Gefängnißverwalter vorzeigen zu können.

Meine Soldaten wollten der Strafe entgehen und sagten aus, daß ich mit Carmen baskisch gesprochen; auch leuchtete es nicht sonderlich ein, wie der Faustſtoß eines so kleinen Dinges einen Burschen von meiner Stärke hatte niederwerfen können. Man zerbrach sich darüber nicht sehr den Kopf, sondern degradirte mich und schickte mich auf einen Monat in Arrest. Das war meine erste Strafe, seit ich im Dienste stand. Adieu ihr Wachtmeister-Borden, die ich schon zu haben glaubte! Die ersten Tage im Arrest verflossen sehr traurig. Als ich Soldat wurde, hatte ich geträumt, ich würde wenigstens Offizier werden. Longa, Mina, meine Landsleute, sind Generalkapitäne geworden, Chapelangarra war Oberst und doch habe ich wohl zwanzigmal mit seinem Bruder Ball gespielt, der ein eben so armer Teufel war wie ich. Und jetzt war meine ganze straflose Dienstzeit vergeblich, ich mußte von vorne anfangen, ja ich mußte mich zehnmal mehr zusammennehmen, als ein Rekrut. Und wodurch hatte ich die Strafe verschuldet? Um einer elenden Zigeunerin willen, die mich zum Besten hatte und die nun wer weiß in welchem Stadtwinkel auf Diebstahl ausging. Und dennoch konnte ich mich der Gedanken an sie nicht erwehren. Ich hatte sie stets vor Augen, ich bewahrte noch die Blume, die sie mir zugeworfen und die obwohl welk noch immer duftete . . . Wenn es Hexen gibt, so war das Mädchen eine; sie hatte mir's angethan!

Eines Morgens tritt der Kerkermeister ein und bringt mir ein Alcalá-Brod. * »Eure Muhme schickt's Euch,« sagte er. Ich wunderte mich, denn ich hatte keine Muhme in Sevilla, und dachte, es sey ein Irrthum, aber das Brot sah so appetitlich aus und duftete so lieblich, daß ich es annahm. Als ich's anschneide, stößt mein Messer auf etwas Hartes. Ich schaue und finde eine kleine englische Feile, die man vor dem Backen in den Teig gesteckt. Außerdem war ein Goldstück im Brot. Kein Zweifel mehr, es ist ein Geschenk von Carmen. Diesen Zigeunern ist die Freiheit Alles, sie würden eine Stadt in Brand stecken, um sich einen Tag Gefängniß zu ersparen. Mit der Feile konnte in einer Stunde die dickste Stange zerfeilt seyn und für das Goldstück konnte ich beim ersten besten Trödler meine Uniform gegen einen Civilrock umtauschen. Auch wäre es mir, der ich gar manches Adlernest in unsren Felsen ausgenommen hatte, nichts schweres gewesen aus dem kaum dreißig Fuß hohen Fenster auf die Gasse hinunter zu klettern. Aber ich wollte nicht entfliehen. Ich hatte noch Soldatenehre im Leib und hielt Desertion für ein großes Verbrechen. Doch rührte mich dieses Zeichen der Erinnerung. Im Gefängniß freut es uns, zu wissen, daß sich draußen ein Freund unser annimmt. Das Goldstück verdroß mich ein wenig, ich hätte es gerne zurückgestellt, aber wo die Geberin finden?

Endlich war die Arrestzeit um. Eine arge Beschämung stand mir noch bevor: ich war wieder gemeiner Soldat und mußte als solcher Wache stehn. Fast wäre es mir lieber gewesen, ich wäre erschossen worden. Man stellte mich vor das Haus des Obristen. Er war ein guter junger Mann, der sich gern unterhielt. Alle Offiziere waren bei ihm, auch viele Civilpersonen, Frauen, Schauspielerinnen. Mir war's als hätte sich die ganze Stadt ein Rendezvous hier gegeben, um mich zu sehen, wie ich wieder Wache stand. Auf einmal fährt die Kutsche des Obristen vor. Wen sehe ich aussteigen? Die Gitanella. Ich traute meinen Augen nicht, so aufgeputzt war sie; voller Gold, Bänder und Blumen. In der Hand hielt sie eine baskische Trommel. Zwei andre Zigeunerinen waren mit ihr, eine junge und eine alte. Wahrscheinlich sollten sie oben tanzen. Carmen erkannte mich, wir wechselten einen raschen Blick. Weiß Gott, ich hätte in diesem Augenblick lieber hundert Fuß unter der Erde seyn mögen. — »Agur laguna (Guten Tag, Kamerad),« sagte sie. »Du stehst ja Wache wie ein Rekrut.« Und eh mir eine Antwort beifiel, war sie im Hause.

Die ganze Gesellschaft befand sich im Hofraum und

* Die ganze spanische Kavallerie ist mit Lanzen bewaffnet.

* Alcalá de los Panaderos, ein Städtchen, wo köstliche Brötchen gebacken und täglich in ansehnlichen Quantitäten nach dem zwei Stunden entfernten Sevilla gebracht werden.

ich sah durch das Gitter * fast Alles, was innen vorging. Ich hörte die Castagnetten, die Trommel, Gelächter und Bravorufen, bisweilen erblickte ich ihr Köpfchen, wenn sie mit der Trommel aufhüpfte. Die Offiziere sagten ihr Dinge, daß mir das Blut in's Gesicht stieg. Mich wandelte manchmal die Lust an, in den Hofraum zu stürzen und den Windbeuteln meinen Säbel durch den Leib zu rennen. Was sie antwortete, weiß ich nicht. Meine Qual dauerte eine starke Stunde; darauf traten die Zigeunerinen heraus und die Kutsche führte sie wieder weg. Im Vorübergehn warf mir Carmen einen Blick zu . . . ach einen Blick . . . und flüsterte: »Landsmann, wer köstliches Backwerk liebt, findet es in Triana bei Lillas Pastia.« Und behend wie ein Zicklein sprang sie in die Kutsche, der Kutscher peitschte die Maulthiere und die lustige Bande war wie weggeblasen. Ich brauch' es wohl nicht erst zu sagen, daß, sobald meine Wache vorüber war, ich nach Triana ging; aber zuvor ließ ich mich rasiren und bürstete mich als gälte es eine Parade. Ich fand Carmen bei Lillas Pastia, einem alten Zigeuner, schwarz wie ein Mohr, zu dem viele Soldaten und Bürgersleute auf Backfisch und allerlei Backwerk gehn. — »Ah Landsmann,« rief mir Carmen sogleich entgegen, »wir gehn spazieren.« Und sie nahm ihre Mantille und war schon auf der Straße. Ich ihr nach, ohne zu wissen, wohin. — »Señorita,« sagte ich, »ich habe mich bei Euch für ein Geschenk zu bedanken, das Ihr mir in's Gefängniß schicktet. Das Brot hab' ich gegessen, die Feile wird gut seyn meine Lanzenspitze zu schärfen und bleibt mir ein Andenken an Euch, aber das Geld, hier ist's.« — »Hei, er hat das Geld aufgehoben!« rief sie laut auflachend. »Desto besser, denn meine Kasse ist erschöpft. Doch wenn der Hund nur geht, findet er bald einen Knochen. Wohl denn, verschmausen wir Alles. Du traktirst mich.«

Wir kehrten nach Sevilla zurück . . . ach was kaufte sie nicht Alles, Zuckerwerk, Orangen, Näschereien, eingemachte Früchte, Aepfelwein, bis das Geld alle war. Und das mußte ich Alles tragen. Ihr kennt vielleicht die Lampengasse, wo man den Kopf des Königs Don Pedro des Rechtliebenden ** findet. Der Kopf hätte mich zum Nachdenken bringen, mir den Kopf wieder zurechtsetzen sollen. Dort traten wir in ein Haus, in die Wohnung einer alten Zigeunerin. Ach was trieb da Carmen für tolles Zeug! Wir aßen, wir tranken, sie schwatzte, tanzte, trieb tausenderlei Possen, zerschmetterte vor Uibermuth Teller und Krüge . . . wahrlich ich fühlte keine Langeweile bei ihr! So kam der Abend, ich hörte den Zapfenstreich schlagen. »Jetzt muß ich gehn!« — »Bist Du ein Sklave, der nach der Trommel tanzen muß?« fragte sie verächtlich. »Du bist wahrlich ein ächter Kanarienvogel, dem Rocke * wie der Zahmheit nach. Geh Hasenherz.« Ihr Spott wirkte, ich blieb, im Voraus ergeben in den Arrest, der mir in der Kaserne drohte.

Der Bandit schwieg einige Augenblicke, zündete dann eine neue Cigarre an und fuhr fort.

— »Joseito,« sagte Carmen am andern Morgen, als wir das Haus verließen, »bereust Du mich gerettet zu haben? Doch jetzt lebe wohl, und denke nicht mehr an Carmencita, sie könnte Dich sonst dahin bringen, daß Du die Witwe mit dem hölzernen Bein ** heiraten müßtest.«

Diesmal sprach sie wahr. Es wäre sehr weise gewesen, ich hätte ihren Rath befolgt. Aber von diesem Tage an dachte ich vollends an nichts als an sie. Den ganzen Tag ging ich spazieren, in der Hoffnung, sie zu treffen. Vergebens. Ich fand sie nicht und konnte nichts von ihr erfahren. Einige Wochen später bezog ich die Wache in einem der Stadtthore. Nicht weit davon befand sich in der Stadtmauer eine Bresche. Uiber Tag wurde daran gearbeitet, des Nachts stellte man einen Posten hin, der Schmuggler wegen. Dieser Posten wurde mir angewiesen. Kaum stand ich eine Weile da, sah ich eine Gestalt sich nahen. »Weg da,« rief ich, »hier darf Niemand gehen.« — »Nicht so bärbeißig, Landsmann,« flüsterte mir die Gestalt zu. Ich erkannte Carmen. »Willst Du Dir einen Duro (Thaler) verdienen?« fügte sie, ehe ich mich von meinem Erstaunen erholte, hinzu. »Es werden Leute mit Päcken kommen, laß sie durch.« — »Nein,« erwiederte ich, »ich stehe da, um das zu verhindern. Ich nehme kein Geld.« — »Du nimmst kein Geld, Landsmann, aber soupiren möchtest Du vielleicht wieder mit mir in der Lampenstraße?« — Ich war wie betäubt. Doch ermannte ich mich und sagte: »Nein, es ist gegen die Ordre.« — »Ordre!« kicherte sie. »Wenn Du schwierig bist, weiß ich an wen mich zu wenden. Dein Offizier ist ein guter Junge, ihn lade ich zum Souper in der Lampenstraße ein. Er wird jemanden Gefälligeren herstellen, der nicht seh'n wird, was die Ordre zu seh'n befiehlt. Leb' wohl, Kanarienvogel. Ich freue mich schon, bis die Ordre lauten wird, daß Du hängen sollst.«

Sie ging, ich war so schwach, sie zurück zu rufen. Ich versprach, meinetwegen alle Zigeuner der Welt durchzulassen, nur . . . Sie eilte fort zu ihren Freunden, die in der Nähe harrten. Es waren deren fünf, darunter Lillas Pastia, der Backwerkhändler, alle mit eng-

---

* Die meisten Häuser in Sevilla haben einen inneren Hofraum, den ein Säulengang umgibt. Im Sommer hält man sich darin auf. Der Hof ist da mit einer Leinwand überspannt, die man bei Tage bespritzt und Abends wegnimmt. Das Thor auf die Straße ist fast immer offen, der Zugang in den Hofraum (Jaguan) aber nur durch ein sehr zierliches Eisengitter versperrt.

** König Don Pedro der Rechtsliebende, gewöhnlicher der Grausame genannt, pflegte wie Harun Al Raschid oder Wenzel IV Abends in den Straßen der Stadt nach Abenteuern auszugehn. Eines Nachts gerieth er in einem Seitengäßchen mit einem Verliebten, der eine Serenade brachte, in Streit, man griff zu den Waffen und der Verliebte fiel. Beim Klirren der Schwerter sah eine Alte zu einem Fenster heraus und hielt eine Lampe (Candilejo) auf die Gasse. Sie erkannte Don Pedro an dem eigenthümlichen Knacken seiner Kniegelenke beim Gehen. Andern Morgens brachte der betreffende Beamte dem Könige seinen Bericht. »Sire, in der und der Gasse fiel heut' Nacht ein Duell vor; einer ist geblieben.« — »Habt Ihr den Mörder?« — »Ja, Sire.« — »Und warum ist er noch nicht bestraft?« — »Wir erwarten nur Eure Befehle.« — »Verfahrt mit ihm nach dem Gesetze.« Der König hatte nämlich ein Gesetz erlassen, daß jeder Duellant enthauptet werden und sein Kopf auf dem Kampfplatz ausgestellt bleiben solle. Der Beamte zog sich mit Geist aus der Schlinge. Er ließ einer Statue des Königs den Kopf absägen, und setzte diesen in einer Nische mitten in der Gasse aus, wo der Kampf vorgefallen war. Der König und die Sevillaner fanden das Aushilfsmittel recht vernünftig. Die Gasse aber erhielt den Namen von der Lampe der Alten.

* Die spanischen Dragoner sind gelb uniformirt.

** Der Galgen, als die Witwe des letzten Gehenkten.

lischen Waaren beladen. Carmen wurde ausgestellt zu lauschen. Castagnetten sollten das Signal seyn, wenn die Patrouille käme. Aber die Schmuggler tummelten sich und hatten ihr Geschäft in wenigen Augenblicken beendet.

So wußte sie mich immer zu verführen. Sie war ein Dämon, ich ein Kind, das sie um den Finger wickelte. Und dabei hatte sie mich stets nur zum Besten. Wochenlang war sie oft weg, ohne daß ich wußte wo. Ach, es sollte bald noch ärger kommen. Eines Abends saß ich bei Dorothea, der alten Zigeunerin in der Lampenstraße, bei der ich Carmen zu treffen oder wenigstens hie und da, wenn auch erlogene Nachrichten von ihr zu erhalten pflegte. Da trat Carmen ein, und ihr folgte ein junger Mann, Lieutenant in unserm Regimente. »Was machst Du hier?« schnauzte er mich an. »Pack Dich, weg von hier.« — »Geh,« flüsterte sie mir leise zu. Aber ich war vor Wuth wie festgewurzelt. Da der Offizier sah, daß ich mich nicht rührte, ja nicht einmal meine Kappe abnahm, packte er mich beim Kragen und schüttelte mich derb durch. Ich weiß nicht, was ich ihm sagte; er zog seinen Säbel und schlug mich mit der flachen Klinge. Da verlor ich den Kopf und zog gleichfalls vom Leder. Die Alte ergriff mich beim Arm, der Lieutenant gab mir einen Hieb vor die Stirn, dessen Merkmal ich noch heute trage. Ich fuhr zurück, schleuderte Dorotheen bei Seite, und da der Lieutenant mich verfolgte, hielt ich ihm meine Säbelspitze entgegen und er rannte hinein. Carmen löschte schnell die Lampe aus, und rief Dorotheen in ihrer Sprache zu, zu fliehen. Ich selbst rettete mich auf die Gasse und begann zu laufen, ich wußte nicht wohin. Jemand schien mir zu folgen. Als ich mich in etwas erholte, sah ich, daß Carmen mich nicht verlassen. »Gelbschnabel von einem Kanarienvogel,« rief sie mir zu, »Du machst nur Tölpeleien. Sagte ich Dir's nicht, ich würde Dir Unglück bringen. Jetzt komm; wenn man Freunde aus dem Zigeunerlande hat, findet sich noch ein Mittel gegen Alles. Da, winde Dir vor Allem das Tuch um den Kopf und gib Dein Wehrgehänge her. Wart' auf mich in jener Allee. In zwei Minuten bin ich bei Dir.« Sie verschwand und brachte mir bald einen gestreiften Mantel. Wie sie dazu gekommen, weiß ich nicht. Ich mußte meine Uniform ablegen und den Mantel anziehen. So angethan, und das Tuch, womit sie meine Stirnwunde verbunden, um den Kopf, glich ich einem Bauer aus Valencia, wie deren viele mit Erdmandelsaft nach Sevilla kommen. Dann führte sie mich in ein elendes Haus in einem schmalen Gäßchen, wo sie und eine andere Zigeunerin mich wuschen, mich verbanden, besser als es ein Oberarzt getroffen hätte, mir ich weiß nicht was zu trinken gaben und mich endlich auf eine Matratze legten, wo ich einschlief.

Wahrscheinlich hatten die beiden Weiber dem Tranke etwas Betäubendes beigemischt, denn ich erwachte erst spät andern Morgens. Ich fühlte heftige Kopfschmerzen und fieberte etwas. Es bedurfte einiger Zeit, bevor ich mich besann und an die schreckliche Scene von gestern Abend erinnerte. Carmen und ihre Freundin kauerten neben meiner Matratze, verbanden meine Wunde und wechselten dann einige Worte in ihrer Sprache. Es schien mir als hielten sie ärztlichen Rath über mich. Beide versicherten mich, ich würde bald geheilt seyn, müsse aber Sevilla je eher je lieber verlassen, denn wenn man mich erwischte, würde ich unverzüglich erschossen. »Du mußt Dich zu etwas entschließen,« sagte Carmen, »jetzt da Dir der König weder Reis noch Stockfisch* mehr gibt, mußt Du selbst auf Deinen Lebenserwerb bedacht seyn. Zu einem pfiffigen Diebe bist Du zu dumm; aber Du bist behend und stark, hast Du also Muth, so geh' an die Küste und werde Schmuggler. Wenn Du Dich zu benehmen weißt, so kannst Du leben wie ein Prinz, so lang wenigstens als Dich die Küstenwächter nicht am Kragen packen.«

Das Teufelskind hatte mich bald überredet. Welcher andere Ausweg blieb mir auch jetzt, da ich die Todesstrafe verwirkt hatte? Uibrigens glaubte ich, in meiner neuen Laufbahn Carmen fester an mich zu fesseln, ihre Liebe mir zu sichern. Aber wenn ich davon sprach, da lachte sie mich nur aus. Was soll ich lange erzählen? Carmen verschaffte mir einen Civilrock, in welchem ich Sevilla verließ ohne erkannt zu werden. Ich ging nach Xerez mit einem Briefe von Pastia an einen Anisetehändler, bei dem sich die Schmuggler versammelten. Ich wurde den Leuten vorgestellt und ihr Anführer, El Dancaïre, nahm mich in seine Bande auf. Wir begaben uns nach Gaucin, wo ich Carmen wieder traf. Sie diente bei allen Expeditionen unsern Leuten als Spion, und einen besseren gab es nie. Sie ging nach Gibraltar, von wo sie bald wieder zurückkam: in der kurzen Zeit hatte sie mit einem Schiffspatron Alles abgemacht wegen der Ausschiffung englischer Waaren, die wir an der Küste übernehmen sollten. Nachdem dies vollbracht war, schafften wir unsre Päcke nach Ronda. Auch hier bahnte uns Carmen den Weg und gab uns die Stunde an, wann wir mit unsern Päcken in die Stadt sollten. Diese meine erste Schmuggelreise wie mehre andere glückte vortrefflich. Das Schmugglerleben gefiel mir besser als das Soldatenleben, ich hatte immer Geld, konnte Carmen Geschenke machen, überall wurden wir wohl empfangen und meine Kameraden behandelten mich sogar mit einiger Achtung. Warum? weil ich schon einen Menschen getödtet hatte und manche unter ihnen noch keine solche That auf dem Gewissen hatten. Was mich aber an meinem neuen Leben am meisten freute, war, daß ich Carmen oft sah. Sie zeigte sich gegen mich freundlicher als je, gab aber vor den Kameraden nie zu, daß sie meine Geliebte sey, ja ich mußte ihr sogar durch alle möglichen Eide schwören, nicht zu verrathen, wie ich mit ihr stehe. Ich fügte mich in alle ihre Launen. Ja diese Anständigkeit — dafür hielt ich es — freute mich sogar, ich war einfältig genug, zu glauben, sie habe ihre Sitten gebessert.

Unsere Bande bestand aus acht oder zehn Mann, vereinigte sich aber nur in entscheidenden Momenten, gewöhnlich waren wir zu zweien oder dreien in Städten und Dörfern zerstreut. Jeder trieb scheinbar ein Gewerbe, dieser war Kesselflicker, jener Roßhändler, ich hausirte mit Krämerwaaren, zeigte mich aber nie in größeren Ortschaften, wegen meiner bösen Geschichte in Sevilla. Eines Tags oder vielmehr eines Nachts waren wir wieder an einen Punkt der Küste bestellt. El Dancaïre

* Die gewöhnliche Nahrung des spanischen Militärs.

und ich waren lange vor den übrigen da. Er schien sehr lustig zu seyn. »Wir bekommen einen Kameraden mehr,« sagte er. »Carmen hat einen ihrer besten Streiche gespielt. Sie hat ihrem Mann aus dem Presidio * von Tarifa geholfen.« — »Ihrem Mann?« fragte ich verwundert. »Ist sie verheiratet?« — »Ja, an den einaugigen Garcia, einen eben so geriebenen Zigeuner, wie sie selbst. Der arme Kerl war zu den Galeeren verurtheilt. Aber Carmen hat den Chirurgen des Presidio so herumgekriegt, daß er ihrem Manne zur Freiheit verhalf. Ja dies Weib ist Goldes werth.«

Ihr könnt Euch denken, Señor, mit welchen Gefühlen ich diese Nachricht vernahm. Bald kam auch dieser einaugige Garcia. Er war das häßlichste Ungeheuer, das der Zigeunerstamm je hervorgebracht, schwarz an Leib und noch schwärzer die Seele. Ihm war jedes Verbrechen eine Kleinigkeit. Carmen kam mit ihm. Wenn sie ihn vor mir ihren Rom ** nannte, hättet Ihr sehen sollen, welche Blicke sie mir zuwarf, und welche Grimassen, wenn er den Kopf wegwandte. Ich war ergrimmt, und redete die ganze Nacht kein Wörtchen mit ihr. Am Morgen waren wir schon mit unsern Ballen auf der Straße, als wir plötzlich ein Dutzend Reiter erblickten, die uns knapp auf den Fersen waren. Die Andalusischen Prahlhänse, die früher mit dem Maule Alles hatten massakriren wollen, schnitten jämmerliche Gesichter und nahmen Reißaus, daß es staubte. Nur El Dancaïre, Garcia, ein hübscher Bursche aus Ecija, Namens El Remendado, Carmen und ich verloren nicht den Kopf. Die übrigen hatten die Maulthiere verlassen und sich in die Schluchten geworfen, wo ihnen die Pferde nicht folgen konnten. Auch wir konnten unsere Thiere nicht behalten und machten schnell das Kostbarste unserer Beute los, um es auf die Schultern zu laden, und suchten uns dann mitten in den Felsen die steilsten Abhänge hinab zu retten. Die Ballen warfen wir voraus und glitten ihnen so gut's ging nach. Der Feind schoß nach uns von allen Seiten. Es war das erstemal, daß ich Kugeln pfeifen hörte, und ich kann mich rühmen, ich nahm die Sache nicht sehr ernst. Wir entkamen glücklich, bis auf den armen Remendado, der einen Schuß in's Kreuz bekam. Ich warf meinen Pack weg und wollte ihn aufheben. »Tölpel,« schrie mich Garcia an, »sollen wir ein Aas mitschleppen? Thu' ihn ab und laß Deine Strümpfe nicht im Stich.« — »Wirf ihn hinunter!« rief mir Carmen zu. — Die Müdigkeit zwang mich, ihn ein wenig unter einem Felsen niederzulegen. Garcia trat vor und schoß ihm seine Büchse in den Kopf. »Jetzt mag ihn Einer erkennen,« sagte er, das von zwölf Kugeln in Stücke zerrissene Gesicht Remendado's betrachtend.

Ja Señor, ich begann die Schattenseite unsres Lebens kennen zu lernen! Abends hielten wir in einem Busch, erschöpft von Ermüdung und Hunger, ruinirt durch den Verlust unserer Maulthiere. Was that der höllische Garcia? er zog ein Spiel Karten aus der Tasche, und spielte mit Dancaïre beim Schimmer eines Feuers, das sie anmachten. Unterdeß lag ich da, schaute in die Sterne und dachte an Remendado und wünschte mich an seine Stelle. Carmen kauerte neben mir, ließ zeitweilig die Castagnetten klingen und trällerte dazu. Oder sie beugte sich zu mir vor, als wollte sie mir etwas in's Ohr flüstern und umarmte mich, wider meinen Willen, zwei oder dreimal. — »Du bist ein Teufel!« sagte ich ihr. — »Ja,« erwiederte sie.

Nach einigen Stunden Ruhe ging sie nach Gaucin voraus, und am Morgen brachte uns ein Ziegenhirtenjunge Brot. Wir blieben noch den ganzen Tag im Busch und wanderten erst in der Nacht auf Gaucin zu. Wir erwarteten Nachrichten von Carmen, aber es kam nichts. Als der Tag angebrochen war, sahen wir ein Maulthier mit einer wohlgekleideten Frau, hinter ihr ein Mädchen, das ihre Dienerin zu seyn schien. »Sieh da zwei Maulthiere und zwei Weiber,« sagte Garcia, »die kommen uns gelegen, doch wär's besser, es wäre kein Weib und vier Maulthiere.« Und er nahm seine Büchse, stieg zum Wege hinab und verbarg sich im Gestrüpp. Wir folgten ihm in geringer Entfernung. Als sie uns auf Schußweite nah waren, brachen wir vor und donnerten dem Treiber zu, zu halten. Aber die Dame, statt zu erschrecken . . . und vor unserem Anzuge hätte der Kühnste erschrecken können . . . lachte laut auf. »Ha, ha, ha! Ihr Tröpfe! erkennt Ihr Carmen nicht?« Ja es war Carmen, aber so geputzt, daß es kein Wunder war, wenn wir sie nicht erkannten. Sie sprang von ihrem Maulthier, flüsterte eine Zeitlang mit El Dancaïre und Garcia, und sagte dann zu mir: »Kanarienvogel, wir sehn uns noch, eh' Du gehenkt wirst. Ich gehe nach Gibraltar in ägyptischen Angelegenheiten *. Ihr werdet bald von mir hören.« — Und wir trennten uns, nachdem sie uns einen Ort angezeigt, wo wir einige Tage Schutz finden konnten. Das Weib war unsere Vorsehung. Wir erhielten bald einiges Geld, das sie uns sandte, und eine Nachricht, die für uns noch mehr Werth hatte: an dem und dem Tage würden nämlich zwei englische Mylords auf dem und dem Weg von Gibraltar nach Grenada reisen. Dem Verständigen war das genug. Die Mylords hatten viel hübsche Guineen bei sich. Garcia wollte sie morden, aber El Dancaïre und ich widersetzten uns dem. Wir nahmen ihnen also nur ihr Gold, ihre Uhren und ihre Hemden, deren wir sehr bedurften.

Señor, man wird zum Schurken, eh' man sich dessen versieht. Ein hübsches Weib verrückt uns den Kopf, man schlägt sich um ihretwillen, flieht in's Gebirge, und wird aus einem Schmuggler ein Räuber, ohne es gewollt, ohne daran gedacht zu haben. Nach der Geschichte mit den Mylords schien uns der Aufenthalt in der Nähe von Gibraltar nicht ganz geheuer und wir drangen tiefer in die Sierra de Ronda. Ihr habt einmal des José Maria erwähnt: dort machte ich seine Bekanntschaft. Ihn begleitete auf allen Zügen seine Geliebte: ein hübsches Mädchen, klug, bescheiden, wohlgesittet, und ihm ergeben! . . . aber er machte sie nur unglücklich. Er lief immer Andern nach, spielte dazu den Eifersüchtigen und mißhandelte sie. Einmal stach er sogar mit dem Messer nach ihr. Aber sie liebte ihn nur um so inniger. So sind die Weiber, zumal die Andalusierinen.

* Presidio, Festung.
** Rom, Zigeunerausdruck für Mann, Gatte; Romi, Weib.

* Gewöhnlicher Ausdruck der spanischen Zigeuner für ihre Geschäfte, als da sind Diebstahl, Betrug, allerlei Gaunereien u. dgl.

Schlagt sie und sie werden Euch lieben, hätschelt sie und sie werden Euch untreu. Diese war ganz eitel auf ihre Narbe und brüstete sich damit wie mit ihrem höchsten Schmuck. Nebenbei war dieser José Maria ein schlechter Kamerad. Auf einer Expedition, die wir mit ihm unternahmen, wußte er's so einzurichten, daß aller Vortheil ihm blieb, uns nur die Rauferei und die Verlegenheiten. Aber zurück zu meiner Geschichte. Wir hörten lange nichts von Carmen. Da meinte El Dancaïre, einer von uns müsse nach Gibraltar sehen, gewiß hätte sie etwas auf dem Korn. Er wollte nicht gehen: er sey zu bekannt daselbst. Auch Garcia weigerte sich: er habe den gesottenen Krebsen * schon zu oft arg mitgespielt und, da er einaugig sey, könne er sich nicht wohl vermummen. Es blieb also nichts übrig, als ich mußte gehen. Und was hätte ich nicht gethan, um Carmen wieder zu sehen?

Es wurde verabredet, daß wir alle drei in die Sierra de Gaucin uns begeben sollten. Von dort sollte ich allein als Früchtehändler nach Gibraltar. In Ronda verschaffte mir ein guter Freund von uns einen Paß, in Gaucin erhielt ich einen Esel: den belud ich mit Orangen und Melonen und machte mich auf den Weg. In Gibraltar angekommen, konnte ich Carmen nicht erfragen. Ich stellte daher meinen Esel in den Stall und trug selbst meine Orangen von Gasse zu Gasse, in der Hoffnung, vielleicht einem bekannten Gesicht zu begegnen. Es gibt da Gesindel aus aller Herren Ländern: Gibraltar ist ein wahrer Thurm von Babel, man hat kaum zehn Schritte gemacht und schon eben so viel Sprachen gehört. Zwei Tage lang ging ich so herum, gaunerisches Volk traf ich in Fülle, aber von Carmen keine Spur. Schon nahm ich mir vor, noch einige nöthige Einkäufe zu machen und dann zu meinen Kameraden zurückzukehren, als ich Abends plötzlich aus einem Fenster mir zurufen höre: »He, Orangenmann!« . . . Ich schaue auf und sehe auf einem Balkon Carmen, neben einem rothröckigen Offizier mit goldnen Epauletten. Sie selbst war prachtvoll gekleidet: einen Shawl auf den Schultern, einen goldnen Kamm, alles ganz Seide, und lachte fröhlich wie immer. Der Engländer rief mir in verhunztem Spanisch zu, ich solle herauf kommen, Madame wünsche Orangen; Carmen fügte auf Baskisch hinzu: »Komm und erstaune über nichts.« Uiber nichts zu erstaunen, daran hatte ich mich bei ihr schon gewöhnt. Ein großer Lümmel von einem englischen Bedienten stand an der Thür und führte mich in einen prachtvollen Salon. »Du kannst kein Wort spanisch und kennst mich nicht, verstehst Du?« sagte sie gleich bei meinem Eintritt. »Ich sagte es ja,« wandte sie sich zu dem Engländer, »ich hab' ihn gleich für einen Basken erkannt, Ihr werdet eine possierliche Sprache hören. Schaut der Kerl dumm aus, nicht wahr? Wie eine Katze, die über'm Naschen erwischt wird.« — »Und Du,« sagte ich in meiner Sprache, »wie eine abgefeimte Spitzbübin. Ich hätte Lust, Dich vor Deinem Galan da zu zeichnen, und ihn mit.« — »Was sagt er da?« fragte der Engländer. — »Er sagt daß er Durst hat und gern einen Schluck tränke,« erwiederte sie und lachte so über ihre Uibersetzung, daß sie sich auf's Canapé werfen mußte . . . Señor, wenn dieses Weib lachte, mußte Alles mitlachen; der Engländer lachte daher auch, so dumm er war, und befahl mir einen Trunk zu bringen. — »Ist das ein Schwachkopf, der Krebs da!« fuhr sie baskisch fort, »aber desto besser, ich führe ihn um so leichter an der Nase . . .« — »Ich wollt' ich hätte ihn im Gebirge, ein Maquila * in der Faust.« — »Was ist das Maquila?« fing der Engländer das Wort auf. — »Maquila bedeutet so viel als Pomeranze,« sagte lachend Carmen, »ist das nicht ein spaßiges Wort für Pomeranze? Er sagte, er wünschte Euch morgen mit Maquila aufzuwarten.« — »Gut!« sagte der Engländer, »bring also morgen Maquila!« Während Carmen auf eine neue Schelmerei sann, kam der Diener und meldete, das Diner sey bereit. Der Brite erhob sich, gab mir einen Piaster und reichte Carmen den Arm. »Ich kann Dich nicht zum Diner einladen, Kamerad,« sagte mir diese, »aber wenn morgen die Trommel zur Parade ruft, komm mit Deinen Orangen her. Wir wollen dann weiter sprechen.« Ich erwiederte nichts und war schon auf der Gasse, als der Engländer mir nachrief: »Bring morgen Deine Maquila!« Und ich hörte Carmens Gelächter.

Ich schlief diese Nacht gar nicht, so erbittert war ich gegen diese Verrätherin. Ja als der Morgen gekommen war, wollte ich Gibraltar verlassen, ohne sie noch einmal zu sehen. Aber kaum wurden die Trommeln gerührt, so verließ mich der Muth und ich eilte zu Carmen. Der große Lümmel in Livrée führte mich sogleich zu ihr, sie sandte ihn mit einem Auftrag fort, und sobald wir allein waren, brach sie in ihr Hyänengelächter aus und fiel mir um den Hals. Nie hatte ich sie so schön gesehen. »Minchorrò (mein Geliebter),« sagte sie, »ich habe Lust hier Alles zu zerschlagen, das Haus in Brand zu stecken und in die Sierra zu entfliehen.« Und ihre Zärtlichkeiten! und ihr Gelächter! sie tanzte, zerriß die Säume ihres Gewandes, sprang, schnitt Grimassen, trieb Teufeleien ärger als ein Affe. Als sie wieder ernsthaft geworden, hub sie an: »Höre, sprechen wir von unsern ägyptischen Angelegenheiten. Nur darum bin ich hier; der Krebs hat gewaltig viel Guineen. Er muß mich nach Ronda führen . . . wir kommen an einem Orte vorbei, den ich Dir schon nennen werde . . . Ihr überfallet uns und befreit ihn von der Last seiner Guineen. Und, weißt Du, was Du nebstbei thun solltest?« fügte sie mit einem teuflischen Lächeln hinzu, das niemand nachzuahmen Lust hatte. »Der Einaugige soll ihn zuerst überfallen. Ihr andern bleibt etwas zurück. Der Krebs hat Courage und gute Pistolen . . . Verstehst Du? . . .« Sie lachte wieder, daß mir die Haut schauderte. — »Nein,« sagte ich, »ich hasse Garcia, aber er ist mein Kamerad.« — »Du bist ein Dummkopf wie immer,« fuhr sie auf, »ein Einfaltspinsel, und liebst mich nicht. Du bist wie jener Zwerg, der glaubte groß zu seyn, weil er weit spucken konnte. ** Du liebst mich nicht. Geh!«

Wenn sie mir sagte: Geh! so konnte ich nie gehen. Wir verabredeten das Nähere wegen des Engländers, und ich blieb noch zwei Tage in Gibraltar. Sie hatte die

* Spitzname der Engländer wegen ihren rothen Uniform, so wie bei uns »Rothröcke«.

* Maquila, der eisenbeschlagene Knittel der Basken.

** Zigeunersprüchwort.

Kühnheit, mich verkleidet in meiner Herberge zu besuchen. Als ich zu meinen Kameraden zurückkehrte, wußte ich Ort und Stunde, wo Carmen und der Rothrock vorüberkommen würden. Daneben hatte ich auch mein besonderes Plänchen. — El Dancaïre und Garcia erwarteten mich schon. Wir brachten die Nacht an einem Feuer von Tannzapfen zu, das lustig brannte. Ich schlug Garcia ein Spielchen vor. Er nahm es an. Bei der zweiten Partie sagte ich ihm, daß er fuchselte; er lachte — ich warf ihm die Karten in's Gesicht. Er wollte nach der Büchse greifen, ich trat darauf und rief: »Man erzählt ja, daß Du das Messer zu führen wissest, besser als die Bravos von Malaga; willst Du's mit mir versuchen?« El Dancaïre wollte uns aus einander bringen; aber wir hielten schon die Messer gezückt und riefen ihm zu, uns freies Spiel zu lassen. Er sah, daß Alles vergebens seyn würde, und ließ uns. Garcia hatte sich schon wie eine Katze zum Sprunge geduckt. Aber wie er auf mich losfuhr, drehte ich mich auf der linken Ferse um, so daß er an mir vorbeistürzte, und nun packte ich ihn an der Kehle. Wozu bei diesen Grausamkeiten lange verweilen? Nach wenigen Minuten lag er todt und starr zu meinen Füßen. — »Was hast Du gethan?« sprach El Dancaïre. — »Wir zwei konnten nicht neben einander leben,« erwiederte ich. »Ich liebe Carmen und will sie allein besitzen. Uebrigens war Garcia ein Schuft; wie hat er an dem armen Remendado gehandelt! Wir sind jetzt nur noch zwei, aber wir sind tapfer. Willst Du mein Freund auf Tod und Leben seyn?« — El Dancaïre reichte mir die Hand. Er war ein starker Fünfziger. »Zum Teufel mit den Liebeleien!« rief er. »Hättest Du Carmen von ihm verlangt, er hätte sie Dir für einen Piaster verkauft. Jetzt sind wir nur zwei; wie beginnen wir's morgen?« — »Das laß meine Sorge seyn. Jetzt nehme ich's mit der ganzen Welt auf.«

Wir begruben Garcia und verlegten unser Lager um zweihundert Schritte weiter. Andern Morgens ritten Carmen und der Engländer mit zwei Treibern und einem Bedienten heran. Ich sagte zu El Dancaïre: »Ich nehme den Engländer auf mich; jage Du den Andern Furcht ein, sie sind ohne Waffen.« Der Engländer war beherzt; hätte ihn nicht Carmen im rechten Augenblicke in den Arm gestoßen, er hätte mich getödtet. Kurz ich eroberte Carmen an diesem Tage wieder, und das erste, was ich ihr sagte, war: daß sie Witwe sey. Ich erzählte ihr den Vorgang. — »Du bist und bleibst doch ein Pinsel,« sagte sie. »Garcia hätte Dich tödten müssen; auf die Art hat er schon Geschicktere als Du in die Hölle geschickt. Aber seine Stunde war gekommen; Deine wird auch kommen!« — »Und Deine auch,« erwiederte ich ihr, »wenn Du mir nicht treu bleibst.« — »Ich habe,« erwiederte sie, »mehr als ein mal im Kaffeesatze gelesen, daß wir mitsammen sterben werden. Bah! Was man pflanzt, das geht auf.« Und sie schlug die Castagnetten, wie sie immer that, wenn sie einen unbequemen Gedanken verscheuchen wollte.

Man läßt sich zu sehr gehen, wenn man von sich selbst spricht. Diese Erzählung langweilt Euch schon vielleicht; aber ich bin gleich zu Ende. El Dancaïre und ich hatten wieder eine kleine Bande zusammengebracht, und trieben Schmuggel, bisweilen — ich gestehe es — auch Raub; aber dies nur im äußersten Nothfall, und wir mißhandelten die Reisenden nie. Mit Carmen war ich mehre Monate ganz zufrieden. Sie fuhr fort, uns in unserem Geschäfte als Kundschafterin zu dienen. Größtentheils hielt sie sich in Malaga, Cordova und Grenada auf; ich brauchte aber nur ein Wörtchen zu sagen, und sie kam zu mir in irgend eine einsame Venta und wohl auch in's Bivouac. Einmal aber erregte sie mir wieder große Besorgniß. Sie hatte ihre Augen auf einen reichen Handelsmann in Malaga geworfen und wollte wahrscheinlich mit ihm den Spaß von Gibraltar wieder beginnen. Trotz aller Vorstellungen Dancaïre's ging ich am hellen Tage nach Malaga. Ich suchte und fand Carmen bald; es kam zu einer offenen Erklärung. »Weißt Du,« sprach sie, »daß, seit Du mein Rom bist, ich Dich weniger liebe, als da Du mein Minchorrò warest? Ich will nicht immer gequält und kommandirt werden. Frei will ich seyn und thun, was mir gefällt. Treibe mich nicht auf's Aeußerste! Nimm Dich in Acht; ich könnte leicht einen guten Burschen finden, der es mit Dir machte wie Du mit dem Einauge.« — El Dancaïre versöhnte uns zwar, aber wir hatten uns zu harte Dinge gesagt und konnten nicht mehr so gegen einander seyn wie sonst.

Kurze Zeit nachher traf uns ein Unglück. Wir wurden von Soldaten überfallen, El Dancaïre und zwei Kameraden getödtet, zwei andere gefangen. Ich selbst ward schwer verwundet, und nur mein gutes Pferd rettete mich aus den Händen der Soldaten. Erschöpft vor Ermüdung, eine Kugel im Leibe, wollte ich mit dem einzigen Gefährten, der mir noch blieb, mich in einem Walde verbergen. Als ich vom Pferde abstieg, fiel ich in Ohnmacht. Ich glaubte, ich müsse wie ein angeschossener Hase im Gestrüppe krepiren. Mein Kamerad trug mich in eine nahe Höhle und ging, Carmen zu suchen. Sie war in Granada. Sogleich eilte sie herbei. Vierzehn Tage lang verließ sie mich keinen Augenblick. Sie schloß während dieser ganzen Zeit kein Auge, und pflegte mich mit einer Sorgfalt und Geschicklichkeit, wie nur ein Weib den Geliebten ihres Herzens pflegen kann. Sobald ich mich auf den Beinen halten konnte, führte sie mich in der größten Stille nach Granada. Die Zigeuner finden überall sichere Zufluchtsstätten, und ich brachte sechs Wochen lang in einem Hause zu, nur zwei Häuser vom Corregidor, der mich suchte. Mehr als einmal, wenn ich hinter den Fensterläden hervorschaute, sah ich ihn vorübergehen. Endlich hatte ich mich erholt. Auf meinem Schmerzenslager hatte ich gar viele Betrachtungen über mein Leben angestellt und wollte einen andern Lebenswandel beginnen. Ich forderte Carmen auf, Spanien zu verlassen und zu versuchen, wie wir uns in der Neuen Welt ehrlich fortbrächten. Sie spottete mein. »Wir sind nicht zum Krautanpflanzen da,« sagte sie, »sondern um auf Kosten der Payllos zu leben. Paß lieber auf, ich habe ein Geschäft mit Nathan Ben Joseph in Gibraltar. Er hat einige Baumwollwaaren hereinzuschmuggeln, die nur auf Dich warten: er weiß, daß Du lebst und zählt auf Dich.«

Ich ließ mich überreden und begann mein altes elendes Leben.

Während ich in Granada lag, gab's dort Stier-

gefechte, die Carmen besuchte. Bei ihrer Zurückkunft sprach sie viel von einem flinken Picador Namens Lucas. Sie wußte sogar, wie sein Pferd heiße und was seine gestickte Weste gekostet. Ich achtete nicht darauf. Einige Tage darauf aber sagte mir ein Kamerad, er habe Carmen mit Lucas bei einem Trödler mitsammen gesehen. Das begann mich zu beunruhigen. Ich fragte Carmen, wo und warum sie die Bekanntschaft mit dem Picador gemacht. »Weil er ein Bursche ist,« sprach sie, »mit dem sich ein Geschäft machen läßt. Ein Fluß, der rauscht, hat entweder viel Wasser oder Kiesel. Er hat 1200 Realen in dem Rennen gewonnen. Also von zwei Dingen eines: entweder müssen wir das Geld haben, oder, da er ein guter Reiter und ein herzhafter Kerl ist, kann man ihn für die Bande engagiren. Der und der sind todt, Du mußt sie ersetzen. Nimm ihn!« — »Ich mag weder sein Geld noch ihn und verbiete Dir, von ihm zu reden.« — »Nimm Dich in Acht,« erwiederte sie trotzig, »wenn ich einmal etwas will, so ist's gleich geschehen!« — Zum Glück reiste der Picador nach Malaga ab, und ich hatte mit den Baumwollwaaren des Juden alle Hände voll zu thun. Darüber vergaß ich auf Lucas, Carmen vielleicht auch, wenigstens eine Zeit lang. Um diese Zeit war's, Señor, daß ich Euch traf, zuerst bei Montilla, später in Cordova. Von unserer letzten Zusammenkunft will ich nicht erst reden, Ihr wißt vielleicht mehr davon als ich. Carmen stahl Euch Eure Uhr und hatte auch Lust auf Euer Geld; besonders aber auf den Ring, den Ihr am Finger tragt und den sie für einen magischen Ring erklärte, an dessen Besitz ihr viel liege. Wir geriethen darüber in heftigen Streit und ich schlug sie. Sie erblaßte und weinte: es war das erste Mal, daß ich sie weinen sah und dieß machte auf mich einen schrecklichen Eindruck. Ich bat sie um Verzeihung; aber sie schmollte mir den ganzen Tag und wollte mich nicht umarmen. Mir war das Herz schwer. Drei Tage später kommt sie auf einmal wieder lachend und lustig wie ein Kind und erzählt mir von einem Feste, das es in Cordova geben würde. Ich ließ sie gehen. Sie muß etwas im Sinne haben, dachte ich, weil sie plötzlich so lustig geworden. Ein Bauer sagte mir, es gebe eine Stierhetze in Cordova. Da kochte mir das Blut und wie ein Narr renne ich dahin. Man zeigte mir Lucas, und auf der Bank gegen die Barrière erkenne ich Carmen. Ich brauchte Beide nur eine Minute anzuschauen und meine Eifersucht hatte hinreichende Nahrung. Lucas riß dem Stiere die Cocarde ab und überreichte sie Carmen, die sich sogleich damit schmückte. Ihr wißt, Señor, daß dies der Gipfel der Galanterie eines Picador ist. Aber der Stier übernahm meine Rache. Lucas stürzte, das Pferd ihm auf die Brust und der Stier über Beide. Ich schaute mich nach Carmen um: sie war weg. Ich konnte leider wegen des Gedränges unmöglich von meinem Platze und mußte warten, bis Alles vorüber war. Darauf ging ich in das Haus, das Ihr kennt, und wartete dort ruhig den ganzen Abend und einen Theil der Nacht.

Erst gegen zwei Uhr Morgens kam Carmen und war ein wenig überrascht, mich zu sehen. »Komm mit mir,« sagte ich. — »Gut,« erwiederte sie, »gehen wir.« Ich zog mein Pferd aus dem Stalle, setzte sie auf die Kruppe und wir ritten den Rest der Nacht durch, ohne ein Wort zu sprechen. Erst des Morgens hielten wir in einer Venta nicht weit von einer Einsiedelei. »Höre, Carmen,« hub ich endlich an, »ich will Alles vergessen und Dir keine Vorwürfe mehr machen, aber schwöre mir Eines, mit mir nach Amerika zu gehen und Dich dort ruhig zu halten.« — »Nein,« sagte sie schmollend, »ich gehe nicht nach Amerika, ich befinde mich hier wohl.« — »Weil Lucas in der Nähe ist, nicht? Aber denke nicht an ihn; wenn er gesund wird, so . . . . . doch nein, ich bin es müde, alle Deine Liebhaber zu tödten, ich werde jetzt Dich tödten.« Sie schaute mich mit ihrem wilden Blicke fest an und sprach: »Das habe ich immer gedacht, daß Du mich tödten wirst. Gleich als ich Dich das erste Mal sah, schwante mir Unglück, und als wir heute Nacht aus Cordova ritten, sahst Du nicht da den Hasen, der unter den Füßen Deines Pferdes quer über den Weg lief? Es steht geschrieben: Du wirst mich tödten.« — »Carmencita,« bat ich, »liebst Du mich nicht mehr?« Sie antwortete nichts. Sie saß mit gekreuzten Beinen auf der Erde und zeichnete mit den Fingern Züge in den Sand. »Fangen wir ein neues Leben an, Carmen,« sagte ich bittend; »Du weißt, wir haben nicht weit von hier unter einer Eiche 1200 Unzen vergraben, wir haben auch Gelder beim Juden Ben Joseph ...« Sie lächelte und sagte: »Zuerst ich, dann Du. Ich weiß, daß es so seyn mußte.« — »Überlege Dir's,« fuhr ich fort, »ich bin mit meiner Geduld und meinem Muthe zu Ende; entschließe Dich oder ich werde mich entschließen.«

Ich verließ sie und ging zur Eremitage. Der Eremit betete. Ich hätte gern mitgebetet, aber ich konnte nicht. Als er sich erhob, sprach ich zu ihm: »Mein Vater, wollt Ihr für Jemanden beten, der in großer Gefahr ist? für eine Seele, die vielleicht bald vor ihrem Schöpfer erscheinen wird?« — Er sah mich starr an, als überlegte er, ob er mich nicht schon irgendwo gesehen, und sagte: »Ja.« — Ich legte ihm einen Piaster auf die Bank. »Wann werdet Ihr die Messe lesen?« fragte ich. — »In einer halben Stunde. Doch sprich, junger Mann, hast Du Etwas auf dem Gewissen, das Dich quält?«

Ich fühlte mich dem Weinen nahe. Ich sagte ihm, daß ich wieder kommen würde und eilte davon. Dann legte ich mich in's Gras und lag da, bis ich das Glöcklein hörte. Ich trat heran, blieb aber vor der Kapelle stehen. Als die Messe gelesen war, kehrte ich in die Venta zurück. Ich hoffte beinahe, Carmen würde geflohen seyn. Sie hätte mein Pferd nehmen und sich retten können . . . aber ich fand sie da. Sie wollte nicht, daß man sagen könne, sie habe sich gefürchtet. Ich fand sie über eine Schüssel voll Wasser vorgebeugt, in das sie geschmolzenes Blei hineingoß. Sie war in dieses Zauberspiel so vertieft, daß sie anfangs mich gar nicht bemerkte. Bald nahm sie ein Stückchen Blei und betrachtete es traurig von allen Seiten, bald sang sie eines jener Zauberlieder, in welchem sie Maria Padilla, die Geliebte des Königs Don Pedro, anrufen, die, wie sie sagen, die Königin der Zigeuner war. — »Carmen,« unterbrach ich sie, »willst Du mit mir gehen?« — Sie erhob sich, stieß die Schüssel weg, zog ihre Mantille über den Kopf und schwang sich auf die

CHOTZNER TUNNEL

an der Prag-Ollmutzer Staatseisenbahn

Verlag von Gottlieb Haase Söhne

Kruppe meines Pferdes, das bereits unten stand. Wir ritten weg. »Also, Carmen,« hub ich nach einiger Zeit an, »Du willst mir folgen, nicht wahr?« — »Ich folge Dir in den Tod,« erwiederte sie; »aber leben will ich nicht mehr mit Dir.«

Wir waren in einer einsamen Schlucht, da hielt ich mein Pferd an. »Hier also!« rief sie und sprang herab. Sie riß ihre Mantille ab, warf sich auf die Knie, stützte eine Faust in die Hüfte und blickte mich fest und regungslos an. »Du willst mich tödten, ich sehe es,« sagte sie; »aber nachgeben werde ich nicht.« — »Nimm Vernunft an,« bat ich. »Höre mich, die ganze Vergangenheit sey vergessen; Du weißt es, Du allein hast mich in's Verderben gestürzt, um Deinetwillen bin ich ein Räuber und Mörder geworden. Carmen, meine Carmen, laß mich Dich und mich retten!« — »José,« erwiederte sie, »Du verlangst das Unmögliche; ich liebe Dich nicht mehr, Du aber liebst mich noch und darum willst Du mich tödten. Ich könnte Dir wieder eine Lüge vormachen, aber ich mag mir die Mühe nicht mehr geben. Alles sey aus zwischen uns. Nach Zigeunerbrauch hast Du das Recht, mich zu tödten, aber frei wird Carmen immer seyn. Ich bin in Freiheit geboren, ich will in Freiheit sterben.« — »Und Du liebst Lucas,« sagte ich. — »Ja, ich liebte ihn einen Augenblick wie Dich, weniger vielleicht als Dich. Jetzt liebe ich nichts mehr und hasse mich, weil ich Dich geliebt.«

Ich warf mich zu ihren Füßen; ich benetzte ihre Hände mit Thränen; ich rief ihr alle die glücklichen Stunden, die wir mit einander verlebt, in's Gedächtniß zurück; ich erbot mich, Räuber zu bleiben ihr zu Gefallen. . . ich versprach ihr Alles: nur solle sie mich noch lieben. — »Dich noch lieben?« sagte sie, »das ist unmöglich. Ich mag nicht mehr mit Dir leben.« — Da übermannte mich die Wuth: ich zog mein Messer. Ich hoffte, sie würde Angst bekommen und um Gnade bitten; aber dies Weib war ein Dämon. »Zum letzten Mal,« rief ich, »willst Du mit mir leben?« — »Nein! nein! nein!« rief sie, mit dem Fuße stampfend, und zog einen Ring, den ich ihr gegeben, vom Finger und warf ihn in's Gestrüpp. Da stieß ich nach ihr, zweimal. Sie stürzte bei dem zweiten Stoß ohne aufzuschreien. Ich glaube noch ihr großes Auge zu sehen, wie es mich starr anblickte, dann ward es trübe und schloß sich.

Wohl eine Stunde blieb ich bewußtlos neben der Leiche sitzen. Dann erinnerte ich mich, daß Carmen mir oft gesagt, sie wünschte in einem Gehölz begraben zu werden. Ich grub ihr mit meinem Messer ein Grab, und legte sie da hinein. Nach langem Suchen fand ich auch ihren Ring, den legte ich ihr mit einem kleinen Kreuz in's Grab. Darauf stieg ich zu Pferde, galopirte nach Cordova und gab mich dem ersten Posten zu erkennen. Ich bekannte, daß ich Carmen getödtet, aber wo ihre Leiche lag, wollte ich nicht sagen. Der Eremit hat ja für sie gebetet, hat für ihre arme Seele eine Messe gelesen. Das arme Kind! Die Kallehs (Zigeunerinnen) sind Schuld an ihrem Tode, warum haben sie sie so erzogen! (Revue des deux mondes.)

Der Tunnel bei Chotzen.

(Mit einem Stahlstiche.)

Von Wildenschwert bis hinter Brandeis hält sich die Prag-Olmützer Staatsbahn fort in dem romantischen Thale an der Stillen Adler. Hier aber, kurz vor der Stadt Chotzen, macht plötzlich die Adler eine starke Krümmung und dem geraden Fortgang der Bahn stellt sich ein schmaler felsiger Bergrücken entgegen. Diesen Bergrücken zu durchschneiden, ward der Tunnel erbaut, dessen Eingangsseite aus dem Thale der Stillen Adler unser Bild zeigt. Er mißt 131 Klafter in der Länge, und bot wegen der lockeren Beschaffenheit des Gesteins mancherlei Schwierigkeiten, wenn auch bei weitem nicht so viele wie der mehr als doppelt so lange Tunnel bei Triebitz. Auf der andern Seite des Tunnels durchfährt die Eisenbahn eine kurze Strecke den Chotz'ner Park, welcher wie die ganze ungefähr 1¼ Quadratmeile einnehmende Herrschaft Chotzen, ein Fideikommiß der fürstl. Rudolf Kinsky'schen Pupillen ist. Die Stadt Chotzen selbst zählt 350 Häuser und etwa 2000 Einwohner und wird wahrscheinlich durch die Eisenbahn zu einer größeren Bedeutung als bisher gelangen, da sich hier viele Verbindungswege umliegender Städte von der Eisenbahn abzweigen.



Miscellen.

Industrielles.

. (Setzmaschine.) Hr. F. Tschulik, ein Böhme, geboren aus Voitsdorf (Herrschaft Teplitz) im hohen Erzgebirge, hat in Wien eine Buchstabensetzmaschine (in Form einer Claviatur) erfunden, welche sich ganz bewähren und also die dießfälligen früheren Erfindungen Kriegel's, Young's, Delcambre's, Menkh's, die sich alle mangelhaft erwiesen, weit übertreffen soll. Sie ist in der k. k. Staatsdruckerei aufgestellt und soll in einer Stunde 21600 Lettern, also zehnmal so viel als der flinkeste Setzer an einander fügen. Schmiedl's Blätter für Literatur und Kunst gaben eine ausführliche Beschreibung dieser Maschine. Der Erfinder ist ein noch ganz junger Mann (erst 26 Jahre alt), hatte aber schon vor mehren Jahren mit seinem Bruder ein Privilegium auf einen »unumwerfbaren Wagen« genommen. Gegenwärtig arbeitet er auch an einer Maschine zum Ablegen der Lettern.

Länder- und Völkerkunde.

. (Seltsame Carnevalfreuden.) Während der Carnevalzeit ist, wie Tschudi in seinen Reiseskizzen aus Peru berichtet, der Aufenthalt in Lima sehr unangenehm; die meisten Bewohner verlassen deshalb die Stadt und begeben sich auf das Land, um der tobenden und rohen Feier dieser Tage zu entgehen. Das Hauptvergnügen derselben ist *, sich gegenseitig mit Wasser zu begießen. Fast aus allen Balkonen werden die verschiedenartigsten Flüssigkeiten auf die Vorübergehenden geschüttet; an den Straßenecken stehen Neger und bemächtigen sich jedes, der nicht ihres Gelichters ist; kauft er sich nicht durch ein bestimmtes Lösegeld frei, so wird er auf die unbarmherzigste Weise in die Straßen-

* Wie in allen Städten des ehemaligen spanischen Süd-Amerika. (Vgl. Pan., Jahrg. 1843, S. 138.)

graben getaucht und mißhandelt; findet er aber für sein Geld Gnade, so werden ihm nur ein paar Handvoll schmutzigen Wassers über den Kopf gegossen. In den Häusern geht es unter den einzelnen Familiengliedern und Bekannten fast eben so toll zu. Schaaren junger Männer dringen in die Wohnungen ihrer bekannten Familien und überfallen die Damen. Anfangs begießt man sich mit wohlriechendem Wasser, so wie dies zu Ende ist, mit Brunnenwasser und sehr oft mit ekelhaften Flüssigkeiten, und das ganze Vergnügen artet in rücksichtslose Rohheit aus. Die Frauenzimmer werden in den triefend nassen Kleidern bis in die innersten Gemächer verfolgt und athemlos herumgejagt. Da sie sich sehr erhitzen und die Kleider nicht wechseln können, so ziehen sie sich gewöhnlich gefährliche oder langwierige Krankheiten zu. Lungenentzündungen, Anginen, rheumatische Beschwerden ꝛc. sind fast unausbleibliche Folgen der Carnevalsfeier, der jedesmal viele Opfer fallen. Es vergeht selten ein Jahr, in dem nicht während dieser Tage Mordthaten aus Rache für die Beleidigungen bei diesem rohen Spiele vorfallen. — Noch erwähne ich einer originellen Art, die Leute auf den Straßen zu erschrecken, die während der Carnevalszeit in den meisten Quartieren der Stadt in Anwendung gebracht wird. Ein mit Glas- und Porzellanscherben gefüllter großer Sack wird an einen starken Strick gebunden und im Balkon befestigt. Die Länge des Strickes ist so berechnet, daß der zum Fenster hinausgehängte Sack wenigstens sieben Fuß über der Straße erhoben bleibt. Die ganze Einrichtung wird im Balkon versteckt und muthwillige Negerinen passen mit ihren Amitas (jungen Gebieterinen), bis jemand daher gegangen kömmt. Dann wird plötzlich der Sack zum Fenster hinausgeworfen; mit heftigem Rasseln fällt er, bleibt aber in einer unschädlichen Entfernung über dem Kopfe des Vorübergehenden hängen, der sich erschrocken bis auf die Erde bückt oder mit einem raschen Sprunge auf die Seite weicht. Mit schallendem Gelächter und Witzeleien wird der Bebende, der ängstlich nach dem Geräusche hinblickt, gefoppt. Obgleich jeder die Vorrichtung kennt und weiß, daß man in den meisten Straßen eine solche trifft, so ist doch der unerwartete Schrecken sehr groß, und es sind mir Fälle bekannt, daß Leute davon besinnungslos niederstürzten. Die Pferde scheuen heftig davor zurück und entledigen sich gewöhnlich ihrer nicht ganz sattelfesten Reiter. Die Polizei verbietet zwar jedes Jahr das öffentliche Begießen und Sackwerfen, aber wie gewöhnlich wird ihr auch in diesem Punkte Hohn gesprochen.

*** (Eine seltsame Bezeichnung des Eigenthums) bei Pferden und Maulthieren herrscht in Santa-Fé im Mejikanischen. Gleichviel, wie viele Eigenthümer ein Pferd oder Maulthier schon gehabt habe, jeder brennt ihm ein mächtiges hieroglyphisches Zeichen auf, das man »Fierro« nennt, und beim Wiederverkauf sein »Venta« oder Verkaufszeichen, bis endlich diese Schrammen so zahlreich werden, daß Leute, die in dieser Art von Heraldik nicht bewandert sind, unmöglich entscheiden können, ob ein Thier ursprünglich verkauft ist oder nicht; doch jedes Fierro ohne ein entsprechendes Venta unterwirft das Thier dem Ausspruch des Einbrenners. An Fremden werden hierdurch die meisten Betrügereien verübt, und wenn eine Gesellschaft »Estrangeros« in eine südliche Stadt kommt, sieht sie sich augenblicklich von einem Haufen Müssiggänger umgeben, die sorgfältig jedes Pferd und jedes Maulthier untersuchen; und entdecken sie zufällig ein Brandzeichen ohne ein Venta, so beeilen sie sich, ein Brenneisen von ähnlicher Form aufzutreiben, das sie hinlänglich berechtigt, das Thier ohne Umstände zu beanspruchen und wegzunehmen; denn bei jedem rechtlichen Verfahren verlangt man von dem Beanspruchen keinen andern Beweis seines Rechts, als sein Fierro oder Brenneisen, das die Sache zu seinen Gunsten entscheidet, sobald es an Form dem Zeichen des Thieres ähnelt. Ein Oberst in Chihuahua wollte auf diese Weise einst von mir ein Maulthier in Beschlag nehmen; doch da ich überzeugt war, es von dem rechtmäßigen Eigenthümer erkauft zu haben, weigerte ich mich, es aufzugeben. Der Offizier, der seine Beute nicht fahren lassen wollte, lief sogleich zu dem Alcaden in der Hoffnung, diesen Beamten zu veranlassen, ihm rechtlichen Beistand zu leisten; aber während seiner Abwesenheit ließ ich die Schulter des Thieres scheeren, so daß das Venta deutlich zum Vorschein kam, und sobald die Entdeckung dem Obersten und dem Richter bekannt gemacht wurde, entfernten sie sich, wie beschämt über den entdeckten Betrug, in größter Eile.

*** (Bestrafung der Diebe in Valparaiso.) Diese ist sehr strenge. Dem Delinquenten wird eine Leiter aufgeladen, die er dahin tragen muß, wo er gestohlen hat; hier wird er auf die Leiter gelegt und bekömmt eine gehörige Anzahl Hiebe mit einem dicken Lederriemen, von dort wird er vor das Polizeiamt geführt, wo er eine zweite Tracht erhält, und zuletzt nach dem Landungsplatz, wo er auf seiner Leiter die dritte Ration bekömmt; von da kann er weglaufen; oft aber bemächtigen sich die Bootführer seiner und waschen ihn noch im Meere tüchtig ab.
(v. Tschudi, Peru.)

*** (Wandernde Zuchthäuser.) Eine der merkwürdigsten Einrichtungen in Valparaiso ist das »wandernde Zuchthaus«. Es besteht aus einer Anzahl großer, bedeckter Wagen, die ungefähr wie Menageriewagen aussehen. Im Inneren derselben sind Pritschen wie in Kasernen angebracht, die als Schlafstellen für je 8 bis 10 Sträflinge dienen. Hinten auf dem Wagen vor der Thüre steht eine Schildwache, auf der vorderen Seite ist bei einigen eine Art Küche. Die Sträflinge müssen die Wagen selbst ziehen, und da sie meistens zu Straßenarbeiten gebraucht werden, so führen sie ihre Wohnung immer mit sich, wenn sie sich auf größere Distanzen von der Stadt entfernen. Diese nomadisirende Strafanstalt ist in einem Lande, das keinen eigentlichen Winter hat, sehr zweckmäßig und gestattet, bei wenigen Unkosten, die Sträflinge auf verschiedene Punkte zu vertheilen.
(v. Tschudi, Peru.)

*** (Wäscherinen in Lima.) Mit Recht klagt man bei uns so häufig über die unbarmherzige Weise, mit welcher die Wäscherinen von Profession mit unserem Leinzeug umgehen. Man höre aber erst, was Tschudi von den Wäscherinen in Lima erzählt: »Das Geschäft der Wäscherinen wird in Lima meistens von Negerinen, aber sehr schonungslos, betrieben. Sie zerklopfen am Flusse das Wäschzeug zwischen zwei Steinen so, daß auch die stärkste Leinwand in Kurzem ganz durchlöchert ist. Sie haben die üble Gewohnheit, die Wäsche sehr lange zu behalten, ehe sie dieselbe zurückbringen. Nach ihrem Empfange waschen sie sogleich einen Theil davon, besonders Hemden, Strümpfe und Leintücher, und bedienen sich dann derselben zu ihrem eigenen Gebrauche; ihre Betten sind mit fremden Leintüchern bedeckt und ihre Männer oder Geliebten tragen an Feiertagen die feinsten Hemden, die wahrlich nicht für sie gemacht wurden. Nach zwei bis drei Monaten wird die Wäsche, nach häufigem Gebrauche, wieder gereinigt und zurückgestellt. Die Klagen der Damen von Lima über das ganze dienstthuende Personal sind endlos, aber vergeblich.«

*** (Die Anti-Mormoniten.) In Nordamerika und zwar in dem Staate Illinois ist eine neue Sekte entstanden, welche den Mormonen den Krieg erklärt und sich deshalb die Anti-Mormoniten nennt. Diese Anti-Mormoniten ziehen in bewaffneten Banden umher und legen Feuer und Verheerung nicht blos an alle Niederlassungen der Mormonensekte, sondern auch an die Wohnungen Aller, die sie im Verdacht haben, jene Fanatiker zu begünstigen. Sie haben beschlossen, nicht eher zu ruhen, bis sie die Hauptstadt der Mormonen, Nauvoo, zerstört haben würden.

Naturgeschichtliches.

*** (Ein Feind der Heuschrecken.*) In der Nähe von Odessa, erzählt ein englischer Arzt, sah ich in der Steppe eine eigenthümliche Gattung Sphex oder Ichneumonwespe, welche die Heuschrecken tödtet und eingräbt. Sie springt den Heuschrecken unversehens auf den Rücken, und umspannt ihr Opfer mit ihren langen und mächtigen Beinen, so daß es seine Flügel nicht gebrauchen und nicht entrinnen kann. Wenn dieses sich sodann in dem vergeblichen Bemühen, die Flügel wieder frei zu machen, erschöpft hat, so packt der Sphex es mit den Zangen, die er am Maule hat, im Nacken, und stößt ihm einen Doppelstachel, womit er auch noch bewehrt ist, und zwischen welchem sich eine kleine Röhre befindet, die vielleicht eine giftige Substanz enthält, ins Genick, wonach die Heuschrecke in wenigen Stunden stirbt. Die Wespe bleibt noch eine Zeitlang an der todten Heuschrecke haften, wahrscheinlich, um in ihr ihre Eier abzusetzen. Darnach schleppt der Sphex die Leiche zu einem kleinen Grabe, das er vorher bereitet hat, und deckt sie dort sorgfältig mit Erde zu. Schon so würde die endliche Ausrottung der Heuschrecken bewerkstelligt werden, wenn die Natur es nicht auf anderem Wege zu Stande brächte. Einige Jahre später hörte ich, daß die Heuschrecken aus diesen weiten Steppen gänzlich verschwunden waren.

* Vergleiche 6. Heft, Seite 192.

Sagen aus dem Egerlande.

Erzählt von Adam Wolf.

Die Wasserweibchen.

Von dem Kapellenberge, dem ersten Höhenpunkte des Erzgebirges, das hier den Ausläufen des Fichtelgebirges die Hand reicht, gehen östlich und westlich Ketten von kleineren Bergreihen aus, welche sich gegen das eigentliche Egerland hin verflachen und das Ländchen von dem angränzenden Theile Sachsens scheiden, der unter dem Namen des Voigtlandes bekannt ist. Die Gegend ist arm und ohne Leben; doch bringen die grünen Berghänge, die grasreichen Thäler, lichte Waldwiesen, Bäche und Quellen viel Anmuth und Frische in die Gebirgswelt. Die Quellen entspringen meist in den Thalgründen und strömen erst, wenn sie das Gebirge verlassen, zusammen; andere sind nur brunnenähnlich. Unter den letzteren ist eine der bekanntesten jene am Störlberge; sie quillt aus einer kleinen Wiesenfläche am Fuße des Berges hervor. Als ein Sauerbrunnen ward sie von den Landleuten in einen ausgehöhlten Baumstamm gefaßt. Ringsum lagern große, dick bemooste Granitblöcke zwischen dichtem Erlengesträuche, aus dem hie und da eine Sahlweide oder niederes Birkenholz aufsproßt. Das Wasser ist silberhell und die Kiesel auf dem Grunde blitzen gleich Edelsteinen aus den klaren Wasserschichten hervor. Die Bauern rühmen vielfältig die Heilkraft der Quelle, und gar vielerlei Sagen gehen von ihr herum. Ihr Wasser hat die Kraft, jugendliche Schönheit zu erhalten, und wer sich zur Zeit des ersten Vollmondes im Frühlinge mit dem Wasser wäscht, dem bleichen die Rosen nimmer auf den Wangen, bis das Alter die Haare silbern färbt. Deswegen kommen zu Anfang des Frühlings, wenn die ersten Blumen auf der Wiese erblühen, Mädchen und Bursche zur stillen Nacht, um hier Wasser zu schöpfen und damit den Frühling auf ihre Wangen zu bannen. Ferner leben darin Elfen (»Wosserwaibla«, Wasserweibchen), kleine zarte Gestalten, welche zu gewissen Zeiten aus der Quelle auftauchen, sich auf dem grünen Moosboden lagern, auf den Blumenstengeln schaukeln, sich zwischen den Gräsern ergehen und dann wieder in ihre nasse Wohnstätte niedersteigen. Uiber die Entdeckung der Heilkraft dieser Quelle ist eine Sage verbreitet, die ich einst auf einem meiner Streifzüge im Egerlande erzählen hörte und hier wiedergebe. —

Es sind viele Jahre vorüber. In diesen Bergen war noch Wald und Nacht, und auf Kirchberg, Neuhaus, Hausberg standen noch die stolzen Burgen ihrer Besitzer mit Wall und Graben, Thürmen und Zinnen; in ihren Mauern tummelten noch Knappen ihre Rosse, Ritter und Knechte zogen aus und ein, rauften, plünderten, raubten, wie es die Zeit der Anarchie eben mit sich brachte. Nur die Veste von Neuhaus machte für eine Generation eine Ausnahme, denn Ritter Franz war gefangen in Eger gestorben, und Frau Gertrude erzog ihren Sohn ganz nach den Grundsätzen des edlen Ritterthums und der heiligen Kirche, und hielt ihn fern von dem sündhaften Leben, dem zu jener Zeit oft Fürst und Vasall gleich ergeben waren. Junker Georg war daher in Ehren herangewachsen. Er konnte zwar auch sein Flammschwert schwingen, aber nie hatte er ruhige Bürger damit getödtet; er ritt stattlich einher auf seinem Grauschimmel, aber nie hatte er im Busche auf reisende Kaufleute gelauert; auch trank er seinen Schoppen Wein oder Weißbier, ohne jedoch Ergötzen an den tollen Gelagen seiner Nachbarn zu finden. Diese, meist Stegreifritter im Voigtlande, nannten ihn deshalb wohl auch »Stubenritter«; aber sie wagten es doch nicht, seine Buben zu fangen oder gar ein Wild hinwegzupürschen. Junker Georg war nun einem Mägdlein in großer Lieb' zugethan, das kein Edelfräulein war, sondern die Tochter eines Müllers, der auf und um den Störlberg viel freien Grundbesitz hatte, so daß er sich im Reichthum wohl mit manchem Vasallen und Stegreifritter messen konnte. Marie war schön, daß sie an jedem Hoffeste hätte prunken können, und ihr ganzes Wesen war dabei so frei und herrisch, als säße ihr Vater am Fürstenstuhl zu Baireut. Dabei war sie aber fromm und gut, und von ihrer Freigebigkeit gegen Arme, von ihrer Güte gegen Gesinde und Fremde wäre viel zu erzählen. Ihre Liebe blühte verborgen, denn Georgs Mutter wollte dem Junker eine Braut aus einem edlen Stamme bescheiden. Der Ort, wo die einfache Sprache ihrer Liebe freien Erguß fand, war die Quelle im Walde, zu der Marie seit der frühesten Kindheit eine geheime Zuneigung fühlte. Als Kind war sie fast jeden Tag hinausgegangen, um an der Quelle zu spielen, zu träumen. Da hatte sie denn in den klaren Grund hinabgeschaut, Blüthenblätter, Moosfäden hineingeworfen und oftmals war es ihr, als lebte am Grunde eine Welt voll kleiner Wesen auf, welche geschäftig auf- und niedertauchten, die Blüthenblätter hinunterzogen und bunte Kränze daraus wanden. Zuweilen war sie müde auf dem dunkelgrünen Moose eingeschlafen, wo sie dann freundliche Träume umschwebten; sie sah die Elfen aufsteigen und wie an Strickleitern an den niederhängenden Aestchen heraufklettern, und zwischen den Bäumen einhergehen. Nicht selten hatte sie von diesen artigen Wasserweibchen liebliche Lieder gehört, welche gleich Silbertönen in ihr wiederklangen und selige Gefühle der Lust in ihr erweckten. So knüpften sie die herrlichen seligen Erinnerungen der Kinderzeit an diesen stillen heimlichen Ort, der nun der Himmel ihrer Liebe, die Wiege seliger Gefühle geworden.

Eines Abends lehnte Junker Georg nachsinnend an einem der Granitblöcke, welche die Quelle umlagerten, und schaute der untergehenden Sonne zu, deren letzte Strahlen in den Wipfeln der Bäume glühten. Wie die Wölkchen sich so rosig färbten und geschmückt von dannen zogen, wie das Singen der Vögel allgemach erstarb! Als der letzte Streifen der Sonnenscheibe hinter den dunklen Bergwänden versunken, nahm Georg sein Horn zur Hand und blies eine gar artige Melodie, die zitternd und wehmüthig im Walde wiederklang, als wollte sie Bäume und Kräuter mahnen, den Abend mitzufeiern. Inzwischen kam ihm von dem engen Waldwege, der im Thale fortführte, eine zarte, liebe Gestalt entgegen. Es war Marie. Wie sah doch das Mädchen so wunderschön aus! ihre blauen Augen schwammen heute in Freude und Lust, welche Hoffnung und Wiedersehen in ihr erweckt hatten. Sie sprachen, kosten, träumten. Die Freude des Wiedersehens ließ segnenden Thau auf ihre

Gemüther fallen, daß die Blüthen der Liebe lustig aufsproßten. In solchen Momenten schien dann alles um sie zu leben, und eine neue Welt war für sie entstanden. So auch heute. Aus jeder Blume lachte ihnen grüne Frühlingsfreude entgegen! und das Abendroth glänzte durch die grünen Aeste freundlich nieder auf den weichen Moosboden, und die kleinen Waldblumen schauten sie zärtlich an mit ihren lieben Kinderaugen. Georg sprach heute offen und senkte in das Herz seines Mädchens wieder kindliches Vertrauen und grüne Hoffnung ein. So sprach er denn: »Ja, Marie, glaube Du meiner Liebe und meinen Worten. Mein Vertrauen auf den Gott, der uns hier sieht, ist noch nie gewichen; daher auch nicht die Hoffnung auf unser Glück. Am kommenden Pfingstfeste geleite ich meine Mutter nach Eger, wo wir einen Vetter, der dort Pfleger ist, besuchen. Am Wege will ich ihr alles getreulich gestehen und sie wird nicht Nein sagen, denn sie liebt mich. Und bist Du nicht reich? Dein Vater hat beinah' mehr Stämme in seinem Wald, als wir Kornähren auf dem Felde. Und Stammbaum und Ahnen! mein Ahnherr war nicht mehr und nicht minder als Falkenjunge bei Kaiser Heinrich dem Heiligen; da er diesem einmal auf der Jagd das Leben rettete, ward er zum Ritter geschlagen. Du hast mir Leben und Liebe gegeben. Laß diese Wolken der Sorge von Dir hinweggleiten, hoffe und vertraue. Dein Vater wird wollen, mag er die Neuhauser auch nicht wohl leiden. Und dann bist Du meine Hausfrau.«

Aber ehe diese Hoffnungen zur Wahrheit werden sollten, war den Liebenden noch manches Leid beschieden. Wenige Wochen nach jenem Abende ging die Kunde, der Junker sey in eine Krankheit verfallen, welche das Mark seines Lebens aufzuzehren drohte. Und so war es auch. Georg lag an das Krankenbett gefesselt; das Roth seiner Wange war gebleicht; sein Auge schimmerte nicht mehr im frischen lebendigen Glanz, nur ein mattes Licht dämmerte daraus. Seine Mutter war tief in Trauer und pflegte des Junkers bei Tag und Nacht. Allein die sorgsame Wartung und die Kunst der Aerzte war vergebens. Auch der ehrsame und berühmte Doktor Pomarius aus Eger hatte alle Hoffnung aufgegeben und erklärt, der Geist des Lebens sey schon entflohen und nur der letzte Funke der Lebensflamme flackere noch in dem matten Körper. Da war denn große Trauer in der Burg, und der Junker war trübe, denn er sollte scheiden von dem freundlichen Leben, von seiner Jugend und seiner Liebe.

Marie lebte ein nicht minder trauriges Leben, denn die Kunde von Georgs arger Krankheit war schneidend in ihr Herz gedrungen, und sie konnte nicht um ihn seyn, ihn nicht warten und pflegen. Still und traurig ging sie in der Mühle umher: ihre fröhlichen Lieder, denen die Mühlknechte gerne gelauscht hatten, waren verstummt, und seit jenem Abende hatte sie die Quelle nicht wieder gesehen. Dafür kam sie oftmal zur Burg hinan, brachte Milch und Eier, und der Schloßwärter erzählte ihr dann von des Junkers Befinden. Noch immer war ihr die Hoffnung geblieben. Als sie aber eines Tages hinaufkam, den fremden Doktor in seinem langen faltigen Kleide und ernstem Gesichte im Schlosse herumwandeln sah, da ward ihr gar unheimlich zu Muthe, und als der Schloßwärter ihr des Doktors traurigen Ausspruch hinterbrachte, fiel sie ohnmächtig nieder auf den Stein, und man hatte Mühe sie heimzubringen. »Sterben soll er,« seufzte sie, »dies blühend schöne Leben soll der schreckliche Tod zerstören!« —

Am selben Abend ging des Müllers Tochter zur Quelle hinaus in den Wald. Wie hatte sich alles verändert! Die Blumen schienen sie nicht mehr so freundlich anzulächeln wie ehedem; auch schaute sie nicht den Lichtstreifen zu, die durch die Zweige brachen und lichte Ringlein auf den dunkelgrünen Moosboden warfen. Sie wollte beten. Allein ihre Zunge war wie von einem geheimen Zauber gebannt und ihre Augenlider schloßen sich zum leichten Schlafe. Und wieder, wie in der glücklichen fröhlichen Zeit ihrer Kindheit, umschwebten sie reiche, bunte Träume. Es stiegen kleine Elfen aus der Quelle auf, und kletterten an den niederhängenden Zweigen des Busches wie auf Leitern hinan. Mehr, immer mehr kamen herauf. Wie sie dem holden Mädchen so freundlich zunickten, als wollten sie selbe freundlich grüßen, wie rauschten ihre seidenen Kleidchen in den Blättern, wie glänzten ihre goldigen Haare durch die weißen Blumen! Schien es doch, als trügen mehre von ihnen eine Bahre von Reisern und darauf einen Ritter. Sein Antlitz war bleich und ernst, als ruhte bereits der Tod auf der Stirne; seine Haare hingen aufgelöst herab, seine Lippen eng geschlossen. Glaubte doch Marie, Georg in dem Ritter zu erkennen. Die Elfen legten die Bahre nieder; einige hatten kleine Krüge in der Hand, liefen zur Quelle, schöpften sie voll des hellen Wassers, andere trugen die Krüge zurück, andere begoßen und wuschen ihren Schützling auf der Bahre damit. Ein sonderbares Spiel. Aber sieh' da! es trat das Roth auf die Wangen des Ritters zurück, seine Lippen schwellten wieder, sein Auge öffnete sich, der Strahl des Lebens schien es aufzuhellen und seine Glut ergoß sich in alle Theile des Leibes, denn er richtete sich auf und war gesund. Was war für ein Jubel in dieser kleinen, niedlichen Zauberwelt! Die Elfen tanzten in Reihen um ihn, bekränzten ihren Schützling mit Blumen und führten ihn freudig zur Wohnstätte zurück.

War es Wahrheit oder Traum? Marie vermochte es nicht zu deuten, als sie erwachte. Aber Licht war es in ihr geworden, und die Hoffnung schoß wieder grün auf in ihrem Gemüthe. Eilig ging sie den Waldweg entlang zum heimischen Vaterhause und kehrte mit zwei großen Krügen wieder zur Waldquelle zurück. Thränen im Auge, die Brust voll froher Hoffnung und stummen Entzückens füllte sie dieselben mit dem Wunderwasser, und trug sie zum Schloß. Die Last war groß, und ihre Kraft schien für den langen Weg, Hügel ab und an, viel zu schwach. Aber des Müllers Tochter trug die beiden Krüge fort. Der Schweiß stand ihr auf der Stirne, die Knie wollten ihr brechen, der Athem stockte, aber Marie schritt hastig auf dem Fußwege fort. Der Schloßwärter war nicht wenig erstaunt, lieb Marie noch am Abend den Weg und so bleich, ängstlich, hastig kommen zu sehen. Er öffnete aber willig die kleine Pforte und fragte theilnehmend: »Lieb Dirnel! wo kommst Du noch her am späten Abend? hast Du Wein in den zwei ungeheuren Krügen?« Marie verlangte blos nach Georgs Mutter, der Edelfrau. Diese nahm das Mädchen in ihr Kloset, wo Marie unter Thränen erzählte,

was sie gesehen, und wie es geschehen. Frau Gertrude faltete andächtig die Hände, und dankte inbrünstig dem Himmel für die erneuerte Hoffnung. Marie mußte im Schlosse bleiben. Noch am selben Abend wurde der Junker in dem Wunderwasser gebadet und erwachte am andern Morgen frisch und gestärkt. Man schöpfte noch mehr Wasser von der Wunderquelle und nach drei Tagen konnte der Junker im Burggarten sich ergehen, die Sonne untergehen sehen und mit Marie sprechen. Doktor Pomarius erklärte ihn nach wenig Tagen gesund; auch leuchtete wieder frisches Roth auf seinen Wangen und das Feuer der Seele blitzte wieder aus dem klaren braunen Auge. Jeder Tag der fortschreitenden Genesung ward ein Festtag in der Burg, besonders für den Junker, denn die sorgsame Mutter, welche erkannte, daß sie ihres Sohnes Leben nur dem feinen, frommen Mägdlein zu danken hatte, gab die Einwilligung, daß Georg des Müllers Tochter auf seine Burg einführe. Die Edelfrau war es um so mehr zufrieden, als sie erfuhr, daß das ganze reiche Besitzthum des Müllers fortan als freies Gut zum Schlosse gehören sollte. — Die Kunde von dem Wunderwasser verbreitete sich allenthalben im Lande, und Kranke, Krüppelhafte, Sieche kamen, um da zu schöpfen und zu genesen; allein nicht an jedem bewährte das Wasser seine Heilkraft. Wer nicht rein von Fehl und Laster war, deß Herz nicht ruhig in der Brust klopfte bei dem Gedanken an Ewigkeit und Gericht, dem nahm auch nicht des Wassers Kraft seinen körperlichen Fehler, und er mußte elend von dannen ziehen, wie er gekommen. —

Im Herbste führte Georg Marien als seine Braut heim, und in der Burg war an diesem Tage und fortan ein lustig Leben. Auch die Nachbarn des Junkers versäumten nicht, den Ritter oft auf seiner Burg heimzusuchen, und beneideten ihn wohl um seine Braut und seine Güter. Georg und Marie wallfahrteten gar oft zu der Waldquelle, und dankten daselbst Gott und der Natur für ihre Wunder.

Die Sage berichtet, der Ritter hätte über der Quelle ein Dach bauen lassen, das man jedoch am andern Morgen zerstört gefunden, und die Leute sagten, die Elfen der Quelle wollten freien Sonnenschein genießen und frei das blaue Himmelsgewölbe über sich sehen. So blieb die Quelle frei und offen bis heutigen Tages nur in einen hohlen Baumstamm gefaßt.

Abenteuer eines Auswanderers.

Aus dem Englischen.

(Schluß.)

5. Wie Crab durch sein Geld in Noth kömmt.

Eines Tages sah ich schon von Ferne meinen Freund Crab in athemloser Hast über die Steppe auf mein Haus zurennen. Er schien ganz erschöpft von Müdigkeit und seine Kleider waren mit Staub bedeckt. Ich bemerkte bald, daß er auf den Schultern einen Sack trage, unter dessen Last er fast zu erliegen schien. Ich ging ihm entgegen und führte ihn in mein Haus. Sobald er nur das Zimmer betreten hatte, warf er den Sack auf die Erde und sich selbst in einen Armstuhl. Der Sack klang lustig wie nach Geld, Crab aber seufzte traurig, wie einer der keines hat. Ich muß voraussenden, daß Crab aus unserm Gehöfte ausgetreten und selbst Eigenthümer einer ansehnlichen Besitzung geworden war.

»Gott sey Dank,« rief er, »da bin ich endlich! Auf Ehre, ich fürchtete schon dazu verdammt zu seyn, Euch nie mehr zu erblicken. Aber meine Schuld! Warum bin ich in diesem Lande geblieben! Doch jetzt weiß ich was ich thun werde. Ich kralle mich an's erste Schiff, das unter Segel geht, fest. Und Ihr? Ihr bleibt da? was soll hier aus Euch werden? Man wird Euch um Alles bringen, man wird Euch selbst umbringen, das wird das Ende vom Liede seyn.«

»Aber was ist Euch nur begegnet, Crab, daß Ihr solch' eine Jeremiade anhebt?« fragte ich.

»Was mir begegnet ist? Gleich sollt Ihr's hören. Laßt mich nur erst zu Athem kommen. Und vor Allem, gebt mir etwas zu essen!«

Schnell ward aufgetischt, was nur die Küche bot, und Freund Crab erwies unseren Speisen alle mögliche Ehre. Nachdem er seinen riesigen Appetit befriedigt, sprang er plötzlich auf und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Töpfe und Teller klirrten.

»Das Alles kömmt von dem verwünschten Kirschbaumgrund!« * rief er. »Welcher Teufel hat mir den Wunsch eingegeben, in einem so uncivilisirten Lande Grund besitzen zu wollen. Besäße ich nicht das Grundstück, so hätte ich mir nicht ein Haus bauen müssen, ohne den Hausbau hätte ich nicht meine Hammel verkaufen, ohne deren Verkauf nicht diesen ungeheuren Sack mit Thalern auf meinem Rücken tragen müssen. Nichts als Sorge und Qual. Aber das muß anders werden, ich schiffe mich ein. Betsy, wollt Ihr wohl so gut seyn, mir einen Brief zu schreiben?«

»Herzlich gerne,« erwiederte meine Tochter, der Liebling des alten Burschen. »Und an wen?«

»An Master Stickitinem, Kaufmann in Hobarttown. Ein braver Holländer, der mich mit Allem versorgt, was ich brauche. Wenn mir die Luft in dieser verwünschten Insel nicht schon die Augen verdorben hätte, so wollte ich mir den Brief selbst schreiben; aber jetzt fällt mir's sogar schon schwer in meiner großgedruckten Bibel zu lesen. Übrigens ist eine Feder ein zu kleines Ding für meine Finger; einen Pflug handhabe ich besser.«

»Aber was beginnt Ihr mit dem Sack voll Dollars,« unterbrach ihn mein Weib. »Ich hoffe, Master Crab, Ihr werdet so viel Geld nicht bei Euch behalten. Mitten in diesen Wäldern wär' es eine große Thorheit.«

»Da haben wir's, das hör' ich von Allen. Das unselige Geld! Aller Augen zieht es auf sich. Es ist, als hätte ich alle Dollars, die nur auf der Insel aufzutreiben waren, da in den Sack zusammengescharrt.«

»Ihr habt also Hammel verkauft,« fragte ich, »zu gutem Preise?«

»Ah was, guter Preis, man hat nichts als Plag und Qual mit diesem Geld. Ein Mensch, dem nicht viel Ehrlichkeit aus den Augen sah, bot mir dreißig Schillinge für jeden Hammel. Aber er verlangte drei

* So hieß Crabs Besitzung.

Jahre Credit. Das schlug ich aus. Ein anderer bot mir Hornvieh dafür zum Tausch an.«

»Wildes?«

»Natürlich. Das soll bleiben, wo's ist; ich mag's nicht. Das lohnte der Mühe, einer Herde Schöpse los zu werden, um sich eine Herde Ochsen auf den Hals zu laden. Dies wilde Hornvieh hat den Satan im Leibe; wenn man's hier sucht, so ist's dort. Dank' schön. Ich wollte schon Verzicht leisten auf den Kauf; da lockte die feine Wolle meines Viehs einen neuen Käufer heran. He, sagte ich, vor Allem andern, wie wollt Ihr mich bezahlen? In hiesigen Bankbillets? — Kommt nur, erwiederte er, Ihr sollt zufrieden seyn. — Wir gingen in die Ebene von Norfolk, wo meine Herde weidet, und begannen da unsern Handel. Als wir einig waren, wählte er sich vierhundert Stück aus, drückte ihnen sein Zeichen auf, und wollte sie wegführen. — Halt, Freund, rief ich, das Geld? wo ist das Geld? — Habt keine Angst d'rum, Master Crab, sagte er. Das ist schnell geschehn. Habt Ihr Papier und Tinte bei der Hand? Ich stelle Euch einen Wechsel aus. — Wechsel mag ich nicht. Ich will baares Geld, klingende Münze. — Nach Belieben, kommt also mit nach Launceston. Ich bin kein solcher Narr, um in diesem Lande mit viel Geld in der Tasche herumzuwandern. — Ihr seyd ein kluger Mann, aber ich bin nicht dumm. Es ist hierlands nicht Sitte, die Waare früher aus der Hand zu geben, als bis sie bezahlt ist. Meine vierhundert Hammel bleiben da, bis Ihr mich ausbezahlt habt. — Sey's denn, erwiederte er.«

»Ich hoffe, er hat Euch in Launceston bezahlt,« fiel ich ein.

»Nur wartet, drängt mich nicht so. Ihr wißt, ich habe meine eigene Art zu erzählen. Wenn man's Wasser im Lauf aufhält, so stockt's. Wollt Ihr mir wohl eine Tasse Thee einschänken?«

Die Weiber beeilten sich, seinen Wunsch zu erfüllen.

»Also wir gingen nach Launceston. In der Herberge, wo wir abstiegen, schrieb mein Käufer einen Wechsel auf einen Kaufmann der Stadt und gab ihn dem Wirth. Dieser kam bald zurück und brachte vierhundert Stück Banknoten, jede zu vier Thalern. Ich konnte kaum die Schrift lesen, so verschnörkelt war jeder Buchstabe. Doch wagte ich's nicht, sie auszuschlagen, des Wirthes wegen, der mir als Zeuge diente. Ich setzte mich also zu den vierhundert Papierwischen und begann zu überlegen. Der Wirth unterbrach meine Träumereien.

— Habt Ihr von dem großen Bankrut in Hobarttown gehört? fragte er mich. Der Gauner hat da Papierdrachen in die Welt geschleudert . . .

— Was für Papierdrachen?

— Seyd Ihr der einzige, der nicht weiß, daß man Banknoten, wie die auf dem Tisch, Papierdrachen nennt? Sie steigen schwer, aber fallen leicht. In die Welt gestreut sind sie bald, aber wenn man hernach baar Geld dafür zahlen soll, da happert's.

Die Rede traf mich wie ein Donnerschlag.

— Meiner Treu, sprach ich und stieß mich vor die Stirn, wie dumm von mir, vierhundert kräftige, wollreiche Hammel für diese Papierwische hinzugeben, mit denen man am Ende höchstens seine Pfeife anzünden kann. Führt mich doch zu dem Kaufmann, der sie Euch gegeben; ich hab' einige Gründe, Silbermünze dem Papier vorzuziehen.

Wir gingen, der Kaufmann weigerte sich zum Glück nicht, meinen Wunsch zu erfüllen. Er habe mir, meinte er, das Papiergeld nur gegeben, weil er mich nicht mit so viel Silbergeld belästigen wollte. Er ging in die Kassa, zählte mir 1600 Dollars auf, ich wickelte den Geldsack in mein Schnupftuch und kehrte in's Wirthshaus zurück.

— Ihr werdet doch nicht mit dem vielen Geld in meinem Wirthshause bleiben? rief der Wirth ängstlich.

— Seyd ruhig, ich gehe damit heim.

— Nehmt Rath an, verbergt Eure Schätze, sonst dürft' es Euch schlimm gehen.

Ich aß noch bei dem Wirth und nach Tische empfahl ich mich. Anfangs schritt ich recht wacker fürbaß, aber bald merkte ich, daß mein Geldsack doch etwas zu schwer sey. Nachdem ich Launceston etwa zehn Meilen hinter mir hatte, sprach ich in einer Ansiedlerhütte ein und bat um Nachtlager.

— Was habt Ihr da in dem Tuch? bewillkommte mich der Ansiedler, nach der Schwere sollte man's für Geld halten.

— Es ist auch Geld, erwiederte ich.

— Um Himmelswillen! Geld! kreischte des Ansiedlers Weib auf, da wird man uns überfallen und ermorden. Welcher Einfall, so viel Geld herzuschleppen. Tragt es weg, ich beschwöre Euch.

Mich brachte dies Gewinsel in Harnisch.

— Wenn Ihr mich mit dem Gelde nicht beherbergen wollt, so laßt es bleiben. Der alte Simon, der einige tausend Schritte von da wohnt, wird mich gewiß gastlicher aufnehmen. Lebt wohl.

Ich lud den Sack wieder auf und wanderte nach dem Hause Simons.

— Wollt Ihr mich diese Nacht beherbergen? fragte ich beim Eintritt.

— Herzlich gern. Jem, geh, richte die Schöpsenrippchen zu. Aber was schleppt Ihr denn da auf dem Rücken?

— Ich will's Euch vertrauen, flüsterte ich leise, denn Ihr seyd ein ehrlicher Mann. Es sind Dollars.

— Dollars! Habt Ihr den Verstand verloren, daß Ihr mit einer solchen Last Geldes herumwandert? Ihr werdet ausgeplündert und erschlagen, ehe Ihr noch Eure Heimat erreicht. Jetzt vor Allem heißt's den Schatz verstecken.

Er stürzte eine leere Fleischpfanne d'rüber. Kaum hatte er's gethan, trat Jem, sein Knecht ein.

— Nun, es war hohe Zeit! seufzte Simon leise.

Ich dachte am Ende meiner Qualen zu seyn, und nagte die Reste von den Schöpsenrippchen ab, als drei fremde Menschen in die Stube traten. Es waren drei Deportirte, welche sich nach Launceston zu dem Dienstherrn, der sie gewählt hatte, begaben. Bei ihrem Anblick winkte mir der alte Simon bedeutungsvoll mit den Augen. Ihm bangte um mein Geld und unser Leben. Eine saubere Gesellschaft, dachte ich.

Die Kerle setzten sich an's Feuer. Einer, der keinen Platz fand, stieß mit dem Fuß an die Fleischpfanne. Man kann das Ding da wohl wegstellen? fragte er.

— Nehmt meinen Stuhl, fiel ich schnell ein. Ich bin den ganzen Abend am Feuer gesessen und habe mich genug gewärmt.

Um meinen Schatz besser zu wahren, versuchte ich, mich auf die Pfanne zu setzen, aber die drei Füße wackelten so, daß ich Mühe hatte das Gleichgewicht zu erhalten.

— Master, sagte einer der Fremden, dies bemerkend, Ihr habt Euch da einen unbequemen Sitz ausgesucht.

— Im Gegentheil, erwiederte ich rasch, ich fühle mich da am behaglichsten.

— Nein, nein, Ihr sitzt da zu schlecht, wir können es nicht dulden, daß Ihr Euch um unsertwillen aufopfert.

Aber je mehr sie in mich drangen, je unerschütterlicher blieb ich auf meinem Platz. Ich saß wie angelöthet und dachte: Da mögt ihr lange reden, ihr Herren Landstreicher, von hier kriegt ihr mich doch nicht weg.

Simon hatte nur ein elendes Bett zu unsrer Verfügung; er bot mir's an, ich aber hütete mich wohl, meine Dollars so bloszustellen. Ich überließ daher das Bett den Vagabunden und hockte die ganze Nacht auf der Pfanne, wie ein Huhn, das Eier brütet. An die Nacht werde ich lange denken!«

Dies naive Geständniß des armen Crab entlockte uns Allen ein lautes Gelächter.

»Spotten ist leicht!« rief er, roth vor Zorn, »ich hätte Euch an meiner Stelle sehen mögen! Glaubt Ihr, das sey nur so ein Spaß, in meinem Alter auf einer dreibeinigen Pfanne schlafen zu müssen?

Indeß, Gott sey Dank, ich kam mit einer schlechten Nacht durch und die drei Landstreicher wanderten andern Morgens zeitlich früh weiter. Als sie weg waren, redete mich der alte Simon kläglich an:

— Um Himmelswillen, habt die Güte und verlaßt meine Hütte bald. Die ganze Nacht that ich vor Furcht kein Auge zu.

Der alte Simon sehnte sich so sehr, meiner loszuwerden, daß er seinen Ochsenwagen mir zur Verfügung stellte. Wir thaten den Sack in die Pfanne und bedeckten diese mit allerlei Kram. Nachdem wir mehre Meilen gefahren, ließ mich der Knecht merken, daß ich wohl schon aussteigen könnte. Ich that's, obgleich nicht allzugern. Wir hoben die unselige Pfanne aus dem Wagen, und legten sie auf den Weg, worauf der Knecht seine Ochsen antrieb und nach Hause zurückfuhr. Ich aber stand da und wußte nicht, was beginnen. Mir wollte gar nichts einfallen.

Plötzlich höre ich aus der Ferne Peitschengeknall. Ich schau auf und sehe einige Hirten eine Herde Kühe hertreiben. Das Vieh war nach Launceston bestimmt, um für die Regierungsmagazine geschlachtet zu werden. Die Herde kam gerade auf mich zu. Was sollte ich da thun? Warten bis ich mitten unter diesen gehörnten Gesellen wäre? das schien für meine Glieder und Knochen nicht rathsam. Weggehen? das hieß meinen Schatz blosstellen. Ich blieb also und nahm muthig auf meiner Pfanne Platz. Bald war ich mitten in der Herde. Die Gefahr ging indeß ohne anderes Unglück vorüber, als daß eine Färse über meinen Anblick scheu wurde, und die Hirten mich mit Schimpfwörtern traktirten.

Wie nun die Herde schon fern war, mußte ich doch zu einem Entschluße kommen. Ich ließ die Pfanne, die mir so viel Qual verursacht, im Stich, und lud den Sack mit den Dollars auf meinen Rücken. So wanderte ich keuchend und muthig fürbaß, und Gott sey Dank, endlich hab' ich das Ziel erreicht. Aber wie müde, erschöpft und hungrig! Ihr habt es gesehn! Was nun mit dem verwünschten Geld machen? Doch darüber bin ich im Klaren. Ich kann es nicht besser verwenden, als wenn ich Van Diemen verlasse und damit meine Überfahrt bezahle. Kein Bedenken soll fürder meinen Entschluß wankend machen; ich fahre ab. Nun liebe Betsy, seyd Ihr bereit zu schreiben?«

»Ja, Master Crab, diktirt nur.«

»Ich beginne:

Master Stickitinem, ich hoffe, daß gegenwärtige Zeilen Euch eben so wohl treffen als ich mich fühle . . .«

»Aber Ihr habt ja eben gesagt, daß Ihr Euch nicht wohlfühlt? Oder habt Ihr aus lauter Wohlbefinden so geschimpft?«

»Ah was, ein Brief muß mit einer Redensart anfangen. Und das ist mein Anfang. Fahrt fort.

Dies verwünschte Land bratet mich bei langsamem Feuer; es ist ein schleichendes Gift. Ich bin entschlossen, mit dem ersten Schiff, das unter Segel geht, nach England zurückzukehren. Versorgt mir daher einen Platz in der Nähe des Gangspill. Man ist dort ruhiger, weil das Schwanken des Schiffs dort weniger fühlbar wird.«

»Weiter!« sagte Betsy.

»Weiter habe ich nicht viel mehr zu sagen. Ich hätte zwar das Recht, mich über die letzte Sendung Zucker zu beklagen, es war eher ein Karren voll Sand. Schreibt ihm auch, wenn Ihr wollt, daß ich ihm allen Grassamen, den er vorräthig hat, abkaufe, zu 40 Shilling den Scheffel.«

»Um ihn nach England mitzunehmen?«

»Ah was, nach England; am Kirschbaumgrund muß ich mir doch einige Gras- und Rasenplätze besäen? Auch würde er mir einen Gefallen erweisen, wenn er mir aus der Baumschule von Pitt-Water einige Erdbeerpflanzen erbäte. Ferner brauche ich zwei Ziegelstreicher, einige Brettsäger und Zimmerleute . . .«

»Deren werden wohl auf dem Schiff seyn?«

»Mit Eurem Schiff . . . muß ich nicht früher mein Haus aufbauen? Und hab' ich nicht Qual und Plag über Tags genug gehabt, daß auch Ihr mich noch mit Euren Fragen foltern wollt? Ich bin müde, hundsmüde von der Reise, und kann nicht weiter diktiren. Macht den Schluß wie Ihr wollt. Ich trink noch diese Tasse Thee und lege mich in's Bett.«

»Aber die Dollars,« fragte meine Frau, »was soll mit denen geschehn? So frei im Zimmer kann man sie doch nicht liegen lassen?«

»Thut sie . . . thut sie . . . unter die Pfanne . . .« gähnte Crab, und war bald eingeschlafen.

6. Schluß der Geschichte von der Tochter des Zigeuners, und Ende einiger andern Dinge.

Vierzehn Jahre waren seit den letzterzählten Begebenheiten verflossen. Ich saß unter einer herrlichen Mimosa, meinem Lieblingsplätzchen, und freute mich der ruhigen Schönheit des Abends. Schon seit mehren

Jahren hatte ich die Leitung des Gehöftes und die Aufsicht über die Herden meinem ältesten Sohne übergeben, der mit Weib und Kindern bei mir wohnte. Auch Betsy, meine Tochter, war verheiratet und lebte mit ihrem Manne auf Kirschbaumgrund, der Ansiedlung Crabs, welcher schon steinalt war.

Der Sommer nahte seinem Ende. Die Landschaft nahm schon jene braune Färbung an, welche auf Van Diemen die Vegetation des größten Theils des Jahres bekleidet. Zwei junge Igel spielten vor mir auf dem frischen Rasen. Hinter mir standen in einem weitläufigen Obstgarten europäische Obstbäume in buntem Durcheinander, Birnbäume, Aepfelbäume, Pflaumen, Pfirsiche. Am Ende des Gartens lockte einer meiner Enkel ein Känguru mit einem Stückchen Zucker an sich, während über seinem Haupt ein weißer Kakadu die Luft mit seinem Geschwätz erfüllte. Weiterhin auf den Wiesen weideten Milchkühe, Pferde und Merinoschafe.

Ich hatte ein Buch, in dem ich mit großem Interesse gelesen, eben weggelegt, als ich mein Weib auf mich zukommen sah, die treue Gefährtin meines Lebens, die nun mein ruhiges Glück mit mir genoß, wie sie früher die Drang- und Mühsale mit mir getheilt hatte. Ich las in ihrem freudestrahlenden Antlitz, daß sie mir eine frohe Botschaft überbrachte. Sie hielt mir ein Schreiben mit dem Stempel England entgegen.

»Ah, sicher von Georgina,« rief ich erwartungsvoll.

Mein Weib nickte und reichte mir das Schreiben, nach welchem ich hastig griff. Doch ich muß einiges aus den Begebenheiten der früheren Jahre nachholen.

Ich hatte dem armen Zigeuner versprochen, mich seiner Tochter anzunehmen, und — ich darf mich dessen rühmen — ich habe mein Versprechen treulich gehalten. Mit Hilfe der Behörden war es mir gelungen, den tragischen Schleier zu lüften, welcher die Vergangenheit des Zigeuners und die Wiege seiner Tochter verhüllte. Aus den bei der Leiche des Unglücklichen gefundenen Papieren ergab sich, daß dieser Mann, der als Verbrecher und Buschläufer geendet, der Sohn einer reichen englischen Familie war und daß man ihm nichts vorwerfen konnte, als Mitschuldiger, vielleicht auch nur stummer Zeuge, der Ermordung eines Wildhüters gewesen zu seyn. Sobald wir diese Umstände einmal kannten, hatten wir bald den Schlüssel der übrigen Ereignisse, des schon erzählten Mädchenraubes, in der Hand. John Shirley, ein Bruder des unglücklichen Deportirten, hatte von dessen Verurtheilung Nutzen ziehen wollen, um ein reiches Erbe, das diesem oder dessen Kindern, falls sie nach England zurückkehren würden, vermacht worden war, an sich zu reißen. In der verbrecherischen Absicht, die rechtmäßige Erbin bei Seite zu schaffen, hatte John Shirley die Reise nach Van Diemen unternommen.

Nachdem wir so im Besitze des Fadens dieser Begebenheiten waren, beeilten wir uns an die Behörden des Mutterlandes zu schreiben und sowohl die Erbschaft für die verwaiste Georgina zu reklamiren, als auch das sträfliche Handeln ihres Onkels zu melden. Zahllose Briefe wurden hin und her gewechselt, bis endlich, nach Ablauf von vier Jahren, ein Agent mit den nöthigen Vollmachten auf der Insel landete. Er war zugleich von den gesetzlichen Vormündern beauftragt, das Mädchen nach England abzuholen. Es bedarf keiner Schilderung, wie schwer uns die Trennung von der Kleinen fiel; ich hatte sie förmlich adoptirt und wir Alle hatten sie so lieb gewonnen. Aber es galt ihr Glück, und wir ergaben uns daher in das Unabwendbare. Da zufällig einer meiner Freunde nach England zurückkehrte, übergab ich die liebenswürdige Waise seiner Obhut und wir begleiteten sie unter Thränen bis zum Schiffe. Weinend schied sie von uns und versprach recht oft von ihren ferneren Schicksalen Nachricht zu geben.

Ihr erstes Schreiben theilte uns mit, daß John Shirley, da er das Testament, das zu Gunsten Georgina's sprach, nicht umstoßen konnte, die Vermälung seines unglücklichen Bruders und die Identität des Kindes zu läugnen versuchte. Ihn zu widerlegen war nicht schwer, und wir sandten den Vormündern alle nöthigen Beweisstücke. Die Angelegenheit zog sich lange bei den Gerichten herum, doch ersahen wir zu unserer Beruhigung aus den Briefen Georgina's, daß es ihr an nichts fehle und daß ihre Vormünder redlich für ihre Erziehung und ihre Bedürfnisse sorgten. Aus dem Kinde war mittlerweile eine blühende Jungfrau geworden.

Man kann sich denken, mit welcher Spannung ich das Schreiben las, das mir mein Weib nun brachte. Es lautete:

Theure Mistreß!

Sie haben wohl schon aus meinen letzten Briefen errathen, daß ich im Begriffe stehe, den wichtigsten Schritt meines Lebens zu thun, meinen Namen zu ändern. Es war in Mailand, wo ich zum erstenmale meinen Gatten sah. Ich war mit meinem Vormund in der Oper, ohne zu wissen, welches Stück aufgeführt werden, ohne zu ahnen, welche Aehnlichkeit es mit meinen eigenen Schicksalen haben würde. Das Stück war betitelt: Der Zigeuner. Es erinnerte mich an die Leiden, welche ich auf Van Diemen erduldet. Die schwarzen Augen eines der Künstler riefen mir so lebhaft jene meines unglücklichen Vaters in's Gedächtniß zurück, daß mir der Kopf schwindelte und ich das Bewußtseyn verlor. Man mußte mich in meine Kutsche tragen. In dem Augenblick trat ein junger, hübscher Gentleman dazu, und bot meinem Vormund seine Dienste an. Sie wurden angenommen. Andern Morgens besuchte uns der gefällige Fremde in unserer Wohnung und bald . . . besuchte er uns alle Tage. Ja, er liebte mich, und . . . warum soll ich's nicht gestehen? . . . ich theilte seine Neigung, aber ich wagte nicht, sie ihm zu erkennen zu geben. Ich fürchtete, er würde mich mißachten, wenn er das Geheimniß der Tochter des Zigeuners erführe. Sein edelmüthiger Charakter flößte mir indeß Muth ein und ich erzählte ihm meine Geschichte. Dies Vertrauen gewann mir noch mehr sein Herz und seine Neigung. Wenige Tage darauf sprach er bei meinem Vormund vor, überreichte ihm ein Bündel Papiere und bat ihn um meine Hand. Nach Durchsicht der Papiere kam mein Vormund zu mir, legte mir die Akten vor, welche die Unschuld meines Vaters an der Ermordung des Wildhüters darthaten, und theilte mir mit, welches Ersuchen an ihn gestellt worden sey. Gerührt von den Schritten, die unser edle Freund gethan, willigte ich ein, seine Gattin zu werden.

Wenn ich, meine zweite Mutter, an mein jetziges Glück denke, schwillt mir das Herz vor Dankbarkeit für die Sorgfalt, die Sie dem armen, verlassenen Kinde des Zigeuners angedeihen ließen. Oft thut es mir fast leid, daß Sie so reich sind und daß ich Ihnen nicht die Hälfte meines großen Vermögens anbieten kann. Ich weiß kein Geschenk, das ich Ihnen darbringen könnte,

da Ihre Herden, wie man hier erzählt, die ganze Insel bedecken, da in Ihrem Hauswesen patriarchalischer Ueberfluß herrscht. Doch hat mein Gemal zwei schöne Pferde für Master Thornley ausgesucht. Von mir aber werden wohl Ihre Kinder einige Geschenke annehmen, die unverweilt folgen werden. Dürfte ich dagegen mir von Ihnen einige der hübschen weißen Papageien ausbitten, die mich sonst so oft belustigten?

Master John Shirley lebt noch auf dem Continent und meine Angelegenheit schwebt noch vor den Gerichten; da wir aber große Güter besitzen, so fällt es uns leicht zu warten, bis mein Vermögen frei wird. Mein Gemal kann dem Onkel den Raubversuch nicht verzeihen, dagegen wünschte er, Muskito kennen zu lernen, der mir das Leben gerettet. Lebt wohl, theure Mistreß Thornley, lebt wohl Ihr Geliebten Alle. Genießet in Frieden die Güter, die Euch Gott geschenkt. Das ist das Gebet, das täglich zum Himmel sendet Ihre liebevolle und dankbare

Georgina.

Nachschrift. Empfehlen Sie mich auch dem Andenken meines alten Freundes Master Crab. Obgleich er schon sehr bejahrt war, als ich die Colonie verließ, hoffe ich ihn doch noch am Leben. Spricht er noch immer davon, dies schreckliche, abscheuliche Land, wie er Van Diemen nennt, zu verlassen?

»Der wackere, treffliche Greis!« rief ich, als ich den Brief gelesen, »wie wird es ihn freuen, daß die kleine Georgina, jetzt eine große Dame in England, ihn im Andenken bewahrt hat!«

Ich hatte kaum diese Worte gesprochen, als ich meinen Schwiegersohn bestürzt, als brächte er eine böse Botschaft, daher eilen sah.

»Was gibt's?« rief ich ihm entgegen.

»Der alte Crab liegt in den letzten Zügen. Die Symptome der Krankheit, die sich gestern eingestellt hat, werden immer ernster.«

»Sattelt mir ein Pferd!« rief ich, und sobald dies geschehen war, ritt ich voran um einen Arzt zu holen. Meine Frau folgte mir in der Kutsche bald nach.

»Ich fürchte,« sprach der Chirurg unterwegs zu mir, »diesmal werden alle Gegenmittel wirkungslos bleiben. Irre ich nicht, so stirbt Euer Freund an einer unheilbaren Krankheit: am Alter. Wie alt ist er?«

»Wir wissen es nicht genau,« erwiederte ich. »Er gibt sich für einen 82er aus, aber ich glaube, er verhehlt uns ein par Jährchen.«

Wir kamen bald auf Kirschbaumgrund an, der in einer hübschen Einsenkung zwischen Bergen liegt. Crab hatte diesen Ort in einen lieblichen Aufenthalt, ganz nach dem Muster einer englischen »Farm«, umgewandelt. Die vielen Kirschbäume in dem weitläufigen Obstgarten rechtfertigten vollkommen den Namen der Besitzung.

Unsern greisen Freund trafen wir halb liegend in einem Lehnstuhle am Fenster, durch welches man den Garten und die Landschaft übersah. Das silberweiße Haar des Greises, das tief über die Schultern herabwallte, seine sanften, wohlwollenden Züge, sein ruhiger, obwohl vom Fieber halb erloschener Blick flößten Ehrfurcht ein. Er klagte, wie uns Betsy, seine Krankenwärterin mittheilte, daß die Luft so kalt und neblig sey; und doch war die Luft nie reiner, klarer, duftiger.

»Mein Vater besucht Euch,« sprach Betsy mit etwas lauterer Stimme, »erkennt Ihr ihn?«

»Ja, ja, guten Morgen (es war Abend) Thornley. Freut mich Euch zu sehen. Wo stakt Ihr denn? Tretet näher. Die Nebel sind so dicht, daß ich nichts um mich unterscheiden kann. Mir scheint, die Wilden haben das ganze Land in Brand gesteckt und der Rauch davon dringt in alle Zimmer. In diesem verwünschten Lande muß man doch immer neues Unheil befürchten.«

»Aber von den Wilden nicht,« wandte Betsy ein. »Ihr wißt ja, daß sich diese seit Jahren nicht mehr aus ihren Wäldern herauswagen.«

»Ja . . . ja . . . ich entsinne mich unsrer Züge gegen die Elenden. Aber ganz rotten wir sie doch nie aus.«

»Fühlt Ihr Euch wohl, Freund?« fragte ich ihn.

»Oh schwach . . . sehr schwach . . . ich sagte es immer, das verwünschte Land wird mein Unglück seyn, und seht, jetzt tödtet mich's gar. Aber geschieht mir schon recht, ganz recht; warum habe ich's nicht sogleich verlassen? Nur dieser Hopfenbau hielt mich so lang hier zurück.«

»Durch den Anbau dieser Pflanze habt Ihr aber auch der Colonie einen wesentlichen Dienst erwiesen, Crab. Die Nachkommen werden Euch Dank wissen für Eure Mühen.«

Ein zufriedenes Lächeln spielte auf den bleichen Lippen des Greises.

»Ja wirklich,« lispelte er, »sie haben's mir allein zu verdanken, wenn man gegenwärtig Bier auf Van Diemen trinken kann. Betsy, laßt doch Eurem Vater einen Topf vom letzten Gebräu holen.«

»Ihr habt,« sprach ich, mich über sein Bett neigend, »Ihr habt eine längere Laufbahn zurückgelegt, als Gott dem Menschen gewöhnlich bescheidet. Beten wir zu dem höchsten Herrn, daß er Euch auch ein frommes, ruhiges Ende verleihe.«

»Ja . . . ja . . .« sagte Crab, und seine Stimme begann immer schwächer und sein Geist irre zu werden . . . »ich weiß nicht, Böses habe ich wohl nicht viel gethan in dieser Welt. Mein größtes Unrecht war, daß ich auf diese unselige Insel gegangen und hier so lange geblieben bin. Aber ich will nach England zurückkehren . . . dort sind civilisirte Leute . . . und nicht ein Tropfen Bier! Wozu hier Wirthshäuser errichten? Und hat man je solchen Ackerbau gesehen? Weiß man hier was ein Brachfeld ist? Und Ihr wollt Landwirthe seyn?«

»Er redet irre,« bemerkte der anwesende Geistliche; »aber sein Leben war so rein, sein Streben so redlich, daß wenn eine Seele mit Zuversicht vor dem Herrn erscheinen darf, es die seine ist.«

Der Priester hatte diese Trostesworte kaum gesprochen, als mein Weib kam. Der Sterbende erkannte sie schon nur mit Mühe.

»Mistreß Thornley . . .« flüsterte er mit fast unhörbarer Stimme . . . »ich bedaure Euch herzlich, daß die Wilden Euren armen Mann erschlugen . . . aber in diesem Jammerthale muß man Alles mit Ergebung hinnehmen. Ihn lebendig zu verbrennen, welche Grausamkeit! Aber es ist Zeit, meine Freunde, hohe Zeit, dies Land zu verlassen. Betsy, mein Kind, wo bist Du?«

Betsy ergriff stumm die Hände des Greises. Der Geistliche sprach die Trostesworte der Religion über Crab. Der Puls des Armen war fast unmerklich. Er murmelte abgebrochene Worte vor sich, die wir mit Noth verstanden. »Ich weiß . . . wir müssen Alle sterben

. . . aber ich möchte . . . wissen . . . wie die Weizensaat . . . auf dem neuen Acker ausfallen wird . . . Georges . . . acre nie . . . mit Ochsen . . . Betsy, drücke mir die Hand . . . Welch' Gefühl . . . ich ersticke . . . ich kann nicht athmen . . . Die Nebel . . . Thornley . . . Ich will . . . endlich einmal . . . dies unglückliche Land ver . . . verlassen . . . ich geh' nach . . . Engl . . .«

Er sprach den Namen nicht aus! Er war todt. Unsre Augen füllten sich mit Thränen, die Weiber schluchzten. Ich verlor in ihm meinen ältesten Freund, den ersten Genossen meiner Mühen und Drangsale. Unter einer rauhen Rinde hatte er ein Herz voll Zartheit und reiner Empfindung geborgen.

Nachdem mein Weib und ich die nöthigsten Anstalten getroffen, verließen wir das Trauerhaus und kehrten an die Ufer der Clyde heim. Unser alte Freund wurde auf dem neuen Friedhof begraben, der eben von dem Bischof von Australien eingeweiht worden war. Ein einfacher Stein deckt sein Grab, auf dem man die Worte liest:

Hier ruhet die sterbliche Hülle
Samuels Crab,
Farmers aus England.
Er starb 86 Jahre alt.

Ich habe meinen Erinnerungen nur wenig beizufügen. Blos den Contrast will ich noch nachweisen, welcher zwischen dem gegenwärtigen Zustande von Van Diemens Land ist, und jenem, in welchem ich die Insel im Jahre 1817 traf. Damals war die Insel eine reine Strafkolonie, heute bedecken Auswanderer den größten Theil des Landes. Als ich hier landete, bebauten höchstens 2000 Bewohner den jungfräulichen Boden. Jetzt zählt man eine Bevölkerung von nicht weniger als 45,000 Seelen, darunter über 33,000 Freie. Im Jahre 1817 führte man nicht ein einziges Pfund Wolle aus, im Jahre 1827, d. i. zehn Jahre später, betrug die Ausfuhr 192,075, im J. 1838 schon 1,942,000 Pfund, das Pfund zu 1 Shilling 6 Pence, bis 2 Sh. 6 Pence (45 kr. bis 1 fl. 15 kr. C. M.). Vor 1824 bestand keine Bank im ganzen Lande; seitdem hat man deren sechs errichtet, die man als festbegründet betrachten darf und die mit einem Kapital von 2 Mill. fl. C. M. arbeiten. Fast alle bevölkerten Bezirke der Insel besitzen wohlgebaute Kirchen und eigene Seelsorger. Von den Eingebornen hat man nichts mehr zu fürchten, sie sind auf eine Insel der Baßstraße verbannt. Die Wilden kennt man nur noch aus der Überlieferung. Auch von den flüchtigen Verbrechern hat man wenig mehr zu fürchten, da die Bevölkerung dicht und wohlbewehrt ist.

Auch Hobarttown hat einen wundervollen Aufschwung genommen. Hübsche Landhäuser schmücken die Umgegend der Stadt, die Straßen und Häfen wurden vergrößert und verschönert.

Zu welchem Wohlstande man in diesem Lande gelangen kann, wenn man Fleiß mit Mäßigkeit und Ausdauer vereint, beweist mein Beispiel. Jetzt bin ich vorgerückt an Jahren, aber immer noch bei kräftiger Gesundheit.

Auch der Beamte von der Clyde, mein alter Freund, ist reich geworden. Vor einigen Monaten besuchte er mich und fragte neugierig, womit ich mich beschäftige. Statt aller Antwort zeigte ich ihm ein umfangreiches Manuskript.

»Was?« rief er, »das Alles habt Ihr geschrieben? das gäbe ja ganze drei Bände?«

»Könnte ich denken, daß ich damit jemanden nützte, so würde ich es ohne Anstand veröffentlichen; aber ein Farmer, der die Feder ergreift, hat nicht viel Aussicht auf begierige Leser. Die aber meine Schrift lesen, werden wenigstens einen guten Führer haben, falls sie meinen Fußtapfen folgen wollten.«

»Aber ich hoffe, Ihr habt Eure Ausgabe vollführt, Thornley, und werdet keine Abenteuer mehr zu beschreiben haben.«

»Nein,« erwiederte ich, »denn hier enden die Abenteuer eines Auswanderers.«

Drei Abenteuer vor Mitternacht.

Nach dem Englischen.

Mehr als ein Abenteuer ist mir in Ostindiens Dschungeln begegnet, wo ich so manche meiner früheren Jahre verlebte; keines aber ist bei aller Wahrheit so unwahrscheinlich, als eines, das meinen Freund Chisholm befiel. Lange Jahre hindurch war er Offizier mit mir in einem Regimente und mein Zimmergefährte. Wir waren zusammen in Madras angekommen; nachdem wir als Passagiere in derselben Kabine die zweideutigen Bequemlichkeiten des »David Scott« genossen, eines Schiffes, von dem ich mich nur undeutlich erinnere, daß es mit todesängstigen Damen, mit Cadeten und Pferden beinahe überfrachtet und von einem rohen Seebären befehligt war, mit dem ich zu allen Stunden in jeder möglichen Art von Zwist lag, aus dem mich das ruhige, männliche und wohlwollende Benehmen Chisholms immer glücklich frei zu machen wußte. Wir traten in demselben Regimente den Dienst an, wurden zusammen gedrillt, zusammen gehänselt als die ungeheuersten und unverbesserlichsten Greife *, die je die Haberkuchen Schottlands um das Kurrie ** und den Reis Indiens verließen; wir studirten zusammen unter demselben Munschi das Gurgeln der Hindustani-Sprache. Endlich wurden die beiden treuen Gefährten getrennt. Chisholm ward nach Dharwar beordert, ich nach Bangalur; und zwei Jahre später, als er einen Monat Urlaub erhielt, mich in meiner genannten lustigen Station zu besuchen, waren die Ereignisse, die ich hier schlicht, wie es einem Soldaten ziemt, erzählen will, in Wirklichkeit Abenteuer eines einzigen Abends.

Er hatte sein Zelt für die Nacht zwischen den flachen, klippigen, kahlen Hügeln aufgeschlagen, auf denen Chittle Droog (d. i. das gefleckte Fort) steht. Einen Theil des Tages hatte er damit zugebracht, dieses noch immer bedeutende Besitzthum des Radschah von Meissur, eine der stärksten Festungen Indiens zu besichtigen; den langen Nachmittag beschloß er nun mit seiner Vogelflinte

* Spitzname der neuen Ankömmlinge in Indien.
** Mit den stärksten Gewürzen eingemachtes Flügelwerk.

einen Streifzug zu machen, denn er war ein leidenschaftlicher Jäger, der beste Schütz im Regimente. Zur selben Zeit lag kein Bataillon in Chittledroog in Garnison, denn seine Lage gilt für eben so ungesund als malerisch und romantisch. Das Wasser ist sehr spärlich und schlechter Art; der »Maidan« (die Ebene), vier Stunden von Nord nach Süd sich dehnend, besteht aus schwarzem Erdreich, dem sogenannten Baumwollenboden, den die Eingebornen für die Quelle der schädlichsten Ausdünstungen halten. Nach der Weise asiatischer befestigter Felsen ist Chittledroog mit mehren Mauern, eine um die andere, befestigt, so daß die äußerste genommen werden könnte, ohne daß die Bemannung der innersten Citadelle gefährdet wäre.

Der Nachmittag war schwül. Chisholm richtete seine Schritte nach der Dschungel, welche den östlichen Rand der Ebene begränzt, nachdem er seiner Dienerschaft gesagt, man möge ihn vor der Dunkelheit nicht erwarten, doch alles zum Ausbruche am frühesten Morgen vorbereiten.

»Ich hatte einen Dorfjungen als Treiber mit,« erzählte Chisholm; »obgleich er sich ein- oder zweimal weigerte, mich nach gewissen Richtungen zu begleiten, weil dort Tiger oder Panther hausten, zeigte er sich doch mit seinem Treibstecken gewandt, — freilich ein ärmlicher Ersatz für einen Vorstehhund. So glücklich war ich, daß schon um fünf Uhr meine Weidtasche einen Hasen und ein paar köstliche Trappen enthielt. Da ich so früh noch nicht zurückkehren wollte, schickte ich den Knaben mit dem Wilde in's Dorf zurück, nachdem ich mich vorher über den Weg genau erkundigt.

Als der Bursch mich verlassen hatte, warf ich mich auf das kurze Gras zur Ruhe nieder; und dort wäre ich wohl in dem traumähnlichen Wachen, das unter dem brennenden Himmel Indiens, wenn der kühle Abendhauch leise zu fächeln beginnt, so erquicklich ist, friedlich bis zur Zeit der Heimkehr liegen geblieben, hätte mich nicht der schrille Schrei des Pfauhahns aufgeschreckt, der langsam hinter mir aufsteigend, schwerfällig kaum eine Elle über dem Boden nach dem Walde hinflog. »Soll ich die Goldader suchen,« fragte ich mich, »oder den weisen Vogel, der sie vermeidet?« Denn ich erinnerte mich des Aberglaubens der Hindus, dem zufolge der Pfauhahn einen solchen Widerwillen gegen das Gold hat, daß er es auch unter der Erde wittert, und so ungern er seine trägen Flügel in Bewegung setzt, über den Boden hinfliegt, der eine Ader des verderblichen Metalls verbirgt. Zugleich aber vergaß ich auch der viel wahrscheinlicheren Meinung der Eingebornen nicht, daß wo der Pfau nistet, immer auch der Tiger haust. Aber ich hatte noch nie einen Pfau geschossen, und die Jagdlust war stärker, als die Habsucht und die Vorsicht. Ich sprang von meinem angenehmen Lager auf, und war schon tief in einem unläugbaren, obgleich nicht zu dichten Walde, ehe ich mich erinnerte, daß gerade vor dieser Gegend mein junger Führer mich am ernstlichsten gewarnt hatte. Zweimal hatte ich den prachtvollen Vogel aufgescheucht, zweimal vergeblich geschossen; als ich eben im Begriff, eine enge Dongur (Schlucht), über die der Pfau geflogen war und durch welche eine kleine Quelle rann, zu durchklettern, plötzlich auf dem sandigen Boden gewisse Stapfen gewahrte, das nicht zu verkennende »Bagh-kapunja«, die Fährte des Tschita. Da ich wußte, daß Panther und Leoparden gern enge Schluchten aufsuchen, weil sie in solchen kühlen Schlupfwinkeln Wasser und Schatten finden, beschloß ich augenblicklich umzukehren. Doch kaum hatte ich etwa vierzig Schritte gethan, so gab mir ein lautes zorniges Heulen nicht weit vor mir kund, daß die drohendste Gefahr nahe war. Ich sah fast auf demselben Pfade, den ich gekommen war, ein paar funkelnde Augen durch die Akazienbüsche glühen; das Thier schien zum Sprunge auf den Boden niedergekauert, und wie es sich die Flanken mit dem Schweife peitschte, rauschte das Laubwerk.

So viel ich in der Bestürzung des Augenblicks berechnen konnte, war das Thier etwa zwei Sprunglängen von mir entfernt. Meine Flinte war geladen, aber nur mit Schrot. Zu meiner Rechten war eine kleine Lichtung, die zu einigen zerstreut stehenden Kavit, d. i. wilden Aepfelbäumen, führte. Zwischen diesen Bäumen und mir schien der Boden kürzlich umgebrochen; hie und da war er umgegraben, der Rasen ausgestochen, Gras lag umher und über die ganze Stelle war dürres Laub und Reisich gestreut. Ein Blick genügt, mich zu überzeugen, daß mein Vertheidigungsposten der Stamm des nächsten und zugleich stärksten Baumes seyn müsse. Da ich aber fast verzweifelte, ihn zu erreichen, ehe der Tschita mich angriff, so schritt ich nicht rückwärts, sondern machte einen plötzlichen Sprung rechts, und erreichte glücklich die erwünschte Stelle, doch nicht ohne einer neuen ganz unerwarteten Gefahr wie durch ein Wunder zu entrinnen; denn indem ich die abhängige Lichtung hinabeilte, fühlte ich den mit Blättern bestreuten Boden unter meinen Füßen nachgeben und gewahrte, daß irgend eine Höhle oder Kluft darunter verborgen seyn müsse.

Einen Augenblick später war der Tschita auf der unsicheren Stelle, über die ich eben glücklich weggekommen war. Das ungeheure, wüthende Thier war mit seinem gewaltigen Sprunge bis zum diesseitigen Rande der Fallgrube gekommen — eine solche war es, wie ich nun sah. Kaum berührte es die verrätherische Fläche, als diese, von mir schon ganz gelockert, nachgab und in die Tiefe stürzte. Doch das Thier hatte die vorderen Tatzen in das Erdreich des Randes geschlagen, und machte die gewaltigsten Anstrengungen, sich aus der Tiefe, in die sein Leib hinabhing, herauszuarbeiten. So nahe war mir das fürchterliche Thier, daß ich seinen heißen, keuchenden Athem über mich hinstreifen fühlte. Mitten im äußersten Schrecken war ich an die Stelle, mein Auge an das blutunterlaufene des Tschita gebannt, der sich mit gähnendem Gebiß, mit schaumigem Geifer vor dem Rachen, mit dem entsetzlichsten Heulen der Angst und Wuth immer höher aus der Grube hob. Schon lag er mit der ganzen Brust flach auf dem Rande; noch eine Minute und er war oben, ich fast rettungslos in seiner Gewalt; da sammelte ich mit einer letzten Anstrengung alle Kräfte, setzte ihm die Flinte dicht an's Auge und feuerte. Der Tschita stürzte mit gräßlichem Brüllen in die Fallgrube zurück und ich nach einem kurzen Seufzer des heißesten Dankes an die Vorsehung, sank vor Erschöpfung halb bewußtlos zu Boden.

Doch da war keine Zeit zum säumen; der Abend rückte vor, die Schatten wurden länger und dehnten

sich riesenhaft und grotesk über die offenen Stellen. Ich hatte mich so in die Dschungel verloren, daß ich von der Richtung, die ich nun einschlagen sollte, keine Ahnung hatte; dennoch eilte ich immer vorwärts, bis ich mich in das wilde Dickicht so verwickelte, daß ich rathlos stehen bleiben mußte. Die Sonne ging unter; ihr Wiederschein fiel wie geschmolzenes Gold auf die dichten Laubmassen. Ich war gegen Morgen gegangen, daher mußte ich mich jetzt nach dem sinkenden Gestirne wenden. Aber immer höher, immer dichter wurde die Dschungel; durch unzählige Schluchten mußte ich klettern, ich gerieth in eine Stimmung, die an Muthlosigkeit gränzte. Endlich fand ich mich an der Mündung einer Art von Höhle. Ich vermuthete, daß hier der Tschita, den ich erlegt, und sein Gefährte nistete, denn diese Thiere wohnen immer paarweise; ich wandte mich seitwärts und stieg einen kleinen, mit weichem Moos und Schlingpflanzen überwachsenen Abhang hinauf, der sich als die Decke der Höhle auswies; denn während ich auf Händen und Füßen das nicht zu steile aber sehr schlüpfrige Gehänge hinauf kroch, vernahm ich den Klang von Menschenstimmen. Noch hielt ich inne und lauschte, als plötzlich alles unter mir nachgab, und ich lächerlich meinen neulichen Feind nachahmend, unverletzt, aber bestürzt genug, mitten unter eine Gruppe von Personen hinunter fiel, die sicherlich noch mehr erschrocken waren, als ich selbst. Gekreisch, Geschrei, Bitten bestürmten mich von allen Seiten.

»Bhag, Bhag! Ein Tiger, ein Tiger!« rief gellend eine Stimme.

»Afrit! Ghaul! Pischasch! Ein Teufel, ein Geist, ein Kobold!« schrien die Anderen.

Ich raffte mich endlich auf, fühlte nach meinen Gliedmaßen, die alle heil waren, hob meine Flinte auf und sah mich nach dem ersten Schrecken neugierig um. Ich befand mich in einer unterirdischen Hütte; deren Bewohner waren ein alter Mann, ein Weib und ein Knabe — sämmtlich schienen sie mit Unterhaltung eines großen Feuers beschäftigt gewesen zu seyn, an welchem die einfachen Geräthe standen, deren sich die Eingebornen zum Destilliren des geschmuggelten Araks bedienen. Es war in der That der versteckte Schlupfwinkel eines Kulal oder Branntweindestillateurs.

Mit wenigen Worten theilte ich ihnen den Zufall, der mich hieher gebracht, und das Abenteuer mit dem Tschita mit, und versprach dem, der mir den Weg weisen würde, ein gutes Bakschisch (Trinkgeld). Groß war die Freude über den Untergang des Tschita; sie versicherten, aus der Fallgrube könne er unmöglich herauskommen; vor einigen Wochen sey das Weibchen erlegt worden. Sie flehten mich an, das Geheimniß ihres Versteckes »zwischen den Lippen des Schweigens zu halten,« und gaben mir den Knaben mit, mich auf den rechten Weg zu leiten, von dem ich ganz abgekommen war. Aber die Schrecken dieser Nacht sollten noch nicht vorüber seyn.

Es war nun eine Finsterniß, wie man sagt zum greifen. Das plötzliche und kurze Zwielicht des Klimas war gekommen und vergangen, während ich mich in der unterirdischen Hütte aufhielt, die, wie ich fand, dicht am Rande der Ebene, unter dem äußersten Buschwerk der Dschungel verborgen lag. Wir waren kaum eine halbe Stunde, den sechsten Theil etwa meines Weges, gegangen, als mein kleiner Führer über irgend einen auf dem schmalen Fußpfade liegenden Gegenstand strauchelte, fiel und sich das Knie verletzte. Zum Glücke hatte ich, wie jeder indische Weidmann, Diachylonpflaster vorräthig, mit welchem ich die Wunde verband. Das arme Kind schien nur mit großer Beschwerde zu gehen und ängstlich die Rückkehr zu erwarten. Ich ließ mir die einzuschlagende Richtung andeuten und schickte den Kleinen mit einer über alle seine Begriffe reichen Gabe — mit einer ganzen Rupie — zurück. Er sagte mir, ich solle den Fußsteig nur geradeaus verfolgen, so könne ich meine Lagerstätte nicht verfehlen, und ich hielt es für kaum wahrscheinlich, daß ich von dem schmalen Pfade abkommen sollte, zu dessen beiden Seiten der Boden rauh und uneben war. Der Mond war noch nicht aufgegangen und die weite offene Fläche, hie und da von niedrigen kiesigen Erdrücken, den sommerdürren Betten von Bächen, die nur die Regenzeit füllt, mitunter von einem Buschwerke oder einer kleinen Baumgruppe unterbrochen, schien sich endlos vor mir auszudehnen. Hinter mir sah ich noch die dunklen Umrisse des waldigen Hügellandes unbestimmt dämmern: vor mir war alles ebene, öde Leere; nur fern, ganz fern sah ich ein kleines Licht blinken, vielleicht das Nachtfeuer eines Pilgers, die Behausung eines Landmannes, oder die Zelle eines Fakirs. Dies war der Punkt, auf den ich zugehen sollte, und so lange ich ihn sehen konnte, war alles gut; bald aber verschwand er hinter einer Schwellung des Bodens und ich sah ihn nicht wieder.

Alle einer asiatischen Nacht eigenthümlichen Töne und Empfindungen sammelten sich um mich, in mir. Die Luft war angenehm kühl, eine Myriade von Insekten, von der Dunkelheit hervorgelockt, erfüllten surrend die Atmosphäre; die stinkende grüne Wanze verwirrte sich in mein Haar, Moskitos mit ihrem sonderbaren Pfeifen wirbelten um meine Ohren und große weißgeflügelte Motten flogen mir mit unglaublicher Hartnäckigkeit gerade in die Augen; Grillen und Heupferdchen zirpten schrillend weit und breit, dann und wann sandte eine Nachteule ihren unheimlichen Ruf über die Ebene, und als ich durch ein seichtes Wasserrinsel watete, flog ein Volk ungeheurer weißer Reiher (Paddivögel genannt, weil sie die Paddis, die Reisfelder, heimzusuchen pflegen) gleichzeitig von der Tränke auf, und verlor sich langsam schwebend, wie eine Reihe Geister in weißen Leichengewändern, in die Nacht. Die Rohrdommel trommelte, unzählige Riesenfrösche quakten und immer dichter drängten sich in der pechschwarzen Finsterniß, die dem Mondesaufgange vorhergeht, die durch einander wirbelnden Funken der Leuchtkäfer. Wie geflügelte Edelsteine tanzten und gaukelten die glimmenden Thierchen um mich her; die Zweige eines kleinen Hains, durch den ich kam, bedeckten sie so dicht, als wäre er für ein Feenfest erleuchtet, als läge auf jedem Blatte ein Thau von Diamanten, Rubinen und Smaragden. In stumme Bewunderung versunken, betrachtete ich eine Weile das zauberhafte Schauspiel. Plötzlich, eben so plötzlich, als sie erschienen waren, verschwanden sie, als hätte eines Unsichtbaren Athem die unzähligen Lichtchen mit einem Male ausgeblasen, und wieder herrschte so dichte Finsterniß,

als zuvor. Es war in der That so dunkel, daß ich wußte, der Mond müsse nun gleich aufgehen, und da ich eine Art von Sicherheit darin fühlte, an derselben Stelle zu bleiben, beschloß ich, seinen Aufgang zu erwarten. Ich war durch einen kleinen sandigen Hohlweg hinabgestiegen, und saß am Ufer einer Quelle, die nicht mehr als einen guten Schritt breit war. Die wollüstige Kühlung des Nachtlüftchens, der berauschende Duft, den sie aus den goldenen Blüthenbüschen einiger Babuls (Gummibäume) herüberwehte, das Verschwinden der lästigen Insekten, eine beträchtliche Müdigkeit, alles das umspann immer weicher und enger meine Sinne, und eben sank ich vom Schlummer überwältigt in eine liegende Stellung zurück, als rasch etwas an mir vorbeihuschte, ein schwirrendes Geräusch sich hören ließ und irgend ein scharfer Gegenstand mich schmerzlich in den ausgestreckten Fuß stach; es erfolgte ein Laut, als schlüge man viele Ruthen rasch hinter einander zusammen, und dann war alles wieder still. Heftig erschrocken fuhr ich mit der Hand nach der verletzten Stelle und ich fühlte, daß wirklich etwas durch mein Beinkleid gedrungen war, denn aus der Wunde floß Blut. Ich konnte nichts deutlich sehen, doch zog ich den Gegenstand, der noch steckte, heraus. Konnte es ein Pfeil seyn? Nein, es war der Stachel eines Stachelschweines. Dies scheue, so selten gesehene Thier war zur Tränke hieher gekommen, und hatte beim unerwarteten Anrennen an mein Bein einen Stachel verloren, einen von den schönen gesprenkelten Kielen, aus denen die Hindus so zierliche Nadelbüchschen zu schnitzen wissen.

Noch immer war es dunkel, aber die tiefe Rabenfinsterniß hatte doch nachgelassen. Ich hielt es für räthlich, mich von dem Wasser zu entfernen, kroch auf die Ebene hinauf, warf mich auf das dürre Speergras nieder und hielt mich mit Gewalt einige Minuten wach. Das im Morgen aufdämmernde Grau, welches den kommenden Mondaufgang ankündigte, gewahrte ich nur noch mit halbem Bewußtseyn; ein zu mächtiger Anfall von Schlafsucht überwältigte mich.

Ich schlief fest und süß; seither habe ich unter freiem Himmel nie mehr fest und süß geschlafen, denn mein Erwachen damals war fürchterlich. Ehe ich noch vollends wach war, empfand ich ein ungewisses Angstgefühl, eine Ahnung von Gefahr, die mich fest auf dem Boden ausgestreckt hielt und vor jeder Bewegung warnte. Ich wußte, daß ein Schatten langsam über mich herkroch, unter welchem regungslos liegen zu bleiben die einzige Rettung war. Ich fühlte, daß meine Beine von den schweren Schlingen einer lebendigen Fessel eingeschnürt waren; doch als hätte die Vorsehung ein beruhigendes Opiat durch meine Glieder geflößt, zuckte kein Muskel, keine Sehne und erst als ich ganz wach war, erkannte ich, daß eine ungeheure Schlange meinen ganzen Unterschenkel bis zum Knie umwunden hielt.

»Mein Gott, ich bin verloren!« Diesen einzigen Gedanken konnte ich denken und jeder Blutstropfen in meinen Adern schien zu Eis zu erstarren. Ein Zittern wie des Espenlaubes fing von meinem Nacken an abwärts zu laufen, doch plötzlich warf die Furcht, die geringste Bewegung könnte das Reptil zum Bisse reizen, mich in krampfhafte Erstarrung. Das scheußliche Thier schlief, oder hatte wenigstens den Anschein zu schlafen. Wie lange dieser entsetzliche Zustand dauerte, weiß ich nicht; mir schien sich jede Minute zur Ewigkeit auszudehnen. Plötzlich hellte sich der Himmel auf, der Mond schien hell, die Sterne schimmerten über mir; ich konnte sie alle sehen, wie ich halb auf der Seite lag, die eine Hand unter dem Kopfe; von wo ich sie nicht hervorzuziehen wagte; ebenso wenig getraute ich mich, zu meinem gräulichen Schlafgesellen herabzusehen, den mein Unstern mir geschickt. Ganz unerwartet kam ein neuer Gegenstand des Schreckens hinzu: ein sonderbarer schnurrender Laut hinter mir, gleich darauf zwei schwache klatschende Schläge auf den Boden, schreckten die Schlange auf und sie erhob den Kopf, sie bewegte sich, ich fühlte, wie sie gegen meine Brust heraufkroch. In diesem Augenblicke, als ich, schon halb wahnsinnig vor unerträglicher Angst, aufspringen wollte, was den sicheren Tod zur Folge gehabt hätte, in diesem Augenblicke fühlte ich etwas auf meine Schulter springen, sich auf das Reptil werfen. Ein schriller Schrei von dem neuen Angreifer, ein zorniges Zischen der Schlange, und dann begann ein Ringen, anfangs auf meinem Leibe, im nächsten Augenblicke neben mir auf dem Rasen, bald einige Schritte entfernt. Dicht um einander geschlungen, sah ich sie mit der erbittertsten Wuth kämpfen, — ein Munghus oder Ichneumon und eine Brillenschlange.

Ich sprang auf und sah diesen wunderbaren Zweikampf an, denn es war nun beinahe tageshell. Ich gewahrte sie einige Augenblicke wie erschöpft einander gegenüber stehen; der giftige Zauber des Schlangenblickes war machtlos gegen das rasche, scharfe lebendige Auge des Gegners. Wieder sprangen die Thiere zum heißen Kampfe auf einander, das Munghus ward gebissen und eilte fort, ohne Zweifel um das noch immer unbekannte Kraut zu suchen, dessen Saft ein unfehlbares Gegenmittel gegen den Schlangenbiß seyn soll. Bald kehrte es mit frischer Kraft zum Angriffe zurück. Endlich — mir wurde das Herz leicht! — endlich fiel die Brillenschlange, fast am ganzen Körper zerfleischt, aus ihrer bisher aufrechten Stellung zusammen; ihr Zischen wurde schwächer, hörte auf. Der wunderbare Sieger sprang mehrmals auf den Körper des erlegten Gegners und fuhr dann mit wilden Sätzen schnurrend und pruhstend wie eine gereizte Katze umher.

Zierliches kleines Geschöpf! Seither halte ich mir als Schoßthierchen einen Munghus, der mir sehr anhänglich ist, lustiger spielt und besonders mehr Frösche verzehrt, als irgend ein vierbeiniger Liebling auf der Welt.

Ich fand sehr bald den Weg zu meinem Zelte, wo ich meine Leute in äußerster Besorgniß meines Ausbleibens wegen antraf. Brauche ich zu sagen, daß ich, so spät es auch in der Nacht war, einen herzhaften Schmaus von Kurrie und Reis hielt? oder daß ich die Marschordre für den nächsten Morgen widerrief? oder wie gesund und fest ich schlief nach diesen »drei Abenteuern vor Mitternacht?«

(Frazer's Magazine.)

Der Vorsänger als Wahrsager.

Aus dem Russischen des Pogodin.

Im Jahre 1764, da auf Befehl der Kaiserin Katharina II berühmten Andenkens den Klöstern ihre Güter genommen und unter die Verwaltung des neuerrichteten ökonomischen Kollegiums gestellt wurden, verlor die russische Klostergeistlichkeit ansehnliche Einkünfte, die sie seit Uralters genossen. Aber nicht blos die Mönche erlitten durch diese Verordnung Schaden, auch die Weltgeistlichkeit in jenen Orten, welche nun unter weltliche Verwaltung gekommen waren, ward an ihrem leiblichen Wohlseyn verkürzt und dies aus folgenden Gründen. Die Pfarreien, welche zu Klöstern gehörten, hatten früher zu fünfzig Deſsätinen Landes statt der neuerlich bestimmten dreißig besessen; die Klostergründe waren durch die Klosterleute bearbeitet worden, die Ministranten hatten nichts zu thun, als die Speicher in Ordnung zu bringen, wenn die Fechsung durch's Landvolk eingebracht wurde. Die Klosterbeamten, welche die Güter verwalteten, so wie die bischöflichen Inspektoren zogen oft mit Frau und Kind zu den Geistlichen und da sie ihre Vollmachten in Händen hatten und von den Klöstern oft fünfhundert, tausend, auch mehr Werste fern waren, konnten sie ihren Anverwandten auf mancherlei Weise behilflich seyn: erlaubten ihnen in den Klosterteichen zu fischen, aus den Klostergärten Früchte und Gemüse zu nehmen, ließen ihnen vom Klostergebräu oder aus den Klosterbrennereien Bier und Branntwein zukommen, beschenkten sie mit Honig — kurz sie thaten ganz nach dem Liede: »Wer läßt seine Vetter wohl darben?« Die Geistlichkeit hingegen, in so innigem Verbande mit ihren Verwaltern, genoß in den Augen der Bauern ein weit größeres Ansehn und wurde oft um Schutz und Vermittlung gebeten, wenn diese mit jenen zu thun hatten. Dergleichen Dienste blieben aber natürlich nie ohne den verdienten Dank, denn — der Arbeiter ist seines Lohnes würdig. — Aber mit dem Jahre 1764 hörten diese Vortheile totaliter auf; die Popen mußten ihre Felder entweder eigenhändig bebauen, oder viel Mühe, Geld und Branntwein aufopfern, damit sie von Andern bebaut würden; von den Amtsschreibern, die gleich hungrigen Blutegeln sich auf ihre Beute warfen, war keine solche Schnelligkeit zu erwarten, wie von den früheren wohlgefütterten Inspektoren und Verwaltern; und das Landvolk sah bald ein, daß es sich in seinen Nöthen unmittelbar an die neuen Vorgesetzten, die gar nicht hochmüthig waren, wenden könne und also der Fürsprecher nicht bedürfe. So kam's, daß in vielen Pfarrsprengeln die neue Verordnung ein Donnerschlag für die Diener der Kirche war, namentlich für jene, welche früher im Uiberfluß lebend, der Zukunft nicht gedacht und keinen Sparpfennig für die schlimmen Tage, die so unerwartet kamen, hinterlegt hatten.

Unter diese gehörte auch der Vorsänger der Gemeinde Rozestwin, in der Nähe von Pronsk im Rjäsaner Gouvernement. Der gute Mann war Vater einer zahlreichen Familie. Anfangs freilich, so lange noch einiger Uiberschuß da war, nahm er sich die neue Ordnung nicht sehr zu Herzen, als aber die alten Vorräthe aufgezehrt waren, da fühlte er die Last seines Standes in vollster Schwere. Bei seinem ordentlichen Einkommen konnte zwar die Familie nicht Hungers sterben, aber sonst hatte er Alles gehabt, was nur das Herz begehrte, und hatte sich im Wohlleben gewälzt wie ein Ei im Schmetten.

Der Abend dämmerte und unser Vorsänger faullenzte auf der Palanda (Schlafgerüst unter der Decke). Er dachte nach über sein elendes Geschick und suchte in seinem Verstande nach Mitteln, wie er sein Trübsal lindern könnte. Ich muß meine Leser zuvor in Kenntniß setzen, daß dieser Vorsänger kein dummer, aber ein sehr stiller und schüchterner Mensch war. Und da ist's kein Wunder, daß ob er sich auch unaufhörlich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite drehte, ob er sich aus Leibeskräften am Schädel kratzte und den breiten Bart sich zurecht zupfte, er doch keines nützlichen Gedankens habhaft werden konnte und schon sich zu ärgern und zu murren begann. Solche Momente aber benützt der Teufel um die Leute zu fahen, nicht blos die schwachen, sondern auch solche, die sich mit der Stärke ihres Verstandes brüsten. — —

»Viel Gedeihen, Gevatter!« rief der Meßner, der eben in die Stube trat, »was liegst Du da? mit dem Liegen wirst Du keine Stadt einnehmen.« Der Meßner, ein grober, kecker, geriebener, ränkevoller Mann, hatte über den Vorsänger jene Gewalt, die gewöhnlich der Starke über den Schwachen hat, besonders darum, weil er mit den früheren Vorgesetzten wohl umzugehen gewußt, und dem Vorsänger manches kleine Refas ohne große Gewissensbelästigung zugeschanzt hatte. — »Thät' ich doch gern etwas anders, weiß aber nicht was!« erwiederte der Vorsänger, voll Freude über den Besuch, als ahnte er, daß dieser ein Mittel gefunden, wie den gemeinsamen schwierigen Umständen zu entschlüpfen. — »Steh auf von der Palanda, und komm her zu mir. Hey, Gevatterin, bring eine Schüssel Graupenbrei, wenn noch etwas von damals geblieben, und geh' in den Stall Kühe melken; wir haben hier etwas zu berathen, was die Weiber nichts angeht.« — »Wenn nur Du Rath weißt, Du kluger Kopf, Kyrill Tichanowič; mein Männchen ist als ob eine Säule auf ihn gefallen wäre; ich weiß nicht, was mit ihm beginnen,« erwiederte des Vorsängers Frau, einen Krug und ein Gläschen auf einem hölzernen Credenzteller bringend. »Trink Gesundheit!« — »Ein Stückchen Butter,« erwiederte der Meßner, nahm Krug und Gläschen vom Credenzteller und stellte beides vor sich. »Und jetzt mit Gott.« Die Vorsängerin ging lächelnd von dannen.

»Nun Gevatter,« hub der Meßner wieder an, »ich hab ein Mittel ersonnen, wie wir noch in größerem Saus und Braus leben könnten, als zuvor . . .« — »Wenn nur, wie zuvor. Wozu noch besser? Nun sprich, tröste mich.« — »Weißt Du also? Wir werden wahrsagen!« — »Still, unser Amt ist ein heiliges Amt! Was hast Du gesagt, Unglücklicher? Darein willige ich nicht, um keinen Preis der Welt! Sich mit dem Satan verbinden! Bedenke nur!« — »Was soll ich bedenken? Halte Du Deine fünf beisammen! Wer spricht vom Bund mit dem Satan? Wir brauchen nichts, als ein bischen Pfiffigkeit, und das nur so lange als es dafür steht; bis der neue Besen, der jetzt Alles so rein wegfegt, sich ein bischen stumpfgefegt hat. Haben wir uns nur erst einigermaßen auf die Beine geholfen, so hören

wir auf. Und dabei können wir um so aufrichtiger beten, allenfalls auch singen täglich nach der Frühmesse« — »Nein, Kyrill Tichanowić, ich bin nicht einverstanden; das ist eine schwere Sünde . . .« — »Sünde hin, Sünde her, hier handelt sich's um Abhilfe; ich nehme Alles auf mich. Schweig nur jetzt und gedulde Dich. Zur Buße bleibt uns noch immer Zeit . . .« — »Und wenn man's erfährt, bevor wir unser Handwerk verlassen? Wohin dann?« — »Niemand erfährt's, ich bürge dafür. Wir fangen ganz still, heimlich und verstohlen an« Dabei füllte der Versucher die Gläschen immer fleißig nach, daß sie gar nicht dazu kommen konnten, leer zu werden. — »Warum aber willst Du Deine Wahrsagereien nicht allein treiben?« — »Einem allein ginge es nicht. Ich muß unter den Leuten spüren, ausforschen, unter der Hand auf Dich hinweisen, wem nöthig von Deiner hohen Wissenschaft erzählen und aufpassen, damit das Geheimniß verborgen bleibe. Du wirst die Augen aufreißen über die Schaar, die mit allerlei Geschenken sich heranwälzen wird! Den Gewinn theilen wir immer halbpart; wir werden Zeiten haben, wie die bischöflichen Inspektoren und alle Tage in Butter getauchte Liwanzen essen!« — »Aber erwäge doch nur, Kyrill Tichanowić, ich kann ja nicht wahrsagen,« wandte der Vorsänger ein, durch die goldnen Aussichten schon halb überredet. — »Wozu brauchst Du's zu können? Du brauchst nur Scharfsinn und Uiberlegung; drum sag' ich auch, daß es keine Sünde ist. Brachten uns die Bauern früher Geschenke, so werden sie jetzt wieder damit kommen, nur aus andern Gründen. Die Hauptsache ist . . . wir hören auf, sobald wir nur etwas Federn angesetzt haben, sey's noch so wenig . . . Nun und warum schweigst Du, Gregor Dmitrijewić? Die Hand drauf und rasch an's Werk.« — »Aber was werden die Bauern von uns denken?« — »Was sollen sie denken. Die Dummköpfe werden sich fürchten und uns noch Dank wissen. Ich will ihnen schon auseinandersetzen, daß Du dazu gekommen bist blos durch Studieren, ohne alle Satanskünste, daß Du kein Zauberer, sondern nur ein Tausendsassa bist. Und jetzt genug dieses Zierens!« — »Nun, wenn dem so ist,« sagte seufzend der Vorsänger, »da hast Du die Hand d'rauf, nur führe um Gottes Willen mich armen Sünder in kein Unglück.« — »Verlaß' Dich auf den Gevatter. Und nun horch: geh' von jetzt an nicht unter die Leute, sperr Dich ein, mach finstere Gesichter, sprich barsch, meide Jedermann, zeige Dich recht unzugänglich, und morgen will ich Dir sagen, womit und wie wir unser Werk beginnen.«

Die neuen Zauberer tranken noch ein halbes Gläschen, weil mehr nicht im Kruge war, küßten einander zur Befestigung des neuen Bundes und schieden. Der Vorsänger wußte nicht was mit ihm geschehen war und noch weniger, was mit ihm geschehen werde.

Andern Morgens . . . kaum breitete sich die Morgenröthe am Himmel aus und noch zeigte sich keine Seele auf der Gasse . . . begab sich schon der Meßner in Geschäften nach dem Hofe des Bauers Terenz. Er hatte keine andre Absicht, als dessen Pferde auf irgend ein verborgenes Plätzchen zu treiben. Und siehe . . . zu seinem Glücke liefen sie eben aus dem Hof nach dem Fluße zur Tränke. Augenblicklich band er den Strick, mit dem er gegürtet war, ab, sprang auf einen der Gäule, warf dem andern eine Schlinge um und galoppirte, so viel nur der Athem reichte, querfeldein, in den Wald, ohne daß ihn . . . zu seinem Glücke . . . Jemand aus dem Dorfe sah. Er ritt mitten in's Dickicht hinein, band die Gäule an einen Baum, raufte Gras für sie, warf es vor sie hin und ging heim.

Den Tag d'rauf kam er, als wüßte er von nichts, zu Terenz, bitten, er möchte ihm ein Viertel Mehl leihen. Bei Terenz war das ganze Haus in Aufruhr: der Mann schrie und zankte, die Bäuerin weinte, die Kinder jammerten. »Was gibt's?« fragte der Meßner. — »Ach Tichanowić, schlimm ist's! Die Pferde, die ich neulich auf dem Markte gekauft, kräftige Füchse, sind mir verloren gegangen.« — »Wie? und keine Spur?« — »Keine. Gott ist Zeuge. Meine Faullenzer . . . daß Euch eine Schaar Geier . . . wollt Ihr aufhören zu brüllen, Ihr Unglücklichen . . . ließen gestern früh Morgens, der Satan muß sie aufgeweckt haben, die Pferde zur Tränke; die Schlingel selbst kehrten in die Stube zurück, die Pferde aber kamen nicht wieder.« — »Ist's aber doch nicht zum erstenmal, daß die Pferde zum Fluße gegangen sind,« schluchzte im Winkel ein Mädchen, »und anderswohin gingen sie nicht; warum ist also das Unglück nicht schon früher geschehn?« — »Schweig, sonst . . .« — »Hast Du auch,« unterbrach ihn der Meßner, »überall sorgsam gesucht, Terenz . . . ob sie sich nicht blos verlaufen haben?« — »Uiberall hab' ich gesucht, auf Wiesen, auf Feldern, am Fluße . . Schon den zweiten Tag such' ich sie allerorten.« — »So laß' Dir vielleicht wahrsagen?« — »Mein Weib ging zu der alten Stěpanowská, konnte aber nichts Genaues erfahren; ein schwarzer Mann mit langen Haaren habe die Gäule weggeführt, sagte diese . . . Das war Alles.« — »Da will ich Dir, für Deine Freundschaft zu mir, rathen, an wen Du Dich wendest,« flüsterte der Meßner, den Bauer beiseits führend. »An unsern Vorsänger. Der weiß Alles, selbst wenn Du was unter'm Nagel versteckst. Aber er spricht nicht gern viel.« — »Was sagst Du, Kyrill Tichanowić, er sollte es wissen?« — »Freilich weiß er's; er bringt den Teufel zum Weinen. Schweig' nur und erwähne vor Niemanden etwas, trag ihm zehn Kreuzrubel hin . . . weniger nimmt er nicht gern . . . und halte Heu für die Pferde bereit, die schier etwas ausgehungert seyn werden. Mir aber wägst Du für den guten Rath wohl so ein Pud * Mehl ab.«

Der Bauer schüttete ihm ohne alles Wägen Mehl in den Sack, begleitete ihn mit einer Verbeugung zur Thüre hinaus, ging dann in die Kammer, sperrte die Truhe auf, öffnete das Bündel, nahm zehn Kreuzrubel heraus und begab sich zum Vorsänger. Er fiel ihm zu Füßen. »Was fehlt Dir, Goldbrüderchen,« fragte der Vorsänger, von seinem durchtriebenen Gesellen schon Abends zuvor eingeweiht. — »Vater, hab' Erbarmen« — »Was gibt's?« — »Meine Pferde sind verloren. Sprich, wo sind sie?« — »Wie soll ich's wissen? Und Du Gauner, wie kannst Du mich so fragen? Steck' ich etwa mit den Dieben unter einer Decke?« — »Hier sind zehn Kreuzrubel. Sprich, Du weißt Alles und ich werde noch am Todtenbett Deine Güte nicht vergessen.« Und

* Ein Pud = 40 russische, 29½ Wiener Pfund.

mit den Worten schüttete er das Silber auf den Tisch, daß es klang. — »Nun Dir allenfalls, aber nur Dir, Terenz. Daß Du ja Niemanden etwas davon sagst. Gott bewahre Dich davor!« — »Möge mir die Zunge abfallen, wenn ich davon nur muckse.«

Der Wahrsager brachte einen Krug Wasser, murmelte lange etwas darüber, klatschte bisweilen in die Hände, schritt um den Deckel herum, las in einem dicken Buche so schnell, daß ihm der Schaum vor den Mund trat und sprach endlich mit würdiger Stimme und in Absätzen zu dem Bauer die Worte: »Deine Pferde entführte ein Dieb in weiten Aermeln, aber es gelang ihm noch nicht, sie dorthin zu führen, wohin er wollte. Jetzt stehn sie im Walde, neben dem vorjährigen Aushau, im Dickicht am rothen Stein. Eile schnell dahin und halte sie auf, ehe sie noch weiter geführt werden.«

Der Bauer wußte gar nicht, wie er seinem Wohlthäter danken solle, rief Gott zum Zeugen, daß er gegen Niemanden auch nur den Mund öffnen werde und wanderte raschen Schrittes nach dem Walde zu. Und wie geschieht ihm? Seine Rosse stehen angebunden an derselben Stelle, die ihm der Vorsänger angedeutet. »Ach meine Liebchen!« rief er und band sie unter Liebkosungen vom Baume ab und führte sie voll Freuden nach Hause, in der Stille sich wundernd über die Wissenschaft des Vorsängers, dabei aber nicht vergessend sich zu bekreuzen.

Wie groß und gewichtig nun auch Terenzens Schwur war, daß er schweigen wolle, so konnte er, sobald er nur seines Kummers ledig war, sich der Neugier seines Weibes doch nicht erwehren. Diese ließ ihm keine Ruhe und lag ihm immer in Ohren mit Fragen, wie er die Pferde gefunden. So sagte er ihr's denn endlich, natürlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit. Das Weib sagte es auch Niemanden, sondern flüsterte es nur einer Muhme in's Ohr, die Muhme der Gevatterin, und ehe ein Monat um war, munkelte das ganze Dorf von der überaus wunderbaren Kunst des Gregor Dmitrijewič.

* *
*

Bald kam zu dem Wahrsager eine Bäuerin und stellte vor ihn eine Schüssel mit zehn Eiern, drei Handtücher mit Spitzen und zwei Kupferrubel. »Hilf mir, Gregor Dmitrijewič!« rief sie, »hilf mir Armen. Ich halt's nicht länger mit meinem Mann aus. So oft er aus der Stadt von der Arbeit kömmt, schlägt er mich, prügelt mich, daß ich mich wundre wie ich noch nicht todt bin. Die blauen Flecken kriege ich gar nicht vom Leibe. Kaum schöpfe ich ein wenig Athem, da kömmt er schon wieder und drischt mich wie früher. Kannst Du ihn, gutes Väterchen, nicht irgendwie an mich festzaubern?« — »Sprich zuvor, weshalb schlägt er Dich? Ohne Ursach' wird er's doch nicht thun?« — »Ich weiß es selbst nicht, Goldväterchen; vielleicht war solch' ein Glück mir schon bei der Geburt beschieden. Um jeder Kleinigkeit willen hebt er Zank an . . . ich antworte bisweilen darauf, ein Wort gibt's andre, und was er erwischt, sey's ein Scheit Holz, die Ofengabel, das Schüreisen, — damit brennt er mich ab, daß ich wie ein Fladen niederplumpse, und er Mühe hat, mich wieder mit Wasser zum Leben zu bringen. Wo einmal zu Tode prügeln, so wäre es doch wenigstens aus.« — »Eins muß ich noch fragen: schreist Du nicht selbst ärger als Dein Mann, bevor er Dich zu schlagen anfängt?« — »Das geht nicht so ohne, Gregor Dmitrijewič,« erwiederte das Weib etwas befangen, »ich muß schreien, wenn ich will, daß meine Worte gehört werden.« — »Ich will Dir helfen, Jegorowna. Du bist ein braves Weib und mir thut's leid um Dich. Nur vergiß des Helfers nicht. Ihr habt viele Kühe, Du kannst also zeitweilig ein Stückchen Butter, andermale etwas Schmetten, ein Bischen Quark, einen Tropfen Milch . . .« — »Gern, gern, mein theurer Wohlthäter, Alles gebe ich, was Du wünschest, nur um nicht mehr so arge Schläge von dem Kerl zu bekommen.« — »Hier gebe ich Dir einen Trank, über den ich meine Sprüche gesprochen. Sobald Dein Mann Zank anhebt, geh' beiseits und nimm davon so etwa anderthalb oder zwei Löffel in den Mund und halt' sie darin so lange, bis Dein Mann aufhört zu schreien. Geht Dir der Trank aus, so komm wieder artig zu mir und ich gebe Dir St. Iwanskraut zu neuem Abguß. Sieh zu, in zwei Wochen wird bei Euch die allerliebste Eintracht herrschen.«

Das Weib machte ihren Knix, dankte dem Zauberer, wickelte behutsam das Töpfchen in ein Handtuch und ging nach Hause, der süßen Hoffnung voll, die Arznei werde helfen. Sie faßte den festen Vorsatz, bei erster Gelegenheit den Trank zu brauchen. Die Gelegenheit ließ nicht lange warten, und . . . was sagt Ihr dazu? . . . die Hoffnung täuschte sie nicht. Sobald sie nur, hat der Mann zu zanken angefangen, das Zaubertränkchen in den Mund nimmt, braust er nicht mehr so auf, wird stiller und stiller und verstummt endlich ganz. »Ei schau,« dachte das Weib, »der Vorsänger hat Frieden gebracht und den Hader wie weggeblasen.«

Auch der Mann seinerseits wunderte sich ob der seltsamen Veränderung seines Weibes. Sonst hatte sie ihn nie ausreden lassen, so lang er ihr nicht durch einige tüchtige Püffe das Zünglein zwischen die Zähne eingeklemmt, und jetzt war sie weich und schmiegsam wie Seide. Und auch er war froh, daß wieder Friede im Hause war. Beide begannen ein ruhiges und glückliches Leben zu führen.

Das Gerücht von den Wundergaben des Vorsängers verbreitete sich. Jegorowna's Nachbarinen, die auch Grund hatten, sich in dieser oder jener Hinsicht über ihre Männer, Schwiegermütter oder Töchter zu beklagen, wandten sich eine nach der andern mit ihren Bitten an den Wundermann, und keine mit leeren Händen. Auch ging keine leer aus, sie trugen von ihm Tränkchen, Kräuter, Wurzeln und allerlei Heilmittel fort, die sich auch in der That mehr oder minder heilsam erwiesen.

* *
*

Auf dem Gute eines benachbarten verwittweten Edelmanns hatte das Töchterlein, sein Nesthäkchen, ein Mägdlein von neunzehn Jahren, beim Herumtummeln

auf der Wiese, wo sie von ihren Ammen, Wärterinen, Gouvernanten und Mägden begleitet war, einen kostbaren Tombak-Ring verloren. Der Ring war mit gläsernen Edelsteinen besetzt und ihr Vater hatte ihn auf dem Rostower Markt um nicht billigen Preis von einem Juden gekauft. Darob entstand große Verwirrung. Der Herr, den bei den Thränen seines geliebten Kindes selbst Leid überkam, verschwor sich in grimmem Zorne, das ganze Gesinde vom Kleinsten bis zum Größten auspeitschen zu wollen, wenn der Ring nicht binnen zwei Tagen gefunden würde. Die armen Leibeigenen suchten und suchten . . . ließen kein Stäubchen unberührt an seiner Stelle, kehrten auf der Wiese, zwischen den Teichen, im Hühnerhof, im Garten Alles von unterst zu oberst . . . Alles ohne den geringsten Erfolg. Der kostbare Tombakring war nirgends zu finden. Alle ließen die Köpfe hängen und warteten auf die Erfüllung der schrecklichen Versprechungen, die ihr Gebieter immer heilig hielt. In dieser schauerlichen Zeit begegnete der Wirthschafterin ein Weib aus Rozestwin, dieselbe Gevatterin, welcher die Muhme des Weibes Terenzens die Geschichte von den verlornen Gäulen erzählt. »Und darum seyd Ihr so traurig?« — »Ach, wie soll ich nicht trauern bei solchem Unglück!« — »Dem Unglück ist aber abzuhelfen. Macht Euch nichts daraus. Unser Vorsänger Gregor wird gleich wissen, wohin der Ring gerieth: unlängst zeigte er dem Terenz seine gestohlenen Pferde, und meiner Base Jegorowna zauberte er den Mann zu, der sie jetzt so liebt wie uns die Männer noch nie geliebt. Nur ist's schwer den Gregor wohin zu bekommen. Da muß man bitten und bitten und in einem fort nur Geschenke geben.«

Die Wirthschafterin eilte mit dieser frohen Botschaft sogleich zur Gouvernante, der ersten Person im Hause, und die Gouvernante zum Herrn, dem sie zu Füßen fiel. »Ach gütiger Vater, erweis mir die gottgefällige Gnade.« — »Welche Gnade soll ich Dir erweisen, alte Närrin! ich werde Dich lehren, auf das Kind Acht geben. Du wirst dann gewiß ihr nachlaufen, und fleißig Dich nach ihr umsehn.« — »Laß mich nur ein Wörtchen reden, mich, Deine alte Dienerin, Vater. Nicht für mich bitte ich; Gottes und des Herrn Wille walte über mir, wenn ich Unwürdige in etwas gefehlt habe.« — »Nun, und was gibt's?« — »In Rozestwin, wir wissen's zuverlässig, lebt ein Vorsänger, ein großer Zauberer, der aber nicht auf jede Einladung zu haben ist. Hilf Deinen Dienerinen die Wahrheit erfahren. Sende um ihn, in Deinem Namen; Deiner Gnade leistet er Folge, und wir Alle wollen zusammenlegen und ihm geben, was er für seine Mühe verlangt . . . allenfalls von unsrem Lohne. Wir sind nicht von Szlachticblute, wir können einen, auch zwei Tage hungern . . . wenn nur der theure Ring unsres Fräuleins sich findet.« — »Sey's denn,« sprach der Herr milder, »wisse aber, wenn er uns keine Auskunft ertheilt, wenn er in meinem Namen fruchtlos eingeladen wird, dann schinde ich Dir zwiefach das Fell ab.« — »Auch dreifach, gütiger Vater, so oft es Deiner lieben Seele nur gefällt.«

Es ward eine Botschaft an den Vorsänger abgeschickt, ihn einzuladen mit dringenden Bitten, ansehnlichen Geschenken und noch größeren Versprechungen, mit denen die Boten natürlich nicht sparten, da sie, als zum Gesinde gehörig, die schon stark nahende Gefahr zu fürchten hatten. Der Vorsänger weigerte sich ein Weilchen, endlich aber sagte er zu und machte sich in Gesellschaft des Meßners auf den Weg. Als sie in den Edelhof kamen, wurden sie bewirthet, wie sich's gebührt, und machten sich dann an's Werk. Vor Allem beriefen sie die Zeugen, fragten sie ausführlich in Gegenwart des Herrn über Alles aus, wo das Fräulein herumgelaufen, mit wem, wann, und in welcher Weise man gesucht habe. Dann gingen sie selbst an Ort und Stelle . . . sahen sich gehörig um, dachten nach, flüsterten untereinander, rechneten.

»War hier Niemand außer Euch?« fragte der Meßner das Hofgesinde. — »Niemand, liebe Väterchen, höchstens spaziert das Geflügel hier häufig um den Teich.« — »Schafft uns das Geflügel her,« rief der Wahrsager, sich eine triumphirende Miene gebend. Und sogleich wurde alles Geflügel herangetrieben . . . . Hühner, Enten, Truthühner, Gänse, die insgesammt ein großes Gekreisch und Geschnatter anhuben, der Todtenstille des Gesindes gleichsam zum Trotze. — »Da ist der Verbrecher,« rief der Meßner, den Blick auf die neuen Zeugen werfend. »Weidet vor Allem den Truthahn da aus.« Der Koch rannte Hals über Kopf um's Messer.

Der umsichtige Wahrsager hatte alle Umstände, die er durch Nachfragen und Forschen erkundet, sorgsam verglichen und schloß, der Ring könne bei der bekannten Strenge des Herrn und der Rechtschaffenheit des Gesindes nicht gestohlen worden seyn; wenigstens wäre der Dieb augenblicklich durch die allgemeine Anstrengung des Gesindes entdeckt worden, das insgesammt für die Schuld des Einzigen leiden sollte. Auf der Wiese konnte der Ring auch nicht verloren gegangen seyn, denn die ganze Erde war schier wie durch ein Sieb durchgeschüttelt und das Gras Halm für Halm untersucht worden. Wohin wäre also das Kleinod gerathen? Als Gregor Dmitrijewič hörte, daß an der Stelle häufig das Geflügel herumlief, fiel ihm sogleich bei, eines von den Truthühnern könne den Reif verschluckt haben, wie schon etwas Aehnliches einige Jahre früher sich auf seinem eigenen Hofe zugetragen. Und sein erster Verdacht fiel auf einen feisten Indianer, der freilich leichter so ein Ding hinunterschlucken konnte, als eine Henne oder Ente. Der Meßner war übrigens entschlossen, im Falle der Noth auch das übrige Geflügel Stück für Stück unter allerlei Vorwänden abschlachten zu lassen, und falls der Ring trotzdem nirgends gefunden würde, die Schuld auf den Geflügelknecht zu schieben.

Indeß, er hatte einen so guten Griff gethan, daß wie nur mit dem Messer der Magen des Indianers aufgeschnitten war, auch schon der Ring der staunenden Zuschauerschaft in die Augen blinkte. Der Edelherr kicherte, das Edelfräulein hüpfte, das Gesinde schrie Ach und Je! und athmete auf; denn alle Ungnade war von den Leuten mit einem Male abgewendet und sie kamen mit der Drohung davon, daß ja künftig nicht mehr dergleichen geschehe. Der versöhnte Gebieter belohnte selbst die Zauberer mit einem Beutel Kopeken, die Dienstleute luden sie einer nach dem andern in ihre Häuser, bewirtheten sie auf das beste und entließen sie dann mit Segensprüchen. Zufrieden und mit vollen Taschen und Bündeln, mit Speise und Trank wohlgesättigt kehrten sie heim. Der gut-

müthige Vorsänger war herzlich froh, daß so viele Leute durch seine Vermittlung vor grausamer unverdienter Strafe bewahrt wurden, und stimmte endlich mit seinem kecken Gesellen darin überein, daß solche Zaubereien nicht so gar schlimm seyen und daß darin neben der Sünde auch Heil wohne.

* *
*

Einem anderen benachbarten Edelmann, einem Bekannten des vorigen, gingen 10,000 Rubel verloren, die eben aus einem entfernten unterthänigen Dorfe eingegangen waren. Sie gingen überdies zu einer Zeit verloren, wo der Herr ein D'raugeld zahlen sollte für die Jagdmeuten und für ein Haustheater mit Schauspielern, Musikern, Tänzern und Tänzerinen, Dekorationen und Garderobe, die ihm ein Fürst, der Alles durchgebracht, verkauft hatte. Zornentbrannt klagt er den versammelten Nachbarn sein Leid und frägt sie um Rath, was er in dieser fatalen Lage beginnen solle. Der Edelmann, bei welchem der Ring sich wieder gefunden hatte, erzählt den schon bekannten Vorfall. — »Fragen ist nichts Böses,« reden die Anderen zu, »versucht's, sendet um die Zauberer; ärger wird's doch nicht.« Alle preisen den Rath und der Edelmann sendet seinen Haushofmeister mit Vollmacht nach Rozestwin. Der Vorsänger hatte keine Lust zu der Reise, als ahnte sein Herz etwas; aber es ließ sich nicht abwenden. Die Wahrsager verabredeten den Preis und nachdem sie ein Geschenk erhalten, brachen sie auf . . . der Meßner mit der gewöhnlichen Keckheit, die ihm jederzeit Glück verhieß, der Vorsänger mit Bangen und Zagen, das ihm aber ein um so geheimnißvolleres, ernsteres Aussehen verlieh. Der Meßner frug den Herrn nach Allem aus, wann er das Geld erhalten, durch wen, in wessen Gegenwart, wo er es aufbewahrt, wann er es vermißt, wer um ihn zu seyn pflegte. Dann wandte er sich an die Leute mit solchen Fragen, daß sie ihm jeden Schritt und Tritt in den letzten Tagen angeben mußten. Aber ach . . . aus allen Aussagen konnte der Meßner doch immer noch keinen Verdacht schöpfen; der Schweiß perlte in dicken Tropfen ihm auf der Stirne und schon waren alle Fragen erschöpft. Dennoch verlor er nicht die Geistesgegenwart. Während der Vorsänger in einem Buche zu lesen anhub, verlangte er Wasser, zwang alles Hofgesinde hineinzublicken, musterte dabei jedes Antlitz . . . und erfuhr abermals nichts. Da flüsterte er einige Wörtchen mit dem Vorsänger, der bereits zähnklapperte, als wäre er selbst über dem Diebstahl ertappt worden, und sprach darauf feierlich: sie wären jetzt bereits im Besitze fast des ganzen Geheimnisses, könnten es aber nach Sonnenuntergang nicht mittheilen. »Morgen Vormittag offenbaren wir laut und öffentlich die ganze Wahrheit; jetzt aber bitten wir, Ihr möget uns Ruhe gönnen zur letzten Besprechung.«

Man wies ihnen einen Platz auf dem Heuboden an und trug Alles was nur da war, ihnen zum Nachtessen zu, denn es war schon später Abend. Bei einem Kruge Wein berathschlagten sie nun hier, wie sie mit Ehren und heiler Haut dem bevorstehenden Lohn ihrer früheren Thaten entgehen könnten; denn der Edelmann, ein Freund von Hunden und bedeutend geschossen, konnte leicht die ungenügende Antwort mit dem Ochsenziemer ihren Rücken entgelten. Selbst der Meßner wurde ungeachtet eines kleinen Räuschchens nachdenklich; der Vorsänger dagegen machte ihm Vorwürfe, daß er ihn zu solcher Sünde verleitet. Vergebens wollte Jener seinen furchtsamen Gesellen aufrichten durch die Hoffnung irgend eines unvorgesehenen Zwischenfalles, wie ihnen schon mancher früherer Zeit geholfen . . . der Kamerad wollte nichts hören und zählte jede Minute, die ihn noch vom Morgen trennte, gleich einem zum Tode verurtheilten Verbrecher. Da krähte hinter'm Heuboden der Hahn. »Horch, der erste Bote meldet sich schon!« sagte Gregor Dmitrijewic dumpf, zagend vor der nahenden Stunde der Entscheidung. Aber siehe, im selben Augenblick naht von der andern Seite der Dieb — der Kammerdiener des Herrn — dem Heuboden, um zu horchen und zu spüren, was die Zauberer machen. Da hörte er die Worte des Vorsängers und erschrak, denn er bezog sie auf sich. Und rasch lief er zu seinem Mitschuldigen und eröffnete ihm, wie der Diebstahl verrathen sey, ja wie der Vorsänger sogar sein Heranschleichen augenblicklich bemerkt. Dieser, ungläubig, läuft eilends mit zum Heuboden, aber im selben Augenblick kräht auf der andern Seite ein zweiter Hahn und der Vorsänger ruft mit gleicher Stimme wie zuvor: »Horch, auch der zweite Bote meldet sich schon!« Voll Angst und Zittern schleichen die Diebe in den Heuboden und stürzen auf die Knie vor den Wahrsagern, die ob der unerwarteten Erscheinung nicht minder erschraken. — »Ach unser ist die Sünde, verzeiht und verderbt uns nicht,« jammerten die Diebe. — »Und ihr Schelme, was habt ihr gethan?« schnauzte sie der Meßner an, der seine Besonnenheit schnell wieder gewonnen. »Wie wenn wir, ohne euch Zeit zur Reue zu lassen, schon gestern dem Herrn gesagt hätten, in wessen Händen seine Rubel sind? He, wie wär's euch da ergangen?« — »Wir glaubten, Ihr würdet uns nicht erkennen!« — »Ha! wir euch nicht erkennen!« — »Goldväterchen, zeitlebens wollen wir Eure Gnade nicht vergessen, das letzte Hemd ziehen wir aus für Euch, nur entschleiert diesmal nicht unsere Sünde.« — »Habt ihr noch alles Geld beisammen?« — »Alles.« — »Gut denn, so seht, daß ihr nicht wieder sündigt, und tragt das Geld auf den hinteren Hof, legt es in den Holzstoß unter die sechste Reihe und gebt uns ein D'raugeld auf das Versprochene.« — Die Diebe vollzogen das gnädige Geheiß und brachten ihren Wohlthätern als Zeichen der Dankbarkeit vier Weben Leinwand und versprachen nächstens noch mehr zu bringen. — »Und jetzt geht schlafen mit Gott, und seht zu, daß der Morgen klüger sey als der Abend war.«

»Was sagst Du jetzt, Gregor?« frug der Meßner seinen Kumpan, der vor Freuden ganz außer sich war. »Jetzt erhalten wir 500 Rubel nach der Zusage.« — »Brav so!« erwiederte der Vorsänger. Und sie plauderten noch ein Weilchen beim Rest des Weines, und legten sich dann auf dem ausgebreiteten Heulager schlafen, zufrieden, lustig und nicht wenig bespitzt.

Als der Morgen anbrach, standen sie auf, frühstückten, tranken ein Schlückchen auf die Uiberbleibsel des gestrigen Rausches und traten dann triumphirenden Blicks vor den Herrn, der mit seinen Gästen beim Thee

saß. Sie eröffneten ihm, das Geld sey noch alles beisammen und liege an dem und dem Orte, die Namen der Diebe hätten sie aber noch nicht erfahren. — »Der Teufel hole auch die Namen,« rief der Herr freudig, »wenn nur das Geld sich findet!« Und er ging mit dem Vorsänger, dem Meßner und den Gästen an die bezeichnete Stelle. Die Rubel waren da. Die Zuschauer trauten kaum ihren Augen; des Verwunderns, der Freude, des Murmelns, des Schreiens war gar kein Ende. Auf der Stelle zählte der Schloßherr den Wahrsagern die zugesagten fünfhundert Rubel auf, dankte ihnen für den Dienst, ließ sie noch mit Trank und Speise bewirthen, und entließ sie voller Ehren. Er selbst aber setzte sich mit den Gästen zum Freudengelage.

Der Vorsänger und der Meßner, so reichlich belohnt und geehrt, und vor innerer Lust ganz außer sich, nahmen den Wagen, den ihnen der Schloßherr anbot, nicht an, sondern wanderten fein zu Fuß nach ihrem heimatlichen Dorfe, das mehr als zehn Werst von da entfernt war. Unterdeß aber begann den Edelmann, der sich bei dem Gelage gehörig benebelt hatte, der gegebene Lohn zu reuen. »Was thut's; ich jage es ihnen wieder ab!« dachte er, »die Bursche können noch nicht weit vom Dorf seyn.« Und rasch hieß er seine Jäger sich versammeln, stieg zu Roß, verließ unbemerkt die Gäste, und sprengte in voller Carrière die Straße hin, auf der sich die Wahrsager entfernt. In einer Viertelstunde hatte er vier Werste durchritten und erblickte die Beiden in der Ferne, da sie eben durch ein Gebüsch gingen. Bei ihrem Anblick erschrak er. Wie wenn sie wirklich Zauberkünstler sind, und in ihrem Zorn Wehe über mich rufen! Nun, wenigstens will ich sie noch prüfen. Und er hieß sein Gefolge halten, stieg vom Pferde, und fing einen Käfer, der über den Weg kroch. Ob sie erkennen, was ich in der Hand halte? Mit dem Gedanken ritt er unter Lärmen und Schreien den Wanderern nach. Die hatten sich kaum umgeschaut, als auch schon der Schloßherr mit zehn Mannen ihnen auf der Ferse war, Alle jagten schnurstracks auf sie zu, augenscheinlich mit den bösesten Absichten. — »Arme Käfer, jetzt seyd Ihr gefangen!« rief der Meßner, und dem Edelmann knickten die Füße ein, er ließ die Hand sinken und der Käfer fiel heraus. »Gutes Gedeihen, Kinder, Glück auf die Reise!« brummte der Herr ihnen durch die Zähne zu. »He, ihr Jäger, schwenkt um, nach Hause!« Und Alle wandten die Pferde und jagten zurück, die Wahrsager im größten Erstaunen da stehen lassend. *

* * *

Auf diese Art trieben unsre Helden noch lange ihr Gewerbe und erwarben sich eine hübsche Zubuße. Aber . . . der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht: der Ruf von den Thaten der Wahrsager gelangte allzuweit, bis zu den Ohren des bischöflichen Ordinariats. Man nahm die Schelme vor Gericht, verhörte sie einen nach dem andern, setzte sie von Amt und Würden ab, und verurtheilte sie in's Kloster, damit sie dort für ihr lügnerisches Treiben Buße thäten. So endigten ihre Thaten.

(Biblioteka zábawného čtení.)

* Die zwei letzten Begebenheiten erzählt ungefähr auf gleiche Weise ein ähnliches deutsches Volksmärchen.

Bestraftes Gelüste.

Nach dem Englischen.

In seinem eleganten Schlafzimmer in der fashionablesten Gegend der Regent-Street saß in seinem sammtnen Fauteuil, mit einem gelb, grün und roth gewürfelten seidenen Schlafrock angethan, Herr Augustus Snivelle. Von seiner gestickten Kappe baumelte malerisch eine goldene Troddel auf seine Schultern herab, sein Hemdkragen war à la Byron ausgeschlagen, seine Oberlippe schmückte ein emporkeimender Schnurrbart, sein Kinn ein jugendlicher Knebelbart, seine Haare, von vorgeblicher Bärenfettpomade glänzend und nach Jasmin duftend, hingen im wunderlichen Gelock einer jungdeutschen Frisur auf seine Schultern herab. In einer Hand hielt er eine Pfeife, — nicht etwa einen gemeinen Thonkopf, sondern einen ächten Meerschaum, aus dessen Bernsteinmundstück er die aromatischen Duftwolken von ächtem persischen Tabak sog, die von seinen Lippen in dem Gemache emporwirbelten, in der andern ein saffiangebundenes Exemplar der »Erzählungen aus den Kolonien,« die uns die Sitten der Eingebornen von Vandiemensland so anziehend und herzgewinnend schildern, auf einem daneben stehenden Tischchen von Palissanderholz lag Coopers »Letzter Mohikaner« mit der ganzen Reihe der nordamerikanischen Vor- und Nachläufer dieses Romans. Die beringte Hand unseres Fashionables ließ das Buch auf den Schooß sinken, und fuhr mit aller Rücksicht auf die jungdeutschen Locken, über die sinnende, trübe Stirn. »Wo find' ich euch, ihr ächten, unverfälschten, unschuldigen Kinder der Natur?! Wo seyd ihr, denen die Ewige, Göttliche ihren adelnden Stämpel auf Antlitz und Gemüth gedrückt hat!? Nicht in St. James Park, noch in Lowther's Arkade, nicht im Palais Royal, noch auf dem Boulevart Italien, nicht unter den Linden oder im Thiergarten, nicht im Prater, noch auf dem Markusplatz seyd ihr heimisch! Die Natur ist aus der civilisirten Welt geflohen. Heuchelei, Verstellung, Affektation, Verschrobenheit hat dich verdrängt, zurückgescheucht in jene Länder, wo die Kultur mit ihrem Fluche noch nicht hingedrungen ist. Dort muß ich dich suchen, du Hehre, dort will ich mein Gemüth an dir laben. Ich bin der Täuschungen, des sophistischen Trugs des civilisirten Lebens müde. Auch fange ich an, sehr viel Embonpoint zu gewinnen — ich will auf Reisen gehen — in fremde Welttheile.«

Augustus Snivelle war europamüde. Diese höchst betrübende Gemüthsstimmung war von seiner jungdeutschen Frisur herab in seinen Kopf gedrungen, und Reisen war das einzige Mittel dagegen. Er wußte nur noch nicht recht wohin. Cooper lockte ihn nach Amerika, Captain Wilson auf die Pelew-Inseln, die Erzählungen aus den Kolonien nach Neuseeland. Die edlen rothhäutigen Skalp-behängten Helden des »fernen Westens« mit seinen hundert Meilen langen üppigen Grasflächen, seinen lehmfarbenen Strömen und jungfräulichen Ur-

wäldern schwebten als reizendes Bild seiner Phantasie vor. Er sah sich im Geiste — als ein zweiter Natty Bumpo — an der Seite dieser kräftigen offenen Natursöhne den Büffelherden nachziehen, Bären auflauern, wilde Pferde einfangen, »Wildfährten auf Felsen und im Wasser aufspüren«, Bibern in den Prairien nachstellen und »Prairiehunde gewältigen«, und dann des Abends in dem kunstlosen Wigwam seiner rothhäutigen Freunde auf schwellenden Büffelhäuten ein Hirschsteak mit Maiskuchen verzehren. Seine matten Züge belebten sich bei diesen poetischen Vorstellnungen. Aber bald fiel ihm ein, wie weit es bis in jene gesegneten Gefilde sey, wie lang der Weg daure von New-York bis zu den »Krähen-Indianern« oder den »Plattfüßen«, wie ermüdend die Reise seyn müßte, die ihn noch wochenlang durch Gegenden führte, wo es noch überall weiße Gesichter mit Rock und Hosen in europäischen Häusern, überall Hôtels, Eisenbahnen, Dampfboote, bebaute Felder und alle sonstige Spuren der ihn so bedrückenden und peinigenden Civilisation gebe, — und er gab, Coopers Lockungen von sich weisend, diesen Plan auf. — Nach den Pelew-Inseln, hatte man ihm gesagt, gingen etwas selten Schiffe ab — er hätte also noch warten müssen, — dies war ihm nicht länger möglich, damit war es denn auch nichts. Aber nach Neuseeland — ja, das war das rechte Ziel! Eben lagen ein paar Schiffe im Hafen, die mit dem nächsten günstigen Wind dahin absegeln wollten — er durfte nur ein paar Wochen an Bord zubringen — nur ein paar Wochen europäische Gesichter um sich sehen, und dann nur aus dem Schiffe heraussteigen, um mit dem ersten Schritt auf dem Land der Mutter Natur und ihren ächten unverfälschten Kindern in die Arme zu sinken... »Ja,« rief er begeistert, »ich reise nach Neuseeland!« Und er reiste. —

* * *

Unter einem Dache, gedeckt mit den Blättern des neuseeländischen Flachses, lag Pummeribuh. Die malerisch läßige Stellung seines kräftigen Körpers ward nicht behindert durch ein Paar spannende Hosenträger, denn er war ohne jenen Theil unserer Kleidung, den diese Vorrichtung zu tragen bestimmt ist; auch trug er weder Schuhe noch Strümpfe, weder Weste noch Rock, weder Hemd noch Hemdkragen, am allerwenigsten Glacéhandschuhe. Das einzige Kleidungsstück, das seine Person schmückte, wenn er ausging, eine Matte, hatte er läßig beiseit geworfen und so dem Beschauer den vollen Anblick der zierlichen Tättuirungen, die seine rußfarbige Haut verschönerten, gegönnt; ein Lächeln, das sich bei der Erinnerung an seine letzte Mahlzeit über seine Züge stahl, zeigte zwei furchtbare dichte Reihen blendend weißer Zähne, die jedem fetten Manne einen Schauder einjagen konnten. In seiner Linken hielt er ein Stück Farnwurzel, an der er sich zuweilen herabließ zu knabbern, während er auf sein Frühstück wartete; in seiner Rechten hielt er einen ächt neuseeländischen Tomahawk (Beil), mit dem er jeweilig, wenn es ihm gerade gefällig, ein Weib oder einen Sklaven erschlug. — Er war ein unverfälschtes Naturkind.

»Wo ist Wirriwarriwuh!« rief er, indem er die Farnwurzel wegwarf und seinen Tomahawk etwas schwenkte. Wirriwarriwuh erschien. Sie war eben so wenig von Kleidern beengt, als ihr Herr und Gemal. Bei ihrer häuslichen Beschäftigung, den Morgenimbiß zu bereiten, hatte sie sich der Matte entledigt, die zuweilen dem Fremden einen Theil ihrer Reize verbarg, und stand da wie sie die Natur geschaffen hatte. Eine Schnur mit Haifischzähnen, die um ihren Hals, und einen Korallenzweig, der an ihrer Nase hing, ausgenommen, lieferte sie eine lebendige Illustration zu dem poetischesten und sinnig zartesten Ausspruch: Schmucklosigkeit ist ächter Schönheit größter Schmuck. — »Wo ist mein Frühstück,« rief der Häuptling und tändelte dabei mit seinem Tomahawk. Wirriwarriwuh wies auf den Pfad, der zu ihrer Paradehütte führte: »Ein weißer Mann kömmt.« — »Ein weißer Mann? wie ist er? mager? fett?« fragte der Häuptling, und das Wasser lief ihm im Vorgeschmack der möglichen Genüße im Munde zusammen. — »Ein sehr fetter Mann.« — Die Augen des Häuptlings funkelten. »Nimm Deine Matte um,« sagte er. Sein Weib gehorchte, zog eine Art neuseeländischer etwas kurzer Mantille um ihre Schultern und erwartete den Fremden.

Herr Augustus Snivelle trat ein, nicht durch die Thüre, denn Thüre gab's da keine, sondern durch das Loch in des Häuptlings Wohnung. Er schaute die Dame mit einsichtsvoller Neugier an. Der Häuptling runzelte die Stirne, lächelte aber, als er sich ohngefähr die Zahl der Zehnpenny-Nägel berechnet hatte. Herr Snivelle sah die Zähne des Eingebornen und versuchte gleichfalls zu lächeln, aber er konnte nicht recht. Der Häuptling betrachtete ihn genau; Wirriwarriwuh hatte Recht, der Fremde war von wünschenswerther Feiste, aber er konnte noch fetter werden. Pummeribuh dachte nach.

Hr. Augustus Snivelle war einigermaßen in Verlegenheit, wie er seine Wünsche diesen Aboriginen mittheilen sollte, und fand sie bei sich selbst wirklich recht originell; da er nach einigem Besinnen erkannte, daß er ihre Sprache nicht sprechen konnte, noch sie die seinige, so fiel ihm endlich ein, daß Zeichen und Gebärden eine allgemein verständliche Sprache seyen. Er öffnete also den Mund und ahmte die Bewegung des Käuens mit bedeutender Heftigkeit nach. Wirriwarriwuh hatte ihn sogleich verstanden; mit der ihrem Geschlechte eigenen Bereitwilligkeit, sich gefällig zu erweisen, bot sie dem Fremden sogleich das Stück Farnwurzel an, das ihr Gemal nur halb verspeist hatte. Der Fremde nahm es, schälte es mit einem Messer, das er aus der Tasche zog, kostete es und schüttelte den Kopf.

Pummeribuh sah auf das Messer des Fremden und seltsame Bewegungen stiegen in seiner Seele auf. Er streckte seine Hand darnach aus, erfaßte es, befühlte seine Schärfe, ließ in der Tiefe seiner Kehle ein Lächeln hören, das ohngefähr wie das Kollern eines Truthahns klang, und versteckte seine Beute in einen Winkel der Hütte. Herr Snivelle war entzückt über dieses Beispiel von angeborner Freimüthigkeit.

Der Häuptling lud ihn durch Zeichen zu einem großen Fest ein. Hr. Snivelle, der sehr hungrig war, nahm die Einladung mit der eifrigsten Bereitwilligkeit an. Eines der Weiber wurde abgesendet, die ganze Horde zu benachrichtigen, daß ein fremder Weißer angekommen sey, dessen Wohlbeleibtheit ihm einen großen

persönlichen Werth verleihe, und der außerdem noch unterschiedliche sonderbare und unterhaltende Eigenschaften zeige.

Das Fest wurde bereitet und ein alter, ehrwürdiger Häuptling, der vornehmste der Horde, führte den Vorsitz. Da er das Glück gehabt hatte, mehreremale mit den Europäern zu verkehren, so war der große Mann mit den Sitten und Gebräuchen der Weißen vertraut, und da er bei dieser Gelegenheit gern Aufsehen machen wollte, so befahl er, daß Alles mit einem Aufwand zubereitet werden sollte, wie er für dieses Ereigniß anpassend war. Der Rauch der unterirdischen Oefen stieg rundum empor.

Zur anberaumten Zeit setzte sich die Versammlung zur Tafel, d. h. die Eingebornen kauerten sich am Boden auf die Haken nieder, und die Weiber brachten das Essen herein. Der Anzug des großen Häuptlings war über die Maßen prächtig. Er trug bei dieser festlichen Gelegenheit eine alte Jacke eines Tambours, welche ihm zu eng war, und daher vorne offen stand. Seine Lenden hatte er mit einer blauen Schürze gegürtet, die einem Schiffskoch gehört hatte. Auf dem Kopfe saß ihm eine mächtige Perücke eines Richters, die für einen Würdenträger in Neusüdwales bestimmt war, aber von diesem zurückgewiesen und von einem Händler gegen ein Schwein an einen Eingebornen vertauscht wurde. Der große Häuptling aber hatte sie diesem weggenommen, als eine Zier, die für ein anderes Haupt als das seine zu prachtvoll war. Seine verwunderungsvollen Unterthanen gafften ihn mit scheuer Ehrfurcht an. Herr Augustus Snivelle sah sich unruhig nach dem Essen um. Das erste Gericht war eine gebackene junge Frau, die mit großen Ceremonien hereingetragen wurde. Am untern Ende der Tafel wurde ein geschmorter Hund aufgesetzt. Ein blaugesottener Auswanderer-Spekulant stand in der Mitte, und beiderseits ein paar Kinderpasteten, aus deren Kruste die Zehen appetiterregend herausschauten.

Pummeribuh saß an seines weißen Freundes Seite, um ihm behilflich zu seyn, zu diesen Köstlichkeiten tapfer zuzulangen. Er riß mit den Fingern ein Stück von dem ersten Gerichte los, holte mit seinem Tomahawk eine ansehnliche Schnitte von dem mittlern herunter, und präsentirte sie dem Gaste, indem er ihn auf die Kinderpasteten als den größten Leckerbissen aufmerksam machte. Aber Herr Snivelle wurde blaß und fühlte sich sehr übel. Der große Häuptling war so gütig sein Unwohlseyn zu bemerken und deutete ermuthigend auf die Tafel. Herr Snivelle schüttelte den Kopf und bemühte sich seinem rußigen Freund begreiflich zu machen, daß er keinen Hunger habe. Die Eingebornen sahen ihn mit verächtlichem Mitleid und Erstaunen an. Das Mahl war köstlich. Sie sprachen miteinander und deuteten auf den Fremden und betrachteten ihn wie es ihm schien mit liebevollen Blicken. Sie wendeten ihre Rede an den großen Häuptling; glücklicherweise war dieses würdige Individuum einiger englischer Brocken mächtig. Mit bereitwilliger Höflichkeit verdollmetschte ihm dieser die Conversation der unverfälschten Naturkinder. Das Gespräch lautete ohngefähr so. Der große Häuptling: »Sagen, Du Baum klettern können?« Herr Augustus Snivelle: »Nein.« — »Sagen, Du Fische fangen können?« — »Nein« — »Sagen, Du Watten machen können?« — »Nein.« — »Sagen, Du fechten können?« — »Nein.« — »Sagen, Du zu nichts gut.« — »Wie?« — »Sagen, Du sehr hübsch und fett.« — »Sehr gütig.« — »Sagen, Du gutes Essen.« — »Ja, ich möchte gerne etwas Gutes zu essen haben.« — »Nicht verstehen! Nicht sagen, Du essen — Dich essen.« — »Was!« — »Sagen, Dich recht fett machen und dann Dich auffessen.« — »Den Teufel auch,« schrie Herr Augustus Snivelle und sprang auf. Die Eingebornen sprangen gleichfalls auf. Sie waren sehr lustig, tanzten um den weißen Mann herum und sangen einen Festgesang. Pummeribuh sang den ersten Tenor, die andern fielen im Chor ein. Nachfolgende Zeilen sind eine freie Uibersetzung des Rundgesangs dieser einfachen Naturkinder.

Wallaloh, Wallaloh!

Wir essen die Weißen gebraten und roh.
Der weiße Mann kömmt von der Reise,
Der Braune ist fett, doch fetter der Weiße.
Wir wollen auf heißen Steinen ihn schmoren,
Wir wollen ihm schneiden ab die Ohren.
Laßt den Braten rundum gehen,
Eßt seine Finger, eßt seine Zehen.
Sein Leib soll unsern Mäulern schmecken,
Drum laßt ihn uns an den Bratspieß stecken.

Chor.

Weißer Mann Mittag- und Abendessen,
Wetzt die Zähne und laßt ihn uns fressen.

Der große Häuptling hatte die Güte, den Inhalt dieses gefühlvollen Gesanges Herrn Snivelle zur gefälligen Wissenschaft und fernern Darnachachtung genau mitzutheilen, aber besagter Gentleman, weit entfernt mit dieser Verwendung seiner werthen Person zufrieden zu seyn, machte in seinem Schreck einige Luftsprünge, welche die seiner unterhaltenden Wirthe noch übertrafen. Doch es war umsonst, daß er versuchte aus diesem Zauberkreis zu entkommen; überall wurde er von den Wilden daran gehindert und zu seinem Entsetzen wurde der Kreis mit jedem Augenblick enger und enger. In seiner wahnsinnigen Furcht gab er Alles, was er von Werth bei sich trug, seine Uhr, seinen Operngucker, seine Schnurrbartbürste in elfenbeinernem Futteral, seine goldene Kette, kurz Alles hin. Die Eingebornen waren von seiner Freigebigkeit entzückt, und wurden in ihrer Ansicht bestärkt, daß er verdiene zum Fressen geliebt zu werden. Sie sangen immer lauter, sie sprangen immer höher. Und nun rückten sie Herrn Snivelle immer näher und näher auf den Leib, und Herr Snivelle brüllte immer lauter und lauter. Ein freundlicher Eingeborner nahm ihm den Hut weg, ein anderer riß ihm den Rock vom Leibe, ein dritter entledigte ihn seiner Weste und ein vierter befreite ihn von jenem Kleidungsstück, das civilisirte Vorurtheile für das unentbehrlichste betrachten; bald stand er da im Gewande der Natur, wie man es poetisch benennt, und die Wilden freuten sich kindisch, ihn noch fetter zu finden, als sie gehofft hatten. Einer von ihnen schwang seinen Tomahawk und war eben im Begriffe den unglücklichen Herrn Snivelle mit einem ganz unverfälschten Hieb mit der Schärfe des steinernen Beiles zu begrüßen, als Herr Snivelle, von der Angst beflügelt, einen verzweifelten

Sprung machte und mit Windesschnelle durch den wilden Haufen durchbrechend in den Wald entfloh, und sich dort in einen hohlen Baum verkroch, während die Wilden verblüfft und wüthend über die getäuschte Erwartung ihm ihr Zorngeheul nachertönen ließen.

Dort steckte er, drei lange Tage und Nächte frierend und hungernd, und tausendmal im Stillen gelobend, daß er, wenn er nur diesmal den Klauen der unverfälschten Naturkinder entschlüpfte, sich künftig recht gerne mit den geringen Vorzügen der Civilisation begnügen und nicht mehr nach jener ursprünglichen Einfachheit verlangen wolle, von der er so eben ein angenehmes Pröbchen erhalten habe. Am Schluße des dritten Tages, als er weit und breit keinen Ton von den Wilden mehr vernahm, wagte er es aus seinem Versteck herauszugucken, und da er das Feld rein fand, so machte er sich so gut es ging auf, um die nächste europäische civilisirte Niederlassung zu erreichen, wo er endlich ankam »ein weiserer und ein magererer Mann«.

Mit dem ersten Schiff kehrte er nach England zurück, und wenn er irgend einen sentimentalen Enthusiasten in Lobsprüche über den Menschen in seinem Naturzustande ausbrechen hörte, so pflegte er sein neuseeländisches Abenteuer zu erzählen und, dem Himmel für seine Rettung vor den Zähnen von Pummeribuh und Wirriwarriwuh sammt ihrer würdigen rußfarbigen Gesellschaft dankend, den berufenen Rundgesang der Wilden zu singen.

»Ein hübsches Liedchen für eine Gesellschaft von Gentlemen, nach dem Essen anzustimmen, und ein hübscher Festmahlschorus, — nicht wahr?

Weißer Mann Mittag- und Abendessen,
Wetzt die Zähne und laßt ihn uns fressen.«

Das Oregongebiet.

Noch immer und gerade jetzt mehr als je ist das Oregongebiet ein Zankapfel zwischen den Nordamerikanern und den Engländern. Etwas Nationaleitelkeit zum Theil, noch mehr aber die Voraussicht, daß dies gegenwärtig noch bedeutungslose Land einst, wenn durch Eisenbahnen * oder reguläre Dampfschifffahrt den übrigen Ländern oder Continenten näher gerückt, von größerer Wichtigkeit werden dürfte, sind die Ursachen dieses hartnäckigen Kampfes, in welchem kein Theil dem andern weichen will. Desto interessanter wird es, den Boden kennen zu lernen, um den es sich handelt.

Dieses streitige Gebiet liegt zwischen dem 54° 40′ und 42° n. B., im Osten ist es durch die Felsengebirge, im Westen durch den großen Ocean begränzt. Im Süden breit, wird es gegen Norden schmäler, da die Felsengebirge nicht parallel mit der Küste, sondern mehr nordwestlich laufen. Das ganze Land bedeckt ungefähr eine Oberfläche von 15,600 Quadratmeilen; einen fast dreimal so großen Flächenraum also, als das ganze Königreich Großbritannien und Irland (die Kolonien natürlich ungerechnet). Der nördliche Theil der Küste, jenseits des 48sten Grades, ist durch eine Menge Inseln geschützt, worunter die Vancouver-Insel, etwa zwei Drittel so groß wie Irland, die ausgedehnteste. Längs der Meerengen, welche diese Inseln vom Festlande scheiden, findet man treffliche Häfen. Südlich vom 48sten Grade trifft man, bis an die mexikanische Gränze, nur zwei Zufluchtsstätten für Seefahrer: den Hafen Bulfinch und die Mündung des Columbiaflußes; aber der eine davon faßt nur kleinere Schiffe, der andere ist acht Monate im Jahr unzugänglich und jederzeit sehr gefährlich.

Die Gebirgsketten, welche das Land durchschneiden, sind meist höher als die höchsten Alpen, einige übertreffen sogar die höchsten Anden. Zwei Wirkungen folgen daraus: erstens, die ungemeine Rauhheit des Klimas — das nur in den südwestlichen Thälern durch die Nähe des Meeres gemildert wird —, und zweitens: die Unfähigkeit des Bodens zum Anbau. Nur ein sehr kleiner Theil des Landes ist zur Kultur geeignet. Noch am fruchtbarsten sind die Thäler zwischen dem Meere und dem Kalmetgebirge, bewässert vom Columbia und dessen Zuflüssen, dem Willamet und dem Cowlitz, eine Landzunge von etwa 17 Meilen Breite auf 63 Meilen Länge. Aber auch in diesem glücklichen Landstrich ist nur ein Acht- oder Zehntheil anbaufähig. Weiter im Westen findet man nur Hochebenen, die bald klippig, bald sandig sind, immer aber ohne Waldung, ja fast ohne Vegetation. Wohl sind sie von Flüßchen und Bächen durchfurcht, die aber keine Fruchtbarkeit bringen. »Die Ufer der obern Columbia,« sagt Captain Wilkes *, »bieten gar kein fruchtbares Anschwemmland; man sieht keinen Baum, dem mageren Pflanzenwuchs fehlt alle Frische, dürre Sandstrecken ziehen sich hinab bis an's Niveau des Wassers, und erst wenn man am Ufer steht und mit eigenen Augen den Fluß sieht, fängt man an zu glauben, daß ein großer Strom seine Fluthen durch diese dürren Wüsteneien wälzen kann.« Im Norden des Landes wird das Klima durch den höhern Breitengrad sowohl als durch die erhöhte Lage des Bodens so rauh, daß der Mensch seinen bleibenden Sitz hier gar nicht aufschlagen kann. Dennoch findet man auch hier einige fruchtbare Thäler. Der bewohnbarste Theil dieses ungastlichen Landes ist der Süden der Insel Vancouver. Im südwestlichen Theil des Oregongebietes findet man einige Strecken Weideland, andere Strecken wieder, welche an Bauholz reich sind. Die Flüße wimmeln von Fischen; der Norden des Landes von Pelzthieren. Wenigstens war letzteres bis in die neueste Zeit so.

Seit jeher bis in die letzten drei oder vier Jahre betrachteten die Weißen dies Land nur als einen Markt zum Ankauf von Pelzen und Fellen. Die französischen Canadier scheinen die ersten Abenteurer gewesen zu seyn, welche den Pelzhandel in Nordamerika versuchten. Anfänglich, im Beginne des 17ten Jahrhunderts, als noch die Wälder Amerika's Ueberfluß an wilden Thieren hatten und die Indianer noch zahlreich und mächtig waren, blieben die weißen Pelzhändler daheim in ihren Städten am St. Lorenzstrom und begnügten sich mit den Fellen, die ihnen von den Jägern in's Haus gebracht wurden.

* Neuerlich kömmt in Amerika die kolossale Eisenbahn, welche Herr Whitney projektirt (s. Seite 96) und die von New-York bis an die Mündung des Columbiastroms in einer Länge von etwa 450 (österr.) Meilen gehen sollte, wieder zur Sprache und findet immer mehr und mehr Anhänger.

* Der Chef der amerikanischen Weltumseglungsexpedition. Siehe S. 64.

Aber als der Reichthum des Landes an Wild immer geringer ward, als die vernichtenden Fortschritte der Civilisation die Indianerstämme immer mehr und mehr lichteten, da erkannten die Pelzhändler die Nothwendigkeit, selbst in die Wildniß zu dringen und mit dem rothhäutigen Jäger auf dessen eigenem Gebiete zu unterhandeln. Große Beschwerden, arge Gefahren, unglaubliche Abenteuer hatten diese kühnen Männer zu bestehen. Noch heute weiß man von den Coureurs de bois (Durchstreifern der Wälder) zu erzählen. * So nannte man nämlich diese verwegenen Abenteurer. Sie hatten es mit grausamen, tückischen Wilden zu thun, mit Menschen einer andern Race, an die sie keinerlei Bande knüpften. Ihr einziger Berührungspunkt war dieser Handel, in dem einer den andern zu übervortheilen suchte, ja wobei es gar oft zu Raub und Mord kam. Unter solchen Verhältnissen, in einem Lande, wo ihnen noch kein Gesetz, keine öffentliche Meinung Zügel anlegte, mußten diese »Durchstreifer der Wälder« immer tiefer sinken, immer mehr verwildern, bis sie aus civilisirten Menschen fast zu wilden Thieren sanken, welche die Ausdauer, die Vorsicht, die Ränkesucht des weißen Mannes mit der grausamen Raubgier und der Gewissenlosigkeit der Rothhaut vereinten.

Die Hudsonsbay-Kompagnie, welche heutzutage das Monopol des Pelzhandels mit den Indianern in allen britischen Theilen Nordamerika's besitzt, hat in der ganzen Strecke vom Atlantischen Meere bis zum großen Ocean Posten und Forts errichtet. Der größte dieser Posten ist Fort Vancouver am Columbiastrome, etwa 20 Meilen oberhalb der Mündung dieses Flußes gelegen, und für Schiffe zugänglich, welche keinen größern Tiefgang als 14 Fuß haben. Ein anderer Posten, das Fort Nasqually, erhebt sich an der Küste der Meerenge von Fuca. Der Ursprung dieses Forts bedarf einiger Erklärung. Es war ein gutes Geschäft geworden, die russischen Niederlassungen mit Lebensmitteln zu versorgen und Bauholz nach den Sandwich-Inseln zu verführen. Man glaubte nun, die Schiffe, welche Lebensmittel zuführten, könnten als Rückfracht außer Pelzen auch Wolle, Leder und Talg laden. Da aber eine solche Verwendung der Kapitale der Kompagnie, die blos für den Pelzhandel privilegirt war, gesetzwidrig gewesen wäre, errichtete man für diesen Handel eine Zweig-Kompagnie, deren Hauptniederlassung das genannte Fort Nasqually ist.

Südlich vom Columbiastrome, vorzüglich an den Ufern des Willamet, haben die Amerikaner einige Ackerbau-Niederlassungen gegründet. Den Kern davon bildet gewöhnlich ein Missionär, welcher sich vornimmt, die Indianer zu civilisiren und zu bekehren, und damit anfängt, daß er sie in Ackerbauer umzuwandeln trachtet. Fast immer schließen sich ihm mehre Weiße an, aber entweder solche, die in Nordamerika günstige, d. i. falsche Nachrichten über die Anbaufähigkeit des Bodens und das Klima im Oregon erhielten, oder Leute, welche so ganz baar alles Geldes sind, daß sie für ein Stück Land, das sie gratis bekommen, die Gefahren und Beschwerden der weiten Reise wagen. Die vorzüglichste dieser Niederlassungen ist Oregon-Stadt. Dieser Ort liegt am Fuße der Wasserfälle des Willamet, da wo der Fluß schiffbar zu werden anfängt. Den neuesten Berichten zufolge besteht diese »Stadt« aus zwölf Wohnhäusern, drei Magazinen, einer Schmiede, zwei Säge- und einer Getreidemühle. Bisher warfen diese amerikanischen Ansiedlungen noch keinen Geldgewinn ab, nährten jedoch die Bewohner. Captain Wilkes behauptet, in den Jahren 1842 und 1843 seyen die Preise der Produkte blos nominell gewesen, und mit dem besten Getreide hätten die Ansiedler ihre Pferde gefüttert.

Im Ganzen hat das Oregongebiet, wir wiederholen es, nur als Jagdgebiet Werth. Alle Stimmen kommen auch darin überein, daß der Pelzhandel und der Gewinn desselben sehr im Abnehmen ist. Dieser Ausspruch wird auch von Captain Wilkes bestätigt, der im Jahre 1840 das Oregongebiet besuchte. »Viele,« schreibt er, »bilden sich ein, der Handel mit den Indianern müsse große Profite abwerfen. Die Leute sind sehr im Irrthum; die Indianer kennen zu gut den Werth des Artikels. Die Kompagnie muß den Fallenstellern (Trappers), die sie im Dienst hat, Vorschüße machen, und diese Menschen sind, selbst wo sich ihnen günstige Gelegenheiten bieten, zu läßig, als daß man große Dinge von ihnen erwarten dürfte. Hat die Kompagnie einigen Gewinn, so rührt dieser nur von der großen Sparsamkeit im Betriebe, denn die Menge des Pelzwerkes und der Pelzhandel an dieser Seite des Gebirges hat in den letzten Jahren um 50 Prozent abgenommen. Man will sogar behaupten, der ganze Handel lohne jetzt gar nicht die Mühe.« Diese Behauptung wird rücksichtlich der letzten zwei Jahre durch eine uns vorliegende Tabelle in Bezug auf die Zahl der Häute, nicht aber auf deren Geldwerth bestätigt. Im Jahre 1844 bezog nämlich die Kompagnie aus dem Oregongebiet 61365 Stück Häute und Pelze im Werthe von 435,710 fl. C. M., im Jahre 1845 nur 57,628 Pelze, aber im Schätzungswerth von 567,497 fl. C. M. Aus sämmtlichen Jagdgebieten im britischen Nordamerika aber bezog die Hudsonsbay-Kompagnie im Jahre 1844 233,398 Pelze und Felle im Werthe von 1,739,368 fl. 30 kr. C. M. Die Zahl der Personen, welche sie in dem genannten Jahre in Amerika verwandte, war 1212. In England gibt's viele Privatmanufakturen, z. B. die Great-Western-Cotton-Faktory in Bristol, oder das Etablissement des Herrn Marschall in Leeds, welche größere Kapitale verwenden, mehr Menschen beschäftigen und einen größern Jahresgewinn abwerfen, als die Hudsonsbay-Kompagnie haben wird, eine Kompagnie, die doch ein Gebiet besitzt, das größer als sämmtliche britische Inseln ist, und den ausschließenden Pelzhandel auf einer größeren Länderstrecke als ganz Europa hat. *

Haben aber die Direktoren dieser Kompagnie, vom kaufmännischen Standpunkt aus betrachtet, wenig Erfolg, so sind sie dagegen ob ihrer Weisheit und Menschenfreundlichkeit in der Administration sehr zu loben. Uiberall, wo nicht fremde Einflüße obwalten, lebt die Kompagnie mit den Indianern im Frieden. Auch Capt. Wilkes, der doch ein Nordamerikaner und daher den Briten nicht günstig gestimmt ist, gibt ihr das Zeugniß,

* Eine Schilderung dieser Menschenklasse, aus Washington Irving's »Astoria«, brachten wir im Jahrgange 1837, S. 63.

* Im ganzen britischen Nordamerika nämlich.

daß ihr Fort Vancouver ein Muster von guter Ordnung und guter Aufführung ist. Er dehnt diese Bemerkung auf alle Forts der Hudsonsbay-Kompagnie aus, die er besuchte. »Uiberall,« sagt er, »wohin die Kompagnie ihre Geschäfte ausgedehnt, hat sie den Weg zu künftigen Auswanderungen gebahnt, für alles Nöthige gesorgt, den Erfolg der Auswanderungen zu sichern und eine friedliche Beschäftigung im Lande leichter und bequemer zu machen.« Und dennoch, trotz aller günstiger Umstände, trotzdem daß man aufgehört hat, den Rothhäuten starke gebrannte Wässer zu liefern, trotzdem daß man allen Feindseligkeiten wie allen liederlichen Verbindungen ein Ende gesetzt hat, übt die bloße Nachbarschaft der Weißen auf die rothen Männer einen zerstörenden Einfluß: sie werden von neuen Krankheiten befallen und ihre alten Uibel werden immer stärker.

»Während meines Aufenthalts in Fort Vancouver,« sagt Captain Wilkes, »sah ich häufig Cazenove, den Häuptling des Stammes Klakatak. Er war ehemals Herr dieses ganzen Gebietes gewesen. Sein Dorf lag etwa fünfviertel Meilen unterhalb des Forts Vancouver, am nördlichen Ufer des Columbiastromes, sein Volk war noch in den letzten fünfzehn Jahren sehr zahlreich, er konnte 4 bis 5 Hundert Krieger stellen. Aber Krankheiten haben seinen ganzen Stamm — man sagt in Zeit von drei Wochen — hinweggefegt. Jetzt ist er allein, seine Länder sind verloren, sein Stamm ist todt, sein Besitzthum weg; er lebt vom Almosen der Kompagnie. Ich konnte mich nicht der Rührung erwehren, als ich diesen Mann — der binnen wenigen Wochen Güter, Unterthanen, Verwandte verloren hatte — schwermüthig in das Zimmer, wo ich war, eintreten und in seine Decke gehüllt an einem einsamen Tische Platz nehmen sah. Niemand schien seiner zu achten; schweigend aß er seine Mahlzeit und entfernte sich wieder. Gegen die Weißen hegte er stets große Freundschaft. In der Zeit seines Glückes zeigte er sich stets bereit, Alle, die sich an den Fremden einen Raub erlaubt hatten, zu verfolgen und zur Züchtigung auszuliefern. Und Cazenove's Stamm ist nicht der einzige, der so verschwunden ist; viele andere sind auf gleiche Weise von der Erde vernichtet und nicht ein Mann hat sie überlebt.« — In der That scheint es, als würde binnen wenigen Jahren Alles, was diese Gegenden belebte, Jäger und Wild, gänzlich verschwunden seyn. Und der Ersatz für die Indianer wird seyn eine ärmliche weiße Bevölkerung, halb civilisirt, angesiedelt in der kleinen Zahl fruchtbarer Thäler, ihr Brot durch Weide, statt durch Jagd erwerbend, und immer tiefer und tiefer sinkend bis zu der Barbarei der Hinterwäldler (Backwoodsmen), die noch verderblicher ist, als jene der Wilden.

So steht's mit dem berüchtigten Oregongebiete, das die Nordamerikanischen Vereinstaaten und Großbritannien zugleich für sich ansprechen. *

* Vergleiche über das Oregongebiet einen Aufsatz im Jahrgange 1843 dieser Zeitschrift, S. 176 rc., wo übrigens von diesem Territorium ein weit günstigeres Gemälde entworfen wird.

Das Thal der stillen Adler an der Prag-Olmützer Staatsbahn.

(Mit einem Stahlstiche.)

Dampf und Eisenschienen, diese gewaltigen Zauberer des 19ten Jahrhunderts, die das Sprüchwort noch unwahr machen werden, daß Berge und Felsen nie zusammen kommen, haben uns da mit Blitzesschnelle eine herrliche Gegend nahe gerückt, die bisher, wie Blümchen Wunderhold in stiller Waldeseinsamkeit, in ihrer Abgeschiedenheit unbeachtet lag und in dem Kranze der landschaftlichen Reize Böhmens selten oder nur nebenbei genannt wurde. Man sagt gewöhnlich, daß die Eisenbahnen die Romantik zu Tode reiten. Wahr, sie nivelliren, wie den Boden, so die Verhältnisse, sie werden mit der Zeit die Gleichmacher Europa's werden, die überall, wohin ihr riesenlanger und riesenmächtiger Eisenarm greift, die Eigenthümlichkeiten in Sitte und Tracht, die alten Bräuche, die mittelalterlichen Seltsamkeiten verwischen, die auch hie und da durch Dammaufschüttung und Felsensprengung manches reizende Landschaftsbild verunstalten: aber zum Ersatz dafür machen sie uns auch manches romantische Element erst recht genießbar. Für unsere österreichischen Eisenbahnen wenigstens behaupte ich dies. Wie sind, um nur ein Beispiel anzuführen, den Wienern durch die Glogguitzer Bahn die Atlitzgräben, die herrliche Gegend um Reichenau zugänglich geworden. Die Wanderung, die sonst Tage brauchte, ist jetzt eine Partie für einen schönen Oktobertag. Und dies Beispiel wird sich auch in unsrem Böhmen zehnfach und hundertfach wiederholen. Wie oft überschlich uns ein Gelüste, dieser oder jener Gegend, von deren Herrlichkeiten und Reizen man uns erzählt, einen Besuch abzustatten — aber es war uns zu unbequem, zu unbehaglich, erst die viele Meilen lange, einförmige Strecke, die uns davon trennte, zurückzulegen, wir glaubten den Reisegenuß durch die Folter einer langen Stellwagenfahrt, die der Naturschwelgerei obligat vorangeht, wie bei armen Seelen das Fegefeuer dem Himmel, oder bei Studenten die Prüfungen den Ferien, zu theuer zu erkaufen — und man überwand sein Gelüste und blieb fein und ehrsam daheim. Jetzt ist dies anders geworden. Man eilt auf den Bahnhof, legt im raschen Fluge weniger Stunden und mit aller Behaglichkeit den Weg zurück, der sonst einen Tag und darüber brauchte, springt auf der Station heraus, schlüpft in irgend einen stillen, freundlichen Thalgrund, und irrt umher und »schwelgt Natur«, so lang Urlaub, Muße, Lust und Geld ausreichen.

Zu einem dieser raschen Eisenbahnausflüge sey unsern Prager Lesern das Thal der stillen Adler empfohlen. Das Bild, das ein ganz kleines Stückchen dieses Thales, zwischen Brandeis und Wildenschwert darstellt, mag unsere Empfehlung unterstützen. Der Chotzner Tunnel ist gleichsam das gigantische Einfahrtsthor der herrlichen Adlerpartie: hat man ihn durchfahren, so erblickt man sich plötzlich in einem lieblichen Wiesenthal, rechts und links von pittoresk geformten Hügeln und Bergen geschlossen, zwischen deren frischgrünem, dichtem Waldkleid hier nackte Felsenwände hervorspringen, dort Schluchten einschneiden, durch die Geheimnisse, die man in ihrem dunklen Schoße vermuthet, dem Ganzen einen magi-



schen schauerlichen Anflug verleihend. Und zwischen durch rauscht der Fluß, durch wunderliche Krümmungen dem Thale jeden Augenblick ein neues Bild, ein neues Tableau abgewinnend. Wer sieht es dem lieben Thal jetzt an, daß noch vor nicht hundert Jahren, wie die Schußlisten der Herrschaft Brandeis vom J. 1757 ausweisen, Bären und Wölfe in diesen Schluchten und Wäldern hausten? Rascher, als wir diese Zeilen geschrieben, hat der Train die kurze Strecke zwischen Chotzen und Brandeis durchflogen. »Eine Station, wer steigt aus?« Wollen Sie dem Rufe des Conducteurs folgen? Lockt Sie der Anblick der Burgtrümmer, welche die Höhe über dem Städtchen krönen? Wollen Sie in dem Städtchen provisorisch Ihr Hauptquartier aufschlagen und von da aus in patriotischer Pietät die umliegenden Ruinen besuchen? zuerst die Burg da oben, Branný hrad, den alten Sitz der Herren von Božkowic und derer von Postupic; dann zu Sudislaw das von Žižka zerstörte Kloster der Kreuzherren, zu Pellin die Trümmer der alten Raubburg, die Markgraf Karl auf seinem Zuge gegen Niklas Zampach von Pottenstein der Erde gleich machte, oder das unausgebaute, verfallene Schloß bei Mostek, das im vorigen Jahrhundert ein Kavalier, von seinen Reisen aus Italien heimgekehrt, von italienischen Künstlern aufführen, plötzlich aber, man weiß nicht warum, den Bau wieder einstellen und liegen ließ? Oder wollen Sie mit Spaten und Hacke antiquarische Studien machen und bei Němč die zertrümmerten Grundmauern der Burg auswühlen, die auf dem Boden eines jetzigen Bauerngrundes gestanden seyn soll? Sie sehen: Sie haben Auswahl an Trümmern. Trümmer und überall Trümmer. Uiberall hören Sie: Hier war einst. Hier war einst das »gelobte Land« der Pikarditen, die an den Besitzern von Brandeis immer Schützer und Schirmer hatten; hier waren einst die Pernsteine und Zerotjne Herrscher, ja selbst die Gruft der letzteren, eines erlauchten, mächtigen Geschlechtes, war hier einst.* Auch der tapfere Böhmenfeldherr Giskra war ein Brandeiser. Historische Erinnerungen und die romantische Gegend ist Alles, was Brandeis behielt.

Begnügen wir uns mit dem flüchtigen Blicke und benützen wir die Bahn auf der kleinen Strecke, so lang sie noch durch das Thal fährt. Zwischen den Bergen und Felsen hallt ja so prächtig das Schnauben und Puhsten und Pfeifen der Lokomotive. Zwanzig Minuten, und das schnaubende, rauchende Ungethüm hält wieder,

* Der letzte darin beigesetzte war der weise Karl von Zerotjn, † 9. Okt. 1636. Fast hundert Jahre darauf — die Gruftkirche war mittlerweile bald verfallen — verbreitete sich das Gerücht, unter den Kirchtrümmern ruhten die alten Herren in silbernen Särgen. Die Gewinnsucht ward rege, man erbrach die Krypta und fand 11 zinnerne und 2 kupferne Särge mit Leichen und Kleinodien. Darob entstand ein Prozeß, der 23 Jahre währte und damit endete, daß die gefundenen Kleinodien (gegen eine Vergütung von 500 fl. an die Brandeiser Pfarrkirche) dem Grafen Ludwig von Zerotjn, der Erlös für die Särge aber der genannten Kirche zufiel. Die Gebeine der edlen Zerotjne wurden in einen gemeinsamen eichenen Sarg gethan und wieder in die Gruft bestattet. Aber sie hatten noch keine Ruhe. Die Gruft mit der Kirche (einst die Pikarditenkirche) wurde im J. 1817 gänzlich abgetragen, das Material zur Erbauung einiger Häuschen benützt und die Gebeine der Zerotjne — deren gemeinschaftlicher Sarg längst wieder verfault und zerfallen war — in einem benachbarten Garten begraben.

denn wir haben die Wasserstation Wildenschwert erreicht. Hier endlich springen wir heraus und nehmen Abschied von der Eisenbahn; sie hat das Thal der Adler verlassen, um an der Trebowka dem Triebitzer Tunnel, wo sie die Wasserscheide der Donau und Elbe überwindet, zuzueilen; wir aber machen fortan, nachdem wir uns in Wildenschwert, so gut es das Gasthaus bietet, gestärkt, von unsern Füßen Gebrauch und suchen das Thal der stillen Adler wieder zu gewinnen.

Doch ich will Sie nicht länger auf Ihrer Reise begleiten. Sie haben die Wahl, den Ausflug auszudehnen, je nach der Zeit, die Sie demselben opfern können. Sie können bis Geyersberg der stillen Adler folgen, oder besser gesagt, ihr entgegengehen, denn Sie wandern flußaufwärts, von da landeinwärts über Lukawitz nach Senftenberg marschiren, und nun im Thale der wilden Adler fortwandernd, die Burgen Littitz und Pottenstein besuchen; Sie können aber auch — und diese Wahl würde ich Ihnen besonders rathen, wenn Sie anders einige unbedeutende Beschwerlichkeiten nicht scheuen — die stille Adler bis fast an ihren Ursprung aufwärts verfolgen und von Grulich* aus den Schneeberg besteigen. Begünstigt Sie ein heiterer Tag, so genießen Sie von dem 4280 W. Fuß hohen Scheitel des Berges die herrlichste Aussicht: gen Westen in die Gegend von Prag, gen Norden auf die Thürme von Breslau, gen Südost auf die Thürme der Festung Olmütz. Wenn ich Ihnen diese Punkte nenne, so geschieht's nur, weil dergleichen es ist, wonach die meisten Bergersteiger vor Allem ihre Fernrohre richten. Was mich betrifft, ich strenge mein Auge nie an, um mühsam einen schwarzen Punkt zu erspähen, von dem ich glauben kann und auch nicht, er sey die Thurmspitze dieser oder jener fernen Stadt; ich bade mich lieber im Genuße des großen herrlichen Bildes, der malerischen Gesammtheit der Rundaussicht, die sich von jeder hervorstechenden Höhe, und vom Schneeberg mehr als von vielen andern bietet. Nur des einzigen Ausblicks gegen Nordwesten zu gedenken, wo die Eulengebirge mit ihren Koppen, die Heuscheuer, das Braunauer Gebirge wie Coulissenreihen eins hinter dem andern emporstarren, und dahinter in meilenweiter Ferne (der Königgrätzer Kreis in seiner größten Ausdehnung liegt zwischen Ihrem Standpunkt und diesem) der Kamm und die Koppen des Riesengebirges das grandiose Naturtableau abschließen! Ich will Ihnen die weite Aussicht in die drei — einst vereinten — Länder, an deren Berührungspunkt Sie stehen, nicht schildern, und wenn ich es wollte, ich könnte es nicht. Das Wort ist stark und gewaltig, wo es gilt, Gemüther zu bewegen; wo es aber sich die Aufgabe setzt, die Herrlichkeit eines großartigen Naturbildes zu schildern, da bleibt es bei allem Aufschwung nur ein mattes, trübes, armes Spiegelbild.

Wie drei Länder an der breiten Scheitelplatte des Berges zusammenstoßen — der Punkt ist durch eine 10 Fuß hohe Gränzsäule bezeichnet —: so entspringen an dessen Abhängen die Zuflüße dreier Meere: der Ostsee durch die Bila, die mittelst der Neiß in die Oder fließt, der Nordsee durch die der Elbe zufließende stille Adler, des schwarzen Meeres durch die in die Donau

* In gerader Linie 4 Meilen von Wildenschwert.

eilende March. Letzterer Fluß entspringt an dem Südwestabhange des Berges, hart an der mährisch-böhmischen Gränze, nicht weit von dem Dorfe Ober-Mohrau oder Schneedörfel, der alleröstlichsten Ortschaft unsres Königreichs, in den sogenannten Quarklöchern. Die stille Adler aber entquillt nicht unmittelbar an den Abhängen des Schneebergs (von dem ihr nur einer ihrer Hauptzuflüße, der Lipkabach, zuströmt), sondern entspringt unter'm Grulicher Marienberge (2358 Fuß hoch) im Altvaterwald. Ihre Ufer sind größtentheils eng, felsig, bewaldet; nur stellenweise, z. B. zwischen Wetzdorf und Geyersberg, wird ihr Thal breiter, offener. Ihr ganzer krümmungsvoller Lauf bis Chotzen, von wo sie nordwestwärts sich wendet und der wilden Adler zueilt, ist reich an den malerischsten Felspartien, und daher der von uns anempfohlene Ausflug einer der lohnendsten, die man mit einem geringen Aufwand von Geld, Zeit und Anstrengung nur unternehmen kann.

Die neuen Diamantenminen an der Sierra Sincura.

Vor einigen Monaten drang eine wundervolle Kunde aus Brasilien, eine Kunde, die so abenteuerlich klang, daß man nicht übel aufgelegt war, sie in die Reihe der Puffs, Humbugs und welche Namen man sonst noch für die zahlreichen Lügennachrichten unserer Zeit erfunden hat, zu werfen. Neue Diamantenminen von fabelhaftem Reichthum seyen entdeckt worden, hieß es, Brasilien, in dessen Diamantenbezirke* man schon Klagen über Abnahme dieser edelsten Steine gehört, sey abermals ein neues Golconda, ein neues Eldorado geworden. Und siehe, diese Nachricht, die nicht in Europa allein, die selbst in Rio Janeiro anfänglich mit Unglauben und Mißtrauen aufgenommen worden war, bestätigt sich fast in vollem Maße. »Hutvoll werden die Edelsteine aufgefunden und verschleppt,« hieß es in einem Privatbrief, den kürzlich eine Wiener Familie aus Rio Janeiro erhalten.

Als die ersten Gerüchte von der Entdeckung überreicher Diamantengruben in der Provinz Bahia in Rio Janeiro ruchbar wurden, erweckten sie neben Mißtrauen auch Besorgnisse. Die ansehnlichsten Handelshäuser in diesem Artikel fürchteten von dieser Nachricht ein plötzliches Fallen der bisherigen Diamantenpreise und gaben sich daher die größtmögliche Mühe, die Zweifel an jenen Nachrichten zu nähren und zu verbreiten. Aber ihre Bemühungen blieben erfolglos, denn jede neue Botschaft aus Bahia brachte eine neue Bestätigung der glanzvollen Entdeckung. Die bisherigen Preise begannen zu fallen, wer Diamanten besaß, eilte sie zu verkaufen, ehe sie noch tiefer sänken; selbst mancher Familienschmuck, dem schon die Pietät gegen die Ahnen, von denen er ererbt worden, festen Werth, wenigstens ein pretium affectionis hätte verleihen sollen, verlor in diesem Taumel an Achtung und ward dem Käufer schnell zugeschlagen. Zugleich machte sich eine große Anzahl von Bewohnern aus Rio Janeiro auf, um nach der steinreichen Provinz zu übersiedeln; Abenteurer, Glücksritter, Spekulanten aller Art, und nicht blos Leute, die, wie man sagt, von der Hand in den Mund lebten, auch solidere Leute, Besitzer von Zuckersiedereien wanderten mit ihren Sklaven nach der Provinz Bahia, die plötzlich eine so ergiebige Diamantenfundgrube geworden. Und die Ergiebigkeit war wirklich unglaublich.

Die erste Entdeckung der Mine geschah im Oktober vorigen Jahres durch einen Sklaven. Der glückliche Bursche hatte in Zeit von zwanzig Tagen 700 Karat Diamanten aufgelesen, um sie in der Ferne zu verkaufen. Aber er wurde darüber festgenommen und in Haft gesteckt; man setzte ihm arg zu, die Quelle anzugeben, wo er die Diamanten gefunden, er weigerte sich standhaft. Da fiel man auf ein anderes sinnreiches Mittel. Man that als sähe man durch die Finger, bewachte ihn anscheinend sehr schlecht und ließ ihn entwischen. Mittlerweile aber hatte man einige verschlagene Indianer bestellt, ihn heimlich zu beobachten, und wenn er flöhe, ihm ohne daß er's merkte zu folgen. So geschah's auch. Die Indianer verfolgten mehre Tage die Spur des armen Flüchtlings, der keine Ahnung von der List hatte, und überraschten ihn endlich nicht weit von Caroeira, der zweiten Stadt der Provinz Bahia, als er eben nach Diamanten grub. Bald wurden Nachgrabungen auf einem ausgedehnteren Raum angestellt, parallel mit der Bergkette Sincura (nach welcher die Minen seither ihren Namen erhielten) und längs der Ufer des Flußes Paraguassu, welcher in den Golf von Bahia einmündet.

Die ersten Individuen, welche sich bei den Minen von Sincura niederließen, waren Verbrecher und Mörder, und ihre Gegenwart verrieth sich bald durch Sengen und Mordthaten. Die Schwierigkeit, sich in dieser einsamen Gegend Lebensmittel zu verschaffen, und die Gefahr, der sich jeder aussetzte, der hieher kam, um Diamanten gegen Brasilianisches Papiergeld einzutauschen, hielten die achtbaren Handelsleute ab, sich in diesen Handel einzulassen. Als aber die Bevölkerung trotzdem immer wuchs, ward allmälig von den Kolonisten eine Polizeiordnung angenommen und die Arbeiten in der Mine begannen in ausgedehnterem Maße. Die Bevölkerung, welche im August vorigen Jahres nur 800 Menschen zählte und auf drei Ortschaften vertheilt war, hatte sich bis zum vergangenen Juli schon auf 30000 erhöht und war noch immer im Steigen. Nunmehr sind sieben Ortschaften von Diamantenbesuchern bewohnt: Paraguassu, Combucas, Tschique-Tschique, Causu-Boa, Andrahy, Nagé und Lancoës. Letzterer Ort, zwanzig Stunden von Paraguassu entfernt, zählt allein 3000 Häuser mit 20000 Bewohnern. Der Mittelpunkt des Diamantenhandels ist Paraguassu, hat aber, obwohl stark bevölkert, nur 12 kleine steinerne Häuser.* Hieher kommen Samstags und Sonntags fast alle Diamantengräber, um die Steine, welche sie die Woche über aufgelesen, zu verkaufen. Dagegen holen sie von hier allerlei Lebensmittel, Waffen und fertige Kleider, die mit schweren Kosten von Bahia (San Salvador) her-

* Panorama Jahrgang 1844. S. 307.

* Nach andern Nachrichten leben 12000 Menschen in dieser Gegend ohne Dach und Fach.



BALUK HAPA

bei Constantinopel

geschafft werden. Die Diamanten, welche bei Paraguassu gefunden werden, sind größtentheils von trüber Farbe und sehr unregelmäßiger Gestalt. Jene von Lancoës sind weiß oder lichtgrün und kommen fast durchsichtig aus der Mine. Sie sind oktaedrisch und stehen am höchsten im Preise. Oft muß man 8 bis 11 Fuß tief graben, bevor man zu dem Diamantenlager kömmt. Übrigens klaubt man auch Diamanten auf in den steinigen Thalschluchten des Paraguassu-Flußes und seiner Nebenflüsse. Der Preis der Diamanten dieser Mine wechselt in Bahia von 250 bis 500 Milreis (268 bis 536 fl. C. M.) das Achtel, je nach ihrer Größe und ihrem Wasser. Das Achtel hält 17½ Karat, so daß ein Karat auf 15 fl. 19 kr. bis 30 fl. 38 kr. C. M. kömmt.

Die zwei englischen Packetboote, die im Mai und Juni abgingen, nahmen aus diesen Minen Diamanten im Werthe von 2½ Millionen fl. C. M. mit, und seither wurden während des ganzen Juni und Juli täglich nah an 1450 Karat gewonnen. Man berechnete die Ausbeute in den zehn Monaten, seit welchen hier gearbeitet ward, auf beinahe 400000 Portugiesische Karat, im Werthe von etwa 7,320000 fl. C. M. * Drei Fünftheile davon sind nach England gegangen, ein Fünftheil nach Frankreich und Hamburg, und das letzte Fünftel wartet in Rio Janeiro und Bahia auf Käufer. Alle Steinschneider Europa's wären nicht im Stande, die Hälfte der in den Minen von Sincura gewonnenen Edelsteine zu schleifen. Doch sind die in Sincura gefundenen Diamanten alle klein.

Die Mine von Sincura ist jetzt gleichsam eine unabhängige Kolonie mitten im Herzen des Mutterlandes. Die Regierung hat noch keinen Schritt gethan, um die Leitung dieses Handels an sich zu bringen, der für die Provinz Bahia eine Quelle so großen Reichthumes zu werden verspricht. Die erste Aufgabe der Regierung wird seyn, die Maßregeln, welche die Bewohner zu ihrer eigenen Sicherung beim Bebau dieser ungeheuren Mine getroffen, zu sanctioniren. Wir sagen: ungeheuren Mine, denn sie breitet sich über einen Landstrich von mehr als dreißig Stunden aus.

Baluk Hana.

(Mit einem Stahlstiche.)

Fische bilden in Konstantinopel, als einer am Meere gelegenen Stadt, ein wichtiges Nahrungsmittel der Bevölkerung und werden in großer Menge feil geboten. Der Bosporus und das Marmarameer scheinen sehr reich an Fischen zu seyn, theils weil die Stadt durch ihre Abfälle ihnen reichliche Nahrung bietet, theils weil die Verbindung zweier Meere durch die Meerenge sie mit ihrer Strömung zum Hin- und Herziehen, der Jäger würde sagen »zum Wechseln«, veranlaßt. Es beschäftigen sich daher auch eine Menge Menschen mit dem Fange derselben, und die See bei Konstantinopel wimmelt oft so von Fischerkahnen, daß man mit seinem Fahrzeuge kaum vorwärts kömmt. Alle Welt vom Sultan bis zum Hamal (Lastträger) fängt Fische zu seiner Belustigung mit einem Eifer, als gälte es, seinen Lebensunterhalt damit zu gewinnen, natürlich meist nur mit der Angel. Die Fischer von Handwerk aber, die wie überall sich großer Netze bedienen, haben in der Meerenge auch noch vielfach eine Vorrichtung angebracht, wie sie hier unser Bild darstellt, ein Gerüst nämlich aus einer Anzahl unfern vom Ufer in den Grund getriebenen Pfählen, die untereinander mit Querbalken verbunden sind, welche zugleich als Leiter dienen, um unter eine Art Schuppen zu kommen, welcher sich obendrauf in der Höhe von etwa 2 Klafter über der See befindet, und worin beständig ein Mann sitzt, der den Fischern das Herannahen der Fischzüge ankündigt und das Zeichen zum Anziehen der Netze gibt. Unten befindet sich ein von Pfählen umschlossener Raum, in den die Züge der Fische hineinschwimmen, ohne so bald wieder den Rückweg zu finden. Ein solches Gerüst (ähnliche Vorrichtungen findet man auch in andern Ländern), deren es eine Menge an den Ufern des Bosporus gibt, heißt türkisch Balök Hanü (das ü sehr tief und rauh ausgesprochen), wörtlich übersetzt: »Haus der Fische«. Das hier abgebildete aber hat ein besonderes und schauerliches Interesse. Der Fischfang wird bei Tage und bei Nacht betrieben, was aber hier vor sich geht, nur bei Nacht; man sieht wohl, daß die drei Männer in dem Kaik (Boot) im Vordergrunde etwas anderes thun als fischen, nämlich eine Leiche in die See versenken. Der Punkt, den uns das Bild zeigt, liegt am untern Ende des Serails im Marmarameer, unfern der Moschee des Sultan Achmet, die man rechts im Mondlichte glänzen sieht, und die eine schreckliche Berühmtheit bei der Vertilgung der Janitscharen erhalten hat. Das Serail übt seine stille und furchtbare Gerichtsbarkeit ohne allen weitern Prozeß innerhalb seiner Mauern auf eigene Faust aus. Der Unglückliche, der dieser blutigen Justiz anheimgefallen ist, wird in das Capu Eresi, einen Raum zwischen den zweiten und dritten Thoren des Serails, gebracht, wo die Henker seiner schon harren, und den Leichnam zu dem Fenster eines unmittelbar am Wasser stehenden Kiosk hinaus den Führern eines Bootes übergeben, die ihn unweit dieses Fischergerüstes in sein nasses Grab versenken. Zuweilen sagt der Donner eines Kanonenschußes dem aufschreckenden Schläfer der Nachbarschaft, daß jetzt ein Bewohner des Serails sein Leben geendet, oft aber geschieht alles lautlos und stille, und der Unglückliche ist aus der Reihe der Lebenden verschwunden, ohne daß irgend Jemand, sein Richter und seine Henker ausgenommen, darum erfährt. Kein Freund, kein Verwandter geleitet ihn auf seinem letzten Wege, weint eine Thräne des Mitleids auf seiner Ruhestätte, oder feiert mit frommen Gebeten den Tag seines Todes, nur eine düstere Muthmaßung erfüllt die Seele derjenigen, deren Angehöriger lange Zeit aus dem Serail nicht zum Vorschein kömmt. In früherer Zeit verging fast keine Nacht, wo nicht der Schein einer Fackel bei Baluk Hana mit düsterm Lichte den Schiffen des Hafens ankündigte, was dort geschah. — Als ich das erstemal in einem der zierlichen konstantinopler Kaiks dort vorbeifuhr, war es heller lichter Tag; ich konnte mich aber trotzdem eines heimlichen Grauens nicht erwehren, und hieß meinen Kaiktschi (Bootführer) mit hastigen Gebärden weiter fahren, ohne mich viel nach diesem schrecklichen Platze umzusehen. Ich weiß nicht, ob es nur die grauenvollen Bilder sind, die dem Beschauer dort aufsteigen, oder ob die Umgebung dieses Ortes wirklich ein so trauriges Aussehen hat, — mir war außer den Gefängnissen in Venedig mit dem Ponte dei sospiri (Seufzerbrücke) noch kein Ort so unheimlich und düster erschienen als dieser. — Der gräßliche Köder soll übrigens eine Menge Fische hineingelockt haben, die sich mit den Leichen auf eine ekelhafte Art mästeten. Dies kann Einem den Appetit auf einen fetten Fisch in Konstantinopel für längere Zeit vertreiben.

Dr. H. S.

Ithaka.

(Mit einem Stahlstiche.)

Unsere Abbildung stellt eine Gegend dar, welcher dichterischer Genius eine höhere Weihe aufgedrückt hat, als die wichtigste weltgeschichtliche Begebenheit es vermöchte. Der Beschauer steht auf dem Boden von Ithaka, der Heimat des homerischen Helden Odysseus; hier an der Stelle, die im Vordergrunde Quaderblöcke bezeichnen, soll sein Palast sich erhoben haben. Die prachtvolle

* Bisher lieferte Brasilien jährlich 25000 bis 30000 Karat, d. i. 10 bis 13 Pfd. Diamanten, wovon aber nur 8 bis 9000 Karat geschliffen werden konnten.

Fernsicht über die Küsten der Insel, und das schöne jonische Meer nach dem nahen Kefalonien, das den Hintergrund unseres Bildes einnimmt, ist allerdings königlich, doch bietet die Räumlichkeit keineswegs Platz für einen so umfangreichen Prachtbau, als nach Homer der Palast des weisen Herrschers von Ithaka seyn mußte. Doch muß hier ein uralter Bau gestanden seyn, denn noch sieht man hie und da, fest wie der Felsen, in dem sie wurzeln, Trümmer cyclopischer Mauern, wie sie nur in der Heroenzeit der Griechen aufgethürmt wurden. Diese Stelle, auf welche die meisten Alterthumsforscher den Palast des Odysseus versetzen, liegt auf der schmalen Bergzunge über der Ortschaft Aitò, wo die Bai von Molo tief in die Mitte der Insel einschneidet, die überhaupt, vom Meere zerrissen, von ihrer höchsten Bergspitze angesehen einer Spinne ähnlich sieht.

Ithaka ist eine und zwar, mit Ausnahme des kleinen Paro, die geringste unter den jonischen Inseln. Der kleinste deutsche Fürst hätte den großen Odysseus nicht um sein Königreich beneidet, das etwa zwei Quadratmeilen faßt und von nicht ganz zehntausend Griechen und zwanzigtausend Ziegen bevölkert ist. Die ganze Insel ist ein Haufe von kahlen Bergen und Felsen; ein einigermaßen weites Thal läuft nur quer durch den nördlichen Theil derselben. Sonach ist der Boden für den Ackerbau wenig geeignet und schon Homer läßt den Hauptreichthum des Odysseus aus Heerden bestehen. Die für die Bodenbeschaffenheit sehr dichte Bevölkerung kann für ihren Bedarf nicht genug Getreide bauen, dagegen gewinnt sie Olivenöl, Korinthen und Wein, der in Griechenland sehr geschätzt wird, zur reichen Ausfuhr. Der Hauptort ist das Städtchen Bathi, wo auch die britische Besatzung (die jonischen Inseln stehen unter Englands Schutze), eine halbe Kompagnie, in Garnison liegt.

Die malerischen Formen der Berge, die Milde des griechischen Himmels, machen eine Fahrt um die Insel zu einer ununterbrochenen Reihe der herrlichsten Aussichten. Immer aber kehrt der Besucher auf jene Stelle, die ihr eigener Reiz und das Gedicht des ersten und größten Dichters am schönsten schmücken, mit freudig erregtem Gemüthe zurück.



Miscellen.

Sittenzüge, kurze Geschichten, Biographisches, Anekdoten.

*** (Schwert und Aktien.) Nach dem Ausbruche der belgischen Revolution bestand Marschall Soult mit großem Eifer darauf, Belgien durch französische Truppen besetzen zu lassen und Frankreich einzuverleiben. Alle friedlichen Einwendungen Casimir's Perrier scheiterten an Soult's eisernem Willen. Perrier war bei dieser Frage als Privatmann sehr betheiligt. Ein großer Theil seines Vermögens stak in den Kohlengruben und Eisenhütten des Norddepartements und bei einer Einverleibung des kohlenreichen Belgiens mit seiner ungeheuern Eisenindustrie wären die französischen Gruben und Eisenhämmer ungemein bedroht gewesen. In der Noth wurde zu einem sonderbaren Hausmittel gegriffen. An einem schönen Morgen ließ sich ein Comité von Industriellen bei dem alten Marschall melden. Der Wortführer desselben ergoß sich mit großer Emphase über die ungeheuern Verdienste, welche der berühmte Feldherr um den Ruhm und das Heil Frankreichs sich erworben. In solcher schweren Zeit — fuhr er fort — sey es eine besondere Pflicht der Nation, ihren Helden die Beweise ihrer Anhänglichkeit, ihrer Dankbarkeit und ihrer Aufmunterung zu liefern, und der Marschall möge geruhen, aus ihrer Hand einen kleinen Tribut ihrer Verehrung zu empfangen. Und hiemit wurde dem alten Marschall ein Paket Aktien eingehändigt, die ihn zum Mitbetheiligten bei einigen der großartigsten Hüttenwerke des Norddepartements machten. Der Marschall fuhr die Deputation in seiner gewöhnlichen barschen Weise an, daß es nicht erst solcher Dinge bedürfe, um ihn in seiner Pflicht und in seiner Liebe für Frankreichs Ruhm zu bestärken und was dergleichen mehr. Nichtsdestoweniger legte er die Papiere neben sich auf den Tisch. Kaum hatte die Deputation sich entfernt, so ließ der Marschall seinen Intendanten rufen und fragte ihn, was diese Teufelspapiere eigentlich bedeuten. Der Intendant, der bereits verständigt war, legte sein Gesicht in feierliche Falten und erklärte, daß diese Papiere von ungeheurem Geldwerthe seyen. Der Marschall, der sich trotz großer Einkünfte stets in Geldnöthen befindet, fragte mürrisch, ob sich nicht diese Papierfetzen in bare Münze umsetzen ließen. Der Intendant entgegnete nach einigem Bedenken, daß jetzt ein sehr ungünstiger Zeitpunkt zum Umsatz dieser Papiere wäre. Schenkt uns der Himmel das Glück, sagte er, daß wir Belgien mit Frankreich vereinigen, wie es die Ehre und die Größe des Vaterlandes verlangen, so dürfte es schwer seyn aus dem Verkauf dieser Aktien mehr als 80—90000 Franken zu lösen. Wenn jedoch die französische Politik, was Gott verhüte, Frankreich in seinen bisherigen Grenzen ließe und die Einverleibung Belgiens von sich wiese, so wären diese Papiere wohl eine Million und darüber werth. — »Sie sind verrückt,« schnauzte ihn der Marschall an, wie können wir in unserer gegenwärtigen Lage an die wirkliche Einverleibung Belgiens denken? Es war nie meine ernstliche Meinung.« Und Belgien blieb unbesetzt. (Gränzboten.)

*** (Die vereitelte Oper.) In den zwanziger Jahren, wo die politischen Unruhen in Italien den Gipfelpunkt erreicht hatten, blieb auch die Stadt M. von diesen Symptomen nicht frei. Eines Morgens kam zu General R., dem Militärkommandanten dieser Stadt, einem eisernen Charakter, ein Mann und bat um Audienz. Diese wurde ihm bewilligt und der Fremde enthüllte nun dem General den Plan einer Verschwörung, welche auf das Leben sämmtlicher Offiziere der Stadt und des Generals selbst zielte. In einigen Tagen sollte nämlich eine neue Oper zur Aufführung kommen und während der Darstellung sollte jeder der Verschwornen sich an einen Offizier drängen und denselben erdolchen; eine Anzahl der Verschworer sollte ferner die Loge des Generals stürmen und ihn ebenfalls ums Leben bringen; wären erst die Häupter beseitigt, dann wollte man mit der Garnison schon fertig werden. Mit schnellem Blicke übersah der unerschrockene General das Bedrohliche seiner Lage und traf dagegen eben so kühne als originelle Maßregeln. Vor Allem wurde der Angeber zur Verhinderung jeder Verrätherei festgehalten und der General traf im Stillen, aber um so sicherer, seine Anordnungen. Eine Oper ist in Italien ein sehnsüchtig erwartetes Ereigniß. Der bestimmte Tag kam, der ungeheure Saal war zum Ersticken gefüllt. Sonderbarer Weise war auch nicht ein Offizier im Parterre sichtbar. Festlich geschmückte Damen zierten die Logen; nur eine derselben — die größte und für den Militärkommandanten bestimmte — stand noch leer, wenn auch festlich erleuchtet. Immer näher rückte die Minute des Anfanges, die Orchestermitglieder stimmten ihre Instrumente, ungeduldiges und neugieriges Gemurmel durchtönte die Räume, aber nirgends zeigte sich auch nur die leiseste Spur irgend eines ungewöhnlichen Ereignisses. Da rollt plötzlich der Vorhang auf und ein seltsames, unerwartetes Schauspiel stellt sich den erstaunten Blicken dar. Der ganze kolossale Raum der Bühne war mit Soldaten bedeckt, die erste Reihe knieend, die hinteren in aufsteigender Erhöhung, — die Mündungen der Feuerröhre schußfertig gegen das Publikum angeschlagen — starr und unbeweglich. Man denke sich die Wirkung dieser sonderbaren Dekoration; die Nichtunterrichteten, erstaunt über den Anblick, von dem sie nicht wußten, ob er vielleicht zur Oper gehöre und diese ungewöhnlicher Weise ohne Ouverture beginne, die Verschwornen, das Rechte ahnend — mit panischem Schrecken das wunderbare Tableau anstarrend. Nach einer kurzen Pause trat der General mit seinem Generalstabe in glänzender Gallauniform in seine Loge und rief mit gewaltiger Stimme in das Parterre: »Meine Herren, ich kenne genau die mörderische Absicht, die Sie heute hieher geführt hat. Alle Vorkehrungen sind getroffen, um Ihr schändliches Vorhaben zu Nichte zu machen. In diesem Augenblicke werden die Wohnungen der Verschwornen, welche mir alle bekannt sind, durchsucht; die Straßen sind mit Ketten gesperrt und mit Kanonen bepflanzt und das gesammte Militär steht, meines Winks gewärtig, unter den Waffen. Bei der geringsten Bewegung lasse ich augenblicklich Feuer in das



ITHAKA.

Verlag von Gottlieb Haase Söhne

Parterre geben. Entfernen Sie sich langsam durch die Mittelthüre, jedoch nur paarweise; jeder Versuch sich durchzudrängen wird streng geahndet werden. Die übrigen Ausgänge sind geschlossen. Nur Ergebung in Ihr Schicksal kann dasselbe mildern.« Die erschreckten und eingeschüchterten Meuchelmörder mußten sich diese Vorschrift gefallen lassen; nur zwei und zwei durften auf einmal die Schwelle überschreiten. Alle wurden durchsucht und die, bei welchen sich Waffen fanden, sogleich festgehalten. Die Untersuchung im Opernhause dauerte über vierzig Stunden. In dem geleerten Schauplatze fanden sich über hundert weggeworfene Dolche. (Blätter aus dem Tagebuche eines alten Komödianten, von Franz Wallner.)

*** (List zweier Medizinkrämer in Nordamerika). Unter den vielen Abarten der Hausirer und Krämer, welche Nordamerika durchwandern, sind die sogenannten Doktoren eine der auffallendsten. Die meisten Hausirgeschäfte betreiben in Nordamerika, wie überall in der Welt, die Kinder Abrahams und nachst ihnen — die Deutschen; nur zwei Zweige, die besondere Pfiffigkeit und Unverschämtheit erheischen, haben sich die Yankees selbst vorbehalten: den Handel mit Stand- und Wanduhren, und die Medizinkrämerei. Ein alter Yankee, der seine Söhne in die Welt schickt, damit sie Erfahrung sammeln und einmal von den Zwiebelbeeten erlöst werden, an die sie bis in ihr 21. Jahr gefesselt waren, stellt ihnen die Wahl frei, ob sie Clockpedlar (Uhrenkrämer) oder — Doktor werden wollen, und wählen sie das letztere, so macht man sie schnell mit den Wirkungen der Heilmittel, die sie in ihren kleinen Felleisen führen, bekannt. Die Mittel, deren ein solcher Doktor sich bedient, sind sehr einfach. Calomel ist die Hauptkur und macht, nebst irgend einer großnamigen Patent-Medicin, den Mittelpunkt, um den sich alles Übrige dreht; sonst gebraucht er noch etwas Opium (aufgelöst), Ricinusöl, Glaubersalz, etwas Ipecacuanha, Chinarinde und Brechweinstein, und er hat Alles was er zu einer ausgebreiteten Praxis bedarf. Schon fünf Meilen von seinem Heimatsort, wo er dem ersten fremden Menschen begegnet, erhält er den Namen »Doktor,« und die können von Glück sagen, die noch mit Salz oder andern unschädlichen Medicinen abgefertigt werden, denn wo der junge Doktor Geld wittert, da müssen die Leute von seiner Patent-Medicin kaufen, und gnade ihnen Gott, wenn sie das rothe, zusammengeknetete Zeug verschlucken; sind sie vollkommen gesund, so kommen sie vielleicht mit einer heilbaren Kolik oder einigen gelinden Krämpfen und einem schwachen Anfall von Apoplexie davon, sind sie aber ohnedieß kränklich, dann ist ihnen selten mehr zu helfen, und sie vermehren die Zahl der Schlachtopfer, die jährlich dem so scheußlichen Götzen »Quacksalberei« geopfert werden. Im Jahre 1843 durchzogen zwei solche Yankees die nördlichen und nordwestlichen Staaten mit solchem Glück, daß sie in wenigen Monaten eine bedeutende Summe Geldes erübrigt hatten. Ihr Plan, oder vielmehr List, war die folgende gewesen. Der Eine von ihnen, ohne Waaren oder Gepack, mit nur einer gewöhnlichen amerikanischen Satteltasche von seinem kleinen feurigen Pferde getragen, war der erste auf der unter ihnen ausgemachten Marschroute, und hielt bei jedem Haus, das auf seinem Wege lag, an, stieg ab, schüttelte den Bewohnern desselben sehr freundlich und lang die Hand, ging an den Wassereimer und trank aus dem langstieligen Flaschenkürbis, der neben demselben an einem Haken aufgehangen war, unterhielt sich dann noch eine Weile mit den Leuten, sprach über dies und jenes, schüttelte ihnen noch einmal zum Abschied die Hand, kehrte wieder um und entdeckte nun irgend einem der Männer, den er bei Seite nahm und um Verschweigen des ihm Anvertrauten bat, daß er — an einer sehr bösartigen Hautkrankheit leide, und frug ihn, ob er nicht irgend eine dieser abhelfenden Salben habe. Er hielt dabei die Hand des Farmers fest in der seinen und sah ihm bittend ins Auge, bis dieser plötzlich den Sinn der Worte begriff und schnell zurücktrat. Gewöhnlich wurde er hierauf schnell und mit einigen kurzen, nicht besonders freundlichen Worten abgefertigt; das that aber nichts, er hatte seinen Zweck erreicht, schwang sich in den Sattel und trabte, wehmüthig zurückgrüßend, langsam der nächsten Ansiedlung zu, um hier seine List zu wiederholen. Die Farmerfamilie blieb aber in größter Aufregung zurück — was mußten hievon die Folgen seyn? Der Mann mit der ekelhaften Krankheit hatte Allen und höchst warm und freundschaftlich die Hand gedrückt, hatte aus demselben Trinkgeschirr mit ihnen getrunken, und es war jetzt fast unvermeidlich, daß sie angesteckt werden mußten. Da nähert sich auf hohem, starkknochigem Roß ein Fremder, hält und steigt ab; die Familie ist noch so bestürzt, daß sie kaum seiner achtet, er nimmt aber ohne weiteres das kleine Felleisen, welches er hinter sich im Sattel trägt, geht in's Haus und frägt, ob niemand etwas von seinen Medicinen bedürfe. Medicin? das war ein Wink des Himmels — der Mann kam wie von Gott gesandt, und welch ein Glück, daß er auch eine solche gerade für diese Art Hautkrankheiten nützliche Salbe bei sich führte. Es ist seiner Aussage nach das letzte, und wenn auch etwas viel für eine Familie, so kann man ja doch nicht wissen, ob die Krankheit nicht wirklich zum Ausbruch kommt und wie sie sich zeigen wird, gut oder bösartig. Auch ist der Preis gerade für diesen Artikel sehr hoch, aber was schadet das, beugt man denn nicht damit dem Unangenehmsten vor? Der schlaue Krämer hat aber in der That seinen Mantelsack nur mit dieser Arznei gefüllt, welcher blos oben darauf zum Schein noch einige andere beigefügt sind; er streicht daher fröhlich das Geld ein und folgt schnell dem Compagnon, der indessen auf seiner Schrecken verbreitenden Bahn weiter gegangen ist, und neue Opfer gesammelt hat. Da sie ihren Weg natürlich immer weiter und stets durch fremde Gegenden fortsetzen, so war auch eine Entdeckung gar nicht zu befürchten, und nie haben wohl zwei Yankees in so kurzer Zeit so brillante Geschäfte gemacht, als diese beiden wandernden Medizinkrämer. (Gerstäcker, im Ausland.)

*** (Eine Bettlerin als Mutter einer Königin.) Unter der Regierung Karls I von England kam die sechzehnjährige Tochter eines Bauers, der in den damaligen Unruhen Gut und Leben verloren, nach London, um dort ihr Unterkommen zu finden; was ihr jedoch lange nicht glücken wollte, da sie niemanden kannte und außer grober Feldarbeit von Haus aus in jeder weiblichen Fertigkeit unerfahren war. Anfangs verrichtete sie bei einem reichen Brauer kleine Gänge, der sie später ihrer Arbeitsamkeit wegen als Stubenmädchen in Dienst nahm, wo sie bald durch ihre Jugend und Schönheit die Blicke aller Männer auf sich zog. Auch ihrem Brodherren, der zwar schon in Jahren, aber noch bei Kräften und Wittwer und kinderlos war, blieb sie nicht gleichgiltig und ward endlich seine Gattin, und nach seinem in 3 Jahren erfolgten Tode war sie die Erbin seines großen Vermögens. Da sich bei der Antretung ihrer Erbschaft viele Schwierigkeiten fanden, bedurfte sie der Hilfe eines Rechtsgelehrten und wählte den berühmten Sachwalter Hyde, der ihr schon früher viel Zuneigung erwiesen hatte, und ihr nun, durch ihre Reize und ihr Vermögen bewogen, den Antrag machte, sie zu ehelichen, wozu sie ihre Einwilligung gab. Hyde stieg von Stufe zu Stufe und endete als Graf Clarendon. Er erhielt von ihr eine Tochter, und diese wurde Gemalin Königs Jakob I, und so die Mutter zweier Königinen: Maria und Anna.

*** (Der englische Soldat.) Das Loos der britischen Soldaten ist trauriger als das des bei irgend einer europäischen Armee. Schon der Umstand, daß sein Dienst ein lebenslänglicher ist, verleidet ihm die Lust zum Kriegsstande. Doch hat das Herkommen hierin eine Aenderung eintreten lassen, und der Soldat kann nach dem 15. Jahre seinen Abschied verlangen; über das 21. Jahr hinaus hat man noch keinen im thätigen Dienst behalten. Dann kann er sich zurückziehen; aber sehen wir, was er alles inzwischen versucht und erfahren. Die englische Armee ist geringer als die irgend einer der europäischen Großmächte, nur 130000 Mann, und dabei hat sie nicht blos die britischen Inseln, sondern auch die ausgedehntesten Kolonien in allen 5 Welttheilen zu bewachen. England hat bei dieser Ausdehnung eigentlich nie Frieden: ist auch in Europa Ruh, so hat es doch andere Nachbarn, bald in China oder Indien, bald auf den Inseln des stillen Weltmeers, bald an den Ufern des rothen Meeres, bald in den Wäldern Nordamerika's zu bekämpfen. Und der Kampf ist noch die geringste Prüfung für den englischen Soldaten; die Reisen mit ihren Drangsalen, die raschen Klimaveränderungen sind's, die seine Gesundheit erschöpfen und untergraben. Sehen wir nur einmal seine Laufbahn zur Friedenszeit an. Mit 18 oder 20 Jahren hat er aus Mangel an Arbeit, aus Familienverdruß, vielleicht aus Unbesonnenheit oder im Rausche sich dem Werber übergeben. Sogleich wird er zu seinem Bataillon transportirt, wo seine rauhe Lehrzeit im Waffenhandwerk beginnt. Kaum ist diese zu Ende, manchmal noch während derselben, marschirt der arme Rekrut nach dem Belieben seiner Oberen in den verschiedensten Distrikten und Grafschaften des vereinigten Königreiches hin und her. Im Nothfall muß er Polizeidienste leisten. Entsteht irgendwo ein Aufstand oder glaubt man nur die geringsten Mahnungen und Symptome eines solchen irgendwo zu spüren, in größter Hast wird der englische Soldat dahin geschickt, und muß

mit heroischer Geduld allen Schimpf ertragen, mit dem ihn der aufgewiegelte John Bull überhäuft. Er hat ein oder zwei Jahre so zugebracht, da erfährt er, daß sein Regiment Ordre zum Aufbruch in die Fremde erhalten hat. Er kann sich noch gratuliren, seine Sendung ist eine der friedlichsten und sanftesten, welche das englische Militär erhalten kann. Man schickt ihn nach Gibraltar, Malta, vielleicht auf die jonischen Inseln. Lustig geht er ab, drei Jahre verlaufen schnell in einer der genannten beneideten Stationen. Aber drei Jahre im Mittelländischen Meere heißen schon auch etwas. Der Himmel ist glühend, von den weißen Felsen von Lavalette prallt das grelle Sonnenlicht zurück und blendet seine Augen; der Wein ist wohlfeil, und vor Unthätigkeit und Langweile weiß er nicht was zu beginnen. Indeß die Zeit vergeht und noch ziemlich gut. Eine neue Ordre kömmt, der junge Mann muß nach Westindien. Da wird denn seine Lage keineswegs, weder physisch noch moralisch verbessert. Das Fieber bricht aus, die Freunde und Kameraden sterben zu Dutzenden. Das Klima zerrt Leib und Seele auseinander. Der Müssiggang, noch größer als auf Corfu oder Malta, lastet schwer auf dem Geiste und dem Körper, denn die Behörden lassen da — aus wohlwollenden aber unpolitischen Vorurtheilen — dem Soldaten alle mögliche Freiheit. Müssiggang und Langweile nähren die Trunksucht. Unser Held ergibt sich dem Weine und schwächt seine Constitution. Aber auch diese drei Jahre vergehen, ohne daß er sich über deren Verwendung sonderlich Rechenschaft legen könnte. Eines schönen Morgens erfährt er zu seinem größten Vergnügen, daß die Transportschiffe nächstens erwartet werden. Sie kommen, und — er segelt nach Canada. Hat die Gesundheit des Soldaten nicht etwa schon große Angriffe erlitten, so bringt diese Veränderung wesentliche Vortheile, das Klima von Canada — obwohl zeitweilig in Hitze oder Kälte alles Maß überschreitend — paßt doch noch besser als irgend ein anderes zu dem Temperamente des Briten. Dennoch seufzt der arme Bursche nach dem Augenblick, wo er England wieder sehen würde, von dem ihn noch ein neuer dreijähriger Zeitraum trennt. Uibrigens wird, ausdrücklich müssen wir's bemerken, diese Aufeinanderfolge guter und schlechter Stationen nicht immer so richtig innegehalten als wir hier angeben.

Der Soldat, dem wir auf seinen Hin- und Hermärschen folgen, zählt nun eilf Dienstjahre: zehn davon sind in der Fremde abgelaufen. Er schätzt sich glücklich, wenn er den Tagsbefehl hört oder liest, das Regiment solle sich morgen zum Abmarsch nach Quebek fertig halten, von wo es auf dem Transportschiff Leviathan nach England absegeln wird. Es marschirt ab, das Schiff geht unter Segel, die Uiberfahrt ist glücklich, unser Held mit seinen Kameraden landen an den Quais von Portsmouth. Gott sey Dank, endlich ist die Zeit der Ruhe gekommen! Weit gefehlt! In Birmingham ist Aufruhr; die Bergleute von Staffordshire erwecken Besorgnisse. Das kaum ausgeschiffte Regiment erhält neue Ordre, wird schnell in einen Train zweiter Klasse gepackt, und mitsammt seinen Patronen durch Dampfkraft auf den bedrohten Punkt spedirt. Unter zehn Fällen war's neunmal blinder Lärm, aber das gibt dem Soldaten wenig Trost, seine schönen Pläne sind durchkreuzt. Er hatte einen Urlaub sich erbeten und erhalten, um in seinen heimatlichen Ort zurückzukehren, um nachzusehen, was alles die eilf Jahre in seiner Familie für Veränderungen hervorgebracht. Aber die Gewalt der Umstände hat allen Urlaub zu nichte gemacht, und der Soldat erkennt, daß er in England seyn kann und doch nicht zu Hause. Uibrigens die Emeute, wenn sie da war, ist nicht von Bestand. Der Winter kommt, der Frost kühlt die Hitzköpfe ab. Hat das Regiment mittlerweile nicht schon neuen Befehl zum Abmarsch aus England erhalten, so wird unserem Soldaten sein Urlaub endlich bewilligt; einen ganzen Monat darf er in Ruh und Frieden bei seiner Mutter zubringen. Die arme Frau! der Moment des Wiedersehens trocknet alle die Thränen, läßt sie alle die Sorgen vergessen, die sie der Sohn in den zehn Jahren seiner Weltfahrten gekostet. Wollte man ihr ihn jetzo lassen, sie wäre die glücklichste aller Mütter. Aber . . . der Monat läuft um, der Soldat muß seinem Dorflein abermal Lebewohl sagen; er muß sich zur Heiterkeit zwingen, um der alten Mutter den Abschied nicht zu erschweren. Das nächste Jahr wird er ganz gewiß wiederkommen, verspricht er, der Urlaub wird ihm sicher nicht verweigert werden. Die arme Mutter lächelt unter Thränen bei dieser rosigen Hoffnung, segnet ihren Sohn, und dieser eilt von dannen, um zur bestimmten Stunde vor der Kaserne zu seyn. Diese Pünktlichkeit, hofft er, wird ihm doch die Gunst der Vorgesetzten erhalten, und ihn einer Wiederholung des Urlaubs im nächsten Jahr würdig machen. Eitle Hoffnung! Das Regiment hat schon neue Ordre nach Irland erhalten, und wenige Tage später findet man ihn auf der Uiberfahrt über die Meerenge von St. Georges. Adieu, gehoffter Urlaub im nächsten Winter, zur heiligen Weihnachtzeit. Die Regimenter müssen vollzählig beisammen bleiben, um den Meetings Daniel O'Connells Respekt einzuflößen. So verfließt die für die Station in England anberaumte Ruhezeit unter Märschen aus einer Garnison in die andere.

Es ist Regel, daß die Regimenter, nachdem sie zehn Jahre auswärts gedient haben, fünf Jahre im Mutterlande, auf Großbritannien, bleiben. Aber diese Regel ist einer Unzahl Umwandlungen und Uibertretungen durch gebieterische Umstände unterworfen. Oft wird die Ruhestation auf vier, oft auf drei Jahre herabgesetzt. Man begreift dies, wenn man bedenkt, daß die ganze britische Armee, Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Genie und Colonialcorps, alles inbegriffen, Summa Summarum nicht mehr als 130000 Soldaten zählt, welche in dem ungeheuren Reiche, in allen Theilen der Erdkugel, in den abenteuerlichsten Fernen zerstreut werden müssen. Während unser junge Mann — doch nein, er hat mittlerweile die Jugendjahre schon abgestreift — noch von der Heimkehr in die Arme der liebenden Mutter und der theueren Angehörigen träumt, muß er plötzlich eines Tages nach den Küsten von Cork aufbrechen. Dort warten bereits die Schiffe, die sein Regiment aufzunehmen bestimmt sind — die armen Bursche werden, nachdem sie kaum noch ihre fünf Jahre in England verbracht, nach Ostindien geschickt. Werden sie England wieder sehen? Vielleicht, aber schwerlich. Die Regimenter, die einmal nach Bombay oder Calcutta eingeschifft wurden, bleiben in den Ostindischen Präsidentschaften gewöhnlich ein Vierteljahrhundert. Und entrinnt unser Held den Kugeln der Belutschen, dem Fieber in den Dschungeln, der Cholera u. s. w., so muß er fünfzehn lange Jahre gegen eine Ofenhitze kämpfen und kann nach deren Ablauf endlich — vorausgesetzt, daß er noch Kraft hat, die Fahrt nach Europa auszuhalten — seinen Abschied und einen Platz in Chelsea verlangen, um dort den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben. Denn die völlige Erschöpfung der Kräfte läßt ihm keine andere Wahl mehr. Wir haben in dieser Schilderung nichts in's Schwarze gemalt. — Wir haben da nichts von den tödtlich langweiligen Garnisonen an den afrikanischen Küsten, am Cap, in Sierra Leone (ob seines mörderischen Klimas das Grab der Weißen genannt), auf der öden, einsamen Felseninsel Helena erwähnt, nichts von dem abscheulichen Aufenthalt auf Tschusan oder Hongkong, wo Chinesen und Klima in der Mühe wetteifern, den Rothröcken den Aufenthalt so sauer als möglich zu machen. Wir haben auch nichts erwähnt von den harten Strafen, die des armen britischen Soldaten bei dem kleinsten Vergehen harren, nichts von seinem moralischen Versinken, erzeugt durch den Mangel religiöser Erbauung, an dem die britischen Regimenter leiden. Letzteres ist auch der Grund, warum es den Engländer mit solchem Schrecken erfüllt, wenn sein Sohn die rothe Uniform anzieht: er erblickt fortan in ihm einen Menschen, der bestimmt ist, alles religiöse Gefühl zu verlieren, ein Ausschweifling, ein Säufer, ein Nichtsthuer zu werden.

*** (Irokesen-Urtheil.) Ein Irokese war nach Albany gekommen, um sich dort in der Stadt der weißen Männer umzusehen. Wo er auch hinging, überall nahm man diesen Naturmenschen freundlich auf und vergnügte sich an seinen Urtheilen. So kam er auch in ein Haus, in dem gerade Hochzeit war. Er setzte sich an den mit Speisen überfüllten Tisch und ließ es sich vortrefflich schmecken. Der Bräutigam war ein sechzigjähriger Mann, die Braut kaum achtzehn Jahre. Dennoch schien Alles hier froh und glücklich zu seyn. Nachdem der Wilde sich ordentlich gesättigt hatte, fragte ihn der Bräutigam, wie ihm seine Braut gefalle und was er zu einer solchen Hochzeit der weißen Männer sage. »Bruder,« sagte der Wilde, »deine Braut ist schön wie der aufgehende Mond, und auf der ersten Klippe meines Vaterlandes will ich dem großen Weltgeist meine Pfeife opfern und sie ins Meer werfen, um für die Gute Segen zu erbitten. Auch thut sie wohl, dich zu heiraten; denn du bist ein guter weißer Mann; du hast mich satt gemacht; — aber sie hätte besser gethan, wenn sie statt deiner zwei Männer genommen hätte, jeden von dreißig Jahren — das macht auch sechzig.«

*** (Der Vater Abd-el-Kader's), berichtet der »Globe,« Mahi Eddin, war schon ein ungewöhnlicher Mann. Er war ein gelehrter Theolog und ein gewandter Politiker und ward von den Muselmänern als Heiliger verehrt. Seine Familie steht in

großem Ansehen und drei berühmte Marabouts gingen in neuester Zeit aus ihr hervor. Der Familiensage nach stammt er von einem berühmten Mann, Muley Abd-el-Kader, der kurz nach der Hedschira lebte. Dieser muhamedanische Heilige zog sich, nachdem er lange Zeit die Provinz Oran zum Zeugen seiner selbstaufgelegten Bußungen gemacht, in die Umgegend von Bagdad zurück. Dort, ein zweiter Simeon Stylites, stand er auf seinem linken Fuße auf der Spitze einer Säule unbeweglich, und nahm keine andere Nahrung zu sich, als die Regentropfen, welche in langen Zwischenraumen fielen. Der Prophet, fügt die arabische Legende hinzu, machte dieser bewundernswürdigen Existenz ein Ende, indem er ihn bei dem Büschel Haare, den alle guten Muselmäner auf dem Scheitel ihres Kopfes tragen, emporzog und ihm die Pforte des Paradieses öffnete.

Länder- und Völkerkunde.

*** (Die Ceremonien der Juden am Osterfeste.) Am großen Sabbat, dem nächsten Sabbat vor dem Passah, wird eine Predigt gehalten über Sinn, Zweck und Bedeutung des Passahlammes, besonders aber über die Tradition, daß die Israeliten beim Auszug das Lamm an ihre Bettladen angebunden haben, und die Aegypter, als sie den Zweck dessen erfuhren, vor dem Schrecken Jehova's ganz machtlos geworden seyen. Darauf werden einige Tage vorher alle Geräthschaften des Hauses auf's Sorgfältigste gescheuert; Stühle, Bänke, Tische werden gereinigt, indem man ein glühendes Eisen oder einen heißen Stein in eine Zange nimmt, über den Gegenstand hält und Wasser darüber schüttet. Eisengeschirr wird im Feuer durchglüht; ein eherner Mörser wird mit glühenden Kohlen gefüllt, ein Faden darum gebunden, und wenn der Mörser so heiß ist, daß der Faden zerspringt, so ist der Mörser rein; steinerne Mörser sollen von Neuem behauen werden, u. s. w. Am Abend des 13. Nisan nimmt der Hausvater einen Löffel und einen Federwisch, zündet eine Wachskerze an (Unschlittlichter sollen es nicht seyn, weil sie gern triefen und das Gemach auf's Neue verunreinigen würden) und spricht: »Gelobt seyst Du Ewiger, unser Gott, der Du uns durch Deine Gebote geheiliget hast, und uns befohlen, den Sauerteig auszuräumen.« Dann nimmt er einige Knaben und Männer mit sich (keine Weiber, weil sie zu träg seyen und zu viel schwatzen), die auch mit Wachslichtern in der Hand mit ihm im ganzen Hause herumgehen, alle Spalten und Mäuselocher durchleuchten, weil vielleicht die Mäuse irgendwohin Brosamen getragen haben könnten. Ist das anstoßende Haus das eines Christen, so dürfen sie mit dem Lichte nicht so genau die Spalten durchsuchen, der Christ könnte sonst denken, der Jude wolle ihm das Haus anzünden; ist es aber ein Judenhaus, so soll er suchen, soweit er immer kann. Ja, sie lassen sogar mit Fleiß Brosamen fallen, wenn ein Zimmer ihnen rein erscheint, damit sie doch etwas Gesäuertes daraus zu entfernen haben. Das gesäuerte Brod, das sie noch in dieser Nacht zum Abendessen genießen, verbergen sie, damit sie es nicht finden beim Durchsuchen des Hauses, und also entfernen müßten und nichts zu essen hätten für diesen Abend. Der gefundene Sauerteig wird bis zum Morgen aufbewahrt, wohl zugedeckt, damit nicht eine Maus dazu komme und davon etwas wegtrage, und sie wieder das ganze Haus durchsuchen müßten. Hat der Hausvater Alles durchsucht, so spricht er: »Alles Gesäuerte, das ich nicht gesehen und ausgeräumt habe, soll vernichtet seyn und gleichgeachtet dem Staub dee Erde.« Vom Morgen des 14. Nisan an (von 9 Uhr an) darf nichts Gesäuertes gegessen werden. Dann wird unter freiem Himmel ein Feuer angemacht und der gestern vorgefundene Sauerteig verbrannt. Die Erstgebornen (Söhne) sollen den ganzen Tag fasten zur Erinnerung an die Verschonung der Erstgebornen in Aegypten. Bis in ihr dreizehntes Jahr, wo sie Bar Mizwoth (Söhne des Gesetzes) werden, fastet der Vater für sie. Gegen Abend wird ein Gottesdienst in der Synagoge gehalten, während von den Frauen zu Hause der Tisch, so glänzend als jeder vermag, zubereitet wird; dem Hausvater wird ein kostbarer Lehnstuhl zubereitet und alle Stühle mit Teppichen behangen, damit sie sich bequem anlehnen können, womit sie andeuten, daß sie nicht mehr als Sklaven in Aegypten schmachten, sondern freie Menschen und Könige seyen. Auch der Aermste soll an diesem Tage es sich wohl seyn lassen, und sich als ein König dünken, und wer keinen Teppich aufzuwenden habe, solle sich wenigstens in einen Lehnstuhl setzen, damit er sich bequem anlehnen könne. Doch geht dieß nur die Männer an, die Weiber sind nicht dazu verbunden. Das erste Gericht sind drei Passahkuchen auf einer Schüssel in ein Leinentuch gelegt und zugedeckt; der oberste bedeutet den Hohenpriester (Kohen), der zweite oder mittlere die Leviten (Levi), der dritte das übrige Volk (Israel). In einem andern Gefäß ist der Lammsbraten (Seroah) und ein Ei; in einem dritten das Charoseth, eine Art Compot aus Aepfeln, Mandeln oder Nüssen, etwas Wein und Zimmet, und in Form eines Ziegels angerichtet, und in einem vierten Lattich, Kresse, nebst dem Maror, und dabei ein Gefäß mit Salzwasser. Hierauf wird die Tafel mit einem Becher Weins begonnen. Der Hausvater segnet den Becher und das Fest überhaupt durch einen Segensspruch, für welchen in Beziehung auf verschiedene Wochentage in der »Haggadah« auch verschiedene Formulare vorgeschrieben werden, ein, und dann wird der erste Becher von der ganzen Tischgesellschaft ausgetrunken. Nachdem dieß geschehen, erhält jeder vom Hausvater eine kleine Portion Lattich, tunkt sie in das Salzwasser, weil dieses den Appetit reizt, und ißt sie unter dem Segensspruch des Hausvaters; hierauf bricht dieser den mittleren Passahkuchen entzwei, legt das größere Stück in ein Tuch, zum Andenken, daß die Israeliten beim Auszug aus Aegypten den Teig in Tücher gebunden, das andere legt er zwischen die ganzen Kuchen, damit er beim Essen zuerst an den ganzen Kuchen komme. Hierauf beginnt er, den Teller in die Höhe haltend: »Das ist die ärmliche Kost, die unsere Voraltern im Lande Aegypten genoßen, jeder Hungrige komme und esse mit, jeder Bedürftige komme und feire mit uns das Passahfest; dieß Jahr sind wir hier, das kommende Jahr sind wir, so Gott will, in Kanaan, dieß Jahr sind wir in Knechtschaft, das kommende Jahr sind wir, so Gott will, Söhne der Freiheit.« Nachdem der zweite Becher eingeschenkt und das aus Exod. 12. 26. hervorgegangene Verfahren, durch das die Kinder zu Fragen veranlaßt werden sollen, beobachtet worden, und die Kinder ihre eingelernten Fragen hergesagt haben, wird ihnen die Erzählung von der Befreiung aus Aegypten nach der Haggadah mitgetheilt, und wo von den zehn Plagen die Rede ist, spritzen sie von dem Wein etwas aus dem Becher, um anzuzeigen, die Plagen sollen aus ihren Häusern bleiben. Wenn sie bis zu den Worten: »Darum sind wir schuldig zu bekennen, zu loben, zu preisen u. s. w.« gekommen sind und der zweite Becher ausgetrunken ist, nimmt der Hausvater unter einem Segensspruche den obersten Passahkuchen, unter einem andern den zweiten früher zerbrochenen und gibt den Tischgenossen kleine — olivengroße — Stücke zu essen, weil es Brod der Armuth seyn soll; dann werden die bitteren Kräuter (Maror) in das Charoseth getunkt und stehend gegessen, zur Erinnerung an die ägyptische Dienstbarkeit, und endlich ein Stück des dritten Kuchens, in die Kräuter eingewickelt. Hierauf beginnt die eigentliche Mahlzeit ohne strengere Ordnung. Nach eingenommener Mahlzeit wird zum Nachtisch Aphicomen, der gleich anfangs verborgene halbe Kuchen, unter dem Tuch oder Kissen hervorgenommen, und von Allen ein kleines Stück von demselben gegessen, zum Andenken daran, daß ehemals das Passahlamm gegessen wurde. Nach diesem Stückchen darf nichts mehr gegessen werden. Dann folgt der dritte Becher, der Becher des Segens, und endlich der vierte, vor welchem ein Segen vom Hausvater vorgetragen werden soll, in dem Verwünschungen gegen die Heiden, und die Hoffnung der Ankunft des Elias (welche dadurch symbolisirt wird, daß man die Thüren weit öffnet und auch ein Glas Wein für ihn dahinstellt) und des Messias ausgesprochen wird, der seinen Zorn ausgießen werde über die Unglaubigen. Hierauf wird der Becher ausgetrunken und das Hallel vollendet, mit andern Lobgesängen auf die Gnadenerweisungen Jehova's. Damit schließt die Anordnung der Ceremonien, und Alle gehen, die Thüren offen lassend, ins Bett, weil die Nacht die »Lel Schimurim« ist, die Nacht der Behütung, in welcher weder die Menschen noch die bösen Geister ihnen etwas anhaben können. Am 15. Nisan Morgens ist langer feierlicher Gottesdienst in der Synagoge bis gegen Mittag; sonst wird der Tag als ein freudiger gefeiert, mit wohlbesetzter Tafel; doch soll nicht mehr gekocht werden, als man an diesem Tag essen könne. Gegen Abend ist wieder Versammlung zum Gottesdienste und mit dem Anfange der Nacht die nämliche Mahlzeit, wie sie den Tag zuvor gehalten worden. Am zweiten Abende beginnt das Zählen des »Omer«, welches bis an den Tag vor dem Pfingstfeste gezählt wird, also 49 Tage; dem Zählen des Omer geht ein Segensspruch voran. Ad. Fl.

*** (Aberglauben in Portugal.) Daß in einem Lande, wo für Geisteskultur so wenig geschieht und geschehen kann, wie in Portugal, der Aberglaube einen weiten Spielraum hat, begreift sich. Nachstehende Belege dazu entnehmen wir den kürzlich

erschienenen »Lusitanischen Skizzen« des Engländers Kingston, der übrigens dem Portugiesischen Aberglauben ein eigenes Werk widmen will. So wird z. B. an den Wahrwolf (Lobishome, wörtlich: Wolfmensch) steif und fest geglaubt, seltsamerweise verwandeln indeß die Portugiesen dem Namen zum Trotz den Wolf in ein Pferd. Aber »das schrecklichste aller übernatürlichen Wesen in Portugal ist die Brura (sprich Bruscha). Sie gleicht in etwas dem Ghoul der Morgenländer, oder dem Vampyr, von dem sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch abgeleitet ist. Am hellen Tage unterscheidet sie sich durch nichts von irgend einem andern weiblichen Wesen, und erfüllt alle Pflichten der Haushaltung auf eine höchst musterhafte Weise. Sie kann die Tochter von ehrbaren, guten Eltern, sie kann eben so auch verheiratet seyn und Kinder haben, ja sie mag oft für liebenswürdig gelten und sehr schön seyn, obgleich ihr Auge immer einen gewissen wilden Ausdruck, und ihre sonst schöne Stirne eine ominöse Falte hat, die der Skeptiker der Sorge oder dem Unglück zuschreiben würde. Niemand kann sagen, welche Personen Bruras sind und welche nicht, denn niemals theilen sie einem Sterblichen ihre Geheimnisse mit, und wehe dem Unglücklichen, der es versuchen wollte in dieselben einzudringen! Sie sind eine vom Himmel verfluchte Schwesterschaft — ihre Seelen sind dem Fürsten der Finsterniß durch einen Pakt verschrieben, der jede Nacht erneuert wird. Manchmal werden auch ihre Töchter Bruras, wenn diese zufälligerweise ihren kindermörderischen und vampyrischen Neigungen entgehen; gewöhnlich aber verstärken sie ihre Zahl, indem sie irgend ein unglückliches Mädchen verführen, dessen Herz vom rechten Pfad abgewichen ist und das die heilige Religion der Kirche verlassen hat, um sich ihrer Verbindung anzuschließen. Es weiß nicht, wohin es geführt, oder welches ihr Schicksal seyn wird, bis es zu spät zum Umkehren — bis der unheilvolle Pakt unterzeichnet und mit seinem Blute besiegelt ist! Aber dann, unglückliches Mädchen, hilft kein auch noch so großer Schrei der Angst und Verzweiflung mehr. Reue ist hier unmöglich.

Von Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang hat die dämonische Gewalt Besitz von ihr ergriffen, denn während des Tags kehrt sie zu ihrer Familie zurück, wo niemand die fürchterliche Wahrheit ahnt. Hat aber die Dunkelheit ihren Mantel über die Erde ausgebreitet, und sind die bösen Geister los, dann erheben sich die Bruras von ihren Lagern, verlassen, wenn verheiratet, ihre sterblichen, arglosen Gatten, und fliehen hin in die Gesellschaft ihrer teuflischen Liebhaber. Hier werden sie dann, wahrscheinlich zur Strafe für ihre Verbrechen, in die Gestalt irgend eines schädlichen Nachtvogels — z. B. riesige Eulen und Fledermäuse — verwandelt. Fort fliegen sie dann auf wunderbare Art, weit weg von ihrer Heimat, über Berg und Thal, hauptsächlich aber über Sümpfe, Teiche und Seen. Wider Willen streichen sie dahin über die Wasserfläche, auf der sie ihre häßliche Gestalt im Widerschein erblicken, und ihres Looses vollkommen bewußt. Auf diesen ihren nächtlichen Streifereien begegnen sie manchmal einem des Wegs daher kommenden Freund oder Verwandten und führen ihn dann entweder durch Lockungen oder durch Gewalt nach einem ganz andern Ort, weit weg von dem, welchen er zu erreichen wünschte. Dieselbe Macht haben sie aber auch über alle andern, selbst fremde Menschen, wenn diese nicht unter dem besondern Schutze der Heiligen stehen. Mancher arme Wicht wurde auf diese Art schon mitten durch das Land hingeführt, über rauhe Felsen weg und durch das dichteste Dornengestrüpp, welches sein Gesicht zerkratzte und seine Kleider zerfetzte, bis er fast zu Tode geschleift, naß, erschöpft und blutend endlich nach Hause kehrte, wo sein Weib die höllische Bruras verflucht, welche ihn so mißhandelt und weggeschleppt. Man mißt nämlich die Schuld hievon viel weniger dem Weinhause zu als den Bruras; denn er hätte doch gewiß mit seinem Gesichte nicht an dem über der Thüre hangenden Strauch streifen und in seiner Trunkenheit in eine Pfütze fallen können! O nein! der gute Mann war nie in seinem Leben betrunken — er ist jetzt nur so blaß von der gewiß sehr natürlichen Furcht — die teuflischen Bruras thaten dieß alles. Nach diesen dämonischen Belustigungen fliegen diese in einer oder der andern der ihnen gegebenen häßlichen Gestalten mit vampyrischem Heißhunger zurück zu dem friedlichen Herde, wo ihr unschuldiges, von einem sterblichen Vater erzeugtes Kind in süßer Ruhe schlummert. Obgleich sie das Gräßliche ihres fürchterlichen Gelüstes fühlen, siegt dennoch ihre verfluchte Neigung über die Mutterliebe, und das Kind ergreifend, dem sie mit ihren schwarzen Schwingen Ruhe zufächeln, saugen sie ihm das Lebensblut aus den Adern — grauenvolles Geschick! denn sie wissen, daß sie das einzige Wesen, welches sie auf dieser Erde lieben, vernichten. Haben sie ihr eigenes Kind umgebracht, so dringen sie in die Hütten ihrer Nachbarn und Freunde ein und tödten hier auf dieselbe Weise die schlummernden Kinder. Und oft, wenn ein Kind so todt gefunden wird, noch feucht und mit sichtbaren Merkmalen, flüstern die Hebammen mit Furcht und Zittern ihrer Umgebung zu: »dieß hat eine Brura gethan,« indem sie auf alle Anwesenden ihr Auge mit drohendem Verdachte richten, denn niemand weiß, wer die Brura seyn kann. Sobald der erste Streif des grauenden Morgens erscheint, nehmen die unglücklichen Weiber wieder ihre menschliche Gestalt an und warten die Zeit ab, wo sie ihre fürchterlichen Orgien wieder beginnen können, und sind dabei stets ihres Geschickes bewußt.« *

Ein anderer wunderlicher Glaube, der sehr allgemein unter dem gemeinen Volk und sehr schwer auszurotten ist, betrifft eine Art Seelenwanderung. »Die Seelen der Todten sollen oft die Leiber lebender Personen einnehmen und den rechtlichen Besitzer verjagen, um irgend eine in ihrem eigenen Leben vernachlässigte Pflicht zu erfüllen. Der einzige Name dieser Erscheinung, den ich erfahren konnte, ist der: Almas d'outro mundo, Seelen aus der andern Welt. Man glaubt, sie seyen besonders begünstigt, daß man ihnen auf diese Weise gestatte, vieler Pein und Strafe im Fegfeuer zu entgehen. Stirbt jemand, der einem andern noch eine Summe Geld schuldig ist, so betritt er den Körper von irgend jemand, macht daß er Geld gewinnt und die Schuld bezahlt; dann kehrt er zufrieden in die Heimat der Geister zurück, der alte Besitzer des Körpers kehrt wieder, weiß aber nicht, was inzwischen mit seinem Leibe vorgegangen.«

Eigenthümlich ist auch die Sitte beim Tode kleiner Kinder. Die Portugiesen geben den kleinen Todten den poetischen Namen Ajinhos, Engelchen, und glauben, daß sie unmittelbar in den Himmel versetzt werden, ohne erst das Fegefeuer passiren zu

---

* Ein älterer englischer Reisender in Portugal erzählt von den Bruras folgendes: »Ich verirrte mich mit meinem portugiesischen Diener in einem sehr engen und düstern Paß, in welchem das Weitergehen wegen des steinigen und sumpfigen Bodens sehr unsicher war. Auch war es völlig dunkel geworden, ehe wir aus demselben herauskamen und uns mitten in einem dichten Walde ohne allen Weg befanden, als mein Diener in der Ferne ein Licht entdeckte. Ich ging darauf los, aber nur widerstrebend folgte er mir, denn ein Licht, das man spät Abends im dunklen Walde oder auf dem einsamen Moor erblickt, wird von den Bewohnern dieser wilden Distrikte mit abergläubischer Furcht betrachtet, da man glaubt, es sey von Bruras angezündet, die mit dem Urheber alles Bösen einen Verkehr unterhalten, und an irgend einem öden Orte um Mitternacht mit ihm zusammenkommen. Da ihre Wohnungen oft von diesen abscheulichen Versammlungsorten entfernt sind, so erhalten sie die Gewalt sich dahin zu begeben durch die abscheulichsten Mittel, indem sie sich mit einer größtentheils aus Kinderblut bestehenden Salbe einreiben und die mächtigen Zauberworte sprechen: Por cima de vallado por baixo de telhado (über Zäune und unter den Dächern durch). Man glaubt, jeder Verstoß in der genauen Aussprache der Worte sey eine Quelle großer Gefahren. Ein Mann, der, ohne es zu wissen, eine Brura geheiratet, soll gesehen haben, wie sie, in der Meinung er schlafe, das Brautbett verließ, ihre geheimen Mittel anwandte, dann die Zauberworte aussprach und den Kamin hinaufflog. Von einer seltsamen Anwandlung getrieben, versuchte er ihrem Beispiele zu folgen, versetzte aber die magischen Worte, wurde gegen die Dächer der Häuser geschleudert, und am folgenden Morgen verstümmelt und sterbend gefunden. — Wenn die Schwesterschaft beisammen ist, erscheint der Teufel in Gestalt eines ungeheuern Ziegenbocks, und empfängt die erniedrigendsten Beweise von Verehrung, worauf diese Weiber, deren Aussehen als äußerst zurückstoßend geschildert wird, in schöne Mädchen umgewandelt werden, von denen der Fürst der Dunkelheit die schönste auswählt. Hierauf folgt ein wildes Zechgelag, und dann beginnt das eigentliche Geschäft der Nacht, indem der Erzfeind ihnen aufträgt, gewisse Menschen zu versuchen, und sie unterrichtet, wie sie ihre Opfer am besten mit Leib und Seele verderben können. Die Versammlung geht auseinander, ehe der Tag anbricht, aber wehe dem Wanderer, der den schrecklichen Bruras auf ihrem Heimweg begegnet, denn indem sie falsche Lichter anzünden, locken sie ihn von seinem Pfade weg in drohende Gefahr, wo sie ihn dann in völliger Dunkelheit verlassen und durch ihr lautes und teuflisches Gelächter entsetzen.«

müssen. Statt also um sie zu trauern, freuen sie sich ihres Todes und ziehen ihr größtes Freudengewand an. Daher erscheint bei Kinderbeerdigungen kein Mensch schwarz, und statt den Eltern sein Beileid zu bezeugen, gratulirt man ihnen. Ich erinnere mich gleichfalls der Beerdigung eines Kindes beigewohnt zu haben und zwar des Kindes eines meiner Freunde. Als aber die Leute kamen und gratulirten, da schüttelte mein Freund das Haupt und meinte: Die Gefühle eines Vaters sind immer dieselben, das Kind mag jung oder alt gewesen seyn.

*** (Eisconsumtion und Eishandel in Lima) Eines der nothwendigsten Bedürfnisse der Bewohner von Lima ist das Eis, so daß ein mehrtägiger Mangel daran bedenkliche Gährungen unter den Einwohnern hervorbringt. Bei jeder Revolution schont daher der Rädelsführer, dem daran gelegen ist, die Hauptstadt auf seiner Seite zu haben, auch in der größten Verlegenheit, die zum Eistransporte bestimmten Maulthiere. Das Eis wird 28 Leguas nordöstlich von Lima in den Cordilleras geholt. Die Indianer hauen es mit Aexten auf den Gletschern zu Klumpen von 6 Arobas (die Aroba zu 25 Pfd.) und lassen es an Stricken über die Felswände hinunter gleiten; ihre Frauen und Kinder nehmen es in Empfang und wickeln es sogleich in Ichu-Gras. Andere Indianer tragen es etwa zwei Leguas weit hinunter zu einem Droot, wo es auf Maulthiere gepackt wird. Jedem derselben werden zwei Klumpen, also 300 Pfd. aufgeladen. Dreißig Maulthiere machen eine »Recua« aus, die täglich nach Lima gesandt wird. Alle 2 bis 3 Stunden ist eine Station, an der frische Lastthiere bereit stehen, denen in größter Eile die Ladung aufgelegt wird und die, so oft es nur der Weg erlaubt, im starken Trabe davon eilen müssen. In 18 bis 20 Stunden langt das Eis in Lima an. Jede Ladung verliert durch Schmelzen bedeutend an Gewicht, besonders nach der Küste zu. Man rechnet durchschnittlich auf beide Stücke einen Verlust von 100 Pfd. Die tägliche Consumtion des Eises in Lima beläuft sich auf 50 bis 55 Ctr., etwa zwei Drittel davon werden zur Bereitung von Gefrorenem (helado) verwendet. Den ganzen Tag durchziehen Indianer mit Kübeln auf dem Kopfe die Straßen und schreien ihr monotones »he-he-la-do!« Das meiste Gefrorene wird von Milch oder von Ananassaft bereitet. (v. Tschudi, Peru.)

*** (Menschenopfer in Ostindien.) Unter dem Volksstamme der Khands in Vorderindien herrscht die gräßliche Sitte der Menschenopfer weit und regelmäßig verbreitet. Sie sind Hindu mit manchen eigenthümlichen Religionsbegriffen, und dem größten ihrer Götter, dem Erdgotte, gelten die blutigen Opfer, mit denen glückliche Ernten erkauft, Krankheiten, Hungersnoth, Dürre, Verwüstungen, wilde Thiere, kurz jedes öffentliche wie Privat-Unglück abgewendet werden soll. Es ist ziemlich gewiß, daß bisher jährlich mehre Hunderte, ja wohl Tausende von Menschen dem Götzen geschlachtet wurden — ein Gräuel der Barbarei im Herzen des indobritischen Reichs, an den man nicht ohne Schauder denken kann. Die unglücklichen Schlachtopfer sind in der Khandsprache unter dem Namen »Mirias« bekannt. Keine eingeborne Khands werden dazu genommen, sondern eine Klasse Lieferanten, die sie Panwas nennen, rauben oder kaufen sie unter falschen Vorwänden von den ärmeren Klassen der Bewohner der Niederungen, entweder auf direkte Bestellung der Khandpriester (Abbayas) oder auf Spekulation. Ein solcher Opfermensch wird dann mit 50 bis 100 »Leben«, das heißt von Schafen, Kühen, Geflügel, Schweinen u. dgl. bezahlt. Menschen beiderlei Geschlechts werden dazu genommen, aber Kinder sind am beliebtesten. Vom Augenblick des Kaufs an wird das Opfer als geheiligt betrachtet und mit größter Verehrung behandelt bis zur Stunde der Opferung. Dieser geht ein dreitägiges Fest voraus, begleitet von Trinkgelagen, Musik, Tanz und obscönen Ceremonien. In der Nähe jedes Dorfes liegt ein Walddickicht, das nie die Axt berührt und welches als heilig betrachtet wird — der »Meria-Hain«. Am dritten Tage werden die Opfer hieher geführt; da sie aber nicht gebunden seyn noch irgend Widerstand zeigen dürfen, so bricht man ihnen im voraus die Knochen der Arme, oder auch der Beine. Man klemmt sie dann mit gespaltenen grünen Baumästen, die der Priester gefällt hat, um Brust oder Hals, und der Priester verwundet das Opfer zuerst mit der Axt. Alsbald stürzt die Menge heulend und mit wilder Musik her, und zerreißt das Fleisch des Opfers in Stücke. Jeder trägt das Stück, das er sich erobert, frischblutend auf seinen Acker. Drei Tage nach dem Opfer ist sämmtlichen Bewohnern des Dorfs die Zunge gebunden, und sie verkehren nur durch Zeichen mit einander, bis am Abende des dritten Tages mit dem Opfer eines Büffels ihnen die Zunge wieder gelöst wird. Zur Tilgung dieser gräßlichen Sitten nun so wie des in Orissa sehr häufigen Kindermords hat die britische Regierung in Calcutta umfassende Maßregeln ergriffen, und sie hofft damit eben so zum Ziele zu gelangen, wie ihr fast die gänzliche Unterdrückung der Weiberverbrennungen (Satti's) und der Mördersekte der Thugs gelungen ist.

*** (Der große Pfauenwald) oder Mohur Bunge heißt ein ungeheurer, von den Besitzungen der ostindischen Compagnie durch den Sudunrika-Fluß geschiedener Landstrich in Vorderindien, und hat seine Benennung von der Unzahl Pfauen, die in seinen Wildnissen nisten und unter der besonderen Obhut des Radscha von Mohur Bunge, des Herren des genannten Gebietes, stehen, die so streng ist, daß ein Pächter desselben, der sich über dem Tödten eines dieser Vögel ertappen ließe, keine geringere Strafe als den Tod erleiden würde. Als das 30. bengalische Sipahiregiment auf seinem Marsche von Cuttack nach Azinghur durch einen großen Theil dieses Waldes zog, erscholl Tag für Tag beim Morgengrauen von allen Seiten das heisere Gekreisch der Pfauen und das lärmende Gekrähe unzähliger Dschungel-Hühner, und dies Concert begrüßte die Ohren der Soldaten, als sie durch die waldigen Pässe drangen. Als die Sonne zum Vorschein kam, erglänzten die umliegenden Ebenen in Pfauenpracht, denn man erblickte da Hunderte solcher Vögel beisammen zu beiden Seiten der Straße, die ihre Nahrung suchten und sich durch den Heranmarsch der Truppen nicht sehr stören zu lassen schienen. Als diese im Dorfe Mohammed Nughur Patna, welches nördlich vom Sudunrika-Fluß außerhalb des Gebietes des Radscha von Mohur Bunge liegt, Halt machte, begaben sich die Officiere auf einen Jagdausflug nach den benachbarten Dschungeln, in denen es von Wild aller Art wimmelt. Die Gegend war eine wahre Wildniß ohne eine Spur von menschlicher Wohnung und die Hügel waren bis an die Gipfel mit Dschungel-Gras bewachsen, durch welches die Elephanten bisweilen trotz ihrer Kraft nicht durchzudringen vermochten. Gegen 8 Uhr früh, nachdem wir hastig gefrühstückt, verließen wir unsere Zelte und durchstriften einen weiten Landstrich, in welchem viele Tiger, Leoparden, wilde Büffel und andere furchtbare Bewohner der Dschungeln hausten, und wir erlegten des Wildes im Verlaufe sehr weniger Stunden so viel, daß unsere vier Elephanten mit Jagdbeute beinahe überladen waren. Wir hatten eine Beute von nicht weniger als 18 Stück Rothwild mit Inbegriff der Arishirsche, Antilopen, einer Elenhirschkuh, 2 Wildschweinen, 2 Zibetkatzen, einem jungen Leoparden, 14 Paar Pfauen, 3 Paaren Dschungel-Hühner und einer Koppel Florakins.

Ganz ermüdet und abgemattet von unserem Jagdausfluge unter den sengenden Strahlen der Sonne kehrten wir in unsere Quartiere zum Mahle zurück. Die ganze Nacht hindurch hörte man von den Hügeln her das unaufhörliche und mißtönende Geschrei der wilden Thiere, welches den Truppen und Lastthieren im Lager ein Gefühl von Unbehaglichkeit einflößte, und trotzdem, daß die Sipahis Feuer unterhielten, um durch diese Vorsicht die wilden Bestien abzuhalten, wurden doch während der Zeit zwei Ponies, ein Büffel und drei Hunde von Tigern und Leoparden geraubt. Andern Morgens zeitig vor Tagesanbruch hoben wir unser Lager auf und kehrten dem großen »Pfauenwald« für immer unsern Rücken zu, einer Gegend, die wohl ohne Ausnahme die wildeste und gefährlichste in allen Provinzen des mittleren Indiens ist.

*** (Leichenfeier in Brasilien.) Merkwürdig und von sehr verschiedenem Charakter sind die Feierlichkeiten bei den Leichenbegängnissen in Brasilien, obgleich, wie bei allen religiösen Ceremonien, so auch hier, die Prachtliebe der vorherrschend charakteristische Zug ist. Das Seltsame ist aber, daß die Begräbnisse kleiner Kinder wie Freudenfeste betrachtet werden und wahren Triumphzügen gleichen. Weiße, reichgeschmückte Pferde, mit weißen Federbüschen auf den Köpfen, ziehen eine offene Kutsche, worin in seinem kostbaren Gewande, doch ohne Kopfbedeckung, der Priester sitzt und auf seinem Schooß, auf einer kleinen offenen Bahre, die mit Bändern und Rosen gezierten irdischen Reste des Kindes hält. Auch die Kerzenträger sind in weiße oder mit Silbertressen gezierte Gewänder gekleidet. Bei Erwachsenen ist im Gegentheil alles düster; das Begräbniß selbst findet gewöhnlich in der Nacht statt; Abends vorher wird im Hause des Verstorbenen ein Trauer-altar aufgeschlagen, und alles, sogar die Thüre des Hauses, wird schwarz verhängt. So sieht man auch beim Leichenzug nichts als schwarzes Tuch oder Flor, womit Wagen, Pferde, Kutscher und

Fackelträger bekleidet sind; ja selbst die Fackeln sind schwarz. Vor der Kirche wird der Sarg vom Wagen gehoben und drinnen auf ein hohes mit schwarzem Tuch bedecktes und mit brennenden Kerzen umstelltes Gerüst gestellt, das man Mausoleum nennt. Nach Beendigung des Gottesdienstes wird dann die Leiche aus dem Sarge herausgenommen und unter einer der flachen Marmortafeln, womit der Boden der Kirche bedeckt ist, begraben, oder in eine der gewölbten Nischen (Catacomben) in der äußeren Kirchenwand eingemauert. Der Sarg ist Eigenthum der Kirche oder einer Brüderschaft und wird nur für die Leichenfeier gemiethet; die Leiche dagegen wird zur Beschleunigung der Verwesung mit ungelöschtem Kalk bedeckt, und etwa nach Verlauf eines Jahres werden die Knochen aus der Gruft herausgenommen, gereinigt und dann von den Verwandten oder Freunden des Verstorbenen in eine Kiste eingeschlossen. Diese Kisten bleiben gewöhnlich in der Kirche und die Angehörigen bewahren nur den Schlüssel dazu; zuweilen aber nehmen sie auch die Schachtel mit nach Hause, und man zeigte mir einen Herrn, der die Gebeine seiner verstorbenen Gattin bei sich im Schlafzimmer aufbewahrte. Diese Knochenkisten sind von verschiedener Größe und Gestalt, doch selten einem Sarge ähnlich; sie gleichen vielmehr oft einem Toilettkasten und sind manchmal mit Sammt überzogen und prächtig mit Gold- und Silberstickereien verziert.

Industrielles.

*** (Eine elektromagnetische Telegraphenlinie) soll über die ganze österreichische Monarchie gezogen werden. Bereits sind Wagram und Baden durch Telegraphenlinien mit Wien verbunden; die ersten großen Telegraphenverbindungen, deren Anlegung beabsichtigt wird, sind die von Prag und Pesth mit Wien. Jede Nachricht wird sodann mittelst dieses Telegraphs binnen fünf Minuten aus Prag nach Wien, oder umgekehrt, gelangen können.

*** (Neues Feuergeschoß.) Der Korvetten-Kapitän Billette hat ein neues Feuergeschoß erfunden, das furchtbar zerstörend wirkt. Es besteht in einer Kugel mit Brennstoff gefüllt, die so eingerichtet, daß sie auf die Wände eines Schiffes geschossen, nicht blos ein gewöhnliches Loch reißt, sondern, da sie im Augenblick des Anschlagens springt, breite Zersplitterungen verursacht. Zugleich wirft sie den unlöschbaren Feuerstoff nach allen Seiten, so daß ein Schiff, durch eine einzige solche Kugel getroffen, in Flammen aufgehen muß.

Naturgeschichtliches.

*** (Eine Wolfsjagd in Polen.) Ich befand mich, erzählt ein Jagdfreund, zur Winterzeit auf einem gräflichen Gute bei Plozk in einer überaus wald- und wildreichen Gegend, und ging in Begleitung eines Jägers einmal auf die Jagd. Sehr bald erblickten wir einen Wolf, den der Jäger, noch ehe ich mich von meinem Schrecken erholt hatte, durch einen Schuß in den Kopf erlegte. Als wir mit unserer Beute ins Schloß zurückkamen, fragte der Graf spöttelnd: »Ist das Ihre ganze Jagd?« und fügte hinzu, er wolle mir gleich andern Morgens, wenn ich es sonst der Mühe werth hielte ihn zu begleiten, ein Dutzend solcher Wölfe und größere als der da zusammenschießen. Ich willigte mit Freuden ein, und wir bestiegen mit Tagesanbruch einen mit vier Pferden bespannten Schlitten, da die Erde hoch verschneit war und eine russische Kälte herrschte. Als wir abfuhren, warf ein Diener ein Ferkel unter unsere Füße, das unerträglich quickte; und als ich um den Zweck dieses Thieres fragte, antwortete mir der Graf: »Das werden Sie schon erfahren, verhalten sie sich nur ruhig — und ich werde mein Versprechen erfüllen.« Ich meinte, es wäre zu einem Frühstücke bestimmt, und bemerkte, es wäre besser gewesen, es früher abzuschlachten. — »Auch ohne dies Spanferkel soll es uns an Proviant nicht fehlen,« entgegnete mein Jagdgenosse. Als wir ungefähr zwei Meilen weit gefahren seyn mochten, jagten wir in vollem Galopp in den Wald hinein. Da sagte der Graf zu mir, ich solle das Ferkel, welches mittlerweile stille geworden war, ins Ohr kneipen; was ich auch that, und das Thier schrie, daß es weit durch den Wald ertönte. Da kamen in wenigen Minuten drei Wölfe zum Vorschein und trabten unserm Schlitten nach. Nun ward mir klar, daß unser kleine Sänger der Lockvogel für die hungrigen Bestien seyn sollte. Ich wollte schon zum Schuße anschlagen, als der Jäger des Grafen eine ausgestopfte Schweinsfigur an einem langen Stricke aus dem Schlitten warf. Kaum war das geschehen, stürmten die gefräßigen Unthiere, in der Meinung, daß unser kleiner Schreihals herausgefallen, herbei, und gleich darauf feuerten der Graf und der Jäger, daß zwei derselben zusammenstürzten. — »Nun noch ein wenig Geduld, Freund, das ist erst der Anfang. Wir kehren nicht eher heim, bis ich mein Versprechen gelöst und das Dutzend vollgemacht habe.« — Der Schlitten ging rasch vorwärts und nach einer halben Stunde wiederholten wir das Manöver mit dem Schweinchen, wodurch wir die Wölfe auf's Neue in das Bereich unserer Büchsen brachten, und dieß auf einer Fahrt von 5 Meilen wohl ein Dutzendmal. Nachdem wir nicht weniger als 14 Wölfe erlegt, traten wir den Rückweg an; fanden aber nur noch 11; die fehlenden drei waren von ihren hungrigen Kameraden aufgefressen worden.

*** (Ungeheurer Karpfe.) In den gräflich Schlik'schen Teichen zu Kopidlno wird ein Karpfe gehalten, der ein wahrer Koloß unter seiner Art ist. Er wird alle Jahre bei der Teichabfischung gewogen und wieder eingesetzt. Heuer wog er 26 Pfd. Er führt den Fischernamen Stephan.

Entdeckungen.

*** (Entdeckungen im Monde.) Wie man versichert, hat Lord Rosse mit seinem Riesenteleskop wunderbare Entdeckungen im Monde gemacht. Sie scheinen die Topographie dieses Himmelskörpers völlig zu verändern und die Beobachtung des Hevelius zu bestätigen, welche man bisher für einen Traum gehalten hat. Dieser berühmte Astronom des 17. Jahrhunderts wollte nämlich in der Mitte des Mondes und in der Richtung des Meridians desselben einen breiten und tiefen Riß bemerkt haben, durch den hindurch man die Sonne sehen könnte. Diese Thatsache soll, wie man versichert, durch jenes Teleskop über allen Zweifel erhoben worden seyn.

Unglücksfälle und Elementarereignisse.

*** (Ausbruch des Hekla.) Im Oktober-Hefte wurde von dem Aschenregen auf den Orkney-Inseln (der auch bei den Faröer-Inseln und in den nördlichsten Theilen von Schottland verspürt ward) berichtet und daraus die Vermuthung gezogen, daß der Hekla auf Island wieder einen Ausbruch gethan. Diese Vermuthung hat sich auch bestätigt. In der Nacht vom 1. auf den 2. Sept. hörte man nämlich in der Umgebung des Hekla, der seit 80 Jahren geruht, ein fürchterliches unterirdisches Dröhnen. Dieses währte ununterbrochen bis zum 2. Sept. Mittags fort, wo der Berg unter entsetzlichem Krachen an verschiedenen Seiten borst, und die Feuermassen hervorbrachen. Die früheren Ausbrüche waren gewöhnlich vom Gipfel des Berges ausgegangen (einen eigentlichen Krater hat der Hekla nicht); dießmal aber flossen die Feuerströme durch zwei Schluchten an beiden Seiten des Berges. Das Wasser der nächsten Flüsse wurde so erwärmt, daß die Forellen starben oder auf's Land kamen, und die Reisenden nicht herüberkommen konnten, weil die Pferde die Hitze nicht auszuhalten vermochten. Nach neuerlichen Berichten machten sich indeß dennoch einige Reisende nach dem Hekla auf. Die Lava dehnt sich an seinem Fuße ungefähr 2 Meilen lang aus und ist an einzelnen Stellen etwa 1 Meile breit. »Die Höhe nahmen wir,« schreibt einer dieser Reisenden, »in der größten Entfernung vom Berge zu 40—50 Fuß, näher demselben wenigstens zu 80 Fuß an. Die ganze Masse war in beständiger Bewegung und machte einen Lärm, als wären wir von mehren hundert Fabriken umgeben. Die äußere Rinde der Lava ist ganz abgekühlt, aber inwendig ist die Masse flüssig und breitet sich mit ungeheurer Kraft nach allen Seiten aus, so daß die schon verhärtete Lava zerbrochen wird und beständig in ungeheuren Massen nach allen Seiten zusammenstürzt. Bei jedem Zusammensturz sieht man dann das fließende Feuer in der Mitte. Wo der Boden gleich ist, schreitet die ganze Masse vorwärts, indem sie Hügel von Erde und Sand vor sich auftreibt; so wie ihr aber Felsen in den Weg treten, arbeitet sie sich an diesen empor und die Seiten werden immer steiler, bis eine ganze Strecke mit furchtbarem Gekrach einstürzt.«

*** Am 12. Nov. Nachmittags durchstreiften drei Knechte aus dem St. Bernhardshospiz in Begleitung eines Geistlichen das Gebirge, um Reisenden entgegenzugehen und ihnen die Richtung des Weges zu bezeichnen. Ungefähr 10 Minuten vom Hospiz entfernt wurden sie von einer Schneelawine verschüttet. Die vier Leichen wurden Tags darauf 14 Fuß tief unter der Schneemasse gefunden.



